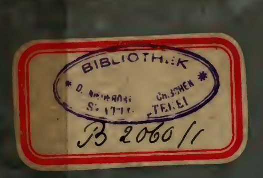

BIBLIOTHEK
B 2060/1


UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X004061425

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Erster Jahrgang.

1809.

Jänner.



Der Sammler.

Dinstag, den 1. 3. Jänner 1809.

Die Spanier und die Türken.

So verschieden auch die ursprüngliche Abstammung dieser beyden Völker ist, so haben sie doch in ihrer Denkart und in ihrem Äußerlichen viel Ähnliches mit einander. Unstreitig trägt zu dieser Ähnlichkeit der Spanier und der Türken, der lange Aufenthalt der Mauren (Araber) in Spanien, ihre Vermischung mit den Eingebornen und das Klima das Meiste bey.

Die Türken und die Spanier scheinen äußerlich kalt und apathisch zu seyn. Setzt sie aber eine Leidenschaft in Bewegung, so wird Alles Leben und Thätigkeit an ihnen. Die heftigste Gluth verzehrt sie; — ihr Haß und ihre Rachsucht kennt alsdann keine Gränzen. Unter dieser scheinbaren Kälte ruht der Quell des kräftigsten Lebens.

Beyde sind fanatisch für ihren religiösen Glauben eingenommen, für den sie Alles aufzuopfern im Stande sind. Der religiöse Fanatismus macht sie zu den tapfersten Völkern; sie scheuen weder Gefahren, noch fürchten sie den Tod, sobald sie in eine religiöse Ekstase versetzt sind. Solche Epochen sind die Mutter der größten Thaten, und es ist gefährlich, ein Volk, das einer solchen glühenden Leidenschaft fähig ist, zu reitzen, weil es seiner Wuth Alles zum Opfer bringt, was nicht mit ihm überein stimmt.

Die Spanier sind eben so eifersüchtig als die Türken. Nichts als Blut löscht die Wuth aus, welche Untreue in der Ehe erregt. Die Eifersucht raubt ihnen alle Besonnenheit, und versetzt sie in die größte Raserey. Beyde Völker bewachen daher das weibliche Geschlecht sehr sorgfältig, und können den Gedanken nicht ertragen, daß sie mit jemand ein Gut theilen sollen, das ihnen allein angehört.

Obschon beyde Völker träg und faul sind, und den Ackerbau vernachlässigen, so sind sie doch der größten Anstrengungen fähig, so bald sie die Noth, oder irgend eine Leidenschaft treibt. Sie können Strappazen ertragen, welche kein anders Volk aushält. Sie besitzen einen gewaltigen Fond von körperlichen Kräften. In Constantinopel findet man Menschen, wovon ein Einziger Lasten fortträgt, wozu anderwärts zwey bis drey erforderlich sind.

Beyde Völker leben außerordentlich mäßig. Wenn der Spanier etwas Brod und Zwiebeln nebst Wasser hat, so ist er nicht bloß zufrieden, sondern bleibt auch munter und stark. Türkische Soldaten haben oft Lebensmittel auf neun Tage bey sich, die in weiter nichts als in etwas Reiß und Zwieback bestehen. Beyde Völker sind vortreffliche Soldaten. Sie können Vieles dulden und entbehren, lange Märsche machen, und sind doch noch der größten Anstrengungen fähig. Beyde haben daher auch viele Eroberungen gemacht, und der Engländer Morrier sagt: es sey ein Glück für Europa, daß die Türken ihre militärischen Anlagen nicht zu benutzen wüßten, weil man sonst dasselbe

Schauspiel wieder erblicken würde, das sie uns zur Zeit ihrer glänzendsten Eroberungen gegeben haben. Beyde Völker verachten andere Nationen neben sich, sie besitzen einen großen National-Stolz, welchen bey beyden der religiöse Glaube nährt. Beyden glauben die echten Gläubigen zu seyn, und allein Anspruch auf die Freuden des Paradieses machen zu können.

Die vielen Ähnlichkeiten, welche beyden Nationen gemein sind, haben auch einerley Folgen. Spanier und Türken sind höchst unaufgeklärt; sie vernachlässigen die Cultur der Wissenschaften, den Ackerbau, die Gewerbe und den Handel. Die Einen glauben nichts thun zu dürfen, weil ihnen ihr herrlicher Boden und ihr treffliches Klima Alles gewährt; was zu einem glücklichen Leben erforderlich ist; die Andern verlassen sich auf die Schätze aus Amerika, und meinen, daß sie für Geld Alles bekommen können.

Beyde Nationen erhalten in diesem Augenblicke eine Wichtigkeit und ein Interesse, das sie in friedlichen Zeiten nicht haben. Beyde sind in gefährlichen Kriegen begriffen; und sollte es ihren Anführern gelingen, den religiösen Fanatismus und ihren Haß gegen Alles, was nicht zu ihrer Nation gehört, zu entflammen, so können wir nicht bloß die blutigsten und hartnäckigsten Kämpfe, sondern auch die gefährlichsten Anstrengungen und größten Gräuelthaten erwarten.

Die Modehändlerinn.

Zu einer alten Priesterinn
Des Luxus, die seit vierzig Jahren
Die Welt mit neuen Modewaaren
Von London, und Paris, und Wien
Versah, kam eine junge Dame,
Und wählte sich aus ihrem Krame
Ein neues Kleid. Das Weiblein fand
An dem verjährten Putz der Schönen
Ein weites Feld, den Unverstand
Der alten Moden zu verhöhnen.
Ach, sagte sie, mich jammert nur,
Solch eine himmlische Figur
In dieser Faschingstracht zu sehen. —
Ey, gute Mutter, laßt das Schmähen!
Vor dreyßig Jahren habt ihr mir
Sie selbst verkauft, erwiedert ihr
Die Dame. — Was! Vor dreyßig Jahren?
Fiel ihr das Weiblein lachend ein!
Sie wollen scherzen. Damahls waren
Sie nicht geboren. — Wahrlich! nein,
Ich scherze nicht; ich bin nicht jünger,
Vielleicht noch älter als die Welt;
Versetzt die Schöne. Zitternd hält
Die Alte schon die dürren Finger,
Ein Kreuz zu schlagen, aufgereckt.
Da schied die Dame schnell von hinnen.
Es war die Wahrheit, Freund! Sie deckt
Sich, um die Menschen zu gewinnen,
Oft mit dem Rock, den Unbestand
Und Zeitgeist sich zur Tracht erlesen.
Doch ewig ist, wie Gott, ihr Wesen;
Sie altert nicht, nur ihr Gewand.

Pfeffel.

Mythen.

1.

Ein Bienenstock, der seinen Weiser verloren hatte, wählte sich einen andern. Der neue Weiser beschloß, die Bienen auf eine ungewöhnliche Art zu regieren. Eines Abends versammelte er sein Volk, das von der Arbeit des Tages ermüdet war, und sagte: Wenn ihr folgsam seyd, will ich euch ernähren, ohne daß ihr nöthig habt, weit über Wälder, Thäler und Bäche auszufliegen, und in der Ferne mit mühsamem Fleiße euere Nahrung zu suchen. Die Schwalben, Spechte, Regengüsse und Stürme vernichten täglich eine große Menge eurer Brüder, die zu den entlegenen Büschen und Auen eilen, um Honig zu sammeln. Gefahren anderer Art erwarten euch auf dem Wege, den ich euch zu führen gedenke; aber dieser ist kürzer, und eröffnet, wenn ihr mir folgt, weit reichlichere Nahrung. Sein Vorschlag ward angenommen. Sogleich geboth er, daß keiner am folgenden Morgen ausziehe, sondern im Korbe bleiben sollte. Als nun das Volk der übrigen Stöcke zu ihrer Tagesbeschäftigung größten Theils ausgeflogen war, überfiel der neue Weiser mit einem großen Schwarme den benachbarten Bienenkorb. Die vorhandenen Einwohner waren zu schwach, Widerstand zu leisten, und die einzelnen zurückkehrenden Verwandten wurden leicht überwältigt. Auf diese Art wurde in einem Vormittage der ganze Honig des Nachbars ausgeraubt. Als der Weiser am folgenden Tage merkte, daß die übrigen Stöcke, aus Furcht vor Überfall, sich zu Hause hielten, blieb er ruhig, bis er sah, daß dieser oder jener sorglos seine Betriebsamkeit wieder erneuerte. Da überfiel er einen Korb nach dem andern, bis er sie endlich alle auszehrte, und seine eigene Behausung nicht mehr die Schätze zu fassen vermochte. Das Unglück bewirkte endlich, daß sich alle Bienenstöcke verbanden, das Raubhaus zu erstürmen, und das Unrecht zu strafen. Allein der Hunger, welcher durch die erlittene Plünderung unter ihnen entstand, machte die angreifenden Heere zaghaft und schwach, der Überfluß des Raubkorbes aber die Bewohner desselben muthig und stark. Dort herrschten über dieß Uneinigkeiten und Zerstreuung, hier Eintracht und genaue

Aufmerksamkeit. Daher geschah es, daß die beleidigten Nachbarn nicht nur zurück geschlagen, sondern bis in ihre Zelte verfolgt, und auf's neue geplündert wurden.

2.

Eine Wolke stieg bey anbrechendem Tage in Osten empor, und wuchs zusehends, bis sie den halben Himmel bedeckte. Ihre weiße, sanfte Farbe verwandelte sich nach und nach in Krokus, bald in Rosen, dann in brennenden Purpur. Endlich glühete sie, wie ein loderndes Feuermeer, majestätisch und prächtig, und gewährte den betrachtenden Hirten das reitzendste Schauspiel.

Diese erfreuten sich ihres Anblickes, bewunderten die Pracht, Größe und Herrlichkeit derselben, und priesen in herrlichen Liedern die Wonne ihrer Erscheinung.

Kaum hatten sie ihr Entzücken den übrigen Bewohnern des Landes mitgetheilt, so verwandelte sich die goldene, bewunderte, gesegnete Wolke in ein furchtbares Ungewitter. Sie zog mit Blitz, Donner, Hagel, Wassergüssen und Sturm über das Land, ersäufte die Heerden, zerschlug die Saaten, verbrannte die Wohnungen, und vertilgte einen großen Theil der Einwohner. Kaum retteten sich einige Hirten auf die benachbarten Berge!

„Ach!" riefen sie aus, „warum haben wir doch dem friedlichen Ansehen dieser Erscheinung getraut, und sie bewundert! Hätten wir doch, statt sie zu preisen, sie gefürchtet, wir hätten unsere Heerden, und der Landmann sich selbst und den größten Theil seiner Güter gerettet!"

3.

Ein reicher Afrikaner hatte drey Heerden, und über jede derselben eigene Hirten gesetzt, welche sie mit Vorsicht weiden, und sich im nöthigen Falle einander beystehen sollten. Die erste Heerde bestand aus Pferden, die zweyte aus Kühen und Rindern, die dritte aus Ziegen.

Ein Löwe wohnte mit seinem Weibe und einigen schon erwachsenen Jungen in einer benachbarten Höhle, und lauerte auf Beute. Weil aber die Wachsamkeit und Vorsicht der Hirten ihm zu gefährlich schienen: so ging er stets friedlich neben den Heerden weg, und jagte im benachbarten Walde Hirsche und Gazellen, an denen er mit seinen Angehörigen den Hunger stillte.

Endlich schickte er seinen Sohn, einen jungen, geschmeidigen Löwen, an die Pferde ab. Dieser überredete sie, ihrem Hirten untreu zu werden, und sich seiner Leitung anzuvertrauen. Die Pferde, in Ordnung gestellt und geführt, zerstampften Hirten und Hunde, und genossen unter dem Rathe des Löwen ihrer Freyheit. Sie ermangelten nicht, ihre Nachbarn zu reitzen, und zu einem ähnlichen Versuche aufzufordern.

Ein zweyter Löwe, der an die Rinder und Kühe abgesandt wurde, befestigte endlich ihren Entschluß. Sie bohrten ihre Wächter nieder, und gingen unter Anführung des Löwen in die üppigste Weide, und schienen die Freyheit errungen zu haben.

Der dritte Löwe beredete auch die Ziegen zu einem Abfalle; allein diese fühlten sich nicht stark genug, ihren Entschluß auszuführen, weil die Wächter sich vermehrt, und größere und zahlreichere Hunde, als sonst, sie umgeben hatten. „Es bedarf nur eures Willens," erwiederte der Löwe, „ich und meine Bundesgenossen werden euch erlösen!" — Die streitbarsten Stiere und kühnsten Rosse wurden aufgefordert, und die Löwen stellten sich an ihre Spitze. Hirten und Hunde wurden unvermuthet überfallen, zerrissen und zerstampft, und die Ziegen waren frey.

Pferde, Rinder und Ziegen fühlten sich glücklich, und rühmten die edelmüthigen Löwen, welche sie befreyt, und ihre Leitung übernommen hatten.

Diese enthusiastische Freude dauerte aber nicht lange. Jeglicher Nacht ward ohne Vorwissen der übrigen ein Mitglied nach dem andern geraubt, und von den Löwen verzehrt. Als die Heerden immer kleiner wurden, fingen die Löwen an, immer offenbarer ihren Blutdurst zu stillen, und zerrissen, wenn es ihnen beliebte, Rinder, Pferde und Ziegen, bis auch nicht ein einziges übrig blieb. Kanngießer.

Geisterstimmen.

Die meisten Menschen fürchten sich vor Gespenstern, und lauschen aufmerksam auf das Geflüster der Geister. Mögen die Todten reden, wenn die Lebenden schweigen!

Die Menschen sind so einfältig, daß der, welcher betrügen will, immer Leute findet, die sich betrügen lassen. Machiavelli.

Zwischen Schwachen und Überstarken ruhet es sich gleich unsicher. Wo die Stärke der Faust entscheidet, da sind Bescheidenheit und Rechtschaffenheit nur Worte des Stärkern. Tacitus.

Ich kenne nichts Größeres, als den Entschluß Ludwigs des XIV., sich lieber unter den Trümmern seines Thrones begraben zu lassen, als Bedingungen einzugehen, die eines Königes unwürdig wären. Seine

Seele war zu stolz um noch tiefer zu sinken, als sein Schicksal, und er wußte, daß der Muth eine Krone befestigen kann, aber Entehrung niemahls. Montesquieu.

Ein durch die Waffen gegründetes Reich muß auch durch die Waffen erhalten werden. Montesquieu.

Es ist unvernünftig, wegen der allzu großen Übermacht eines Staates einen Krieg anzufangen. Die allzu große Macht ist immer schon der größte Feind eines Staates, und nährt die Ursachen seines Verfalles. Viele Nationen hatten schon eine solche Stufe von Macht erstiegen, daß es schien, als sey die Universal-Monarchie vorhanden; allein dieß war immer der letzte Zeitpunct dieser Macht, oder der erste Schritt zu ihrem Verfalle. Bacon.

Bey wichtigen Sachen muß man alle Mahl den kürzesten Weg einschlagen. Man folgt den Spuren der Natur, und benutzt die Mittel, die sie darbiethet. Richelieu.

Die Natur will unwiderstehlich, daß das Recht zuletzt die Obergewalt behalte. Was man nun hier verabsäumt, zu thun, das macht sich zuletzt selbst, obschon mit viel Ungemächlichkeit. Kant.

Daß Könige philosophiren, oder Philosophen Könige werden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen, weil der Besitz der Gewalt das freye Urtheil der Vernunft unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche (sich selbst nach Gleichheitsgesetzen beherrschende) Völker diese Classe der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist beyden zur Belehrung ihres Geschäftes unentbehrlich. Kant.

Die Seelen unserer Väter sind ausgestorben, und wir werden vom Geiste unserer Mütter regiert. Shakespeare.

Der Mensch ist eine durch das Nadelöhr jeder Gewohnheit ziehbare Materie, die alle Gestalten annimmt. Galiani.

Die Griechischen Staatsmänner wußten von keiner andern Stärke, um sich darauf zu verlassen, als von der Stärke der Tugend. Unsere Staatsmänner reden nur von Manufacturen, von Handlung und Gewerben, von öffentlichen Einkünften, von Reichthümern, und sogar von Üppigkeit und Pracht. Montesquieu.

Notitzen.

Wien. Am 17. Dec. wurde endlich der Wunsch so vieler Freunde und Verehrer Schillers, eine Vorstellung zum Besten seiner hinterlassenen Familie zu sehen, erfüllt. Die Hof-Theater-Direction wählte zu diesem Zwecke die Phädra des Racine, von dem Verewigten übersetzt, und Schillers Todtenfeyer, von dem genialischen Grafen von Benzel. Das Publicum zeigte durch seinen äußerst zahlreichen Besuch seine Theilnahme an dieser Unternehmung. Schon um 5 Uhr war das Theater nächst dem Kärnthner-Thore beynahe gedrängt voll, und um 6 Uhr war es fast unmöglich, auf einem der Plätze unter zu kommen. — Wenn man gleich die unvergeßliche Roose als Phädra vermißte, so müssen wir doch Madame Weissenthurn die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich redlich bestrebte, ihre Rolle so vollkommen als möglich darzustellen. Herr Koch gab den Hippolit ungemein schön. Herr Lange schien durch seinen königlichen Anstand als Theseus ein wahrer Heros der Fabelwelt. Mlle. Adamberger berechtigt durch ihr Spiel zu der schönsten Hoffnung für das hohe Trauerspiel. Möge die Aufmunterung, welche sie erhält, sie nicht verleiten, auf halbem Wege stehen zu bleiben! Herr Brockmann zeigte sich in der kleinen Rolle des Theramen als großen Künstler.

In der oberwähnten Todtenfeyer hatte Herr Koch als Genius die schwierigste Rolle! er spielte vortrefflich! besonders wußte er seine Stimme bey dem Aufrufe der verschiedenen Erscheinungen sehr gut zu moduliren. — Der Anzug des Herrn Klingmann als Don Carlos war schlecht gewählt. Möchten doch die Schauspieler bey der Wahl ihrer Costüme ihren geschmackvollen Collegen Lange zu Rathe ziehen! — Vortrefflich stellte Herr Ochsenheimer den Wallenstein, so wie Herr Roose den Wilhelm Tell dar.

Die Wolken-Direction, die Veränderung und das ganze Arrangement der Bühne waren sehr geschmackvoll von Herrn v. Collin veranstaltet. Die damit verbundene Musik war von Herrn Umlauf. Jedes Herz hob sich höher, als die Büste des unsterblichen Dichters gekrönt wurde. Ein gewaltiges Händeklatschen erscholl durch das ganze Theater. Die Einnahme betrug 6297 fl. 2 kr. und 50 Ducaten im Golde.

Herr Doctor Gall hat Schillers Porträt nach einem Abgusse, der über sein Gesicht nach dem Tode gemacht wurde, und welchen er der Hof-Theater-Direction als Geschenk überließ, auf Pränumeration zu 2 und 3 fl. angekündiget.

Herr Matthäus v. Collin, der Verfasser des Trauerspieles: Bella's Krieg mit dem Vater, ist als Professor der schönen Wissenschaften nach Krakau abgegangen.

Der berühmte, der Zeit hier anwesende, königlich-Westphälische Kapellmeister, Herr Reichard, wird die Bradamante des Herrn Heinrich J. v. Collin in Musik setzen.

• • • • • • • •

Chaussier, einer der ausgezeichnetsten Professoren an der Ecole de Medecine zu Paris, hat eine Viper in einen großen, genau verschlossenen Pokal gesperrt, und diesen erst nach drey Monathen geöffnet. Die Viper lebte nicht nur, Trotz des langen Mangels an Nahrung, noch, sondern hatte mehrere Viperchen zur Welt gebracht, die in ihrem Gefängnisse aufwuchsen, und sich, wie ihre Mutter, ganz wohl zu befinden schienen. Auch hat Chaussier durch Experimente dargethan, daß flüchtiges Alkali den Viperbiß heilt, und für diese Insecten ein fürchterliches, schnell tödtendes Gift ist.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 2. — 5. Jänner 1809.

Die glückliche Insel.

Schon waren neue Gestalten hervor gegangen, neue Welttheile hatten sich gebildet. Ältere Erdschichten waren zusammen gestürzt, fanden sich in neuer Ordnung auf einander gehäuft. Sie dienten den dauerhaftesten Ruinen der vormahligen thierischen Welt zu Begräbnißstätten, und neben ihnen harreten mehrere Keime von Vegetabilien der Urwelt ihrer Auferstehung, ihrer Entwickelung.

Das Land war beruhigt, das Meer warf heiter das Bild des Himmels zurück. Da, wo vormahls die Gazelle grasete, wo der Elephant die junge Palme entlaubte, wo die Gemse am blaulichen Eise der Gletscher weidete, da lachte jetzt die Meermewe, da buhlte, wie ein Sultan, der Seelöwe in seinem wandelnden Serail.

Gleichförmig rollte die Erde um ihre Achse, der zurückbleibende, minder schnelle Dunstkreis strömte ihr von Osten nach Westen freundschaftlich entgegen, und erfrischte in sanften Zügen die ungeheure Wassermasse der heißen Zone zwischen beyden Hemisphären.

Die Gewalt der Gewässer hatte Afrika noch nicht bis zu der heutigen Verkleinerung hinweg gearbeitet; seine Vorgebirge streckten ihre Arme noch tief in den Äthiopischen Ocean hinein.

In der schönsten Jahreszeit der Tropen bedeckte ein ganzes Heer Fischerböthe mit Angeln und Netzen das hohe Meer. Unter fröhlichen Liedern füllten sie reichlich ihre Kähne. Doraden, Boniten nebst vielen hundert andern goldenen Bewohnern des Oceans tanzten um sie her, und wurden die Opfer ihrer Zutraulichkeit. Die Gestirnen spiegelten sich groß und hehr in dem blanken Gewässer; mit inniger Selbstgenügsamkeit feyerte die Natur im vasten Umkreise ihre ruhige Schönheit; und die arbeitsamen Fischer preiseten durch Wechselgesang den unerschöpflichen Segen des Oceans.

So genoß Alles seines frohen Daseyns, als nach vielen der heitersten Tage ein grauer Nebel den Horizont zu umgürten begann.

„Merkt auf," rief ein erfahrner Neger, der Nestor der Fischer, „merkt auf Kinder, wie in weiter Ferne der Himmel sich sonderbar trübt. Der ganze Gesichtskreis hüllt sich in einen grauen Schleyer, er prophezeyt eine furchtbare Veränderung."

Ahnungsvoll zogen die gewarnten Neger ihre Netze ein, setzten die Segel bey, und eilten, durch Ruder beschleinigt, mit dem reichen Fange ihren ängstlich harrenden Gatten hinzu.

Kaum hatten sie die Küsten erreicht, da stieg schon das Trauergewand vom Horizont höher gegen den Himmel empor. Bald nahm die ganze Atmosphäre eine drohende Gestalt an. Jene freundlichen Winde wuchsen zu einem förmlichen Sturme. Der Orkan schwellte das Meer in hohen Wogen nach jeder Richtung, und hier-

mit begann ein Phänomen, wie es noch nie ein Sterblicher sah*).

Die Wasser schlugen von unten nach oben her mächtige Wellen. So weit das Auge nur reichte, hoben sich überall große Blasen aus der Tiefe hervor. Der ganze Ocean schien ein siedendes Meer. Sein Boden erbebte. Aus seinem Innern stieg ein tödtender Dunst; Dampf, Rauch und lichte Flammen schlugen gegen die Wolken.

Meilen weit über die Ufer hinaus wüthete der Ocean. Er verschlang große Striche der Küste von Afrika, und die kaum noch dem Tode entronnenen Neger starrten vom fernen Gebirge mit Entsetzen in dieß grause Chaos.

Denn auch die Atmosphäre war im wildesten Aufruhre. Ihre Donner rollten; ihre Blitze schmetterten von oben herab, während daß dichte Feuergarben auf dem Meere himmelan stürmten.

In diesem schrecklichen Kampfe der Elemente theilte sich plötzlich der Abgrund. Einzelne, schroffe Spitzen schwarzer Felsen drangen aus dem Meere hervor; ihnen folgten bald große Massen dampfender Gebirge. Dann bebte von neuem die Tiefe, und plötzlich sanken diese Feuerberge wieder in den Schoß ihrer Mutter hinab. Aber nach kurzen Stößen erhoben sich abermahls die Spitzen des neuen Landes.

Nach und nach bildete sich unter gleichen Phänomenen eine große Insel, besetzt mit hohen Schwefelgebirgen; eine öde, traurige, Tod verkündigende Erde! da, wo ihre Hügel nicht rauchten, oder Feuer hervor bliesen, erblickte man in den Schluchten die zertrümmerten, früheren Erdschichten, feste Lagen von Thon, Kalk und kieselartigem Gesteine. An ihnen floß die kochende Lava in's Meer. Wasser und Feuer bildeten hier gleichfalls den Basalt in schönsten Säulen; aber auch dieser ward noch oftmahls von neuen Erdstößen zertrümmert, und mit andern Gebirgsarten wieder überstürzt.

Endlich hatte die aufgeregte Natur ausgetobt. Das neue Feuerland lag in öder Ruhe da. Seine Hitze scheuchte noch den Fisch und den Vogel von sich, und keine Spur von Leben, keine Anzeige der Vegetation verminderte den melancholischen Anblick.

Nach und nach verloschen nun die Vulkane. Die Passat- und Seewinde kühlten vorzüglich die Spitzen der Berge. Diese sogen die Gewässer der Atmosphäre, die Feuchtigkeiten der Welt auf. Kleine Quellen und Bäche wurden erzeugt, und die vulkanische Schlacke verwittert, sie verfiel in eisenhaltigen Thon, und hierdurch in ein fruchtbares Erdreich.

Manche jener submarinen Erdschichten hatte das Feuer verschont, war von der Lava unbedeckt geblieben. Die in ihr schlafenden Keime zur künftigen Vegetation, gereitzt und genährt durch die Atmosphäre, durch ihre Feuchtigkeiten, und durch die Alles belebende Sonne, empfingen neues Leben; sie entwickelten sich, begünstigt von dem Klima; sie erwachten wie das schlafende Räderthier oder andere polypenartige Wesen, denen sich nach langer Zeit ihr mütterliches Element von neuem darbiethet.

Auch trug wohl ein Wandervogel, von Sturm fortgerissen, manchen Kern, den Rest seines Abschiedsmahles, oder den Pflanzensaamen, der ihm am Fuße hangen blieb, auf das neue Land, und die selbst in der Atmosphäre unsichtbar scheinenden Rudimente der Cryptogamen setzten hier Mose und ähnliche Substanzen an.

Auf die Art ging dann eine neue Schöpfung hervor. Die Hügel, erquickt durch den Niederschlag der Luft, überzog zuerst ein schönes Grün. Dann stieg die Vegetation tiefer zu den Küsten hinab; nur die weniger zugängliche Lava der tiefern Schluchten behielt noch mehr oder weniger die Physiognomie der Erstorbenheit.

Die Seemewe, der Tölpel und anderes Gefieder des Oceans näherten sich nun wieder. Sie bargen ihre Nester und ihre junge Brut in den Höhlen, und düngeten überall das Land. Mehrere Arten der großen Schildkröten vertrauten ihre Eyer dem Gestade; kurz, der gewaltsame Drang der Natur zum Leben verjagte endlich den Tod.

Nach mehreren Jahrhunderten stand da eine heitere Insel von einigen 20 Meilen im Umfange, unter dem mildesten Klima der Welt, einladend durch reiche Vegetation, durch die gesunde Luft, und durch die lautersten, von hohen Gebirgen herabrieselnden Bäche.

Allein das Vaterland der Neger war jetzt weit fortgerückt von diesem Theile des Oceans, und ihre ärmliche Schiffbaukunst erlaubte ihnen keine so weite Reise in's Meer.

Als aber Heinrich, der große Schiffer, die Erdkunde umschuf, als die kühnen Portugiesen, von seinem Feuereifer beseelt, neue Welten suchten und fan-

*) Die folgende Beschreibung ist völlig nach den grossen Ereignissen geschildert, welche bey dem Entstehen der Inseln unweit Santorin, mehrerer Azoren und anderer vulkanischen Inseln wirklich Statt fanden.

den, da konnte eine Insel, deren höchstes Gebirge fast auf 80 Seemeilen sichtbar ist*), mitten auf dem Wege nach Ostindien nicht länger verborgen bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

„Heut' Abend läßt mich der Vater allein,
das vergönnt uns ein trauliches Wörtchen.
Bleibt heiter der Himmel, so stelle dich ein,
dann öffn' ich dir, Lieber, das Pförtchen."

Ich herzte das Blättchen, zerküßt' es wohl schier,
um mich wirbelte alles im Tanze;
der Himmel blieb heiter, und lächelte mir,
und ich war vollkommen das Ganze.

Und es drängten die Bilder der Zukunft sich,
die mit lieblichem Wahn mich ergetzten,
und die Brust, der die zweifelnde Bangniß entwich,
blieb offen den beyden letzten.

Schnell trug mich hin zu dem Ziele der Lauf,
doch, ob ich vor Ungeduld berste,
das Pförtchen thut nimmer und nimmer sich auf,
bleibt immer und immer die Erste.

Seitdem ist es aus mit den letzten zwey'n,
sie entfloh'n mit dem heiteren Glanze;
soll mir immer das Pförtchen die Erste seyn,
werd' ich nimmer wohl wieder das Ganze.

Z****

Epigramme.

Knoll.

Dort wandelt langsam, schwer mit sich bemüht,
Knoll, den wir längst erharrten.
Er lebe wohl! — Wer ihn auch kommen sieht,
Kann doch ihn nicht erwarten.

Entschluß.

(Nach einer Anecdote.)

Mumm, der sich als zweyter Angelo preist,
Will meinen Salon erst weißen, dann mahlen.
Ich will den Pfuscher ja gern bezahlen,
Wenn er den Salon erst mahlt, dann weißt.

An die Kritikaster des Kritikers.

Ihr sprecht des Censors Jugend Hohn?
Schämt euch, ihr großen Kinder!
Alcid war in der Wiege schon
Ein Schlangenüberwinder.

Haug.

An Doctor Gall.

Wird das Organ allein am Schädel nur erkannt?
Mich däucht, es irret deine Hand
An mancher Köpfe dickem Leder.
Sieh, zum Exempel, nur den Helden Fähnrich Faul!
Sein Raufsinn sitzt allein — im Maul,
Beym Kritiker Bav — in seiner Feder.

C. A. W. v. Kyaw.

*) Der Dianen-Peak, der größte Bergrücken, hat 2692 Fuß.

Mythen.

1.

Zwey wilde Völker wohnten neben einander, und beneideten sich wechselseitig. Ein schöner Bach floß durch das Land beyder Nationen. Das Volk, durch welches er zuerst strömte, kam auf den Gedanken, den Bach an ihrer Gränze zu verdämmen, und dadurch ihren Nachbarn Bewässerung und Fruchtbarkeit zu rauben. An der Stelle, wo er durch hohe Felsen strömt, wurde die Sperrung durch umgehauene Bäume, Steine und Erdreich vollendet. Das ganze Volk jubelte vor Schadenfreude, und hoffte in den folgenden Tagen eine demüthige Gesandtschaft von ihren Nachbarn zu sehen, die ihre Gnade anflehen würde. In der folgenden Nacht fiel aber im Gebirge ein starker Wolkenbruch, und da der Bach keine Öffnung hatte, überschwemmte er das ganze Land, und ersäufte diejenigen, die andere hatten verdursten lassen wollen.

2.

Ein großer Nußbaum stand in einem kleinen Garten. Ungestört breitete er daher bald seine mächtigen Arme über denselben aus, und erstickte alle aufsteigenden Bäume und Pflanzen durch seinen Schatten. Wenn sie nicht vertrockneten, so erkrankten sie doch wegen Beraubung des freyen Sonnenlichtes und aus Mangel der Nahrung, die ihnen durch die ungeheueren Wurzeln des Nachbars entzogen wurde. „Ziehe doch, guter Nußbaum," riefen endlich die gedrückten und ausgesogenen Pflanzen, „deine Zweige und Wurzeln in dein Gebieth zusammen, und vergönne uns in unserem Gebiethe Luft und Erde!" — „Nein," rief der Nußbaum, „wenn ich euch nicht entkräfte, würde ich bald durch eueren Wachsthum verdorren. Ich kann nur groß und stark bleiben, so lange ihr klein und schwach seyd."

3.

Ein Wolf begegnete einem Fleischerhunde, der blutig seinem Herrn nacheilte. „Was hast du für eine Beute gemacht?" fragte der Wolf. „Ich habe einen jungen Spitz todt gebissen," antwortete er. — „Ist es möglich, daß du ein Thier deines Geschlechtes erwürgen kannst? Bey uns ist dieß Verbrechen unbekannt!" — „Bruder Wolf, ich lebe in Gesellschaft der zweyfüßigen Thiere, ich habe ihre Sitten angenommen!" — „Geh, grausamer Hund, deine zweyfüßigen Thiere müssen Ungeheuer seyn," rief der Wolf, und ging unwillig von dannen!

4.

Als Alexander der Große, von dem Minos verdammt, in dem Tartarus angeschmiedet worden, bath er den Merkur, sein Schicksal dem Jupiter vorzustellen, und ihm zu sagen: daß er weit größere Thaten ausgeführt habe, als Herkules; dieser aber unter die Götter, er hingegen unter die Bösewichte der Unterwelt gesetzt sey. Jupiter sprach: „Beyden ist Recht geschehen; die Götter beurtheilen nicht die Größe, sondern den Zweck der menschlichen Handlungen. Herkules kämpfte für die Freyheit des Menschengeschlechtes, Alexander, um es zu unterjochen; jener reinigte die Erde von ihren Unterdrückern und Verwüstern, dieser unterdrückte und verwüstete sie selbst!"

5.

Ein Elephant, der durch seine Waffen furchtbar geworden, und sich in großes Ansehen unter den benachbarten Thieren gesetzt hatte, lebte eine Zeit ungestört und ruhig. Weil er endlich glaubte, daß er in diesem furchtbaren Ansehen auch ohne weitere Proben seiner Kraft und seines Muthes bleiben werde, ließ er sich die furchtbaren Zähne abnehmen, die ihm im Frieden unnütz und beschwerlich waren. Kaum hatten dieß die scheinbaren Freunde bemerkt; so fielen sie das edle Thier an, und zerrissen es. Sterbend rief der Elephant: „Ich liebte den Frieden, und hatte meine Waffen abgelegt, warum bekrieget ihr mich?" — „Weil," erwiederten sie, „du nicht Lust hattest, uns zu bekriegen!"

6.

Der Fuchs wurde einst von den Wölfen zum Könige erwählt. Sogleich verschaffte er sich eine zahlreiche Leibwache von Löwen, denen er die Freyheit gab, so viel von den Wölfen zu verzehren, als sie wollten. Ein Eichhorn fragte ihn, warum er dieß thue? „Weil," erwiederte er, „die Wölfe mich auffressen würden, wenn ich sie nicht selbst auffressen ließe!"

Kanngießer.

Notizen.

Wien. Allgemein vermißte man diesen Winter die im vorigen Jahre von einer so zahlreichen als gewählten Gesellschaft besuchten Liebhaber-Concerte im Universitäts-Saale. So beschwerlich als diese Unternehmung für die Veranstalter derselben war, so wurden sie doch für ihre Bemühungen einiger Maßen mit dem Danke von beynahe tausend gebildeter Zuhörer gelohnt, die das Vergnügen nie vergessen werden, welches ihnen diese Musiken verschafft haben. —

Die letzten Tage der Christwoche und der Christtag selbst waren, wie gewöhnlich, musikalischen Akademien gewidmet. Am 22. und 23. December gab die hiesige Gesellschaft der Tonkünstler zum Besten ihrer Witwen und Waisen ein älteres Oratorium des unsterblichen Joseph Haydn, Davide penitente, im Theater nebst der k. k. Burg, von mehr als 200 Tonkünstlern aufgeführt. Am 22. veranstaltete Herr van Beethoven im Theater an der Wien zu seinem Vortheile ein Concert, in welchem er die jüngsten Kinder seines unerschöpflichen Talentes dem Publicum mittheilte. Die sämmtlichen Musik-Stücke waren von seiner Composition. Unübertrefflich schön war die Darstellung eines Gewitters in der ersten Pastoral-Symphonie, so wie das Gloria und Sanctus einer Messe, welche gewiß jeder Kenner und Liebhaber der Tonkunst mit Sehnsucht vollständig erwartet. Seine kaiserl. Hoheit, der Erzherzog Rudolph, beehrten dieses Concert mit Ihrer Gegenwart.

Am 23. December gab Herr Musik-Director Clement in eben diesem Theater zu seinem Vortheile eine Akademie. Nur die große Kälte war Ursache, daß der Besuch des Publicums bey beyden Akademien nicht so zahlreich ausfiel, als diese Künstler verdienten.

Am Christtage wurde in dem k. k. großen Redouten-Saale zum Besten der Armen des hiesigen Bürger-Spitales die Cantate: Die Rückkehr des Vaters, aufgeführt. Die Wohlthätigkeit des Publicums sprach sich bey dieser Gelegenheit wieder deutlich aus. Der ganze Saal, so wie die Gallerien, waren gedrängt voll.

Am 1. December verflossenen Jahres starb allhier Anton Fischer, Kapellmeister des k. k. privil. Theaters an der Wien, im 31. Jahre seines Alters. Mehrere seiner zahlreichen, für dieses Theater gesetzten, Opern berechtigten zu den hoffnungsvollsten Erwartungen.

Im Jahre 1805 ließ der berühmte Marcel, Director der kaiserlichen Buchdruckerey in Paris, bey Anwesenheit des Papstes das Vater unser in 150 Sprachen abdrucken. Bodoni, dessen Prachtdrucke ganz Europa kennt, hat nun dasselbe in 155 Sprachen abgedruckt, und man findet in diesem merkwürdigen Werke des berühmten Künstlers noch einen größeren Reichthum von Schriften, als in der Pariser Ausgabe. Die erste Abtheilung enthält 61 Übersetzungen in Asiatischen Sprachen; die zweyte 72 Europäische; die dritte 12 Afrikanische, und die vierte 20 Amerikanische. Ungeachtet dieß nur 155 verschiedene Übersetzungen oder Sprachen sind, so findet man das Vater unser doch 215 Mahle mit eben so viel verschiedenen Schriften gedruckt; nähmlich 68 Asiatische, 114 Europäische, 13 Afrikanische, und 20 Amerikanische. Der ausländischen, jeder Sprache eigenthümlichen, Schrift-Charaktere sind 107; 43 Asiatische, 58 Europäische (worunter 34 Griechische) und 6 Afrikanische. Die übrigen 108 sind gewöhnliche Schriften, aber so abwechselnd in Form und Maß, daß fast nie die nähmlichen vorkommen.

Man kann hieraus auf den außerordentlichen Reichthum der Bodanischen Druckerey schließen, die wenigstens 200 Schriftarten besitzt.

Da Bodoni ein typographisches Handbuch herausgeben will, so wird aus diesem noch besser beurtheilt werden können, auf welchen Grad der Vollkommenheit dieser achtungswürdige Künstler sein Institut gebracht hat. Da er selbst alle Schriften, die er gebraucht, geschnitten hat, so kann man auf die Anstrengung schließen, die erfordert wurde, bis ein Mensch den Schnitt, und die davon abhangenden Arbeiten so vieler Schriften vollendete; die Verwunderung wird vermehrt, wenn man bedenkt, daß die Malabarische Schrift allein 1132 Stämpel erfordert.

Gedruckt bey Anton Strauß.



Der Sammler

Samstag, den — 3. — 7. Jänner 1809.

Die glückliche Insel.

(Fortsetzung.)

An einem heitern Maytage (21. 1508.), er führte den Nahmen der heiligen Helena, erschien dem Portugiesen J. Pimento zuerst diese Insel in weiter Ferne als ein schroffes, hohes Gebirge.

Bey seiner Annäherung fand er ein schön begrasetes Ländchen; er belegte es mit dem Nahmen des Tages. Ein so unbedeutender Fleck der Erde konnte freylich die Weltentdecker nicht lange fesseln! Indessen war es entdeckt. Die betriebsamen Holländer bemächtigten sich seiner. Kaum diente ihnen aber das Cap zu einem bessern Erfrischungsplatze, so gaben sie's wiederum auf. Bey der trefflichen Lage zwischen mehreren Theilen der Welt machte sich das richtig calculirende England davon Meister (1600). Nur erst 70 Jahre nachher erwachte die Handels-Intoleranz der Holländer. Sie überfielen und verdrängten die ruhigen Besitzer. Allein der tapfere Munde rächte schon im folgenden Jahre sein Vaterland; seit dem dient St. Helena den Engländern als Hauptpost-Station für ihre Ostindischen Flotten.

Damahls both St. Helena den Reisenden nur frisches Wasser, einige Waldung und Kräuterwerk, Seevögel und Schildkröten dar. England siedelte nun dort ein kleines Völkchen an, führte zugleich mehrere nützliche Pflanzen und Gemüsearten, Pferde, Hornvieh und andere Hausthiere und Geflügel hinüber.

Freylich thaten die frühesten Colonisten der Vegetation einiger Maßen Eintrag. Hieben sie die Waldungen nicht aus, so hätte die Natur ihr Werk mählig und ruhig zum reicheren Leben vollendet; bis zu den Küsten hinab wäre St. Helena mit Grün bedeckt; jetzt stehen die Schluchten und tiefen Gründe nackt und unbeschattet. Der Mensch kam hier, in dieser Rücksicht, gleichsam zu früh.

Die Lage der Insel, die Abwechselung von Gebirgen, Tiefen und Höhen, die Fruchtbarkeit der decomponirten Lava, die Mannigfaltigkeit der übrigen Erdarten müssen unter diesem Himmel die Producte aller vorzüglichen Klimate gedeihen lassen. Die Glorie des Pflanzenreichs, die Palme, erhebt hier stolz ihre Krone; die Stapelwaaren der Antillen gedeihen neben dem Reiß und den besten Kornarten Europens; Ceylons Zimmet und Perus köstliche Ariruma würden hier mit der Tuberose oder dem Jasmin wetteifern, die Luft zu aromatisiren.

England hat auch bereits Vieles hiervon zur Wirklichkeit gebracht. Schon wandelt man unter Alleen des Banianen-Baumes (Ficus religiosa) mit seinen unzählbaren Kindern und Enkeln. Die Kokos-Palme, die Gummi-, Farrn- und Kohlbäume, das Rothholz, die Aloe, die Ananas bekommen vortrefflich. Myrthen und Rosen, nebst hundert anderen Blumen Europens, befinden sich in Gesellschaft unserer brauchbarsten Küchengewächse und Arzeneykräuter, und unter dem Schatten

des gemeinen Ginsts (Ulex europ.) gedeihet die beste Grasung.

Auch das hierher gebrachte Thier pflanzt sich sehr glücklich fort. Das Pferd kam vom Cap; es ist hier zwar klein, aber sehr lebhaft; es besteigt muthig die gefährlichsten Anhöhen. Der Ochs gibt, so wie das Schaf, die Ziege und das Kaninchen, schmackhaftes Fleisch. Traurig genug, daß die dem Seefahrer aller Orten folgende Ratte durch ihre Menge so verheerend ward. Sie ist hier dem Getreide das, was dem Pfirsichbaume eine einzige Raupengattung wurde; nur wenige dieses trefflichen Fruchtbaumes entgehen ihrem giftigen Gebisse.

An nützlichem Gefieder ist unsere Insel gleichfalls nicht arm. Ganze Völker des rothfüßigen Rephuhnes aus Afrika dienen zur Jagd. Der aus Indien gebrachte Reißvogel nährt sich hier von schlechterem Samen; Tauben mehrerer Welttheile, Ringelfasanen und Perlhühner machte das Gouvernement einheimisch.

Den größten Reichthum gewährt indessen das Meer um St. Helena. Wallfische und Schildkröten biethen einen bedeutenden Fang dar; neben der gesunden Luft, dem gesunden Wasser und den hiesigen antiscorbutischen Kräutern, verdankt der kranke Seemann den Schildkröten seine schnellere Genesung. Dennoch ist dieß nur der mindere Theil des Reichthums des Gestades; es wird noch von mehr als sechzig eßbaren Fischarten belebt. Sonderbar genug! — während daß große Küsten gleichsam wie verödet da liegen.

Düstere, todte, vulkanische Trümmer verwandelte hier die ewig regbare, ununterbrochen ruhig arbeitende Natur in einen Schauplatz lebendiger Fülle. Indem sie die Früchte und Thiere vielartiger Klimate begünstigt, zeichnete sie dem Menschen die Methode vor, wie er dieses traurige Monument der großen Meeresgluth in ein kleines Paradies umzuschaffen habe. Dem Engländer blieb diese Weisung nicht fruchtlos. Bereits vor siebenzehn Jahren unternahm es eine wohlthätige Gesellschaft, je nach den verschiedenen Graden, die der Wärmemesser einiger Districte angab, Pflanzungen ausgesuchter Vegetabilien der drey Erdtheile einheimisch zu machen. In dem James-Thale, hier zeigt das Thermometer im Schatten einige achtzig Grade (Fahrenheit), gedeihen auf dem vulkanischen Boden der Pisang, der Mango, der Mangostan, der Kaffeh, nebst vielen Medicinal-Pflanzen Ostindiens, die die menschenfreundliche Fürsorge des berühmten Dr. Anderson von dort hersandte. Schon nach vierzehn Monathen fand sich hierdurch der Boden mit einer neuen Asiatischen Flora bedeckt.

Die größten Höhen (High Peak) erlauben dem Quecksilber nur 66 Wärmegrade *). Hier hatte man, gleichfalls mit dem besten Erfolge, ärztliche und sonst nützliche Pflanzen von Europa erzogen.

Warum sollte nicht dereinst der kernhafte Teak-Baum (Tectonia grandis) oder auch einige vorzügliche Tannen einem Hauptmangel der Insel abhelfen, und gutes Bauholz und Masten gewähren? Warum sollten nicht viele unserer nützlichen, jetzt noch fehlenden Heil- und Gemüsekräuter die Niederungen mit Grün überschatten, um bey den finstern Schluchten und tiefen Spalten die traurige Rückerinnerung des furchtbaren Ursprungs zu tilgen? Doch man verwische sie nicht gänzlich diese Idee des Ursprunges. Sie ertheilt dem Ganzen eine romantische Physiognomie; sie läßt den Geist in den großen Scenen der Vorwelt wandeln.

Jene Höhlen und Spalten stehen freylich nicht ganz unbelebt. In ihnen hausen die Meerschwalben und andere Seevögel. Mögen sie wohl gleichfalls zu Zeiten entlaufenen Matrosen oder anderen Unglücklichen als Zufluchtsort dienen; denn, so benutzt, erschienen auf einigen vulkanischen Inseln des Südmeeres schon mehrmahls Poltergeister und Gespenster. Zur Mitternachtstunde wagten sich die Verlassenen, vom Hunger gezwungen, aus ihrem traurigen Kerker, jagten ihren Mitmenschen Schrecken ein, und beraubten die Felder.

Der Anbau und die Schönheit der Insel steigen in neueren Zeiten ununterbrochen. Mahlerisch ist jetzt der Anblick der vielen netten Landsitze und Gartenhäuser auf den Anhöhen. An Felsen hangend erscheinen sie dem Auge von Dianens-Peak herab wie durch Zauber dort befestigt, einzelne, schöne, lichte Flecke; durch die traurigen, umherliegenden, höchst romantischen Vulkans-Ruinen.

Und vom Fort James ist die Hinsicht auf die Stadt James-town nicht minder auffallend. Den Hauptzugang zu diesem Feenländchen wählte man mit Recht zu ihrer Erbauung. Innerhalb des Thales James-Valley erlauben Felsen, die diese Schlucht bilden, der einzigen Straße nur eine sehr beschränkte Weite. So nahe tritt das Gebirge gegen einander, daß es oft über die Gebäude drohend herab hängt. Die Stadt hat die Aussicht auf

*) Das Thermometer sinkt nirgend's unter einige 50° (54° ungefähr), noch steigt es selbst in James-Valley häufig über 84°.

den einzigen Hafen der Insel, sie ist reinlich, gut gepflastert, und durch Bäume belebt.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über das männliche und weibliche Geschlecht.

Nirgends verfuhr die Natur künstlicher und mit größerer Weisheit, als in der Bildung der beyden Geschlechter. Wie die körperlichen Anlagen des Mannes von denen der Frau verschieden sind, so sind auch beyde Geschlechter in Ansehung ihrer Denkart und Gesinnung verschieden. Der Mensch hat einen Hang sich zu isoliren, und doch soll er mit seines Gleichen zusammen leben. Inniger aber noch soll diese Vereinigung zwischen Mann und Frau seyn, und hier bewies die Natur, daß sie durch die Austheilung ihrer verschiedenen Gaben auch das Widersprechendste zu einigen wußte. Sie gab jedem Geschlechte Reitze, die das andere unwillkürlich fesseln. Sie legte in jedes Keime, die genährt und gepflegt den Sinn des Mannes und der Frau in Eines verschmelzen. Mann und Frau sind zwey getrennte Hälften, die einander suchen, und sich wieder zu vereinigen streben. Wären die Menschen aufmerksamere Beobachter und weiser, so würden die Ehen weit glücklicher seyn, als es, leider! nur zu oft der Fall ist. Kennete man die Eigenheiten jedes Geschlechtes genauer, studierte man die Äußerungen derselben sorgfältiger, so würde man sehen, daß das, was dem einen Geschlechte fehlt, sich bey dem andern findet, und daß die Vereinigung von beyden die Aussicht zu dem glücklichsten Leben gewährt.

Kant hat beyde Geschlechter scharf beobachtet, und einen großen Reichthum seiner Beobachtungen in seiner **pragmatischen Anthropologie** niedergelegt, welche das Handbuch jedes gebildeten Menschen seyn sollte. Die Bemerkungen, die wir hier mittheilen, sind ebenfalls von **Kant**. Sie befinden sich nicht in seiner pragmatischen Anthropologie.

Das Frauenzimmer ist nicht freygebig, und es läßt auch nicht, wenn dasselbe es ist. Der Mann verdient, die Frau erspart.

Der Mann ist zärtlicher als die Frau. Diese fordert von jenem, er soll ihretwegen Ungemächlichkeiten ausstehen, welche der Mann auch gerne über sich nimmt, um die Frau davon zu befreyen.

Eine Toleranz in der Ehe gereicht dem Manne jederzeit zum Schimpfe, weil sie eine Schwäche oder Verworfenheit verräth.

Das Vergnügen im Hause muß man der Frau überlassen; aber die Ehre und Ruhe desselben ist die Sache des Mannes.

Das Frauenzimmer glaubt, daß die Neigung der Männer zum andern Geschlechte nie vergehen werde, aber wohl, daß die Lust zum Heirathen verschwinden könne. Um nun nicht endlich für Buhlschwestern gehalten zu werden, suchen sie so bald als möglich einen Mann zu bekommen.

Will man den ganzen Menschen studieren, so darf man nur auf das weibliche Geschlecht seine Augen richten; denn wo die Kraft schwächer ist, da ist das Werkzeug um so künstlicher. Daher hat die Natur in das weibliche Geschlecht eine natürliche Anlage zur Kunst gelegt. Der Mann ist geschaffen, über die Natur zu gebiethen, das Weib aber, den Mann zu regieren. Zum Erstern gehört viel Kraft, zum Andern viel Geschicklichkeit.

Bey Beleidigungen ist der Mann versöhnlicher als die Frau. Die letztere ist sich ihrer Schwäche zu sehr bewußt, als daß sie sich rächen könnte. Daß der Mann den Hausfrieden liebt, kommt wohl daher, daß er das Haus für seine Ruhestelle hält.

Die Verdienste des Mannes wirken beym Frauenzimmer nicht so viel Achtung, als die Verdienste des Frauenzimmers beym Manne.

Der Mann hilft aus Großmuth gern den weiblichen Schwächen ab: dieß wissen die Weiber auch mehr als zu gut; daher affectiren sie bisweilen Schwächen, wo gar keine sind.

Der Mann ist leicht zu überreden, das Weib hingegen bleibt hartnäckig bey seiner vorgefaßten Meinung.

Schon sehr früh findet sich beym weiblichen Geschlechte die Eigenschaft, in Gegenwart von Männern nicht verlegen zu seyn. Die Männer hingegen finden sich verlegen, wenn sie zum ersten Mahle in weibliche Gesellschaft kommen.

Die Verachtung des weiblichen Geschlechtes bey Männern hat gewöhnlich ihren Grund in einer übergroßen Liederlichkeit.

Die männliche Erziehung muß man gleich anfänglich auf den Begriff von Pflicht, die weibliche aber auf den Begriff von Ehre gründen.

Die Schwäche des Weibes trägt sehr viel zur Cultur des Mannes bey, so wie die Redseligkeit der Weiber die Männer beredt macht.

Kein Frauenzimmer gönnt dem andern seinen Liebhaber, wenn es ihn auch selbst nicht haben kann.

Die eheliche Treue läßt sich nicht erzwingen, weil sie bloß auf dem Ehrbegriffe beruht.

Für einen Gelehrten ist eine gelehrte Frau ein schlechtes Glück, weil es der letztern bisweilen einfällt, mit dem erstern zu rivalisiren.

Die Vielweiberey ist ein Zeichen der Barbarey der Länder, in denen sie herrscht. Bey den **Deutschen** hat von jeher bloß Monogamie Statt gefunden, und sie haben sich auch vor allen andern Völkern durch die Achtung gegen die Weiber ausgezeichnet.

Das Weib verlangt von dem Manne jederzeit eine anständige Dreistigkeit, da es ihm und nicht dem Manne zukommt, sich zurück zu ziehen und zu weigern. Wollten beyde das Nähmliche thun, so würde nie ein Band zwischen beyden Geschlechtern geschlossen werden.

Die Frau muß einen minder delicaten Geschmack haben, als der Mann, weil sie für das männliche als das minder schöne Geschlecht geschaffen ist.

Kluge Männer erhöhen eher den Werth des weiblichen Geschlechtes, als daß sie ihn herab setzen; denn haben sie keine Achtung mehr gegen das Frauenzimmer, so sind sie in Gefahr, leicht auf Ausschweifungen zu gerathen.

Freygeisterey in der Geschlechtsneigung schadet der Menschheit und dem gemeinen Wesen außerordentlich.

Der Ehrenpunct der Weiber besteht darin, daß sie außer der Ehe ihre Tugend nicht Preis geben, weil man von Frauenzimmern, die dieß gethan haben, alle Mahl voraussetzen kann, daß sie in der Ehe noch mehr ausschweifen werden; von Männern hingegen, die vor der Ehe ausgeschweift haben, kann man annehmen, daß sie sich in der Ehe bessern werden.

Notizen.

Die meisten unserer Leser werden sich erinnern, daß vor einigen Monathen eine der ersten tragischen Schauspielerinnen Frankreichs mit dem berühmten Tänzer **Duport** in Wien ankam, und nach einem kurzen Aufenthalte ihre Reise nach Petersburg fortsetzte. Hier Einiges über dieselbe aus einem Briefe aus erstenwähnter Hauptstadt. — Ich habe die Französische Tragödie einige Mahle der Mlle. **Georges** wegen besucht. Ihre herrliche Figur — sie ist mehr als gewöhnlich groß — ihre regelmäßige, hohe Schönheit, ihre, zuverlässig nach der Antike gebildeten und sorgfältig durchgeführten Stellungen sowohl, als die denselben ganz entsprechende Kleidung, deren schöner Faltenwurf für jeden Moment mit hoher Kunst richtig berechnet ist, gewähren dem Auge des gebildeten Zuschauers den höchsten Genuß, indem Kennern bey jeder dieser Situationen irgend einer der trefflichsten Momente, welches das idealisirte Alterthum in seinen zu uns übergekommenen Sculptur-Arbeiten festhielt, in schöner Lebendigkeit vorgeführt wird. Daß dieses nicht bloße Wirkung der schönen Gestalt, sondern des sorgfältigsten Studiums sey, beweiset leider die Bemühung, den im hohen Affecte nicht selten verrückten Faltenwurf durch einen kräftigen Fußschlag wieder herzustellen, welches denn freylich manchmahl auf Kosten der nöthigen Illusion geschieht, die doch in einem solchen Augenblicke nicht verletzt werden sollte. Jede Stellung, der Gang, der Blick, die Haltung des ganzen Körpers, die Bewegung der schönen Arme, der Wurf des Haares — Alles ist auf hohe theatralische Wirkung berechnet, und mit hoher Wahrheit ausgeführt. Möchte ich dasselbe von ihrer Declamation sagen können! Ihre, oft hohle Altstimme schadet zwar der tragischen Wirkung keinesweges; ihre Accente sind im Einzelnen richtig, in den Theater-Sentenzen zwar excellent, oft wunderbar groß und überraschend wahr — allein im Ganzen modulirt sie in zu wenig Tönen; der Tonwechsel ist aber zu grell abstechend, vorzüglich im Rhythmus, und geht oft schnell aus der erhabensten, feyerlichen Würde in unnütze, schnell laufende, niedrige Geschwätzigkeit. Es ist keine sanfte, Alles lieblich verschmelzende Einheit, welches dem erhabenen Schönen eben so sehr schadet, wie die grellen Abstufungen des Hellen und Dunkeln auf einem Gemählde. Dieß ist meiner Meinung nach ein Flecken — doch kann es an meinem eigenthümlichen Geschmacke liegen; denn es gibt hier Menschen genug, denen es gefällt. Mein Urtheil im Ganzen aber über sie ist: sie ist eine Schauspielerinn von den seltensten Gaben und hoher Kunst, deren Fehler allein dem Publicum, das, weil es so Vieles an ihr zu bewundern hat, auch die Fehler für Kunst hält, zur Last fallen. — Schade, daß sie allein da steht; denn es ist ihr kein einziger tragischer Schauspieler gegenüber, bey dem der Zuschauer das Marionetten-Spiel vergessen könnte.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: **Zufrieden.**

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 4. — 9. Jänner 1809.

Der Bischof der Montenegriner, Peter Petrovich.

Wer noch vor zwey Jahren die Zeitungen las, fand auch bey Cattaro und Ragusa den furchtbaren Bischof von Montenegro genannt. Schade um den Mann, daß er, unter einer Art von Halbwilden geboren, keiner besseren Erziehung genoß; seine Talente würden an der Spitze eines Heeres oder im Cabinete mehr, als auf seiner einsamen Pfründe, geglänzt haben.

Ein kleiner Landstrich, von ungefähr 150 Quadrat-Meilen Größe und etwa 45000 Menschen bewohnt, liegt von hohen, schwarzen, kahlen Gebirgen umschlossen, zwischen der Herzogevine, dem Türkischen Albanien und dem Ländchen Cattaro. Dieß ist Czerna-Gora, oder, wie es die Venetianer übersetzten, Montenegro.

Hätten die armen Montenegriner in dem Ländchen voller Hügel und Berge nicht ihre Lämmer, von denen sie jährlich 120,000 Stück nach Cattaro verkaufen können: sie wären noch viel ärmer, als sie sind. Denn Wein und Öhl bauen sie nicht, und ihre Ärnten von Getreide, Erdäpfeln und Gemüse reichen kaum zur Nahrung eines Vierteljahres.

Dafür aber sind sie glaubenseifrige Griechische Christen, die ihrem Vladika oder Landesbischofe und seinen untergebenen Geistlichen blindlings folgen. Lieber ließen sie sich todt schlagen, als zwingen, Fleisch an einem Fasttage zu essen. Meuchelmord hingegen ist in ihren Augen keine große Sünde; sie wundern sich außerordentlich, wenn ein Priester verlangt, sie sollen es beichten, wenn sie irgend jemand niederstießen oder erschossen.

Künste und Wissenschaften blühen unter diesen Republikanern nicht stark; denn Republikaner sind sie, seit dem sie sich vom Paschalik Scutari und aller Türkischen Herrschaft losgerissen haben, und ihre Obrigkeiten selbst wählen, unbekümmert um alle Mächte der Welt. Mediciner und Advocaten braucht man bey ihnen nicht; ihre Justitz wird auf gut Türkisch geübt; Verhör, Spruch und Vollziehung in der gleichen Viertelstunde.

Alles Volk bestehet daher aus Priestern und Bauern. Jeder ist zur Noth selbst Fabrikant von dem, was er nöthig hat.

Als die Montenegriner im Jahre 1806 Alt-Ragusa und Santa Croce geplündert, und mehrere Französische Kriegsgefangene gemacht hatten, die Uhren trugen, setzten diese Uhren sie in das größte Erstaunen. Für Thiere konnten sie die kleinen, regen, pickenden Geschöpfe nicht halten, denn sie kannten das Metall. Sie glaubten sie also für besessen von kleinen Teufeln, zerschlugen sie, und zerstampften sie mit den Füßen, bis man bemerkte, daß die Uhren — todt waren.

Unter diesem Volke nun ward Peter Petro-

vich von armen Ältern geboren, und zwar zu Negressi, einem Montenegriner Dörfchen an den Gränzen von Cattaro, um's Jahr 1754.

Seine Erziehung war sehr versäumt. Er hatte keine andere, wie die übrigen Popa's (oder Griechischen Priester) dieser Gegenden; das heißt, man brachte ihn in ein Kloster, da wartete er erst als dienender Bruder auf, und lernte von den Geistlichen, so viel sie selbst verstanden, und dann ward er Landpfarrer.

Weil aber der junge Popa Petrovich kein gemeiner Kopf war, ging er auch nicht die gemeine Straße. Er wußte sich bey Hohen und Niedern beliebt zu machen, studierte, so viel es Gelegenheit gab, und nachdem er alle Stufen des geistlichen Standes empor gestiegen, wurde er im Jahre 1777 zu Carlovicz zum Bischofe geweiht. Darauf reisete er nach Wien. Kaiser Joseph empfing ihn ungemein gnädig, und überhäufte einen Mann mit Geschenken, der im Begriffe stand, ein freyes, kriegslustiges und bigottes Bergvolk an den Türkischen Gränzen unter seinen Hirtenstab zu nehmen.

Von Wien reisete er nach Petersburg, wo er ein Paar landesverwiesene Nachbarn, einen Abbe Dolce von Ragusa, und einen gewissen Grafen Przimislav Zarovich aus Albanien fand, mit denen er vertraute Freundschaft und politische Projecte machte. Die Herren wurden endlich der Polizey verdächtig. Sie mußten die nordische Kaiserstadt räumen. Der Bischof von Montenegro ging in seinen Kirchsprengel heim.

Aber ein Mann, so ehrgeitzig, unternehmend und lebhaft, wie unser Vladika, fühlte sich zwischen den Bergen seiner Republik ganz natürlich bald von der peinlichsten Langeweile geplagt.

Die Montenegriner galten von jeher für ein tapferes Volk, und seit sie sich vor mehr als hundert Jahren von den Türken frey gemacht, haben sie diese Freyheit immer durch Waffen und Muth behauptet. Sie können zehn bis zwölf tausend Mann in's Feld stellen, sind treffliche Scharfschützen, so gut wie Schweizer und Tiroler, aber auf gut republikanisch ohne alle Disciplin. Ein langes Türkisches Messer oder Cangiar, ein Dolch, ein Paar Pistolen und eine Flinte sind ihre Waffen. Jeder Bürger ist Soldat, und der Knabe übt sich schon vom dreyzehnten Jahre an in der Kunst des Stiches und Schusses.

Der Bischof baute auf diesen kriegerischen Geist des Volkes neue Plane, ging im Jahre 1779 noch ein Mahl nach Petersburg, und both, im Falle eines Bruches zwischen Rußland und der hohen Pforte, seine Dienste an. Er versprach nähmlich, von seiner Seite die Türken anzugreifen, und den Russischen Truppen die Bergpässe Czerna-Gora's zu öffnen. — Dieß Mahl wies man den rüstigen Unterhändler nicht so schnell, als das erste Mahl, von Petersburg fort. Er ward sehr reich beschenkt, und empfing bey der Abreise noch Geld und Gold-Medaillen, als kleine Beweise Russischer Magnificenz für die Häupter des Montenegrinischen Freystaates und seiner Bezirke.

Denn Montenegro besteht aus drey Bezirken oder Najah's. Diese sind: Lietsanska, Kattunska und Czernska. Jedes der Dörfer in denselben wählt sich seinen Vorsteher oder Capitano; der ganze District wählt sich zwey Sardars, und die Sardars zusammen wählen den Gouverneur des Landes, der zu Cetigne, als dem Hauptorte, residiren soll.

Petrovich, als Bischof, sollte auch zu Cetigne wohnen; wenigstens stehet da das Kloster, wohin er gehörte, ein Gebäude von mittelmäßiger Größe, von hohen Ringmauern mit Schießscharten umgeben. Allein er zog die reine Luft der Berghöhen vor, und siedelte sich in Stagnovich an, wo er den Türkischen Gränzen nicht allzu nahe war.

Die goldenen Medaillen, welche er bey seiner Heimkunft austheilte, die Erzählungen von seiner Aufnahme am Wiener und Petersburger Hofe konnten ihrer Wirkung nicht fehlen. Unter den bäurischen Magnaten entstanden Spaltungen; es formte sich um den Bischof eine Partey, die durch seine Talente, Welt- und Menschenkenntniß nothwendig binnen wenigen Monathen die siegende war. Nichts geschah mehr ohne sein Vorwissen, und das Volk, welches ihn ohne dieß in tiefester Demuth verehrte, trug ihn auf den Händen. Mochten der Gouverneur und die Herren Sardars sich noch so sehr sträuben: die Einwohner aller Najah's thaten, was der Bischof wollte, der nun in weltlichen wie in geistlichen Dingen Gesetze gab, und unbeschränkt waltete. Wer sich seinem geheiligten Ansehen widersetzte, wurde bedrohet, verbannt, in die Acht erklärt.

Der geistliche Dictator aber war viel zu guter Staatsmann, um seine Gewalt zu mißbrauchen. Petrovich's Nahme wird mit Ruhm in der spätesten Geschichte Montenegro's genannt werden. Denn er fing an, sein Bergvolk zu civilisiren. Er lehrte in diesen Thälern zuerst die süße und nahrhafte Mehlfrucht des Erdapfels pflanzen, und viele andere Gemüse anbauen, welche man bisher daselbst nie gekannt hatte. Er zähmte durch schickliche Gesetze die rohe Ungebunden-

heit, und machte dadurch die sonst häufigen Meuchelmorde seltener. Genug, er regierte so, daß er die allgemeine Verehrung und das blindeste Vertrauen seiner Mitbürger gewann.

Österreich kündete im Februar 1788 den Moslemim den Krieg an; Lascy zog seinen Cordon, Mitrovski eroberte Schabacz, die Türken brachen dagegen in's Bannat ein, und drückten den General Wartensleben bey Slatina zurück. Der Pascha Mahmud von Scutari, ein kühner Mann, der gegen die Osmannische Pforte schon wie in offener Empörung stand, hätte der Türkischen Armee eine mächtige Diversion machen, und sich souveränisiren können. Dazu ging ihm der schlaue Bischof von Montenegro denn auch mit Rath und That kräftig zur Hand. Der Plan aber scheiterte durch die Fehler, welche der Pascha beging, und die Sache endete damit, daß er und der Bischof Petrovich bittere Feinde wurden.

Die Feindschaft dauerte lange, und ward endlich blutig. Der Pascha von Scutari brach im Jahre 1795 in das Oberland von Montenegro, oder, wie sie's nennen, in die Monte superiori ein, bemächtigte sich desselben, und drohte, die ganze Republik wieder dem großen Padischah zu unterwerfen. Allein Petrovich's Klugheit machte ihn zu Schanden. Die Venetianer, zwar nichts weniger als Freunde der unruhigen Montenegriner, aber doch noch besorgter gegen Türkische Nachbarschaft, schickten dem Bischofe Munition und Geld, so viel ihm nöthig war. Mahmud ward mit seiner Armee, 10,000 Mann stark, in die engen Bergschlünde von Cetigne gelockt und vernichtet. Er selbst kam durch einen Schuß, den er rückwärts von seinen eigenen Leuten erhielt, um's Leben.

Dieser glückliche Krieg machte ihm am Russischen Hofe neues Ansehen. Er erhielt von daher immer Geld, welches er Anfangs zur Stärkung der Russischen Partey unter die Sardars und Capitani gehörig verspendete, zuletzt aber, da sich seine Bedürfnisse auch vervielfältigt hatten, selbst behielt. Dieß erregte Mißmuth. Es ging sogar eine Deputation nach Petersburg, um sich über den Bischof zu beklagen; es half ihr nichts. Aber Petrovich verlor nun im Lande bey Vielen von seinem bisherigen Ansehen.

Paul der I., um des Bischofs Credit wieder zu befestigen, schickte ihm die größten Beweise seiner Huld, und selbst den Alexander-Newsky-Orden. Ein Mann, wie Petrovich, konnte einem Monarchen nicht gleichgültig seyn, der entschlossen war, das Russische Zepter auch über das weite Mittelmeer hin zu strecken. Inzwischen gingen in der Nachbarschaft von Montenegro wichtige und sehr unerwartete Veränderungen vor. Durch den Frieden von Campo Formio war, wie Alles, was die vernichtete Republik Venedig in Dalmatien besessen hatte, auch das Ländchen Cattaro an Österreich gekommen. — Cattaro, oder wie man's gemeinlich nennt, Bocche di Cattaro, kaum über vierzig Quadrat-Meilen groß, und mit einer Volksmenge von etwa 39,000 Seelen versehen, ist durch die Nähe des Meeres und den Handel etwas wohlhabender als Montenegro, auch ziemlich angebauet. Dessen ungeachtet fehlt's noch an Allem, weil der Ackerbau hier noch zu unmündig ist, und man mehr auf Fischerey und Schiff-Fahrt, als auf Karst und Pflug hält. Oliven zieht man am meisten; Feigen und Weintrauben, Orangen und Limonien gedeihen herrlich. Dieß ist alles Rühmliche, was sich von dem Ländchen sagen läßt, dessen Bewohner im beständigen Hader mit den Montenegrinern leben, denen sie an Wildheit ziemlich ähnlich sind.

Der Bocchese ist vom dreyzehnten Jahre an Soldat, wie der Montenegriner — abergläubig, unwissend, rachsüchtig wie er. Jede Beleidigung muß mit Blute getilgt werden, und die Dolchstiche haben vor dem Tribunale ihre Taxe. Eine bloße Verwundung wird mit zehn Zechinen abgebüßt, zwey Wunden kosten das Doppelte u. s. w.; ein Meuchelmord aber 120 Zechinen. Wer aber, um den Tod eines Blutsverwandten zu rächen, den Mörder niedermacht, oder der Mann, der seine Frau wegen Verdachtes tödtet, bleibt straflos.

Den armen Weibern überhaupt ist hier ein übles Loos gefallen. Auf dem Lande müssen sie alle Feldarbeiten verrichten, während die Männer des süßen Nichtsthuns pflegen. In den Städten sperrt man die Schönheiten eifersüchtig ein. Das Gesetz verdammt ein durch den Liebhaber vor der Ehe verführtes Mädchen zur Steinigung. — Zu Risano war man im Jahre 1802 eben daran, eine dieser unglücklichen Schönen zu steinigen; ihr Vater selbst hatte dazu mit dem ersten Steinwurfe das Signal gegeben, als die Mannschaft einer Österreichischen Kanonier-Schaluppe dazu kam, und sie rettete. Der Vater ward gezwungen, der Tochter eine brave Aussteuer zu geben, die sich nachher einem Österreichischen Unter-Officier verheirathete; der Vater, vor Ärger über diese Irregularitäten, ward krank und starb *).

*) Wenn ein Frauenzimmer Convulsionen, hysterische Zufälle hat, so glaubt man, es sey vom Teufel besessen, und verbrennt

Dieß Ländchen mit seinen Bewohnern hätte nun der Bischof von Montenegro gern mit Czerna-Gora vereinigt; denn zwey Drittel der Bocchesen sind Griechischer Religion, und stehen unter seinem geistlichen Stabe. — In der Meinung, der Kaiser von Österreich werde sich mit der Besetzung der Bocche di Cattaro nicht gar beeilen, stieg Petrovich von seiner Residenz Stagnovich in die Ebene nieder, und bemächtigte sich mit seinen Truppen des Städtchens Budua, dessen dreyhundert Einwohner auch keinen Widerstand leisteten. Es geschah dieses, wie gesagt, nach dem Frieden von Campo Formio im Jahre 1797. Die Freude war aber von kurzer Dauer.

Eine Österreichische Flottile erschien; der kaiserliche General Rukavina nahm das Land in Besitz, und der Vladika zog mit seinen Montenegrinern wieder ab. Er gab vor, es sey ihm nur darum zu thun gewesen, Anarchie und Unruhen zu verhüthen. Auch ließ er weiter wenig mehr von sich hören, bis die Russen kamen, und die Bocche di Cattaro besetzten.

Nun predigte Petrovich mit lauter Stimme den Kreuzzug gegen die Franzosen. Die Russen unterstützten ihn tapfer. Sein Einfluß war niemahls größer gewesen, und nie seine Thätigkeit. Mit einer Heerschaar von acht bis zehn tausend Montenegrinern stieg er im Sommer 1806 von den Bergen nieder zu den Ufern des Adriatischen Meeres, drang in das Ragusische Gebieth ein, warf die Französischen Posten zurück, und ließ fürchterlichen Unfug treiben. Die Städte Ragusa, Vecchia und Santa Croce wurden in Schutt und Asche verwandelt, und der Plünderung Preis gegeben.

Die Russen waren auch bey dieser Expedition treue Gehülfen, und mitunter noch etwas barbarischer als die Montenegriner selbst, die wenigstens für eheliche Treue eine natürliche Ehrfurcht haben. Daher sah man die unglücklichen Weiber, welche den Russen in die Hände fielen, und von der Brutalität des Soldaten mißbraucht zu werden Gefahr liefen, die Montenegriner um Hülfe anflehen. Und diese retteten sie überall, wo sie sie in Noth fanden.

Inzwischen dauerten die militärischen Triumphe des Bischofs wieder nicht lange. Denn die Franzosen erhielten schnell Verstärkungen, drangen vor, und trieben in blutigen Gefechten Montenegriner und Russen zurück. Da setzten sich diese hinter die Schanzen von Cattaro, jene zogen in ihre verlassenen Najah's heim, und ihr Bischof sehr freudenlos in seine Wohnung zu Stagnovich.

Seit dem hält er sich still. Französisches Militär übt strenge Mannszucht in der Bocche di Cattaro. Peter Petrovich, der Vladika von Czerna-Gora, ist jetzt ein Mann von ungefähr 55 Jahren; ein kraftvoller, blühender Mann, den man für einen Vierziger halten würde. Sein Äußeres ist sehr angenehm und würdevoll, und durch seine häufigen Reisen hat er Gewandtheit im Umgange gewonnen, die jeden für ihn einnimmt.

Bey irgend einer Veränderung in jenen Gegenden werden wir gewiß wieder vom Bischofe Peter Petrovich hören.

es. Im Jahre 1799 war die Geistlichkeit schon zu Castelnovo versammelt, um ein artiges Mädchen von 19 Jahren zu verbrennen, als der Österreichische General Brady dazu kam. Alle seine Vorstellungen halfen nichts, das arme Kind zu retten. Er mußte zuletzt seine Truppen mit aufgepflanztem Bayonnette vordringen lassen, um den wüthenden Haufen zu zerstreuen, und das Opfer der Barbarey zu erlösen.

Notizen.

Wien. Am 28. December v. J. wurde das bekannte und auf andern Bühnen mit Beyfall gegebene Lustspiel, der neue Proteus, von Gustav Linden, im Hof-Theater nächst der k. k. Burg zum ersten Mahle aufgeführt. Wenn gleich die Intrigue des Stückes mit jenen der vier Vormünder Schröders einige Ähnlichkeit hat; so ersetze doch der gelungene, flüssige Dialog, und der überströmende, oft sarkastische Witz den Mangel an Neuheit der Erfindung. Nur wäre zu wünschen, daß das Ganze weniger gedehnt, und mehr zusammen gezogen worden wäre; es würde dann mit vollem Rechte eine Stelle unter den besten Deutschen Lustspielen verdienen.

Die Shawls von Caschemir.

Diese kostbaren Shawls gehören im ganzen Morgenlande mit zum größten Luxus. Die Wolle dazu, welche die feinste von der Welt ist, lassen die Einwohner von Caschemir durch Agenten in Tibet und Butan aufkaufen, und verarbeiten sie alsdann zu den schönen Shawls, die man im Oriente als Gürtel oder als Turbane trägt. Auch kleidet sich das Frauenzimmer darein, und zieht sie den reichsten Brokaten vor. Ein 4 Ehlen langes und 1 Ehle breites Stück, das mit Blumen durchwebt ist, kostet über 100 Louisd'or.

Diese Shawls werden noch schöner, wenn man sie eine Zeit lang getragen hat. Sie verlieren dann das Sammetartige, und bekommen dadurch mehr Glanz, folglich ein schöneres Ansehen. Wer sie in Caschemir selbst ein bis zwey Jahre getragen hat, der verkauft sie alsdann in Persien oder Indien für eben das wieder, was sie ihn selbst gekostet haben.

Die Wolle zu den Shawls von Caschemir erhält man von Ziegen, wovon Turner auf seiner Reise in Tibet ganze Heerden sah, welche zu den schönsten Ziegenarten gehören. Sie sind kleiner als die kleinsten Englischen Schafe. Man findet sie von verschiedenen Farben, schwarz, weiß, bläulichweiß und hellbraun. Die feine Wolle sitzt dicht auf der Haut, und ist mit langen, groben Haaren überdeckt. Die kalte Witterung, in welcher diese Thiere beständig leben, erhält die Feinheit ihrer Wolle; diejenigen Ziegen, die man nach Bengalen gebracht hat, wo es weit wärmer ist, verloren ihre feine Wolle, indem sie eine Menge Hautgeschwüre bekamen.



Der Sammler

Donnerstag, den — 5. — 12. Jänner 1809.

Der Kaiserlich-Österreichische Leopolds-Orden.

Seine Majestät, der Kaiser und König, haben zur Verherrlichung des glorreichen Andenkens Ihres Höchstseligen Herrn Vaters, weiland Kaisers Leopold des II., und um Allerhöchstihren Unterthanen einen wiederhohlten Beweis Ihrer Huld und Liebe zu geben, und diejenigen, welche sich durch besondere Verdienste um Seiner Majestät höchste Person und das Vaterland auszeichnen, hiervon durch öffentliche Merkmahle zu versichern, am 14. Julius 1808 einen neuen Ritterorden zu errichten, und demselben den Nahmen des Kaiserlich-Österreichischen Leopolds-Ordens beyzulegen geruhet, welcher, nach Maß der Verdienste, aus drey Graden besteht, nähmlich: den Großkreuzen, den Commandeurs, und den Kleinkreuzen.

Jedermann, ohne Unterschied des Standes, ist, wenn er die erforderlichen Verdienste besitzt, zur Aufnahme in diesen Orden geeignet, dessen Verleihung Seine Majestät, als Großmeister desselben, Sich allein und aus eigener Bewegung vorbehalten haben, ohne daß ein bittliches Ansuchen um denselben Statt fände.

Das Ordenszeichen besteht aus einem goldenen, emaillirten, achteckigen Kreuze, welches roth, und von einem weißen Streifen eingefaßt ist. Es hat ein zirkelrundes Mittelfeld, in welchem auf der Avers-Seite die drey Buchstaben F. I. A. (Franciscus Imperator Austriae) sich in einander schlingen; rund um dieses Mittelfeld zieht sich ein weißer Streifen, in welchem die Worte: Integritati et Merito stehen; die Rückseite des Mittelfeldes ist weiß, mit einem goldenen Eichenkranze umgeben, und enthält den Wahlspruch weiland Kaisers Leopold des II.: Opes Regum Corda Subditorum. Zwischen den vier Theilen des Kreuzes sind drey Eichenblätter mit Früchten angebracht, und ober dem Kreuze befindet sich die Österreichische Kaiserkrone als Schleifring.

Die Art, den Orden zu tragen, ist für alle drey Ritter-Classen dieselbe, wie bey dem Königlich-Ungarischen St. Stephans-Orden.

Das zu den Ordensfesten und Feyerlichkeiten bestimmte Ordenskleid *) besteht aus einem Rocke oder Wamms, von rothem aufgeschnittenen Sammet, mit einer Stickerey von goldenen fortlaufenden Eichenzweigen. Die Beinkleider sind von demselben Stoffe, und schließen unter dem Knie mit goldenen Schnüren. Die Strümpfe sind von rother Seide, und die Schuhe von rothem Sammet, mit einer Rose von Goldspitzen, statt der Schnallen, geschlossen. Eine weißseidene, mit goldenen Fransen besetzte Binde umgibt den Leib. Das mit vergoldeter Bronce verzierte Schwert ist gerade und zweyschneidig; dessen Scheide aber, so wie der Griff — um dessen Mitte ein silberner Querstreifen läuft — ist mit rothem Sammet überzogen, aus wel-

*) Siehe das beyliegende Kupfer, ein Großkreuz dieses Ordens vorstellend.

chem Stoffe auch die Kuppel gemacht ist. Ein rothsammetenes, mit goldenen Schnüren und drey weißen Schwungfedern geziertes Barret bedeckt den Kopf. Am Kragen des Rockes ist ein Halsbesatz von Battist überschlagen, welches mit goldenen Spitzen besetzt ist. An den weißledernen großgestülpten Handschuhen befinden sich goldene Fransen.

Alles dieses ist für die drey Ordensgrade gleich. Der Mantel ist von weißem unaufgeschnittenen Sammet, mit hermelinartigem Seidenfelber eingefaßt, neben welcher Einfassung eine Stickerey von goldenen Eichenzweigen sich befindet, auf welchem die Österreichische Kaiserkrone ruht. Der Mantel ist mit einem Kragen von hermelinartigem Seidenfelber versehen, auf der Schulter mit goldenen Schnüren und Quasten drapirt, und, nach den Graden des Ordens, durch die Größe des Kragens, die Breite der Stickerey und durch die Schleppe verschieden, welche bey den Commandeurs kürzer als bey den Großkreuzen ist; bey den Mänteln der Ritter aber gänzlich fehlt.

Die Ansichten.

Man hatte jüngst den Thurmknopf abgenommen,
Und putzt' und besserte daran.
Ein Knabe war dazu gekommen,
Sah ihn mit starren Augen an,
Und rief: Ist's möglich, was ich sehe?
So groß! — Wer hätte das gemeint?
So ist wohl Alles in der Nähe
Viel größer, als es fern erscheint?

Nicht Alles, sprach ein weiser Mann zum Knaben
Mit Lächeln, das den ernsten Mund beschlich;
Nicht Alles, was wir fern gesehen haben,
Vergrößert in der Nähe sich.
Die innern Augen, wie die äußern, triegen,
Auch umgekehrt: das präg' tief dir ein!
Denn mancher Mann, den fern wie groß uns lügen,
Wird in der Nähe winzig klein.

W. G. Becker.

Epigramme.

Gold, Silber und Eisen.

„Alles ist unser! Wir kaufen's." So rühmten Silber und Gold sich;
Aber das Eisen sprach: „Alles ist mein! denn ich nehm's."

Psyche von Canova.

Laß, Göttinn Amors, Psyche, laß
Den Schmetterling entfliegen;
Denn der Unsterblichkeit Symbol
Strahlt schon aus deinen Zügen.

Haug.

Die glückliche Insel.

(Beschluß.)

Mehrere Speculanten siedelten sich nach und nach auf St. Helena an. Von 70 Köpfen des Jahres 1666 hat sich die Volkszahl jetzt auf 2000 vermehrt; hierunter erhält die Ostindische Compagnie 500 Mann als Garnison und 600 Neger. Aber auch letztere freuen sich hier des günstigen Schicksals der gesammten Natur. Sie genießen der Vorrechte ihrer Mitbürger. Schon früher fühlten sie hier kaum die Sclaverey, die Gesetze schützten sie, und ihre Herren behandelten sie milde. Jetzt hat aber jene Gesellschaft, die nur zu oft in Indien der Tyranney beschuldigt wird, noch mehr für sie gethan. Sie gab sie frey, und verboth die weitere Einführung von Sclaven. Diese Menschenliebe findet sich schon heute auf's beste belohnt. Durch die Verheirathung des freyen Negers mit den übrigen Bewohnern ist eine schöne Mulatten-Race entstanden; und die Anzahl der Schwarzen, merkt auf, ihr Vertheidiger des Menschenhandels! nimmt seit dieser Freylassung jährlich zu; bey jenem harten, alten Systeme ward jährlich neuer Ersatz, neue Zufuhr, neuer Menschenraub erfordert! So rächte sich die gemißhandelte Natur! Selbst der Gefangene, hierher zur Strafe Verbannte findet sich auf St. Helena minder unglücklich. Die Englischen Weltumsegler trafen hier Braminen, die wegen einer Verschwörung gegen die Ostindische Compagnie büßten. Dennoch lebten sie glücklich genug; sie genossen angenehme Gärten und Wohnungen; hatten auch ihre eigene Bedienung.

Und nun die eigentlichen Bewohner und Herren dieser Insel, welch ein heiteres, glückliches Volk! Eine schöne Menschen-Race, wie ihre Urväter, leben sie in Behaglichkeit, genießen der herrlichen Natur in der unschätzbaren Zufriedenheit, die ein mäßiger Wohlstand dem vernünftigen Besitzer ertheilt. Eine gute Erziehung entwickelt ihre Talente, und die Flotten von Europa und Indien führen ihnen jährlich die besten Producte zur weitern Ausbildung des Körpers und des Geistes herbey.

Doch, wer gieret nicht nach höherem Genusse, wem ekelt nicht zuletzt monotone Glückseligkeit! Auch Helenens Bewohner fühlen das Einförmige ihres Daseyns. Sie streben nach Abwechselung; oft wünschen sie eine größere Welt.

Ein Schiff, ein Schiff! so tönt es jubelnd von Nachbar zu Nachbar, von einem Landsitze zum andern, beym ersten Anblicke eines Segels in weiter Ferne.

Alles strömt nach James-town, und plötzlich wandelt sich der todte Hafen in die volleste, fröhlichste Messe. Landen nun die jungen, kraftvollen Söhne des Mutterlandes, oder die von Schätzen strotzenden Nabobs von Indien, dann ladet fast jeder Hauswirth sie gutmüthig ein, nimmt sie auf, und ist rastlos beschäftigt mit der bestmöglichen Unterhaltung seines Gastes. Freylich verdoppelt sich hier der Gewinn; man genießt der neuen Gesellschaft, und zieht zugleich Vortheil aus der Bewirthung.

Der Handel wird sodann sehr lebhaft. Der Engländer vom Mutterlande und von Ostindien tauscht die hier fehlenden Bedürfnisse und Artikel des Luxus gegen Hornvieh und sonstige frische Lebensmittel aus. Tausend Segel erzielen die Gesundheit ihres Schiffsvolkes, und selbst die unheilbaren Krankheiten Indiens weichen dem trefflichen Klima und der sorgfältigen Pflege.

Nirgends fällt aber der Werth des Bewohners von St. Helena deutlicher in's Auge, als in ihren größeren Gesellschaften. Nach den ersten Ceremonien-Visiten beym Gouverneur und Unter-Gouverneur (Deputy Governor) sucht man den Fremden ihren Aufenthalt mannigfaltig zu erheitern. Einladungen auf das Landhaus und Gastmahle wechseln sodann mit Bällen und Concerten. Und hierbey findet sich der Europäer mit Recht in Verwunderung gesetzt. Wo bleibt ihm sodann die kleine Insel mitten im weiten Äthiopischen Ocean, Tausende von Meilen entfernt von aller cultivirten Welt? Er glaubt sich plötzlich in dem feinsten Cercle von London. Die Schönen von St. Helena erscheinen im trefflichsten Lichte. Über den reitzendsten Körperbau, über einen Teint von Lilien und Rosen verbreiten sich die unnachahmlichen Grazien der Unschuld, und die Erziehung bildete jede natürliche Anlage auf das vortheilhafteste aus. Ihre Unterhaltung ist angenehm und scharfsinnig; ihr Anzug einfach, aber geschmackvoll; ihr Tanz beseelt; ihre Stimme melodisch, kurz ihr Ganzes macht der feinsten Cultur Ehre.

Da wird dann Mancher, der selbst bey den Schönen seiner Heimath gleichgültig blieb, getroffen. Und muß nicht der Antrag rüstiger, hoffnungsvoller Seemänner, der Stolz Englands, durch die Hinsicht auf das erste Land der Erde, oder auf den Pomp von Ostindien, Heleneus Töchter hinreissen? Auch widerstehen sie diesen Reitzen nur selten; sie opfern ihnen ihren ruhigen, schönen, mütterlichen Wohnsitz oftmahls auf. An der Hand des Geliebten eilen sie der geräuschvollern Welt, nicht aber der glücklichern, entgegen. Viele Familien in Europa und in Indien segnen bereits dieß kleine Eiland als die Anlage einer schätzbaren Nachkommenschaft. Denn was fördert mehr häusliche, wahre Glückseligkeit als eine tugendhafte, gebildete und schöne Hausfrau!

Endlich hat dieses Ländchen selbst um die Wissenschaften Verdienst. Hier war es, wo Newtons würdigster Schüler, Halley, den Astronomen zuerst in den südlichen Himmel einführte. Er bestimmte 350 südliche Sterne, und setzte seinem Beschützer, Carl dem II., dort ein Monument, unter dem Nahmen von Carls Eiche (Robur Caroli), eine Anspielung auf den Baum, der den Monarchen nach der unglücklichen Schlacht von Worcester (1651) vor dem Usurpator Cromwell verbarg.

Ebenfalls erfand Halley, als er hier den Durchgang des Merkurs vor der Sonne beobachtete, die Methode, durch die Parallaxe den Abstand der Sonne genauer zu bestimmen.

Und dieser Hang für Kenntnisse ist auch jetzt den Insulanern nicht verloren gegangen. Begierig fassen sie die wissenschaftlichen Fortschritte des Mutterlandes auf; sie lieben die Lectüre, und suchen sich dadurch in jeder Rücksicht zu vervollkommnen.

Versuche zu neuen Arten des Anbaues der Insel geben ihr stets neue Producte, und so vermehren sich täglich die Annehmlichkeiten des feineren Lebens.

Durch ausdauernde Arbeit und ruhiges Fortschreiten in der Cultur hat also der Mensch einer in weiter Ferne isolirten vulkanischen Schlacke, einem traurigen, todten Monumente des untermarinen Feuers Leben, Schönheit und Nutzbarkeit abgewonnen.

St. Helena ernährt einige Tausende zufriedener, heiterer, ausgebildeter Menschen; es schenkt einer kaum zu zählenden Menge die verlorne Gesundheit wieder, und gewährt dem unglücklichen Seefahrer ein sicheres Asyl; es verbindet mehrere Welttheile, und tauscht ihre Erzeugnisse gegen einander aus.

Ruhe und Unschuld gehen hier mit Thätigkeit, Behaglichkeit und Cultur Hand in Hand. Der glückliche Bewohner fürchtet weder den wahnsinnigen Empörungsschwindel der Demokraten, noch den infernalen Zerstörungsgeist des wilden Eroberers. Wie der Bach im grünenden Anger gleitet sein Leben geräuschlos und sanft unter Blumen dahin. O mein Vaterland! wann, wann wird dieses Glück, das einzige wahre der Menschheit, dir zu Theil werden!

E. A. W. v. Zimmermann.

Sobiesky.

Die Geschichte des Helden der Wien rettete, ist bekannt, weniger der Brief, den er nach dem, am 12. September 1683 erfochtenen Siege an seine Gemahlinn schrieb. Er befindet sich in einem 1686 zu Cöln gedruckten Buche: l'Etat présent de la Hongrie p. 161. Es würde höchst interessant, minder für die Geschichte, als für den Menschenbeobachter, seyn, (der allein wahren Nutzen aus der Geschichte zieht) wenn man eine Sammlung von solchen Berichten veranstaltete, die von den Siegern selbst, bald nach gewonnener Schlacht, verfaßt worden sind. Im Rausche des Glückes ist eben so viel Wahrheit als im Weinrausche.

Nachdem Sobiesky seiner Gemahlinn die Schlacht geschildert, und von der reichen Beute gesprochen, welche die Türken in ihren 100,000 Zelten zurück gelassen, fährt er fort: „Ich erzähle dir nichts von allen „den Kostbarkeiten, welche auf den Wagen des Groß„veziers gefunden wurden; nichts von den vielen Tau„senden mit Rubinen und Sapphieren besetzten Bogen „und Köchern, die leicht mehrere Millionen Ducaten „werth seyn mögen. Du wirst nicht sagen können, „was die tartarischen Frauen ihren Kriegern entgegen „rufen: Ihr seyd keine Männer; denn ihr „kehrt ohne Beute heim; doch am meisten wird „dich erfreuen, daß unser Sohn Alexander sich brav „gehalten hat. Herr von Starhemberg kam mit einer „großen Menge der vornehmsten Bürger; ihre Hast, „mich zu sehen, gefiel mir wohl. Sie nannten mich „ihren Befreyer, wollten meine Knie umfassen, meine „Kleider berühren. Aber als ich vollends in die Stadt „einzog, um mich nach der Stephans-Kirche zu bege„ben, da wimmelte es an allen Fenstern, auf allen „Dächern, und von allen Lippen erscholl der Zuruf: „Es lebe der König, unser Erretter! — Ich „bath den Gouverneur verschiedene Mahl, dem Lärmen „zu steuern, es war umsonst, er schrie selbst mit."

Dann erzählte Sobiesky, der Kaiser habe ihm wissen lassen, er befinde sich nur eine Meile weit von ihm entfernt, „aber," fährt er fort, „ich habe für nö„thiger gehalten, den Feind zu verfolgen; und zweifle „daher, daß ich Seine kaiserliche Majestät werde se„hen können."

Notitzen.

Wien. Schon oft sah man Taschenspieler und herumziehende Marktschreyer, welche theils mittelst an ihrer Haut angebrachter Schutzmittel, theils durch Gewohnheit, noch öfter aber durch taschenspielerische Kunststücke einen großen Grad von Hitze ertragen konnten, und auch allerley Arten von Gift ohne Schaden verschlangen, oder zu verschlingen schienen, keiner aber hat es in dieser Kunst weiter gebracht, als der dermahls hier anwesende, sich den unverbrennlichen Spanier nennende Nikolaus Isidor Reger. Dieser setzte im Theater an der Wien in vier Vorstellungen das ganze Publicum durch seine Kunststücke in Erstaunen. Er nimmt glühende Eisenstangen in die Hände, fährt sich damit über das Gesicht, die Haare, nimmt sie in den Mund u. s. w.; tanzt auf glühenden eisernen Platten; hält den Fuß durch längere Zeit über mehrere Argantische Lampen; wäscht sich mit geschmolzenem Bleye; trinkt siedendes Öhl, alle Gattungen von Säuren, und nimmt sogar eine Portion Arsenik, ohne daß es ihm auch nur das Mindeste schade. Diese Versuche geben selbst den geübten Physikern und Chymikern Stoff zum Nachdenken, und würden den Experimentator vielleicht noch vor hundert Jahren in seinem angeblichen Vaterlande einer Behandlung unterzogen haben, bey welcher ihm seine Unverbrennlichkeit von größtem Nutzen gewesen wäre. Herr Reger gibt jetzt seine Vorstellungen in der Leopoldstadt im Saale beym Sperl.

Sonntag den 8. Jänner eröffnete Herr Sigmund Wolfsohn seinen Apollo-Saal. Er hat darin mehrere sehr zweckmäßige Veränderungen vorgenommen. So ist die Aufgangsstiege, die ehemahls klein und schmal war, um ein Beträchtliches erweitert. Die Bogen an der großen freyen Stiege, die von dem Eintrittssaale in den großen Tanzsaal führt, sind weggenommen, der letztere selbst aber beträchtlich erhöht; ein neuer großer Speisesaal in Griechischem Geschmacke und mehrere kleine Speisezimmer eingerichtet; die sogenannte Rosen-Allee erweitert, geheitzt, sehr geschmackvoll decoriet, und mittelst einer Gallerie, die sich im Gartensaale über dem Zelte der Zuckerbäckerey befindet, mit dem Eintrittssaale in Verbindung gesetzt. Die Bedienung mit Speisen hat dieses Mahl Herr Wolfsohn selbst übernommen, und zu diesem Zwecke über 80,000 Gulden Silbergeschirr von den geschicktesten Silberarbeitern verfertigen lassen. Die Erzherzoge, K. K. Hoheiten, Brüder Seiner Majestät des Kaisers, ein zahlreicher Adel und Publicum beehrten diese erste Eröffnung mit ihrem Besuche. Schade, daß dieses Vergnügen durch die äusserste Unordnung in der Garderobe gestört wurde, und manche Dame ohne Shawl, mancher Mann ohne Überrock und Mantel nach Hause fahren mußte. Herr Wolfsohn hat bereits erklärt, daß er diesem Fehler nächstens auf das zweckmäßigste zur Zufriedenheit des Publicums abhelfen werde.

....

Sancy's Grabschrift auf Friedrich den Zweyten ist nicht so kurz, wie: Hic cinis, ubique fama, dennoch aber sehr charakteristisch:

Le voilà donc au monument
Ce roi, digne de l'épopée,
Qui sut tenir également
Le sceptre, la plume, et l'épée.

....

Nach Briefen aus Paris hat die Abhandlung der Herren Doctoren Gall und Spurzheim: „Über das Nerven-System und über das Gehirn" bey Treuttel und Würtz die Presse verlassen, und ist schon an die Behandlungen versendet. Die beyden Herren beschäftigten sich durch mehrere Monathe damit, und ließen die Zeichnungen und punctirten Kupfer unter ihrer Aufsicht nach von ihnen selbst gemachten Präparaten durch die berühmtesten Künstler verfertigen; sie unterscheiden sich daher auch vor allen ähnlichen Abbildungen durch ihre Schönheit und Genauigkeit.



Grofskreutz des kaiserl. oesterreich. Leopolds Orden.

J. Fischer del.



Der Sammler.

Samstag, den —— 6. —— 14. Jänner 1809.

Rückerinnerungen von Italien und Teutschland.

Erster Brief; an Therese von Z.

Neapel.

Was würde ich darum geben, wenn ich mit Ihnen die schönsten Gegenden der Welt durchirren, und mit Ihnen jenes tief empfundene Vergnügen theilen könnte. Ihr Landsitz, Therese, ist schön, die Natur lacht in seinen Gefilden, die Ruhe athmet in den ländlichen Hütten, und die Zufriedenheit verweilt gerne in den unverdorbenen Herzen seiner Bewohner. Aber was ist Palcenize neben den paradiesischen Umgebungen von Baja, und was — Ihr gepriesenes Krakau neben dem großen, wunderschönen Neapel!

Komm, sieh und stirb! — — sagen die Neapolitaner, wenn sie, vom Gefühle des Erhabenen und Schönen hingerissen, dem Fremdlinge das interessante Bild von den Wundern ihrer Hauptstadt mit Worten zeichnen wollen.

Aber wahrlich, kein Ausdruck vermag das hohe Gefühl zu erreichen, und kein Pinsel den Zauber schöpferisch zu bilden, der jedes empfindende Herz ergreift, wenn das erstaunte Auge zum ersten Mahle dieses große Schauspiel überblickt. Steigen Sie auf den Villen reichen Capo di China, auf das Meer beherrschende Castel di Sant Elmo, oder auf den ewig dampfenden Vesuv, so werden alle ihre Empfindungen in der großen Ansicht zum Leben gerufen.

Denken Sie sich Neapel als ein großes Proscenium, von dessen halben Zirkelstufen — Palläste statt der Logen empor steigen, die mit 400,000 Zuschauern angefüllt sind; verwandeln Sie das schäumende, unabsehbare Meer, das den Saum des meilenweiten Parterre's bespült, zur wunderbarsten Bühne, in deren Hintergrunde die Insel Capri mit muthigen Engländern sich erhebt, die Schauspiele ernster Art in den antiken Coulissen Tibers geben, wo Kanonen die harmonischen Töne des Orchesters vertreten, die der heulende Wind unter brandenden Wogen accompagnirt, und wo die vom fernen Horizonte hinangeschaukelten, von wilden Insulanern peuplirten Schiffe das schauervollste Ballet tanzen; schaffen Sie rechts die Felsenhöhle von Posilippo zu einer pittoresken Grotte, das von Lorbern beschattete Grabmahl Virgils zum perspectivischen Monument — links die frey liegenden Häuser, Villen und Tempel von Pompeji, und die Überreste von Herkulanum und Stabiá zu kostbaren Ruinen um; beleben Sie die Massen der Kunst durch das lachende Grün der Pomeranzen Haine, durch die dunkeln Pinien-Wälder von Solimeo, durch das Hüpfen der schüchternen Rehe, und durch das ängstliche Rufen des unwirthbaren Sturmvogels; lassen Sie die ganze Natur, statt der blitzenden Lustres, vom flammenden Vesuv hellodernd erleuchten, so haben Sie im Augenblicke die schönste und die schrecklichste Decoration von der Welt, wo die Zeichnungen unauslöschlich, die Wirkungen

einzig, und die Schauspieler ewig in ihrer Rolle bleiben.

Aber glauben Sie ja nicht, liebe Freundinn, daß die Menschen hier eben so groß sind als ihre Natur! nein — es ist das gutmüthigste und dabey das erbärmlichste Volk von der Welt.

Dreyßig tausend, von Lumpen verhüllte, Geschöpfe kennen gar kein Obdach, werden auf der freyen Straße geboren und gesäugt, und vererben den offenen, schön gestirnten Himmel, als die einzige Verlassenschaft des ruhig entschlafenen Vaters, auf ihre nackten Kinder.

Macaroni, mit schmutziger Fleischbrühe, sind ihre Kost, und wenn sie damit den genügsamen Magen erst angefüllt haben, so vermag sie kein Gewinn aus dem Zustande der Trägheit zu wecken.

Ein Glas acqua vita setzt dem Lebensgenusse die Krone auf, und so schlendert jeder, unbekümmert um den kommenden Morgen — der Zukunft sorgenlos entgegen.

Die Kinder laufen halb nackt auf den Straßen, und sammeln in die Hangkörbchen das; was der langsame Esel, der rasche Neapolitanische Hengst und das ausdauernde Maulthier nicht länger bey sich beherbergen können; Männer und Frauen greifen selbst die schmutzigste Arbeit an, wenn sie nur so viel verdienen, um eine Portion Macaroni zu bezahlen.

Dabey sind sie gegen einander sehr artig; und Menschen, die sich nie in ihrem Leben gesehen haben, nennen sich beym ersten Anblicke — Fratello.

Vor ihren Heiligen haben sie allen Respect — aber dadurch wird der vertrauliche Umgang nicht ausgeschlossen.

Oft sah ich denselben Neapolitaner dem Heiligen in seiner Kapelle erst kniebeugend huldigen, und dann an seinem geweihten Lichte die Cigarra anzünden; der gute Santo sagte nicht ein Wort.

Ihre Ideen gehen nie weiter, als auf die Gegenwart, und der Reitz ihrer Wahrnehmungen ist so heftig, daß sie nie die Handlung in ihrem ganzen Umfange beurtheilen, sondern nur einen Act fassen, und, ohne den Nachsatz einer Periode zu erwarten, durch die vorangehende Äußerung bestimmt werden.

Dieß macht die gewöhnlichen Neapolitaner zu den bizarrsten Geschöpfen, und veranlaßt seltsam-lächerliche Scenen; eine Thatsache wird es Ihnen anschaulicher zeichnen.

Als ich Rom verließ, empfahl mir der Preußische Minister von Humboldt die Vorsicht, vor meiner Rückreise aus Neapel an ihn zu schreiben, damit er mir eine Licenza di Dogana auswirken könnte, um der unangenehmen Beschwerde des Koffer-Visitirens zu entgehen.

Ich machte von seiner Güte Gebrauch, und erwartete die Antwort.

Hier hohlt man seine Briefe selbst, und statt sie dem Secretär in die Hand zu geben, werden sie in eine, außerhalb dem Expeditions-Zimmer angebrachte, Öffnung geworfen, durch die sie zum verschlossenen Behältnisse hinab fallen.

Mit mir zugleich kam ein Neapolitaner, der sich aus einem ganzen Ballen Briefe den seinigen heraus suchte.

Quanto costa? war seine erste Frage.

Due carlini, sagte der Post-Secretär; denn das Brief-Porto ist hier eben so, wie in der übrigen Welt, fixirt, wo reguläre Posten existiren. Die Wuth mahlte sich in den Blicken des Neapolitaners; due carlini, schrie er, wie eine Furie, maledetto! — due carlini per una foglietta. Die Scene wurde mir interessant, und ich beobachtete ihn in der Entfernung.

Der Secretär blieb bey seiner Foderung, und wies ihm die Taxe vor, um ihn von der Richtigkeit zu überzeugen.

Er wurde unschlüssig, und begann zu handeln; erst both er einen Carlin, dann anderthalb; so dung er eine halbe Stunde mit dem überaus geduldigen Secretär.

Der Post-Officiant war unerbittlich, und der Neapolitaner mußte zwey Carlinen bezahlen.

Nun begann er den Brief, mit der lächerlichsten Miene von der Welt, von beyden Seiten zu betrachten.

Chi mi scrive? *) per Corpo di Baco — chi mi scrive! per la santissima madre — non posso conoscerlo.

So lautete sein Monolog, belebt von Gesticulationen und Grimassen.

Signor Secretario, chi me scrive? — fragte er mit der ernstesten Miene den Secretär, als wenn der alle Handschriften der Welt kennen müßte, und schob ihm den Brief dicht unter die Nase.

Sonderbar genug — weder die Geduld, noch das Zwerchfell des Officianten wurde erschüttert; — non lo so! war seine Antwort.

Per tutt' i diavoli — chi mi scrive? begann

*) Von wem ist der Brief? um's Himmels willen, wer schreibt an mich? Bey der heiligen Mutter Gottes — ich kann es nicht erkennen.

der Kaufmann auf's neue, und faßte mich in's Auge, ich konnte nur mit Mühe das Lachen verhalten. In dem Augenblicke trat ein Bekannter von ihm herein; chi mi scrive? schrie er ihm entgegen, statt den Brief zu öffnen, und die Unterschrift nachzusehen.

Der Freund nahm den Brief, besah die Aufschrift und das Siegel wohl zehn Mahl, und sagte am Ende — non lo so.

Der Neapolitaner verließ ungeduldig das Zimmer, und ich folgte ihm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schreiner in seiner Werkstatt.

Gesund erwacht, dem Himmel Dank!
Eil' ich zu meiner Hobelbank,
Die schon der Morgen übergüldet.
Ein Müßling fleh' um Fürstensold!
Mein Fleiß, der feud'ge Werke bildet,
Verwandelt Holz in Gold.

Ein Nachbar.

Gott grüß' Euch, Meister!
Habt Ihr's gehört?
Mein Haus voll kleiner Geister
Ward noch vermehret.
Mein Weib gebar mir einen Knaben,
Drum möcht' ich eine Wiege haben.

Der Schreiner.

Viel Glück und Heil!
Ich will in Eil'
Des Knableins Bett zusammen fügen.
Recht leicht und flott
Soll's mit Vergnügen
Sich groß und klug drin wiegen.

Der Nachbar.

Das gebe Gott!

Der Schreiner (allein).

Mein gold'nes Handwerk tadle Keiner!
Sobald der Mensch in's Leben blickt,
Bedarf er schon die Kunst des Schreiners,
Und sanfter Schlaf erquickt
Ihn in der Schaukel, die wir bauen.
Doch, wann der Jugend Rasenauen
Ihm nicht mehr blüh'n,
Dann fassen ihn und schütteln ihn,
Wie Fähnlein hoher Thürme,
Mit wilder Macht
Des Schicksals grause Stürme,
Und manche lange Kummernacht
Wird ruhelos von ihm durchwacht.

Ein Jüngling.

Ich tanze, Freund, seit zwanzig Stunden
Durch einen Freudenhimmel hin!
Des Vaters harten Gegensinn
Hat Lieb' und Treue überwunden:
Elisabeth ist meine Braut,
Und nächstens werden wir getraut.
Nun schaffet uns, mein Lieber,
Geschwind ein Hochzeitbett!
Doch ja höchst nett,
Ein Nichtsdarüber
Von Zierlichkeit!

Der Schreiner.

Ich bin zu Eurem Dienst bereit.
Das Werk soll seinen Meister loben.

Der Jüngling.

Nur, Freund, die Arbeit nicht verschoben,
Denn Flügel hat die Zeit!

Der Schreiner (allein).

Wohl hat sie Flügel für die Liebe,
Doch Schneckenfüße für den Haß!
Des Herzens inneres Getriebe,
Wer kennet das?
Der Neigung zarte Räder stocken
Bisweilen plötzlich, und die Zeit
Spinnt dann am Lebensrocken
Für Mann und Weib nur Leid.
Das Eh'bett ist die Stelle,
Wo oft umher ein Himmel blüht,
Doch öfter eine Hölle
Verzehrend glüht.

Eine weinende Frau.

Ach, ich ward Witwe! Vor zwey Stunden
Hat meinen braven Mann der Tod,
Nach langem Siechthum, sanft entbunden
Von aller Erdennoth.

Der Schreiner.

Wohl ihm! Doch Euch muß ich beklagen;
Der Mann war sonder Falsch und Arg.

Die Wittwe.

O Gott! — — Bereitet ihm den Sarg!
Mich läßt mein Schmerz nichts weiter sagen.

Der Schreiner (allein).

Nun, Wieg' und Brautbett, müsset ihr
Dem Sarg den Vorrang geben.
Der Tod beherrscht das Erd-Revier,
Da hilft kein Widerstreben.
Er löscht des Lebens Fackel aus,
Und zwingt durch der Verwesung Graus,
Ihm nach drey Jammertagen
Sein Opfer hin zu tragen
In's enge, finstre Haus.

Ich aber will den Zufall segnen,
Der mir ein hehres Schauspiel both:
Ich sahe Leben, Lieb' und Tod
Sich unter meinem Dach begegnen.
Welch andre Zunft erfährt das Glück,
Daß sie, von Lehr' und Trost begleitet,
Durch ihre Werkstatt sinnvoll schreitet
Des Menschen waltendes Geschick? —
Die Liebe weckt das junge Leben;
Man sieht es eine kurze Zeit
In ihrem Sonnenglanze schweben,
Dann legt's sein schweres Erdenkleid
Sanft in die kühle Todtenlade,
Und schwingt, bestrahlt von Himmelsgnade,
Sich freudig zur Unsterblichkeit.

Langbein.

Miscellen.

Der tapfere General der Amerikaner, Putnam, war bekanntlich ein Zimmermann, und mußte dieser seiner Profession wegen sehr oft die spöttischen Bemerkungen der Britten hören und lesen. Eines Tages, nach einem Treffen, in dem er viele englische Officiere zu Gefangenen gemacht hatte, unter denen einer so verwundet war, daß er kaum weggebracht werden konnte, nahm Putnam die Axt, hieb Zweige ab, und ließ davon eine Tragbahre für den Verwundeten flechten. Ein Englischer Oberster sagte leise zu einem seiner Mitgefangenen: Putnam kann das Handwerk nicht verläugnen! Putnam hatte es aber gehört, und erwiederte schnell: Wird euer Camerad geheilt, so bin ich stolzer auf mein Handwerk, als wenn ich ein geborner Prinz wäre.

Wie viele Menschen würden in unsern Zeiten zu dem Selbstmorde ihre Zuflucht nehmen müssen, wenn sie alle so edel, oder, nach der gangbaren Meinung, so engherzig dächten, als der Sohn des berühmten Temple, den der König Wilhelm der III. von England zum Staats-Secretär gemacht, und der sich aus Verzweiflung, daß er diesen Posten nicht gehörig ausfüllte, in die Themse stürzte! Nach seinem Tode fand man folgende Zeilen: „Die Ursache meines Todes ist keine andere, als daß ich mich unterstanden habe, ein Amt anzunehmen, dem ich nicht gewachsen war.“ In unsern Tagen denkt man anders; man vegetirt des Glaubens, daß, wer ein Amt hat, auch Verstand besitzt.

So lange das Gleichgewichts-System in Europa existirt, gibt es verschiedene freye und unabhängige Staaten. So bald dasselbe aber vernichtet ist, wird Alles in Eins geschmolzen, und es gibt bloß einen Staat. Die Natur und die Vernunft wollen aber verschiedene Staaten, weil die Einheit, wo Verschiedenheit der Sprachen und der Sitten herrscht, zur Einförmigkeit wird, und diese der Tod der Menschheit ist. Die Idee des Gleichgewichts ist die Idee der Gerechtigkeit, welche als das Belebungs-Princip der Staaten zu betrachten ist.

Notitzen.

Wien. Die Selbst-Biographie des k. k. Hofschauspielers Herrn Lange, den wir mit vollem Rechte unsern Lange nennen könnten, da er die ganze Zeit seiner neun und dreyßigjährigen theatralischen Laufbahn nie bey einer andern Bühne engagirt war, hat in einer sehr gefälligen Form, mit neuen, von Herrn Strauß geschnittenen Lettern gedruckt, die Presse verlassen. Ungerechnet, daß es jedem Theater-Freunde angenehm seyn wird, mit dem Schicksale eines seiner Lieblinge näher bekannt zu werden, so hat auch dieses Werkchen durch eingestreute Beobachtungen über darstellende Kunst, und durch manche unbekannte Anecdote noch ein eigenes Interesse. Die Aufrichtigkeit, mit der Herr Lange seine eigenen Schwächen eingesteht, die Gerechtigkeit, die er selbst seinen Feinden widerfahren läßt, beweisen uns, daß derselbe auch in Hinsicht seines moralischen Charakters, an welchem jene, die ihn näher zu kennen das Vergnügen haben, wohl nie zweifelten, es verdiene, der Liebling eines großen und edeln Publicums zu seyn. Das beygefügte Portrait in punctirter Manier, von Herrn Lieder gemahlt und von Herrn John gestochen, kann man sowohl in Hinsicht der Ähnlichkeit als der Behandlung unter die Meisterstücke rechnen.

Am 7. Jänner wurde zum Vortheile des Herrn Hofschauspielers Krüger im Theater an der Wien Ubaldo, ein Schauspiel von Kotzebue, gegeben, worin Mlle. Krüger, Schauspielerinn des privil. Theaters zu Brünn, in einer Gastrolle als Herzoginn Alwina auftrat. Weder das Stück noch die Darstellung entsprachen der Erwartung des Publicums.

Am 11. Jänner gab Madame Elise Bürger, die Wittwe des bekannten Deutschen Dichters G. A. Bürger, um die Mittagsstunde eine große musikalisch-declamatorische Akademie im k. k. kleinen Redouten-Saale. Die declamirten Gedichte, zwischen welchen Harmonie-Stücke gegeben wurden, waren: das Lied von der Glocke von Schiller; der Fund, Ballade von Ehrenfried Stöber; die Grazien des Widerspruches von Baggesen; die Weiber von Weinsberg und Männer- und Weibertreue von Bürger; Adalbert und Klara, ein poetischer Versuch von Elise Bürger; der Gang nach dem Eisenhammer und die Ideale von Schiller; der vergnügte Bauer im Winter von Schubart, in Schwäbischer Mundart vorgetragen. Obschon diese Art von Unterhaltungen mehr für kleinere Gesellschaften in eingeschränkterem Raume zu gehören scheinen, so machte doch Madame Bürger, die wie schon vor ihrer Reise nach Süd-Deutschland in eben demselben Saale zwey Mahl dörten, ihrem nicht sehr zahlreichen, doch gewählten Auditorium viel Vergnügen. Einige pathetische Stellen des Liedes von der Glocke, z. B. die Beschreibung der Feuersbrunst, declamirte sie vortrefflich; bey manchem andern ließ sie die Erwartung unbefriedigt. Besser noch gelangen ihr naive Gedichte, vorzüglich Baggesens Grazien und Schubarts Schwäbisches Lied, welches sie in ihrer angebornen vaterländischen Mundart sehr schön vortrug, und mit allgemeinem Beyfall belohnt wurde.

Am 5. Jänner wurde im k. k. privil. Theater in der Leopoldstadt zum ersten Male aufgeführt: Allerich und Zaide, oder die bezauberte Leyer, eine komische Zauber-Oper in drey Aufzügen von Joseph Aloys Gleich. Die Musik von Tuczek. Ein Product von gewöhnlicher Art, wie wir auf dieser Bühne zu sehen gewohnt sind. Die Decorationen des Herrn Doliner sind sehr artig, und erwarben ihm den lauten Beyfall des Publicums.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 7. — 17. Jänner 1809.

Rückerinnerungen von Italien und Deutschland.

Erster Brief; an Therese von Z.

(Fortsetzung.)

Das Posthaus ist neben dem Theatro nel fondo, unweit des Hafens; er nahm seinen Weg nach dem Molo. Noch immer wurde der Brief besehen; endlich blieb er bey der Boutike eines Bücher-Antiquars stehen, und erbrach ihn.

Ich drängte mich zu ihm, wollte scheinbar ein Buch kaufen, und hörte den sonderbarsten Dialog zwischen dem Briefe und dem Neapolitaner.

Brief. — Signor onoratissimo *), caro amico mio!

Neapolitaner. — E padrone **), servitore suo!

Amico mio? — chi diavolo mi scrive, chi è questo amico?

Brief. — Lei si soverra ***). —

Neapolitaner. — Io non mi sovvengo di niénte! ****).

Brief. — Che d'un negozio fra noi in Roma con chiuso mi da Lei rivenga un saldo di cento ducati *)

Hier wurde der Neapolitaner ganz toll, griff mit der rechten Hand in seine Perücke, und schrie wie ein Besessener — da me, da me — cento ducati? — cento diavoli — cento malore a questa bestia! ah maledetto a te cento ducati? **) Sento — vorehbe scroccarmi, o birbante ***)

Brief. — Lei avra la bonta di rimborsare ****). Hier stampfte er mit dem Fuße gegen die Erde, begann im Trippelschritte zu schreiten, wie ein Mensch, der vor Wuth außer sich ist — und rief — — io rimborsare io rimborsae cento ducati a questo birbante? Non rimborsero niente! ah maledetto birbone, chi vuol ingannarmi! *****).

Zufälliger Weise ging ein zweyter Bekannter vorbey, über den er auf der Stelle herfiel. Signor Giuseppe veda pure, un nome sfacciato vuol scroc-

*) Sehr geehrter Herr, mein theurer Freund;

**) Sie haben zu befehlen, ihr gehorsamster Diener.
Mein Freund? — wer Teufel schreibt an mich, wer ist dieser Freund?

***) Sie werden sich erinnern.

****) Ich erinnere mich gar nichts.

*) Daß mir aus einem Geschäfte, welches wir in Rom abgeschlossen haben, von Ihnen eine Zahlung von hundert Piastern zukommt.

**) Von mir, von mir hundert Piaster? hundert Teufel, hundertfache Pestilenz für diesen Kerl! ha verdammt! Die hundert Piaster?

***) Ja, ja — ich merke es — der Spitzbube möchte mich gerne betriegen.

****) Sie werden die Güte haben, die Summe in der Art zu remboursiren.

*****) Ich remboursiren — ich hundert Piaster diesem Spitzbuben remboursiren? Nichts werde ich Dir remboursiren, verdammter Mensch — der mich hintergehen will.

carmi! Lei non conosce questa mano? chi diavolo mi scrive! *).

Auch dieser besah aufmerksam die Aufschrift, das halb zerstörte Siegel und die ersten Zeilen des Briefes, und sagte — non lo so!

Sein Inhalt wurde ziemlich lang, der Correspondent kam noch ein Mahl auf seine vorigen Verhältnisse mit dem Neapolitaner zurück, dem jetzt immer mehr Licht aufzugehen schien, und der um desto mehr bey jeder neuen Thatsache — chi mi scrive! wiederhohlte.

Auf der anderen Seite kam endlich der Schluß — il di Lei obientissimo servitore ed amico — wobey das Compliment — è padrone, servo suo, — auf der Stelle erwiedert wurde, und die Unterschrift — Valentino Ricciardini.

Nun ging die böse Laune plötzlich zur lärmenden Freude über.

Ah caro amico Ricciardini — scete voi, chi mi scrivete? benissimo, benissimo sarete subito servito! so rief er die besten Versicherungen auf der öffentlichen Straße in Neapel seinem Freunde in Rom zu.

Wie meisterhaft würde Moliere diesen komischen Charakter gegeben haben, den nicht Worte, nur frappante Mienen in's wirkliche Leben rufen.

Nach meiner Rückkehr schilderte ich den Vorfall dem primo buffo di Greco in Rom, der seine Rolle vor einer kleinen Gesellschaft auf der Stelle extemporirte, und dabey so treffende Attitüden mit komischen Grimassen darein zu verweben wußte, daß wir uns Alle halb todt lachen wollten.

Vor mir war nun der Molo mit dem Leuchtthurme, dessen gewaltiger Arm die Schiffe im Hafen vor der Wuth der Wellen schützt, aber nie den sonderbarsten Tanz der schaukelnden Barken verhindern kann.

Eine Menge Menschen belagerte den Damm, der die lebhafteste Parthie in Neapel ist, und rechts sah ich eine Gruppe sich zusammen drängen, die mit lebhafter Aufmerksamkeit den Gesticulationen eines Improvisatore zusah, den ein Gerüst von aufrecht stehenden, mit Bretern bedeckten Tonnen über die Köpfe der Zuschauer erhob. In feurigen Bildern, aber im schlechten Neapolitanischen Dialecte, begann er die Lobrede des berühmten Dichters Petrarch, die er zum Theile mit sonderbaren Notitzen, gegen die Wahrheit der Geschichte, ausschmückte.

*) Signor Giuseppe, sehen Sie nur, ein unverschämter Mensch will mich prellen. Kennen Sie die Hand? Wer Teufel hat den Brief geschrieben?

„Petrarch — so tönten seine Worte — war in der „Blüthe seines Lebens, als er am Charfreytage die „schöne Laura im romantischen Thale Vauclüse zum er„sten Mahle erblickte. Die Natur hatte das holde Mäd„chen mit allen Reitzen verschwenderisch umrungen. „Denkt euch den eleganten Wuchs der Paphischen Göt„tinn, dessen schwellende Conturen sich im weißen Mous„selin modeln, den weißen Arm, der wie ein blenden„der Pflaum dem lüsternen Kusse entgegen schwillet, „die Wangengluth und den zarten Carmin ihrer Lip„pen, der unterm Lilienweiß sich im seelenvollen Au„genblau spiegelt, die dunkeln Haarlocken, die wie Sei„de von der Alabaster-Stirn bis zum schneeweißen, ju„gendlichen Busen hinab gleiten, und dann die Grazie „der Unschuld, die ihrem Zauber den Stämpel der Voll„endung aufdrückt — so könnt ihr das Gefühl fassen, „das den Busen des Jünglings, wie ein verzehrendes „Feuer, durchbebte."

„Laura war aus Avignon, und wandelte nach Is„la — der reitzenden Insel, die der krystallne Sorge„Fluß bildet; Petrarch, aus derselben Stadt, suchte „den Balsamhauch der freyen Natur, und folgte den „eilenden Schritten des schönen Mädchens."

„Sein ganzes Leben blieb dieser geistigen Liebe ge„heiligt, und sie allein entwickelte den Keim seines ge„nialischen Dichter-Talentes."

„Ein frühzeitiges Priestergelübde fesselte seinen „Willen, das treugeliebte Mädchen als Gattinn in sei„ne Arme zu schließen, und sie starb als Jungfrau in „dem Frühlinge ihres Lebens, an demselben Tage, und „in derselben Stunde, wo sie im Rosenmonde den schlich„ten Jüngling zum feurigsten Dichter umschuf."

„Die Zeit begrub Laura's Nahmen in der Ver„gessenheit — sie lebt nur in den Gesängen Petrarchs."

„Der Zufall entdeckte in Avignon ihre Gruft, und „in der Chiesa de' Fratri minori ein Kästchen von „Bley, mit Kupferdraht umwunden, worin eine Me„daille mit ihrem Bilde und der Umschrift: Madonna „Laura morta giace — bey einer Pergament-Rolle „lag, deren Inhalt Laurens Aschenkrug außer Zwei„fel setzte"

„Franz der I., König von Frankreich, der gerade „damahls durch Avignon nach Marseille ging, ließ Lau„ren ein kostbares Grabmahl von Marmor errichten."

„Das Thal Vauclüse wurde Petrarchs Lieblings„aufenthalt; dort sang er die zärtlichsten Sonnette, „und dort hauchte er seine Schmerzen über Laura's frü„hen Tod in wehmüthigen Accenten aus."

„So sang der verlassene Jüngling."

„Kein Dichter Italiens war ihm in seiner Größe „voraus gegangen, und keiner hat ihn in der Wärme „des Ausdruckes, in dem Reichthume der Ideen und in „der lebendigen Zeichnung der reinen, herzergreifenden „Natur erreicht."

„Der Ruf ging mit der tönenden Posaune vor ihm „her, die Fürsten und Könige huldigten seinem Genie, „der päpstliche Hof — damahls in Avignon — erkann„te sein unnachahmliches Verdienst, und sprach ihm die „feyerliche Krönung auf dem Capitol zu, die der Kö„nig von Neapel und Sicilien, der große Robert, be„schleunigte."

„So setzte der Graf Orso von Anguillara, in Ge„genwart des Römischen Senates und des ganzen Rö„mischen Volkes, dem lieblichen Sänger den Lorberkranz „auf dem Capitol auf."

Schweigend blickte der Improvisator um sich her, seine Wärme hatte alle Zuhörer ergriffen. Mit einer Art von Nachlässigkeit ließ er seinen Hut die Runde passiren, Soldi, Carlini und halbe Francesconi flogen ihm von allen Seiten entgegen, und er erntete in einer halben Stunde mehr, als der karg belohnte Schriftsteller in Deutschland in drey Monden.

Ich will die Unrichtigkeiten seiner Darstellung nicht berühren, sie sind unbedeutend, und die Wahrheit würde dem Interesse Eintrag thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Homonymen.

A. Ich bin des Herbstes Kind, so wie des Frühlings Sohn.
Doch vor der Sonne Licht bin ich stets schnell entfloh'n.
Zwar mein Gewand ist weiß, doch wärmt wie Schnees nimmer;
Mein Putz verdirbt mich selbst, wie eitle Frauenzimmer.

B. Was von milden Gaben der Natur ihr pflückt,
Wird durch mich allein zum Genuß geschickt;
Ohne mich ist nichts Süßes, Alles bitter nur,
Ich nur führ' zum Ziele Weisheit und Natur.

C. An Form bin ich's vollendetste der Dinge.
Denn Anfang oder Ende hab' ich nicht.
Oft bindet die, um die ich sanft mich schlinge,
Im schönsten Bunde süße heil'ge Pflicht.
Bald bin ich selbst etwas, bald nur der Sache Nahmen.
Und alle drey habt ihr nur einen Nahmen?

Th. Hell.

Epigramme.

Autoetreost.

Gewürz soll nicht in Euern Schriften seyn?
Thun's bald genug die Krämer doch hinein!

Albert.

Der Beysitzer.

Wozu der Steiß doch Manchem nützt;
N** wird besoldet, weil er — sitzt.

Albert.

Apolls Edict.

Ich gebiethe langmuthsvoll,
Daß der neue Klingklangtroß
Ewiglich verbannt seyn soll
Vom Parnaß und meinem Schloß.
Unterschrieben: Gott Apoll.
Weiter unten: Voß.

Ley.

Eine Anecdote von Garrik.

Die Werke des Bildhauers und Tonsetzers, des Dichters und Mahlers gehen, die Nahmen ihrer Meister verewigend, auf die Nachwelt über; — nur die genialischen Darstellungen großer Schauspieler verschwinden mit ihnen selbst.

Dankbar sollte man daher, um das Andenken ihrer Kunstgröße zu bewahren, jeden interessanten Zug von ihnen treu aufbehalten. Ein Französisches Journal erzählte erst kürzlich folgende, meines Wissens noch wenig bekannte, Anecdote von Garrik's Kunst. Der Verfasser unterzeichnete sich A. M.

Es waren eines Tages mehrere Franzosen zum Mittagsessen beym Duc de D**, der sich eben in London aufhielt. Auch Garrik war zugegen. Man sprach vom Theater. Garrik meinte, man habe auf der Pariser Bühne zu viel Declamation, zu wenig Handlung; das Mienenspiel des Schauspielers sey eigentlich so wichtig als das Wort des Dichters; die schönsten Stellen eines Dichters, auch noch so gut recitirt, können nicht so gewaltig auf das Gemüth einwirken, als zuweilen eine wohlberechnete Pantomime u. dgl. m. Das gab niemand zu. Der Streit ward lebhaft. Garrik sprang auf, nahm einen kleinen Polsterstuhl in die Arme und rief: „Wohlan! bilden Sie sich ein, dieß sey mein einziges Kind, ich der Vater, der es zärtlich liebt."

Man lächelte.

Er trat ans offene Fenster. Er tändelte mit dem seynsollenden Kinde so zärtlich, so innig....

Die Damen kicherten Anfangs leise; nachher überlaut. Die Herren konnten sich nicht mehr halten, und stimmten ein.

Garrik scherzte mit dem Kinde, ohne sich stören zu lassen. Da stürzt es zum Fenster hinaus. Ein Schrey seines nahmenlosen, ersten Entsetzens dringt durch den Saal.

Man erschrickt.

Des Unglücklichen Gestalt und Wesen werden im stummen Verzweifeln verwandelt. Er will zur Thür — zum Fenster — er will sich dem geliebten Kinde nachstürzen — unbeweglich bleibt er da, die Augen starren in die Straße hin zum Leichname des Lieblings — er selbst ist schon Leichnam, bleich, fast athemlos, nur einige Muskeln zucken unwillkührlich.

Ein kalter Schauder überläuft die anwesende Gesellschaft. Man vergißt über das, was man sieht, das, was eigentlich geschehen ist.

Garriks Leben kehrt heim. Es kehrt nur heim, um seine Seele aus der dumpfen Betäubung stufenweise zum lebendigsten tiefsten Schmerze zu führen. Dieser Blick, diese Miene voll Jammers, diese Thräne, die aus dem gen Himmel gehobenen Blicke zittert — der Blick, der bald den Tod zu erflehen scheint, bald wieder den ewig verlornen Liebling — —

Keiner konnte Zeuge dieses ungeheuren Leidens seyn. Die Damen weinten; die Herren erblaßten, runzelten die Stirn, suchten nach männlicher Fassung.

Es ist umsonst, man hat Garrik vergessen — man sieht nur den Jammer des verwaisten Vaters. — Trostlos und schluchzend fliehen einige Damen aus dem Zimmer, um sich ohne Zeugen satt zu weinen. Die übrigen folgen den ersten wie betäubt, mit lautem, fassungslosem Schmerze.

Garrik hört nichts, sieht nichts, er scheint nur noch wenige Augenblicke den Tod des theueren Lieblinges überleben zu können. Die Verzweiflung einer hoffnungslosen Seele spricht aus jedem Zuge seiner Mienen, aus jeder Bewegung, aus jeder That.

Umsonst kämpfen die Franzosen gegen die siegende Gewalt des Mitleidens — sie stehen um Garrik her, die Augen voller Thränen; andere treten seitwärts; andere fliehen tief erschüttert von dem schrecklichen Bilde aus dem Zimmer.

„Um Gottes Willen, Garrik, es war ja nur ein Stuhl! besinnen Sie sich doch!" ruft weinend der Duc de D**, und nimmt den Künstler in die Arme, als wollte er ihn trösten.

Garrik ward plötzlich wie er gewöhnlich war, und sagte mit angenehmem Lächeln zu den wenigen Anwesenden: „Aber hatte ich nicht recht?"

N o t i z e n.

Wien. Die letzte Oper, welche in den k. k. Hof Theatern neu einstudiert gegeben wird, ist Glucks Iphigenia in Aulis. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß die Direction diese Iphigenia vor jener in Tauris gegeben hatte; der Zusammenhang der vorgestellten Geschichte und die Tonkunst würden dadurch gewonnen haben; denn obschon auch erstere Oper immer eines der nachahmungswürdigsten Muster für dramatische Musik bleibt, so steht sie doch am Werthe der letzteren beträchtlich nach, die — ohne Zweifel — das Größte ist, was wir in diesem Fache besitzen.

Iphigenia in Aulis wird zwar mit vielem Aufwande von Seite der Sänger und der Direction gegeben; doch schien es dem Ganzen an genugsamer Würde, an edler Simplicität, an jener Griechheit, möchte man sagen, zu fehlen, die man sich als erstes Bedingniß bey einem Schauspiele denkt, das noch den richtigsten Begriff jener Griechischen Trauerspiele gewährt, die man überall gerühmt und nirgends erreicht findet. Vielleicht ist aber auch der zu sehr Französierte Text der Iphigenia in Aulis an dieser geringeren Annäherung Schuld, welche der einfachen, und dem Originale ähnlicher geschriebenen Iphigenia in Tauris besser gelungen ist.

Die vorzüglichsten musikalischen Schönheiten jener Oper, von welcher hier die Rede ist, sind jedem Kenner und Liebhaber der Tonkunst zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sie aufzuzählen. Wer kennt nicht die Ouverture? dieses Modell für Eingangs-Symphonien, das unter allen erstrebenden die Forderung, die Gluck selbst an diese Gattung Tonstücke mit so gegründetem Rechte macht, am vollkommensten erfüllt, nähmlich sich zur Oper wie eine gute Vorrede zu ihrem Buche verhält; zu den Empfindungen vorbereitet, die im Laufe des Stückes geweckt werden sollen; und ein Vorgefühl von dem gibt, was man in der Folge sehen und hören wird. — Wen entzückt nicht der Chor: „Welcher Reiz! welche Majestät!" u. s. w.; das Terzet: „Wendet, himmlische Mächte, den wilden Sturm von mir" u. s. f. Doch wer fände nicht von jedem Tonstücke dieser Oper etwas Rühmliches zu sagen? und wen erissen nicht vorzüglich die Recitative hin? Diese Art von musikalischer Composition auf die es in der tragischen Oper am meisten ankommt? in denen es vor Gluck keiner, und nach ihm nur sehr wenige zur Vollkommenheit gebracht haben, die aber auch das richtigste Gefühl, die größte Energie, die genaueste Kenntniß der Declamation, und zu viele andere Vorkenntnisse in dem Autor voraus setzen, um eine gewöhnliche Erscheinung zu seyn.

Mlle. Milder, die schon in der ersteren Iphigenia den Ruhm einer denkenden Künstlerinn erworben hatte, hat denselben in dieser noch mehr befestiget. Ihr hoher Anstand, ihre wohldurchdachte, energische Action, und vor Allem ihr classischer Vortrag im Gesange, mit dem sie nur rühren und hinreissen, nicht kalte Bewunderung erregen will, und diesen Endzweck auch vollkommen erreicht, lassen nichts mehr zu wünschen übrig. Vortrefflich im Recitative überhaupt, gelingt ihr besonders die Stelle in der sechsten Scene des dritten Actes: „Großer Zeus, schleudre die Keule" u. s. w., mit welcher sie jeden Zuhörer in tiefster Brust erschütterte. Kurz, sie ist ganz Klytämnestra; aber Herr Vogel auch ganz Agamemnon. Das vereinte Bestreben dieser beyden ruhmwürdigen Künstler ist allein im Stande, einer ganzen Oper Interesse und Leben zu leihen. Dem angenehmen Tenor-Sänger, Herrn Radichi, welcher den Achilleus spielt, wünschte man mehr Energie im Vortrage, und mehr Anstand, wenn er Helden spielt. Mlle. Laucher spielt und singt die Iphigenia mit vieler Rührung, und löste die schwere Aufgabe glücklich, neben Mlle. Milder einen Haupt-Part durchzuführen. Kleidung, Decorationen und Tänze waren dem Gegenstande entsprechend. Dem Orchester wäre noch mehr Genauigkeit im Ensemble zu wünschen.

M.



Der Sammler

Donnerstag, den — 8. — 19. Jänner 1809.

Das Königreich Neu-Spanien *).

Die Gegenden der neuen Welt, wo Spanische Sprache, Sitten und Gesetze herrschen, übertreffen an Umfang ganz Europa, und genießen, bis auf einige Ausnahmen, eine glückliche Temperatur; sie besitzen einen, an schätzbaren, nützlichen oder nothwendigen Erzeugnissen reichen Boden; ihre Lage, indem sie jeden feindlichen Angriff erschwert, öffnet ihnen schnelle Communicationen mit dem übrigen Erdballe; kurz, sie vereinigen alle Vorzüge des Locals in sich, die ein nach Ruhm und Macht begieriges Volk wünschen kann. Auf dem Gipfel seiner Größe besaß Rom kein schöneres Reich. Dennoch ernährt dieses unermeßliche, transatlantische Spanien, wo 120 Millionen Menschen im Überflusse leben könnten, kaum 13 Millionen. Von dieser Volksmenge sind 6 Millionen in dem Unterkönigreiche Neu-Spanien; bekannter unter dem Nahmen Mexiko, vereinigt. Auch findet man, Trotz des gerühmten Prachtaufwandes und des Geschmackes der Einwohner von Lima an der Literatur, Trotz der gepriesenen Handelsbetriebsamkeit von Buenos-Ayres und des reichen Anbaues der Küste von Caracas, nur in Mexiko alle Elemente eines civilisirten Staates vereinigt; vom Schicksale dieses Landes hängen die Bestimmungen der neuen Welt ab.

Mexiko stellt, ob es gleich größten Theils im heißen Erdstriche liegt, die ganze Erdkugel im Kleinen dar. Indem sie sich, wie ein unermeßlicher Damm zwischen den beyden Oceanen, die die Welt umarmen, erhebt, und sich, im Ganzen genommen, bis zu einer Höhe von 2000 Metern behauptet, vereinigt die Mexikanische Plattform in ihren nackten und mäßig fruchtbaren Ebenen, unter einem eben so gemäßigten Klima als das von Frankreich, die Producte des Nordens von Amerika mit denen des südlichen Europa's; während auf diesem breiten Fußgestelle Vulkane von colossaler Größe ihre, mit ewigem Feuer und ewigem Schnee gekrönten Gipfel bis zur Höhe von 5400 Metern empor strecken. Die Seiten dieses ungeheueren verflachten Gebirges stellen, indem sie bis zur Wasserfläche des stillen Oceans und des Mexikanischen Meerbusens herabsteigen, nach und nach alle Abstufungen der gemäßigten und der heißen Zone dar; auf Fichtenwälder folgen Eichenwälder; dann sieht man in Obstgärten, von einem immerwährenden Frühlinge begünstiget, alle Früchte Europa's reifen; endlich sieht man an den Ufern des Meeres Hügel und Ebenen sich ausdehnen, die Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle und Bananas im Überflusse hervor bringen, wo aber die, unter dem Nahmen des **schwarzen Erbrechens** bekannte, schreckliche Krankheit beständige Verheerungen anrichtet.

*) Auszug aus der Reise der Herren Alexandre von Humboldt und Aime Bonpland. Dritter Theil; enthaltend: Politischer Versuch über das Königreich Neu-Spanien, mit einem geographischen und physikalischen Atlasse dieses Landes; von Herrn von Humboldt.

Seiner Lage nach, im Stande, in fünf Wochen mit Europa, und in sechs Wochen mit Asien zu communiciren; hat Mexiko nur auf der Seite des stillen Meeres sichere und tiefe Häfen; während auf der Seite des Mexikanischen Meerbusens der Schiffer nichts als gefährliche Ankerplätze findet, wo wüthende Stürme jeden Augenblick sein Schiff an Felsen zu zerschmettern, oder auf Sandbänke stranden zu lassen drohen; ein Umstand, der, indem er Mexiko gegen einen Europäischen Einfall beschützt, ihm den weiten östlichen Ocean, als seinen wahren Herrschaftskreis, anweiset.

Bey gutem Anbaue würde Mexiko nicht allein Zucker, Kaffeh, Cacao, kurz, alle Producte, die die Inseln West-Indiens bereichern, im Überflusse hervor bringen, es würde sich auch selbst mit Allem versorgen, was sowohl zur Behauptung eines Staates, als zu den Annehmlichkeiten des Lebens nothwendig ist. Eine wachsamere Staatsverwaltung würde Wälder entstehen lassen bey jenen unerschöpflichen Erzgruben, womit die Mitte der Plattform besäet ist, und die, weit zugänglicher als die Peruanischen, auch weit einträglicher sind. Bey hinreichendem Brenn-Materiale könnte die Summe von 22 Millionen Piaster, die sie nach Europa senden, noch vermehrt werden. Bloß die Schwierigkeit der Communication zwischen Mexiko und dem Hafen von Vera-Cruz hindert das Mexikanische Mehl, mit dem Nordamerikanischen auf den Märkten Europa's in Concurrenz zu treten. Auch zweifelt niemand, daß hier die edelsten Weine, die feinsten Öhle, die lieblichsten Früchte die Bemühungen einsichtsvoller und unternehmender Anbauer belohnen würden. Aber alle Vortheile dieses schönen Landes waren für eine Regierung verloren, die den Anwachs ihrer eigenen Colonien mit Schrecken sah, und durch Reglemens über Reglemens eine halbe Welt im ungebauten und wilden Zustande zurück zu halten glaubte.

Dennoch setzt die Natur, die jedem Volke seinen Antheil an Glückseligkeit und Ruhm nur um den Preis anhaltender Arbeit verkaufen wollte, dem Anbaue Neu-Spaniens genau das nähmliche Hinderniß entgegen, das der Cultur Alt-Spaniens im Wege steht, nähmlich den Mangel schiffbarer Flüsse. Begreiflich lassen die steilen Abhänge der Mexikanischen Plattform nur Waldströme von schnellem und kurzem Laufe zu; über dieß sind die Quellen selten, weil das Wasser überall zwischen den Spalten des Porphyrs und den Zwischenräumen der Felsen einsickert. Aber auf der Plattform selbst biethen große, zahlreiche Seen dem betriebsamen Scharfsinne des Menschen die Grundlage einer künstlichen Schiffahrt dar. Unglücklicher Weise nöthigten die durch diese Wassersammlungen verursachten Überschwemmungen die Colonisten, sie auszutrocknen, eine Operation, die einen andern Nachtheil nach sich zog. Mit Kalk vermischtes Soda-Salz, unreiner Salpeter und andere Salzstoffe haben sich auf diesem ausgetrockneten Boden mit einer Schnelligkeit ausgebreitet, die die Chymiker Mühe haben werden zu erklären. Durch diesen, die Cultur hindernden Überfluß an Salzen ist die Plattform von Mexiko an mehreren Stellen den Salzsteppen des innern Asiens ähnlich.

Auf diesen kurzen Abriß der natürlichen Erdebeschreibung von Mexiko lassen wir die Skizze seiner Bewohner und ihrer Civilisation folgen. Sie theilen sich in vier Kasten: die Weißen, die Neger, die Indianer und die von vermischter Race. Die Weißen lassen sich wieder in zwey Classen abtheilen, in die, welche in Europa geboren sind, und die man insgemein *Chapetons* nennt, und in die, welche, im Lande selbst geboren, hier, wie in allen Colonien, den Nahmen *Kreolen* führen. Auch sind in der vermischten Race wesentlich verschieden die *Mestizen*, von Weißen und Indianern geboren; die *Mulatten*, Abkömmlinge von Weißen und Negern, und die *Zambos*, die von Negern und Indianern abstammen.

Die Anzahl der Weißen kann auf 1,200,000 geschätzt werden. Schlimme Politik hat, so zu sagen, zwey feindliche Nationen daraus gemacht. Die ehemahlige Spanische Regierung vergab, oder, richtiger zu reden, verkaufte an die in Europa gebornen Individuen alle Ämter, und selbst die kleinsten Bedienungen. Die in Mexiko gebornen Spanier sahen sich, bey aller ihrer Geburt, ihrer Erziehung und ihrem Vermögen, von der Verwaltung ihres Vaterlandes ausgeschlossen; das Gesetz, das die Gleichheit aller Weißen vor den Gerichtshöfen verbürgte, ward von eigennützigen Richtern schnell vollzogen. Dieser unselige Zwist kann durch die Bemühungen einer unpartheyischen und wahrhaft väterlichen Regierung noch vertilgt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Otto der Schütz.

(Aus einer handschriftlichen Chronik, wörtlich.)

Heinrich der Eiserne, Landgraf von Hessen, hatte zwey Söhne. Nun war des Vaters Meinung, daß sein ältester Sohn, auch Heinrich genannt, sollte regierender Herr werden; derowegen fertigte er seinen

andern Sohn, Otten, ab, daß er studieren und etwa geistlich werden sollt, schickt ihn darum mit Geld und wenig Dienern in Frankreich, nach Paris. Wie aber Otto gen Cöln kommt, thät er die Knecht von sich, und zeucht allein. Er war ein gerader Jüngling und guter Bogenschütz, die der Zeit gehalten wurden. Als er nun allein war, begab er sich an des Grafen von Cleve Hof, nannte sich nicht anders, denn Otto Schütz, und hielt sich ganz redlich, daß er von jedermänniglich werth gehalten ward; und liebet ihn auch der Graf, verschickte ihn unterweilen, und erfuhr sein Thun und Fleiß, weswegen er ihn zum Hauptmann machte über die Schützen, und ihm vier Pferde hielt gleich einem Edelmann. Indessen wußte Niemand im Land Hessen, wo Graf Otto geblieben, und ob er todt oder lebendig sey. Es trug sich aber zu, daß ein Hessischer Edelmann, von Homberg genannt, der in der Jugend dem Grafen von Cleve gedient hatte, eine Fahrt nach Aachen thun wollte, und auf der Reise fiel's ihm ein, seinen alten Herrn zu besuchen. Wie er nun an den Clevischen Hof kommt, sieht er von ohngefähr Otto Schütz, den erkennt er, und thut ihm, als seinem Herrn, gebührliche Ehre, steigt vom Pferde, und neigt sich vor ihm. Aber Otto befahl ihm, weder am Hof noch daheim ihn zu melden. Nun hatte aber der Graf Adolph von ohngefähr dieß gesehen, und als gemeldter von Homberg kam, fragte er ihn ernstlich nach Otto Schützens Stand und Gelegenheit. Es sagt der von Adel, es wäre ihm verbothen; doch weil es der Graf so ernstlich begehrt, auch versprach, daß es ihnen beyden unschädlich seyn sollte, erwiederte er: dieser, der sich allhier Otto Schütz nennt, ist ein geborner Landgraf zu Hessen, und seine Mutter eine Markgräfinn aus Meissen, und ein nächster Erbe zur Regierung seines Vaters, welcher an die 80 Jahr alt ist, und ihn beym Leben seines Bruders auf die Schule geschickt hat, da man seit der Zeit nicht gewußt, wo er hingekommen.

Da sprach der Graf: „Ist dem also, wie du sagst, so ist Otto Schütz viel zu lang mein Knecht gewesen. Du sollst hier bleiben, morgen früh will ich dir einen mitgeben, der dich bis gen Aachen und wieder hierher geleiten soll, und will dir ein schön Pferd schenken, deiner alten Dienste halber, so du mir hiebevor geleistet, und auch Otto Schützen halber, und will unterdessen den Handel besser bedenken. Wie denn auch geschah; denn er dachte seine Tochter Elisabeth ihm, Otten, zu geben für seine getreuen Dienste, und redete mit der Mutter davon im Bette des Nachts, wo sie hin gedächte, ihre Tochter zu bestatten. Diese antwortete, daß doch Herren genug wären, so ihrer begehrten, unter denen sollte er wählen, welcher ihr am nützten wäre. Da eröffnete er der Mutter seine Meinung, welche diese gar verwarf, indem sie weder billig noch höflich. Und alsbald es Tag war, fügte sie sich zur Tochter, und fragte, ob sie sich auch jemand verlobt? welche nein sagte. — Ob sie auch Otto Schütz kenne, und wie sie gegen ihn gesinnt? Sie antwortete: Ja, sie kenne ihn als ihres Vaters treuen Diener, den sie in Ehren hielt, und weiter nicht.

Die Mutter sagte: Elisabeth, denke der Sache nach; dein Vater will dich ihm zur Ehe geben. Die Tochter antwortete: das hoff ich nicht, da unsres Standes genug vorhanden. Die Mutter erwiedert; Du redest wohl, Tochter; wie ich aber vom Vater vernehme, mußt du Otto Schützen haben. Die Tochter entgegnet: Mutter, die Kinder sollen ihren Ältern gehorsam seyn.

Als nun der von Homberg wieder von Aachen kam, beschied der Graf seine Räthe, und zugleich auch Otto Schützen, in den Saal, und wie die vorhanden, sprach der Graf:

Liebe, Getreue! Ich bin je willens, meine Tochter Elisabeth zu verheurathen, da sollt ihr auch mit zurathen. Als nun hin und wieder gerathen worden, sprach der Graf: Ich habe einen treuen Diener an meinem Hof, Otto Schützen, dem will ich sie für seine treuen Dienste zur Belohnung geben, so er sie anders haben will. Otto Schütz ward roth und sprach: Wenn ich nichts andres verdiente, denn daß man mich narret, so ist die Treue übel gelohnt. Aber der Graf nahm alsbald Otto Schützen bey der Hand, und forderte seine Tochter, und gab sie ihm zur Ehe, und mußten allsammt des Nachts beisammen zum Gelage bleiben, und war große Verwunderung. Meinten viele, der Herr wäre nicht wohl bey Sinnen. Des andern Morgens ließ der Herr abermahls seine Räthe und Mannschaft zusammen fordern, und sagte: Liebe, Getreue! Ich will euch eures Zweifels entledigen. Ich habe gestern meine liebe Tochter Otto dem Schützen, der lange Zeit mein Diener gewesen, zur Ehe gegeben, deren er sehr wohl werth, als der von höhrer Geburt ist, als sie; denn er von dem königlichen Geschlecht aus Ungarn ist, und im sechsten Glied von Sanct Elisabethen, ein geborner Landgraf zu Hessen, dem Unsrigen auch nicht zu weit entsessen, also uns wohl nutz seyn kann. Und sagt weiter, wie sich der Handel hat zugetragen, was dann Heinrich von Homberg bestättigt. Als sie dieß hörten, ward

männiglich erfreut, und am höchsten die Mutter und Tochter, und ward große Freude vollbracht; und zog hernach der von Homberg mit großen Geschenken wieder nach Hessen, und brachte seinem Herrn Landgrafen die fröhliche Bothschaft gen Kassel. Otto der Schütz und sein Gemahl zogen nach Marburg, wohin auch der Vater kam, und ihm Spangenberg eingab, und ward Frankenberg seines Gemahls Morgengab oder Leibgeding, also hielt Otto der Schütz zu Spangenberg Hof.

Aphorismen.

Wer sich ein so genanntes Steckenpferd hält, der muß es (gleich einer Mätresse) unter die genaueste Aufsicht nehmen; denn diese Geschöpfe, so bald sie nicht recht kurz gehalten werden, haben alle mehr oder weniger die verdammte Unart, daß sie dem Pflicht- und Dienstpferde ihres Herrn das beste Futter wegfressen.

Das bekannte Wichtigthun so mancher Leute ist gewöhnlich gar nichts weiter, als die natürliche Folge von dem drückenden Gefühle ihrer Unwichtigkeit.

Der Haß ist geronnener, öfters gar versteinerter Zorn.

Johannes Eremita.

Der Kopf des Menschen gleicht einem Wasserbehältnisse, das an seiner Oberfläche zuführende und abführende Röhren hat. So lange auf der einen Seite das Einströmen, und auf der andern das Abfließen gehörig und verhältnißmäßig von Statten geht, bleibt der Vorrath im Kasten rein und hell. Mit dem Hirnkasten hat es gerade dieselbe Beschaffenheit. Wer nicht für das Einströmen sorgt, der macht dadurch das Abfließen unmöglich, und dann gibt der Geruch — Andern, ihm nicht — gar bald zu erkennen, daß der Erfolg wie beym Gleichnisse sey.

Dem Kinde ist die Zeit ein Unding; dem Jünglinge ein kriechender Wurm; dem Manne dünkt sie bald Pferd, bald Esel in ihrem Gange; für das Alter nimmt sie Flügel.

Es geht Worten wie Körpern. Je größer die Höhe ist, von der beyde herkommen, desto mehr gewinnen sie an Gewicht.

Paulus Eremita.

Notitzen.

Wien. Den 14. Jänner wurde, zum Vortheile der drey Regisseure Lange, Brockmann und Koch, in dem k. k. Hof-Theater nächst dem Kärnthner-Thore der Brautkranz, ein Trauerspiel in Jamben und in fünf Aufzügen vom Herrn Professor Weissenbach, gegeben. Eine herrliche Sprache, große Situationen, richtig gezeichnete Charaktere geben diesem Stücke sehr viele Vorzüge. Das Schreckliche, das Geheimnißvolle des Inquisitions-Gerichtes und des Rathes der Zehner in Venedig ist meisterhaft über das Ganze verbreitet. Der Zuschauer ahndet mit Grausen die schreckliche Katastrophe. Eine trockene Erzählung des sehr gut angelegten Planes kann unsere Leser nicht befriedigen. Wir rathen jedem, dieses Stück zu sehen. Die Aufführung war sehr brav. Lange, Brockmann, Koch und Ochsenheimer spielten vortrefflich. Dlle. Adamberger zeichnete sich sehr zu ihrem Vortheile aus. Herr Korn gab den Fernanda unendlich schön. Die drey Regisseure wurden hervor gerufen, auch Dlle. Adamberger, die aber vermöge der Theater-Gesetze nicht erscheinen durfte.

Den 12. Jänner wurde in dem k.k. privil. Leopoldstädter-Theater zum ersten Mahle der Hans in Wien, ein Lustspiel in drey Aufzügen, vom Verfasser des Zwirnhändlers, aufgeführt. Der Dichter sendet in der Person eines Eipeldauer Bauers, dem er einen schlichten, gesunden Menschenverstand mit einem ansehnlichen Vermögen schenket, den Wienern einen derben Sittenprediger auf den Hals. Herr Johann Sartori stellte den Bauer Hans mit Wahrheit und Anstand vor, eben so getreu stand Herr Schuster als die Carricatur eines hungrigen verschuldeten Secretärs auf der Bühne. Herr Koch bemühte sich, seinen Character als Officier gut zu geben, und von dem Frauenzimmer erregten Dlle. Ennöckl und Doppler viele schöne Hoffnungen für die Kunst; diese durch ihre Lebhaftigkeit, jene durch edlen Anstand. Die Sprache, der Witz, die Art des Vortrages und der ganzen Anlage des Stückes war übrigens der Eigenthümlichkeit des Leopoldstädter Theaters angemessen.

....

Berlin. Ein geistvoller Künstler, Herr Professer Frick, der bey der hiesigen Porzellan-Manufactur angestellt ist, hat sich seit einigen Jahren damit beschäftigt, Gemählde in Glas einzubrennen, und mit glänzendem Erfolge. Herr Frick hat jetzt ein Fenster für die katholische Kirche vollendet, das mit so viel Geschmack arrangirt und ausgeführt ist, daß man dem fleißigen und geschickten Künstler seine gerechte Bewunderung nicht versagen kann. Die Farben sind sämmtlich so schön und frisch, und die Gemählde so lebendig, daß man sich schon nach einem flüchtigen Überblicke überzeugt, daß solche Arbeiten nur die Resultate eines fortgesetzten eifrigen Studiums seyn können. Mehrere Farben, z. B. violett und grün, die andern Künstlern bey der Anwendung unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben, sind von diesem umsichtigen Manne mit dem glücklichsten Erfolge gebraucht worden. (Bekanntlich hat man lange Zeit geglaubt, die alte Kunst, auf Glas zu mahlen, und die Farben einzubrennen, sey gänzlich verloren gegangen; bis vor mehreren Jahren mehrere Künstler in Frankreich und Italien, und ein Herr Mahr in Berlin, sie wieder herzustellen sich bemühten, und in ihren Unternehmungen vom Glücke gekrönt worden. Die Erfindung und Vervollkommnung der Porzellan-Mahlerey mußte übrigens nothwendig auch die alte Glasmahlerey wieder auffrischen, und in Ausübung bringen, und es ist voraus zu sehen, daß dieser architectonische Schmuck, falls die Zeiten nur einiger Maßen wieder erträglich werden, öfters bey Errichtung von Prunkgebäuden angewendet werden wird).

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Samstag, den — 9. — 21. Jänner 1809.

Das Königreich Neu-Spanien.

(Fortsetzung.)

Um so unpolitischer war es, den Stolz der Kreolen zu beleidigen, da sie vielleicht in mehreren Zweigen der Civilisation weiter vorgerückt sind, als die Europäischen Spanier. Der Geschmack an den physicalischen und mathematischen Wissenschaften hat sich besonders in Meriko sehr verbreitet. In der Hauptstadt dieses Landes wurde das beste Werk über die Mineralogie, das die Spanische Nation besitzt, das Handbuch der Oryktognosie von Del Rio, gedruckt; auch gab man in Meriko die erste Spanische Übersetzung der Anfangsgründe der Chymie von Lavoisier heraus. Die höhere Mathematik wird mit dem größten Fleisse auf der Berg-Akademie getrieben; es mangelt weder an Geometern, noch an Astronomen, die einer Europäischen Nation Ehre machen würden. Das Pflanzen-Studium zählt ebenfalls ausgezeichnete Schüler; der Pallast des Unterköniges selbst schließt in seinem Umfange einen botanischen Garten in sich. Alle Unterrichtsanstalten in Meriko sind mit königlicher Freygebigkeit ausgestattet, und mit guten Instrumenten versehen. Nächst den Wissenschaften widmen sich die Merikaner den schönen Künsten mit dem größten Eifer und Erfolge. Die Akademie der schönen Künste besitzt eine prächtige Sammlung von Gypsmodellen; die schönen Formen des Apollo von Belvedere, die unaussprechliche Grazie der Mediceischen Venus, die erhabene Composition der Gruppe des Laokoon; in jeder Hinsicht Gegenstände des Studiums für eine zahlreiche Jugend. Herr Tolsa, Professor der Bildhauerkunst, hat zu Meriko den Guß einer Statue zu Pferde des Königes Carl des IV. zu Stande gebracht; ein Werk, das, nach Herrn von Humboldts Aussage, mit Ausnahme des Marcus Aurelius zu Rom, Alles, was uns von der Art in Europa übrig geblieben ist, an Schönheit und Reinheit des Styles übertrifft. Vorzüglich haben die Merikaner in der Baukunst bewunderungswürdige Fortschritte gemacht; sie zeigen die seltenste Einsicht in der Anordnung der Gebäude, in der Ausführung der Zierathen der Capitale, der erhabenen Arbeiten, kurz, im Behauen der Steine. Die Gebäude, die die Straßen von Meriko zieren, würden selbst in den schönsten Städten Europa's bemerkt werden.

Bey diesen schnellen Fortschritten der Künste und Wissenschaften wundert man sich vielleicht, daß man das Studium der Literatur vernachläßigt findet; aber diese Verwunderung verschwindet bey der Betrachtung des Eintönigen, der Kälte und der Absonderung, die der gegenseitige Haß der Kasten von verschiedener Farbe oder Rang in den geselligen Verhältnissen hervor bringt. Überall, wo keine gesellige Vereinigung unter einer großen Masse freyer und gleicher Menschen von guter Erziehung vorhanden ist, können die Gefühle und Leidenschaften, diese ersten Elemente der ganzen Literatur, sich weder entwickeln, noch veredeln.

Wären Reichthümer, Pracht und Luxus hinreichend, die Wissenschaften blühen zu machen, so müßte Mexiko ein zweytes Athen seyn. Unermeßliche Glücksgüter werden daselbst mit gleicher Schnelligkeit erworben und verschleudert; es gibt einzelne Familien, die jährlich zwey Millionen Einkünfte haben; Familien gibt es, die in einem halben Jahre zwanzig Millionen aus einer Silbergrube gezogen und sie durchgebracht haben. Neben diesen Menschen, die mit köstlichen Metallen spielen, sie, wie die Kinder ihre Klappern, wechselsweise sammeln und wegwerfen, erblickt man Tausende von Lazaronis, die fast kein Eigenthum kennen, und Tag und Nacht unter freyem Himmel, und beynahe nackt, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ausgestreckt, im Schoße des Elendes ein kümmerliches Pflanzenleben führen. Dennoch ist ein Unglücklicher dieser Classe äußerst stolz auf den Stand und Titel eines Spaniers, oder, was in Mexiko gleichbedeutend ist, eines Weißen; mit Verachtung sieht er den reichsten Mulatten; und glaubt er sich von einem Vornehmen beleidigt, so fragt er ihn trotzig: Bilden Sie sich etwa ein, weißer zu seyn als ich?

Ohne Schwierigkeit erhalten farbige Menschen, wo fern sie nur im Stande sind, die Richter für ihre Mühe zu entschädigen, einen Rechtsspruch, der sie für Weiße erklärt. Der gemeine Mann nennt dieß sich weiß machen lassen.

Die Vermischung der Racen biethet mehrere merkwürdige Sonderbarkeiten dar. Ein Mestize, oder Abkömmling von Weißen und Indianern, ist gemeiniglich ein schwaches und furchtsames Wesen; ein Zambo, von Negern und Indianern geboren, zeichnet sich durch seine Stärke, seine Kühnheit, seinen Verstand aus. Die farbigen Leute machen zusammen ein Ganzes von zwey Millionen und 400,000 Individuen aus.

Die Neger sind in Mexiko äußerst selten; kaum sieht man deren in der Hauptstadt, und selbst in den heißesten Gegenden. Zucker und Indigo wachsen recht gut, wenn sie gleich nicht mit dem Schweiße Afrikanischer Sclaven begossen werden; was besonders die unwissenden oder eigennützigen Menschen ärgern muß, welche behaupten, eine Colonie könne man auf nichts anders als auf Sclaverey gründen; ein Räsonnement, demjenigen vollkommen ähnlich, wodurch vor zwanzig bis dreyßig Jahren gewisse Leute beweisen wollten, bey Aufhebung der Leibeigenschaft müsse Europa zur Wüsteney werden. Der Anbau des Zuckerrohres macht auf den Küsten des Spanischen Amerika's große Fortschritte. Noch vor wenig Jahren kannte man den Mexikanischen Zucker kaum dem Nahmen nach; jetzt führt Vera-Cruz bereits 120,000 Centner davon aus. Nach und nach wird man Page's Prophezeyung, in seiner vortrefflichen Abhandlung vom Handel der Colonien, in Erfüllung sehen: die Sclaven-Colonien werden die Concurrenz mit den freyen Colonien nicht aushalten können. Unterdessen behandeln die Spanier eben so wohl, wie die Portugiesen, ihre Neger mit wahrhaft väterlicher Güte, und selbst in den Spanischen Colonien, wo die Neger in beträchtlicher Anzahl sind, wie zu Havannah, zu Lima und zu Caracas, fürchtet man keinesweges jene Ausbrüche der Verzweifelung, die an anderen Orten so viel unersetzliches Unglück verursacht haben.

(Der Beschluß folgt.)

Anagramm.

Tief aus der Erde Nacht
Zieht uns des Menschen Witz und Macht;
Ein rauher Stein ist unser Kleid,
Und dennoch sieht auf uns mit Neid
Das Silber, wie das Gold.
Uns ist der Mensch vor Allem hold,
Wenn wir von selt'ner Kunst den Glanz empfangen,
Mit dem wie gleich der Iris prangen.
Den größten, schönsten uns'rer Bruder
Besitzt Braganza's Fürstenstamm;
Doch kehrt' er jetzt zur Heimath wieder.
Es eignet unser Nahme sich zum Anagramm,
Und wenn du suchst, so findest du darinnen
1. Das erste Wesen mit Vernunft beschenkt,
2. Zugleich den ersten Sunder, deß die Schrift gedenkt.
Willst du ein wenig weiter sinnen,
3. Die Göttinn aus dem Heidenthume
Von großem Jagd- und Keuschheitsruhme;
4. Den Berg, wo Paris der Göttinnen Streit geschlichtet;
5. Das Land, wo lange schon des Groß-Sultans Armeen
Der Griechen muth'ge Enkel widerstehen;
6. Die Jungfrau, so, wie es die Fabel dichtet,
Herr Zeus als goldner Regen einst verführete,
7. Und einen Saft, nach dem ein jeder Kranker noch — purgirte;
8. Das blühende Athen am Saale-Strand,
Wo jüngst der Brennen Waffenruhm verschwand;
9. Die Gottheit, die man sonst in Flüssen fand;
10. Ein Kerbthier, dessen kluger Fleiß
Dir süße Nahrung zu bereiten weiß;
11. Das Schlachtfeld in der Calabresen Land,
Wo Regnier vor Englands Fahnen wich,
Begrüßen dich.

Wirst du Belesenheit mit Witz vereinen,
So müssen, suchst du nur, erscheinen:
12. Alcestens Gatt', Herakles Freund;
13. Der Nahm' des Priesters bey dem Christenfeind;
14. Das Weib, so Hüon sich erstritten,
15. Und eine Königinn der Britten,
16. Italiens göttlicher Poet;
Der Höll' und Himmel singen thät',

17. Und jenee Riesenberg, der Feuer speyt,
Und Sommee, Frühling, Winter beuth.

Ist die Geschichte die nicht fremd, ersehen
Wirst du die Schlacht, wo Sparta's Jugend sank,
18. Epaminondos Tod den Sieg errang,
Und sollten Saelen auch dazwischen stehen;
19. Die blut'ge Ebene bey jener Stadt,
Gebadet von der Weser Fluthen,
Wo die Franzosen, als sie noch geruhten
Zu laufen, einst ein Welf geschlagen hat.
20. Nicht minder auch des zweyten Ravaillacs Verbrechen.
Fluch dem Fonatiker, dem Frechen!
Der seinen Dolch zum Königsmord gehoben;
21. Das Weib vom Range, das mit uns sich schmücket;
22. Ein Ort, der Kase weit und berit verschicket;
23. Der schöne Mond, den Dichterweisen loben;
24. Ein Fluss, der jene Stadt benetzt,
Die Kaiser sonst gewählt und eingesetzt;
25. Der Baum am Harze sehr geschätzt;
26. Ein Kobold, der in Krankenstuben haust,
27. Und dann ein Thier, das Fürsten, Bettler schmaust,
Erwürget sie zuvor des Todes Faust,
Darf deinem Scharfsinn nicht entgehen.

Noch manches Wort kannst du erspähen,
Nech manchen Nahmen uns verdanken,
Allein ein Anagramm hat seine Schranken.

28. Drum wollen wir nicht mehr die Neugier quälen,
Und mit dem Wörtchen, das Gebethe schließt,
Und sich in unserm Nahmen liest,
Auf Wiederseh'n dem Leser uns empfehlen.

K.

Ein deutscher Fürst und die Geisterseher.

(Auszug aus dem Tagebuche eines Reisenden in dem ehemahligen Lothringen.)

Pirmasens.

So wie der Glanz der auf dem linken Rhein-Ufer gelegenen ehemahligen größeren Residenz-Städte Deutscher Fürsten verloschen, so ist mit dem Glanze der kleinern auch ihr Wohlstand verloren gegangen, da in diesen letztern der ganze Betrieb der Einwohner bloß und ausschließend auf den Hof berechnet war. Mit dem Verschwinden desselben waren also auch alle Nahrungsquellen verstopft, alle Thätigkeit gelähmt; Armuth trat an die Stelle der Wohlhabenheit. So fand ich auf dieser Reise das ehemahls so heitere Bliescastel, das sonst so lebhafte Zweybrücken; insonderheit aber hat mir diese Lage der Einwohner meinen kurzen Aufenthalt in Pirmasens verkümmert. Kein Wunder also, daß in den Gesellschaften solcher Orte das herrschende Gespräch die vergangenen Zeiten sind, daß das Andenken an dieselben ihnen nicht selten die Gegenwart verbittert, und sie eben so oft ungerecht gegen diese macht. Die verschwundenen Herrlichkeiten der Hofhaltungen sind den Einwohnern unvergeßlich.

Pirmasens war der Lieblingsaufenthalt des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, Vaters des jetzt regierenden Großherzoges. Er war ein seltener Mensch, dieser Fürst. Die Eigenheiten seines Charakters und seines Lebens, von denen mir hier so vielerley durch Männer mitgetheilt wurden, die ihn in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, sprechen bey allen Auffallenheiten, die einen Sonderling bezeichnen, eine Geradheit und Festigkeit des Sinnes aus, welche unter den Fürstentugenden mit Recht die erste Stelle einzunehmen pflegen. Von seiner Vorliebe für das Militär-Wesen war mir bereits Vieles bekannt; sie ist hier noch sichtbar in seltsamen Ruinen — in einem Exercier-Hause (für sein, ich glaube 2000 Mann starkes, Garde-Regiment), das dem Einfallen nahe ist — und dann in mehreren, auf den Straßen umherwandelnden, alten, abgelebten Kriegern, die größten Theils im Elende schmachten.

Die Lebensart des Fürsten war in vielen Dingen von der gewöhnlichen sehr entfernt. Selten aß und schlief er in den, im bürgerlichen Leben zu diesen Naturbedürfnissen bestimmten Stunden — sondern immer zu der Zeit, wo das Naturbedürfniß sich ihm fühlbar machte. Daher kam es, daß er oft ganze Nächte hindurch wach und thätig war, und dann auch seine Umgebungen, insonderheit seine Soldaten, zur Thätigkeit anhielt.

Sein Nachtwachen hat einst zu folgendem komischen Auftritte Veranlassung gegeben:

Vor mehreren Jahren, als die Geisterseherey ebenfalls und insonderheit in unserm lieben Deutschen Vaterlande, schlimmer noch als jetzt, ihr Unwesen trieb, fand diese auch zu Pirmasens ihre Anhänger in mehreren schwachsinnigen, aber starkglaubigen Hofleuten. Der kräftigen Natur des Fürsten widerte diese Mummerey des Wahnsinnes; er mochte nichts davon hören; — aber er kannte die Menschen, und wußte, daß die Anhänglichkeit an dergleichen Ausgeburten verzerrter Einbildungskraft durch bloßen Widerspruch, statt aufgehoben zu werden, nur noch fester geknüpft wird — denn so will es die gereitzte und beleidigte Eitelkeit derer, die sich als Auserwählte verkünden, welchen die hohe Gabe ertheilt worden — das Unsichtbare zu schauen. Der Fürst hörte also die wunderverkündenden Geister- und Gespensterkrämer mit einem stillen, an Verachtung gränzenden Mitleiden an — ohne sich über sein Glauben oder Nichtglauben im mindesten zu äußern. So ließ er während einiger Zeit die Starkglaubigen unter seiner Hofumgebung in Ungewißheit, bis er endlich ganz unerwartet, und zwar mit einer anscheinenden Art von Unruhe, sich auf ihre Seite neigte, indem er versicherte,

daß er während mehrerer Nächte, die er, wie bereits bemerkt, oft wachend zubrachte, eine Erscheinung in der Gegend des Schlosses wahrgenommen hätte, welche er freylich anfänglich für leere Täuschung gehalten, nunmehr aber, nach prüfender Untersuchung, als übernatürlich anzuerkennen genöthiget sey. Welche Freude und welch ein Sieg für die den Nachtgespenstern huldigende Partey! Man kannte des Fürsten militärischen Sinn und seine Furchtlosigkeit. Unter seinen Hofleuten war also kein Zweifel mehr — und mit quälender Angst hörten sie die Einladung des Fürsten, die Nacht bey ihm zuzubringen, wo er sie überzeugen würde. Man durfte sich nicht weigern. Die Mitternachtsstunde näherte sich, und mit ihr kam herzklopfendes Zagen über die Hofleute. Der Fürst hatte sich in sein Cabinet zurück gezogen. Plötzlich öffnete sich die Thür, der Fürst erschien; in seinem ganzen Wesen, insonderheit aber in seinem Tone, drückte sich die ihm sonst so fremde Ängstlichkeit aus. „Kommen Sie, kommen Sie, meine Herren! — Jetzt ist es wieder sichtbar," sagte er mit leiser, zaghafter Stimme. Die Anwesenden mußten ihm folgen — einen nach dem anderen zog er an's geöffnete Fenster. — „Sehen Sie's? Sehen Sie's? — wie es dort herschwankt, wie fürchterlich es aufblickt! Wie es bald groß, bald klein erscheint! Nun ist es verschwunden — — dort, dort an der Ecke kommt's wieder." — — „O es ist schrecklich!" rief der eine; „Gott sey meiner armen Seele gnädig!" der andere. — „Es nähert sich uns," schrie zurückschaudernd ein dritter, und so mehrere — bis endlich der Fürst einen Major, der bey dem ganzen Auftritte keine Sylbe hatte laut werden lassen, am Arme ergriff, und ihn mit den Worten an's Fenster zog: „Sehen Sie's, Major? Sehen Sie's?" — „Nein, Ihro Durchlaucht, auf Ehre! ich sehe nicht das Mindeste," antwortete der geradsinnige und redliche Krieger. — „Und ich, Major, auf Ehre! ich sehe auch nichts," erwiederte mit Ernst der Fürst, indem er sich aus dem Zimmer zurück zog, und seine Hofleute in einer Stimmung da stehen ließ, deren Eindruck dauernd genug war, um dem Unwesen der Geisterseherey, an diesem Hofe wenigstens, auf immer ein Ende zu machen.

Notitzen.

Wien. Den 9. Jänner trat Madame Hendel, mehr noch bekannt unter dem Nahmen Ennike, vom Berliner Deutschen National-Theater, zum ersten Mahle in der Bendaischen Medea, den 11. als Phädra, und den 12. als Susanna in den Hagestolzen in den k. k. Hof-Theatern auf. Hoher Anstand, durch ihren edlen Wuchs unterstützt, eine seltene Gewandtheit in wirklich mahlerischen antiken Attitüden, und eine fast durchgehends classische Declamation, deren Werth leider nicht durch das angenehmste Organ erhöht wird, machen sie zu einer ausgezeichneten Künstlerinn.

Weit interessanter ist aber dieselbe noch in ihren artistischen Darstellungen, wo sie durch sich Wunder der bildenden Kunst vorzaubert. Diese Darstellungen, welche bey den Symposien der Alten eine so große Rolle gespielt zu haben scheinen, sind eine äußerst merkwürdige, noch lange nicht gehörig beachtete, Erscheinung in der neueren Kunstwelt. — Bis jetzt wurde es nur bekannt, daß Lady Hamilton und Frau von Stael-Holstein dieß Kunstfach mit glänzendem Erfolge geübt hatten, und üben; in diese Reihe tritt nun Mad. Hendel, und zwar mit entschiedenem Glücke. — Auf einer Erhöhung von einigen Stufen stellt sie mit einem weißen Shawl mehrere der berühmtesten Statuen des Alterthums, mehrere der anziehenden Gestalten in den Gemählden großer Meister u. s. w. vor die Versammlung her. Bewunderungswürdiger als Alles ist die Darstellung der Madonna durch alle Haupt-Momente ihres Lebens hindurch, zuerst im Italiänischen Ideal-Style nach Rafael und ähnlichen Meistern. Mit unendlicher Grazie umschlingt sich Mad. Hendel mit der Draperie, und ihr Faltenwurf kann, nach dem Zeugnisse berühmter bildender Künstler, zum Studium dienen. — Ihr Kopf ist von unbeschreiblich schöner Form, ganz der eines Guido Reni; — ihr Mienenspiel von der zartesten Beweglichkeit und voll Ausdruck, ihre Haltung von echter idealischer Weiblichkeit und Würde. So geht sie die verschiedenen Momente hindurch, von der Verkündigung bis zu dem Mutterleiden am Kreuze, und bis zur Apotheose. — Hier erhebt sie sich auf den Stufen des kleinen Trittes, ihre ganze Gestalt schwebt, und im höchsten Momente der Glorie hält sie den bezauberten Blick einige Augenblicke fest. — Jetzt geht sie zur Darstellung unserer lieben Frau in den Gemählden von Albrecht Dürer und Lucas Kranach über, und zeichnet hier so wahr, selbst bis auf die strengen Linien des ersteren, daß es keinen Augenblick zweifelhaft bleibt, wem diese Gestalt angehörte.

Rom. Bey unsern Theatern sind zwey Deutsche Sängerinnen angestellt. Nähmlich bey Argentina Mlle. Schmalz, bey Valle die allbeliebte Dlle. Häser. Letztere wird erst im künftigen Winter wieder singen, nachdem sie im Theater Valle den ausgezeichnetsten Beyfall gehabt. Man schätzt ihre Einnahme am Benefice-Tage für sie auf 1000 Thaler. Wahrscheinlich singt sie in diesem Winter nicht mehr öffentlich (außer in zwey angesehenen Häusern, laut einem Contracte mit dem Duca Cesarini, dem Entrepreneur von Valle), um auszuruhen, und sich indessen noch mehr zu vervollkommnen.

Den 27. December verflossenen Jahres ist das für den großen Astronomen Keppler zu Regensburg errichtete Denkmahl in Gegenwart Seiner Hoheit des Fürst-Primas mit großer Feyerlichkeit eingeweihet worden.

Auflösung der Homonymen im Blatte Nro. 7.: Reif.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den 10. 24. Jänner 1809.

Rückerinnerungen von Italien und Deutschland.

Erster Brief; an Therese von Z.

(Fortsetzung.)

Auf dem Trottoir standen vor mir zwey Damen, die in einer anständigen Entfernung dem Improvisator aufmerksam zugehört hatten.

Sie waren beyde in schwarze Seide gekleidet, und von einem schwarzen Schleyer tief verdeckt. Ich war überaus neugierig, sie entflort zu sehen; denn aus dem Auge der jüngsten blitzte das Feuer selbst durch das Gewebe des Schleyers.

Ich redete sie an; die ältere antwortete mir höflich, aber keine wollte den verdammten Schleyer lüften.

Wohnen sie weit von hier? fragte ich die jüngere, und mit einer süßen Stimme, die wie Silberklang ertönte, sagte sie — in der Strada de' Carmini, dicht am Meere.

Meine Neugierde wurde noch lebhafter — sie war von jeher mein großer Fehler. In dem ersten Augenblicke wollte mir kein schicklicher Vorwand einfallen, sie zu begleiten, aber ein kleiner Regen half mir aus der Noth.

Ich winkte einen Wagen herbey, wovon Hunderte auf allen öffentlichen Plätzen in Neapel stehen, und bath die Damen, einzusteigen.

Nach einer sichtlichen Bedenklichkeit wurde das Anerbiethen angenommen, und wir rollten schweigend hinab.

Dov' è Signora, la casa sua? fragte ich — als wir uns in der Nähe der Fontaine befanden, wo die schöne Europa, von einem muthigen Stiere durch die Fluthen getragen — in weißen Marmor gemeisselt ist.

Qui — erwiederte sie freundlich, und ich hob beyde zum Wagen heraus.

Camille, sagte sie zu dem Mädchen: passa avanti, forse Andrea sara uscito!

Si, si, mamma mia, antwortete sie, und hüpfte mit leichtem Fuße die Treppe hinan; ich wußte nun, daß es Mutter und Tochter waren.

Wir stiegen zwey Treppen hinauf, und fanden das Conversations-Zimmer schon geöffnet; Camille kam uns entschleyert entgegen.

Ich wurde beym Anblicke dieses reitzenden Geschöpfes so bezaubert, daß ich alle Fassung verlor.

Der blendende, im ersten Frühlinge des Lebens sich ruhig hebende Busen, der lilienblasse Teint des interessantesten Gesichtes, erhob auf eine wunderbare Weise das schwarze, brennende Auge, das unter langen Wimpern allmählich hervorschimmerte, und Repentirs, dunkel wie Ebenholz, fielen über die schöne Stirn herab.

Ihr Blick sprach völlige Unschuld aus, und die Ruhe des schuldlosen Herzens mahlte sich in allen ihren Zügen.

Die Wangengluth abgerechnet, paßte sie zu Laura's Gemählde ganz genau, das der Improvisator so feurig entworfen hatte. Die schöne Aussicht auf das Meer,

das wie eine ebene Spiegelfläche sich vor meinen Augen ausbreitete, gab mir meine Unbefangenheit wieder, und Camille fühlte sich in dem Anschauen der großen Natur sehr glücklich.

Noch zwey Zimmer waren in derselben Reihe zu sehen — aber so reinlich wie das erste.

Ich bemerkte verschiedene Mahlereyen nach den Antiken aus Pompeji und Herkulanum, und über dem Kamine lächelte ein kecker Liebesgott, der gerade gegen mich seinen Bogen zu spannen schien.

In der einen Ecke des Zimmers stand ein Stickrahmen, mit den niedlichsten Zeichnungen von Camillens Hand; also liebt sie die Beschäftigung, dachte ich, wobey der gute Geschmack den Vorsitz hat.

Am Fenster stand ein Tischchen mit einem aufgeschlagenen Buche; es waren die Veglie von Tasso, die er im Wahnwitze seines Herzens schrieb, als ihn Alphons in Ferrara aufbewahren ließ, weil er die schöne Prinzessinn Eleonore, des stolzen Herzogs Schwester, nur zu liebenswürdig fand; — also hat Camille auch ein fühlendes Herz, setzte ich hinzu.

In der zweyten Ecke des Zimmers stand ein Flügel-Fortepiano mit Gesängen von Righini; — Camille hat Talent, fuhr ich sehr zufrieden fort.

Ich bin zum ersten Mahle hier, und hätte schon eine Bitte, sprach ich zu Camillen.

Kann ich sie erfüllen, so soll es recht gerne geschehen, sagte sie mit dem unbefangensten Herzen.

Nur eine Canzonetta mit Ihrem Gesange begleiten.

Camille setzte sich nieder, durchlief mit schneeweißen Fingern die elfenbeinernen Tasten, und sang:

Speranza è il bell' inganno
D'un cuor' addolorato
E sempre il ben sperato
D'ogni altro maggior;
Che vive in duro affano —
Speranda si diletta,
Sospira ed aspetta
Destino meglior.

Hier herrscht die Gewohnheit, dem Edelmanne den Titel Don zu geben, und die adelichen Damen Donna zu nennen; sie ist Spanischen Ursprunges, weil die letzte Dynastie aus dem Spanischen Hause herstammte.

Im Hotel erwartete mich der Domherr Giordano, ein junger, sehr gebildeter Mann, der mich zum Don Crivelli führte, um mir eine interessante Bekanntschaft zu machen.

Es war in der Abendstunde; wir fanden die Damen des Hauses im Conversations Zimmer, von einigen Fremden umgeben, worunter sich ein Engländer auszeichnete, der — ich weiß nicht durch welche besonderen Verhältnisse, die Erlaubniß erhielt, in Neapel zu bleiben.

Die Dame war eine Französinn, die der gutmüthigste Italiäner geheirathet hatte; man konnte sie nicht nur an der Sprache, sondern auch an den Airs auf der Stelle erkennen.

Welch ein Unterschied zwischen der edlen Camille und der gezierten Madame Crivelli; dort lauter fesselnde Natur, und hier lauter entfernende Affectation.

Crivelli besitzt eine merkwürdige Sammlung antiker Griechischer und Römischer Münzen von Gold, Silber und Kupfer; er nahm eine Schublade nach der andern heraus, um sie mir zu zeigen; Madame störte uns aber immer mit ihrem allerliebsten — Nichts — das sie sehr geltend machen wollte.

Sie hatte ihre Finger mit Ringen umgeben, worin Glaspasten gefaßt waren, die sie für antike Onyx-Cameen ausgab.

Ich schwieg aus Bescheidenheit; aber der Engländer sah es meiner Miene an, daß ich mich über den vorgeblichen Schatz mokirte, und — lächelte.

Sie brachte die Statuette einer fackeltragenden Ceres von terra cotta zum Vorscheine, die nur die Größe einer Penaten-Pigmee hatte. Diese Antiquität hatte für Madame Crivelli einen außerordentlichen Werth. Terra cotta klingt bedeutender, als gebrennter Töpferlehm; aber so ist die Welt, sie will den Dingen immer einen bessern Anstrich geben.

Man findet Löwen, Amors, Jupiter-Statuen, Gefäße und tausend andere Sachen von terra cotta in den Ruinen von Pompeji und Herkulanum, die die Römischen Töpfer zu Dutzenden zerschlugen, und die jetzt als Antiquitäten verehrt werden.

Die Ceres Lucifera der Madame Crivelli hatte einen ganz hohlen Kopf, und die gelehrte Dame begann eine förmliche Dissertation über die Ursachen der Cavität, die sie mit dem Engländer zu einem interessanten Zwiste brachte.

Man setzte bey mir Alterthumskunde voraus, und wollte meine Meinung wissen.

Die Klugheit geboth mir zu schweigen, aber der stechende Witz behielt die Oberhand; ich sagte — es wäre eine Satyre auf die Damen.

Der Engländer fing, gegen den Charakter seiner

Nation, entsetzlich an zu lachen, und Madame Crivelli machte ein fürchterliches Gesicht.

Um Mitternacht kam ich in's Albergo reale zurück. Soll ich Camillen wieder sehen? fragte ich mich selbst.

(Der Beschluß folgt.)

Der Wechsel.

Die Jahre zieh'n hinauf — hinab.
Worauf du stehst — es ist ein Grab!
Das Leben führt durch tausend Kreise,
Und alles Daseyn ist nur — eine Reise.

Der Mensch — ein Blümlein — wächst heran;
Der zarte Jüngling reift zum Mann.
Du siehst des Mägdleins Rosen glühen
So schön — so engelschön! und sie verblühen.

Was heute war, ist morgen nicht;
Das Größte sinkt, das Stärkste bricht.
Der Sturm zerknickt die Blum' und Eiche,
Es kommen und verschwinden alle Reiche.

Der Ruhm strebt nach Unsterblichkeit;
Allein er ist ein Kind der Zeit,
Sie richtet ihn; — nie kommt sie wieder,
Und schnell verstummen ihre Siegeslieder.

Seht, wie zerrissen und entstellt
Sie trauert — die Königinn der Welt!
Ihr mußten tausend Reiche dienen;
Nun liegt sie da in moosigen Ruinen.

Die höchste Gunst des blinden Glücks
Ist nur ein — Kuß des — Augenblicks.
Ein jeder Tag bringt neue Kunde.
Nichts täuscht uns leichter, als — die falsche Stunde.

Der Mensch durchirrt ein stürmisch Meer.
Sein eigner Geist schwankt hin und her;
Muß sich durch Nacht und Zweifel winden,
Und hascht nach Licht — und wird es nie ergründen.

Und ach! — wie wogt sein armes Herz!
Sie bebend zwischen Lust und Schmerz!
Es lebt mit sich im ew'gen Streite;
Es liebte gestern, und erkaltet — heute.

Er ist des Schicksals dunkles Spiel. —
In weiten Fernen liegt sein Ziel;
Allein er soll es — nicht erreichen.
Der Mensch — ein Irrstern — soll sich ewig gleichen.

Sein Leben war sein — erster Traum.
Dann folgt ein weiter, weiter Raum,
Das bess're Licht — und neue Sinnen,
Um neue Wechsel jenseit zu beginnen.

Heil ihm! — das Scheiden wechselt nur
Die alten Formen der Natur;
Das Innere kann nie verschwinden;
Es wechselt ewig — nur sich selbst zu finden.

C. F. Peckels.

Vom Gespräche.

Frey nach dem Englischen.

Die Rabbinen merken beym zwey und dreyßigsten Psalme an, daß Reden im Grundtexte auch Denken bedeute; uns zur Lehre, daß wir denken sollen, ehe wir reden, und reden, wie wir denken.

Vergrößert nie. Ihr verletzet sonst die Wahrheit, aber die Klugheit.

Das Gespräch einiger neuen Gelehrten läßt sich den Sternen vergleichen, die wenig Licht geben, weil sie so hoch sind.

Dergleichen Delphische Orakel gefallen mir nicht, sie geziemten nur dem Apoll.

In weiser Gesellschaft höre lieber zu, als daß du redest. Hier ist's besser, neue Waare kaufen, als eigene verkaufen.

Wer sich der Wahrheit widersetzt, bemüht sich, überwunden zu werden.

Leert im Reden eure Schatzkammer nicht aus. Ein geübter Vogelsteller wirft den Vögeln nicht mehr Futter vor, als nöthig ist, sie zu fangen.

Unterlasset scharfe Stichelreden! Ihr vergesset sie wieder, allein der Hörer nicht.

Fesselt eure Zunge, oder sie fesselt euch.

Gut und viel reden ist eines Menschen Werk nicht.

Vernunft sey der Pfeiler eures Redens, und Gleichnisse die Fenster; sie geben das beste Licht.

Euer Scharfsinn soll klare Sachen nicht zweifelhaft, sondern zweifelhafte Sachen klar machen.

Protagoras lehrte, in der Natur sey nichts als Zweifel; man könne über Alles disputiren, auch darüber, ob man über Alles disputiren könne.

Sprecht in großen Zirkeln eurem Verstande und der Gesellschaft gemäß. Ohne diese Vorsicht sind eure Reden verloren oder ihr.

Kein Streit wird ohne Leidenschaft geführt, und doch ist beynahe kein Streit einer Leidenschaft werth.

Eröffnet eure Gedanken nicht dictatorisch, sondern wie die Römer: Ita videtur: „Es scheint mir so."

Zuweilen kann das Stillschweigen Wirkung thun, wie Autorität.

Wer alles sagt, was er weiß, sagt auch, was er nicht weiß.

Legt ein Schloß an eure Lippen; hebt aber ja den Schlüssel selbst auf.

Denke heute, und rede morgen! sprach Philipp, Herzog von Burgund zu seinem Sohne. Haug.

Einige Bemerkungen über den Menschen.

Wenn der Mensch alle seine Wünsche erfüllt sieht, so wird ihm das Leben schal und geschmacklos. Es gibt mehr Selbstmörder, die des Lebens aus langer Weile überdrüssig geworden sind, als solche, welche es als eine unerträgliche Bürde abgeworfen haben. Wohin deutet dieß? Daß der Mensch zum Kampfe in der Welt geboren ist. Nur Streiten mit Mühen und Gefahren, nur Stemmen gegen das eindringende Ungemach unterhält die Lust zum Leben, und entspricht den geheimnißvollen Ahndungen unseres Herzens.

Wer zu glücklich ist, dem bangt stets vor der Zukunft. Immer scheint im Hinterhalte eine schadenfrohe Göttinn zu lauschen, die ihn mitten im Taumel seines Glückes zu überraschen, und ihm ein Unglück als Würze dieses Lebens zuzufügen strebt. Was soll also der Mensch thun? Er soll das übermäßige Glück als eine Warnung ansehen, sich auf ein Unglück gefaßt zu machen, aber auch alle seine Kräfte aufbiethen, damit er den Schlägen des Schicksals nicht unterliege.

Der ist nicht gottgläubig, der Alles ruhig von der Vorsehung erwartet, sondern der, welcher immer eifrig bemüht ist, zu thun, was Pflicht und Ehre gebiethen.

N o t i t z e n.

Wien. Den 20. Jänner hatten die beyden Schwestern de Caro eine Einnahme in dem k. k. Hof-Theater nächst dem Kärnthner-Thore. Sie wählten dazu ein komisches Divertissement in drey Acten von Pietro Angiolini, welches wirklich sehr artig ist; es heißt: die zwey Nebenbuhlerinnen oder die allzu gefährliche Probe. Diese Probe besteht darin, daß Bertrand, ein junger reicher Mann, welcher zwey Geliebte hat, vorgibt, daß ihm auf der Jagd ein Auge ausgeschossen wurde, und dann die zur Frau nimmt, die Trotz dieses Unglückes seine Hand nicht verschmäht. Als er die Treue der Einen erprobt hatte, nimmt er die Binde weg, und zeigt sich ganz unverletzt. Mad. Treitschke de Caro tanzte ein sehr schwieriges Hornpipe-Solo mit meisterhafter Präcision und Leichtigkeit. Dlle. Francesca de Caro flog in dem Pohlnischen Pas de deux wie ein Zephyr durch die Luft. Beyde Schwestern wurden verdienter Weise hervorgerufen.

Das Pariser Museum der Naturgeschichte ist durch eine neuliche Schenkung, die das Institut vom Herrn Jefferson, Präsidenten der vereinigten Staaten von Nord-Amerika, erhielt, nun im Besitze eines beynahe vollständigen Skelettes von jenem ungeheuren Thiere, dem man den Nahmen des Mastodon's gegeben, und dessen Überbleibsel im ganzen nördlichen Amerika noch so häufig angetroffen werden. Dieses außerordentliche Geschöpf, welches nirgends mehr lebendig gefunden wird (die von Jefferson geschickten Knochen waren im Staate Kentuky ausgegraben), glich in seiner Größe dem Elephanten, war aber verhältnißmäßig minder hoch, hatte, wie der Elephant, lange Streitzähne von Elfenbein und einen Rüssel. Ein von Jefferson eingesandter Zahn ist bey acht Schuh lang, wie gewöhnlich aufwärts gebogen, und außerdem mit der Endspitze noch gekrümmt; das Gewebe des Elfenbeins ist übrigens wie beym Elephanten. An denselben Orten, wo die Gerippe des Mastodons gefunden werden, entdeckt man auch Zähne und Knochen des Mammuth; ein Beweis, daß diese beyden gigantischen Thierarten der Vorwelt einst gemeinschaftlich im gleichen Lande beysammen lebten.

Es ist genug, vom Pantheon in Rom zu wissen, daß Rafaels Monument dort aufgerichtet ist, um die Wichtigkeit der Auszeichnung zu fühlen, wenn irgend einer neuen Büste eine Stelle zuerkannt wird. Diese Ehre ist nun auch der Deutschen Künstlerinn Angelica Kaufmann den 29. November 1808 widerfahren; ja es hat sogar ihrer Büste, da alle Stellen schon besetzt waren, der Kopf eines berühmten Römischen Rechtsgelehrten weichen müssen, der nun in einer tiefern Nische eine bescheidene Stelle eingenommen hat. Gedachte Translocation ist nicht allgemein gebilligt worden; doch da der Grundsatz, daß man gegen die Damen höflich seyn müsse, in Italien besonders anerkannt ist, so scheint die Anwendung davon sich selbst auf die Büsten machen zu lassen, und das Publikum wird am Ende auf einer dem günstigsten Mittagslichte offenen Stelle doch lieber die weiße Marmorbüste der sanften Angelica, als den aus einem schwarzen Steine gehauenen Kopf eines alten Rechtsgelehrten sehen.

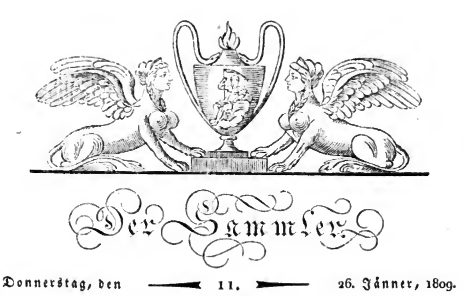
Zu der feyerlichen Aufstellung der Büste und der darunter befindlichen Inschrift waren fast alle vornehme, in Rom dermahls anwesende Fremde eingeladen, unter denen sich der Prinz von Sachsen-Gotha und die Gräfinn Schuwalow, Erzieherinn des Kaisers Alexander, befanden. Eine feyerliche Messe folgte der eben genannten Handlung, und vor dem Altare war ein schwarzer Katafalk, mit großen Wachsfackeln umgeben, aufgestellt, um den andere Geistliche und Freunde der Verstorbenen einen Kreis geschlossen hatten, in welchem jeder ein brennendes Wachslicht hielt.

Die trefflichste Wirkung aber machte eine Trauer-Cantate, die von den Sängern der Sixtinischen Kapelle oder des berühmten Miserere gesungen wurde.

Eine große Anzahl Deutscher und Französischer Künstler war zu der Feyerlichkeit eingeladen worden, und die halbe Rotunda war mit freywillig hinzu gekommenen Zuschauern angefüllt. Es ist nicht zu läugnen, daß Angelica bey den Römern eines ausgezeichneten Nachruhms genießt, und was das Epitaphium sagt, spricht die allgemeine Stimme. Bey der Aufdeckung der Büste fragte jemand aus dem Volke einen andern Mann, wer auch die Donna der Büste sey? Hierauf erwiederte der Gefragte: Cha? sai un uomo chi gira in Roma, e non lo sai? (Du bist doch ein Mensch, der in Rom überall herum kommt, und weißt das nicht?) Nun folgte ein Panegyricus auf die Tugenden der Verstorbenen, mit der Angabe, wo von ihr Kirchengemählde zu sehen seyen.

Die Inschrift selbst lautet wörtlich so:

A . Ω .
QVIETI . ET . MEMORIAE.
ANGELICAE . IOANNIS . IOSEPHI . KAUFMANN .
DOMO . SCHWARZBVRGIO .
PICTRICIS . EXIMIAE .
FEMINAE . PRVDENTISSIMAE . FRVGI . MODESTAE .
SOLAMINIS . PAVPERVM .
QVAE . ANNOS . NATA . LXVI . DIES . VI .
OB . ROMAE . NON . NOV . AN . MDCCCVII .
IOANNES . KAVFMANN . ET . ALII . HEREDES .
SCRIPTI . PATRVELI . BENE . MERENTI .
P . C .
AVE . ANIMA . INNOCENTISSIMA .
TE . O . RECIPIAT . E . POENA .



Donnerstag, den — 11. — 26. Jänner, 1809.

Rückerinnerungen von Italien und Deutschland.

Erster Brief; an Therese von Z.

(Beschluß.)

Die Antwort wurde bis zum folgenden Morgen verschoben. Die ganze Nacht träumte ich nur von Camillen — das war ein schlimmes Zeichen; ich beschloß, nicht wieder hin zu gehen.

Warum erschien in den wechselnden Traumgestalten Madame Crivelli auch nicht ein einziges Mahl, obgleich die Unterhaltung mit ihr am späten Abende endete?

Ich erwachte erst um sieben Uhr, rief dem Cameriere, und erhielt meinen Kaffeh, gegen die Italiänische Sitte, in dem elegantesten, vergoldeten Silber-Service.

Die Zuckerbüchse hatte die Form einer antiken, von Weinlaub umkränzten Vase, das Kaffeh- und Rahmkännchen war mit Etruskischen Handhaben versehen, und auf der porzellanernen Tasse lachte eine herrliche Tänzerinn von Portici; — Alles zusammen stand auf einer silbernen Servante, von Löwenklauen getragen.

Der ganze Vormittag ging mir unter ernster Beschäftigung hin; um drey Uhr aß ich in aufgeweckter Gesellschaft beym Französischen Restaurateur, schräg über dem königlichen Pallaste, wo die köstlichsten Sorbetti servirt werden, und gegen Abend ging ich nach der Villa reale, auf der prächtigen Chiaja-Straße — dicht an dem Ufer des Meeres.

Die Fluthen krausten gewaltig, und die thürmenden Wellen schlugen über die Ballustrade der Villa, und bespritzten mit salzigem Wasser den prächtigen Toro farnese, der zu seinem Verderben mitten in der Promenade steht.

Das Meer hat im Zustande seines Aufruhres für mich ein anziehendes Interesse — und ich sah seinen Brandungen unter dem Schutze einer Nische zu.

Hin und her promenirten die reitzenden Neapolitanerinnen, denen die kühlende Seeluft recht willkommen zu seyn schien. Da rauschte plötzlich ein seidenes Gewand bey mir vorüber, und ich sah Camillen mit ihrer Mutter tief verschleyert. Sie hatten mich in der Nische nicht bemerkt, und waren vorbey gegangen; sollte ich ruhig sitzen bleiben?

Ach, es fuhr mir plötzlich wie ein electrisches Feuer in die Beine, und in zehn Sprüngen hatte ich sie erreicht.

Don Carlo — rief Camille aus — denn sie wußte schon meinen Vornahmen, und hier ist es eben so, wie in Pohlen, üblich, jeden beym Taufnahmen zu nennen, den man für seinen Freund ansieht; — das war ein gutes Zeichen.

Wir promenirten, ließen uns Ananas, Sorbetti und Confituren geben, besahen das vortreffliche Porzellan-Magazin an der Darsenna, fuhren zu dem melancholischen See Agnano, durch die Grotta di Posilippo hinaus, und kehrten im schönsten Mondscheine, gerade zur Stunde des Theaters, zurück.

Es wurde Pamela maritata gegeben; die unerschütterliche Zärtlichkeit der Pamela, das unverdiente Schicksal der verfolgten Tugend, und dann die aussöhnende, vergeltende Liebe des Gatten — rührten Camillen bis zu Thränen.

Welch ein vortreffliches Herz hat Camille — folgerte ich — und fühlte große Tropfen über meine Wangen hinab sinken.

Camille hatte ihre Thränen heimlich getrocknet, und bemerkte die meinigen.

Don Carlo! — Sie sind ein guter — guter Mensch — sagte sie; das war das erste Lob aus ihrem Munde.

Die Damen bathen mich zum kleinen Souper; ihr reichlich gekleideter Andrea hatte schon Alles angerichtet — ein drittes Couvert war im Augenblicke gegeben, und ich bemerkte, daß man einen reich vergoldeten Teller hinsetzte, obgleich die übrigen nur von weißem Porzellan waren.

Nie habe ich angenehmer souppirt — warum mußte gerade jetzt die Stunde meiner Abreise schlagen!

Camille sang nach Tische ungebethen dasselbe Lied — und sonderbar genug — nach dem heitersten Abende war sie trauriger als je.

Es war eilf Uhr vorbey, felice notte! war mein Abschiedsgruß.

Wird sie Donna Antonia morgen wieder sehen? fragte mich das schüchterne Mädchen; — aber sie fagte nicht — Camille.

Ich that dieselbe Frage den Morgen darauf an mich — beantwortete sie mit Nein! und um die fünfte Abendstunde war ich bey Camillen.

Ich habe ein sehr theilnehmendes Herz, und doch fürchtete ich, in ihre Geheimnisse zu dringen.

Donna Antonia war gegenwärtig; — Camille merkte mir es an, und theilte mir ihr Schicksal mit folgenden Worten mit:

Mein Vater war bey der Dogana employirt, sagte sie mit einem tiefen Seufzer, und als der König Ferdinand Neapel verließ, mußte Don C. — sich der neuen Ordnung der Dinge unterwerfen.

Ruffo — der Cardinal Ruffo, nahm die Stadt den Franzosen durch Capitulation ab, und nun stürzte der wüthende Haufe über die Französischen Demokraten her, zu denen man meinen armen Vater zählte.

Ich weiß nicht, wie ich diese Schreckenszeit überlebte, wo mein armer Vater das blutende Opfer ihrer Mordlust wurde. Sie rissen ihn aus unsern Armen, das edelste Blut bespritzte die Marmorstufen unserer Wohnung.

Alle Kostbarkeiten haben sie uns geraubt; meine Mutter hat noch so viel übrig, um anständig zu leben — aber nichts kann mir den zärtlichen Vater ersetzen. Seit diesem Tage habe ich ein Cypressen-Reis gepflanzt, das unter meinen Thränen aufgewachsen ist; — neben dem Flügel stand das traurige Bäumchen in einem Etruskischen Blumentopfe. Donna Antonia bedeckte ihr Angesicht mit beyden Händen, und Camillens Thränen flossen wie ein Bach auf den schönsten Busen herab, unter dem ein noch schöneres Herz klopfte.

Ich weinte bitterlich — sah den erschlagenen Vater Camillens, den Schmerz der treuen Gattinn, die Verzweiflung der zärtlichsten Tochter — und konnte mich nicht beruhigen.

Don Carlo! Sie sind ein guter — guter Mensch — konnte Camille vor Rührung kaum aussprechen.

Wie sollte ich nun meine Abreise ankündigen, die für den folgenden Tag bestimmt war?

Ich hatte das Portefeuille, das mir meine Tante mit Rosen gestickt hatte, zufällig bey mir.

Wenn sich bey uns gute Freunde trennen, läßt der Abreisende dem Verlassenen ein Andenken zurück! Darf ich Ihnen, Camille, diese Rosen zum Souvenir geben?

Trennen — sagte Donna Antonia — trennen? — und Camille — auch nicht ein Wort. Ja, morgen muß ich abreisen! — Donna Antonia konnte sich vor Erstaunen nicht erhohlen, und Camille — schwieg. Ich nahm meinen Hut. Da stand sie auf, schnitt von ihrem Cypressen-Bäumchen das zarteste Reis ab, und gab es mir zum Andenken. Die abgetrockneten Thränen füllten die schönsten Augen auf's neue, und mit tiefer Wehmuth sagte Camille — ja Don Carlo — mein armer Vater war auch — ein guter — guter Mensch!

C. T. v. Uklanski.

Diebold Graf von Calw.

Nach Felix Faber.

Im Jahre 1025 wurde Konrad, Herzog von Schwaben, zum Kaiser erwählt. Sein erstes Bemühen war, den Landfrieden in Deutschland herzustellen. Es lebte damahls Graf Diebold von Calw, welcher in Schwaben große Unordnung erregte, und immer auf Fehde und Raub umher zog. Da dieß der Kaiser vernahm, entbrannte sein Zorn, und er schwur, selbst zu kommen, und den Frevel an dem Grafen zu ahnden. Dieser gerieth darob in große Furcht. Er weckte in der Nacht seine Gattinn und Kinder, und hieß sie ihm

folgen. Sie wandelten an dem Ufer der Nagolt hin, in ein einsames Thal, wo Diebold sich eine kleine Hütte baute, und als ein armer Fischer lebte. Der Kaiser kam inzwischen mit einem Heerhaufen vor die Burg Calw, wo ihm die Thore geöffnet wurden, und da ihm die Gegend gefiel, so verweilte er daselbst einige Zeit, und belustigte sich täglich mit der Jagd.

Einsmahls, da er einen Hirsch verfolgte, verirrte er sich von seinem Gefolge; die Nacht brach ein, es erhob sich ein Gewittersturm, und Konrad gelangte endlich an die arme Hütte Diebolds, wo er um eine Nachtherberge bath. Diebold erkannte den Kaiser auf den ersten Blick, und verbarg sich ängstlich; denn er besorgte, jener sey gekommen, ihn aufzuheben.

Es war tief in der Nacht, Konrad lag ermüdet auf einem schlechten Strohlager, aber seinen Schlaf störte das Gewimmer eines Säuglings, von welchem Diebolds Hausfrau erst genesen war, und er wurde darüber sehr ungehalten. Da dauchte ihm, er höre eine Stimme, welche ihm zurief: Sey großmüthig, Konrad, und dulde das Weinen des Knäbleins; denn er wird dein Eidam seyn und dein Nachfolger im Reiche.

Darob wurde der Kaiser traurig, und bald entbrannte sein Gemüth in Zorn, und als zwey seiner Knechte herbeykamen, die ihn aufsuchten, befahl er ihnen, den Knaben zu nehmen, und im Walde zu tödten, und zum Zeichen der That ihm sein Herz zu bringen.

Die Knechte thaten, wie ihr Gebiether ihnen befohlen hatte. Als sie aber mit dem Kinde in den Wald kamen, und es lächelnd die Händchen nach dem Schwerte streckte, welches im Morgenstrahle erglänzte, da fühlten sie ein Erbarmen, und legten das Kind in einen hohlen Baum, und brachten dem Kaiser das Herz eines Hasen, den eben eines ihrer Windspiele gefangen hatte.

Es lebte aber damahls Herzog Hermann von Schwaben, dessen Ehe kinderlos war, welches dem Herzoge und seiner Gattinn großen Kummer verursachte. Die Herzoginn ritt durch den Wald, und erblickte das Knäblein. Sie gab es einer ihrer Frauen, ließ es heimlich nach Hause bringen und stellte sich an, als ob sie selbst davon entbunden worden wäre, worüber der Herzog eine große Freude empfand. Der Knabe erhielt den Nahmen Heinrich, und wuchs heran zum schönen, kräftigen Jünglinge. Seine Ältern brachten ihn zuweilen an den Hof des Kaisers, der ihn seiner Klugheit und feinen Sitten wegen lieb gewann, und ihn immer um sich haben wollte. Heinrich mußte darum auch den Kaiser auf seinem Zuge nach Italien begleiten, und stieg täglich höher in der Gunst desselben. Konrad dachte auch oft, wie er die Treue des Jünglings belohnen wollte, und es kam ihm der Gedanke, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben. Da erinnerte er sich aber plötzlich jenes Vorfalls in der Fischerhütte am Ufer der Nagolt, und immer mehr und mehr wuchs sein Verdacht, daß der Sohn Hermanns wohl das Kind jener Hüttenbewohner seyn könne. Er schrieb darum in der Verwirrung seines Gemüthes von Mailand, wo er sich aufhielt, einen Brief an die Kaiserinn nach Aachen, des Inhaltes:

„Ich befehle dir, den Überbringer dieses aus dem „Wege räumen zu lassen, so lieb dir dein Leben ist."

Mit diesem Briefe fertigte er den jungen Heinrich ab, der nichts Arges wähnte, und bis nach Speyer kam, wo er in dem Hause des Dekans der Domkirche, eines frommen und gelehrten Mannes, einkehrte. Als der Jüngling in tiefem Schlafe lag, öffnete der Dekan vorsichtig den Brief des Kaisers; denn er war neugierig auf den Inhalt desselben. Aber er erschrak darüber nicht wenig, und ihn erbarmte des schönen Jünglings; denn er kannte die argwöhnische Gemüthsart des Kaisers. Darum kratzte er behuthsam die Worte aus: du sollst den Überbringer aus dem Wege räumen lassen, und schrieb dafür: du sollst ihm deine Tochter anvermählen.

Heinrich setzte nun seine Reise ruhig bis Aachen fort und überreichte der Kaiserinn den Brief, welche darob höchlich verwundert war, aber ohne Zögerung dem Befehle des Kaisers Gehorsam leistete, und dem Jünglinge ihre Tochter antrauen ließ.

Als dieß der Kaiser vernahm, kam er selbst nach Aachen, und wüthete gegen seine Gattinn. Wie er aber den Brief sah, und die veränderten Worte, da erkannte er die Fügung des Himmels, und gab seine Einwilligung auch in die Verbindung.

Anecdote von Friedrich Wilhelm dem I., König von Preußen.

Der General K r u m k o w war bey ihm sehr wohl gelitten, und durfte ihm Manches sagen, was ein Anderer sich nicht getrauete. Einst fiel es dessen Hofmeister ein, die Wach-Parade zu besehen, und er wählte unglücklicher Weise einen Standpunct, wo er dem Könige gleich in's Auge fallen mußte. Dieser war ein abgesagter Feind aller Müßiggänger und Pflastertreter, und mochte den Hofmeister auch für ein solches Subject halten, und über dieß noch an diesem Tage bey sehr verstimmter Lau-

ne seyn; er trat also auf unsern Theologen zu, und fragte ganz barsch:

Wer ist Er?

Euere Majestät, ich bin —— Hier gerieth der junge Mann in Angst und Stocken.

Ein Tagedieb mag Er seyn. Hat Er sonst nichts zu thun, als hier Maulaffen feil zu haben?

Damit ergriff er den Stock, um den er sich gewöhnlich nicht lange bitten ließ, und beehrte den armen Candidaten mit derben Schlägen.

Der General bemerkte bey der Tafel, daß er ganz niedergeschlagen war und fragte nach der Ursache.

Ach, Euere Excellenz, heute habe ich mein ganzes Glück verscherzt; Der König hat mir seine ganze Ungnade erfahren lassen. — Und nun erzählte er den Vorfall.

Wissen Sie was, mein lieber N., das könnte gerade eine Stufe zu Ihrem Glücke werden. Die Schläge, nun ja, die müssen Sie freylich verschmerzen.

Nächsten Tages speisete der General bey dem Könige und wußte das Gespräch bald auf seinen Hofmeister zu spielen, den er als einen braven, geschickten und rechtschaffenen Mann sehr lobte. Aber, fuhr er fort, er ist außerordentlich traurig, weil er das Unglück gehabt hat, Euerer Majestät zu mißfallen.

Wie so? ich kenne ihn ja gar nicht.

Ja, er wollte gestern einmahl die Wach-Parade mit ansehn, und da —

Ach! war das sein Hofmeister. Das thut mir leid. Ich dachte, es wäre da so ein Kerl, der aus langer Weile herum liefe. Nun, es soll sein Schade nicht seyn. Sag' Er ihm nur, die erste Pfarrstelle, welche offen würde, sollte er haben.

Diese Resolution verscheuchte auf einmahl den Trübsinn unsers Hofmeisters. Sein Glück wollte, daß die erste Vacanz gerade auf eine gute Stelle fiel; er meldete sich sogleich durch den General bey dem Könige, der, seines Wortes eingedenk, dem Consistorium befahl, den Candidaten sogleich zu ordiniren und einzuführen.

Das Consistorium stellte in aller Unterthänigkeit vor, daß doch vorher die Tauglichkeit des Ernannten untersucht werden müßte, man trage also darauf an, ihn zu examiniren. Allein, der König schrieb eigenhändig unter die Vorstellung: Das Alles ist überflüssig; ich habe ihn schon examinirt.

N o t i z e n.

W i e n. Eine neue, erfreuliche Erscheinung im Gebiethe der Literatur ist die Ankündigung einer, der Kenntniß des Orients gewidmeten, Zeitschrift unter dem Titel: F u n d g r u b e d e s O r i e n t s, bearbeitet durch eine Gesellschaft von Liebhabern. Wien, 1809; mit dem Motto:

Sag: Gottes ist der Orient, und Gottes ist der Occident;
Er leitet, wenn er will, den wahren Pfad.

Cor. 2. Sure.

Die vielen Berührungspuncte mit dem Oriente, die sich in der Hauptstadt der Österreichischen Monarchie vereinigen; die Orientalische Akademie, diese Pflanzschule, welche so viele große Männer hervor gebracht, und welcher ein großer Theil der schätzbaren Mitarbeiter, sowohl hier, als in Constantinopel, ihre Bildung verdankt; die kaiserliche, an Orientalischen Werken reiche Bibliothek, so wie jene des Herrn Grafen von Rzewusky, welcher die Bücherschätze der Herren von Jenisch und von Wallenburg an sich gekauft, eignen Wien vorzüglich zu einer Stapelstadt für den literarischen Verkehr mit dem Oriente. Die ansehnlichsten Orientalisten Europens, so wie viele gelehrte Freunde der Herausgeber in Constantinopel, der Levante, Persien, Syrien und Ägypten, nehmen an dieser Zeitschrift Theil, welche Heftweise in Folio erscheinen, und aus folgenden Rubriken bestehen wird: 1) Sprachwissenschaft. 2) Rede- und Dichtkunst. 3) Geschichte, Alterthümer und Münzkunde. 4) Geographie und Statistik. 5) Philosophie und Rechtswissenschaft, worunter bey den Moslimen sowohl die Theologie als Jurisprudenz begriffen werden. 6) Mathematische und physische Wissenschaften. 7) Bibliographie und andere Miscellanen. Da bey der geringen Anzahl der Liebhaber der Orientalischen Literatur sich wohl nicht viel Abnehmer hoffen lassen, so hat einer der Mitarbeiter, Herr Graf W e n z e s l a u s v o n R z e w u s k y, sich großmüthig entschlossen, den Überschuß der Druckkosten, welche der Absatz Anfangs gewiß nicht herein bringen wird, zu tragen, und im Falle dieselben gedeckt wären, diese Summe Geldes auf andere literarische Unternehmungen zu verwenden.

Den 13. Jänner starb hier der akademische Mahler und Corrector bey der historischen Classe, J o h a n n G e o r g D ü r i n g e r, im 50. Jahre seines Alters. Er war einer der fleißigsten und vorzüglichsten Schüler Maurers, wie mehrere seiner Gemählde, besonders jenes am Hochaltare in der Pfarrkirche am Hofe, beweisen.

H a l l e. In der Nacht vom 5. zum 6. dieses Monathes ist der geheime Rath und Professor J o h a n n A u g u s t E b e r h a r d, ohne vorhergegangene Krankheit, plötzlich gestorben. — Wenn er auch in den letzten Jahren, nach den großen Revolutionen in der Philosophie, keine bedeutende Rolle als Docent mehr spielte: so verliert die hiesige Universität an ihm doch eines ihrer würdigsten Mitglieder, dessen mit vorzüglicher Achtung noch lange gedacht werden wird. Er war ein Mann von sehr rechtlichem Charakter, von sehr gründlichen Kenntnissen, und überhaupt von einem sehr vielseitig gebildeten Geiste, dessen Kraft und Thätigkeit bis zu einem Alter von sechzig und einigen Jahren sich selbst in jugendlicher Frische erhalten hatte. Seine Verdienste als Schriftsteller werden nie vergessen werden. Die Bahn, die er mit der A p o l o g i e d e s S o k r a t e s so ruhmvoll begann, hat er in seinem G e i s t e d e s U r - C h r i s t e n t h u m s, dessen letzter Theil sein wahrer philosophisch-theologischer Schwanengesang ist, eben so ruhmvoll geendigt. Sanft ruhe seine Asche!

Auflösung des Anagramms im Blatte Nro. 9.: D i a m a n t e n,
in welchem folgende Worte enthalten sind: 1. Mann. 2. Adam. 3. Diana. 4. Ida. 5. Maina, in Morea, Land der Mainoten. 6. Danae. 7. Manna. 8. Jena. 9. Naide. 10. Imme. 11. Maida. 12. Admet. 13. Iman. 14. Amonde. 15. Anno. 16. Dante. 17. Ätna. 18. Mantinea. 19. Minden. 20. Damien. 21. Dante. 22. Edam. 23 Mai. 24. Main. 25. Tanne. 26. Diät. 27. Made. 28. Amen.



Der Sammler.

Samstag, den — 12. — 28. Jänner 1809.

Das Königreich Neu-Spanien.

(Beschluß.)

Noch haben wir den Zustand der Indianer oder der Nachkommen der alten Mexikaner zu betrachten. Vielleicht wundert man sich, wenn man hört, daß nach allen Grausamkeiten, die die ersten Spanischen Eroberer gegen diese wehrlosen Völker begangen haben, noch eine Volksmenge von mehr als 2,500,000 Individuen von ihnen übrig ist. Sie bewohnen fast alle das Innere von Alt-Mexiko, keinesweges aber die weit gestreckten Gegenden von Neu-Mexiko, von Texas, von Neu-Biscaya und von Kalifornien, wo sogar die Anzahl der Spanier die der Indianer übertrifft; eine wenig bekannte Thatsache, woraus erhellt, daß Neu-Mexiko keine so leichte Eroberung ist, als die Anglo-Amerikaner träumen. Diese Völker sahen, nachdem die ersten Eroberer sie zu Sclaven gemacht hatten, durch die Wirkung der verschiedenen Verordnungen, die den Antheil an den Frohnen und den Auflagen, denen sie unterworfen sind, festsetzen, ihr Schicksal etwas gemildert. Bey Betrachtung der den Indianern ertheilten Freyheiten sollte man sie für glücklich schätzen, daß sie Spanische Unterthanen geworden sind, zumahl wenn man sich erinnert, daß unter den ehemahligen Mexikanischen Kaisern das Volk im größten Drucke lebte, beynahe ohne Eigenthum war, und nicht viel besser, als das Lastvieh behandelt wurde.

Indessen ist ihr Zustand noch immer sehr bedauernswürdig. Hiervon entdeckt uns Herr von Humboldt selbst die am mindesten bekannten Ursachen, indem er uns einen Auszug aus dem, dem Könige von Spanien im Jahre 1799 durch den Bischof und die Geistlichkeit von Mechoacan überreichten Aufsatze gibt. In diesem Aufsatze, der die liberalsten Ideen athmet, sieht man einen ehrwürdigen, achtzigjährigen Prälaten mit eben so viel Kraft als Würde gegen die verschiedenen Arten der Tyranney, unter denen die Indianer erliegen, auftreten.

Die erste Quelle der Übel, unter denen die Indianer seufzen, besteht, so zu sagen, in der gänzlichen Beraubung des Landeigenthumes. Jedes Indianische Dorf kann nur ein kleines Stückchen Land zum Eigenthume besitzen. Die so genannten Gemeindegüter sind im Grunde nichts, als große Pachtungen, die die Indianer gezwungen sind, anzubauen, und deren an die Gemeinde-Casse abgelieferte Einkünfte nie zum Nutzen derer, die durch ihre Arbeiten zur Gewinnung derselben beytrugen, angewandt werden. In dieser Rücksicht wissen die Beamten den ausdrücklichsten Verfügungen des Gesetzes auszuweichen. Was gut zu nehmen ist, ist gut zu behalten. Es gibt so viel ehrliche Leute, die das Geld besser anzuwenden wissen, als diese groben Bauern. Um endlich ihre Räubereyen zu maskiren, nahmen die Verwalter dieser Cassen in Mechoacan im Jahre 1798 eine Summe von einer Million daraus, die sie, als ein von den Indianern dieser Provinz dem Monarchen dar-

gebothenes patriotisches Geschenk, nach Madrid sandten.

Die Indianischen Dörfer werden unmittelbar von Kaziken, den Nachkommen des alten Mexikanischen Adels, regiert, die, wie zur Zeit der Kaiser von Mexiko, fortfahren, auf Kosten des Volkes, das sie drücken, plündern und mißhandeln, im Müßiggange zu leben. Die Kaziken werden wiederum von den Subdelegirten, einer Art von Amtleuten, Richtern und Verwaltern zugleich, die man seit einigen Jahren an die Stelle der Alcaldes-Mayors oder Provincial-Richter gesetzt hat, tyrannisirt.

Die Alcalden, sagt der Bischof von Mechoacan, betrachteten sich als Großhändler, die das ausschließende Vorrecht, in den ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Provinzen zu kaufen und zu verkaufen, erworben hätten; auf diese Art machten sie sich ein Einkommen von 30,000 bis 200,000 Piaster. Diese obrigkeitlichen Wucherer zwangen die Indianer, eine gewisse Anzahl von Vieh zu willkürlichen Preisen von ihnen zu nehmen. Unter dem Vorwande, sich für das Capital nebst Zinsen bezahlt zu machen, schaltete sodann der Alcalde das ganze Jahr hindurch über die Indianer, wie über Leibeigene. Sonach hatten diese Unglücklichen ihre Freyheit für ein Pferd oder einen Maulesel aufgeopfert, womit sie gezwungen waren, zum Nutzen dessen, der es ihnen verkauft hatte, zu arbeiten. Aber die Erpressungen der Alcalden gereichten wenigstens der Landes-Cultur zum Besten, und diese Magistrats-Personen ließen jedes Mahl unparteyische Gerechtigkeit widerfahren, so bald es nicht auf ihr eigenes Interesse ankam. Die Subdelegirten, die keine andere Einnahme als Accidentien hatten, hielten alle Mittel für erlaubt, um Geld zu gewinnen. „Daher," sagt der Bischof, „jene unaufhörlichen Bedrückungen, jener Mißbrauch der Gewalt „gegen die Armen; daher jene Nachsicht gegen die Reichen, jener schändliche Handel mit der Gerechtigkeit. „Die Intendanten finden große Schwierigkeiten bey der „Wahl der Subdelegirten, von welchen die Indianer, „bey dem jetzigen Zustande der Dinge, selten Schutz „und Unterstützung erwarten können. Diese Unterstützung suchen sie bey ihren Pfarrern, folglich leben die „Geistlichkeit und die Subdelegirten mit einander in beständigem Streite. — Man sage Eurer Majestät nicht, „fährt der Verfasser dieses Aufsatzes fort, man sage nicht, „die bloße Furcht vor Züchtigungen müsse zur Erhaltung „der Ruhe in diesen Ländern hinreichend seyn; es sind „andere, es sind mächtigere Bewegungsgründe nöthig. „Beschäftigt sich die neue Gesetzgebung, die Spanien mit Ungeduld erwartet, nicht mit dem „Schicksale der Indianer und der farbigen Leute, so „wird der Einfluß der Geistlichkeit, so groß er auch „auf das Herz dieser Unglücklichen ist, doch nicht hinreichend seyn, um sie in der ihrem Landesherren schuldigen Unterwürfigkeit und Ehrfurcht zu erhalten."

Diese wichtige Stelle bestätigt eine von dem Herrn Senator Gregoire in seinem letzteren Werke über die Neger gemachte Bemerkung, daß nähmlich die Geistlichkeit sich überall den Versuchen, die Menschen in Sclaverey zu stürzen, mit Nachdruck widersetzt hat. Hierin befolgt die Geistlichkeit bloß die klaren und bestimmten Grundsätze der christlichen Religion. Doch gibt es bey den Spanischen Missionen Mönche, die sich erlauben, den unbekehrten Indianern die Kinder mit Gewalt wegnehmen zu lassen, sie zu taufen, und so lange in der Sclaverey zu behalten, bis sie sich verheirathen können.

Um wieder auf den Bischof von Mechoacan zu kommen, so schlägt er dem Könige von Spanien sehr dienliche Maßregeln vor, um Mexiko zu dem blühendsten Königreiche der Welt zu machen. Er wünschte, daß man die insgemein unbebaueten Kronländereyen an die Indianer und Farbigen verpachtete, daß man sie zu Bekleidung aller Ämter für fähig erklärte, und endlich die Kopfsteuer, mit welcher ein Begriff der Ehrlosigkeit verknüpft ist, abschaffe, um die Indianer den nähmlichen indirecten Auflagen, die die übrigen Classen der Einwohner bezahlen, zu unterwerfen. Die Folgen dieser Maßregeln würden Vermehrung der Staatseinkünfte, große Beförderung der Landes-Cultur und bessere Vertheilung der Volksmenge seyn. Diese letztere Verbesserung ist um so wichtiger, da man nirgends in der Welt die Volksmenge schlechter vertheilt sieht, als in Mexiko. Zum augenscheinlichen Beweise dieser Wahrheit dient folgendes, von Herrn von Humboldt aufgenommenes, Verzeichniß:

Intendantschaft.	Einwohner.		Auf die Quadrat-Meile.
Mexiko	1,511,000	—	255
Puebla	813,300	—	301
Guadalaxara	630,500	—	66
Guaxaca	534,800	—	120
Guanaxuato	517,300	—	568
Valladolid	476,400	—	273
Merida	465,700	—	81
San Luis Potosi	331,900	—	12
Durango	159,700	—	10
Vera-Cruz	156,000	—	38

Intendantschaft.	Einwohner.	Auf die Quadrat-Meile.
Zacatecas	153,300	— 65
Sonora	121,400	— 6

Von Mexiko bis nach Puebla auf der einen Seite, und bis nach Guanaxuato auf der andern, sagt Herr von Humboldt, sieht man Dorf an Dorf, wie in der Lombardie, während man in den Provinzen Neu-Mexiko und Kalifornien auf einem fruchtbaren Boden, unter einem heilsamen Klima, mehrere Tage herum irren kann, ohne die Spur eines Menschen zu erblicken.

Unmöglich lassen sich die Talente, der Charakter und der Geist einer überwundenen, unterdrückten und herabgewürdigten Nation würdigen, ohne Gefahr zu laufen, das für das Werk der Natur zu nehmen, was bloß die Wirkung schlimmer gesellschaftlicher Einrichtungen ist. Nehmen wir aber die wenigen, von der alten Geschichte Mexiko's uns übrig gebliebenen Bruchstücke zusammen, so erblicken wir überall nichts, als das niederschlagende Schauspiel des Despotismus, des Aberglaubens und der Sclaverey. Ströme von Menschenblut flossen in den Tempeln jener Gottheiten, deren eben so barbarische Nahmen, als ihre Bilder scheußlich waren, sich unmöglich behalten lassen. Der Monarch ließ sich, wie einen sichtbaren Gott, anbethen; in seinen Pallästen herrschte ein wilder Luxus, im grellsten Contraste mit dem äußersten Elende des Volkes; ein Schwarm kleiner Tyrannen ahmte dem Beyspiele des Beherrschers nach. Ein Reich von so schlechter Verfassung war zu ohnmächtig, um die kleine Republik Tlascala zu unterjochen, die sich beynahe im Angesichte der Stadt Mexiko unabhängig erhielt, und selbst kaum eine bessere Civilisation, als das Mexikanische Reich, darboth. Mit einem Worte, die von Cortez unterjochten Länder scheinen keine Ursache zu haben, ihre ehemahligen Einrichtungen zu bedauern.

Die Sitten und die Einrichtungen der alten Mexikaner scheinen die Meinung des Herrn von Humboldt, der sie für Abkömmlinge der Mongolen, der Hunnen, oder einer anderen Nation des nördlichen Asiens hält, ziemlich zu begünstigen. Mehrere Züge ihrer physischen Constitution scheinen diese Vermuthung zu bestätigen; die schiefe Lage ihrer Augen und das dünne Barthaar erinnern an den Mongolischen Menschenstamm; anderer Seits ist aber die gelbe Farbe dieses Stammes von der kupferrothen der Amerikaner durchaus verschieden; auch haben diese einen unendlich vortheilhafteren Wuchs und Bildung. Wir enthalten uns jedoch der Erörterung dieser Frage so lange, bis Herr von Humboldt das Ganze seiner in dieser Rücksicht angestellten Untersuchungen bekannt gemacht hat. So hat er z. B. zu Santa-Fe de Bogota vollständige Beweise eines, genau wie Japan, von einem weltlichen Beherrscher und einer Art von Papst oder Dairo regierten Reiches gefunden. Herr von Humboldt scheint sämmtliche Details dieser Art seinem historischen Berichte vorzubehalten.

Vielleicht existirten in einigen Theilen von Mexiko, besonders in der Provinz Guaxaca, Nationen, durch ihre Eroberungen minder berühmt, als die alten Mexikaner, aber in den Künsten echter Civilisation weiter vorgerückt. Überall und in allen Jahrhunderten entwickelten sich in kleinen Staaten die ersten Keime der Civilisation, der Künste und Wissenschaften.

In den Augen eines unparteyischen Beobachters waren die kleinen Städte Griechenlands mehr werth, als die prächtigen Hauptstädte des Persischen Reiches. Aber in wie vielen Gegenden der Welt hat nicht ein unerbittliches Verhängniß ein Griechenland in der Geburt erstickt, ohne daß nur die Geschichte die dunkeln Spuren desselben aufhellen, oder die unter den Trümmern anderer Jahrhunderte und anderer Generationen begrabenen Denkmähler an's Tageslicht bringen kann?

Anecdoten von Friedrich dem II. *)

Wenige Tage vor der Schlacht bey Prag ließ der König um Mitternacht seinen Vorleser, den Abbe Düprat rufen. Als dieser in das Zimmer trat, sah er den König auf einem hohen Stuhle sitzen, welcher die Gestalt einer Kanzel hatte. Der König hatte ein Blatt Papier in der Hand, und befahl dem Abbe, die Thür zuzuschließen, und sich zu setzen. Kaum war dieß geschehen, so fing der König im feyerlichsten Kanzeltone eine Predigt über die Ewigkeit der Höllenstrafen vorzulesen an, welche er selbst verfertigt hatte.

....

Nach der Schlacht bey Hochkirch hatte der König sein Haupt-Quartier in Kleinbautzen genommen, wo er in einer kleinen, dunkeln Bauerstube wohnte. Sein Vorleser Lecatt befand sich bey ihm. Vor dem Hause waren seine Adjutanten, und unter ihnen der Herr von der Marwitz, der den Auftrag hatte, den Truppen das Lager anzuweisen, wenn der König, der sein eigener General-Quartier-Meister war, die Stellung im Allgemeinen angegeben hatte. Marwitz hatte sich bekanntlich

*) Aus des Obersten von Massenbach so eben erschienenen Erinnerungen an große Männer. 2. Band. 1809.

die Freyheit genommen, das Fehlerhafte der Stellung bey Hochkirch bemerkbar zu machen. Der König war darüber verdrießlich gewesen. Jetzt waren Marwitzens Prophezeyungen eingetroffen, und er äußerte gegen seine Cameraden seinen Unmuth mit aller Energie des Patriotismus. Er sah den König nicht, der König aber sah seine Geberden, und hörte seine Worte, welche beyde des Königes Verfahren tadelten. Lecatt stand hinter dem Könige, und hörte alle Worte des entrüsteten Marwitz; der König sagte kein Wort, und Lecatt theilte noch am nähmlichen Tage dem Herrn von der Marwitz seine Besorgnisse mit. „Ich habe die Wahrheit gesagt," erwiederte Marwitz, „und das Unglück hat mich empört."

Der König blieb während des ganzen noch übrigen Feldzuges gnädig und zutrauungsvoll gegen Marwitz. Dieser wurde nach wie vor oft des Abends zum Könige gebethen, und mit einem Compot von gedämpften Äpfeln bewirthet, welches Gericht Marwitz vorzüglich liebte.

In den Winter-Quartieren zu Breslau aber wurde eines Abends Lecatt zugleich mit Marwitz zum Könige gerufen. Marwitz aß sein Lieblingsgericht; der König saß ihm gegenüber, zog ein Papier aus der Tasche, gab es Lecatt, und befahl ihm, es laut vorzulesen. Es war eine in Versen gemachte Erzählung des vor dem Bauerhause zu Kleinbautzen sich ereigneten Vorfalles mit Bemerkungen über die Anmaßung der Subalternen, die ihren König und Feldherrn kritisiren.

Marwitz und Lecatt stieg das Blut in's Gesicht, der König lächelte, und entließ nach Endigung der Lectüre beyde Herren. „Bon soir Messieurs," rief ihnen der König nach, und seine Rache war gestillt.

Notizen.

Petersburg. Schwerlich ist hier ein Tänzer mit mehr Beyfall aufgenommen worden als Herr Duport. Mit Eifersucht wacht jeder, der sich Geschmack zutraut, über seinen Ruhm; nicht die kleinste Erinnerung darf gegen ihn gelten. Selbst nach einem kleinen Liebeszwiste, dadurch veranlaßt, daß er auf die Stimme des Publicums nach dem Schauspiele nicht erschien, oder erscheinen konnte — was durch ein allgemeines Pfeifen gerügt ward — hat sich die Zuneigung des Publicums nach jener kleinen Genugthuung nur verdoppelt. Worin begründet sich dieser außerordentliche, alles Andere verdunkelnde Beyfall? Herr Duport ist nicht nur Meister aller mechanischen Schwierigkeiten, und zeigt die möglichste Braveur; sondern der Haupt-Charakter seines Spiels ist Grazie — Grazie einer eigenen Art; von Natur klein, aber vollkommen ebenmäßig gebaut, hat er in allen seinen Bewegungen einen eigenen Reitz, eine gewisse Weichheit und Runde — etwas weibisches. Er tanzt nicht wie ein Mann, sondern wie ein Sylphe. Dadurch bekommt sein Tanz einen höheren Charakter, etwas, das über das Gemeinschaftliche erhaben ist, und in das Fantasie-Land des Wunderbaren hinüber schwebt. Im Zweytanze sehen wir nicht das interessante Extremen-Spiel zwischen Mann und Weib; ein Gott, ein Sylphe ist herunter gestiegen. Höchst schwer wird es daher einer Tänzerinn, neben ihm sich noch durch Grazie auszuzeichnen. Dagegen läßt er den männlichen Tänzer in seinem Werthe; und wenn das Publicum während der ersten Überraschung selbst die besten unter den alten hiesigen Tänzern ganz zu übersehen scheint: so wird es gewiß mit Würdigung zu ihnen zurück kehren. Einer der ersten von ihnen soll gesagt haben: „Es sey nur um's Brod, wenn er neben Herrn Duport aufzutreten wage." Wir glauben das nicht. So unerreichbar ihm Herrn Duports Tanz in seiner Art ist, eben so unerreichbar dagegen ist Herrn Duport alles Männliche, Kräftige. Also jeder bleibt in seinem Werthe. Auch glauben wir, daß Herrn Duports Spiel nicht auf immer gleichen Beyfall rechnen kann; Alles, was die Gränzen des allgemein Menschlichen überschreitet, und in die Regionen höherer Wesen schweift, reißt im Anfange doppelt an; aber in der Folge hat das Menschliche doch ein längeres und dauerndes Interesse für den Erdensohn.

Rom, im Nov. 1806. Herr Schick, ein Mahler aus Stuttgard, der schon vor mehreren Jahren die Aufmerksamkeit der besten Künstler durch sein erstes historisches Bild: David, der vor dem Könige Saul die Harfe spielt, auf sich zog, hat in dem Pallaste des Bairischen Gesandten seine neuen Kunstwerke aufgestellt. Das Hauptbild unter denselben stellt Apoll unter den Hirten vor; es hat acht Französische Fuß Höhe und etwas über sechs einen halben Fuß Breite; in allen achtzehn Figuren, die über halbe Lebensgröße sind. Seit langer Zeit wurde in Rom kein Bild ausgestellt, über welches ein so einstimmiges Urtheil ausgesprochen worden wäre. — Die ersten Künstler Roms bezeugten dem Deutschen Fremdlinge enthusiastische Theilnahme, und schienen zu vergessen, daß sie selbst Künstler waren. Möge Herr Schick denjenigen Lohn für seine Mühe finden, auf den er so gerechten Anspruch hat! Und möge jedem Deutschen Künstler darin die größte Aufmunterung werden, daß seine Nation durch ihre Theilnahme an vorzüglichen Kunst-Producten zu der Hoffnung des Wiederauflebens einer schönern Epoche der Kunst ihm erfreuliche Aussicht gewährte!

London. Der Director des Covent-Garden-Theaters hat ein Lustspiel von Colmann im Manuscripte für 1100 Pf. Sterling gekauft. Ist oder war wohl ein deutscher dramatischer Schriftsteller, der für alle seine Werke von irgend einem Deutschen Theater die Hälfte dieser Summe erhalten hat?

****

Der Arzt Basquillon in Paris behauptet aufs neue: die Wasserscheu werde auch durch den Biß solcher Hunde, die nicht toll wären, erregt, und sey meistens eine Wirkung des Schrecks. Daß der Geifer sie nicht hervor bringe, beweiset er aus vielen Versuchen mit ausgehungerten, abgezehrten, und also für die Wuth vorzüglich empfänglich geachteten Hunden, denen man Geifer inoculirte, ohne daß sich schädliche Folgen zeigten; wenn man sich also nur nicht fürchte (schließt er): so habe man auch nach dem Bisse wüthender Thiere keine Wasserscheu zu besorgen, er selbst sey von Wasserscheuen fast bis auf's Blut gebissen worden, ohne Nachtheil zu empfinden. Allerdings läßt sich der traurige Einfluß, den bange Einbildung hervor bringt, nicht läugnen; aber gar zu große Sicherheit möchte vielleicht noch nachtheiliger seyn. Denn wenn der Biß toller Hunde nicht Wasserscheu erregt, wie sollen wir es denn erklären, daß Menschen, die von Hunden, welche sie nicht für wüthend hielten, gebissen wurden, und ganz und gar keine Gefahr ahndeten, dennoch von der Wasserschen befallen wurden, und oft in einem Zeitpuncte, wo sie den Biß schon völlig vergessen hatten?



Der Sammler

Dinstag, den —— 13. —— 31. Jänner 1809.

Edward Jenner.

Unter den ruhmwürdigsten aller unserer Zeitgenossen feyern wir auch den Nahmen dieses herrlichen Britten, dem Millionen Sterbliche Leben und freudige Gesundheit danken, der unzähliger glücklicher Familien Schutzgott war, von deren Hütten oder Pallästen er die fürchterliche Pest der Blattern abwehrte.

Viele unserer Zeitgenossen haben Ruf und Ruhm gewonnen, ohne ruhmwürdig zu seyn. Des Ruhmes würdig sind nur die Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes. In der kleinen Schaar derselben glänzt auch Edward Jenner.

Er ward zu Berkley in der Grafschaft Glocester am 17. May 1749 geboren. Sein Vater war hier Vicar, ein achtungswürdiger Mann, der außer seinen kirchlichen Einkünften auch sonst noch beträchtliches Vermögen in der Provinz besaß. Seine Mutter war die Tochter des ehemahligen Pfarrers Harry Head von Berkley.

Der junge Jenner verlor seinen Vater früh, aber die freundliche Sorge seines älteren Bruders John Jenner erleichterte ihm das schwere Loos, verwaiset zu seyn. Zu Cirencester empfing er in der Freyschule den ersten Unterricht; dann kam er in die Lehre zu einem geschickten Chirurgus, Daniel Ludlow, und im Jahre 1770 zu dem berühmten Anatomen, John Hunter, bey welchem er zwey Jahre lebte.

In dieser Zeit war es, wo der unsterbliche Seefahrer Cook mit dem Ritter Banks seine erste Entdeckungsreise entworfen hatte. Es kam darauf an, die Reisegesellschaft auch durch einen geübten Naturforscher zu vermehren, der, in der vergleichenden Anatomie bewandert, die Geschöpfe neuer Art untersuchen und beschreiben könnte, welche sich auf den Eilanden ferner Meere dem beobachtenden Blicke darbiethen würden. Jenner, dessen Hunter schon in verschiedenen naturhistorischen Aufsätzen ehrenvoll erwähnt hatte, ward zu dieser Stelle ausersehen. Aber weder die vortheilhaftesten Bedingungen, noch seine eigene hohe Wißbegier konnten den jungen Mann bewegen, Pflichten der Dankbarkeit aufzuopfern, die er seinem älteren Bruder, gleichsam seinem zweyten Vater, schuldig war. Er beschloß vielmehr, sich zu Berkley als Wundarzt zu etabliren.

Eines Tages war Jenner zu Bath bey einem glänzenden Gastmahle. Man brachte etwas auf die Tafel, das vermittelst einer Wachskerze erwärmt werden sollte. Es entstand die Frage: ob man den Gegenstand über der Flamme, oder ganz in dieselbe eintauchen sollte, um schneller zum Zwecke zu kommen. Jenner, ohne lange zu zögern, ließ sich die Kerze geben, hielt erst den Finger einen Moment lang im Inneren der Flamme, dann über derselben, wo er ihn geschwind genug wegziehen mußte, und sagte lachend: „Meine Herren, solche Probe ist entscheidend!"

Am folgenden Morgen empfing er vom General

Smith, der von der Parthie gewesen war, und ihn vorher nicht gekannt hatte, ein Billet, worin ihm eine Stelle in Ostindien, und nach zwey bis drey Jahren eine Rente von 300 Pf. Sterling angebothen ward. Jenner aber verschmähte jeden Antrag, und auch diesen, der ihn von einem geliebten Bruder zu trennen drohte. Er blieb mit musterhafter Freundschaft demselben bis zum Tode getreu.

Schon aus diesen Opfern, welche er der Dankbarkeit und Geschwisterliebe brachte, erkennt man einen zartfühlenden, edeln Mann. Aber Jenner war und ist noch jetzt dieser Mann in allen seinen Handlungen. Und wie selten und wie wohlthuend ist es, mit einem großen Geiste ein erhabenes Gemüth voll kindlicher Güte beysammen zu finden!

Bey allen seinen practischen Arbeiten widmete er doch noch zahllose Stunden den Wissenschaften. Im Jahre 1788 erschienen seine Bemerkungen über die Naturgeschichte des Kukuks in den philosophischen Transactionen, und erwarben ihm den Beyfall aller Natur-Historiker. Späterhin versuchte er, vermittelst der vergleichenden Anatomie zu beweisen, daß das, was in den menschlichen Lungen unter der Form kleiner Erhöhungen oder Knoten erscheint, Wasserbläschen sind. Eben so weiß man, daß er sich lange Zeit mit einer Untersuchung über die Wanderungen der Zugvögel beschäftigt hat, die er aber bey seinen vielen Geschäften nicht beendete. Es scheint selbst, einer neueren Publication des Dr. Parry von Bath zu Folge, daß Jenner der Entdecker der unter dem Nahmen der Angina pectoris beschriebenen Krankheit ist. — Früh schon als ein trefflicher Naturforscher ausgezeichnet, ernannte ihn die königliche Societät von London zu ihrem Mitgliede.

Doch von allen Verdiensten, welche er als Arzt und Naturforscher auf mannigfaltige Weise erwarb, kommt keines an Wohlthätigkeit für das Menschengeschlecht seiner Erfindung der Kuhpockenimpfung gleich. Schon seit dem Jahre 1776 stellte er darüber vielfache Versuche an; aber erst im Jahre 1798 machte er die großen Entdeckungen öffentlich kund in seiner Inquiry into the causes and effects of the variolae vaccinae. Und merkwürdig ist es, daß seit der Bekanntmachung dieser ersten Abhandlung Alles, was man nachher über diesen Gegenstand beobachtet und geschrieben hat, nichts zu einer wesentlichen Vervollkommnung der Sache beytrug.

Es ist bekannt, wie der scharfsinnige Naturforscher durch an sich unerhebliche Umstände zur ersten Bemerkung der Vaccine geleitet ward; wie er dann erst in vieljährigen, mühsamen Versuchen Gewißheit erwarb, in welchem Alter, unter welchen Bedingungen das Kuhpockengift die schützende Kraft habe; wie die Entdeckung durch Jenners Betriebsamkeit bald über den ganzen Continent verbreitet ward. Allein seinem menschenfreundlichen Eifer war es nicht genug, alles Mögliche anzuwenden, um dieses Schutzmittel gegen die verheerenden Kindesblattern über Europa zu verbreiten; er dehnte seine Sorgfalt auch auf die übrigen Welttheile aus. Es findet sich unter seinen Briefen eine Nachricht von den Versuchen, die er anstellte, um diesen Plan auszuführen. „Gegen Ende des Jahres 1798 schickte ich meine verschiedenen Schriften über die Kuhpocken mit einer hinlänglichen Menge Kuhpockenstoffes auf dem Schiffe der Compagnie, die Königinn, nach Ost-Indien. Das Schiff scheiterte. — Von diesem unglücklichen Zufalle unterrichtet, erneuerte ich meine Bemühungen, die Vaccination in Indien einzuführen, indem ich die nähmlichen Mittel anwendete, wodurch schon öfter die Versendung in entfernte Gegenden gelang; allein nie wurde das Gift im guten Zustande dahin gebracht. Ich wurde zwey Mahl in das Bureau des Staats-Secretärs (Mylord Hobard), in Folge des dringenden Ansuchens um Kuhpockenstoff, berufen, indem in Indien, besonders auf Ceylon, die schrecklichste Blattern-Epidemie wüthete. Ich stellte auf's dringendste vor, wie nothwendig es sey, wirksamere Mittel, als die trockene Materie ist, dahin zu schicken, und erboth mich, dieselben anzuzeigen. Ich schlug vor, auf einem nach Indien fahrenden Schiffe 20 Matrosen oder andere Menschen, die nicht geblattert haben, aufzusuchen, und verlangte, daß man mir erlauben möchte, einen Wundarzt zu wählen, der in diesem neuen Geschäfte vollkommen unterrichtet ist, und diese Expedition begleiten sollte, und verbürgte mich, daß es auf diese Weise in jede unserer Niederlassungen mit der größten Vollkommenheit verbreitet werden könnte. Allein alle meine Vorschläge wurden verworfen, und man bath mich, Kuhpockenstoff auf jene Art zu bereiten, von welcher ich am ersten einen glücklichen Erfolg hoffen zu können glaubte. Ich führte diesen Auftrag aus; allein, wie ich auch dem Rathe erklärte, ohne große Hoffnung eines Erfolges; damahls, als ich über das Unglück, welchem meine Landsleute und andere Bewohner Indostans ausgesetzt waren, nachdachte, fiel es mir ein, daß die Hindernisse nicht unübersteiglich wären, und daß es nur darauf ankäme, ein Schiff auszurüsten. Ich schrieb ihnen in dieser Hinsicht, und schlug ihnen vor,

eine Subscription zur Bestreitung der Unkosten zu eröffnen, und mich in die Liste mit einer Summe von 1000 Guineen einzuschreiben. Glücklicher Weise erfuhr man bald darauf, daß die Kuhpocke in Indien in ihrem vollkommenen Zustande durch die beharrliche Sorgfalt meines Freundes, des Herrn Doctors De Carro, zu Bombay angekommen sey. Er führte dieselbe in Constantinopel ein, und von da aus fand er Mittel, sie nach Bombay zu verpflanzen *). Stellen sie sich die Freude vor, mit der dieselbe daselbst aufgenommen worden ist; sie war für die aufgeklärten Europäer und für die armen Indous mitten in der schrecklichsten Gefahr dieser fürchterlichen Krankheit ein Retter."

(Der Beschluß folgt.)

Der Abbe de Molieres

war ein sehr geschickter Physiker. Ganz in das tiefe Studium seiner Wissenschaft versunken, besaß er eine mehr als philosophische Gleichgültigkeit gegen alle Ereignisse des Lebens. Er wohnte im College de France, und arbeitete gewöhnlich im Bette, ein Blatt Papier auf den Knien, und rings von Büchern und Instrumenten umgeben. Eines Tages, als seine Nichte und sein Bedienter ausgegangen waren, drang ein kühner Räuber bis in das Zimmer, in dem der Abbe sich aufhielt.

„Was steht zu ihren Diensten?" fragte Molieres.

Ihre Börse; — gab ihm der Räuber barsch zur Antwort.

Gelassen zog der Abbe unter seinem Kopfkissen den Schlüssel zu seinem Secretär hervor, reichte ihn dem Räuber hin, und sagte: „Nehmen Sie sich aber ja in Acht, daß sie meine Papiere nicht in Unordnung bringen; ich bitte Sie recht sehr darum;" hierauf schrieb er ruhig weiter. Da der Räuber etwas lange bey seinem Nachsuchen zubrachte, wiederhohlte der Abbe von Zeit zu Zeit die Worte: „Aber bringen Sie ja meine Papiere nicht in Unordnung." Endlich, da der Räuber genug hatte, ging er wieder fort, und ließ die Thür offen stehen.

*) Nicht von Constantinopel aus, sondern unmittelbar von Wien über Constantinopel, wurde der Kuhpockenstoff, zwischen ausgehöhlten Glasplatten, die rings herum einen Zoll dick mit Wachs überzogen waren, nach Bagdad geschickt, kam glücklich, und zwar im flüssigen Zustande, daselbst an, und wurde von da aus in den Englischen Besitzungen Ost-Indiens verbreitet. Herr Doctor De Carro bekam von der Englischen Compagnie ein Geschenk von 200 Guineen, und von dem Gouverneur zwey kostbare Ostindische Shawls und einige Stücke Zeug.

Der Herausgeber.

„Mein Herr! mein Herr!" — rief ihm der Abbe nach.

Der Räuber war frech genug, auf diesen Ruf wieder zurück zu kommen, um zu hören, was er von ihm wolle.

„Seyn Sie doch so gut, und machen Sie die Thür zu — sagte der Abbe — es ist sehr kalt."

Kuhn.

Charade.

Mein Erstes glänzt von fern, als Pracht- und Freudensitz,
Belebt von Artigkeit und Witz;
Doch wer ihm näher kommt, der wird es minder preisen,
Dem Pöbel dünkt's ein Himmel, nicht dem Weisen.

Mein Zweytes kämpft und harrt, den festen Blick auf's Ziel
Geheftet, mit sich selbst im Bunde;
An meinem Ersten gilt es selten viel;
Schon öfter ging es da zu Grunde.

Mein Ganzes soll geschmeidig, fein,
Dem Ersten jede Stunde weih'n;
Behält es Muth genug, als Zweytes sich zu zeigen,
So dürft ihr Edlen wohl euch vor dem Edlen neigen.

J. G. Jacobi.

Epigramme.

Der Stutzer.

Der Hut wird nach des Franzmanns Form getragen;
Die Stiefel nach der Russen Art.
Echt Ung'risch ist der Backenbart,
Der Rock ist Pohlnisch und mit hohem Kragen;
Das Herz? — Wer wird denn darnach fragen!

Bramigk.

Der Held.

Der Junker Veit in jeder Schlacht
Pflegt er sich zu verkriechen.
Er hat das Pulver nicht erdacht,
Und kann es auch nicht riechen.

Das geschenkte Buch.

Dein Buch, Macrinus, schenkst du mir,
Und stolz und freudig dank' ich dir;
Doch bist du je mir hold gewesen,
So schenke mir nun auch — das Lesen.

Weisse.

An Bulls Zuhörer.

Wenn Bull Homeros Geist
Mit Commentators-Wonne
Bey jeder Zeile preist,
Denkt, daß er euch die Sonne
Mit der Laterne weist.

Alexanders Grabschrift.

Ich habe gekriegt, ich habe gesiegt;
Und ende mit einem: Hier liegt.

Haug.

Miscellen.

Des Menschen Herz ist ein Quecksilber, bald hier, bald anderswo, heute so, morgen anders.

M. Luther.

Der berühmte Machiavelli schrieb auch ein Buch über die Kriegskunst, welches dem Herzoge von Urbino so wohlgefiel, daß er sich zu dem Glauben verleiten ließ, der Verfasser desselben müsse auch auf Exercier-Plätzen und Schlachtfeldern mit Truppen und Armeen ungemein gut umzugehen wissen; aber (versichert dessen Biograph) der kluge Machiavelli hüthete sich wohl, es zur Probe kommen zu lassen. Publicum, würdest du nicht diesem Herzoge von Urbino gleichen, wenn du in jedem deiner beredten und wackern Moralisten immer auch einen practischen und persönlichen Tugendhelden suchen wolltest? —

Das männliche Geschlecht könnte gar füglich auch das grobkörnige, so wie das weibliche das feinkörnige Geschlecht genannt werden. —

Wenn die Menschen auf dem bekannten Kühlherde der Zeit aus ziemlich warmblütigen nun endlich ziemlich kaltblütige Geschöpfe geworden sind, so haben sie es ungemein gern, wenn man die Folgen dieser ihrer abgekühlten Temperatur durchaus für Früchte barer Weisheit passiren läßt.

Johannes Eremita.

Laßt uns immer gelehrte Leute loben und unterstützen, sagte Rudolph von Habsburg, welche das, was wir Merkwürdiges thun, der Nachwelt nach Würde zu überliefern und anzurühmen wissen; es treibt uns dieses an, Thaten zu verrichten, die uns vor der Welt Ehre machen. Nur der, der entweder nichts gethan hat, oder dessen Thaten nur zu seiner Schande auf die Nachwelt kommen, wird diese Leute und ihre Arbeiten verachten und unterdrücken.

……………

Wenn Estor seinen Zuhörern das Eigenthumsrecht erklären wollte, nahm er seine Perücke, und sagte: Sehen Sie, meine Herren, die Perücke ist mein, ich kann sie verschenken, veräußern, zerreissen — er riß eine Locke ab — zerschneiden — hier machte er einen Schnitt hinein — ja sie ganz wegwerfen — jetzt warf er sie auf die Erde.

Notitzen.

Wien. Der hiesige Armenbezirks-Director, Wilhelm Klein, welcher seit einigen Jahren eine Privat-Anstalt unterhält, um blinde Kinder zu erziehen, und zu Geschäften brauchbar zu machen, auch bereits glückliche Proben davon geliefert hat, ist kürzlich für diese wohlthätige Unternehmung dadurch belohnet worden, daß ihm von Seiner Majestät dem Kaiser eine ansehnliche Besoldung ausgesetzt wurde; auch werden künftig acht blinde Kinder in dieser Anstalt auf öffentliche Kosten unterhalten, und für jedes jährlich 300 Gulden bezahlet. Der hiesige Adel folgte diesem Beyspiele; es wurde in dem fürstlich Liechtensteinischen Hause, durch den Abbe Werner, eine Subscription eröffnet, durch welche obiger Verpflegsbetrag für eine Anzahl blinder Kinder vorläufig auf 3 Jahre gedeckt wird.

So reihet sich, zur Freude aller Menschenfreunde, den hiesigen Wohlthätigkeitsanstalten eine neue an, welche den elendesten und hülflosesten unter allen Gebrechlichen gewidmet ist.

Den 24. Jänner wurde im k. k. Hof-Theater nächst der Burg zum ersten Mahle gegeben: Erst Ernst, dann Scherz, ein Original-Lustspiel in drey Aufzügen von W. Ziegler. Mangel an Beyfall war die Ursache, daß dieses Stück nicht mehr gegeben wurde. — An eben diesem Tage trat Herr v. Holbein zum ersten Mahle in der Oper: Camilla von Paer im Theater an der Wien mit sehr getheiltem Beyfalle auf.

Den 22. Jänner wurde im k. k. privil. Theater an der Wien zum ersten Mahle aufgeführet: Der Schenkbrief, ein Lustspiel in vier Aufzügen, von Schildbach. Dieses Stück kann aus zweyerley Ansichten betrachtet werden, entweder als ein für sich bestehendes häusliches Gemählde, oder als Parodie des Shakespearschen Lears; in beyden Fällen erreicht es seinen Zweck nicht. — Als Lustspiel für sich ist die Handlung zu schleppend, die Scenen wiederhohlen sich immer. Der alte Lohgärber zieht aus seinem Quartiere aus, und zieht dann wieder ein. Der Herr von Knillel zieht ein, und zieht dann wieder aus. Der Hauptheld des Stückes kann unmöglich ein Interesse erwecken, da er nicht als ein unschuldig mißhandelter, sondern als ein liederlicher alter Mann geschildert ist. Wer wird es wohl dem Schwiegersohne übel nehmen, wenn er einen Mann aus seinem Hause zu bringen sucht, der ihm seine Gesellen vollzecht, und sie zur Arbeit untüchtig macht. — Die zwey verheiratheten Töchter haben gar keinen Charakter. Nur der einzige Charakter des Rauchfangkehrers ist ziemlich gehalten, und erregt Lachen. — Als Parodie des Shakespearischen Lears fehlt ihr das Treffende, das bis zur feinsten Nüance sich erstrecken muß. — Der wahre Sinn einer Parodie geht verloren, wenn man auf die Anwendung erst studieren muß — welches hier bey den meisten Scenen der Fall ist; am Schlusse ist das Original sogar ganz aus den Augen gesetzt. — Die Schauspieler thaten das Ihrige; besonders zeichneten sich Herr Wittee und Herr Scholz aus. Der geniale Komiker Hasenhut ist gewöhnlich bey der ersten Aufführung mit seiner Rolle noch nicht recht im Reinen.

Der neue Lehrer der Landwirthschaft an der hiesigen hohen Schule, Herr Leopold Trautmann, hat seinen Lehrplan der Landwirthschaft bey Wappler und Beck heraus gegeben. Nächstens wird in eben derselben Buchhandlung der erste Band seiner Vorlesungen, welche die Vorbereitungswissenschaften nach den Grundsätzen seines würdigen Vorfahrers, des Herrn Regierungsrathes Ritter von Jordan, enthalten wird, erscheinen. Die Herausgabe dieses Werkes wird manche Plagiarien im In- und Auslande verstummen machen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der Sammler.

Ein Unterhaltungsblatt.

Erster Jahrgang.

1809.

Februar.


Digitized by Google



Donnerstag, den — 14. — 2. Februar 1809.

Edward Jenner.
(Beschluß.)

Umsonst strebte ihm das schielende, ungelenke Vorurtheil entgegen; tausend und tausend beglückte Familien priesen Jenners Nahmen. Goldene Medaillen wurden ihm zum Ruhme geprägt; das Großbrittanische Parlament erkannte ihm ein Geschenk von 10,000 Pf. Sterling (im Jahre 1802) zu, indem der Lord Erzkanzler zugleich erklärte, daß keine Belohnung in Geld den Verdiensten Jenners um die Menschheit entsprechend seyn könnte. Gelehrte und Fürsten auswärtiger Nationen überhäuften ihn mit Schmeicheleyen; die Russische Kaiserinn sandte ihm einen Brief, dictirt von allen Gefühlen ihrer Achtung, begleitet von dem köstlichsten Diamant; die Stadt London beschenkte ihn mit echt königlicher Freygebigkeit — alle Welttheile ehren dankbar Jenners Nahmen, indem sie seine Wohlthat, die Frucht einer zwey und zwanzigjährigen Arbeit, genießen.

Er selbst lebt, meistens von London zurück gezogen, in bescheidener Stille in seinem Hause zu Berkley.

„Ich besuchte ihn da," schreibt einer seiner Freunde. „Er setzte sich eben zum Frühstücke. Ich leistete ihm Gesellschaft, und unser Gespräch lenkte sich natürlich bald auf die Impfung der Kuhpocken. — Der Saal, wo wir waren, stieß an einen kleinen, mit dichtem kurzem Grase bewachsenen Platz; seitwärts erblickte man den Fußsteig einer Promenade zwischen Bäumen durchscheinend, und in ein dichtes Gebüsch leitend. Ich bemerkte schon lange während unserer Unterhaltung eine große Zahl von Weibern, welche Kinder auf den Armen trugen, oder an der Hand führten, die Promenade entlang gingen, und im grünenden Dickichte verschwanden. Endlich fragte ich meinen Freund um die Ursache dieser Erscheinung."

„Ich pflege schon seit einiger Zeit immer einen Tag der Woche dem Inoculiren armer Kinder zu widmen, sagte Jenner; heute ist ein solcher Tag. Die Leute, die Sie dort sehen, kommen aus verschiedenen Dörfern der Nachbarschaft. Vielleicht wundern Sie Sich aber, daß sie alle so regelmäßig in's Gebüsch gehen, und sich da verlieren? Ich will es ihnen erklären. Im Inneren jenes Gebüsches habe ich eine einfache Hütte aufbauen lassen, um meinem Garten ein ländliches Ansehen zu geben. Dort versammeln sich nun die Mütter mit ihren Kleinen; die Hütte ist nun ein Tempel der Vaccina, und als ein eifriger treuer Priester, setzte er lächelnd hinzu, freuet mich nichts mehr, als diesen Tempel voll Verehrer zu finden."

„Nach dem Frühstücke begaben wir uns dahin; die Hütte war fast ganz angefüllt von jungen Weibern und Kindern, die den guten Jenner erwarteten. Interessant war es zu sehen, wie er nun einen Arm der Geimpften um den andern untersuchte, die neue Arbeit begann, und die Sorgen und Vorurtheile der ängstlichen Mütter zu zerstören suchte, welche sie aus dem

Munde ihrer Nachbarn zu diesem Tempel mitgebracht hatten."

„Ach! rief Jenner, da wir nun wieder allein waren, wie wohl thut es mir, so viele Kinder wieder von den Übeln einer grausamen Pest geborgen zu sehen, die ich bis auf die letzte Spur vertilgen möchte! Und wenn ich der Tausende, der Millionen gedenke, welche durch die Entdeckung der Vaccina gerettet worden sind, und noch gerettet werden, so wird meine Freude so unaussprechlich, wie mein Dank gegen das höchste Wesen, welches der Urquell alles Guten ist, so wir genießen."

Wird jemahls Jenners Monument, welches ihm einst die dankbare Nachwelt bauen wird, an einer heiligeren Stelle errichtet werden können als da, wo jetzt die gebrechliche Hütte, sein Tempel der Vaccina, im Schatten des Gebüsches steht, zu Berkley in Glocestershire?

A d a l b e r t.

R o m a n z e.

In der wahlbewahrten Kammer
Sitzt der Ritter Adalbert;
Sinnend blickt sein Aug' zur Erde.
An der Seite fehlt das Schwert!
Seine Seel' erfüllet Trauer
Und der Zukunft bange Schauer.

Frühe gingen seine Ältern
Ein zum goldnen Himmelsthor;
In der Burg des Grafen Roderichs
Wuchs zum Jüngling er empor.
Bertha war ihm zugesellt
In der schönen Kinderwelt.

Bertha war des Grafen Tochter,
Gut und schön, und sanft und hold!
Beyde liebten sich so innig,
Eros fragte nie nach Gold.
Heilig sind die reinen Triebe,
Liebe! Liebe! sanfte Liebe!

Als dem alten rauhen Grafen
Adalbert sein Herz enthüllt,
Blieb er lange stumm und sinnend,
Seine Augen rollten wild.
„Alles wirst du bald erfahren."
Sprachs, und ließ ihn gut bewahren.

Adalbert durchlebt in Träumen
Eine martervolle Nacht;
Jetzo, da die Morgensonne
Sich erhebt in ihrer Pracht,
Öffnet schnell die Thüre sich,
Bertha kommt und Roderich.

Ihnen folgen die Vasallen,
Ritter, Frauen ohne Zahl,
Adalbert sieht Bertha'n wieder,
Und vergessen ist die Qual.
In dem Hof zerstampfen Pferde
Feurig mit den Huf die Erde.

Von der Burg nicht weit entfernet
Ragt ein Berg gen Himmel an;
Zu dem hohen Wolkenziele
Führt nur eine schmale Bahn.
Dorthin lenkt der Graf den Zug,
Alles sprengt im raschen Flug.

Alle springen von den Pferden
Als sie zu dem Berg gelangt,
Alle stehen voll Erwartung,
Manchem in dem Herzen bangt.
Keiner will das Schweigen brechen,
Da beginnt der Graf zu sprechen:

„Adalbert, du hast die Tochter
„Dir zum Eh'gemahl begehrt,
„Keinem wird auf dieser Erde
„Je das Glück so leicht beschert.
„Die Heroen grauer Zeiten
„Mußten kämpfen, mußten streiten.

„Ihr durchlebt, vereint auf ewig,
„Hochbeglückt der Zeiten Lauf,
„Trägst du sie auf deinen Armen
„Hier den ganzen Berg hinauf;
„Doch wird Hymen dir nicht winken,
„Läßt du sie nur ein Mahl sinken.

„An dem Fuß des Berges weilend
„Werd' ich alles wohl erspäh'n,
„Noch kann immerdar mein Auge
„In die größte Ferne seh'n.
„Bertha, weißt du schon zu lügen?
„Glaubet nicht mich zu betrügen."

„Vater!" ruft der brave Ritter,
„Nimmer täuscht mein Vorgefühl,
„Siegen werd' ich; siegen! siegen!
„Ich gelange zu dem Ziel.
„Liebe, die den Helden schafft,
„Liebe gibt mir Löwenkraft."

Bertha steht so bleich und trauernd
Ahndung trübt den bangen Sinn;
Thränen, sanfte Thränen weinend
Kehrt sie sich zum Jüngling hin;
Sie umschlingt ihn mit den Armen,
Nur der Graf fühlt kein Erbarmen.

„Nun wohlan!" ruft er, „beginnt!"
Muthig tritt der Jüngling vor,
Auf die Arme hebt er Bertha'n
Mit gewalt'ger Kraft empor.
Nun beginnt er seinen Lauf,
Steigend rasch den Berg hinauf.

Eine große Strecke Weges
Sieht er hinter sich zurück;
Und noch weit und weit entfernet
Zeigt der Gipfel sich dem Blick.
Muthig strebt er nach der Mitte,
Muthig fördert er die Schritte.

Seine Arme werden matter,
Ängstlich pocht die heiße Brust;
Hold auf ihn herunter lächeln
Sieht er seiner Augen Lust;
Von Ermattung wird er frey,
Und die Kraft belebt ihn neu.

Immer steiler, immer steiler,
Führt hinauf der schmale Weg;
Dicht besät mit scharfen Steinen
Droht der fürchterliche Steg;
Mancher Abgrund gähnt daneben,
Die Natur ist sonder Leben.

In den brünstigsten Gebethen
Fleht er an den ew'gen Hort;
Mit dem Aufwand aller Kräfte
Strebt er rastlos kämpfend fort;
Jede Nerve will sich trennen,
Reissen wollen alle Sehnen.

Freundlich winkend, freundlich lächelnd
Ist die Hoffnung wieder da,
Näher sieht er sich dem Ziele,
Näher; nähre, jetzt nah',
Bald, bald ist er hingedrungen!
Heil! o Heil! er hat's errungen!

Auf des Berges hohem Gipfel
Steht das schöne Paar vereint,
Und die Sonne theilt die Nebel —
Strahlend sie hernieder scheint.
Hoch herauf tönt Preisgesang,
Hörnerschall und Jubelklang.

Bertha steht im Sturm der Wonne
Freudestumm und hochentzückt.
Heil! o Heil! wir sind vereinet!
Ruft der Jüngling hochbeglückt;
Uns umschlingt ein ew'ges Band,
Mein, o mein ist Herz und Hand!

Plötzlich wird sein Auge düster,
Furchtbar pochend schlagt sein Herz,
Und durch seine Adern dringet
Nahmenloser herber Schmerz;
Todesfrost durchbebt die Glieder,
Auf die Erde stürzt er nieder.

Aus dem schwer gepreßten Busen
Tönt's hervor so dumpf und hohl:
„Lebe wohl, du Traute, Theuer,
„Meine Bertha, lebe wohl!
„An dem Ziel der höchsten Freuden
„Muß ich fallen, muß ich scheiden.

„Nie war ich zur Lust geboren;
„Immer traurig war mein Loos,
„Sollt' es sich so plötzlich ändern?
„Dieses Glück es war zu groß.
„Dort im Himmel bin ich dein!
„Lebe wohl, o denke mein!"

Mit dem Schrey des höchsten Jammers
Sinkt die treue Bertha hin.
In dem bangen Todeskampfe
Sieht sie seinen Geist entflieh'n.
Er ist todt! und keine Macht
Weckt ihn aus der schweren Nacht.

Jos. Passy.

Mythen.

1.

Eine Tanne stand auf einem Berge, und hob stolz ihren Gipfel in die Luft. Verächtlich sah sie herab auf den Wachholderstrauch, der klein und bescheiden am Boden grünte. „O welche Lust," rief sie, „sich in die Höhe zu schwingen, und andere unter seinen Füßen zu sehen!" — „Ich beneide dich nicht; die Höhe ist zu unsicher, darum vermied ich sie," antwortete der Wachholderstrauch. — Nach einigen Tagen warf ein Sturm die Tanne zur Erde, der Wachholder blieb stehen!

2.

Eine Maus entließ ihre Jungen, und sagte ihnen: Unser größter Feind im Hause ist der goldgelbe Kater!" — Die Kinder merkten sich dieß, und gingen. Nach einiger Zeit ward der Kater krank und starb. Jetzt wurden die Mäuse keck, liefen bey Tag und Nacht ungescheut aus ihren Löchern, und ließen sich dem Besitzer des Hauses sehen. Dieser setzte ihnen Gift, und die Mäuse, welche es genossen, empfanden die tödtlichsten Qualen. „O wenn doch der furchtbare Kater noch lebte," seufzten sie einander zu, „würden wir noch lange unser Leben erhalten haben!

3.

Ein Reiter, der eben in die Schlacht eilte, ward von seinem Rosse abgeworfen. Froh wieherte es über das Glück, der Gefahr zu entrinnen, und floh in ein abgelegenes Dorf. „Lieber will ich doch im Frieden das Feld ackern," dachte es bey sich selbst, „als mein Leben dem Feinde Preis geben." — Ein Bauer fing es, und spannte es an den Wagen. Jetzt mußte es Tag und Nacht Futter für seine ehemahligen Streitgenossen in das Lager ziehen, wodurch es bald so geschwächt wurde, daß es auf dem Wege liegen blieb und starb. Als es schon mit dem Tode ringend, seinen ehemahligen Herrn mit einem wohl genährten Rosse vorüber reiten sah, seufzte es: „Ich Thor bin einer ehrenvollen Gefahr entflohen, um einen schimpflichen Tod zu suchen."

4.

Ein Bär kletterte auf einen Baum. Ein Dachs bath, ihn mit hinauf zu tragen, und seines Glückes theilhaftig zu machen. Der Bär nahm ihn mit, und beyde verzehrten zum Überflusse den gefundenen Honig. Darauf steckte der Bär den Kopf zwischen die Beine, und stürzte sich vom Baume. Mit Schrecken sah sich der Dachs auf dieser Höhe allein, und rief: „Bruder Bär, hilf mir hinunter." Der Bär erwiederte: „Zum Hinaufheben gebraucht man Andere; aber wer auf dem Gipfel steht, muß sich selbst zu helfen wissen.

5.

Ein Herr hielt einen Hund. Als dieser alt wurde, kaufte er noch einen jungen Hund, Laps genannt, der durch seine lustigen Sprünge und Liebkosungen bald seine besondere Zuneigung gewann. Kaum hatte dieß der Alte bemerkt, so biß er den Laps, gleich als wenn dieser ihm die Gunst des Hausherrn geschmälert hätte. Der Herr, aufgebracht über den Neid des alten Hundes, und besorgt, daß er den jungen todt beißen werde, ließ ihn erschlagen, und aus seinem gegärbten Felle sich Handschuhe machen.

Kaum war Laps einige Jahre alt: so wurde auch ihm ein junger Hund beygesellet. Diesem schmeichelte Laps, und erhielt dadurch um so mehr den Beyfall des Eigenthümers. Eines Abends sagte die Frau desselben: „Lieber Mann, deine Handschuhe sind so schön und weich, laß mir doch auch ein Paar aus dem Felle unseres Laps machen; wir können nun seiner entbehren.“ — „Nein,“ erwiederte der Herr, Laps behält sein Fell, und wenn er stirbt, wird er im Garten begraben; denn er ist von der niedrigen Leidenschaft frey, seine Cameraden zu beneiden.“ — „O wie gut,“ dachte der alte Laps, der diesem Gespräche zugehört hatte, „daß ich meine Neigung besiegt habe; ich hätte mich gärben lassen müssen, wenn ich es hätte merken lassen, daß mir der kleine Hund verhaßt ist!“

Kanngießer.

Notizen.

Alle Wetter-Propheten hatten einen kalten Winter prophezeyet, und dieses Mahl — ein seltener Umstand — haben die Propheten recht gehabt. In England, schloß man es aus dem frühen Ankommen der Schnepfen, in Paris prophezeyte es der Professor Lamark in seinem Annuaire météorologique pour l'an 1809, und in Deutschland schloß es der gemeine Mann aus vielen Anzeigen, ohne seine Prophezeyung bekannt zu machen. Diese glücklich eingetroffene Prophezeyung bringt die Witterungskunde des Herrn Lamark wieder in Ansehen, die durch einige fehl geschlagene Orakel-Sprüche in Paris in Miß-Credit gekommen war. Herr Lamark hat nähmlich einen ganz neuen Weg eingeschlagen, um die Veränderungen der Atmosphäre nicht nur vorher zu sagen, sondern auch ihre Ursachen zu bestimmen. Er macht den Mond zum Spiritus rector unserer Atmosphäre, und versucht aus seinen verschiedenen Stellungen die Ursachen der Witterungsveränderung herzuleiten, ja er hofft auf diesem Wege die Witterungskunde auf bestimmte Grundsätze bringen zu können. Allerdings wäre diese Wissenschaft etwas höchst Wünschenswerthes, ob es gleich noch vortheilhafter wäre, die moralische Witterung voraus zu wissen; denn von dieser leiden die Menschen ungleich mehr. Will man wissen, wie nach Herrn Lamarks Prophezeyung das Wetter in den nächsten Monathen ausfallen wird, so lese man wie folgt: Der Winter wird sehr kalt, doch werden die Fröste von Zeit zu Zeit unterbrochen werden, was die Intensität der Kälte vermindern wird. Den 1 Jänner wird der Vollmond Veränderungen in der Atmosphäre durch Verminderung der Kälte veranlassen, den 6. und 7. kann die Kälte sehr zunehmen, den 9. und 10. wieder abschlagen, und den 13. sich merklich vermindern, den 16. wird der Neumond schlechtes Wetter und Thauwetter auf mehrere Tage bringen, den 31. Jänner bringt der Vollmond einen drohenden Umstand, dessen Folgen den 1. Februar schlechtes Wetter oder Sturm seyn werden, den 2. und 3. ist schönes Wetter, den 6. und 10. schlechtes, den 14. verändert sich das Wetter, und der Frost geht auf. Den 20. schlechtes Wetter und auf dem Meere gefährlich, den 2. März schlechte und unangenehme Witterung, den 5. bis 10. schlechtes Wetter, den 11. und 12. mehr schönes als schlechtes Wetter, den 17. bis 23. schöne Morgen. Der erste Monath des Frühjahrs wird etwas kalt und in seiner ersten Hälfte schöner als in der zweyten; der zweyte Monath wird angenehm, veränderlich und etwas stürmisch; der dritte wird in der ersten Hälfte schön, in der zweyten aber trübe, regnicht und stürmisch seyn. Der Sommer wird warm, veränderlich und stürmisch seyn. Der Herbst wird milde, feucht und oft regnicht seyn. Diese Prophezeyungen sind jedes Mahl mit vielleicht, es ist möglich, wahrscheinlicher Weise u. s. w. ausgestattet, und Herr Lamark steht für nichts.

Ein Einwohner des Fleckens Towcester in der Grafschaft Sommerset hat die größte Fußreise gemacht, die jemahls erhört worden ist. Er wettete 100 Guineen, daß er in sieben Tagen 500 Englische Meilen (120 Deutsche Meilen) zu Fuß machen wolle, und behielt sich nur vor, daß ihm die Wahl des Weges und der Stunden, wo er ausruhte, überlassen werden sollte. Den 10 November machte sich der rüstige Fußgänger auf den Weg, und kam richtig den 16. Nachmittags um 3 Uhr in Hampshire an, nachdem er die Grafschaften Berks, Wilts, Sommerset, Heefort und Devonshire durchgegangen war.

Zürich. Emanuel Fellenberg zu Hofwyl, auf den jetzt die Augen aller Ökonomen des gebildeten Europa's gerichtet sind, hat einen landwirthschaftlichen Cursus angekündet, der im nächsten April seinen Anfang nehmen, zu Ende Novembers geendet, und aus folgenden Gegenständen bestehen wird: Erstens: Mathematik. 1) Arithmetik, 2) Planimetrie, 3) Trigonometrie, 4) Nivellir-Kunst. Zweytens: Physik. 1) Mechanik, 2) Witterungslehre, 3) Galvanismus und Electricität. Drittens: Naturgeschichte. 1) Mineralogie, 2) Botanik, 3) Zoologie. Viertens: Chymie. Als Einleitung Einiges über die Grundsätze der Chymie. 1) Von der Zerlegung der mineralischen Körper, 2) von der Zerlegung der vegetabilischen Körper, 3) von der Zerlegung der thierischen Körper. Fünftens: Agronomie. Als Einleitung des Unternehmers Ansicht der Beziehungen dieses Gegenstandes, und Einiges über die Wichtigkeit, ihn nicht bloß contemplativ unter neuen Gesichtspunkten aufzufassen, sondern ihn auch ihren humanen Tendenzen entsprechend zu behandeln, wozu anschauliche Wegweisung gegeben werden soll. 1) Feldbau mit Erklärung über landwirthschaftliche Maschinen, 2) Pflanzen-Cultur, 3) Viehzucht. Als Anhang über Rural-Architectur, Haushaltungskunst und landwirthschaftliche Buchhaltung. Sechstens: Forstkunde. Siebentens: Technologie. — Die angeführten Hülfswissenschaften werden alle bloß in Beziehung auf den Landbau vorgetragen.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Hofmann.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Samstag, den — 15. — 4. Februar 1809.

Ein Jahr in Spanien.

1.

Voitel. — Andujar.

Hauptmann Voitel von Solothurn ist etwa 35 Jahre alt, ein schöner, schlanker Mann, mit vollen blonden Locken, großem, blauem Auge, etwas mehr als Griechischem Profile; lebhaft, thätig, unternehmend und hinaufwärts strebend; seine Laune munter und gewandt; sein Anstand frey und edel; sein Benehmen fein, doch populär; äußerst reitzbar sein Gefühl und leicht beleidigt, sein Sinn gebildet für das Schöne und Gute.

So fand ich ihn, so gebe ich ihn wieder.

Mit 15 Jahren trat er als Cadet die Laufbahn des Soldaten im Spanisch-Schweizerischen Regimente Schaller, jetzt von Wimpffen, an. Die lange Reise des Cadeten bis zur Hauptmannsstelle auf dem harten Boden der Subordination ist wohl im Stande, harte Krieger, aber nicht sehr fähig, gut meublirte Köpfe auszubilden. Doch Voitel blieb auch im Waffenspiele den wissenschaftlichen Beschäftigungen nicht ganz fremd; ihn führte bald der Durst nach Wirken zu der Quelle eigener Bildung. Jetzt spricht er außer seiner Muttersprache noch mit Fertigkeit Französisch, Spanisch, Italiänisch, versteht das Englische und zeichnet meisterhaft.

Als Pestalozzi's pädagogisches Phänomen von Burgdorf aus die literarische Welt zuerst in Fluth und Ebbe setzte, befand sich Voitel in seiner Vaterstadt auf Werbung. Neugier führte ihn zu Pestalozzi, und nähere Bekanntschaft seiner Lehre gab ihm den Gedanken ein, sie auch nach Spanien zu verpflanzen.

Gedacht, gethan! — Bey seinem Regimente in Tarragona angekommen, errichtet er mit Hülfe seiner Freunde eine Schule für Soldatenkinder, und bildet nun in wenig Jahren eine Horde ungeschliffener Gassenjungen zu ordentlichen, hoffnungsvollen Menschen um.

Die Erscheinung war in Spanien fremd: ein Schweizer-Hauptmann, der den Rang des Adels hat, stellt sich mitten unter vierzig Grenadier- und Marketender-Buben, und lehrt sie ohne Bücher Dinge, die man vorher nicht einmahl in Salamanca hörte.

Doch die Resultate waren sprechend, und sprachen alle Bessern an.

....

Don Juan Andujar ist ein Geistlicher, aus Murcia gebürtig; einen edlern, anspruchlosern Menschen trägt die Erde kaum, und schwerlich einen echtern Spanier.

Don Juan erzog die Söhne aus dem Herzogshause Frias, und redigirte die gazette de Madrid; kaum las er in Französischen Blättern die Erscheinung der Elementar-Bücher, so ließ er solche kommen, und in seine Muttersprache übersetzen. Er studierte ihren

Geist; ihr Geist kam über ihn, und vor seiner Seele stand die Möglichkeit einer allgemeinen National-Erziehung.

Beyde Männer, auf verschiedenen Puncten für die gleiche Sache thätig, blieben sich nicht lange fremd; der Murcianer fand durch Don Francisco Amoros den Weg zum Ohre des Friedensfürsten und von da zum Throne. Ein Probejahr des neuen metodo de ensenanza ward beschlossen, und königliche Ordre berief den Schweizer-Hauptmann nach Madrid.

Er glaubte, mehrerer Gehülfen zu bedürfen, bath seinen Freund in Yverdün um einen jungen Mann; der Antrag wurde mir gemacht; ich sehnte mich nach Thätigkeit und fremder Luft: der blaue Berg der Ferne schien mir reitzender, als das nahe Grün am Hügel meiner Heimath.

Sechs Bände von Cervante's Meisterwerken und halbverlöschte Rückerinnerungen sind Alles, was ich nach der kurzen, aber nicht ereignißleeren Periode aus dem Drange der Begebenheiten rette. Mögen sie als leichte Noten zu dem gehaltreichen Texte der Völkerkunde gelten, in einem Augenblicke, wo das Land, dem sie ihr Daseyn danken, vor Europa eine schrecklich interessante Rolle spielt. Ein Land, in dessen Schooß so manche gute, edle Seele lebt, so vieles Schöne blüht!

2.

Yverdün. — Solothurn. — Nismes.

Ich brachte einen Theil des Winters 1806 in Yverdün bey Pestalozzi zu. Ein hoher Geist von Wahrheit und von Kraft erschien mir bald in dem Gebilde seiner Lehre; schöne Weihe weht aus ihr herüber, Genügsamkeit und Liebe, bey stiller That und anspruchslosem Wirken. Im Kreise froher Kinder ward ich wieder selbst zum liebenden, vertrauenvollen Kinde im Hause eines guten Vaters.

Jetzt schickte Voitel mir das Patent als zweyter Lehrer an dem königlichen Institute, und Dispositionen zu der langen Reise. Ich sank noch einmahl an die Herzen meiner Freunde; ihr stiller Wunsch und ihre Liebe folgten mir in's ferne Land.

Noch lebte ich drey recht heitere und vergnügte Tage im Schooße der liebenswürdigen Familie Voitels. — Nicht weit von Solothurn liegt Kreuzen, die Einsiedeley am Jura, mahlerisch von der Natur zur frommen Betherstelle in den Riß gesprengter Berge hingepflanzt. Im kleinen Wiesengrunde am dunkeln Felsgewölbe steht ein weißer Stein, vom niedern Gitterzaun umschränkt, im Schatten einer Trauerweide. Der Stein trägt eine Urne; sie umschließt die balsamirten Herzen der beyden Kinder Voitels. Die Inschrift sagt dem Wanderer Nahmen, Jahr und Heimathsort, und fleht um ein Gebeth und eine Thräne. Mir trug das Denkmahl das Gepräge einer edlen Seele, die auch im stillen Schmerze um das Verlorne sanften innigen Genuß sich schöpft. Es steht im Schutze der heiligen Stätte; von seinem frischen Rasen trug der kinderlose Vater den Grundstein höherer Menschenbildung nach Europens Abend.

....

Ich war an einen Führer der Recruten vom Regimente Wimpffen adressirt; mit diesem sollte ich die Reise machen, von Solothurn bis Barcellona. Complet war der Transport, die Pässe unterschrieben, des Abschiedes ernste Stunde schlug! Ein Händedruck dem braven Wirthe, dem Vaterlande ein thränenschwerer Blick, und durch der Zukunft dunkeln Nebelschleyer leise Hoffnung späten Wiedersehens.

Der Morgen graut im Schneegestöber; bey Fackelschein ordnet sich der Zug; der Nadel, dem Pfrieme und der Breitaxt entronnen, jauchzen Bellonens Geweihte dem prächtigen Spanien entgegen. Dem Jura entlang zieht jetzt die ernster werdende Schaar; im stäten Gewichtzuge wälzt sich der Erdball nach Osten, am Rande des Himmels steigt flammend die Göttinn des Tages herauf: da sah ich noch einmahl, zum letzten, die Wintergefilde der Heimath vom Strahle des Frührothes vergoldet.

....

Hinter uns lagen der Bieler-See, Rousseau's geheiligte Insel, die hohen Bäume St. Blasiens und das gewerbige Neufchatel, Val Travers vier Fuß hoher Schnee, sammt dem schönen Lyon, den Ufern der Rhone und der Brücke des heiligen Geistes. Wir wandelten längst schon auf classischem Boden der Vorzeit, durch Languedocs grüne Oliven-Wälder, und tranken den Nectar der südlichen Traube. Mildere Lüfte umwehten den schwellenden Busen; der Jänner des Nordens ward lächelnd zum lieblichen Märztage, und öffnete schmeichelnd die Knospe der Blüthe des Mandelbaumes. Elysiums Wonne berauscht die bebende Seele des Wanderers vom Lande der starrenden Alpen, ein Jonischer Himmel, stets lieblich und milde, umspannt dieß reitzende El-Dorado Europens.

Da glänzten auf einmahl im friedlichen Spätrothe die Fenster von Nismes. Ich hatte den Ala-

montabr gelesen, und ehrfurchtsvoll schwärmend betrat ich die Wiege der rührendsten Duldergeschichte. Das Amphitheater steht einzig und hehr, noch in seinem Versinken, im Kreise der Wohnungen späterer Menschen; ein Riese unter Zwergen, wie seine Erbauer einst standen im Kreise der Völker der Erde; ein ungeheueres Oval, im edeln, und großen und einfachen Style — ein majestätisches Ganzes. Ich klettere verfallene Treppen hinauf, betrete mit Schauer die Römischen Logen, und finde die größten mit — Strumpfweberstühlen besetzt *). O wandelnde Zeit!

Bald waren die Römer vergessen, ihr Amphitheater und ihre Lictoren, die prächtigen Bäder, der Tempel Dianens, und all ihre Mosaik: Alamontade nur lebte in mir! Wo stand die Mühle? Wo standen die Bäume am wirthlichen Landhause, in deren Umschattung dem schuldlosen Schläfer im Traume der Engel der Liebe, der Engel seines Lebens im Wachen erschien?

„Wanderer! du suchest vergebens; auch hier hat, wir an dem Gestade von Clarens, die Wirklichkeit dem lächelnden Sylphen des Wahnes grausam die Flügel versengt!"

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Zu Folge einer höhern Verfügung wird jetzt das Amphitheater von allen verunstaltenden Anhängseln gereinigt, und, so weit es möglich, seiner ursprünglichen Gestalt wieder näher gebracht.

Paragraph aus dem Tagebuche eines Vaters.

Da haben wir nun unsere Söhnchen so gewaltig klug gemacht, und von allerley Helfershelfern machen lassen, daß sie uns, ihren Vätern, bey allen Gelegenheiten nichts weniger als durch die Blume zu verstehen geben, wie wir gegen sie gar gewaltig dumme Menschen sind, und wie wir überhaupt so wenig comme il faut zu leben wissen, daß wir, so bald bey ihnen die Bartsaat kümmerlich zu keimen anfängt, besser thäten, wir legten uns gelassen nieder, und stürben, damit sie sich mit der ungeheuern Masse ihrer Klugheit so recht, wie die Wasser der Sündfluth, nach allen Seiten ausbreiten könnten. Wahrlich, liebe Mitväter, ich fürchte, ich fürchte, wir bekommen nächstens noch selbst die Schläge, die wir, nach Sirach 30, 1. 12., hätten austheilen sollen, es aber nicht gethan haben, weil einige Neulinge das Ding besser wissen wollten, als genannter Altvater. O, Väter, laßt uns wieder schlimmer werden, bald wird's mit unsern Söhnchen wieder besser seyn! — Johannes Eremita.

Elysium.

Ein leiser Nebel dämmert auf den Wogen
Des stillen Stroms im Schooß der Unterwelt;
Doch herrlich winkt, umwölbt vom Siegesbogen,
Der Ruhe Land, vom Frühlingsglanz erhellt;
Die Haine sind mit Blüthenduft durchzogen;
Von süßem Wohllaut ist die Luft geschwellt:
Und alles Schöne wohnt und alles Holde,
Auf dieser Fluren lichtem Blumengolde.

Der graugelockte Schiffer lenkt den Nachen,
Und winkt der Schatten schweigendem Verein;
Wohl freudig schlief, um jenseits zu erwachen,
Manch armes Herz nach schweren Kämpfen ein!
Hier wird der Tugend heil'ge Kraft dem Schwachen,
Und Kühlung winkt nach schwüler Tage Pein;
Der finst're Schiffer prüfet streng die Schatten,
Den Würd'gen nur den Eingang zu gestatten.

Und mitten in der Schatten stiller Feyer
Erscheint ein Wesen himmlischer Gestalt;
Die schönen Züge von dem Zährenschleyer
Der sanften Schwermuth dämmernd überwallt;
Doch aus den Augen bricht ein himmlisch Feuer
Mit wundermächt'ger, rührender Gewalt:
Ihr Anblick weckt Erinn'rung früh'rer Schmerzen,
Doch mächt'ger faßt ihr süßer Reitz die Herzen.

„Wer bist du? fragt der ernste Fährmann düster;
Du bist kein Schatten ird'scher Form entwandt."
„Ich bin," so tönt des süßen Munds Geflüster,
„Der Liebe Sehnsucht von der Welt genannt."
„Dann geh' zu Fluren, trauriger und wüster:
Von diesen Ufern ist dein Fuß verbannt.
Was Unruh' bringt, muß fern von hier entweichen,
Ein ew'ger Friede herrscht in diesen Reichen."

„O banne nicht mich aus des Friedens Hainen!
Zu tief bin ich der Menschenbrust verwebt!
Nicht Himmel mehr würd' ihnen Himmel scheinen,
Wär' ich auf ewig ihrem Blick entschwebt.
Nur edelm Wunsch kann sich das Glück vereinen;
Der ist nicht selig, der nicht liebend strebt:
Die mir geweiht, die edeln, tiefen Seelen,
Sie werden frey noch hier sich mir vermählen."

Louise Brachmann.

Logogryph.

Wenn du entschlummertest am Wiesenquell,
Auf Eiderdunen oder hartem Stroh,
Gleich viel, so war ich dir, o Leser, nah.
Wie? Du erkennst mich noch nicht, der so oft
Mitleidig dich der Wirklichkeit entriß,
Und in der Träume zaub'rischem Gebieth
Den Jüngling die Geliebte finden ließ,
Des Armen Wunsch nach Gold befriedigte?
So raube denn mein erstes Zeichen mir,
Und vor dir steht ein großer Musikus,
Der mehr als Rohd' und Dusseck je gewagt:
Den Erdball durch süße Tön' entzückt.
Kannst du mich noch nicht nennen, wehe dir!
Vergebens fleht dein müdes Aug' um Schlaf,
Es bring' ihn dir kein Opiat, und selbst
Die Asiatische Banise nicht.

Anecdoten.

Die Übergabe von Amsterdam.

Im Jahre 1672 hatte Ludwig der XIV., unter welchem der Prinz von Conde und Marschall Turenne commandirten, ganz Holland erobert. Er erschien vor den Thoren Amsterdams. Die Bestürzung war unbeschreiblich groß. Niemand dachte mehr an Widerstand. Die elenden Festungs-Commandanten damahliger Zeit, zum Übergeben allezeit fertig, hatten mit einander gewetteifert um Schande, und das für den König so schmeichelhafte Distichon gerechtfertigt, das ihm Mariotte schrieb:

> Una dies Lotharos, Burgundos hebdomas una,
> Una domat Batavos luna; quid annus erit?

Genug, in Amsterdam dachte man auch an nichts als an Übergabe. Der Stadtrath deliberirte eines Tages lange über diesen Gegenstand, und man stimmte endlich einmüthig dahin, dem Könige die Schlüssel der Stadt zu überreichen. Indem bemerkte man, daß ein alter Bürgermeister eingeschlafen war, und seine Stimme noch nicht gegeben hatte. Man weckte ihn auf. „Worüber wird umgefragt?" rief er, und rieb sich die Augen. — Ob man den Franzosen die Stadtschlüssel überreichen soll? — „Haben die Franzosen sie denn schon verlangt?" fragte der Alte. — Nein, noch nicht. — „Nun gut denn, so wartet wenigstens, bis man sie uns abfordert."

Und dieß einzige Wort (so geht die Sage) rettete die Republik. Man setzte die ganze Gegend unter Wasser, gewann Zeit, genas vom ersten Schrecken, und blieb frey.

Der berühmte Herzog von Marlborough, einer der ersten Capitäne seines Jahrhunderts, war das Muster eines filzigen Oberbefehlshabers. Geldgeitz war bey ihm fast gewaltiger noch als Ehrgeitz. Geld zusammen zu scharren, war ihm eine Wollust, der er nicht widerstehen konnte, und er erröthete nicht selbst vor den niedrigsten Mitteln. Hier ein Paar Anecdoten aus seinem Privat-Leben.

Es kam jemand zu ihm, der um eine lucrative Stelle bey ihm anhielt. „Wenn ich," sagte der Candidat, „sie erhalte, habe ich tausend Guineen, worüber Mylord nach Gefallen disponiren kann, und ich gebe mein Ehrenwort, keinem Menschen davon zu sagen."

„Weißt du was," erwiederte Marlborough: „gib du mir zweytausend Guineen, der Platz ist's werth, dann geh, und wenn's dich freut, sag's jedem."

Am Abend vor der Schlacht von Höchstett kam Prinz Eugen zu ihm in's Zelt, um über den Plan der Bataille mit ihm einig zu werden. Kaum war der Prinz wieder hinweg, so ließ Marlborough seinen Bedienten kommen, und mißhandelte ihn fürchterlich, weil der Kerl sechs Kerzen angezündet hatte, da doch zwey genug gewesen wären.

Notitzen.

Vor kurzem ist eine Russische Karawane in das Innere von Asien abgegangen, um Asiatische Producte und Kunsterzeugnisse gegen Russische Waaren einzutauschen. Die hiesigen Schönen rechnen besonders auf echte Asiatische Shawls. Der durch die Krusensternische Erdumseglung und seine Ausreise nach Kalifornien bekannte Dr. Langsdorf, Russisch-kaiserlicher Hofrath, ist dieser Karawane als Arzt beygesellet worden. Gewiß wird dieser gelehrte und erfahrene Mann mit dieser Reise noch wichtigere, naturhistorische Zwecke verbinden. Unter der Kaiserinn Katharina waren dergleichen Reisen der Kirgisen wegen noch sehr gefährlich. Bekanntlich ist der Stamm der Kirgisen der räuberischeste unter den Tartaren, und am meisten zum Morde und oft ohne Zweck und Ursache zu den grausamsten Verwüstungen geneigt. Obgleich die mittlere und kleine Horde (Orda) dem Gouvernement Orenburg, wodurch auch die jetzige Karawane geht, einverleibt ist, und ihre Chane, besonders der die großen unabhängigen Orda, in den größeren Städten viele Auszeichnung genießen, und selbst die Honneurs eines Generals der Armee von den Russischen Garnisonen erhalten; so betrachten sie sich doch nur als Schutzverwandte Rußlands, und berauben die Russen mit eben der List und Gewalt, wie ihre eigenen Mahomedanischen Glaubensgenossen, die Tartarischen Kaufleute, die mit ihren Karawanen aus den reichen Handelsstädten Buchara, Samarkand und Chiwa in ihre Gränzen kommen. Man verspricht sich indessen von der jetzigen Karawane den besten Erfolg, hat ihr aber doch, der Sicherheit wegen, eine Escorte von 300 Mann Soldaten gegeben.

Der Handel bringt Leben und Thätigkeit in alle Classen der Gesellschaft, und welche Wunden lange Kriege dem Handel schlagen, kann man daraus abnehmen, daß sich die Ausfuhr von Cadix nach dem Spanischen Amerika im Jahre 1792 auf 260 Millionen Realen, und die Einfuhr auf 700 Millionen Realen belief. Die Betriebsamkeit, welche diese Summen erfoderen, stockt im Kriege gänzlich.

Mit Recht zürnt man über den mystischen Unsinn, der jetzt in philosophischen, medicinischen und schöngeisterischen Schriften spuckt; allein was soll man mit denen anfangen, die in Gesellschaften ihre mystischen sieben Sächelchen zur Schau stellen, und Alles, was nicht diesen Unsinn Genialität nennt, als platte Alltagsmenschen verschreyen, Göthe und Wieland nicht mehr für Dichter gelten lassen wollen, und Kant einen geistleeren Kopf nennen? Kotzebue könnte hier allein zu Hülfe kommen, und die fixen Ideen durch Helleborus austreiben. Das Theater ist die Schule, wo die Menschen, welche in der Conversation Anderen durch ihre Albernheiten und Mißgeburten lästig fallen, durch das Lächerlichmachen geheilt werden.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den 16. 7. Februar 1809.

Ansichten aus Nord-Holland.

(Aus den Briefen eines deutschen Reisenden).

Man nennt Nord-Holland den Theil von Holland, welcher jenseit des Y (Holländisch d'Y, wird wie d'eh ausgesprochen) liegt. In diesem Theile haben sich die Holländischen Sitten noch rein erhalten, und hier kann man noch die Holländische Reinlichkeit, Zierlichkeit und Steifigkeit in ihrer ganzen Pracht und Größe bewundern. Die beyden merkwürdigsten Orte dieses Landes sind Broek (Bruck) und Zaandam (Sandam), beydes große Dörfer, von welchen Bruck das originellste, und Sandam das größte ist. Man fährt in einer Jacht über den Y, und kommt dann zu Wagen in ungefähr anderthalb Stunden längst einem Canale hin nach Bruck. Hier sollen die reichsten Bauern in Holland wohnen. Man versichert, es sey keiner darunter, der nicht wenigstens 200,000 Fl im Vermögen habe. Der Ort hat nur zwey Straßen, welche 8 bis 10 Fuß breit sind. Sie sind durchgängig mit Ziegelsteinen gepflastert, und vor vielen Häusern dick mit weißem Sande bestreut, in welchen Figuren gezeichnet sind. Daß sie fast täglich gescheuert werden, darf ich nicht erst erinnern, das versteht sich von den Holländischen Ziegelsteinstraßen von selbst. An diesen Straßen liegen zu beyden Seiten kleine, zierliche Gärtchen im langen Vierecke, etwa so groß wie ein geräumiges Wohnzimmer. In ihrer Mitte steht eine steinerne, bunt gemahlte Figur, jedes Mahl Carricatur, um diese herum sind kleine, mit glattgeschnittenem Buchsbaume eingefaßte Beete, welche mit bunten Kugeln, Porzellan-Scherben und Muscheln zierlich belegt sind. Die fußbreiten Gänge sind gewöhnlich mit Lohe bestreut. Hinter diesem Gärtchen endlich liegen die Häuser, die entweder von Ziegeln, und nicht beworfen, oder von bunt angestrichenen Bohlen sind. Gern hätten wir auch das Innere eines solchen Hauses besehen, das war aber geradezu unmöglich.

Der Kaiser Joseph, erzählt man, wünschte in ein solches Haus zu kommen, aber der Hausherr ließ ihm sagen, in Stiefeln dürfe niemand sein Haus betreten, und wenn es der Burgermeister von Amsterdam wäre. Der jetzige König von Holland konnte als Prinz Louis nur durch sehr gute Empfehlungen es dahin bringen, daß man ihm drey der gewöhnlichen Zimmer eines solchen Hauses sehen ließ. Die übrigen zeigte man ihm nicht, unter dem Vorgeben, man habe die Schlüssel dazu nicht bey der Hand. Ein anderer vornehmer Reisender ward von einer alten Frau aus dem Gärtchen gejagt, damit er keinen Schmutz auf die Gasse bringe. Durch die Fenster in die Stuben zu sehen, ist unmöglich, denn die Fenster, die vorne heraus gehen, haben alle inwendig sehr feine weiße Vorhänge, und hinter diesen weiße, reich vergoldete Laden, welche beständig verschlossen bleiben, da diese Zimmer nie bewohnt werden. Wir traten in ein einziges Haus, es war das Waisenhaus; auch hier waren alle Fußbo-

den mit dreyfachen Decken belegt, mit ströhernen, wollenen und feinen leinwandnen, und unser Führer ließ jedes Mahl seine Pantoffel vor der Thür, und ging nur in Strümpfen in die Zimmer.

Jedes Haus hat zwey Thüren; eine Hinterthür, und diese wird gewöhnlich gebraucht, und eine oft sehr schön verzierte und verschnörkelte Vorderthür, welche eine bis anderthalb Ehlen über der Erde erhaben ist. Es gehen aber keine Stufen zu ihr hinan; wenn sie gebraucht werden soll, wird eine kleine Treppe vorgelegt. Dieß geschieht aber nur an den feyerlichsten Tagen des Hauses, nähmlich bey Hochzeiten, bey Kindestaufen und bey Beerdigungen. Außer diesen Haupt- und Staats-Actionen der Bewohner bleibt sie fest verschlossen und verriegelt.

Alle Jahre werden die ganzen Häuser oder doch wenigstens die Thüren zwey Mahl angestrichen, nähmlich im Frühjahre bunt, und im Anfange des Winters schwarz. Alle Freytage wird das ganze Haus und auch die Küche mit allem Geschirre blank gescheuert, und damit nun alle Töpfe, Schüsseln und Teller bis zum Sonntage rein und glänzend bleiben, essen sie Sonnabends nur Butter, Brod und Käse, oder wenn es hoch kommt, gedörrten ungekochten Fisch.

Menschen sieht man auf den Straßen in Bruck selten. Ich glaube, daß mir nicht drey Personen in dem ganzen Orte begegnet sind. So bald sich ein Fremder gewahren läßt, so läuft Alles sogleich in die Häuser, versteckt sich, und guckt nur an einem kleinen Fenster des Hintergebäudes neugierig durch die Vorhänge, um das fremde Wunderthier zu sehen. Die Kinder sind wie die Alten; wenn man sie anredet, so machen sie ein erschreckliches Gesicht, und laufen, was sie nur können. Der ganze Ort sieht aus, als wäre er in einer Nürnberger Fabrik gedrechselt worden. Ein einziges kleines Wirthshaus liegt ganz am äußersten Ende.

Was den Anblick von Sandam auffallend macht, ist die ungeheure Menge Windmühlen, welche um den Ort her liegen. Man wird die vielen Windmühlen in Holland gewohnt, aber dieser Anblick übertrifft doch Alles. Reichard gibt die Zahl der Windmühlen um Sandam auf 2300 an, ich will aber 1300 nachlassen, und es bleibt immer noch genug übrig, um einen Wald zu bilden. Gewiß, es gibt keinen zweyten Ort auf der Welt, wo so viele Menschen vom Winde leben. Sandam ist größer als Bruck, und da es ein Fabriks-Ort ist, auch belebter; die Reinlichkeit ist nicht so unausstehlich, die Leute sind nicht so furchtsam, ja man findet sogar hin und wieder die Stuben vorne heraus bewohnt; ich habe sogar ein offenes Fenster gesehen. Größten Theils sind die Häuser von Bohlen, und fast alle verschieden angestrichen, und zwar mit möglichst grellen Farben. Vor ihnen ist ein kleiner Canal, und jedes Haus hat seine eigene Brücke darüber. Mit den Hausthüren verhält es sich gerade wie in Bruck.

Das Interessanteste ist das Haus, das Peter der Große bewohnt hat, als er unter dem Nahmen Peter Bos hier zehn Monathe lang das Schiffs-Zimmerhandwerk lernte. Er war die ersten Monathe über wirklich ganz unbekannt, in der letzten Zeit sind aber einige Russische Große nach Sandam gekommen, haben den Kaiser auf dem Werfte aufgesucht und becomplimentirt. Dieser, darüber aufgebracht — wenigstens erzählt es die hiesige Volkssage so — gibt dem ersten, der ihn als Kaiser titulirt, eine derbe Ohrfeige. Aus dieser huldreichen Gabe und der devoten Art, wie sie aufgenommen wird, haben endlich seine Kameraden seinen hohen Rang entdeckt, und ihm alle Ehrenbezeugungen erweisen wollen, die er aber schlechterdings nicht hat annehmen wollen. Diese Geschichte, für die ich weiter nicht einstehe, hat mir der ehrliche Wirth erzählt, bey dem ich wohnte; er versicherte, sie aus dem Munde eines alten Zimmermanns gehört zu haben, dessen Großvater ein Kamerade Peters des I. auf dem Werfte gewesen war.

Der Rückweg von Sandam ist sehr angenehm, man fährt immer längst dem Y hin, der von großen und kleinen Schiffen wimmelt, und im Hintergrunde steigt das große Amsterdam, das sich von dieser Seite besonders gut darstellt, mit seinen hohen Thürmen über den Wald von Masten empor, die aus unzähligen Fahrzeugen im Hafen hervor ragen. Auf der andern Seite sind fette, aber etwas nasse Wiesen, auf denen schön gefleckte Rinderheerden weiden, und eine Menge Störche, Reiher, Schnepfen, Kiebitze und andere Sumpfvögel ohne alle Furcht herum spatzieren.

Amsterdam selbst ist zwar die schmutzigste unter den Holländischen Städten, die ich gesehen habe; aber gegen die Städte anderer Länder ungemein nett und schön. Die Häuser sind schmal, nicht leicht über vier Fenster breit, und alle sehr gleichförmig gebaut. Sie haben alle ein Souterrain im Parterre, zu dem man, wie zur Hausthür, einige Stufen hinauf steigt; es ist das eigentlich bewohnte Stockwerk. Die Häuser haben fast nie mehr als eine Etage. Darüber sind Niederlagen. Diese Gleichförmigkeit der Häuser und die von Canälen durchschnittenen Straßen, welche sich alle einander

ähnlich sind, machen es einem Fremden schwer, sich in der Stadt zu finden, und ich habe bis auf die letzten Tage mich an manche Orte nicht ohne Lohnbedienten finden können, da ich doch schon den sechsten Tag mich vollkommen in Paris zurecht fand. C. G.

Dramatische Anecdote.

Zu Voltaire's Theaterstücke: l'Enfant prodigue, gab ein besonderer Umstand Veranlassung.

Demoiselle Quinault, die in Paris lange Zeit mit allgemeinem Beyfalle die Rollen der Soubretten spielte, kam im Sommer des Jahres 1736 zufällig auf den Markt St. Germain. Hier sah sie eine schlechte Farce, unter dem Titel: l'Enfant prodigue, spielen, die indeß doch nicht ohne alles Interesse, in Ansehung der Verwickelung und Lösung des Knotens, war. Die Sache selbst schien ihr so wichtig, daß sie hernach davon mit vielen Bekannten sprach, und hinzu fügte, daß sie den Plan dem Dichter Detouches erzählen wolle, um daraus etwas für die Bühne zu machen. Voltaire war zugegen, als Demoiselle Quinault dieses äußerte; er schien zwar wenig darauf zu achten, aber er entfernte sich gleich darauf.

Den folgenden Tag besuchte er Demoiselle Quinault des Morgens schon ganz früh, und fragte: Haben Sie schon mit Detouches wegen des Theater-Stückes: l'Enfant prodigue, gesprochen?

„Ich habe ihn noch nicht gesehen," erhielt er zur Antwort.

In diesem Falle bitte ich, ihm nichts davon zu sagen, ich werde Ihnen das Stück bringen.

Bey diesen Worten zog er die Skizze von dem Stücke aus der Tasche. Er hatte schon einige Scenen ausgearbeitet.

Demoiselle Quinault war sehr erstaunt darüber. Voltaire las ihr den Plan und die schon fertigen Scenen vor; sie hörte sehr aufmerksam zu, und machte einige Bemerkungen, die Voltaire auch, sehr gelehrig, billigte, und zu benutzen versprach. Nach noch nicht zwey vollen Monathen war das Stück fertig; Demoiselle Quinault gab es bey den Schauspielern und Schauspielerinnen für die Arbeit eines Schriftstellers aus, der gern ungenannt bleiben wolle, es wurde angenommen und einstudiert. Einige von Voltaire's Stücken hatten damahls so viel Beyfall gefunden, daß er bey der Aufführung eines neuen Cabalen fürchtete. Demoiselle Quinault suchte also diesen auf eine gute Art vorzubeugen.

Sie ließ auf den Anschlagzetteln ein bekanntes Trauerspiel ankündigen. Als der Vorhang aufgezogen werden sollte, kündigte ein Schauspieler dem Publicum aber an, daß es unmöglich sey, dieß Trauerspiel zu geben, weil plötzlich einer der Mitspieler krank geworden sey. Der Schauspieler fügte zugleich hinzu: daß er aber den Auftrag habe, dem Publicum ein ganz neues Stück anzubiethen, welches eigentlich nur erst in einigen Tagen hätte gegeben werden sollen, weßhalb er um die Nachsicht der Zuschauer bitten müsse, wenn etwa der eine oder andere die Rolle noch nicht hinlänglich im Gedächtnisse haben sollte. Die Ankündigung eines neuen Stückes ist immer willkommen, man nahm also auch diese mit Freuden an, und die günstige Stimmung des Publicums, das ganz von dem Einflusse aller Cabalen frey war, verschaffte diesem kleinen Voltairischen Stücke, da es überdieß interessirte, den größten Beyfall. Durch diese List der Demoiselle Quinault trug Voltaire einen vollständigen Sieg über seine Antagonisten davon, der ihm sonst sehr erschwert worden wäre, wenn sie die ganze Sache nicht so geschickt und verschwiegen behandelt hätte.

Nach der Zeit stand das Stück fast immer auf dem Repertoire, und nur erst nach vielen Jahren ist es nicht mehr auf der Bühne dargestellt worden.

Der Mensch bedarf in der Jugend der Noth und des Druckes.

Die Geisteskräfte des Menschen liegen wie unter einer dicken Kruste verborgen, welche mit Gewalt durchbrochen werden muß, wenn sich der Geist zur Selbstthätigkeit erheben soll. Wer der Jugend Alles erleichtert, der erhält sie zeitlebens in Ohnmacht; wer ihr hingegen Schwierigkeiten in den Weg stellt, der zwingt sie, ihre Kräfte anzustrengen und zu stärken. Zwang, Noth und Druck wirken als mächtige Reitze auf den Menschen, und sind, wenn sie nicht alles Maß überschreiten, eine vortreffliche Schule für ihn. In der Welt herrscht Ungemach, Unrecht und Unheil in Schaaren, und niemand besteht hier die Probe, wer nicht kräftig und muthig gegen das Übel ankämpft. Ohne das Übel bliebe aber der Mensch ein Schwächling; ohne dasselbe käme er nie zum Selbstbewußtseyn seiner Kräfte, und sein Geist wäre ohne Muth und Energie. Aber so wird der Mensch in die Schule der Welt geschickt, wo er mächtig zum Widerstande aufgefordert, und entweder Stärke und Selbstthätigkeit erlangt, oder unterliegt.

Unsere bisher nur zu gewöhnliche Erziehung wollte

der Jugend Vieles zu sehr erleichtern, wollte ihr Vieles spielend beybringen; man füllte zwar das Gedächtniß mit Phrasen an, allein man ließ den Geist ohne Kraft und Lust zum Kampfe. Alles Leben und alle Thätigkeit geht von innen heraus, und man darf weder auf Anstrengung, noch auf Ausdauer rechnen, so lange nicht die Kräfte des Menschen durch Zwang, Druck und Noth gestählt sind. Die ehemahlige Erziehungs- und Unterrichts-Methode hatte, so verkehrt beyde auch waren, doch den Vortheil, daß sie den Menschen für eine Welt voll Stürme und Ungerechtigkeiten brauchbar machte. Sie erhöhte die Kräfte des Menschen, und so war er dem Schicksale gewachsen, das ihn erwartete.

Sollen aber die Kräfte des Geistes zur Selbstständigkeit und Ausdauer entwickelt werden, so darf man keine Mühseligkeiten scheuen; wer in der Jugend nie rastet, dem gebricht es in den Männerjahren weder an Entschlossenheit, noch an Energie, um den Kampf mit dem Bösen muthig zu bestehen.

Nicht die Menge von Kenntnissen hat für das menschliche Leben Werth, sondern die Art, wie sie erlangt werden, und die Anstrengung, die sie kosten. Durch Besiegung von Schwierigkeiten wächst der Fond von Kräften; durch Beharrlichkeit im Kampfe mit denselben wird der Mensch mündig, und durch Mangel und Noth, Gefahren und Druck wird er der Heros, zu dem ihn Vernunft erzogen haben will, um der Zeit und den Stürmen gewachsen zu seyn.

N o t i z e n.

Wien. Der edle, menschenfreundliche Graf v. Berchtold hat Beyträge zur Veredlung des Österreichischen Landwehrmannes; von einem Patrioten, heraus gegeben. Dieses Schriftchen zerfällt in zwey Theile. Die vortreffliche Tendenz derselben wird folgende Stelle aus der Vorrede beweisen. — „Die Veredlung der Österreichischen Landwehrmannschaft verdient um so mehr die größte Aufmerksamkeit der Regierung und aller Patrioten, als ihre Zahl täglich zunimmt, und die Wohlfahrt der k. k. Staaten auf immer sichert. — In der Überzeugung, daß ein wahrhaft christlicher Krieger seinem Landesfürsten und seinem Vaterlande gewiß nie untreu werden, und mit felsenfest gegründetem Muthe bey jeder Gelegenheit kämpfen wird, hat der Verfasser für höchst nöthig gehalten, dem Landwehrmanne im ersten Theile dieser Schrift die Achtung für Religion, die genaue Befolgung ihrer glücklichmachenden Vorschriften und ein unerschütterliches Vertrauen auf Gott gehörig an das Herz zu legen. Dieses Vertrauen, wenn es bey einem gottesfürchtigen Manne vollkommen ist, ist wirklich ein unfehlbares Rettungsmittel aus allen Gefahren, und der Verfasser hält es für seine Pflicht, aus der, dem Leiter aller Schicksale gebührenden Dankbarkeit, zur Aufmunterung des Landwehrmannes hier öffentlich feyerlichst zu betheuern, daß er auf seinen dreyzehnjährigen Reisen in Europa, vierjährigen Reisen in Afrika und Asien, und 44 Seereisen aus unzählbaren Lebensgefahren, die ihm wüthende Elemente, die Pest und andere ansteckende Krankheiten, die Kriegstänze in der Barbarey und im Oriente, die Raubsucht der Menschen, giftige und reissende Thiere drohten, nur durch sein unbegränztes Vertrauen in die allmächtige Vorsehung beym Leben und ganz unbeschädigt erhalten worden ist. — Die Absicht, aus welcher der Verfasser im zweyten Theile merkwürdige Heldenthaten Österreichischer Krieger anführte, war, um den noch nicht gedienten Landwehrmann durch glänzende Beyspiele zu belehren, wie er seinen Muth gehörig gebrauchen soll.“ Im Anhange werden die für den Soldaten nützlichen Handarbeiten angeführt. Möge dieses Büchelchen den erwünschten Nutzen stiften, und dadurch ein neues Blatt in die schon längst verdiente Eichenkrone des Verfassers flechten!

Ein angeblicher Bruder des sogenannten unverbrennlichen Spaniers, Nik. Isidor Rogers, machte seine Kunststücke seit geraumer Zeit in Neapel, wo nun der dasige Chymiker, Herr Pully, nach mehreren Versuchen das Geheimniß enträthselt hat. Die Composition der Farbe, womit sich der Wundermann die Haut präparirte, um dem Brande zu widerstehen, kann auf verschiedene Art gemacht werden, immer aber ist sie entweder aus Neutral-Salzen, oder Metall-Oxyden bestehend. Diejenige, welche dem Chymiker Pully am besten wirkte, und womit er die vorzüglichsten und auffallendsten Feuerproben des Unverbrennlichen glücklich nachmachte, besteht aus einem Gemenge von Kochsalze und Alaun, zu feinem Pulver zerrieben, und mit Äther oder Alcohol angemacht. Indem sich Pully mit diesem Gemenge die Haut einrieb, konnte er mit aller Sicherheit glühendes Eisen anfassen, und sich mit demselben über Arme, Beine und Haare fahren, ohne davon etwas zu verbrennen. Der stärkste Hitzegrad, den er empfand, überstieg nicht 57 Grade Reaumur. Eben so gut gelang es ihm, wenn er noch zu dem oben erwähnten Pulver unvollkommenen Magnesium-Kalk und ein wenig Fett that. Mit dieser Art von Pomade rieb er sich die Füße ein, wenn er mit ihnen geschmolzenes Bley umrühren und kneten wollte. Die Entdeckung ist allerdings für die menschliche Gesellschaft von großer Wichtigkeit, und führt zu interessanten Beobachtungen.

In Paris forderte ein Officier einen ehemahligen Präsidenten der National-Versammlung zum Duelle heraus. Der Präsident sagte ganz kaltblütig: Mein Herr, ich habe niemahls fechten gelernt, schießen kann ich auch nicht, ich weiß so gar nicht einmahl, wie man ein Gewehr laden muß. Wenn Sie nun durchaus wollen, daß einer von uns um's Leben kommen soll, so denke ich, wir machen es so: wir gehen auf einen öffentlichen Platz, jeder wählt sich vier Personen zu Zeugen, wir würfeln alsdann, und wer verliert, lasse sich von den Zeugen aufhängen. Der Officier ging fort, und schüttelte über diesen Vorschlag den Kopf.

Berlin. Bey unserem Theater ist noch nicht Alles in's rechte Gleis getreten. Das Schauspiel beginnt noch immer erst um sechs Uhr. Dieß ist für unsere Bürgerschaft etwas zu spät.

Auflösung des Logogryphs im vorigen Blatte: **Morpheus.**

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den — 17. — 9. Februar 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

3.

Die Pyrenäen. — Spanien.

Schon der bloße Klang des Nahmens hat mich immer mächtig angezogen — meine Vorstellung der Sache selbst war abenteuerlich: himmelhohe, nackte Felsenwände, unwirthsame Klüfte, eis- und schuttbedeckte, schauerliche Pfade; halb verfallene Schlösser, ein Sitz der Eulen und der Raben; Wölfe wenigstens und Lämmergeyer, in den finstern Wäldern auf den armen Pilger lauernd; eine lange, mühevolle Reise, und auf der kahlen Spitze ein Hospital barmherziger Brüder.

Doch nichts von alle dem!

Vier Stunden hinter **Perpignan** liegt **Bulu**, Frankreichs letztes Dorf; von dort steigt allgemach die feste, breite Straße, um den Berg-Coloß gewunden, den die Natur zum Gränzsteine zweyer Nachbar-Nationen vom Mittelmeere zum Abendmeere gepflanzt. Die große Felsenkette senkt sich hier, und biethet einen sichern, leichten Übergang. Zwey Stunden nur, und wir stehen in dem eigentlichen Gränzorte **Berthuid** — etwa ein halbes Dutzend Häuser mit geöhlten Fensterscheiben, bewohnt von Zoll- und Polizey-Beamten, gerade unter **Bellegarde**, das drohend wie ein Adlernest auf hoher, schroffer Klippenspitze hangt.

Auch hier auf dieser Scheidehöhe wohnen liebende, zufriedene Menschen. Ich lernte da im Frühlinge dieses Jahres einen Zoll-Inspector kennen, der mit seinem Freunde, beyde halbe Invaliden, über ihres Lebens Hälfte hingeschritten, und mit einem trauten Weibe, im Kreise zweyer munterer Jungen, vielleicht frohere Tage lebt, als mancher Große beyder Länder, über die er, in dem Pyrenäen-Wolkenhimmel weit erhaben, ruhig seine Morgenpfeife raucht.

Wir sehen uns jetzt noch einmahl nach dem schönen Frankreich um, und blicken nach dem fernen Norden. Die Straße senkt sich jenseits sanfter, als sie aufwärts stieg. Zehn Schritte weiter, und wir sehen kein Frankreich, keinen Norden mehr: **Wir sind in Spanien!**

Es gibt ein eigenes Gefühl, so wildfremd in ein großes, schönes, fernes Land zu treten, umwölbt von einem anderen Äther, bewohnt von einem anderen Volke, das eine andere Sprache spricht, und anders glaubt, und anders denkt, und all die Neuheit so in sich zu saugen, wie den Frischgenesene Gottes warmen Sonnenstrahl!

Die Pyrenäen tragen ohne Zweifel viel zu Spaniens Klima bey. Jenseits derselben wird die Zone **merklich** wärmer, und der Winterhauch aus Pohlen dringt nicht über diese Mittagsmauer. Wir wandeln in dem leichten Schatten des **Johannis-Brodbaums**; um uns grünt die Pinie und die kleine Eiche.

Noch tönt der Nachhall des verflossenen Krieges

an der Schwelle Kotaluniens*), zwischen zerstörten Bivouacs-Feuerstellen der Belagerer von Bellegarde; und Jonqueras, Spaniens erstes Dorf, zerstört, geplündert einst, steigt langsam aus der Asche wieder auf, und bleibt ein miserables Nachtquartier — Recruten in den Pferdestall, Führer auf das Stroh!

Der Morgen weckt uns zu der ferneren Reise, der ein und zwanzigste seit Solothurn. Wir schreiten durch die Ebene Kataloniens; der schöne Straßenbau, mit Brücken für die Ewigkeit gegossen, kündiget den Herrscher eines cultivirten Landes und den Lebensherrn von Peru an. Nirgends sah ich schönere, bessere Brücken als in Spanien; sie gränzen nahe an's Ideale. Neben manchen hält der pont du gard noch einzig die Vergleichung aus in Kühnheit des Entwurfes und fester Zierlichkeit der Ausführung. Die meisten von den neueren tragen Carl des III. Nahmen, oder danken ihm doch wenigstens ihren Ursprung. Den Kenner der Geschichte sprechen wohl bey ihrem Anblicke Olavides und Aranda — nur Schade, daß sie, so wie jene, etwas selten sind, und daß dem schönsten Lande Hände fehlen.

Wir treffen öfter auf Oliven-Wälder; der Mandelbaum blüht voller, und die Mohrenfeige und Aloe stehen wild am Wege. Die Sonne drückt, der Mittag naht. Vom Berge glänzt das prächtige Figueras, die neue, unermeßlich große Festung, an deren Fuß der Flecken gleiches Nahmens liegt. Am Eingange tönt der Zauber einer ungewohnten Musik — nicht Saitenspiel, nicht Flötenton, nicht Orgel, von Allem etwas, das gedämpft in gleichen, ruhigen Cadenzen wiederkehrt; das Anfangs wenig sagt, beynahe einem Bärentanze gleicht, und in der Folge jede Nerve zum Genusse der behaglichen und schmelzenden Empfindung stimmt, für deren Wollust unsere Sprache keinen Ausdruck kennt. Die Menge strömt von allen Seiten nach dem Platze — es ist der letzte Tag des Carnevals.

Welch buntes Schauspiel biethet sich dem Auge dar! Je Paar und Paar im frohen Reigen unterm blauen Himmelszelte. Hier junge Katalaner mit der rothen Wollenmütze und der rothen Schärpe, oder mit dem schwarzen Haarnetze; halbe blaue Strümpfe ohne Socken, Sandalen von Spagat, das kurze, schwarze, seidene Jäckchen mit Silberknöpfen reichlich übersetzt: dort allerliebste Mädchen, feine, blasse, spanische Oval-Gesichter, jeder Mund zum Küssen, stilles Feuer in dem Blicke, und holde, ernste Schwärmerey das ganze Wesen! Die Tänzer alle bilden einen großen Kreis — er schwebt im Ringgange seliger Vergessenheit; jetzt öffnet sich der schöne Kranz, und seliger noch faßt der Jüngling seine traute Nachbarinn; sie flieht mit leichtem Tritte, wie Elfen über Nebelgrund, er wiegt ein Himmelreich in beyden Armen.

Und von vier Seiten tragen die Balcons eine zweyte Welt. Die Spanierinn, die unten aufgelöset in Wonne und im Tanze schwebt, steht oben ernst, und stolz und kalt dem Anscheine nach, wenn sie der Falkenblick auf Männerschönheit nicht verriethen.

Jedes Fenster ist Balcon, und einen Blumenflor trägt jeder: Geistliche, mit Hüten von dem Umfange einer Legua, nach dem Lieblingsausdrucke Sancho Panza's; galonirte Militairs, mit Kreuz und Ordensband; dort eine Excellenz, hier einen Groß-Major, und Alle, Alle durch das Zauberband der legitimen Thorheit festgebannt.

Der süße Taumel dauert die halbe Nacht; am Morgen des Aschermittwoches steht der Schauplatz leer und öde wie ein Grabmahl da. Der Feuermensch von gestern schreitet langsam, eingehüllt im schwarzen Mantel, mit gesenktem Blicke im halb verloschenen Auge, über die entgötterte und farbenlose Stelle seiner abgestorbenen Freude hin.

Hinweg vom kalten Leichenanblicke dieser marmortodten Gruppe fliehen wir tiefer in das Land, wo die Citronen blühen.

4.

Art zu reisen. — Maleredo. — Gasthöfe. — Barcellona. — Tarragona. — Katalunien.

Von Barcellona bis nach Madrid über Zaragoza (Cäsar Augusta) zählt man etwa hundert und fünfzig Stunden. Eine Briefpost reitet diese Fernung in drey Tagen. Der Passagier zahlt ungefähr so viel Piaster, als er Stunden reiset, schläft jeden Abend ruhig auf der Post-Barrake ein, und geht in gleicher Eile, wie der Brief-Courier, mit seinem eigenen Sattel, unter dem Geleite guter Götter, wenn er ja den Hals nicht bricht. Die Post bedient sich bloß der Pferde; nirgends sind sie besser als in Spanien. Ein Pferd lauft zwey bis drey Stunden, und man reitet im Galoppe in sechs bis sieben Tagen durch die Länge dieses Königreiches, von Cadix bis zur Hauptstadt Kataluniens, wer Lust und Liebe hat, und Leder und Gesundheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hier ist von dem Kriege die Rede, den Spanien während der Französischen Revolution mit seinen republikanischen Nachbarn führte.

Epigramme.

Betulla.

Was hast du nimmer Rast und Ruh'?
Betulla! Masken suchest du?
O nimm die Schminke vom Gesicht,
Du kennst dich wahrlich selber nicht! —

Fr. Waldeck.

Der Spaziergang.

Gern weilet in des Kirchhofs Mauern
Der Arzt Tibull. — „Um da zu trauern?"
Du irrst, ich will dir's nur vertrau'n,
Um seine Werke zu beschau'n.

C. M. Schwabe.

Sonderbare Methoden einiger Völker, sich Recht zu verschaffen.

Das menschliche Herz beherbergt ein Gefühl, welches sich gegen jede Ungerechtigkeit empört. Im freyen Stande der Natur verschafft sich jeder Recht nach dem Maße seiner Kräfte. Durch persönliche Stärke treibt der Naturmensch Beleidigungen zurück, oder macht Forderungen geltend, zu denen er sich berechtigt glaubt. Allein der Schwache kommt dann auch hier bey dem besten Rechte zu kurz, weil seine Kräfte nicht hinreichen.

Nicht so in einem geordneten Staate, wo entweder Gesetze sprechen, oder Sitten und Gewohnheiten an ihre Stelle treten.

Bey den Völkern, die unter der Despotie des Orients leben, findet eine Art von Selbsthülfe Statt, die von unsern Sitten und unserer Denkart so abweichend ist, daß sie billig Aufmerksamkeit verdient. Ich will nur einige hier anführen.

Der Türkische Kaiser begibt sich an jedem Freytage mit einer ansehnlichen Begleitung in die kaiserliche Moschee, um dem National-Gottesdienste beyzuwohnen. Er ist immer zu Pferde; die Bostangis machen auf beyden Seiten der Straßen, wo sich das Volk ehrfurchtsvoll in Spaliere stellt, mit ihren Stäben Platz. Nun sieht man unter dem Volke öfters Leute, die ein Gefäß mit Feuer und Rauch auf dem Kopfe tragen. Bey diesem sichtbaren Signale der höchsten Noth und Hülfsbedürftigkeit reitet der Osmanische Monarch sogleich auf die Person zu, und empfängt von dem Bedrängten eine Bittschrift, die er aus dem Busen hervor zieht, und überreicht. Antwort und Entschließung bleibt dann gewiß niemahls aus.

Die Hindus oder Ostindier, vielleicht das sanfteste aller Völker auf dem Erdboden, haben eine im Nahmen ihrer Gottheit abgefaßte Beschwörungsformel. So bald sie dieselbe vor einem ihrer Könige, Rajahs oder Fürsten aussprechen, so ist er gebannt, muß stehen bleiben, und den Bittenden, er mag arm oder reich, vornehm seyn oder nicht, mit Geduld anhören.

Eben diese Hindus haben gegen saumselige und boshafte Schuldner Maßregeln zur Selbsthülfe, die in ihren Gesetzen oder in einem gesetzlichen Herkommen gegründet sind. Wenn ein Hindus seinem Schuldner außerhalb dessen Hause begegnet, so beschwört er ihn durch eine Formel im Nahmen des Königes oder des ersten Ministers. Der Schuldner muß dann auf dem Platze stehen bleiben, und sich so lange der Speise und des Trankes enthalten, bis er sich mit seinem Gläubiger abgefunden, oder ihn befriediget hat. Wenn er es wagte, sich hinweg zu begeben, so würde er als ein ungerechter Bösewicht, als ein ehrloser Verächter der göttlichen und menschlichen Gesetze verschrien werden.

Auch hat der Gläubiger das Recht, sich mit seinem bösen Schuldner einsperren zu lassen, und so lange mit ihm in Arrest zu verbleiben, bis er befriedigt wird.

Diese Methoden der Selbsthülfe heißen in der Hindostanischen Sprache Darná, und die Vollziehung derselben heißt: Mit jemand in Darná stehen.

Noch gibt es zwey Arten von Darná, die eben so auffallend sind. Wenn der Gläubiger weder Hoffnung noch Bürgschaft erhalten kann, so begibt er sich vor die Thür des Schuldners, nimmt eine große Last auf den Kopf, und thut einen feyerlichen Schwur, daß er in dieser Stellung so lange zu verharren gedenke, bis er bezahlt sey. Zugleich stößt er die fürchterlichsten Verwünschungen gegen den Schuldner aus, wofern er ihn unter der drückenden Last durch seine Schuld und Ungerechtigkeit zu Grunde gehen ließe. Das Volk versammelt sich um den Unglücklichen, und nun fehlt es selten, daß der Schuldner nicht entweder bezahlt, oder sich vergleicht. Denn müßte der Gläubiger die Last länger tragen, als er es vermöchte, so würde das fluchbelastete Haus des Schuldners unfehlbar vom Volke niedergerissen, der Schuldner selbst mit seinen Angehörigen als Sclaven verkauft, und das gelösete Geld dem Gläubiger oder seinen Erben eingehändiget.

Die allerstrengste, aber doch mehr seltene Art des Darná ist folgende: Der Gläubiger richtet gerade vor dem Hause seines ungerechten Schuldmannes ein hölzernes Gerüst auf. Auf dasselbe bindet er entweder eine Kuh fest, jenes unter den Hindus wegen der Lehre von der Seelenwanderung für heilig und unverletzlich gehal-

tene Thier, oder auch statt derselben ein altes Weib, das meistens eine Verwandte ist.

Nun legt der Gläubiger Holz um das Gerüst, nimmt eine Fackel, und droht mit einem entsetzlichen Verbrechen, dessen Verantwortung dem Schuldner zur Last fallen müsse, nähmlich die Kuh oder das Weib lebendig zu verbrennen, wofern er nicht seine Befriedigung erhalte.

Während dieser Zubereitung stößt die Alte die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen gegen den Schuldner aus, und vermißt sich hoch und theuer, sie werde ihm weder in diesem noch in jenem Leben eine ruhige Stunde lassen, wenn sie in den Flammen sterben müsse.

Die Drohung thut immer ihre Wirkung; denn das Aufsehen, das diese Scene bey dem Volke erregt, die Besorgniß, den Gläubiger zur Verzweiflung zu treiben, das Vorgefühl der Schande, der Ehrlosigkeit, des Schadens und der Verantwortung, die für den Schuldner daraus entspringen würde, bewegt ihn, entweder seinen Gläubiger zu befriedigen, oder doch wenigstens sich mit ihm in einen billigen Vergleich einzulassen.

Diese beyden letztern Arten von Darna sind vorzüglich bey den Maratten üblich, einem kriegerischen Gebirgsvolke, das man ganz passend die Schweizer von Hindostan nennen könnte *).

Auch hatten unsere Deutschen Voraltern ihre eigene Art, die Schuldner zur Bezahlung zu nöthigen, die sich aber auf besondere Verträge gründete.

In der Schuldverschreibung ward bedungen, daß der Schuldner, wenn er nicht bezahlte, sich in ein von dem Contrahenten bestimmtes Wirthshaus zum so genannten Einlager **) begeben mußte. Dann kamen die Gläubiger mit so und so viel Pferden und Dienern, und zechten auf des Schuldners Beutel so lange, bis sie befriedigt, oder etwas anders bedungen ward. Das war allerdings eine lustige Art von Execution, dem Hange der Nation zur Fröhlichkeit, und zu dem Geber der Freude, dem Weine, ganz angemessen. Doch kam der arme Schuldner dabey übel hinweg; die Unkosten, die ihm zur Last fielen, überstiegen oft Capital und Interesse, so daß sich am Ende die Reichsgesetze in's Mittel schlugen, und diese Art von Schulden-Execution in Deutschland ganz untersagten.

v. Ittner.

*) Lettere sulle Indie orientali. Filadelphia nella Stamperia Klest 1802. Eigentlich aber Pisa 1803.

**) Jus obstagii, oder das Recht der Geiselschaft.

Notitzen.

Wien. Den 28. Jänner wurde im k. k. priv. Theater an der Wien zum ersten Mahle gegeben: Rochus Pumpernickel, ein musikalisches Quodlibet für den Carneval in drey Aufzügen, von Matthäus Stegmeyer. Der Verfasser hätte füglich sagen dürfen: ein dramatisch-musikalisches Quodlibet, denn so wie die Musik-Stücke aus den beliebtesten Opern zusammen getragen sind, eben so sind auch Plan (wenn das Stück doch einen haben soll) Situationen, und sogar die einzelnen Späße aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Der Malade imaginaire, der Schatzgräber, der Todtenansager seiner selbst, die Erbschleicher und noch mehrere Stücke mußten ihre lustigsten Scenen herleihen. Nehme man nun noch hinzu, daß die Herren Weidmann und Hasenhut alles Mögliche aufbiethen, um das Ganze so burlesk als möglich zu machen, daß letzterer auf einem kleinen Pferdchen geritten kömmt, und als Frauenzimmer verkleidet erscheint, daß die so genannten Dudler ihr beliebtes Alpenliedchen singen, daß am Schlusse sogar der Apollo-Saal in nuce vorgestellt wird, und man wird es begreiflich finden, daß das Haus immer zum Brechen voll ist, so oft das Stück gegeben wird. — Herr Stegmeyer kennt sein Publicum, und arbeitet für die Casse, und nicht für die Unsterblichkeit. Möchte die erste ihn für die letzte entschädigen!!! —

Dresden. Die vom Herrn Professor Seidelmann im Sommer 1808 nach Petersburg abgeschickte, nach Rafael in Sepia copirte Madonna ist daselbst glücklich und unbeschädigt angekommen. Dem Künstler wurde, auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers Alexander, 1000 Ducaten in Dresden ausbezahlt; nebstbey bekam er noch die Nachricht, daß der Kaiser dem königl. Sächsischen Gesandten in Petersburg einen kostbaren Ring vom hohen Werthe, und eine beträchtliche Summe Geldes als außerordentliche Belohnung für Seidelmann, wegen des schönen Bildes, das ihm so viele Freude mache, habe einhändigen lassen. Die Nacht von Correggio, woran der Künstler schon den ganzen Sommer mit rastlosem Fleiße arbeitete, ist schon weit in ihrer Vollendung gediehen. So bald dieselbe vollendet ist, hat er den Auftrag, den heiligen Georg von eben demselben Meister anzufangen.

In der Mahlerey wird der Chinesische Zinnober oder Vermilion wegen seines Glanzes und Feuers, wodurch derselbe sich vor jeder anderen Art so sehr auszeichnet, übermäßig hochgeschätzt. Herr Payffe, ein Französischer Chymiker, hat glücklich das Verfahren entdeckt, den gewöhnlich guten Zinnober dem Chinesischen vollkommen gleich zu machen. Diese Methode ist so einfach, daß sie jeder Künstler leicht selbst veranstalten kann. Hier ist sie: Man übergieße eine beliebige Portion sehr reinen, fein gemahlenen Zinnober in einem porzellanenen Gefäße mit seinem vierfachen Gewichte sehr reinen Regen- oder destillirten Wassers, rühre Alles mit einem gläsernen Stabe recht wohl durch einander, und lasse es an einem mäßig warmen, aber schattigen Orte leicht bedeckt stehen, beobachte indessen die Vorsicht, das Gemenge täglich ein paar Mahl wohl umzurühren. Man bemerkt schon nach einigen Tagen eine angenehme Farbenveränderung im Zinnober, aber nach dem Zeitraum von 3 bis 4 Wochen hat derselbe seinen größten Glanz erreicht; er wird nun an einem schattigen Orte getrocknet, und stellt den schönsten Chinesischen Zinnober dar.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Samstag, den 18. 11. Februar 1809.

Amedan und Zeila.

Eine Orientalische Erzählung.

Die schöne Zeila hatte sich seit zwey Jahren mit dem biederen, bescheidenen Amedan verheirathet, und diese Ehe war unter den günstigsten Auspicien geschlossen worden. Glücklich in ihrem Besitze, hatte Amedan sich gelobt, ihr niemahls untreu zu werden, und so wie Zeila unumschränkt sein Herz beherrschte, so hielt sie auch seinen *Willen* gefangen. Amedan schlug ihr nie etwas ab, und selbst die launenhaften Capricen seiner Frau waren Gesetze für ihn. Er war nicht im geringsten eifersüchtig, und deßhalben verschmähte er es auch, sie mit jenen verächtlichen Wächtern zu umgeben, um eine Tugend zu hüthen, die nur dann Tugend genannt zu werden verdient, wenn sie in freyer Ungebundenheit sich bewährt. Nur von ihren Frauen begleitet, oder auch ganz allein (wie es ihr bequem war) besuchte sie ihre Freundinnen, ohne erst ihren Gatten um Erlaubniß bitten zu müssen; und auf eben diese Weise durfte sie auch auf den Bazars umher gehen, auf denen die köstlichsten Erzeugnisse Indiens und Europens zur Schau ausgestellt waren. Sie konnte Alles kaufen, was ihr Vergnügen machte. Amedan war zwar nicht eben sehr reich; aber er besaß doch ein ganz hübsches Vermögen, und fragte seine Frau *nie*, was ihr dieß oder jenes gekostet habe; denn er glaubte, das, was Zeila'n einige Freude mache, (sollte sie auch nur sehr vorübergehend seyn) nicht zu theuer erkaufen zu können. Diese Biederkeit und Milde bezeichnete Amedans Charakter; ob es wohl viele Männer geben mag, die ihm gleichen? Der verheirathete Theil des schönen Geschlechtes dürfte hierüber die beste Auskunft geben können.

Alle jungen Frauen Ispahan's beneideten Zeila's Glück, und sie — war dessen ungeachtet nichts weniger als glücklich. Seit einiger Zeit hatte sich eine gewisse düstere Melancholie ihrer bemächtiget; sie vergoß häufige Thränen, und schien dem Leben keinen Geschmack mehr abgewinnen zu können. Der biedere Amedan wurde darüber sehr traurig; er wurde es noch mehr, als er sah, daß alle Versuche fehlschlugen, den Kummer seiner angebetheten Gattinn zu zerstreuen, und ihr den Frohsinn wieder zu geben, der, wie er sich überzeugt hatte, zum Glücke des Lebens unentbehrlich war. Mit jedem Tage bemühte er sich, sie mit mehr Aufmerksamkeit zu behandeln, und sie durch die zärtlichste Sorgfalt, die ihm seine Liebe eingab, in eine heiterere Stimmung zu versetzen. Alles vergebens! — Wie konnte er auch Zeila's Wünschen Genüge leisten, da sie nur einen einzigen — ach! für ihn so schmerzlichen — in ihrem Herzen nährte, den sie sich selbst nicht laut zu gestehen wagte.

Eines Tages, da sie eben ihrem Trübsinne nachhing, trat Amedan zu ihr in's Zimmer, und sagte: „Liebe Zeila, eine wichtige Angelegenheit, die mein mercantilisches Geschäft betrifft, wird mich acht Tage lang

von Dir entfernen. Ich reise nach Tiflis, und hoffe, Dich bey meiner Rückkehr froher gestimmt wieder zu sehen. Möge Mahomed das holde Lächeln wieder auf Deine Lippen zurück rufen! Ach! für *ein* Lächeln Zeila's würde ich alle meine Habseligkeiten hingeben!" So sprach er, umarmte Zeila'n auf das zärtlichste, und reisete ab.

Damahls lebte in Ispahan eine hochbejahrte Matrone, die in der Magie, wie auch in der Kunst, die Zukunft zu weissagen, sehr bewandert war. Seit dreyßig Jahren wohnte sie in der Hauptstadt, und hatte in dieser Zeit hier großes Aufsehen erregt. Aber nach und nach hatte der gaffende Haufe sich wieder von ihr abgewendet, weil sie mit ihren Weissagungen, die selten erfreulich waren, öfters Vorwürfe und Spöttereyen verband, und dabey mancherley sonderbare Rathschläge ertheilte, mit denen sie weniger geitzig war, als mit den Wundern ihrer Kunst. Was aber am meisten dazu beytrug, sie in Miß-Credit zu bringen, war der Umstand, daß sie sich von denen, die sie um Rath fragten, dafür nicht bezahlen ließ, woraus man schloß, daß er eben auch nicht besonders viel werth seyn könne. Das Alles zusammen genommen hatte Zeila'n bisher bestimmt, sich mit der räthselhaften Alten nicht einzulassen, ob sie gleich einige Mahl schon daran gedacht hatte. Die achttägige Abwesenheit ihres Gatten brachte aber in diesem Entschlusse eine Änderung hervor; und sie beschloß, die unerträgliche Leere der Zeit, die ihr jetzt doppelt peinlich werden mußte, durch einen Besuch bey der klugen Frau einiger Maßen auszufüllen.

Die Zauberinn wohnte in einer von den Vorstädten Ispahan's, unweit des Gartens Zurpho. Als die Nacht einbrach, verhüllte sich Zeila in einen dichten Schleyer, und trat, nur von einer einzigen Sclavinn begleitet, die Wanderung zu dem Wohnhause der Sybille an. Sie wurde in ein kleines, zwar einfach, aber gefällig meublirtes, Zimmer geführt, und sah mit Erstaunen, daß die Alte weder in ihren Gesichtszügen, noch sonst in ihrem Äußern, irgend etwas Abschreckendes hatte, eine Befürchtung, mit der sie zu ihr gekommen war. Die Alte bemerkte das, und benutzte diesen günstigen Umstand, um Zeila's volles Vertrauen zu gewinnen; und wirklich währte es nicht lange: so gestand ihr die schöne Betrübte, hoch erröthend, die Ursache ihres Kummers. „Ach! — begann sie — ich bin gewiß sehr zu beklagen! Ich habe den besten Gatten von der Welt, und doch ist er es, der mich unglücklich macht. Er besitzt alle Tugenden; er ist die Güte selbst; aber — es mangeln ihm jene *glänzenden Eigenschaften*, die Aufsehen erregen, und zum Glücke des Lebens so unentbehrlich sind. Noch nie habe ich seinen *Geist* rühmen hören, und das geht ganz natürlich zu, da er keinen besitzt. Zwar muß man gestehen, daß sein Urtheil meistens wahr und richtig ist, und daß er auch einige Kenntnisse besitzt. Aber was haben Kenntnisse und gesunde Urtheile für Werth, wenn sie nicht von einem lebendigen Geiste, einem glänzenden Witze unterstützt werden! Ist das nicht ein Garten ohne Rosen? Mit Schmerz muß ich sehen, daß mein Gatte nie, nie eine glänzende Rolle in der Welt spielen wird."

Mein gutes Kind — erwiederte die Alte — Ihre Klagen sind gerecht. Wenn dem so ist: so kann ich es Ihnen nicht verdenken, wenn Sie mit Ihrem Gatten höchst unzufrieden sind, und ich kann es nicht gut begreifen, wie Ihre Ältern Sie so leichtsinnig haben aufopfern können. Eine junge Person, die, wie Sie, mit allen Liebenswürdigkeiten ausgestattet ist, würde gewiß einen Mann gefunden haben, der weit mehr Ansehen genösse, und sich eben so sehr durch seine körperliche Schönheit, als durch seinen glänzenden Geist auszeichnete, der Ihre Vorzüge in artigen Versen besänge, und durch seinen Rang und seine Reichthümer den Glanz Ihrer Schönheit erhöhte. Ich will gern diese Ungerechtigkeit des Schicksals wieder gut zu machen suchen. — Sie wünschen sich also einen andern Gatten, der mehr Ihrem Ideale entspricht?

„Sie haben es getroffen."

Wohlan, mein gutes Kind! es kostet mich nur ein einziges Wort, und Sie sollen sogleich die Bothschaft von Amedans Tode hören.

„O Himmel! lieber will ich selbst sterben. Nein! niemahls will ich mein Glück um einen so hohen Preis erkaufen! Amedan verdient meine ganze Freundschaft, meine wärmste Hochachtung und Dankbarkeit: er möge auch fortan leben, und ich, ich es seyn, die unglücklich werden soll."

Nicht zu rasch, meine Liebe; er kann leben, und dessen ungeachtet sollen auch Sie glücklich werden; er soll leben, und Sie sollen doch auch die Freyheit haben, einen andern Gatten zu wählen. Die einzige Bedingung, die ich Ihnen vorschreiben muß, ist die: daß Sie vierzehn Tage lang mit mir allein bleiben. Sie sehen wohl, daß mein Haus eben so schön liegt und eingerichtet ist, als das Ihrige; um so eher werden Sie sich also wohl dazu entschließen können. Täglich, vom Morgen bis zum Abende, wollen wir uns auf den of-

fentlichen Plätzen umher treiben, die Bazars besehen, und kurz, alle Orte besuchen, wo die jungen Männer der Hauptstadt zu erscheinen pflegen. Sie werden für alle Menschen unsichtbar seyn; aber Sie sollen die Fähigkeit besitzen, Andere zu sehen, sie genau zu beobachten, zu prüfen, und dann — zu wählen. Sobald einer von ihnen Ihr Herz in Flammen gesetzt hat: so werfen Sie nur einen Blick in den kleinen Spiegel, den ich Ihnen hier gebe, und Sie werden sehen, wie sich der Mann, dem Sie den Vorzug geben, im zweyten Jahre der Ehe ausnehmen wird. Wenn diese Prüfung Sie nicht von einer Verbindung mit ihm abschreckt: so sollen Ihre Wünsche in Erfüllung gehen; er soll Sie lieben und um Ihre Hand bitten.

Bey diesen Worten öffnete die Alte eine versteckte Thür, führte Zeila'n in reich geschmückte Zimmer, und zeigte ihr einen unermeßlich großen Garten, dessen Bäume und geschmackvolle Einfassung ihre reitzende Wohnung den Augen der Vorübergehenden entzogen. Mit Vergnügen verweilte Zeila bey diesem Anblicke, und zweifelte keinen Augenblick mehr an der Allmacht und den aufrichtigen Gesinnungen der Zauberinn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Suchst du uns auf im Reich der Substantive,
So sinken wir in grauer Vorzeit Tiefe.
Wir sind der Keim, aus dem die Gegenwart entsprossen,
Der großen Leiter unzählbare Sprossen.
Der dürftigste von allen Bettlerknaben
Muß unser immer viele Hundert haben.

Die große Welt, sonst nicht so gar bescheiden,
Läßt dieses Übermaß gemeinen Leuten;
Kann sie zu Dutzenden an's Licht uns bringen,
So — schwebt sie leicht empor zu hohen Dingen. —

Ein Zeitwort bin ich dir in anderm Sinne,
Und dir, du innig Fühlender, gewinne
Ich in dem Wogendrang von tausend Leiden
Das Vorgefühl der höchsten Seligkeiten.
Sprech' ich dich an aus deines Herzens Tiefen,
So leben Kräfte auf, die vormahls schliefen.
Erwach' ich dir in dunkeln Sternennächten,
So greifst du kühn zu deinen Engelrechten,
Du steigst empor, durch tausend Sonnenheere,
Und mischest dich in reiner Geister Chöre.
Geh' ich verschleyert dicht im Nebelkleide,
Du Jüngling und du Mädchen, dir zur Seite,
So klopft in dir der ersten Liebe Freude,
So nennt dein Herz die glücklichste der Bräute.

Doch kann ich auch mich tief in Nächte hüllen!
Flieh, flieh, um aller guten Geister willen,
Die Höllenbilder, die in finstern Stunden
Dein zartes, leicht bewegtes Herz verwunden!
Denn hier nur wohn' ich! Nur in tiefer Stille
Ergießt sich meiner Kräfte ganze Fülle.

Die Janitscharen.

Die Janitscharen sind die Seele der Türkischen Regierung, sind jene vernichtet, so geht auch mit dieser eine große Veränderung vor. Sie haben das Türkische Reich durch das Schwert erweitert, und sie glauben es auch durch dasselbe zu erhalten. Da aber Alles altert, und da das, was im Sittlichen und Intellectuellen nicht fortschreitet, in Verfall geräth, und sich in kurzem selbst überlebt, so tritt bey jeder Einrichtung, die sich nicht stets vervollkommnet, ein Zeitpunct ein, wo sie nicht bloß zwecklos, sondern auch schädlich ist.

Die Errichtung der Janitscharen schreibt sich von Amurath dem I. (1362) her. Nachdem dieser Sultan seine Eroberungen vom Hellespont bis an die Donau ausgebreitet hatte, machte er den Entwurf, sein Reich durch eine Miliz zu erhalten, die an Mannszucht gewöhnt und durch besondere Vorrechte und Vortheile an den Dienst gekettet wäre. Er hob daher das fünfte Christenkind in seinem Reiche aus, das über 15 Jahre alt war, und übergab es zwey bis drey Jahre lang der Aufsicht von Landleuten, damit es durch harte Arbeiten an Strapazen gewöhnt und in der Mahomedanischen Religion unterrichtet würde. Hierauf übte man diese jungen Leute in den Waffen, und um sie an Blutvergießen zu gewöhnen, mußten sie den Gefangenen und den Verbrechern die Köpfe abhauen. Hatte man alles Mitgefühl und alle zarten Empfindungen in ihnen ausgerottet, so wurden sie den Janitscharen einverleibt, und machten den Kern der Türkischen Armee aus.

Die Janitscharen haben ihren Nahmen einem Derwische zu verdanken, der das Corps einweihete. Derselbe hieß Hadschi Bektasch; er nannte sie Jeni Ytschjery, das heißt: neue Soldaten, und indem er den Ärmel seines Kleides auf Einen ihrer Anführer fallen ließ, sagte er: „daß ihre Hand siegreich, ihr Schwert scharf seyn, und ihr Speer über den Häuptern ihrer Feinde schweben werde." So lange die Janitscharen nicht ausarteten, und der Sieg von persönlicher Tapferkeit und vom geschickten Gebrauche des kleinen Gewehres abhing, traf seine Prophezeyung ein.

Die Janitscharen waren bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts das Schrecken der benachbarten Nationen; damahls aber machte die Türkische Macht in ihren Eroberungen einen Stillstand. Dieser war der Anfang ihres Verfalles, der seit der Zeit reissend schnell zugenommen hat. Man nahm elende, kraft-

lose Menschen in das Janitscharen-Corps auf, und da die Sultane sich vor denselben fürchteten, so suchten sie es herab zu würdigen und zu schwächen. Auf diese Art verlor es seinen Ruf der Tapferkeit und mit diesem verschwand die Furcht vor demselben.

Jede Einrichtung, die sich in Kraft erhalten soll, muß immer auf demselben Princip erneuert werden, auf dem sie erbauet worden ist; thut man dieß nicht, so schwächt sie sich, und stürzt endlich zusammen. So bald die Pforte nicht stets mehr Krieg führte, die Sultane nicht mehr mit zu Felde zogen, und die Janitscharen durch ausgehobene oder geraubte Christenkinder ergänzt wurden, war auch der Untergang einer Macht voraus zu sehen, die sich bloß durch Kriege und Eroberungen erhalten konnte, weil sie ihr Daseyn diesen beyden Geißeln der Menschheit zu verdanken hatte.

Gedanken und Einfälle von Kant.

Das neugeborne Kind scheint, zum Unterschiede von allen andern Thieren, bloß deßwegen laut zu schreyen, weil es sein Unvermögen, sich seiner Gliedmaßen zu bedienen, für Zwang ansieht, und so seinen Anspruch auf Freyheit ankündigt. — Dieser Trieb, seinen Willen zu haben, und die Verhinderung daran als eine Beleidigung aufzunehmen, zeichnet sich durch seinen Ton auch besonders aus, und läßt eine Bösartigkeit hervor scheinen, welche die Mutter zu bestrafen sich genöthigt sieht, aber gewöhnlich durch noch heftigeres Schreyen erwiedert wird. — Die Jungen anderer Thiere spielen, die des Menschen zanken frühzeitig unter einander, und es ist, als wenn ein gewisser Rechtsbegriff sich mit der Thierheit zugleich entwickele, und nicht etwa allmählig erlernt werde. —

Die gelehrten Frauen brauchen ihre Bücher etwa so wie die Uhr, nähmlich: sie zu tragen, damit sie gesehen werde, ob sie zwar gemeiniglich stille steht, oder nicht nach der Sonne gestellt ist.

Wenn Jemand, der sonst nicht schielt, indem er erzählt, sich auf die Spitze seiner Nase sieht, und schielt, so ist das, was er erzählt, jeder Zeit gelogen.

Es gibt eine gigantische Gelehrsamkeit, die oft cyclopisch ist, da nähmlich ein Auge fehlt — das der wahren Philosophie, um diese Menge des historischen Wissens, die Fracht von hundert Kamehlen, durch die Vernunft zweckmäßig zu benutzen.

Notizen.

Endlich wird es doch den Deutschen gelingen, durch gute Übersetzungen die trefflichsten Producte ihrer großen dramatischen Dichter den Franzosen näher gebracht zu sehen, und weniger einseitige Urtheile zu erfahren, als z. B. noch Schillers Jungfrau von Orleans, durch den verstorbenen Cramer und Mercier gedollmetscht, sich gefallen lassen mußte. Die von dem geistreichen Freunde der Frau von Stael, dem Herrn Benjamin Constant, lange vorbereitete Übersetzung von Schillers Wallenstein erscheint so eben im Verlage des Amsterdamer Industrie-Comptoirs (Walstein, Tragedie en 5 Actes et en vers, imitée de l'Allemand, I. Vol. in 8.) Da der mit der Deutschen Literatur vertraute, mit Schiller einst persönlich bekannte Übersetzer eine einleitende Abhandlung über das Deutsche Theater dieser Nachbildung vorgesetzt hat, in welcher er seine Sprachgenossen auf den rechten Standpunct zur Beurtheilung unserer anti-Aristotelischen Unregelmäßigkeiten zu stellen sucht; so wird schon darum dieser Französische Wallenstein auch alle Deutschen von Geschmack interessiren. — Unterdessen gedeiht auch das Werk der Frau von Stael, ihre seit 5 Jahren vorbereiteten Briefe über Deutschland, zu seiner Reife, und daß man auch darin sehr gelungene Übersetzungen Deutscher Gedichte zu erwarten habe, beweiset eine Probe, die im sechsten Stücke des Phöbus eingerückt steht. Es ist das Schillersche Triumphlied: Die Rückkehr der Griechen von Troja. Von Frau von Stael metrisch übersetzt.

München. Die Kunst, ohne Stricknadeln zu stricken, worin gegenwärtig Herr Nellissen, aus dem Limburgischen, hier Unterricht ertheilt, lockt manche unserer Damen und jungern Frauenzimmer an, sich diese leichtere, wenigstens zeitersparende Manier eigen zu machen. Der Meister gibt sich bloß für einen Vervollkommner jener Kunst (le tricot sans aiguilles) aus, die, wie es scheint, für das Auge nicht wenig anstrengend ist. Doch, da das Gewebe nur in die Breite, nicht in die Runde verfertigt werden kann, so möchte die Erfindung von ihrem Ziele noch wohl beträchtlich entfernt seyn.

In London werden jetzt die Laternen alle Nächte, ohne auf Mondwechsel oder Jahreszeit Rücksicht zu nehmen, brennend erhalten; in Paris richtet man sich noch dem Kalender, wo also beym Mondlichte nach diesem keine Laternen angezündet werden. Sonst war es gerade umgekehrt; was man jetzt in Paris thut, das that man sonst in London.

Der Nordamerikaner Fulton, welcher schon den 9. August des Jahres 1803 zu Paris auf der Seine den Versuch machte, mittelst einer Dampfmaschine ein Schiff auf- und abwärts zu treiben, hat jetzt in seinem Vaterlande diese wichtige Erfindung zur Vollkommenheit gebracht, und ein Schiff gebauet, das mit Hülfe einer solchen Maschine stromaufwärts fährt, und 100 Englische Meilen in 32 Stunden zurück legt, was auch für ein Wind wehe. Dieses Schiff fährt wöchentlich ein Mahl auf dem Hudson-Flusse von New-York und von Albany ab, und kann 54 Reisende fassen, für deren Bequemlichkeit Alles, was sie wünschen, vorhanden ist. Das Schiff ist 150 Fuß lang und in der Mitte 12 Fuß breit. — Es ist in drey Säle abgetheilt, und hat eine Küche, Kammern u. s. w.: so, daß es einem bequemen Gasthofe gleicht. Die Dampfmaschine, wodurch zwey große Räder mit platten Rudern in Bewegung gesetzt werden, hat so viel Kraft als 20 Pferde.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den —— 19. —— 14. Februar 1809.

Amedan und Zeila.

Eine Orientalische Erzählung.

(Fortsetzung.)

Zeila besaß zu viel weibliche Neugierde, um die Alte nicht am andern Morgen, als kaum der Tag graute, zu drängen, mit ihr auszugehen, damit sie durch allerley Versuche sich von der magischen Kraft des Spiegels überzeugen möchte. Kaum waren sie eine Viertelstunde lang auf dem Atmeidan umher gewandelt, als sie einen jungen Mann, von ausgezeichnet schönem Wuchse, vorüber gehen sahen. Er wandte sich seitwärts, und ließ ihr sein ausgezeichnet schönes Gesicht sehen — das unsere Leserinnen sich nach Ihrem Geschmacke ausmahlen mögen; sein Anzug trug ebenfalls nicht wenig zu dem günstigen Eindrucke bey, den dieser junge Mann auf ein lüsternes weibliches Auge machen mußte; denn er war mit der äußersten Sorgfalt und Nettigkeit, und ganz nach dem neuesten Geschmacke gekleidet. Zeila verglich ihn schnell mit dem guten Amedan, und — fühlte, daß ihr Herz gewaltig klopfte.

„Ach! mein Gott! der schöne junge Mann" — flüsterte sie der Alten zu. — „Ja, so einen Gatten habe ich mir immer gewünscht!"

Noch ist nichts versäumt — erwiederte die Sybille — aber wirf doch erst einen Blick in Deinen Spiegel.

Zeila zog ihn eilig hervor, und erblickte den jungen Mann, wie er sich im zweyten Jahre der Ehe ausnehmen würde. — „Ach! meine Gute — rief sie aus — sehen Sie nur, er hat ja lange Ohren! — Ja, wahrhaftig lange Ohren! O das ist doch Schade um den hübschen jungen Mann! — Warum habe ich das aber nicht gleich gesehen?"

Deßhalben, liebe Tochter, weil man erst im zweyten Jahre der Ehe die Dinge von der richtigen Seite anzusehen pflegt. Die langen Ohren eines Gatten wird man in der Regel immer erst nach dieser Frist gewahr ——

So bald unsere Damen einen jungen Mann erblickten, verfehlte Zeila nie, ihren magischen Spiegel um Rath zu fragen, und — sie erstaunte über die Menge von Midas-Ohren, auf die sie stieß. „Es ist doch traurig — seufzte sie — daß so viele allerliebste junge Männer mit so häßlichen Attributen ausgestattet sind! Kann man denn nicht schön seyn, und dessen ungeachtet auch Geist besitzen?"

Allerdings fügt sich das zuweilen so, meine Tochter; aber die schönen Menschen sind selten, und die Männer von Geist sind sehr selten; indeß schließt das nicht aus, daß in einem Manne Schönheit und geistige Vorzüge vereinigt seyn können — wiewohl dieß die allerseltenste Seltenheit ist.

Die arme Zeila hatte schon einen wahren Abscheu vor den schönen Männern bekommen, als sie einen jungen Mann erblickte, der in seinem Äußeren noch weit liebenswürdiger, als alle Übrigen zu seyn schien. Sie schrie fast laut auf vor Verwunderung, und sah schnell

in ihren getreuen Zauberspiegel. Wie groß war ihr Erstaunen und ihre Freude! Der junge Mensch hatte keine langen Ohren wie die Andern. Sie sah ihn nachlässig auf einem Sopha sitzen, in der Betrachtung eines jungen Mannes versunken, der ihm so ähnlich sah, wie ein Wassertropfen dem andern; er betrachtete ihn unverwandt mit Liebe und Stolz. In diesem Augenblicke näherte sich ihm ein reitzendes junges Weib; es war Zeila; sie schien vertraulich und zärtlich mit ihm sprechen zu wollen, und suchte mit einer gewissen leichten Koketterie seine Aufmerksamkeit auf sie zu heften. Aber der Undankbare war unempfindlich gegen ihre Reitze; kaum würdigte er sie eines Blickes, so sehr war er mit dem Idol beschäftigt, das seine ganze Aufmerksamkeit fixirte.

„Das ist ja ein ganz abscheulicher, ungezogener Mensch!" rief Zeila ungeduldig aus. „Er hat zwar keine langen Ohren; aber er ist doch wahrhaft auch nicht liebenswürdig!"

Das ist er auch nicht — erwiederte die Alte — ein Geck ist mir eben so verächtlich als ein Dummkopf. Der junge Mensch, den er so wohlgefällig betrachtet, ist niemand anders als er selbst; es ist sein Abbild. Sich selbst nur liebt er, bewundert er, bethet er an — das Übrige ist ihm ganz gleichgültig.

Jetzt war Zeila doch ein wenig von der Idee zurück gekommen, einen schönen Mann heirathen zu wollen; und mit etwas gemäßigteren Anforderungen trat sie am andern Tage mit der Alten ihre Wanderung von neuem an. So kam sie in einen der öffentlichen Versammlungsplätze, an denen die vornehme Welt sich einzufinden pflegt, um Eis oder Sorbet zu sich zu nehmen. Eine Menge Menschen hatten sich um einen Mann gruppirt, der sehr emphatisch, mit lauter Stimme, declamirte, und seine Reden mit einem lebhaften Geberdenspiele begleitete; rauschende Beyfallsbezeigungen unterbrachen immerwährend den Redner. Zeila fing an, sich für ihn zu interessiren, als sie die Wirkung sah, die er auf ein so zahlreiches Auditorium hervor brachte. Aus allen Ecken des Saales hörte sie die Ausrufungen: „O wie schön! wie schön! — Welcher Geist! — Das ist ein Genie!"

„Endlich — sagte sie zu ihrer alten Gefährtinn — werde ich einen Gatten gefunden haben, wie ich mir ihn wünschte. Das ist ein Mann von einem glänzenden, überwiegenden Geiste. Sehen Sie nur, wie man ihn bewundert! Wie glücklich müßte sich die Frau eines solchen Mannes fühlen!"

Unterdessen warf sie einen Blick in den Wunderspiegel, und sah diesen viel bewunderten Mann mit gewissen kleinen Ungeheuern spielen, die weder Kopf noch Schwanz hatten. Er betrachtet sie mit einer gewissen süßen Trunkenheit, und kann seine Augen gar nicht von ihnen abwenden. Eine junge Frau (abermahls Zeila's Bild) sucht ihn von diesen bizarren Geschöpfen abzuziehen; aber er stoßt sie unwillig von sich, und kehrt immer wieder zu seinen kleinen Ungeheuern zurück.

„O welche Absurdität! — rief Zeila aus — o sehen Sie doch, meine Gute, in was für abscheuliche Wesen sich dieser Mensch verliebt hat."

Meine liebe Tochter, das ist ein Mann von Geist, und zwar ein Dichter. Dieses kleine Ungeheuer, das weder Kopf noch Schwanz hat, ist ein Gedicht, das er eben gemacht hat. Schon hat er ein halbes Dutzend fertig, die diesem ähnlich sind, und wird bald noch mit zwanzig andern fertig werden; das letzte ist aber immer dasjenige, das er für das beste hält, und das er am meisten liebt. Er kennt nichts Vollendeteres, und wenn sich jemand unterstehen wollte, zu sagen, daß es ja kleine Ungeheuer wären, ohne Kopf und Schwanz, so würde er in eine Wuth gerathen, von der Sie gar keinen Begriff haben.

Zeila lachte laut auf. „Welche sonderbare Blindheit! Wie? kann man denn keine Männer finden, die Geist besitzen, und doch keine Dichter sind?"

Allerdings, erwiederte die Alte gelassen, allerdings findet man auch Männer von Geist, die keine Dichter sind, so wie es Dichter gibt, die keinen Geist besitzen.

„Nun wohl! so will ich einen Mann heirathen, der geistreich ist, und keine Verse macht."

Diese Männer sind etwas selten, meine Beste; besonders in unserem Zeitalter, wo alle Welt Verse macht und machen will. Indessen — wir wollen uns darnach umsehen, vielleicht daß Ihre Wünsche noch erfüllt werden können.

(Der Beschluß folgt.)

Gedanken und Einfälle von Kant.

Wenn wir die folgende Nacht da wieder zu träumen anfingen, wo wir in der vorigen es gelassen haben, so weiß ich nicht, ob wir nicht in zwey verschiedenen Welten zu leben wähnen würden.

Man will bemerkt haben, daß mit einander sich wohl vertragende Eheleute nach und nach eine Ähnlichkeit in Gesichtszügen bekommen, und deutet es dahin aus, die Ursache sey, weil sie sich um dieser Ähnlichkeit

halber geehlichet haben, welches doch falsch ist; denn die Natur treibt beym Instincte der Geschlechter eher zur Verschiedenheit der Subjecte, die sich in einander verlieben sollen, damit alle Mannigfaltigkeit, die sie in ihre Keime gelegt hat, entwickelt werde; sondern die Vertraulichkeit und Neigung, mit der sie einander in der langen Periode ihres Zusammenlebens oft und lange in die Augen sehen, bringt sympathetische ähnliche Mienen hervor, die, wenn sie fixirt werden, endlich in stehende Gesichtszüge übergehen.

Der Thor setzt einen größeren Werth in Dinge, der Narr in sich selbst, als er vernünftiger Weise thun sollte. Der Laffe, fat, ist ein junger Narr, der Geck, sot, ein alter. Das erstere ist öfters ein junger Deutscher, der nach Paris geht, das zweyte ist häufig eben derselbe, wenn er von Paris zurück gekommen ist. —

Ein Tag und eine Nacht in Cayenne.

Die Einsamkeit, erzählt Piton *), worin ich zu Konanama lebte, wurde mir so langweilig, daß ich mich entschloß, die Gegend und ihre Producte kennen zu lernen. Ich ging daher in Gesellschaft eines Jägers in den nahen Wald; allein es war unmöglich durchzudringen. Kein Lichtstrahl fällt durch die dicht belaubten Bäume, und den Weg versperren Gebüsch, Wurzeln und Lianen oder Schlingpflanzen, die ein festes Gestrick bilden. Ich sah mich nach Früchten um; da aber giftige neben der Orange hingen, so mußte ich die Vögel und Affen als meine Führer betrachten. Denn wenn ich einen Baum erblickte, der mit den schönsten Früchten prangte, und ein Affe sie unberührt ließ, so hüthete ich mich, sie zu kosten. Auf den äußersten Zweigen mehrerer Bäume schwebten unzählige Sapajous, oder kleine Affen, die einige Früchte erhaschen wollten, und mich durch ihre Gaukeleyen ergetzten.

Da es mir auf dieser Seite nicht glückte, in den Wald zu dringen, so suchte ich einen anderen Weg auf, fand aber auch viele Hindernisse. Mehrere schwarze Fäden, die ich für Schlingpflanzen und Rankengewächse hielt, erlaubten mir nicht, weiter zu gehen. Ich gerieth in's Gewebe einer ungeheueren Spinne. Sie war schwarz, überall mit Haaren besetzt, und hatte beynahe die Größe eines Menschenkopfes. Nachdem sie sich in ihren Schlupfwinkel zurück gezogen hatte, rief ich meinen Gefährten, um ihr Gespinst in der Nähe zu untersuchen. Es hing zwischen drey Bäumen und dem nahen Gebüsche, und war für kleine Vögel und Insecten ein furchtbares Labyrinth.

Als ich mit meinem Gefährten aus dem Walde trat, erfreuete mich die Melodie vieler buntgefiederter Vögel. Allein mit Verwunderung bemerkte ich, daß einige unbeweglich auf den Zweigen saßen, während andere schüchtern umherflatterten, und einer starr zu Boden fiel. Ich ging näher, finde, daß sich das Gras auf eine sonderbare Art bewegt, und erblicke zwey, wie Diamanten funkelnde Augen und einen aufgesperrten Rachen, der bereit ist, sein Schlachtopfer zu verschlingen. Es war eine ungeheuere Schlange, dick wie mein Arm, welche die armen Geschöpfe gleichsam versteinerte, und ihnen geboth, sich fressen zu lassen. Wir hatten Mitleiden mit dem Vogel, und liefen, ihn zu retten; allein ein Neger in der Nähe hielt uns zurück. Ihr seyd des Todes, rief er, wenn ihr diese Schlange berührt: sie lebt nur in Wäldern, dunkel beschatteten Thälern und Sümpfen, und flieht das Licht. Wenn sich ein unglücklicher Wanderer des Nachts verirrt, und eine Fackel anzündet, so ist es oft der Fall, daß sie aufspringt, ihn umschlingt und tödtet.

Indem wir noch mit einander sprachen, sahen wir, daß wir uns in der Mitte einer zahllosen Menge von Ameisen befanden. Wir suchten unser Heil in der Flucht, allein die Ameisen waren wie der Sand am Meere. Diese Thiere überschwemmen ganze Provinzen, und man kann Tage lang reisen, ehe man das Ende ihres Marsches findet. Sollte ein erschöpfter und matter Wanderer ihnen in den Weg kommen, und sich nicht schnell genug retten, so wird er unfehlbar aufgefressen. Sie sind klein, braun, aber mit so starken Beißzangen versehen, daß sie Alles wegzehren. Ihr Biß verursacht brennende Schmerzen. Sehr oft ist es der Fall, daß man den Weg, den sie genommen haben, für einen gewöhnlichen Fahrweg hält, und in Wälder und Einöden geführt wird.

Wir waren nur noch eine Stunde von unserem Dorfe entfernt, als eine Kuh ein schreckliches Gebrüll ausstieß. Wir eilten ihr zu Hülfe, und fanden, daß sie von einem Tieger angegriffen war, und von Blut triefte. Der Tieger ließ zwar seine Beute bey unserer Annäherung fahren, packte aber den Hund meines Gefährten an, und verschwand wie der Blitz. Als ich nach Hause kam, und meine Wäsche wechseln wollte, sagte mir die Sclavinn, daß sie gänzlich aufgefressen sey. Sie brachte nur noch einige Lappen, als den traurigen Rest, vor, den die weißen Ameisen übrig gelas-

*) Voyage à Cayenne.

sen hatten. Diese Lappen hatten ganz das Ansehen der feinen durchlöcherten Gaze, welche man bey den Pariser Modehändlern antrifft.

Voll Unmuth über meinen Verlust, warf ich den Koffer, worin die Wäsche lag, zur Seite, erblickte aber auf dem Boden eine Menge wunderbarer Insecten. Sie hatten hellbraune, glänzende Flügeldecken, hinterließen einen Moschus-Geruch, und flogen davon, wenn ich sie berühren wollte. Sie hatten die Größe eines Maykäfers, und schwärmten in meinem Zimmer umher. Da das Innere des Koffers ganz mit Spinngeweben bedeckt war, so rüstete ich mich, ihn zu reinigen; allein die Sclavinn hielt mich zurück, indem sie sagte: daß die Spinnen eine wahre Wohlthat sind, und die zahllosen Insecten wegfangen. Zu diesen gehören auch Fliegen von ungeheuerer Größe, die mit einem Stachel versehen sind, und die Menschen den ganzen Tag über martern.

Während die Negerinn eine große Vogelspinne zertrat, die sich in mein Zimmer geschlichen hatte, wollte ich den Rest meiner weißen Wäsche durchsehen, der in einem anderen Koffer lag. Allein sie riß sie mir aus den Händen, indem sie mir andeutete, hier zu Lande nichts ohne die größte Vorsicht zu berühren. Indem ich sie aus einander legte, fällt ein großer Wurm heraus, bepanzert mit braunen Ringen, lang wie mein Finger, und bewaffnet mit tausend Füßen oder Stacheln. Es ist ein Scorpion, sagte die Negerinn, der, wenn er euch sticht, euch vergiften wird. Wir haben viele Beyspiele davon in unserer Colonie. Ein junges Mädchen, dem ein solcher Scorpion in den Busen gefallen war, starb nach drey Tagen.

Es gleicht einem Wunder, daß ich diesen Tag über mein Leben erhalten habe, umringt von tausend Gefahren. In der Nacht störte mich zwar das Geheul der Kouatas oder großen, schwarzen Affen, ich schlief jedoch endlich ein. Nach einiger Zeit wachte ich auf, trat an's Fenster, und bemerkte, daß eine Tiegerinn mit zwey Jungen in dem nahe liegenden Garten auf Beute lauerte. Unglücklicher Weise ergriff sie auch eine Ziege, die sich verspätet hatte, und zerriß sie in einem Momente. Der Hirt machte nun Lärm, das ganze Dorf bewaffnete sich, allein die Bestien waren längst entsprungen. Ich kehrte nach Hause zurück, und wunderte mich, daß mein Gefährte Givry fester, als gewöhnlich, schlief. Ich rief ihn, er blieb taub. Nachdem ich die Lampe angezündet hatte, sehe ich seine Hangematte von Blut getränkt: zwey Fledermäuse von der Größe eines Menschenkopfes hatten ihm Blut ausgesogen, während er im lethargischen Schlafe lag. Wir rüttelten ihn, und nach langer Zeit öffnete er, wie ein Sterbender, wieder seine Augen. Wer hätte wohl Lust, eine Reise nach diesem Lande zu unternehmen, nach der Schilderung, die uns Pitou davon gemacht hat?

N o t i z e n.

Wien. Unter den neuen Erscheinungen im Gebiethe der Kunst zeichnet sich vorzüglich ein von dem Architecten und Lehrer an der Akademie der bildenden Künste, Herrn Johann Georg Pein, angefangenes periodisches Werk aus, welches den Titel führt: Ideen zur äußern und innern Verzierung der Gebäude, als Anleitung für angehende Künstler und Handwerker, zur Übung im Erfinden und Darstellen. — Seiner Kaiserl. Hoheit, dem Erzherzoge Rainer, zugeeignet. Von diesem Werke erscheint monathlich ein Heft in Quer-Folio von sechs Blättern auf schönem Basler Papiere, und zwar in zweyerley Gestalten; in Umrissen und ausgeführt in Mordanten, im Schatten und Licht. Verzierungs-Bildhauer, Gold-, Silber- und Bronze-Arbeiter, Stuckatur-Arbeiter, Zimmermahler, Tischler, Tapezierer finden darin brauchbare Entwürfe in der zierlichsten Form, im reinsten, neuesten Geschmacke, und um einen äußerst wohlfeilen Preis; das Heft kostet nähmlich in Umrissen einen, in Mordanten drey Gulden. Das Ganze kann sich kühn jedem derley Englischen und Französischen Werke an die Seite stellen, und übertrifft um Vieles jene mancher Norddeutschen Industrie-Comptoirs.

Rom. L. Guttenbrunn, ein geborner Österreicher, der sich schon lange in Italien aufhält, und als trefflicher Historien- und Portrait-Mahler bekannt ist, ist von der Akademie St. Luca zum Mitgliede und Professor ernannt worden. Diese Ehre erwarb ihm ein Gemählde: das Urtheil des Paris vorstellend, und ein Portrait Seiner Heiligkeit des Papstes, das an Ähnlichkeit alle bisherigen übertrifft.

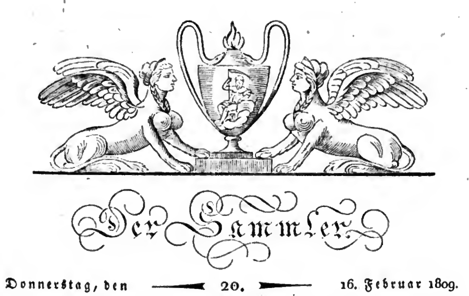
Der, auch schon zwey Mahl in Wien gewesene, Tonkünstler und Physiker, Professor Chladni, aus Wittenberg ist jetzt mit seinem Clavier-Cylinder in Paris. Das Institut und das Conservatoire de musique haben seiner Erfindung ihren Beyfall bezeigt. Seine bekannten Versuche über die Verschiedenheit der Tonerscheinungen nennt er experiences sur la visibilité du son. Das muß allerdings die Neugierde reizen; wer wird nicht gern einmahl einen Ton sehen wollen?

Dem Chymiker, Herrn C. A. Greiner, ist es gelungen, sehr schöne und dauerhafte Farben auf Wolle und Seide aus den frischen, grünen Schalen der Roß-Kastanie (Aesculus hippocastanum) darzustellen. Auch hofft er nach glücklich angestellten Versuchen, aus einem andern Theile der Roß-Kastanie eine dauerhafte Nanking-Farbe auf Baumwolle und Leinen darstellen zu können.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Ahnen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.





Donnerstag, den — 20. — 16. Februar 1809.

Amedan und Zeila.

Eine Orienthalische Erzählung.
(Beschluß.)

Wirklich sahen sich unsere Damen, mehrere Tage lang, nach einem solchen Subjecte um, und fanden endlich einen Mann von glänzendem Geiste, der — keine Verse machte. Zeila wurde von ihm bezaubert, und wirklich genoß er auch die allgemeine Bewunderung von ganz Ispahan. In allen Zirkeln wurde er mit offenen Armen empfangen, alle Gesellschaften machten sich ihn einander streitig; er wußte, wenn es erforderlich war, mit Leichtigkeit über die mannigfaltigsten Gegenstände der Conversation hinweg zu schlüpfen, und auf der andern Seite wieder durch tiefe Kenntnisse Achtung einzuflößen, und immer sprühten in seinen Reden Geistesfunken hervor, die die Zuhörer überraschten und blendeten. Zeila wünschte, diesen Mann zum Gatten wählen zu können! aber — freylich mußte er zuvor die Spiegelprobe passiren. Wie groß war jetzt ihr Erstaunen! Sie sah ihn nähmlich von einer Menge häßlicher, abscheulicher, grimmassirender Gestalten umringt, die sämmtlich nicht den geringsten Verstand zu haben schienen. Die einen peitschten, zwickten und bissen ihn, während die andern ihn küßten und ihm schmeichelten. Eine jede bemächtigte sich seiner auf eine kurze Zeit, und ruhig ließ er sie mit sich machen, was sie nur wollten, ohne sich ihnen im geringsten zu widersetzen. Ihre Aussprüche waren für ihn Orakel; was sie ihm riethen, vollzog er pünctlich, und kurz — sie übten die despotischeste Gewalt über ihn aus.

„Guter Gott! — rief Zeila aus — wie gehen diese abscheulichen Geschöpfe mit dem armen Manne um! Wie kann er, der so viel Geist besitzt, sich von so häßlichen und unvernünftigen Wesen am Narrenseile herum führen lassen!"

Mein liebes Kind — antwortete die Alte — diese kleinen herrschsüchtigen Creaturen, deren Häßlichkeit so auffallend ist, heißen Prätensionen. Sie verfolgen ihn unaufhörlich, und er — versucht es nicht einmahl, sich von ihnen los zu machen. Er bildet sich ein, daß sie immer Recht haben, und findet sein Glück darin, alle ihre launenhaften Einfälle zu realisiren. Sie entzweyen ihn mit seinen besten Freunden, wecken ihm durch ihren Übermuth und ihre Reitzbarkeit eine unzählige Menge Feinde, und machen ihn in den Augen aller derer, die ihn kennen, lächerlich.

„O so einen Mann will ich nicht haben — sagte Zeila. Ich will nicht die Sclavinn von einem Dutzend solcher häßlichen Geschöpfe seyn, die einen so ungefälligen Charakter zu haben scheinen. Wenn ich nur einmahl das Unglück hätte, einem davon, ohne es zu wollen, entgegen zu handeln — würde mich dann mein Gatte nicht dem, daß ich unschuldiger Weise be-

leidiget hätte, aufopfern? — Aber — sollte es denn keine Männer von Geist geben, die den Capricen dieser Prätensionen nicht unterworfen sind?

Neue Versuche; aber ach! — von neuem fruchtlos. Ohne Zweifel gab es auch in Ispahan Männer, die mit einem glänzenden Geiste Bescheidenheit verbanden; aber Zeila war nicht so glücklich, einem solchen zu begegnen, und sie kam wirklich schon von dem Gedanken zurück, einen sehr geistreichen Mann zu heirathen.

Indessen war es ihr heißester Wunsch, ihr eifrigstes Bestreben, einen Mann zu finden, der ihrer Eigenliebe schmeichelte, und, indem er eine große Rolle in der Welt spielte, auch auf sie einen Glanz fallen ließ. Da erblickte sie plötzlich den Groß-Vezier, der, von einer unzähligen Menge Menschen umringt, durch die Schiarbach-Straße ritt. Er saß auf einem herrlichen Zelter, der mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt war. Die Sclaven und Officiere, die in seinem Gefolge sich befanden, waren köstlich gekleidet, und diese glänzende Escorte entwickelte vor Zeila's Augen alle Asiatische Pracht. Sie wurde durch diesen Anblick um so mehr geblendet, da sie sah, daß der Groß-Vezier mit diesem äußeren Glanze die höchste natürliche Schönheit vereinigte.

„Ey — sagte sie plötzlich zu der Alten — könnte ich denn nicht den Groß-Vezier heirathen?"

Ohne Widerrede, wenn Sie Lust dazu haben; — erwiederte die Sybille. — Aber sehen Sie doch zuvor in Ihren Spiegel, und sagen Sie mir dann Ihren festen Entschluß.

Zeila befragte den prophetischen Spiegel, der ihr ihren Gatten im zweyten Jahre der Ehe zeigte, und siehe da! sie sah den Groß-Vezier... erwürgt.

„O großer Gott; — rief sie aus — welches abscheuliche Schauspiel! Nein! nein! ich will nie einen Vezier heirathen!"

Der Eindruck, den dieses letzte Bild auf sie machte, war so heftig, daß die arme Zeila die Alte bath, sie schnell nach Hause zu führen. Als sie auf ihrem Zimmer allein war: so stellte sie Betrachtungen über ihre fehlgeschlagenen Versuche an — was man in ihrer Lage sehr natürlich finden wird.

„Ach! — seufzte sie — was habe ich gethan! Warum habe ich das Haus meines Gatten verlassen! Armer Amedan! wie groß wird dein Schmerz seyn, wenn Du bey Deiner Rückkehr vergebens deine Zeila suchen wirst! — Wenn es noch Zeit wäre!... Ja, ich erkenne es jetzt wohl, wie viel Werth der Mann hat, den ich nun durch meine Unüberlegtheit und meinen sträflichen Hochmuth verscherzt habe. Die Erfahrung hat mich von der Sehnsucht nach einem glänzenden Gatten geheilt, und läßt mich jetzt bitter den Verlust jener glücklichen Lage beweinen, in der ich mein ganzes Leben hindurch hätte bleiben können, wenn meine lächerliche Eitelkeit mich nicht irre geführt hätte. Guter Amedan! könnte ich doch zu Dir zurück kehren! ich würde Dir zu Füßen fallen, und gewiß von Dir Verzeihung für eine augenblickliche Verirrung erhalten. Ja, Du würdest mir sicher verzeihen; denn ich kenne die Güte Deines, ach! so edlen Herzens!"...

Ja, liebe Zeila, ich verzeihe Dir! rief Amedan plötzlich ihr zu.

Zeila sah sich um, und erblickte ihren Gatten, der sie mit Innigkeit in seine Arme schloß. Sie konnte sich gar nicht von ihrer Überraschung erhohlen.

„Du glaubtest mich noch in Tiflis — sagte ihr Gatte zu ihr — aber ich bin gar nicht bis dahin gekommen. Die Sclavinn, die Dich hierher begleitet hat, wurde mir schnell von der guten Alten nachgeschickt. Ich kehrte zurück, wohnte mit Dir zugleich in diesem Hause, und wurde jeden Abend von den Erfahrungen unterrichtet, die Du den Tag über eingesammelt hattest."

Ja, sagte die Alte, die sich in diesem Augenblicke sehen ließ, ich wußte, Zeila, daß Ihr Herz gut war, und daß nur Ihr Geist von einer lächerlichen Krankheit befallen war. Ich war überzeugt, daß es mir gelingen mußte, ihn zu heilen, da er von Natur gesund ist; aber ich würde es nicht unternommen haben, wenn Sie denen ähnlich gewesen wären, die in früheren Zeiten zu mir zu kommen pflegten, um mich um Rath zu fragen, und die mich nur mit verbrecherischen Wünschen und einer kleinlichen Neugierde behelligten. Ich bedarf der menschlichen Hülfe nicht; aber der Werth der meinigen wurde immer verkannt.

Vielleicht würde die gute Alte noch länger so fort gefahren haben, wenn sie nicht von Amedan und Zeila unterbrochen worden wäre, die ihr in den stärksten Ausdrücken ihre Dankbarkeit zu schildern suchten. — Zeila's Genesung war übrigens von Dauer; sie hegte niemahls wieder den Wunsch, die Gattinn eines Mannes von Auszeichnung zu werden. Sie überzeugte sich immer mehr: daß Amedan die Eigenschaften besäße, die das Glück einer Frau verbürgen, das heißt: Herzensgüte, Zartheit des Gefühls, liebevolle Nachsicht, ein Vertrauen, das auf die hohe Achtung gegründet ist,

die ein zärtliches, fein fühlendes Gemüth immer für den Gegenstand seiner Neigung empfindet, und endlich einen richtigen, gebildeten **Verstand**, den köstlichsten Schatz, den es gibt, und der immer seltener zu seyn pflegt, als ein heller, glänzender Geist. Zeila verehrte die einfachen, bescheidenen Tugenden Amedans um so mehr, je öfter die Erfahrung sie überzeugte, daß eine Frau einen **brillianten** Gatten immer um einen weit höheren Preis zu kaufen pflegt, als er eigentlich werth ist. —

Ob das bey den **brillianten Weibern** auch der Fall seyn dürfte? Darüber möchten wir wohl einen Ehemann sprechen hören, der — über diesen Punct Erfahrungen gesammelt hat. **Kuhn.**

Der Schmarotzer.

Bloß, weil ihm leckre Schüsseln winken,
Bezecht Suffen, ob er den Wein gleich haßt,
Zur Freude des Patrons sich täglich fast.
Und kurz, der sonderbare Gast
Verdient sein Essen sich mit Trinken.

Weisser.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Eine andere Einrichtung ist dieser etwas ähnlich, und, so viel ich glaube, wesentlich in Katalunien zu Hause. Man setzt sich auf ein Maulthier, das im Schritte lauft (mulo de paso), und das im Tage seine sechzehn, auch wohl zwanzig Stunden macht. Der Herr der Bestie begleitet den Transport auf seinen eigenen Beinen, besorgt sein Thier, und führt es wieder heim. Unglaublich ist beynahe, was man von der Schnelligkeit der Katalaner hört. Man braucht sie manchmahl als geschwinde Post zu Fuße, und dann verbinden sie mit Pferdeseile Dauer des Kamehles. Es ist erstaunlich, aber es ist wahr: ein Katalaner macht in vier bis fünf Tagen, wenn es seyn muß, und er gut bezahlt wird, eine Promenade auf Madrid.

Die **Tartanos** oder **Carros** biethen eine dritte Art zu reisen dar; bedeckte Wagen, meistens auf zwey Rädern, von der Form Französischer Blessirten-Karren, geschleppt, je nach dem Gehalte der Ladung, von einem Maulthiere bis zu fünf und sieben. Ein Carro hält zu beyden Seiten eine Bank der Länge nach; die beyden Bänke tragen sechs bis acht Personen. Hinten liegen Ballen, Koffer, Schachteln aufgethürmt, und manchmahl vorne noch ein Dutzend Bündel trockener Fische, die dann ganz natürlich einen wahrhaft pestilenzialischen Geruch verbreiten — einen Opferdampf der Hölle, aus dem Reiche der Verwesung. Wehe dem, der diesen Mohnsaft aus der ersten Hand empfängt; — Die Carros gehen meistens in Karawanen und es ist, bey allem Ungemache, doch wenigstens der bunt gemischten Unterhaltung wegen nicht so übel, diese Reise einmahl mitzumachen. Wenn das Wetter gut ist, geht man meistens zu Fuße; dann wirft man sich, um auszuruhen, eine Stunde in den Rumpelkasten, ißt und trinkt mit gutem Appetite, was der willkommene Hafersack führt, und läßt sich vom Glockenspiele an den Eselshälsen in den süßen Schlummer einer stärkenden Siesta klingeln.

Karawanenweise gehen auch die **Machos** (Packmaulthiere) meistens nach den nördlichen Provinzen, als Biscaya und Asturien. Auf einem solchen Thurme kann man ebenfalls zu einer Ehrenstelle zwischen Hausgeräth und Kaufmannswaaren, zwischen Sack und Kiste kommen, und Frauenzimmer selbst bedienen sich nicht selten dieser Art Transport, bey der man sich freylich dann den unbestrittenen Vorzug einer ganz besonderen Obhuth der Gestirne und den vollen Einfluß aller Himmelslaunen mit genießt.

Kaleschen wählt gewöhnlich der bescheidene Reisende; sie sind zu einem Maulthiere, zwey Personen und zu wenigem Gepäcke eingerichtet. In Bilderlesebüchern findet man sie gar anmuthig und getreulich nachgeschnitzt in Litera C. Ich bin versichert, Yorik hätte sie gewählt! Der gute Yorik war so ganz für das Simple, und ein simpleres Fuhrwerk rollt nicht unter diesem Monde. Mit alle dem lauft dann ein solches pis-aller nach richtig seine zehn, zwölf und dreyzehn Stunden. Der Führer trabt im Doppelschritte neben an, sitzt hintenauf, springt wieder ab, raucht sein Cigarro, singt ein Liedchen so auf seine Weise, innig froh in seinem Gott, und schwatzt mit seinem Maulthiere ganz verständig, das die langen Ohren spitzt, und seiner Rede Sinn perfect versteht.

Die **Kutschen** schließen billig sumptuos den langen Zug. In ihnen reiset man sicher und bequem, und eben so geschwind; denn immer hält das Maulthier seinen gleichen Tact, und sieben solcher Knochenberge führen wie zum Spaße die schwerste Kutsche über Stock und Stein. Man accordirt sich einen Paß von vieren, und zahlt für hundert Stunden ungefähr den Werth von vier bis fünf Louisd'or.

Fußreisen sind in Spanien außer Übung. In unbevölkerten Provinzen liegt ein Ort zu weit vom andern, und die seltenen Nachtherbergen sind darin so

schlecht bestellt, daß der, der, ohne Proviant mit sich zu führen, einen Durchzug durch dieselben wagt, sich der Gefahr aussetzt, am Nöthigen Mangel zu leiden, und ohne Führer in den menschenleeren Strecken, wo sich oft die Straße in den unwirthbarsten, wesenlosesten und Chaos gleichen Steingefilden endet, wo die Erde roh und wild, wie einst am Schöpfungsmorgen, da liegt — Tage lang herum zu irren, und, vielleicht ein Raub des Elendes, unbedingt in der Sierra zu verzweifeln. Bewohntere Provinzen sind dem Wanderer zu heiß, und über dieß ist auch der Eingeborne eigentlich zum gehen zu träge. Sein Maulthier oder Esel lauft für ihn, und frißt gehacktes Stroh und Gerste. Mit einem halben Käse, etwas Brod und einer Bota Wein, die sich mit unter ohne großen Aufwand wieder füllen läßt, macht jeder gute Spanier aus den unteren Classen einen Ausflug durch die halbe Monarchie.

Das Maulthier ist kein spanisches Product; die Katalaner hohlen es aus Poitou, und richten es auf ihre Weise ab. Allein es ist ihnen unentbehrlich — eine große, zähe Bestie, von ungeheurer Kraft, und eine Dauer ohne gleichen; leicht zu nähren, arbeitsam und zuverlässig; lenkbar durch Vermahnung, aber äußerst wild und ungeberdig, wenn es Schläge kriegt. Es liebt die Musik und den Schellenklang; die Glöckchen dürfen nicht vom Zaume bleiben, wenn es seine Amtspflicht thut, und bleibt die Fütterung zu lange aus, so hilft es sich im Falle der Ermüdung auch mit einem Stücke Brod in Wein getunkt; sein Herr behandelt es mit Menschlichkeit, ich möchte sagen, fast mit Achtung. Das Maulthier wird geschoren, wenigstens der halbe Körper, bis nach unten zu. Zigeuner geben sich mit diesem Handwerke ab, und haben es darin so weit gebracht, daß ein geschornes Maulthier aussieht wie rasirt.

Die Esel sind sich aller Orten gleich: ein Distelfeld ihr Paradies, und ihre Tugend die Geduld; viel Eigensinn und lange Ohren. Doch gibt es in Andalusien auch buntgefleckte Esel, die man theuer bezahlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der Stein Yu. Dieser Stein steht, nach den Berichten der Französischen Missionäre, sowohl wegen seiner Schönheit als wegen seines helltönenden Klanges, in China in hoher Achtung. Er ist der berühmteste, kostbarste und schönste unter den klingenden Steinen, die man in China kennt, und schon in den ältesten Zeiten war er das Kostbarste, was man den Kaisern zum Geschenke bringen konnte. Äußerlich ähnelt derselbe den Kieseln, welche die Bäche und Bergwässer der engen Gebirgspässe mit sich führen. Die großen Yu's sind sehr selten. Der größte, der sich im Pallaste des Kaisers befindet, besitzt kaum 2½ bis 3 Fuß Länge, so wie gegen 1 Fuß 8 bis 10 Zoll Breite, und man hält ihn einzig in seiner Art. Seine Form ist unregelmäßig, und seine Farbe grün. Übrigens ist die Farbe dieses Steines sehr verschieden: himmelblau fleischroth, gelb, weiß, grün, zinnoberroth und kastanienbraun; beyde letztern sind schon seit zwey tausend Jahren sehr selten geworden. Der Kaiser besitzt von allen bekannten Abänderungen dieses Steines. Die Chinesen halten gegenwärtig am meisten auf den einfärbigen Stein ohne Wolken und Farbenabänderung; es sey denn mit fünf Farben lieblich marmorirt, wie z. B. diejenigen, von welchen man sagt, daß davon zwölf Instrumente vor und hinter dem Schlafgemache des Kaisers aufgehangen seyen, durch deren Anschlagen derselbe mit Anbruch des Tages geweckt werden soll. — Das Merkwürdigste am Steine Yu ist sein Klang. Aus denjenigen Steinen, welche den angenehmsten Ton geben, sind die Kings oder musikalischen Instrumente verfertigt, deren sich die Chinesen bey ihren Ceremonien und religiösen Festen bedienen. Die Form derselben ist zu allen Zeiten verschieden gewesen. Die ältesten sind schildförmig. Die gewöhnliche ist die eines Winkelmaßes. Sechzehn derselben in zwey Reihen aufgehangen, bilden das Ganze des Instrumentes oder den Pien-King. Man spielt den King, indem man mit einem Hammer von hartem Holze daran schlägt, oder ihn nur leise berührt.

Die Geschicklichkeit der Spieler besteht darin, die Schläge nach den Tönen abzumessen, die man dem Instrumente entlocken will. Nach der Beschreibung der Chinesischen Schriftsteller ist der Zauber dieser Töne das Höchste in der Musik. Der Philosoph Li-Ki sagt: „Die süße Harmonie bestimmt den Weisen, über den Zweck seines Seyns nachzudenken; wenn er sie vernimmt, so denkt er an den Tod, und stärket sich in den Vorsätzen, mit Liebe seine Pflichten zu erfüllen." Außerdem werden auch Tambours, Guitarren und Flöten vom Steine Yu gemacht. Daß man von diesem so merkwürdigen Steine, der sich auch noch durch sein specifisches Gewicht auszeichnet, in Europa außer diesen Berichten nicht die mindeste Kenntniß hat, ist sehr wunderbar, und ungeachtet denselben die Missionäre für einen natürlichen Stein ausgeben: so läßt doch die Eigenschaft, sonorisch zu klingen, und seine Anwendbarkeit auf musikalische Instrumente mehr auf eine glasartige Composition schließen*). Daß man diesen Stein gegen die Missionäre als einen natürlichen Stein ausgegeben hat, dieses ließe sich wohl aus der bekannten Geheimnißkrämerey der Chinesen gegen Ausländer leicht erklären.

Paris, vom 25. Jän. Hr. Doctor Gall beschäftigt sich gegenwärtig mit der Herausgabe seines großen Werkes über die Anatomie und Physiologie des Gehirns, wovon in ungefähr sechs Wochen das erste Heft erscheinen wird. Zur Vollendung des Ganzen glaubt derselbe sich noch ein Jahr in Paris aufhalten zu müssen. Er handelt in diesem Werke die Physiologie des ganzen Nerven-Systems ab. Das erste Heft wird, nebst einer Einleitung, das Nerven-System des Unterleibes, der Brust, den sympatischen Nerven, und das Rückenmark enthalten.

*) Wenn dieser Stein nicht vielleicht unter die Gattung des Punamu-Nephrites oder Beilsteins gehört.

In den Notizen Seite 76 lese man: statt Chlant — Chladni; statt Tonerscheinungen — Tonschwingungen statt Clavier-Cylinder — Clavicylinder.



Der Sammler

Samstag, den — 21. — 18. Februar 1809.

Einige Scenen aus der Verheerung durch Schnee-Lauinen in der Schweiz im December 1808.

Das Ende des Jahres 1808 war für das Schweizerische Hochland eines der schrecklichsten durch die Menge und Größe der Lauinen, die verheerend von allen Gebirgen in die Thäler herab stürzten.

Vom 10. zum 12. Dec. war so hoher Schnee gefallen, daß er in mancher Gegend vier bis sechs Schuh hoch lag. Am 12. drang ein heftiger, warmer Südwestwind durch die vom Schnee hochbeladenen Gebirge, und stürzte ihre Lasten nieder. In den Cantonen Bern, Glarus, Schwyz, Uri, Graubünden u. a. ward in der einzigen Nacht von 12. zum 13. Dec. durch die Lauinen fast in der gleichen Stunde ein Schade von einigen Millionen Franken Werthes gestiftet. Viele Familien wurden getödtet, stundenlange Wälder entwurzelt und abwärts geschleudert, große Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, ganze Striche Landes, Bergwiesen und Gärten mit Grund und Boden durch die Last der Lauinen aufgerollt und in's Thal gesenkt.

Graubünden und Uri scheinen vorzüglich gelitten zu haben. Laut Bekanntmachung des Polizey-Amtes von Uri vom 10. Jänner 1809 wurden in diesem Canton in der einzigen Nacht 11 Personen von den Lauinen getödtet, 11 andere schwer verwundet; 20 Häuser ganz zerstört, 9 andere unbewohnbar gemacht; 151 Heuställe ganz, 14 andere größten Theils zerstört; 105 Stück Rindvieh, 251 Stück Schmalvieh und 3 Pferde getödtet. Noch ist der Werth der weggeschlagenen Waldungen nicht geschätzt, noch nicht der Verlust, den die Berggüter am Werthe erleiden, da sie nun ohne Schirmwälder künftig der Gewalt der Lauinen um so mehr ausgesetzt sind, und doch belauft sich der schon hier sichtbare Schaden auf 114,572 Franken.

Die meisten dieser Lauinen waren so genannte Staub-Lauinen*), bey welchen nur die obern Schneelagen, ohne bis auf die Erde einzugreifen, donnernd niederfahren. Das schnelle Fallen dieser ungeheuern Massen erschüttert die Luft so heftig, daß bloß von der Gewalt des Windstoßes die Stallungen der Alpen und die Berghäuser wie Spreu davon fliegen, und große Wälder, die langsamen Geburten mehr als eines Jahrhundertes, in einigen Minuten krachend zusammen brechen, ehe noch die Lauine selbst sie berührt.

Aus jener unglücklichen Nacht der Lauinen sind mehrere äußerst rührende Anecdoten aufbehalten und bekannt gemacht worden. Wir heben unsern Lesern, die nur das Reitzende der Alpenwelt im sommerlichen Aufblühen, nicht aber das Schauervolle derselben während des Winters, aus den Erzählungen der Reisenden kennen, einige der merkwürdigsten von jenen Scenen aus.

*) Grund-Lauinen unterscheiden sich von jenen dadurch, daß sie beym plötzlichen Thauwetter vom schweren, nassen Schnee gebildet, als fürchterliche Ballen, Grund und Boden mit sich fassend, niederrollen.

„Es ist unmöglich, das Grausenvolle einer vom Winter beherrschten Gebirgshöhe zu mahlen. Alles Leben stockt. In den entseelten Gestrippen der hohen Felsmassen kein Vogel, kein Gewürm. Ein einförmiges Chaos von Eis- und Schneewüsten und Trümmern gestürzter Berge lagert seine Schrecken zwischen Klüften und schattigen Abgründen aus. Keine Spur des Lebens, keine Wohnung, kein Wanken begegnet dem Auge in der weiten Stille. Nur zuweilen irrt ein Gewölk über das todte Einerley herab, wie über den Leichnam einer Welt, deren der Schöpfer vergessen will. Riesenhafte Felsensäulen ragen schwarz in Schnee und Nebel hervor aus den Tiefen, wie trauernde Grabmähler der verstorbenen Natur."

„Dieß ist der Anblick, welchen der Bewohner der höchsten Bergthäler ein halbes Jahr lang über sich hat. Und eben so lange zählt er die Tage seines Winters. In dieser Zeit halten sich die Älpler still in ihren Hütten, die, niedrig und enge, aus Holzstämmen zusammengefügt, inwendig vertäfelt sind, nur gegen des Winters Strenge berechnet. Breite Steine belasten das niedrige Schindeldach, damit es der Sturm nicht entführe. Kleine Fenster werfen ein kümmerliches Licht in die Stube, von welcher ein großer, von Mauersteinen im Vierecke gebauter Ofen den beträchtlichsten Raum einnimmt, im Verhältnisse zum übrigen Hausgeräthe. Die ganze Familie ist meistens um den Ofen hingelagert, entweder auf den hölzernen Bänken daran herum, oder oben auf den Steinplatten." *)

Immer sind diese Wohnhütten in den Gebirgen mit großer Vorsicht dahin gepflanzt, wo sie durch vorliegende Hügel und Abgründe, oder durch starke Waldungen an den Bergen, gegen Lauinen geschützt sind; oder wohin die vom Hochgebirge niederrauschenden Schneemassen nie ihre Richtungen zu nehmen pflegen. Allein in der Nacht vom 12. Dec. rettete auch diese Vorsicht nicht überall; denn es stürzten die Lauinen in Gegenden nieder, wo man seit Jahrhunderten sie weder gefürchtet noch erfahren hatte.

Auf einem der wildesten Berge des Urner Schächerthales wohnten zwey Brüder mit Knecht und Magd. Der eine stieg auf's niedere, vom hohen Schnee beladene Dach, und scharrte den Schnee in die Vertiefung hinter der Hütte, damit eine allfällige Lauine über das mit dem Boden ebenlaufende Dach hinweg gleiten könne. Während der Arbeit des jüngern Bruders stand der ältere an der Thür des Stalles. In dem Augenblicke, als bräche der Himmel ein, schoß eine Alles verschlingende Staub-Lauine von oben hernieder, und der Sturm entführte den Jüngling vom Dach weit hinweg durch die Lüfte. Die Lauine ergriff ihn noch im Fliegen, und warf ihn, da er eben einem entsetzlichen Abgrunde zuschwebte, in welchem sein Leichnam kaum wieder gefunden seyn würde, rettend seitwärts. In der Betäubung haschte er den Stamm eines Baumes, umklammerte ihn, und entkam der Gefahr. Auch sein Bruder, über welchen die Sturm-Lauine den Stall mit Blitzesschnelle wegwälzte, entkam, wie durch ein Wunder, unbeschädigt.

Im Sturnen (Pfarrey Unterschächen, Cantons Uri) sprach, nach vollendeter Abendandacht, der Mann zu Weib und Kindern: „Wir wollen doch mit einander noch bethen für die armen Leute, welche in dieser schrecklichen Nacht Gefahr leiden von Lauinen!" Und sie bethreten. Draußen donnerten der Sturm und der Waldstrom und der Wiederhall entfernter Lauinen.

Aber während des Gebethes voll Inbrunst stürzten jählings Ställe und Hütte ein; wie in dicker Schneewolke ward der Vater auf dem Fittige des Sturms von den Seinigen hinweg getragen, und hinaus geschleudert in Nacht und Einöde, und unten am Berge in Schnee vergraben. Mit übermenschlichem Aufwande von Kraft grub er sich hervor, und arbeitete sich hinauf wieder nach der Gegend, wo sein Haus gestanden hatte. Es war verschwunden. Der Sturm heulte über der öden Stätte; in Todesangst rief der Unglückliche nur den Nahmen seiner geliebten Gattinn, und fühlte seine eigenen schweren Wunden nicht.

Endlich vernahm er, wie aus einem Grabe, tief unten im Schnee ihre Stimme. Und erst als er sie mühsam hervor gescharrt hatte, ließ sich ein Kind hören, das nicht weit von der Mutter bisher still und geduldig unterm Schnee gelegen war, und es sprach: „Mutter, ich wär' auch noch am Leben; aber ich kann nicht heraus." Zitternd und weinend gruben die Ältern den kleinen Liebling hervor. Der Arm war ihm gebrochen. — Die Beklagenswürdigen! sie hatten noch mehr zu beweinen; denn ihre beyden andern Kinder waren entseelte Leichname.

In der nähmlichen Pfarrey, zu Pilgrig, ward eine Mutter mit ihrem Säugling, und einem eilf- und einem siebenjährigen Kinde, von der gleichen Lauine ergriffen, fortgeschleudert und tief begraben unter dem Schnee. Ihr Wimmern hörte ein anderer Unglücklicher, ihr Nachbar. Auch ihn, mit seiner hochbetagten Mutter,

*) Denkwürdigkeiten der helvet. Staatsumwälzung, v. Zschokke. 1. Theil. S. 69.

seiner Schwester, seinen beyden Brüdern, hatte die gewaltige Lauine hierher geworfen. Verzweiflungsvoll scharrte er im Schnee der Stimme der Wimmernden nach. Er fand die Frau von Pilgrig und ihre beyden ältern Kinder; er zog sie hervor, und sank dann ohne Besinnungskraft erschöpft zu Boden.

Jammernd stand die halb nackte Mutter, nur im Hemde, mit ihren beyden Töchtern da in der weiten Schneewüste; erst seit einigen Wochen war sie Kindbetterinn. Sie kannte die Gegend nicht mehr, wo sie stand. Der Sturm wühlte den Schnee zu dicken Wolken auf. „Meine lieben Kinder," seufzte die Mutter, „Rettung ist hier unmöglich. Wir wollen bethen mit einander, und uns zu einem seligen Tode bereiten."

Da falteten sie in der Schreckensnacht ihre Hände alle zum dunkeln Himmel empor. Dann ward die siebenjährige Tochter schwächer. Sie sank in den Arm der Mutter, die halb erstarrt ihr Trostesworte stammelte. Das Mädchen starb und sank in den Schnee. Die Frau beugte sich ohnmächtig über das geliebte Kind nieder, und ihre Stimme wurde leiser. Einsam neben der sterbenden Mutter und der todten Schwester stand das eilfjährige Mädchen. Es wollte die Mutter aufheben, war aber zu schwach. Da kniete es zu dem theuern Leichname nieder, und bethete. Todt lagen Mutter und Schwester Brust an Brust auf dem Schnee. Das gute Kind sann nun auf eigene Rettung. Es kroch mühsam bis zu einem Baume, dann zu einem Fels, und erreichte gegen Mitternacht ein Haus, dessen Thür vom Schneestaube der Lauine verschüttet war, doch lebten die Bewohner noch. Es schrie und wurde zum Fenster hinein gelassen.

Zu Selwa, im Tawetscher-Thale Graubündens, war man von jeher zwey Lauinen ausgesetzt, von denen die, welche den untern Theil des Dorfes bedrohte, gewöhnlich die gefahrlosere war. Darum flüchteten viele Einwohner jetzt dahin. Aber Nachts um 1 Uhr donnerte vom Rüenatsch hernieder eine Lauine. Zwey und vierzig Menschen, sammt einem ungebornen Kinde, und 237 Stück Vieh wurden im gleichen Momente lebendig begraben. Nur dreyzehn Personen wurden von allen beym Leben erhalten.

Ob Tamins, ebenfalls in Graubünden, am Fuße der Calanda gelegen, stürzte vom Gipfel des Gebirges eine Lauine, die mehrere Hütten, Ställe und einen ganzen Wald zerschmetterte und wegriß. In einem Hause saßen in ihrem Stübchen sieben Personen beysammen, und sangen beym Schimmer ihrer Lampe, während des Sturms, der draußen wüthete, andächtige Lieder. Eben begannen sie den 74. Psalm; da donnerte über ihrem Haupte, wie ein fallender Berg, die Lauine her. Sie brach durch drey Fenster hinein, und drang bis zum Tische in's Zimmer vor, ohne einen der Anwesenden zu verletzen, ohne nur das Licht zu verlöschen, während es doch das Haus von der Stelle rückte, Dach und Küche und den benachbarten Wald hinweg riß. Erst um Mitternacht arbeiteten sich die Erschrockenen aus ihrem Schneekerker hervor, und gelangten um 2 Uhr Morgens beym anhaltenden Sturme in eine andere Bergwohnung.

Unweit Gersau am Vierwaldstädter-See, am Bergwege nach Lauerz, gelangt man zu mehreren Bauernhöfen, die an der jähesten Halde wie angeklebt liegen. Man nennt sie von ihrer hohen Lage die Gibel. Dort wohnte eine glückliche und fromme Familie; zwey rechtschaffene Gatten mit ihren Kindern. Sie hatten alle, des Sturmes willen, schon in der vergangenen Nacht wenig geschlafen, und daher sich in dieser Nacht früher zur Ruhe begeben. Da erhob sich des Sturmwinds Pfeifen, der Lauine dumpfer Donner. Das Haus mit vier Ställen flog hinweg von der Höhe in den schwindlichten Abgrund, in dessen Tiefe ein Waldstrom dem Dorfe zutoset. Nur ein zwölfjähriges Mädchen überlebte in diesem entsetzlichen Sturze die übrige Familie, die aus sieben Personen bestand. Dieses Kind, als es vom ersten Schrecken genesen war, glaubte noch das matte Gewimmer einer Schwester zu hören. Es streckte die Hände in die Nacht aus, um die theure Gespielinn zu suchen, fand aber überall nur den schauerlichen Grabhügel aller ihrer Freuden — den Schnee. Die Unglückliche weinte umsonst nach ihren Ältern; sie arbeitete sich mit Verzweifelung aus der Schneegruft heraus und suchte. Einsamkeit, Sturm und Tod umgaben sie. Mit Grausen floh sie, erreichte ein Haus, dessen Bewohner sie liebreich aufnahmen. Mit Fackeln eilte man noch in der Nacht zum Unglücksorte. Man fand nur mächtige Haufen Schnees. Erst am folgenden Morgen scharrten siebenzig Männer die Umgekommenen aus der Lauine hervor.

Unzähliges, noch bey weitem nicht hinlänglich bekanntes Unglück ward durch die Lauinen dieser einzigen Nacht in allen Berggegenden der Schweiz gestiftet. —

Montesquieu und Chesterfield.

Als der Präsident von Montesquieu in Italien reisete, begegnete er dem Lord Chesterfield, den die Neugierde ebenfalls dorthin geführt hatte. Beyde kannten sich schon seit längerer Zeit, waren deßhalb mit ihrem Zusammentreffen sehr zufrieden, und

kamen darin überein, daß sie ihre Reise in Gesellschaft fortsetzen wollten.

Die Unterhaltung im Wagen fiel bald auf den Unterschied, der zwischen den Engländern und Franzosen Statt fände; der Präsident gab seiner Nation den Vorzug, und pries ihre Superiorität des Geistes; der Lord gab das zu, und beschränkte sich darauf, den Engländern dafür einen gesunden Menschenverstand (bon sens) zuzusprechen. Das gab zu einem großen Streite Anlaß: welche von diesen beyden Eigenschaften des menschlichen Geistes vor der anderen den Vorrang behaupte? Lord Chesterfield unterstützte seine Behauptung mit einem Phlegma, das nothwendig die ganze, dem Präsidenten eigene, natürliche Lebhaftigkeit aufregen mußte; da der Stoff aber zu vielseitig, und beyde Gegner einander gewachsen waren: so blieb der Streit unentschieden.

Unsere Reisenden kamen glücklich in Venedig an, und die Neugierde des Herrn von Montesquieu, Alles zu sehen, und Alles genau zu untersuchen, hielt ihn fortwährend in ununterbrochener Thätigkeit. Vom frühen Morgen an trieb er sich bey den merkwürdigsten Denkmählern, auf den Bibliotheken und in den Cabineten herum; er besuchte die Kaffeh-Häuser fleißig, knüpfte hier Gespräche an, unterrichtete sich bis in das kleinste Detail von der Regierungsverfassung und den gesellschaftlichen Verhältnissen, und so bald er nach Hause zurück kam: so zeichnete er die kleinsten, unbedeutendsten Umstände und Ereignisse auf, und legte seine Arbeit täglich dem Lord Chesterfield vor.

So hatte der Präsident eine ganze Zeit lang fortgearbeitet, und sein Werk neigte sich seinem Ende zu, als ein Unbekannter erschien, der ihn in geheim zu sprechen verlangte. Als er in's Zimmer geführt worden war, ließ er sich sehr breit über seine Anhänglichkeit an die Franzosen, und über die wichtigen Dinge aus, die ihm diese Nation schon geleistet habe, und fügte hinzu: daß er eben deßhalb zu ihm käme, um ihm einen Wink zu geben, daß er sich doch ein wenig mehr in Acht nehmen solle; daß die Inquisition auf ihn aufmerksam geworden, und Willens sey, Leute abzuschicken, um sich seiner Papiere zu bemächtigen, und daß man, wenn man in denselben das Geringste gegen die Regierung fände, sich an seine Person halten werde. Montesquieu, durch diese Anzeige erschreckt, ergoß sich in den wärmsten Danksagungen, beschenkte den Unbekannten reichlich, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine ganze Arbeit — in's Feuer zu werfen. Hierauf stürzte er zu dem Lord Chesterfield auf das Zimmer, um ihn von dem sonderbaren Zufalle zu benachrichtigen, der ihm eben begegnet war.

Ohne sich nur im Geringsten darüber zu wundern, versicherte ihn Milord, daß er bey dieser Gelegenheit viel Geist bewiesen habe, daß er aber, wenn er nur ein klein wenig mehr gesunden Verstand angewendet hätte, auf die Bemerkung gefallen seyn würde: daß es doch etwas sonderbar sey, daß ein Mensch, der ihn nicht kenne, so viel Antheil an ihm nähme, daß er ihn vor einer Gefahr warnen sollte, in der er schwebe, und um so mehr, da er ja selbst schon einmahl bemerkt habe: daß die Inquisition ihre Beschlüsse so geheim zu halten pflege, daß sie niemand erführe, es also nicht sehr wahrscheinlich sey; daß ein gemeiner Mensch hätte dahinter kommen können; und daß diese Dinge, zusammen genommen, ihn hätten überführen sollen: daß die Anzeige des Unbekannten nichts weiter als — ein Streich des Lord Chesterfield sey, und daß er folglich nicht nöthig gehabt habe, sein Manuscript zu verbrennen, was ein Engländer nie gethan haben würde.

Man urtheile, wie sehr Herr von Montesquieu erstaunte, und wie tief er seine Übereilung bereute!

Kuhn.

Notizen.

Wien. Die rauschenden Tanzunterhaltungen des Carnavales werden jetzt in der Fasten durch die sanfteren der Akademien abgelöset, und in eben demselben Saale, den noch vor wenigen Tagen eine lustige Menge froh durchjubelte, hört man jetzt aufmerksam bey größter Stille ein Adagio von Mozart, oder eine Arie von Salieri. Herr Gyrowetz hat den Anfang gemacht, und am 16. Febr. um die Mittagsstunde im Saale des Hotel garni zum Römischen Kaiser, zum Besten einer armen Familie, eine Akademie gegeben. — Unter die Unterhaltungsorte, welche im verflossenen Carnavale am häufigsten besucht wurden, gehörte der Apollo-Saal und jener im Hotel garni zum Römischen Kaiser. Beyde wurden von den höheren und mittleren Ständen äusserst zahlreich besucht, und beyde Unternehmer verdienten durch ihr Bestreben, für das Vergnügen des Publicums auf eine zweckmäßige Art zu sorgen, diese Unterstützung. In der Redoute versammelte sich am so genannten feisten Pfingstage und am Faschingsdinstage eine äusserst zahlreiche, die Summe von 4000 Menschen weit übersteigende, ziemlich gewählte Gesellschaft.

Von den neuen theatralischen Erscheinungen verdient nur eine artige, von Madame Renner und Herrn Reaf vortrefflich dargestellte Kleinigkeit: Der Talisman, eine Fortsetzung des Räthsels von Contessa, einer ehrenvollen Erwähnung. — Rochus Pumpernickel füllte das Schauspielhaus an der Wien den ganzen Fasching hindurch; man hatte denselben aber auch mit dem Fasching zu Grabe tragen sollen — allein er ist leider zum Schrecken aller gebildeten Theater-Liebhaber Donnerstags den 17. Februar abermahls auf dem Theater erschienen!!!



Der Sammler

Dinstag, den ——— 22. ——— 21. Februar 1809.

Scenen aus der Tragödie: Der Brautkranz.

Vom Herrn Professor Weissenbach.

Erster Aufzug.

(Palma's Wohnung.)

(Ein kleiner Saal mit einer Flügelthür und einem Seitengemache; dort und da noch Spuren einer ehemahligen Künstlerwerkstatt.)

Erster Auftritt.

(Palma sitzt vor einer Staffeley und mahlt. Der Pilger tritt unbemerkt herein, und bleibt hinter Palma stehen.)

Palma (indem er aufsteht.)

Es ist vollend't —

Pilger.

Und meisterhaft gerathen.

Palma (sich verwundernd umwendend.)

Wer bist du?

Pilger.

Darfst du fragen, wer ich bin?
Zwey Stätten sind auf Erden ewig offen,
Wo, unverwehrt, das menschliche Gemüth
Sich mit dem göttlichen befreunden darf:
Des Künstlers Werkstatt und der Kirche Haus.

Palma.

Ich könnte wohl vorerst die Frage stellen:
Ob du den edlen, hohen Nahmen nicht
In zu geringem Preise da vergibst?

Pilger.

Hier steh' ich ja vor seinem Wappenbrief.

Palma.

Der schwerlich — hätte, wie das Ritterthum,
Die Künstlergilde so ihr Tribunal,
Mir zum Turnier die Schranken öffnen würde.
Auch treib' ich eigentlich die Kunst nicht mehr.

Pilger.

O wer sie treiben will, vertreibt sie nur.

Palma.

Der weite heit're Kreis der Fantasie
Wird trüber, enger, wenn die Jugend flieht.

Pilger.

In diesem Bilde blüht ihr üppig Leben.

Palma.

Dieweil Natur ihr freundlich ausgeholfen;
Denn dieß Gemählde ist kein Ideal.

Pilger.

Dem Künstler wohl darf seine Fantasie
So ihre Schöpfung aus dem Leben greifen.

Palma.

Es sind schon ein Paar Jahre dem, seit ich —
Zwar nicht die Kunst, denn was ihr Götterhauch
In mir berührte, ist ein heil'ger Boden,
Auf dem sie ewig herrschen soll — nur daß
Ich Pinsel und Palett' weggelegt,
Weil seinen Sabbath auch der Künstler hat,
An dem er ruhen mag von seinem Tagwerk.

Pilger.
Der Greis Lenardo hat nicht so gemeint.
Palma.
Doch ist mir wieder ein Moment erschienen,
Der noch einmahl zum Mahler mich versucht,
In einem Fache, wo die hohe Flamme
Der Kunst schon erdwärts strebt: in dem Porträt.
Pilger.
O solche liebliche Gestalt, wie diese,
Vermag die Flamm', die erdwärtsstrebende,
Wohl himmelwärts zu hauchen, deutet mich.
Palma.
Nicht das so wohl, als weil die Liebliche
Durch andere Beziehungen auch noch
So nahe mir, so theuer meinem Herzen!
Pilger.
Wer ist sie?
Palma (schnell bedächtig werdend.)
Darfst du fragen, wer sie ist?
Pilger.
Verzeihe, vor dem Bilde hätt' ich bald
Vergessen, daß ich in Venedig bin.
Palma.
Und daß vorher auf solche Frag' von mir
Dieß trock'ne Wort auch deine Antwort war.
Pilger.
Liegt dir daran zu wissen, wer ich bin,
Mag dieß Gewand dir meinen Stand verkünden.
Sieh einen Deutschen Ritter vor dir steh'n,
Der seinen Wanderstab ergriffen hat,
Um noch ein Mahl, bevor des Todes Hand
Sein kahles Haupt mit Erde überschüttet,
Das schöne, heit're Pflegeland der Kunst,
Des Glaubens herrlich, heilig Mutterland,
Das hohe Rom, anbethend, zu begrüßen.
Auch eure Stadt, die Meerbeherrscherinn,
Hat Heiliges und Schönes mir gebothen.
Nachdem ich in San Marco's altem Dom
Zum unsichtbaren Ewigen gebethet,
Will ich drey Tage noch der Anschauung
Des sichtbar Ewigen, der Kunstwelt, widmen.
Palma.
Es freut mich, diesen zarten, glüh'nden Sinn
In einer nördlichen Natur zu grüßen.
Pilger.
Ein and'rer Pilger hatte mir bedeutet,
Daß hier, in diesem abgeleg'nen Hause,
Venedigs größter Mahler lebt und schafft;
Seit des Gemüthes ich mir bin bewußt,
Hab' ich die Künstler und die Kunst geehrt,
Und beyden, überall, wo ich sie fand,
Ein reines Herz und treue Hand gebothen,
Und sieh! mit diesem Einlaßschein bin ich
Frey in das Haus der freyen Kunst getreten.
Palma.
Und dieser Einlaßschein — er soll dir gelten!
Mit diesem Kusse weih' ich dich denn ein
In meines Hauses still verborg'ne Welt.
Pilger.
Mein Palma!
Palma.
Alter! o es thut so wohl,
Wenn ein verwandtes Herz der Künstlerbrust
Der Weihe süßen Gruß entgegen bringt!
Denn eines haben wir mit Königen
Und allen Hohen dieser Welt gemein —
Daß unsers Gleichen selten wir erschau'n.
Vergib mir, wenn beym ersten Eintritt du
Verschloss'ner mich gefunden, als du hofftest.
Venedig ist ein wunderbarer Platz:
Unsicher, wie das rohe Element,
Auf dem es schwebet, wogt das Leben auch
In seinen Mauern und in seinen Menschen.
Pilger.
Man hört gar viel bey uns von eurem Löwen,
Dem Groß-Spion der Republik, und von
Dem Vorhang, hinter dem das grimme Thier
Sich füttern läßt mit treuer Bürger Blut.
Palma.
Darum hab' ich das öffentliche Leben
Vertauscht mit dieser Abgeschiedenheit,
Obwohl Venedigs Marmorthore alle,
Selbst im Palazzo der geheime Saal,
Sich mir eröffnen, so bey Tag als Nacht;
Denn mitten in der Großen Prunkgemächer,
Und um den Thron hab' ich der Kunst Gebilde,
Wie weibliche Verwandte, hingestellt.
Verborgen liegt mein Haus; nur wenige
Betreten die geheime Schwelle mehr.
Du folge mir, ich will den kleinen Schatz
Von Mahlereyen, die mein Haus bewahrt,
Dir weisen; manche sind von mir darunter
Noch Schöpfungen aus meiner Jugendzeit,
Als blühender die Fantasie noch war,
Und ihre Bildungen lebendiger
Der Pinsel auf die Tafel übertrug.

Ein werther Gast sollst du im Hause seyn.
Die kleine Gallerie für deinen Geist,
Und Ruhe deinem Körper, Speis' und Trank.

(Gehen beyde in das Seitengemach.)

Ein Tag in Marseille.

Marseille, den 20. Nov. 1808.

Der Himmel muß in seiner besten Laune gewesen seyn, als er die Provence geschaffen hat; unter allen himmlischen Ländern ist es das himmlischste. Ein Klima und eine Fruchtbarkeit, wie sie nur im Paradiese seyn können. Herrliche Gegenden, zu essen, was nur der Mensch begehrt, schöne Städte, Antiquitäten, kurz Alles, was es nur Schönes gibt. Man findet diesen Herbst ungemein kühl, und doch habe ich seit Avignon noch nicht wieder eingeheitzt. Sehr viele tragen noch jetzt Nanquin, und ich habe heute tüchtig geschwitzt, als ich des Mittags auf einen etwas hohen Berg stieg. Bloß die Abende fangen jetzt an etwas frisch zu werden, zumahl wenn Seewind weht.

Den hiesigen Himmel muß man gesehen haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Er ist wie der, den man in Landschaften Italiänischer Himmel nennt. Immer klar, nur manchmahl einige leichte, wie hingehauchte Wolken. So lange ich hier bin, hat es, ein Gewitter ausgenommen, noch nicht geregnet. In Montpellier regnete es drey Tage hinter einander; und doch war es so wenig kalt, daß keine Stunde verging, wo es nicht witterte und blitzte. Ein hiesiger Arzt wollte mir sagen, man habe doch hier auch heftige Kälte, und so versicherte er mich, an manchen Wintertagen stehe das Thermometer auf 4° unter dem Gefrierpuncte. Lorbern und Aloes dauern hier im freyen Lande aus, auch Orangen und kleine Palmen, wenn sie an einer Wand stehen. Öhlbäume, Mandeln, Granat-Äpfel, Cypressen sind die gewöhnlichen Bäume. Maulbeerbäume sind nicht so häufig als im Vivaray. Maroniers fehlen ganz, und alle Kastanien müssen aus dem Vivaray geholt werden.

Überall trägt der Boden zwey Mahl Früchte. Entweder es sind Öhlgärten, die man mit Getreide besäet, und dann noch mit Zugemüse; oder Weingärten, in denen man noch Gemüse bauet. Die Öhl- und Obstbäume, die in letztern stehen, geben den dritten Nutzen. Von Früchten hat man hier, was man nur Gutes finden kann. Die Weintrauben sind vortrefflich, lange Beeren, etwas dickschalig; wenn man sie trocknet, so geben sie die großen Rosinen. Die getrockneten Feigen von Marseille sind berühmt. Sie sind klein, und ungemein dickschalig; doch ist mir der Geschmack der Smirnaischen lieber. In meinem Leben habe ich nicht so gute getrocknete Pflaumen gegessen als hier. Man setzt sie roh zum Dessert auf.

Da ich einmahl auf das Essen gekommen bin, so will ich noch etwas von der hiesigen Küche sagen. Die Pariser kennst du, die hiesige unterscheidet sich merklich. Man nährt sich hier von allen Sorten Seeungeziefer, die ich zwar alle secirt, aber noch nicht gegessen habe. Das Vieh sieht gar zu gräulich aus.

Ich will dich einmahl einen Tag wenigstens in der Idee echt Marseillerisch leben lassen. Um 7 oder 8 Uhr stehst du auf; um 10 trinkst du eine Tasse Kaffeh oder Chocolade. So weit ist Alles in Ordnung. Nun bist du aber um halb 12 zu einem Dejeuner am Strande eingeladen.

Da wirst du in nicht geringe Verlegenheit kommen. Den Anfang machen Radieschen mit ungesalzener Schaf- oder Ziegenbutter (denn andere hat man nie). Diese Butter sieht ganz weiß aus, und ist so weich wie geronnenes Schweinsfett. Graues Meersalz, im Mörsel gestoßen, würzt sie. Nachdem du dir damit Appetit geholt hast, bringt man eine Schüssel See-Igel; in der Mitte von einander geschnitten, herein. Man legt dir einige vor, und ein Marseiller lobt dir dieß Essen, und kann nicht Worte finden, seine Vortrefflichkeit zu schildern. Du hast ihm einige Augenblicke aufmerksam zugehört, und willst nun sehen, ob er Recht hat; aber siehe da, deine See-Igel haben es für gut befunden, vom Teller wegzuspatzieren, und eine kleine Promenade auf dem Tische zu machen. Dir kömmt das ekelhaft vor, und du willst nun nicht davon essen, dein Nachbar entrüstet sich darüber, und will seine Wuth an den armen Thieren auslassen; er ergreift einen Kaffeh-Löffel, und verzehrt, was nur in der Schale ist. Das ist aber der Schale einerley, ausgeleert bewegt sie so gut die Stacheln, und krabbelt so gut auf dem Tische herum, als ob ihr gar nichts geschehen wäre. Die meisten essen nur die orangegelben Rogen, was aber ein rechter Oursins-Esser ist, ißt auch die Eingeweide mit. Endlich setzt man vier andere Schüsseln auf. Das eine sind gewöhnliche Muscheln, moules genannt, aber weder gekocht, noch marinirt, sondern auch lebendig; das zweyte eine andere Sorte Muscheln, die man vorzugsweise coquillages nennt, (die Marseiller riskiren nicht, unter diesem generischen Nahmen etwas anders mit zu

begreifen; denn es ist die einzige eßbare Sorte, und was man nicht essen kann, das existirt für sie nicht) auch lebendig. Du willst, vom Hunger gequält, doch ein solches Ding angreifen, da streckt es auf einmahl ein Paar große lange Rüssel oder Beine heraus, daß du es mit Entsetzen wieder hinwirfst. Indessen stehen noch zwey Schüsseln da. Das eine sind gebratene Sepien oder Dintenfische, die ich dir nicht erst zu beschreiben brauche; das andere sind große Erdäpfel; ja ja, Erdäpfel in Montur. Nun Gott sey Dank, da ist doch etwas, was der Mensch genießen kann! Du nimmst einen; kurios, er ist kalt, naß, und entsetzlich schmutzig, fast als wenn er im Schlamme gelegen hätte. Du schneidest ihn in der Mitte durch, da kömmt eine gelbe Brühe heraus gelaufen, und es findet sich, daß der Klumpen hohl ist, und daß ein schwefelgelbes, schleimiges Thier, mit rothen Hörnern, darin sitzt, das du mitten durchgeschnitten hast. Du schreyst laut auf, das macht deinen Nachbar aufmerksam; ah Mademoiselle, on vous croiroit, Marseilloise, vous ouvrez parfaitement bien les vioulettes, on voit que vous les aimez beaucoup. La fille! un huilier pour Madame! Und nun will man dir Essig darauf gießen, und du sollst mit Gewalt das Vieh verschlucken. In deiner Herzensangst stellst du dich ungeschickt, wirfst den Leckerbissen unter den Tisch, und versicherst, als man dir mehr anbiethet, du seyst nicht im Stande, einen Bissen mehr hinunter zu bringen, du habest des Guten schon so viel genossen u. s. w. Man führt dich nach Hause, sehr zufrieden, dir ein vortreffliches Dejeuner vorgesetzt zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Nichts entzweyet Freunde leichter als Verschiedenheit in politischen Meinungen. Personen, die von Kindheit an die innigsten Vertrauten waren, sind aus diesem Grunde in der Folge Todfeinde geworden, ja sie haben sogar Einer den Andern dem Feinde verrathen, ihm die Orte angezeigt, wo derselbe seine besten Habseligkeiten verborgen hielt, und so ihn indirecte um sein Eigenthum bestohlen.

Unter allen Universitäts-Lehrern könnten die Philosophen das meiste Gute stiften, wenn sie die Lehren von Gott und Unsterblichkeit, von den menschlichen Pflichten und Rechten, und von der Bestimmung des Menschen mit Energie, Deutlichkeit, Interesse und Enthusiasmus vortrügen. Sie würden dadurch für das Gute begeistern, und die Lust zum Selbstdenken bis zur Leidenschaft steigern.

Die allen Menschen natürliche Furcht vor dem Tode ist nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie Montaigne sagt, vor dem Gedanken, gestorben (todt) zu seyn. Die Täuschung ist hier nicht zu heben; denn sie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu uns von sich selbst. Der Gedanke: ich bin nicht, kann gar nicht existiren; denn bin ich nicht, so kann ich mir auch nicht bewußt werden, daß ich nicht bin.

Notitzen.

Nachrichten über die Russischen Militär-Spitäler in Rußland.

Petersburg, den 14. Jänner 1809. Das Medicinal-Wesen in Petersburg wird unter der Oberaufsicht Sr. Excellenz des Leibarztes, Herrn Wylie, von zwey Stabs-Chirurgen, Nahmens Geßling und Rusceny, und einem Apotheker verwaltet. Der erste hat die stehenden Hospitaler unter seiner speciellen Aufsicht; der zweyte besorgt die Regiments-Hospitaler. Beyde sind junge geschickte Männer, und führen den Titel: Medicinal-Räthe. Die höchste Ordnung und Reinlichkeit herrscht in diesen Anstalten in jeder Beziehung. Das Land-Hospital besteht aus zwey massiven Prachtgebäuden mit freyen Corridors und vielen frey stehenden Gebäuden; die Fronte des einen hat die Aussicht auf die Newa. Ein neu aufgeführtes Gebäude hat drey Säle. Im ersten befinden sich die Kranken, welche aufgenommen werden wollen; im zweyten werden sie gebadet, mit einem Schlafrocke, Pantoffeln und einer Mütze versehen, und im dritten halten sie sich nach dem Bade auf, und werden dann von hier aus in Portchaisen nach dem Krankenhause gebracht. In den großen, geräumigen hellen Sälen, deren Fußböden mit Öhl bestrichen sind (Öhlfarbe?), liegen die Kranken in zwey und vier Reihen neben einander, doch so, daß die Betten nicht dicht zusammen stoßen. Eigentliche Betten gibt es hier nicht, sondern Stroh und wollene Decken, welche alle acht Tage überzogen werden. An jedem Bette steht ein Tisch, worauf die Medicin und das Eßgeschirr gesetzt werden, letzteres aus schönem Englischen Zinne. In den Fenstern sind Ventilatoren, und über den Lampen Röhren angebracht, um die Luft fortwährend zu erfrischen. Tabak zu rauchen ist nicht erlaubt. In jedem Saale befindet sich ein Oberwärter und Feldscher, und zehen Kranke haben immer wieder einen besondern Wärter. Diese Aufwärter sind wie Unter-Officiere und Soldaten gekleidet, und stehen unter militärischer Zucht. Ein gewesener, sehr rüstiger und thätiger Garde-Officier führt die Oberaufsicht über die gesammte Ökonomie, und wird dabey von noch kräftigern Halb-Invaliden unterstützt, die das ganze Ökonomie-Wesen auch verwalten; denn einige sind Bäcker, Schneider und Brauer, andere waschen u. s. w. Die strenge Aufsicht, die geführt wird, und die militärische Zucht, verhüthen jeden Betrug und jede Veruntreuung. Jeder Soldat gibt, so lange er im Hospitale ist, zum Spital-Fonde seinen halben Sold, die andere Hälfte wird für ihn bis zur Herstellung gesammelt. Das Fehlende legt der Kaiser zu. Jedes Hospital, jedes Battaillon hat seinen Apparat und seine Instrumente. Für jeden Kranken ist täglich ein Pfund Fleisch bestimmt. Als Getränke wird ihnen Bier oder Quas gereicht, welches letztere aus Brodteig und Mehl gekocht wird, und säuerlich schmeckt.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 23. — 23. Februar 1809.

Ein Tag in Marseille.

(Beschluß.)

Dieß Frühstück hat dir aber doch excellenten Appetit zum Mittagsessen gemacht. Du kannst kaum erwarten, bis es fünf schlägt, und würdest dich bis dahin lang weilen, wenn das in Marseille möglich wäre. Da gehen wir denn ein wenig an dem Bassin spatzieren. Es ist gerade die beste Zeit. Du siehst da ein viereckiges, eine Achtelstunde langes und halb so breites Becken, mit schön gemauerten breiten Quais rund herum, und wenigstens auf der Ostseite mit lauter schön gebaueten Häusern garnirt. Eine Menge großer und kleiner Schiffe — liegen jetzt im Hafen stille, denn nur wenige wagen es, auszulaufen, da, wenn es köstlich geht, etwa drey von zwölf wieder zurück kommen. Die andern werden von den Engländern genommen. Trotz diesem Stocken des Handels ist doch immer ein Gewühl von Menschen auf diesen Quais. Matrosen und Bothsknechte, in ihren scharlachrothen Mützen und braunen Alltags- oder sallatgrünen Sonntagsjacken, hübsche und häßliche, junge und alte Fischweiber und Obsthändlerinnen, die einen fast taub schreyen, und das in ihrem den Fremden ganz unverständlichen patois. Dort macht eine Gesellschaft Kinder equilibristische Kunststücke, hier läßt einer einen Affen sehen. An allen Ecken stehen Sänger und Sängerinnen, umgeben von einem Kreise neugieriger Zuhörer. Unter all diesem Lärmen gehen, mit Würde und Hoheit angethan, und über alles dieses Weltgetümmel erhaben, ein Dutzend Türken, Mauren, und Armenier mit langen Pfeifen spatzieren. Da kommt ein Fischerkahn vom Fange zurück. Alle Poissarden laufen zu, um zuerst zu kaufen; man zankt, man prügelt sich, um hin zu kommen, und dieser Trupp sich prügelnder Menschen gebiert immer eine mit einem Korbe Sardellen belastete Frau nach der andern. Eine Hetze kleiner Jungen ist auch bey der Hand, und indessen sich der Trupp oben zankt und schlägt, kriecht diese Teufelsbrut zwischen den Beinen durch, um aus dem Schiffe eine Sardelle oder Muschel zu mausen, und sie, wenn anders seine werthen Herren Collegen sie ihm nicht abjagen, gleich roh zu verschlingen. Um vier Uhr geht die Börse an, die wir aber nicht abwarten. Wir gehen lieber bis zum Mittagsessen an den Strand spatzieren, um das herrliche mittelländische Meer zu sehen.

So großen Eindruck auch die Nordsee auf mich gemacht hat, so ist sie doch mit dem mittelländischen Meere nicht zu vergleichen. Die Nordsee ist grau, und hier dehnt sich eine schmaragdgrüne Fläche zum fernen Horizonte aus, und ist dort von einem grünlich blauen Himmel begränzt; es wimmelt am Strande von kleinen Schiffen mit ihren dreyeckigen weißen Segeln, und am Horizonte weit über die drey Felseninseln hinaus, die am Eingange der Bucht von Marseille liegen, siehst du einige große, dreymastige, vielleicht Englische Schiffe kreuzen. Erhebt sich ein wenig Seewind, so wird das

Schauspiel noch schöner; auf der grünen Ebene erheben sich Wellenberge, und auf jedem wieder eine weiße Schaumspitze; die am Ufer brechenden Wellen donnern wie eine entfernte Kanonade, und spritzen den Schaum weit um sich. Um das Ganze noch besser zu sehen, steigen wir auf das Schloß **notre Dame de la garde**, von wo man nicht nur den ganzen Golf von Marseille, sondern auch die ganze Stadt mit der umliegenden mit Landhäusern besäeten Gegend übersieht.

Doch es wird Zeit, du gehst über die **montagne Bonaparte**, bey Desaix Monumente vorbey, durch die **rue du paradies** nach dem **hôtel des Ambassadeurs**, um dich durch ein excellentes Diner für das verunglückte Dejeuner zu entschädigen. Nach Tische kannst du in die Comödie gehen. Die Säle sind hübsch, die Truppe aber so gar jämmerlich schlecht, daß ich dir nicht dazu rathe. G. —

Anagramm.

Als Gegenstück des im Blatte Nro. 9 befindlichen.

Mein Wort formt eine kleine Welt,
Die sich erhält und unterhält.
Doch gibt man diesen Nahmen mir
Gar oft nur aus Verachtung hier:
Doch ist mein Stammwort klar und wahr.
1. Ich stelle Welt und Menschen dar.
2. Den, der der erste Mörder war.
3. Das fürchterliche Himmelszeichen,
Oft drohend Krieg, Pest, Tod und Seuchen.
4. Auch das, was mit dem ersten Jahr
Ein jeder Mensch auf Erde war.
5. Des Luxus Kind mit Wechselsinn,
Bekannt der schönen Wienerinn.
6. Ein Laster und ein böses Gift,
Was Reichthum und Verdienste trifft.
7. Von Königsberg den großen Weisen,
Den weltbekannt die Kenner preisen.
8. Was jedem, der auf Erde geht,
Am Ende zu erwarten steht.
9. Wie man die wüste Gegend nennt.
10. Was man als Tochtermann erkennt.
11. Was man in alten Kasen sieht.
12. Ein Land, in dem der Jesuit
Um Gold und Glauben Vieles litt.
13. Und daraus ein Geflügelthier,
Als Handwerksbraten heimisch hier.
14. In mir liegt nicht allein das Meine,
15. Es liegt darin wohl auch das Deine.
16. Was man im Glückstopf häufig trifft.
17. Was man bedarf zur Federschrift.
18. Die heil'ge Handlung, die uns bindet.
19. Was man im Vaterunser findet.
20. Was über nur in Vierteln steht.
21. Was Paradies meint der Poet.
22. Der Türken hohe Obrigkeit.
23. Ein Trinktopf alt und neuer Zeit.
24. Den besten Freund vom König Lear.
25. Das, was bequem man nennet hier.
26. Auch, was in jedem Zimmer bleibt,
Wenn man hinaus den letzten treibt.
27. Der Chef, der viel im Kriege nutzt,
Und Platz und Festung auch beschützt.
28. Ein Volk, mit dem durch Engelland
Jüngst erst ein großer Streit entstand.
29. Was man in Büchern und in Schrift
Zur bessern Belehrung trifft,
Und ohne dieß, auf Ehr' und Pflicht!
Wär' auch die schöne Tonkunst nicht.
30. Was man in allen Assembleen
Und vierfach kann in Karten sehen.
31. Auch das, was jedes Ding erreicht,
Und was des Räthsels Schlusse gleicht.

Dieß Alles, Leser, liegt in mir.
Der größte Theil steht noch nicht hier.
Doch suchet, Forscher! suchet fort! —
Genug gesagt; das ganze Wort
Verwechselt immer das Gewand,
Und wechselt öfters Stadt und Land. —
Worauf den Todten man gleich nach dem Tode legt,
Darauf das ganze Wort allein zu wirken pflegt.

Körperstärke verschiedener Nationen.

Eine allzu große Kälte und eine allzu große Hitze des Himmelsstriches wirken nachtheilig auf die Kräfte der Menschen; daher besitzt weder der Neger, noch der Lappländer die Stärke, welche dem Mittel-Europäer eigen ist. Selbst unter den Europäischen Nationen herrschet ein großer Unterschied in Ansehung der Körperstärke. Der Engländer kann weit größere Lasten heben als der Russe; in Constantinopel gibt es Lastträger, welche unglaublich viel tragen können. Kräftige und gesunde Nahrungsmittel, ein mildes Klima, fleißige Übung des Körpers, ein gesunder Menschenverstand und eine freye Verfassung erhöhen und vermehren die körperlichen Kräfte, und als die Deutschen sich weder durch den allzu häufigen Genuß des Tabaks, noch des Kaffehs schwächten, und zugleich dadurch noch nicht einer Menge Ausschweifungen und Laster den Zugang eröffneten, besaßen sie mehr Körperstärke als jetzt. Wollen sie wieder große körperliche Stärke erlangen, so müssen sie einfach und mäßig leben, Ausschweifungen fliehen, und sich fleißig im Gebrauche ihrer Gliedmaßen üben. Ein starkes und gesundes Volk ist auch tapfer, und erträgt keine Beleidigung, so wie es Andern kein Unrecht anthut.

Herr Regnier hat vor einigen Jahren einen Kräftemesser (Dynamometer) erfunden, durch den man die Kraftäußerungen der Menschen und ihre Stärke messen kann. Diesen Dynamometer hatte Herr Peron

mit auf seiner Reise nach den Austral-Ländern, und hat damit sehr viele Versuche angestellt.

Alle wilden Nationen besitzen weit weniger physische Kräfte als die gebildeten. Die Französischen Matrosen siegten jederzeit, wenn sie, selbst mit dem stärksten Wilden, rangen. Dieß war auch der Fall, als ein Französischer Officier mit Einem der robustesten Wilden kämpfte. Aus allen Beobachtungen, welche Peron angestellt hat, kann man mit Grunde annehmen, daß der mittlere Grad von Stärke bey den Wilden weit geringer als bey den Europäern ist.

Die Einwohner von van Diemensland sind die allerwildesten, aber auch die schwächsten Menschen. Die Einwohner von Neu-Holland sind wilder als jene von Timor, und auch schwächer. Die Einwohner von Timor sind wiederum, so wohl in Betreff der Stärke der Hände als der Lenden, weit schwächer als die Franzosen und Engländer.

Peron wünschte noch über die Race der Hottentotten am Vorgebirge der guten Hoffnung Beobachtungen anstellen zu können; allein er ließ sein Instrument auf Isle de France, in den Händen des geschickten Regierungsarztes, Herrn Chapotin, der auf dieser Insel die vortrefflichste Gelegenheit zu weiteren Beobachtungen hat. Keine Gegend eignet sich hierzu besser, als die Insel Frankreich, wo die Thätigkeit der Europäer Menschen aus den verschiedensten Himmelsstrichen hin versetzt; da sieht man den Neger von den Ufern des Senegals und des Nigers; den wilden Jolofen, den stolzen Madekassen, den kriegerischen und colossalen Kaffer, den robusten Mozambiker; ferner den Malayen, den Hindu, den friedlichen Bewohner der Sunda- und Moluckischen Inseln, kurz, Menschen aus allen Theilen der Erde. Wir dürfen daher wichtige Resultate von Chapotin's Beobachtungen erwarten. Vielleicht stellt man auch bald Versuche mit den verschiedenen Europäischen Nationen an, woraus sich ebenfalls die Vortheile der Cultur ergeben werden.

Ein Zug Englischer Sonderbarkeit.

Lord Oxford, ein großer Freund der Spanischen Sprache, war leidenschaftlich in den Don Quixote verliebt, und hatte sogar eine prächtige Edition des Originals zu London in drey Quart-Bänden veranstaltet. Als er eine Stelle im Englischen Ministerium bekleidete, plagte ihn einst ein Parlaments-Glied sehr, etwas für seinen Sohn zu thun. „Versteht der junge Mensch Spanisch?" fragte diesen der Lord. — „Nein, aber er soll es lernen, sobald Sie es befehlen." — „Gut, lassen Sie ihn das thun, es wird ihn nicht gereuen." — Der Vater schickte augenblicklich den Knaben nach Spanien. Ein Jahr darauf läßt er ihn wieder zurück kommen, und stellt ihn dem Lord vor. „Mylord, hier ist mein Sohn; er hat jetzt das Spanische vollkommen inne. Erlauben Sie mir, daß ich jetzt mir von Ihnen Ihre Güte für ihn...." — „Sehr wohl," erwiederte der Lord, „warten Sie einen Augenblick, ich komme gleich wieder." — Er geht darauf in sein Cabinet, und kehrt mit einem Exemplare des Don Quixote zurück, das er dem jungen Menschen schenkt. „Da, mein Herr, lesen Sie das Buch im Originale, ich kann Sie versichern, Sie werden die Zeit nicht bereuen, die Sie darauf verwenden werden, es verstehen zu lernen."

Der menschenfreundliche Kosak auf des Gotthards Höhen im Jahre 1799.

Als die Russischen Truppen vom Gotthard herab durch das Schwächen- und Maderaner-Thal vordrangen, stellten ihnen die Franzosen am Rande eines fürchterlichen Abgrundes einen noch fürchterlicheren Widerstand entgegen. Drey Mahl mußten die Kosaken, welche abgesessen waren, und mit Säbel und Pieke angriffen, zurück weichen. Endlich überwältigten sie ihre Gegner, hieben dieselben nieder, oder sprengten sie in die grausenvollsten Tiefen. Über der Blutarbeit war der Abend heran gebrochen; es wurde Halt gemacht, und die Kosaken suchten unter dem Schutze der überhängenden Felsen sich bis an den Morgen so viele Bequemlichkeiten zu verschaffen, als auf ihren Posten möglich war. Bald hüllte die stille, heitere Nacht die weite Einöde in ihren Schleyer; jeder Laut erstarb; man hörte nichts als in der Ferne das Anrufen der ausgestellten Vedetten. Endlich vernimmt ein Kosak ein leises Wimmern; es scheint aus dem Abgrunde empor zu steigen. Er nähert sich demselben, ruft, erhält aber keine Antwort; doch fährt es fort zu jammern. Ohne sich lange zu besinnen, fängt er an, mit Gefahr seines eigenen Lebens, hinab zu steigen; klimmt von einem Felsstücke auf das andere, kommt dem Gewimmer näher, und findet endlich in einer Tiefe von mehr als zweyhundert Fuß einen jungen Französischen Officier, der verwundet worden und herab gestürzt war. Sich durch Worte zu verständigen war unmöglich; auch hält sich der Bewohner der Ufer des Dnie-

pers damit nicht auf, sondern sucht nur den Leidenden empor zu richten; dieser aber ist durch den Fall so zerschellt, daß er sich nicht auf den Beinen zu halten vermag. Der edle Kosak weiß Rath. Er löset sein Wehrgehenke, befestigt sich den Franken damit auf den Rücken, und tritt so den nun noch beschwerlicheren Rückweg an. Wenig Schritte hat er aber erst gethan, da schießt der Stein, auf dem er fest zu stehen glaubt, unter ihm hinweg, und er stürzt mit seiner Last eine bedeutende Strecke wieder zurück. Das Schlimmste ist, daß er sich an einem scharfen Felsstücke eine sehr schmerzhafte Wunde am Schenkel ritzt, doch auch dieses vermag seinen menschenfreundlichen Eifer nicht zu hemmen. Er rafft sich wieder auf, steigt mit verdoppelter Vorsicht wieder hinan, und gelingt endlich glücklich, aber nach der unsäglichsten Mühe, oben an den Rand des Felsens. Der dort den Posten commandirende Officier lobte die rettende That, und sorgte selbst für den Kranken, der nachher nach Ilanz gebracht wurde, um völlig curirt zu werden. Er hat öfters diese schöne That des Kosaken selbst erzählt.

M i s c e l l e n.

Wer sich seines niedern Herkommens schämen zu müssen glaubt, der soll wissen, daß er mit dem Gegentheile, hätte ihm das Schicksal dieses zufallen lassen, sich nicht wenig, vielleicht auf die lächerlichste Weise gebrüstet haben würde.

Es ist eine Unart, hat aber nichts destoweniger seine Richtigkeit, daß die Menschen, wenn sie ihre Stimme zum Loben oder Tadeln erheben, beynahe durchgängig im ersten Falle viel höher, im zweyten viel tiefer singen, als eigentlich die vorliegenden Noten lauten.

Johann Eremita.

Das Genie, der eigenthümliche Geist, schlägt bey den Deutschen mehr in die Wurzel, bey den Italiänern in die Krone, bey den Franzosen in die Blüthe, und bey den Engländern in die Frucht.

Wer im heftigen Zorne erblaßt, ist auf der Stelle zu fürchten, der hierbey erröthet, desto mehr hinterher (der Rachgier halber). Im ersteren Zustande erschrickt der aus der Fassung gebrachte Mensch vor sich selbst, zu einer Heftigkeit im Gebrauche seiner Gewalt hingerissen zu werden, die ihn nachher gereuen möchte. Im zweyten geht der Schreck plötzlich in die Furcht über, daß das Bewußtseyn seines Unvermögens der Selbstvertheidigung sichtbar werden möchte. —

Kant.

Die größten Tadler der Menschen sind die größten Müßiggänger vor den Augen der Vernunft: sie sehen das Tadeln für das Gutesthun selbst an, und thun daher nichts, was der Menschheit zur Ehre und zum Wohle gereicht.

N o t i t z e n.

Wien. Den 20. Febr. starb allhier der k. k. Rath, Feldstabsarzt und Professor an der k. k. medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie, Dr. J. Adam Schmidt, nach einer kurzen Krankheit im 50. Jahre seines Alters. Ausgebreitete Gelehrsamkeit in allen Zweigen der Medicin, große practische Kenntnisse, besonders im Fache der Augenkrankheiten, beständiges Fortschreiten mit dem Gange der Wissenschaften zeichneten ihn vor vielen seiner Collegen aus, und machen seinen Tod nicht nur für die gelehrte Welt und die Akademie, der er angehörte, sondern auch für einen großen Theil des Publicums, das sich seiner Hülfe bediente, zu einem empfindlichen Verluste.

Paris. Eine Gesellschaft von Freunden der Literatur beschäftiget sich gegenwärtig, dem Andenken von Madame und Mademoiselle Deshoulieres ein Monument zu errichten. Es soll in eine der Kapellen der Kirche St. Roch zu stehen kommen, wo die Leichname jener berühmten Schriftstellerinnen ruhen, und mit goldenen Buchstaben auf schwarzem Marmor die dankbare Nachwelt ihren Segen über die Asche von Mutter und Tochter ausspricht.

Rom. Angelica Kaufmann, der die Muse bis an das Ende ihres Lebens getreue Begleiterinn blieb, hat auch in den letzten Jahren noch verschiedene Gemählde geliefert, die ihrem früh erworbenen Ruhme, die erste Mahlerinn ihres Geschlechtes, so wie die erste Mahlerinn weiblicher Zartheit und Anmuth zu seyn, entsprechen. Die Arbeiten ihrer letzten Jahre sind: Der Prophet Nathan, der dem Könige David die Ermordung des Urias vorwirft; zwey halbe Figuren in Lebensgröße. — Augustus besucht nach der Niederlage des Antonius die Cleopatra, nach der Erzählung Plutarchs; 10 Palmen breit und 7 hoch, für den Senator Sommariva in Paris. Ein Altarblatt für eine Kirche in Brescia, die Gebet Johannes des Täufers darstellend, mit Figuren unter Lebensgröße, für den Abate Martinengo daselbst. Dieses Gemählde wird als eine der vorzüglicheren Arbeiten der Künstlerinn gerühmt. Nach Sitte der ältern Mahler hat dieselbe das Porträt des gedachten Abate in einer der Nebenfiguren der Handlung dargestellt. — Coriolan, der sich von seiner Familie trennt; mit Figuren von etwa drey Palmen Höhe, ein Geschenk für den Cav. Venuti in Neapel. — Der Künstlerinn letztes Gemählde war eine büßende Magdalena; halbe Figur in Lebensgröße, für den Herrn Antonio Pezzoli in Bergamo. Derselbe hat nach dem Ableben der Künstlerinn ihre Büste von dem Bildhauer Filippo Albacini dem jüngeren verfertigen lassen. Der Cav. de Rossi hat ein Elogio storico der Künstlerinn verfaßt. Die oberwähnte büßende Magdalena wird von Falo in Kupfer gestochen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den —— 24. —— 25. Februar 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Wir setzen uns vorerst in einen Carro, der mit Dreyen fährt, und steuern wohlgemuth auf Barcellona zu.

Am heitern Morgen eines milden Tages stehen wir auf der letzten Höhe, die den schönsten Theil der Erde barg, den je mein Auge sah. Nach Osten hin, zu unsern Füßen, wogt das hohe Meer, vom stillen reinen Himmel überwölbt, mit dem es sich am fernen Horizonte vermählt; die Gegend vor uns liegt noch halb im dünnen Nebelflore der Dämmerung verhüllt: die volle, üppige und Wollust duftende Natur im leichten Morgentraume. Rechtshin zieht sich freundlich schützend eine Kette lieblich grüner Berge, dann und wann ein Felsenthurm im tieferen Hintergrunde — die Gartenmauer dieser blühenden Orangerie, und nun die ganze unbeschreiblich reitzende und ewig junge Küstenwelt, vom leisen Zauber feyerlicher Ruhe übergossen, während sich die blaue Wasserfläche sanft und fromm in ihrem paradiesumkränzten Bette wiegt. Doch jetzt erglüht das Meer in seinen fernsten Enden; heilige, erwartungsvolle Stille bebt durch die Unendlichkeit: der Himmel und die Fluthen trinken Licht; ein scharfer Windhauch führt den Augenblick des Werdens mit der Schnelle des Gedankens über Land und See, und göttlich steigt die Göttinn aus der Welle Bad empor, die hohe, nackte Schönheit des Olymps, noch ohne Gürtel, ohne Strahlengold, und segnend steigt sie auf zum Throne ihrer Welt.

Der neue Glanz des frischen Lebens gießt sich über die mittäglich-holde Schöpfung aus. Am Fuße des Berges liegt ein wohlbebautes Dorf im Pomeranzen- und Citronen-Haine versteckt; die goldenen Früchte blicken lockend durch das dunkle Grün der Blätter, und die weißen Mauern durch den Hesperiden-Wald, auf dem des jungen Morgens Lüsternheit im Thaue der Blüthenkelche schwelgt. Ein heiteres, still genießendes und lebenvolles Völkchen wohnt in diesen reitzenden und Städten gleichen Flecken Kataluniens; die Erdgeschosse ihrer Häuser stehen offen, auf den niedern, rohrgeflochtenen Stühlen sitzen gut gekleidete und arbeitsame Mädchen harmlos bey dem häuslichen Geschäfte; weiterhin am freyen flachen Meeresufer biethet sich dem Reisenden zuerst das interessante Schauspiel eines eigentlichen Schiffbaues dar, bey dessen Detail und bey dessen Resultaten auch den Ignoranten Staunen und Bewunderung fassen.

Vier Stunden vor Barcellona halten wir in Materob. Der Ort ist wieder eine jener hochbeglückten Zauberstellen, die sich einzig an der Küste dieses Mittellandes finden: groß, schön und hell im freundlich warmen Sonnenlichte, ein lächelndes Verein von glänzend weißen, leicht gebauten Sommerhäusern in dem düftereichen Umfange eines Frühlingsgartens. Im innern Raume des Gasthofes stehen blühend vier Citro-

nen-Bäume; drey Etagen hoch erhebt sich ringsum eine prächtige Terrasse; Blumentöpfe tragen hier die seltensten Gewächse aller Zonen; dicht dahinter rauscht ein zweyter Pomeranzen-Wald, und über seine Gipfel hin erblickt das Auge Meer und nichts als Meer, von dessen stillbewegter Höhe frische Kühlung in die heiße Mittagsstunde weht.

Ein alter Hauptmann speisete an der stark besetzten Abendtafel; ihm zur Seite saß ein Kaufmann aus Livorno, mit dem er sich auf Italiänisch unterhielt, es kam ein Lautenspieler aus dem Pyrenäen-Lande, mit diesem sprach er Spanisch; Französisch mit den übrigen. Kaum hörte er, daß ich ein Schweizer sey, so wandte er sich zu mir im reinen Deutsch, und theilte mir zum Nachtische einen Auszug seines Lebens mit. Seit dreyßig Jahren stand er unterm Militär, da schenkte ihm der Kaiser eine Pension. Er war aus Montpellier gebürtig, hatte eine Wirthschaft, Weib und Kind, und kehrte von Venedig jetzt dorthin zurück. Sein Kopf war weiß, allein sein Auge sprach das schönste Jugendfeuer, als er vom väterlichen Herde, vom lang entbehrten Wiedersehen der Seinigen erzählte.

Heimath! süßer Wohlklang in der Seele jedes Erdgebornen, wie mächtig herrscht dein Zauber in allen Reihen der Natur!

....

Das Mahl schmeckt trefflich in dem Flügelthürenzimmer, das an diese Platteforme stößt. Die ernste Fasten drängt zwar alles warme Blutfleisch von den Tafeln guter Christen (buenos christianos); aber wahrlich, hier in Materod dauert man diesen Unfall nicht; denn eine Reihe Schüsseln aus dem grün krystallenen Reiche, das zu unsern Füßen fluthet, eine Sorte feiner als die andere, und der echte, alte Malaga im hell geschliffenen Böhmischen Pokale, hier im Angesichte der großen Unermeßlichkeit, die ewig, wie der Geist der Liebe strömt — wiegt wohl den Punschnapf und die dampfende Pastete in des starren Nordens kronenleuchterhellen Eispallästen auf!

Doch so ist nicht ein jeder Gasthof Spaniens, und die Schattenseite sticht gewaltig ab.

Die Fonda stehet oben an im Range dieser Häuser; sie ist der eigentliche Gasthof großer Städte, meistens im Besitze der Italiäner, die die Hotels und Kafeh-Häuser dieses Landes führen. Man speiset an tables d'hôte, etwas theurer als in Frankreich, trinkt dafür den bessern Wein, und balgt sich etwas länger mit dem garçon, wenn man seine Hülfe braucht, und nicht die Kunst versteht, beym Eintritte auf gefällige Bedienung zu pränumeriren. Das Personal bey den Italiänern ist durchaus und immer männlich. Aber in den kleinern Orten Kataluniens, die diesseits von San Carlos und dem Ebro liegen, warten lauter schlanke Mädchen auf, und setzen einen armen Fremdling in die bitterste Verlegenheit; denn sie sind schön, und manche hat das Aussehen einer Königinn. Und nun ein solches imponirendes und inspirirendes Geschöpf, die Serviette und den Teller in der Hand, mit einem Blicke, der die Hoheit einer Fürstinn ausspricht, schweigend, stehend, dienend, hinter deinem Stuhle! — Ich konnte diesen Anblick nicht lange ertragen; immer ward mir wunderlich dabey zu Muthe, und manchmahl hätte ich lieber selbst bedient, als mich bedienen lassen.

Venta und Posada heißt schlechtweg das gemeine Wirthshaus, besser oder schlimmer, nach dem Zustande der Provinz. Ich will versuchen, das Gemählde einer Venta in dem unbewohntern Theile Neu-Castiliens, al fresco und getreu der Wahrheit, hin zu zeichnen. Die Gegend ist seit sieben Stunden menschenleer, und jede Spur der angebahnten Straße schwindet in dem rothen Lehmfelde, das auf Achtelmeilen breit den Einschnitt nabentiefer Gleise trägt, und bald ein niederes, verwildertes Gebüsch, und bald den öden Umfang einer nackten Haide, monoton, wie der Cozyt die finstere, ton- und schimmerlose Unterwelt, durchschleicht. Ein klosterähnliches Gebäude steht allein — allein, so weit das Auge reicht, von hoher dicker Mauer eingeschlossen; der weitgewölbte Thorweg führt in einen großen Hof, auf dessen einer Seite Stallung, auf der andern Küche und Bewohnung liegen. Keine Seele fragt: Wer kommt? Der Führer spannt die Thiere aus, und sorgt für ihr Bedürfniß; der Reisende nimmt seinen Bündel in den Arm, und schreitet auf die Küche zu; denn diese ist der Sammelplatz der Gäste und der häuslichen Bewohner. In der Mitte steht ein breiter Feuerherd, und speyet die Rauch- und Flammenwolke in die achteck-pyramidenförmige Concavität des schwarzen Schornsteinschlundes. Ringsum sitzen Weiber, Kinder, Katalaner, Biscayer und das halbe Königreich, so wie des Zufalls Laune es zusammen bringt, nicht ungleich einer Köhlerbande, auf der harten Steinbank, von des Herdes gleicher Masse um denselben aufgeführt. Man tritt herein, sagt sein „buenas tardes," gravitätisch kalt erwiedert, und setzt sich, wo man kann, zu der Gesellschaft. Unbekümmert um den Neuling, stört sich keine Katze; niemand fragt: woher? wohin? noch weniger,

was willst du? Jeder kocht sich selbst in einem kleinen irdenen Topfe sein Gemüse für seinen eigenen Schnabel. Der Eine bringt ein Repphuhn mit, der Andere ein Kaninchen, das, zum gröbsten ausgeweidet, in zwey gleichen Theilen auf dem niedern Roste bratet, fingerdick mit Knoblauchspänen überstreut. Nur Wein und Brod, und Speck und Eyer liefert auf Begehren die Ventera, wenn man höflich ist. Der Fuhrmann schläft auf seinem Schafpelze in der Küche, und die Herrschaft eine Treppe höher in dem Saale, will sagen: ein Gemach mit Ziegelboden, Mauerwänden, Gnadenbildern, Fensterlöchern ohne Glas und Rahmen, und mit zwey Alcoven, deren jeder ein der übrigen Umgebung analoges Bett enthält. Mit all dem bezahlt man für den Aufenthalt in diesen Boudoirs sammt Wein und Chocolade, die in keiner Venta Spaniens fehlt, den Werth von fünf bis sechs Livres, und ist zum Erbarmen schlecht bedient. Verdrießlich, stolz und träge thun die Weiber Alles und die Männer nichts; sie sehen jeden Fremden mit Verachtung an, und vegetiren, selbst gefühllos dumm mit ungelöseten Geistesschwingen, die bedauernswerthen Wohner ihrer Menschenställe, ein verlornes Leben ohne Reitz in ihrer Wüste.

....

Zurück nach Materod, in's freundlich warme Katalunien und längst dem schaumbespritzten blühenden Gestade nach der meerentragten, fernen, blauen Höhe zu, die Montjuich trägt, und Barcellona schützt! Der Abend senkt sich aus den heitern Lüften thauig kühlend auf den schönen schwülen Tag, der einzig für die vier und zwanzig frühern, voller Abschiedsstunden, Doppelmärsche, schlechter Nacht-Quartiere, so wie für das ganze Heer der so genannten Reise-Incommoditäten überschwenglich reich entschädigt, und an sich wohl mehr als drey Mahl hundert fünf und sechzig Raupentage, auf dem eigenen Miste eingesponnen, Kopf und Herz, und Seele und Empfindung lichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beytrag zur Kenntniß des feinern Pelzwerkes.

Es kann, besonders der gebildeteren Classe des weiblichen Geschlechtes, dem verschiedene feine Sorten Pelzwerkes im Winter theils zur Pracht, theils zur Erwärmung dienen, nicht gleichgültig seyn, eine nähere Kenntniß von der Abstammung dieser Pelzarten zu erlangen; und dieß ist der Zweck, weßhalb ich hier einige Bemerkungen darüber mittheilen werde. Die vorzüglichsten feinen Pelzarten bestehen 1) im Hermelin; 2) im Zobel, und 3) im Grauwerk; wir wollen hier jede einzelne Art näher beschreiben.

Das Hermelin, dessen Fell jenes so hoch geschätzte Pelzwerk liefert, ist eine Art Wiesel; unterscheidet sich aber von dem bey uns bekannten gemeinen Wiesel dadurch, daß es bedeutend größer ist.

Das Hermelin besitzt eine körperliche Länge von einem Fuß, und die Länge seines Schwanzes beträgt 4 bis 5 Zoll. Sein Hals ist lang, sein Kopf aber dick. Im Sommer ist die Farbe seines Körpers bräunlich, mit Ausnahme der Haare unterm Halse und am Bauche, welche bald weiß, bald gelblicht zu seyn pflegen; die Spitze des Schwanzes hingegen ist alle Mahl völlig schwarz. Im Winter verändert sich seine Farbe, es wird am ganzen Leibe weiß, mit Ausnahme der Schwanzspitze, welche schwarz bleibt. Jene Veränderung der Farbe erfolgt vorzüglich in Asien und in dem nördlichsten Theile von Europa. So lange das Thierchen noch bunt ist, wird es der große Wiesel genannt; ist dasselbe aber weiß, so heißt es Hermelin. Das ganze Thier zeichnet sich durch einen schönen schlanken Körperbau, einen munteren, muthvollen, dreisten Blick und eine außerordentliche Beweglichkeit aus.

Das Hermelin nimmt seine gewöhnliche Wohnung theils in Häusern, theils unter denselben, so wie in Feldern, in Wäldern, in Erdhöhlen, in Maulwurfslöchern und unter Steinhaufen; vorzüglich in der Nähe von Flüssen, Seen und Wiesen.

Jenes Thierchen ist ein Feind und Verfolger der Maulwürfe, der Mäuse, der jungen Hasen, der Kaninchen, so wie der Hühner und aller übrigen Arten der Vögel und ihrer Eyer. Ja selbst junge Rehe finden einen tödtlichen Feind in diesem kleinen Thierchen; es springt ihnen auf den Hals, zerbeißt die Halsflechsen, und tödtet sie dadurch. Ein gleicher Verfolger ist dieses Hermelin sogar den Bären und den Elendthieren, die im Schlafe davon überfallen werden.

Das Hermelin-Weibchen bringt zuweilen 3 bis 4, zuweilen aber selbst 8 Junge zur Welt. Dasselbe macht sein Nest in einer Höhle, füttert solches mit Moos, Haaren und Federn aus, und nährt die Jungen drey Wochen lang durch seine Milch: worauf es lebendige Mäuse fängt, und solche diesen Jungen vorwirft, die erst damit spielen, sie endlich aber tödten und aufzehren.

Das eigentliche Vaterland des Hermelins machen die nördlichen Gegenden Europens aus; weniger häufig wird dasselbe in Deutschland angetroffen. Von den Lap-

pen und andern nordischen Völkern wird das Hermelin theils mit Fallen, theils mit Schlingen gefangen, theils mit stumpfen Bolzen erschossen.

Die vorzüglichsten Hermeline sind die Sibirischen; denn ihr Balg liefert das kostbarste Pelzwerk. Ihr Haar ist kurz, aber sehr fein und weich. Am meisten wird derjenige Hermelin-Pelz geschätzt, der bloß aus den Schwänzen mit schwarzen Flecken zusammen gesetzt ist.

Unter den Hermelin-Fellen, welche nach Rußland kommen, befindet sich auch das Fell eines vom Hermelin verschiedenen, aber noch wenig bekannten Thieres, welches sich im Sommer durch eine graue, mit einer schwarzbraunen Röthe untermischten Farbe auszeichnet, obschon auch bey diesem der Bauch weiß bleibt. Sein Schwanz ist stumpf, kürzer als die Beine, und gleich dem ganzen Körper, mit Ausnahme einzelner schwarzer Haare, im Winter durchaus weiß. Dieses Thier lebt im Sommer in Dörfern, im Winter aber in Waldungen, und wühlt sich, wenn es verfolgt wird, in Schnee ein, daher solches auch der Schneemann oder Schneewiesel genannt wird. Man fängt jene Thierchen im nördlichsten Finnland mit Fallen, und verkauft die Felle, ob sie gleich kleiner als die vom Hermelin sind, doch zu gleichen Preisen, denn sie haben den Vorzug, daß sie nicht wie diese mit der Zeit gelb werden.

Man verkauft die Hermelin-Felle umgewendet, die Haarseite nach außen gerichtet, und paarweise am Kopfe zusammen gebunden, in Zimmern zu 40 Stücken, wovon ein Zimmer gewöhnlich zu 30 Thalern am Werthe geschätzt wird.

Das weiße Fell des Hermelins macht allein Gegenstand des Handels aus; das braune wird wenig und gar nicht benutzt. So schön auch das Hermelin gebaut ist, so unangenehm ist der Geruch, den es verbreitet, daher auch sein Fleisch nicht genießbar ist. Selbst die Tungusen und die Samojeden verabscheuen das Fleisch desselben; von den Jrkuden wird aber solches im Nothfalle genossen.

Außer dem eigentlichen Hermeline gibt es sowohl in Deutschland als in andern Ländern völlig weiße Wiesel, die sich aber vom Hermeline leicht dadurch auszeichnen, daß sie sowohl im Sommer als im Winter weiß sind, und daher dem wahren Hermeline sehr nachgesetzt werden.

Nicht genaue Kenner werden beym Ankaufe des Hermelines oft betrogen, indem die Kürschner die Pelze von Lombardischen Lammfellen dafür verkaufen, die sie durch eine künstliche Zusammensetzung den Hermelin-Pelzen ähnlich zu machen wissen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Wien. Unter den Werken, welche die Kenntniß der Geschichte des Vaterlandes zum Zwecke haben, verdient gewiß der Österreichische Plutarch des so vielseitig verdienten k. k. Archivars und Leopolds-Ritters, Freyherrn von Hormayr, eine der ersten Stellen. Herr Dr. De Carro hat das mühsame Geschäft unternommen, dieses Werk in das Französische zu übersetzen, und es auf diese Weise für den Ausländer und manchen in dieser Sprache mehr, als in der Deutschen, gebildeten Inländer brauchbar zu machen. Die Hoffnung, das Ausland mit den großen Eigenschaften der Fürsten des erlauchten Hauses Österreich, und mit den Verdiensten seiner großen Staatsmänner und Gelehrten näher bekannt zu machen, hat den Übersetzer, der zwar kein geborner Österreicher ist, es aber durch seinen langen Aufenthalt in diesem gesegneten Lande ward, bey dieser beschwerlichen Arbeit aufgemuntert und gestärkt. Das Ganze wird, mit Bewilligung des Herrn Verfassers, in einer etwas veränderten Ordnung, so daß Anfangs die Reihe der Regenten, dann die berühmten und gelehrten Männer, chronologisch geordnet, geliefert werden, in sechs Bänden in der Strausischen Offizin gedruckt, und, mit den Kupfern des Originals geziert, auf Subscription erscheinen.

Das neuste Heft des in Altona und Hamburg erscheinenden politischen Journals enthält folgende biographische Daten über den vormahligen königl. Preussischen Staats-Minister Herrn v. Stein. K. S. F. Freyherr von und zum Stein, geboren im Monathe October 1757 in Nassau an der Lahn, stammt von einer der ältesten Deutschen Familien ab, da sie Urkunden vom Jahre 1000 besitzt. Sein Vater war Ritterrath des Cantons Mittel-Rhein, der erste protestantische Churmainzische Kammerherr, und nachher geheimer Rath. Unter seinen mütterlichen Vorfahren findet man mehrere Generale und geheime Räthe in der v. Gemmingenschen Familie. — Freyherr v. Stein ging 1772 nach Göttingen, um die Rechte zu studieren, setzte diese Bahn 1776 in Wetzlar unter dem geheimen Rathe Hofmann, des Kammergerichts-Prozesses wegen, dann in Regensburg der Reichsgeschäfte halber, und endlich in Wien beym Reichshofrathe fort. Nach dem Bayrischen Erbfolgekriege trat er als Kammerherr und Bergrath in Preussische Dienste, und Friedrich der Zweyte hielt es nicht unter seiner Würde, deßwegen an seine Mutter, eine sehr geistreiche und kluge Frau, zu schreiben. — Im Jahre 1784 erschien er als Gesandter zu Aschaffenburg, und Carl Joseph Churfürst von Mainz trat zum Fürstenbunde. Als Oberbergrath zu Schwelm in der Mark verdankt ihm dieß Land seine Chausseen. Nachher dirigirte er als Kammer-Director die Westphälisch-Preussischen Provinzen, ersetzte den Minister von Heinitz, verfertigte die Tresor-Scheine, und verließ 1806 seinen Posten, um später als Premier-Minister zu erscheinen. Sein Brief an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein und die Folgen davon sind bekannt. — Sein ältester Bruder war königl. Preussischer erster Hofjägermeister und Gesandter am Mainzer Hofe, und starb zu Ansbach. Der zweyte vertheidigte ruhmvoll drey Wochen lang die Veteranische Höhle mit 1000 Mann gegen 24.000 Türken, und starb 1789 zu Gran. Seine älteste Schwester war die Gattinn des Chursächsischen geheimen Rathes, Grafen von Werthern, ehemahligen Sächsischen Gesandten zu Madrid. Seine dritte Schwester heirathete den Oberschenk von Steinberg, Hannoveranischen Gesandten zu Mainz und nachherigen Staats-Minister. Sein vierter Bruder in Badenschen Diensten verschwand 1792.



Der Sammler.

Dinstag, den 25. 28. Februar 1809.

Der Schiffbruch bey Syderno an Calabriens Küsten im Frühlinge 1807. *)

Die Abreise.

„Adieu Triest!" rief ich, da ich meinen Vertrag mit Signor Enrico Gregari, einem Malteser Kaufmanne, abgeschlossen hatte, den ich in seinen Handlungsgeschäften nach Malta begleiten sollte. Es war der 10. März 1807.

Umsonst war das Bitten und Abmahnen meiner Freunde. Mich lockten unwiderstehlich die Bilder einer reitzenden Zukunft den warmen Ländern des Südens zu. Noch sandte ich über die Alpen einen Abschiedsbrief meinen theuern Ältern im lieblichen Sernfthale. Dann ward der Koffer gepackt; die Waaren wurden eingeschifft, und die Küsse des Scheidens gegeben.

Nach alter löblicher Weise Triests wurde die Bitterkeit der Abschiedsstunde bey Wein und Gesang, Musik und Tanz verscherzt. Dann ging es zum Schiffe, und um 11 Uhr des Nachts beym hellen Mondscheine wurden die Anker gelichtet. Es war der 15. März.

Der Capitän und zugleich Eigenthümer des Schiffes hieß Lorenz a Basich, ein Triestiner. Passagiere und Matrosen waren wir in Allem acht und fünfzig Mann unter Segel gegangen. Noch tönte vom Ufer das letzte freudige Lebewohl, und bald verhallte es. Der günstige Wind trieb uns dem Adriatischen Meere zu. In wenigen Augenblicken waren die Häuser und Thürme der Deutschen Stadt und der Umriß der Gestade in ungewissen Dämmerungen verschwunden.

Eine Seereise hat das Langweilige eines schalen Alltagsromanes. Sie fängt mit Erwartungen an, und endet mit herzlichem Überdrusse. Der Wind war heftig, aber unserer Fahrt günstig; der Himmel heiter, die Luft warm. Unser Weg sollte um Italien hin, erst nach Messina, und von da nach Malta gehen.

Am vierten Tage hielt uns eine Englische Brigg von 28 Kanonen an. Die Britten, als Herren des Meeres, visitirten alle Pässe, fanden sie in der Ordnung, und unserer Österreichischen Flagge froh, segelten wir weiter. Dieselbe Visite mußten wir uns am 23. von einem Französischen Kaper gefallen lassen, da wir in stolzer Ruhe nahe an Calabriens Ufern in der Nähe von St. Maria hinschwammen. Aber daß unser Capitän an's Land gehen und sechs Stunden damit in der Fahrt versäumen mußte, gefiel um so weniger,

*) Diese Erzählung ist aus dem Reise-Journale eines jungen Schweizers, Herrn Heinrich Stauffachers von Glarus gezogen. Das Außerordentliche in den Schicksalen des Reisenden macht seinen Bericht schon durch sich selbst anziehend; er wird es aber noch mehr durch das lehrreiche und lebhafte Gemählde voller Individualitäten von dem Zustande Calabriens vor zwey Jahren, da es noch der Tummelplatz des Englisch-Französischen Krieges und der Calabresischen Rebellen war, wovon die Zeitungen nur ein schwaches, verworrenes Bild gaben.

da wir, wie die Matrosen versicherten, als bessere Segler den Franzosen leicht hätten entgehen können.

Das Geschehene war nun nicht zu ändern. Als am 25. März die Sonne unterging, es war ein stürmischer Aschermittwoch gewesen, trat Capitän Bosich zu uns, und verkündete lächelnd, daß wir nur noch 50 Meilen von Messina's Hafen wären. Angenehme Bothschaft, welche mich selbst mit dem stürmischen Winde versöhnte, der den ganzen Tag in unserm Seilwerk georgelt und das Schiff so umher geworfen hatte, daß wir wie Betrunkene darin taumelten. Reisende und Matrosen, alle sahen wir freudig dem kommenden Tage entgegen, und den Erquickungen in Messina. Bald erzählte mir dieser, bald jener von der schönen Stadt Siciliens, von ihrer Pracht und dem Reichthume ihrer Genüsse. Fröhlich sprang ich am Abende in meine Hangematte; hundert kleine, angenehme Hoffnungen sprangen mir nach. Vor meiner Einbildungskraft gaukelten bald die hohen Palläste und langen Straßen einer fremden Stadt, bald heitere Lustgänge, in deren Schatten reitzende Sicilianerinnen schwebten; bald weidete ich mich in den himmlischen Tönen einer Kirchenmusik, bald in den Düften eines Citronen- und Pomeranzen Waldes. So schlummerte ich ein unter Träumen, sie konnten nicht schöner seyn.

Der Schiffbruch.

Um Mitternacht brach ein schrecklicher Orkan aus. Das gebrechliche Schiff schlug gegen die Wellen des Meeres wie gegen Felsen. Ich hörte das dumpfe Rauschen der Wogen, das schneidende Pfeifen des Windes, das Laufen und Fluchen der Matrosen, und in meiner Kammer endlich auch die Stoßseufzer eines Betheuden. Es war nähmlich ein Schneider, der sich mit seiner Andacht in meine enge Zelle retirirt hatte. Doch schon an das stürmische Element seit zehen Tagen gewöhnt, ließ ich mich nicht stören. Ich flog in meiner Hangematte umher wie in einer Wiege, und machte mich auf einen neuen Schlaf bereit. Aber daraus ward nichts.

Das starke Wanken des Schiffes warf mich mit einem plötzlichen Stoße aus der schwebenden Hangematte auf den bußfertigen Schneider hinunter, der mitten im Kämmerlein bethend knıete, und nun sein Gebeth in lästerliche Flüche und Scheltworte verwandelte. Ich war ziemlich hart auf ihn gefallen. Ein neuer Stoß des Schiffes, und wir taumelten abermahls gegen einander.

Ich trat hinaus. Es war finstere Nacht. Der Orkan spielte mit unserem Schiffe wie mit einer Feder. Die Wellen tobten um uns wie tausend stürzende Wasserfälle am Gebirge. In allen Gesichtern las ich bange Muthlosigkeit. Selbst der Capitän, der in seinen braunen Überrock gewickelt da stand, und das Schiff, und den Sturm und die fliegenden Wolken des Himmels beobachtete, war ungewöhnlich ernst. Doch hatte er selbst noch Muth genug, uns damit zu trösten, daß sich der Wind mit anbrechendem Morgen legen oder wenigstens mildern würde.

Wie sehnlich erwarteten wir die Tageshelle! wie zählten wir die schleichenden Minuten, von denen jede uns in den kalten Abgrund des Mittelmeeres zu begraben drohte. Die Wuth des Windes ward endlich so heftig, daß niemand von uns das schöne Licht der Sonne wieder zu erblicken hoffte.

Aber der langen nächtlichen Todesangst folgte endlich ein Tag des Entsetzens. Der Orkan wurde so unbändig, das Meer war so bis in seinen tiefsten Grund aufgerührt, daß man nicht länger in den Zimmern bleiben konnte. Tische und Stühle stürzten umher, die Spiegel von den Wänden nieder. Unsere Reisekoffer wurden so stark hin und wieder geschleudert, daß sie zersprangen; die Gewalt sprengte die Schrauben aus den Wänden, an deren Dielen wir uns wund schlugen. Um nicht zerschmettert zu werden, flohen wir erschrocken aus dem Zimmer; aber schon war die Thür in ihren Angeln verbogen und verschoben, daß wir nur mit Mühe hinaus kriechen konnten.

Wir eilten zu den Matrosen auf's Verdeck. Welch ein Anblick, welch ein Getöse! Es war ein Weltuntergang. — Überall starre Augen, todtenbleiche Gesichter. Mit zitternder Hand zogen die Matrosen das Bildniß einer Mutter Gottes am Mastbaume empor, während wir andern auf dem Verdecke uns fest an den Seilen hielten, um nicht vom Windsturme in's Meer geblasen, oder von den weit überschlagenden Wogen hinweg gespült zu werden.

Zwischen 7 und 8 Uhr Vormittags schlug ein starker Stoß des Windes den hintern Mast ab, der doch so dick war, daß ich ihn nicht mit beyden Armen hätte umspannen können. Er fiel gegen den mittlern Mast, und zerschlug dessen obern Theil. Das ganze Schiff erhielt durch das Gewicht der gesunkenen Maste, Seile und Segel eine ganz schiefe Lage, so, daß es, wäre es nicht stark geladen gewesen, unfehlbar völlig umgestürzt seyn würde.

Das Schrecklichste bey dem Allen aber war, daß man kein Commando mehr hörte. Der Schiffs-Capitän war von Schrecken und Furcht betäubt wie die andern. Mit großer Mühe nur wurden endlich die Seile abgeschnitten, daß der Mast frey vom Schiffe in's Meer fallen konnte. Aber beym Hineinfallen ward durch die Ungeschicklichkeit des Steuermanns das Steuerruder gänzlich abgebrochen und verloren.

Jetzt erst stieg durch das Gebrüll der Wellen ein herzzerschneidendes Geheul der Verzweifelung zum Himmel. Wir sahen uns rettungslos dem Spiele der Wogen und Stürme hingeschleudert. Der Sturz des Mastbaumes hatte einem der Matrosen das Bein abgeschlagen. Aber keiner achtete des Unglücklichen, der in seinem Blute schwamm. Jeder war mit sich zu sehr beschäftiget, und bereitete sich auf den Augenblick des nahen unausweichlichen Todes. Keiner von den Matrosen arbeitete mehr; Alles winselte und bethete in gräßlicher Angst. — Die Wuth des Orkans wuchs; bald sank das Schiff in ein Wellengrab, wo das Wasser, gleich Mauern, zu beyden Seiten empor stand; bald sahen wir vom Gipfel einer gewaltigen Wassermasse rechts und links in schäumende Abgründe. Land war nirgends zu sehen.

Ich hatte meine Augen auf den Herrn Bosich unsern Capitän, gerichtet. Er war mit der Karte beschäftigt. Ich sah, wie die letzte Hoffnung aus seinen Mienen wich. Er warf Bücher und Karte hin, trat dann mit einem schauerlichen, todtenhaften Gesichte gegen uns vor. Er wollte reden und konnte es nicht. Und als er konnte, kündigte er uns den Tod an.

„Wir sind," sagte er, „noch dreyßig Miglien vom Lande entfernt, und der Sturm treibt uns gerade gegen die Küste; sie ist von Klippen umgeben. Wenn sich Gott unser nicht erbarmt, und den Wind stillt, werden wir untergehen. In eben dieser Gegend von Calabria ultra sind seit den letzten drey Jahren 4 Schiffe schon gescheitert, und bey 200 Personen ertrunken. Ich ermahne daher jeden, von welcher Religion er auch sey, den allbarmherzigen Gott um Verzeihung seiner Sünden und um ein seliges Ende zu bitten, indem wir sehr zuverlässig alle binnen wenigen Stunden den Gang zur Ewigkeit antreten müssen."

Als Herr Bosich dieß gesprochen hatte, zog er seinen Überrock aus, und warf ihn in's Meer. Und wie er sich entkleidete, folgten schaudernd die andern seinem Beyspiele; viele entkleideten sich bis auf's bloße Hemde. Ich that wie jeder. Meine Umhüllungen flatterten im reissenden Windsturze dahin. Wir gehörte hienieden nichts mehr; ich nur der Ewigkeit. Und um mich her lagen sie alle kniend, bethend, den kalten Todesschweiß auf der Stirn, mit aufgehobenen Händen. Nur ein junger Engländer, der sich Georg Thomson nannte, saß unbeweglich in einer Ecke, als wäre er unserm Schicksale fremd.

Ich mag und kann es nicht sagen, was ich in diesen Momenten empfand, da ich frischen und gesunden Leibes den Tod empfangen sollte; ihn von jeder Welle, die sich wie ein wandelndes Gebirge gegen unser Schiff wälzte, erwartete, und die Verzweifelung der in Todesangst Vergehenden in mannigfaltig gräßlichen Gestalten um mich her sah. Der Schiffs-Capitän stand wie eine Bildsäule, starr, und klapperte vor Frost mit den Zähnen. Einige Reisende lagen betäubt an Boden; andere winselten erbärmlich nach den Ihrigen; andere überschrien das Brausen der Wellen mit ihrem Gebethe.

Beynahe zwölf Stunden hatten wir schon in dieser Todesangst geschmachtet. Der Zustand war zu lang anhaltend und schrecklich, als daß nicht jeder das Ende desselben sehnlich gewünscht hätte. Der Tod war uns lieber, als ein Leben, das alle Bitterkeiten des Sterbens hatte, und doch kein Sterben war.

Endlich erblickten wir fern von uns am Horizont das längst gefürchtete Land, dem unser Schiff mit reissender Gewalt zuflog. Je näher wir dem Lande kamen, je lauter ward das Heulen der Todesopfer und das Bethen der Verzweifelnden. Seltsam contrastirte damit das entsetzliche Fluchen des jungen Engländers, der wiederhohlt rief: „Wenn Bethen und Seufzen nichts hilft, und wir doch zu Grunde gehen müssen, so wollte ich, der Teufel hohlte das Schiff einmahl!"

Wir kamen endlich der Küste von Calabria ultra in der Gegend von Siderno, unweit Gerace, so nahe, daß wir auf dem flachen, sandigen Ufer eine große Menge Menschen erblicken konnten, die unserm Unglücke zusahen; aber helfen konnten sie uns nicht. Wie das Schiff bald nach dieser, bald nach jener Seite hingetrieben ward, liefen, wie wir deutlich bemerkten, auch die Zuschauer am Lande nach.

Wir hatten auf dem Schiffe zwey kleine Bothe. Das eine wurde zur Probe hinab gelassen, um zu sehen, ob es sich auf dem Wasser halten würde; allein es war im gleichen Augenblicke von den ungestümen Wellen verschluckt und verschwunden. — Schon waren wir dem Gestade auf ein Paar Büchsenschuß nahe gekommen, ohne Klippen oder Felsen zu sehen. Ich ge-

stehe es, der Anblick des Landes gab mir wieder Muth; ich meinte, es sey alle Noth vorüber, und wunderte mich über die steigende Angst des Capitäns.

Auf einmahl erhob sich unter, und über, und um uns ein betäubendes Krachen. Das Schiff war auf einen Felsen unterm Wasser gelaufen, und durch den gewaltigen Anstoß der Boden zersprungen, so daß gleich die ganze Ladung unten hinaus fiel, und das Wasser zu unsern Füßen herauf drang. Die noch vorhandenen Segeltücher zogen das zertrümmerte Schiff zum Sinken auf die Seite.

Der Engländer, ohne sich zu besinnen, warf sich mit ausgebreiteten Armen über Bord in die Wellen des Meeres. „Wir sind verloren," rief Herr Bosich, „keiner erreicht bey den hohen Wellen das Land!" — Mehr hörte ich nicht. Ich hatte meine Seele schon Gott empfohlen, und sprang dem muthigen Sir Georg in's Wasser nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kaiser Acbar in der Wagschale.

Acbar der Große gehört unstreitig zu den besten Regenten, die Hindostan gehabt hat. Das Glück seiner vielen Millionen Unterthanen war das stäte Ziel seiner landesväterlichen Sorgen. Wissenschaften und Künste hatten an ihm einen theilnehmenden Beschützer: insbesondere war die Gesetzgebung sein Lieblings-Studium. Ungeachtet er alles Ceremoniel und allen steifen Pomp haßte, so führte er dennoch eine Sitte ein, die mit großer Feyerlichkeit begangen wurde, um den Armen etwas zufließen zu lassen. Er ließ sich nähmlich jährlich zwey Mahl wiegen, indem er sich in die eine Schale setzte, während die andere mit verschiedenen Sachen angefüllt wurde. Das erste Mahl wurde der Kaiser an seinem Geburtstage, am ersten October, und zwar zwölf Mahl hinter einander, gewogen, indem man die Schale immer mit neuen Artikeln beschwerte. Diese waren: Gold, Quecksilber, rohe Seide, kostbare Spецereyen, Muscus, berauschende Droguen, geschmolzene Butter, Eisen, Reißmilch, acht Arten von Getreide und Salz. Alle diese Dinge wurden hierauf dem Volke Preis gegeben. Zu gleicher Zeit verschenkte man so viele Schafe, Ziegen und Hühner, als der Kaiser Jahre zählte; auch gab man vielen wilden Vögeln, die man eingesperrt hatte, an diesem Tage ihre Freyheit.

Das zweyte Mahl ließ sich der Kaiser am fünften Tage des Arabischen Monaths Rejib wiegen. Er bestieg acht Mahl die eine Schale, während man in die andere folgende Dinge nach einander legte: Silber, Zinn, leinene Kleider, Bley, getrocknete Früchte, Saffran-Öhl und Gemüse.

Auch die Söhne und Enkel des Königes wurden sämmtlich ein Mahl des Jahres gegen acht bis zwölf verschiedene Artikel gewogen. So viele Jahre sie zählten, so viele Thiere erhielten ihre Freyheit. Um die großen Unkosten dieser Ceremonie zu bestreiten, hatte Acbar einen eigenen Schatzmeister und Secretär angestellt. S. Ayeen Akbery. T. I. p. 241.

Notitzen.

Petersburg. Unter den Feyerlichkeiten, die bey der Verlobung ihrer kaiserlichen Hoheit, der Großfürstinn Katharina Pawlowna, mit dem Herzoge von Oldenburg veranstaltet wurden, zeichnete sich das große Feuerwerk besonders aus, das am 19. Jänner auf dem Platze, dem Taurischen Palais gegenüber, abgebrannt wurde. Hier eine kleine Beschreibung davon. — Den Anfang des Feuerwerks verkündigten zwölf Kanonen-Salven. Sogleich flog aus den Zimmern, worin sich die kaiserliche Familie als Zuschauer befand, eine feurige Taube, welche bey ihrer Annäherung durch ein künstliches Maschinen-Werk die erste Linie der Decorationen entzündete. Sie bestanden aus sechs verschiedenen Darstellungen, worunter ein brennender Tempel, auf sechs ungeheuern Säulen ruhend, auf dessen Kuppel das Russisch-kaiserliche Wappen zu sehen war, einen herrlichen Effect machte. Eine feurige, nach oben spielende Cascade, welche aus neun messingenen Fontainen zusammen gesetzt worden, erregte durch ihre colossale Größe allgemeine Bewunderung. Dieser Fontainen Größe war folgende: vier davon hatten 40 Fuß; vier 160, und eine 320 Fuß. Die Quantität des Messings daran wog 49 Pud, oder 17360 Russische Pfund, und die darin brennende Masse wog 7½ Pud oder 2820 Russische Pfund. — Die Luftstücke bestanden aus mehreren tausenden, im Brillant-Feuer weiß glänzenden Luftkugeln, und einem Bouquete aus 40,000 halbpfündigen und pfündigen Raketen. Den Beschluß machten wieder zwölf Kanonen-Salven.

Paris. Seit einiger Zeit hat man angefangen, den großen Thurm des Tempels niederzureissen. Die vier Thürmchen, die sich daran befanden, sind schon nicht mehr zu sehen, und die dicken Mauern dieser Festung, die Jahrtausenden trotzen zu wollen schienen, sind zum Theile schon abgebrochen. Sie wurde im Jahre 1306 von einem Commandeur der Tempelherren, Johann der Türk genannt, der hernach als Ketzer verbrannt wurde, erbauet, oder wie andere wollen, nur vollendet. Dem sey, wie ihm wolle, sie hat ehemahls zu einem Waffen-Magazine, dann zur Aufbewahrung der Urkunden und des Archivs der Groß-Prioren des Malteser-Ordens, endlich zum Gefängnisse gedient.

Herr Fellenberg in Hofwyl hat nun auch einen Commissions-Handel mit Schweizer Hornvieh angelegt. Alle jene, welche sich mit diesem Vieh versehen wollen, haben sich daher an dieses Institut zu wenden, und anzugeben, von welcher Qualität in Hinsicht auf die Race, das Alter, die Farbe dasselbe seyn soll. Die Commissionen werden dann von Hofwyl aus, dem jedesmahligen Bedürfnisse des Käufers gemäß, nach Wunsche besorgt werden.

Der

Sammler.

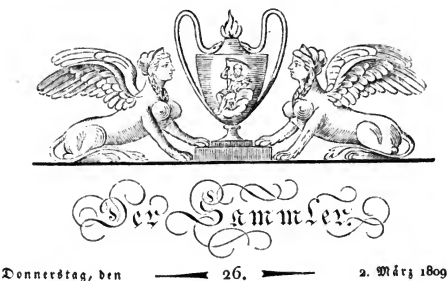
Ein

Unterhaltungsblatt.

Erster Jahrgang.

1809.

März.



Donnerstag, den — 26. — 2. März 1809.

Beytrag zur Kenntniß des feinern Pelzwerkes.

(Beschluß.)

Ein noch höher geschätztes Pelzwerk als das vom Hermelin ist der Zobelpelz. Der Zobel gehört zu dem Geschlechte des Marders, mit welchem derselbe in körperlicher Bildung und Lebensart viel Ähnlichkeit besitzt, obschon er nicht so groß und sein Leib weniger lang ist.

Die Länge des Zobels beträgt, mit Ausnahme des Schwanzes, 16 bis 18 Zoll. Sein Kopf ist dick, die Schnautze spitzig; seine Farbe bald dunkel- bald hellbraun, obschon auch Zobel von anderer Farbe und Schattirung angetroffen werden; als: schwarze, aschgraue, röthlich schimmernde, und weiße, welche letztere aber am seltensten sind. Eben so verändert der Zobel nach der Jahreszeit die Farbe seiner Haare; denn die im Sommer dunkelbraunen nehmen im Winter eine gelbbraune Farbe an.

Der Zobel ist ein munteres, lebhaftes Thier, welches mit großer Schnelligkeit von einem Baume zum andern springt, und gleich dem Marder vom Raube lebt, indem er Ratten, Mäusen und andern kleinen Säugethieren, so wie auch Vögeln und Fischen nachstellt. Ja selbst Hasen, Eichhörnchen und Wiesel sind vor seinem Angriffe nicht ganz sicher, obschon derselbe auch allerhand Beeren zu genießen pflegt.

Am Tage schläft der Zobel ruhig in Erdhöhlen, Löchern und hohlen Baumstämmen; aber des Nachts geht derselbe auf Raub aus. Am häufigsten findet sich er in dem nördlichen Erdstriche Asiens und Amerika's in unbewohnten waldigen Gegenden. Zu einer geringern Art gehören die Felle der Zobel, welche in der Gegend des Oby und Irisch gefangen werden. Mehr westlich in der Gegend des Lena-Stromes, und besonders in Irkutzk, sind die Zobel am zahlreichsten, und biethen zugleich die kostbarsten Felle dar. Dieses Thier vermehrt sich weniger häufig als das Hermelin; dessen Weibchen bringt höchstens 3 bis 4 Junge zur Welt.

Da der Balg dieses Thieres einen überaus wichtigen Zweig des Russischen Handels ausmacht, so werden sie vorzüglich in den Monathen November, December, Jänner und Februar gefangen, zu welcher Zeit der Pelz am schönsten ist. Die Felle müssen an die Krone abgeliefert werden, obschon auch viele durch die Zobelfänger auf Schleichwegen verkauft zu werden pflegen. Vormahls mußten die dem kaiserlich Russischen Zepter unterworfenen östlich-Asiatischen Nationen diese Felle statt ihres auferlegten Tributes entrichten, da hingegen jetzt, wo die Zobel wegen ihrer häufigen Nachstellungen sich vermindert haben, jener Tribut theils in anderem Pelzwerke, theils in baarem Gelde entrichtet wird.

Da der Zobelfang so allgemein als eine große Pönitenz derjenigen verschrien ist, die sich denselben unterziehen müssen, so wird es nicht uninteressant seyn, hier Einiges davon zur Kenntniß zu bringen.

Der Zobelfang wird jährlich durch ganze Gesellschaften von 30 bis 40 Mann begonnen. Diese durchstreifen die großen entlegenen Sibirischen Waldungen da, wo sie am dichtesten und finstersten sind. Von einem Oberhaupte angeführt, versieht sich die Gesellschaft auf 3 bis 4 Monathe mit allen erforderlichen Lebensbedürfnissen, und vertheilt sich nun in kleinere Haufen von 3 bis 4 Personen, worüber allemahl wieder ein anderer Unteraufseher ist.

Um sich vor der Strenge der Witterung zu schützen, bauen sie vorher Hütten; und um ihre Vereinigung in den großen Waldungen immer wieder finden zu können, werden Zeichen und Merkmahle an den Bäumen gemacht.

Nachdem diese Zobelfänger sich in ihren verschiedenen Districten vertheilt haben, stellen sie Fallen auf, deren Schnellzungen mit einem Fische oder einem Stücke Fleisch versehen sind, wovon durch jeden einzelnen Mann täglich gegen 20 Stück aufgestellt werden. Eben so werden an verschiedenen Orten bloß Schlingen gelegt, um das Thier darin zu fangen; und nun besteht das Geschäft des Zobelfängers darin, nachzusehen, was sich gefangen hat, das gefangene Thier aus der Falle zu nehmen, und sie wieder aufzustellen; da hingegen es während dieser Zeit des Vorstehers Geschäft ist, den gefangenen Zobeln die Bälge abzuziehen, so wie andere die erforderlichen Lebensmittel aus den dazu bestimmten Vorrathsgruben herbey hohlen, oder andere Arbeiten verrichten.

Wollen die Zobel nicht mehr in die ihnen gelegten Schlingen und Fallen gehen, so sucht der Zobelfänger die Fährte des Thieres auf dem Schnee auf, bis er die Wohnung desselben entdeckt hat, welche er nun mit einem 13 Klafter langen und fünf Fuß breiten Netze umgibt, das mit ein Paar Glöckchen versehen ist, deren Geklingel auch in der Entfernung andeutet, ob das Thier sich gefangen hat; welches alsdann von dem Hunde, den der Jäger bey sich führt, erwürgt wird.

Besitzt die Höhle, welche dem Zobel zur Wohnung dient, mehrere Löcher, so wird das Thier durch darin veranlaßten Rauch und Dampf daraus vertrieben und dann gefangen, oder mit stumpfen Bolzen erschossen.

Gegen Ende des Februars, wo der Fang beendigt ist, werden die Bälge der gefangenen Zobel zusammen gebracht, und nun unter den einzelnen Truppen der Fänger vertheilt, nachdem zuvor der Krone und der Kirche die ihnen gebührenden abgezogen worden sind, worauf sie in ihre Heimath wandern. Wir sehen hieraus, daß der so sehr verschriene Zobelfang eigentlich nur für denjenigen eine Last seyn kann, dem solcher als Strafe auferlegt ist; ein eifriger Naturforscher würde ihn hingegen zur Gelegenheit gebrauchen, um zugleich die wichtigsten Entdeckungen für seine Wissenschaft damit zu verbinden.

Was den Pelz des Zobels betrifft, so zeichnet derselbe sich vom anderen Pelzwerke charakteristisch dadurch aus, daß er rückwärts und vorwärts gestrichen werden kann, ohne struppig zu werden, so wie außer dem sein Haar sehr lang, fein, elastisch und glänzend ist: indessen sind doch nicht alle Felle von gleicher Güte, und haben daher auch einen verschiedenen Werth; so hat man Felle zu einem Viertel Rubel, und wieder andere zu 50 bis 60 Rubel das Stück. Am meisten werden die schwärzlichen mit Silberglanze geschätzt; denn ein Pelz von solchen Fellen, womit die Kaiser von Rußland gemeiniglich fürstliche Personen zu beschenken pflegen, hat oftmahls den Werth von 5—10000 Rubel.

Außer den Zobelbälgen werden auch die Felle von den Füßen und Schwänzen besonders, und zwar hundertweise verkauft, die aber einen viel geringeren Werth als die Bälge besitzen. Was Deutsche Kürschner unter dem Nahmen von Zobellfell verarbeiten, besteht gemeiniglich in der gemeinsten Sorte desselben, wovon das Stück selten höher als mit 15 bis 18 Thalern bezahlt wird. Noch häufiger werden aber auch schlechtere von röthlicher Farbe verarbeitet, wovon das ganze Zimmer, zu 40 Stück gerechnet, auf den Messen nur mit 48 bis 50 Thalern bezahlt wird. Am häufigsten werden aber die künstlich gefärbten Felle von Mardern, Iltissen, Ottern, Kaninchen, Katzen und Hasen statt des Zobels verarbeitet.

Was endlich dasjenige Pelzwerk betrifft, das man unter dem Nahmen Grauwerk oder auch Werh zu verarbeiten pflegt, so besteht dasselbe in dem Balge des nordischen Eichhorns, das mit unserem hiesigen Eichhörnchen völlig überein kommt, in Sibirien und mehreren ganz nördlichen Gegenden aber eine grauweiße Farbe annimmt, und dann besonders Werh genannt wird.

Jenes Pelzwerk ist auch unter dem Nahmen Samarki bekannt. Wegen der verschiedenen Arten dieser Thierchen in Nord-Asien, deren Felle sich gleichfalls sehr unterscheiden, haben dieselben nach ihren Qualitäten auch einen differenten Preis. Von dem Sibirischen Eichhörnchen kennt man schwarzes, graues und helles Grauwerk; ferner Rückenstücke, Bauchstücke, Kopfstücke,

schwarze Pumse, fliegende Eichhörnchen u. s. w. Von der am meisten geschätzten Sorte, dem schwarzen Grauwerk, werden gemeiniglich 1000 Stück mit 240 bis 250 Thalern bezahlt.

Der Herbst.

An ***

Du schiltst den Herbst, den lieben wackern Jungen
Mit braun und rothem Angesicht?
O wär' sein Ruhm nicht schon zu oft besungen,
Ich säng' ihm gern ein Lobgedicht!

Sieh ihn nur an! Dort treibt er aus den Hecken
Goldammern und den lust'gen Staar,
Schlägt hier zum Scherz Wallnüsse mit dem Stecken
Und stachelnde Kastanien gar.

Mag's immer seyn, daß er mit gelben Borten
Sein dunkelgrün Gewand besetzt;
Ey, dafür ist er auch vom Waidmannsorden,
Den jedes Mädchen liebt und schätzt.

Der Morgen graut; der Herbst steigt von den Bergen,
Und wandelt nach dem Vogelheerd,
Zum Drosselfang — o strich er nur mit Lerchen,
Beym Pan! er wär' mir doppelt werth.

Dort ist er wieder; aus der Jägertasche
Guckt Hasenschwanz und Repphuhnskopf
Brav! Dazu schmeckt des Abends eine Flasche,
Und freudig springt der alt'ste Pfropf.

Er selbst hat ja den edlen Saft gegeben;
Am Fasse lies't man Tag und Jahr;
Auch heuer steh'n auf unsern Hügeln Reben,
Und, wie mich dünkt, nicht unfruchtbar.

Ha! seht den Schelm! Leicht sind ihm Maskeraden,
Dort trägt er selbst die Götterkost;
Die Butte ist mit Trauben hochbeladen,
Verfolgend raubt das Bienchen Most.

Noch nicht genug? der Herbst ist auch ein Mahler
Vom kräft'gem Colorit und Styl.
Fürwahr, der Lenz ist gegen ihn ein Prahler
Mit seinem bunten Blumenspiel!

Seht jenen Fels, rothgülden überzogen;
Jüngst gab's dort nur ein grün Spalier.
Das Waldgebirg mit braunen Blätterwogen
Gleicht Tempelhallen von Porphyr.

Und dort — o seht die lange, blaue Traube,
Vom Herbst so duftig überhaucht!
Ihr Teller von olivengrünem Laube
Scheint rings in Amaranth getaucht.

Des klugen Gärtners Hand hat sie mit Netzen,
Die er vom Jäger lieh, ummascht,
Daß nicht der Spatz, den kecken Gaum zu letzen,
Sie, kaum gereift, zuerst benascht.

So diene oft Flor zu nicht zu strenger Hülle
Des Schönsten, was Natur verlieh —
Sag', beuth der Herbst mit seiner Wunderfülle
Nicht Stoff der schönsten Poesie?

F. Kind.

Anecdoten.

Als die Herzoginn von Bourgogne auf dem Sterbebette lag, sagte jemand von ihren Leuten zu ihr: „Prinzessinn, Ihr Leben ist für den Staat zu kostbar, als daß Sie der Himmel so bald von der Erde hinweg nehmen sollte." Die Herzoginn fiel sogleich ein: „heute Prinzessinn, morgen nichts, und übermorgen vergessen."

....

Scoggan war ein berühmter Lustigmacher am Hofe Heinrichs des VIII. und Elisabeths. Einst hatte er von dieser Königinn 500 Pf. Sterling (3000 Thaler) geborgt. Die Zeit, wo er sie wieder zu bezahlen versprochen hatte, war schon längst vorbey, und die Königinn bestand schlechterdings auf der Bezahlung, so sehr er auch bath und flehete. Nun hörte Scoggan, daß die Königinn an einem bestimmten Tage vor seiner Thür vorbey gehen werde. Er gerieth daher auf den Einfall, sich einen Sarg machen, und sich von seinen Freunden darin zu Grabe tragen zu lassen. Alles war zur bestimmten Zeit zu dieser Absicht bereit. Scoggan legte sich in den Sarg, und als die Königinn vorbey ging, hoben seine Freunde diesen auf, und wollten ihn forttragen. Die Königinn fragte, wen sie da zu Grabe trügen? Ihrer Majestät unterthänigsten Scoggan, war die Antwort. „Ach!" rief die Königinn, „ist der Spaßvogel todt? Hab' ich doch nicht einmahl gehört, daß er krank sey. Er war ein Erzschelm, er ist mir noch 500 Pfund Sterling schuldig, doch ich schenke sie ihm von ganzem Herzen." Bey diesen Worten fuhr Scoggan im Sarge auf, und sagte: „ich danke Euerer Majestät unterthänigst; die Gnade, welche mir Euere Majestät erwiesen haben, ist so groß, daß sie mich auf einmahl wieder zum Leben gebracht hat."

....

Ein Französischer Gesandter bey dem Könige Jacob dem I. von England zeigte bey einer diplomatischen Unterredung mit diesem eine so ungeschickte Lebhaftigkeit und so wenig Talent zu seiner Rolle, daß Jacob nichts mit ihm unterhandeln konnte. Nach der Audienz sagte der König zu dem gelehrten Kanzler Baco: „was halten Sie von dem Französischen Herrn Gesandten? — ist es nicht ein schöner wohlgebildeter und großer Körperbau? Aber was denken Sie von seinem Kopfe?" — „Sire!" antwortete Baco, „Leute von einer solchen Körpergröße gleichen nicht selten den Häusern von vier und fünf Stockwerken, worin die obersten Zimmer gemeiniglich am schlechtesten meublirt sind."

Grüße und Höflichkeitsfragen bey verschiedenen Nationen.

Grüße sind Ausdrücke der eigenthümlichen Denkart eines Volkes, und sie verrathen viel von dem Innern des Charakters. Die Deutschen sind eine religiöse Nation, wie die vielen Ausdrücke lehren, deren sie sich beym Begegnen und Begrüßen bedienen, und ihr: „wie befinden sie sich?" ist ein Charakter-Zeichen ihrer etwas unbehülflichen Langsamkeit und ihrer Alles überlegenden Besonnenheit. In China ist der gewöhnliche Gruß unter den niedrigen Volksclassen in etlichen südlichen Provinzen: „Jasan, habt ihr euern Reiß gegessen?" weil das größte Glück der gemeinen Chinesen darin besteht, daß sie hinlänglich Reiß haben. So gibt es unter den Holländern einen allgemein gewöhnlichen Gruß: „wie fahrt Ihr?" den man unstreitig in den frühern Zeiten der Republik angenommen hat, wo jedermann Schiffer und Fischer war.

In Kahira in Ägypten ist der gewöhnliche Gruß: „wie schwitzen Sie?" weil eine trockene harte Haut als ein sicheres Kennzeichen eines tödtlichen Fiebers angesehen wird. Ein Schriftsteller hat bey der Vergleichung des stolzen Spaniers mit dem lebhaften Franzosen bemerkt, daß der stolze aufrechte Gang und das feyerliche Betragen des Erstern in seinem Gruße: „wie stehen Sie?" enthalten sey, während das: „wie tragen Sie sich?" eben so sehr die muntere Bewegung als die unaufhörliche Thätigkeit des Letzteren bezeichne.

Notizen.

Wien. Am 17. und 24. Februar gab Madame Hendel im k. k. kleinen Redouten-Saale Abends nach 9 Uhr vor einer gewählten Gesellschaft ihre Kunstdarstellungen. Im Grunde des Saales, durch die ganze Breite, war zu diesem Zwecke eine niedere, ungefähr zwey Schuh hohe, Bühne errichtet, deren hintere Wand mit grünem Tuche drappirt, und deren Boden mit Teppichen gelegt war. In der Mitte derselben stand eine kleine, mit grünem Tuche belegte Erhöhung von drey Stufen. Der Platz der Zuschauer war schwach, die Bühne aber durch eine Reverbere erleuchtet, welche ihr Licht auf die Mitte derselben warf. Mad. Hendel zeigte sich auch hier als große Künstlerinn, und erfüllte die gespanntesten, durch das hohe Lob, was ihr aus ganz Deutschland voraus ging, erregten Erwartungen vollkommen. Man kann diese Darstellungen als eine kurze Geschichte der bildenden Künste betrachten. Sie fing mit der Indischen Pagode an, ging dann zur Bildnerey der alten Ägyptier, zu einer Isis-Figur, von dieser zum Höchsten der Kunst, zu den Statuen der alten Griechen, über. Allein nicht nur leblose Statuen zauberte uns die Künstlerinn: sie belebte ihre Bilder: Pygmalions Statue im Momente ihrer Belebung — Hecuba, welche den Tod des geliebten Astyanax beweint — eine Mutter, die sich bey einer Überschwemmung mit ihren Kindern auf einen Felsen rettet — die Gruppe der Niobe — Ariadne, von Theseus verlassen, von Bacchus gerettet, waren Beweise des höchsten Studiums, nicht nur der Kunst, sondern der lebenden Natur — des Ausdruckes der Leidenschaften, wodurch sich diese Künstlerinn besonders von Lady Hamilton unterscheidet. Von der Griechischen Epoche der Kunst ging sie zu jener Rafaels und Albr. Dürers über. — Eine Mutter mit ihrem Säuglinge, nach Rafael; mehrere Darstellungen nach Albr. Dürer, die Geschichte der Hagar und des Ismaels, nach einem alten Französischen Meister, und eine Scene aus dem Leben der Heloise, im Geschmacke, wie mir scheint, der neu Französischen Schule, bewiesen, daß sie auch die neuen Epochen der Kunst mit gleichem Eifer und Erfolge studierte. Die Kleidungsstücke, mit welcher die Künstlerinn alle diese verschiedenen Costume hervor brachte, bestanden in einer weißen Tunica, und in zwey Shawlen, einem weißen und einem gelben, deren sie sich wechselsweise bediente; das lange Haar war mit einem goldenen Kamme aufgeschlagen, und wallte bey manchem Bilde frey über den Rücken. Die Kinder und Mädchen, welche sie zu ihren Gruppen gebrauchte, zeigten, daß sie auch die Mittheilungsgabe im hohen Grade besitze. Sie harmonirten vollkommen mit ihrer Meisterinn, nicht nur in den leblosen Bildern, sondern auch in den Ausdrücken der verschiedenen Leidenschaften. Bey der ersten Vorstellung wurde sie vom Herrn Grüner und Mlle Milder unterstützt.

Dem Vernehmen nach wird Madame Hendel in kurzer Zeit eine Reise nach Italien antreten. Möge sie ein guter Genius begleiten, und sie vermögen, wenn ihre Kunstliebe befriedigt ist, wieder zu uns zurück zu kehren, um eine Lehrerinn und Vorbild unserer jüngern Schauspieler und Schauspielerinnen zu werden!

An Henriette Hendel.

Aus der alten Vorwelt heil'gen Hallen
Seh' ich Hella's Musen Schatten wallen,
Hendel! dich zu hören, dich zu seh'n;
Und in Jubeln, die dir laut erschallen,
Während hoch der Deutschen Busen wallen,
Hör' ich ihre Klagen leise weh'n:
„Unsre Lebenstempel sind gefallen,
„Steinern nur auf Marmorschutt wir steh'n;
„Eine zu bereichern unter allen,
„Mußten wir als Frauen, ach! vergeh'n!"

Baggesen.

Den 21. Februar sahen wir im Theater an der Wien zum ersten Mahle: Der stürmische Abend, eine Operette in einem Acte, nach dem Französischen, und: Der Deserteur, Posse in einem Acte von Herrn v. Kotzebue. — Für die Übertragung des ersten Stückes auf Deutschen Boden dürfen wir dem Übersetzer wahrlich nicht dankbar seyn; denn es machte uns eine langweilige Stunde mehr im Leben. Der Liebhaber, um den Augen des Bruders der Geliebten zu entgehen, wird auf die Altane gesperrt, und dort von einem gähen Gewitterregen ganz durchnäßt, der bestimmte Bräutigam aber verkannt, und tüchtig durchgeprügelt; dieß ist die Intrigue des Stückes, dem wir die ewige Ruhe recht herzlich gönnen. — Wer kann aus Nichts Etwas machen? Diese Frage zur Rechtfertigung der Sänger. — Die Posse: Der Deserteur, ist eine Kleinigkeit der Kotzebue'schen Feder, womit dieser es vermuthlich nur versuchen wollte, wie stark man sich an der Wahrscheinlichkeit versündigen dürfe. — Beyde erhielten keinen Beyfall.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Samstag, den — 27. — 4. März 1809.

Der Schiffbruch bey Siderno an Calabriens Küste im Frühlinge 1807.

(Fortsetzung.)

Die Calabresischen Bauern.

Ich kämpfte mit den Wellen, nicht um zu schwimmen, sondern nur obenauf zu bleiben. Ich lag plötzlich auf den Ufersand hingeworfen, mit blutigem, an den Felsen zerschundenem Fuße. Eiligst kroch ich weiter, um den wiederkommenden Wellen zu entrinnen. Als ich zur Besinnung gekommen war, sah ich ein Paar andere meiner Unglücksgefährten auf dieselbe Art gerettet wie ich. Mit größter Gefahr unseres Lebens gingen wir drey Mahl gegen das Meer zurück, um noch einigen Schwimmenden zu helfen.

Am Ufer standen Calabresische Bauern, Weiber und Kinder, und gafften unserem Elende zu, ohne daß einer auch nur Miene machte retten zu helfen. Es mochte des Nachmittags zwischen zwey und drey Uhr seyn, am 26. März 1807. Es war der grüne Donnerstag.

Während die Geretteten weinend, zitternd, stöhnend auf ihren Knieen lagen, und dem Himmel für das gefristete Leben dankten, hörte ich eine bekannte Stimme echt bootsmännisch dazwischen fluchen. Siehe, da war auch unser Engländer wieder, der noch immer Leichen an's Land schleppte, und den Calabresischen gefühllosen Bauern alles Unglück auf den Hals wünschte. Wie ich am linken Fuße, war er an der Brust hart durch die Felsen verwundet; das hinderte ihn aber nicht, Alles zu versuchen, noch Reisegefährten aufzufischen; doch half ihm niemand außer mir. Die Bauern waren so unmenschlich, da sie unsere Vorwürfe hörten, die Flinten auf uns anzuschlagen. Wir wären vielleicht erschossen, hätten die Weiber nicht abgewehrt, die sich den barbarischen Männern in die Arme warfen.

Nach und nach spülte das Meer zweyundvierzig Leichname unserer Unglücksgenossen an's Land aus. Von achtundfünfzig Personen die auf dem Schiffe gewesen waren, befanden sich nur eilf noch am Leben. Unter den 42 Leichnamen befanden sich auch der des Herrn Enrico Gregori von Malta, und der des Schiffs-Capitäns, dessen Kopf ganz zerschmettert war. Fünf andere Personen kamen aus dem Meere nie wieder zum Vorscheine, und sind vermuthlich in den Klippen hangen geblieben, oder im Sande verschlemmt.

Man wird sich leicht von uns Jammergestalten eine Vorstellung machen können. Da standen wir, die meisten nur im Hemde, fünf in Hemden und Beinkleidern, viele blutend, alle triefend vom Meerwasser, bleich wie Gespenster von der Ermattung, dem Schrecken und der Todesangst.

In einiger Ferne von uns standen die Bauern, roh und gleichgültig auf uns hinstierend. Sie hatten alle ein wildes Aussehen. Sie schienen über unsern Mord

zu deliberiren, um vermuthlich die gestrandeten Waaren desto sicherer zu erbeuten. Einer dieser Kerle hielt mir sein Gewehr mit gespanntem Hahne drey Mahl auf die Brust. Weiber und Kinder fielen vor den Unmenschen auf die Knie, und bathen weinend um unser Leben. Niemand von uns begriff, was sie wider uns hätte empären können; keiner verstand ihr rahes Patois.

Der Calabrese ist, Trotz seines christlichen Glaubens ein wahrer Halbwilder. Seine Lebensart, seine Wahnungen sind elend und unreinlich. Seine Kleidung grab und kothig. Ahe tragen sie über ihrem schwarzen struppigen Haare eine graße, zwey bis drey Schuh lange blaue Wallenmütze, welche aben zusammengedrückt wird. Die kurzen Beinkleider, wie die Jacke, sind aam schwarzen, schlechten Zeuge unter welchem ein äußerst grobes, schmutziges Hemde sichtbar wird. Die Strümpfe sind ahne Füßlinge. Ein ungegärbtes Fell oder eine Schweinshaut, um den Fuß zusammen geschnürt, vertritt die Stelle des Schuhes. Ihr langer, nackter, gelber Hals und das aon der Sonne gefärbte Gesicht voll grober, trotziger Züge, die lebhaften Augen, der Bart, welchen sie spärlich abscheren, gibt ihrem Äußern etwas Barbarisches.

Zwey Stunden lang waren wir hilflas da gestanden im Sturme und frierend. Wiederhahlt bathen wir um ein Feuer, uns tracknen und unsere Halbtodten durch die Wärme beleben zu können. Aber umsonst!

Nicht weit in's Land hinein lag ein Ort. Es war Siderna. Wir wagten uns nicht von der Stelle. Aber unsere Retter erschienen. Gewehre blitzten aus der Ferne her, und die Bauern hörten auf zu drohen.

Die Steinhütte bey Siderno.

Eine Compagnie Französischer Saldaten, fünfzig Mann stark, eilte gegen uns zum Gestade, wahrscheinlich in der Erwartung, daß unser Schiff ein Englisches gewesen sey, und Beute gemacht werden könne. Der Hauptmann fragte mich sogleich, ab ich der Capitän des zertrümmerten Schiffes sey? — Ich wies ihm den Leichnam desselben, erzählte ihm den ganzen Verlauf unserer Begebenheiten, zeigte ihm die kleine Zahl der Geretteten unter welchen außer mir acht Italiäner, ein Grieche aon Canstantinopel und ein Engländer waren, schilderte ihm die Hartnäckigkeit der Calabresen, und flehte ihn für uns um Schutz an

Die Soldaten, auf ihre Flinten gelehnt, hörten mit sichtbarer Rührung meine Erzählung an. Einigen traten die Thränen in die Augen; andere fluchten und schielten mit fürchterlichen Blicken auf die Calabresen hin, die ehrerbiethig mit den Kappen in der Hand fern davan standen. Der Hauptmann, aau Mitleiden überwältigt, wandte sich lange Zeit van uns hinweg, und konnte kein Wort mehr mit mir reden.

Endlich sagte er: „Lieber Stauffacher, die verunglückten Gefährten kann ich nicht mehr auferwecken. Was aber euch Lebende anbetrifft, will ich für euch sorgen, wie für mich selbst." Die Bauern mußten sagleich Wein und Brod herbeyschaffen, auch ein Schaf schlachten, und eine elende Hütte van Steinen, nahe am Ufer, ward uns einstweilen zum Aufenthalte angewiesen. Bald laderte ein Feuer aor derselben, und ein Strohlager unter dem armseligen Obdache ward uns als Nachtlager bereitet.

Während dieser Zurüstungen sagte mir der braae Hauptmann, er heiße Lucerne, sey nicht weit van Straßburg daheim, gehöre zur Armee des Generals Reynier, liebe die Schweizer wie seine Landsleute, und sey einem, Nahmens Kubli, ebenfalls aus dem Canton Glarus, das Leben aber wenigstens die Freyheit schuldig, indem ihm derselbe am 6. Julius aergangenen Jahres auf der Ebene von St. Eufemia im Treffen bey Maida von den Engländern gerettet, deren Kriegsgefangener er schon gewesen war.

Bey diesem Anlasse erfuhr ich, daß die Calabresen uns, ungeachtet unsers Mitleiden erregenden Zustandes und ungeachtet der Fürbitte ihrer Weiber, gewiß aus der Welt geschafft haben würden, wenn sie nicht Furcht vor den in Gerace stehenden Französischen Truppen gehabt hätten. „Bey diesen Menschen," fuhr er fort, „sind Meuchelmorde und Selbstmorde so wenig selten, als in andern Ländern Geburten. Wer einen andern niedermacht, entfernt sich nur ein Paar Wachen aau seinem Orte, kommt dann wieder straflos heim, und ist ein ehrlicher Mann nach wie vor. Finden andere den Ermordeten, knien sie nieder, bethen für seine arme Seele, und begraben ihn. Hat er sich selbst um's Leben gebracht, so thun sie das Gleiche, und damit ist die Sache abgethan."

Mit der Abenddämmerung kehrten der Hauptmann und seine Compagnie nach Gerace zurück. Wir Ermatteten suchten die Ruhe.

Schilderung der Calabresischen Küste.

Wir lagerten uns auf das Stroh; jeder warf schaudernd seinen Blick auf den Schreckenstag zurück, der uns des größten Theils unserer Reisegefährten und

unserer Habe beraubt, und in ein Land geworfen hatte, wo wir des Lebens noch immer so unsicher als auf dem wilden Meere waren. Fern von Verwandten und Freunden, ohne Kleider und Geld, in einer Gegend, die zugleich noch der Tummelplatz eines mit grausamer Erbitterung geführten Krieges war, sahen alle einer trüben Zukunft entgegen. Nur Sir Georg hatte noch 300 Ducaten, im Gurte der Beinkleider eingenähet, und ich 25 Louisd'or. Aber wir durften unsern Reichthum nur nicht kund thun, um keine neuen Gefahren über uns zu bringen.

Unsere Augen suchten den Schlaf; aber wenige fanden ihn. Und die, welche in einen leichten Schlummer vor Ermüdung sanken, wachten mit einem tödtlichen Angstgeschrey wieder auf. Auch ich, wenn der Schlaf mich zu beschleichen anfing, ward von grausen Bildern des vergangenen Tages aufgeschreckt, taumelte wieder mit Todesangst unter Gespenstern auf dem zerbrechenden Schiffe, und fluthete zwischen Leichnamen und Sterbenden. Mehrmahls ward die Stille der Nacht durch das Geheul der Erwachenden unterbrochen, und alle stimmten unwillkührlich in das allgemeine Klaggeschrey ein. Es war eine Nacht, schrecklicher als die Nacht des Sturmes. Da der Morgen kam, lagen wir unaussprechlich ermattet und im Schweiße gebadet.

Wir gingen früh hinaus. Die Luft war still, der Himmel heiter. Die Sonne ging über dem dunkeln Spiegel des unendlichen Meeres hervor, und bestrahlte eine wunderschöne Landschaft, deren Hintergrund die leicht bewaldeten Apenninen füllten. Am Gestade wuchsen in 5 bis 6 Fuß hohen Gesträuchen die Indianischen Feigen (cactus opuntia). Weiterhin im Lande fanden wir einzelne angebaute Stellen. Die Erdäpfel standen schon in schönster Blüthe (27. März), und die so genannten Saubohnen waren schon zeitig. Aber noch größere Strecken des fruchtbarsten Bodens lagen verwildert, von hohen Gesträuchen nutzlos überwuchert. Vom Wiesenbau schien hier noch niemand zu wissen, und zahlreiche süße Quellen bewässerten vergebens den ergiebigen Grund. Von Oliven-Bäumen sahen wir, möchte ich sagen, ganze Wälder.

Auffallend war es mir, so weit das Auge reichte, kein Dorf im Thale oder in der Ebene auf dieser Seite der Apenninen zu erblicken. Sie liegen alle auf dem Gipfel der Anhöhen. Nur selten begegnete dem Auge eine einsame elende Hütte in der Fläche. Die Einwohner müssen ihre Lebensmittel und Getränke aus der Tiefe hinauf schleppen zu ihren Wohnungen. In Gerace zum Beyspiele hohlt man das Wasser eine Viertelstunde weit auf Eseln und Maulthieren den Berg hinauf.

Man entdeckt bekanntlich in Calabrien noch viele Ruinen alter Städte, Trümmer des ehemahligen Groß-Griechenlands, und alle liegen sie gemeiniglich in den Ebenen, am Fuße der wirklich vorhandenen Ortschaften. Ein Beweis, welche reiche Bevölkerung ehemahls dieses Land zum Paradiese machte, und den Boden baute, und die Pfützen und Seen austrocknete, welche jetzt oft aus Mangel der Arbeiter die Luft vergiften. Zu ihrer Sicherheit siedelten sich in den barbarischen Zeiten des Faustrechts die Calabresen auf den Berghöhen; sie genossen da reinere Luft und mehr Schutz gegen Überfälle — Vortheile, die diesem verwilderten Volke, dessen Boden das Blut zahlloser Meuchelmorde befleckt, noch heutiges Tages zu Statten kommen.

Gegen Mittag erschien ein Commando von zwölf Französischen Soldaten bey unserer Steinhütte. Ihre Bestimmung war, unsere Personen und die gestrandeten Waaren des Schiffes gegen die Raubsucht der Bauern zu schützen. Zugleich ließ uns der Hauptmann melden, daß er die ganze Begebenheit dem Französischen Ober-General nach Monteleone gemeldet habe, wo das Haupt-Quartier war, und daß unsere Todten am 29. März begraben werden sollten, indem zur Bereitung der Särge schon Befehl gegeben worden sey.

Erst als der Abend graute, sammelten wir uns wieder bey der Hütte, wo wir durch die gütige Fürsorge unseres braven Beschützers, abermahls frischen Wein, Brod und Fleisch fanden. — Traurig verzehrten wir in der Nähe der zwey und vierzig Leichname die Speise, und legten uns auf das nähmliche Lager nieder. Aber gleichwie in der vorigen Nacht umgaukelten uns beym ersten Eintritte des Schlafes höllische, fieberhafte Träume, von welchen jeder mit durchdringendem Zettergeschrey auffuhr. Unser Blut war in Gährung, jeder Nerve in wilder Bewegung. Übermüde lechzten wir nach Schlummer, und schauderten vor demselben zurück.

Elend, wie die vorigen Tage, verlebten wir den folgenden. Unsere Wunden verbanden wir mit im Wasser aufgelösetem Brode. Schlaflos und von peinigender Angst geplagt, brachten wir, wie die vorigen Nächte, auch die folgende zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Die vielen bösen Mäuler würden leicht so ziemlich zum Schweigen zu bringen seyn, wenn sich nur erst die vielen bösen Ohren verschließen ließen.

Der Teufel, vermuthen wir, amüsirt sich in seinen Erhohlungsstunden vorzüglich damit, daß er durch seine Helfershelfer allerhand Feuerbrände der Zwietracht unter Familienglieder bringen läßt.

Bey gewissen Leuten kann man schon in den schmählichen Verdacht eines beschränkten Kopfes kommen, wenn man nur die Schranken der Sittlichkeit noch etwas zu respectiren gewohnt ist.

Gewöhnlich machen die Menschen gerade recht viel Redens von ihrer Ehrlichkeit, wenn sie eine Schurkerey im Schilde führen. So sind auch die Leute immer schon ziemlich betrunken, wenn sie zu versichern anfangen, sie seyen so nüchtern, wie das Kind im Mutterleibe.

Ob diese Welt die beste sey, mögen Andere ausmachen; hier soll nur bemerkt werden, daß es bisweilen scheint, als sey dieselbe wenigstens für einen großen Theil der Menschen noch viel zu gut.

Jeder Thaler, womit der Geitz seine Schätze vermehrt, ist ein Tropfen Öhl mehr in die heiße Flamme seiner Geldbegierde.

Eine der schlimmsten Seiten des Reichthums ist, daß derselbe gleich einem Aase, eine Art hungeriger und leckerer Geyer anlockt, die sich Freunde nennen und nennen lassen.

Johann Eremita.

Notitzen.

Wien. Am 28. Februar starb der unermüdete und einsichtsvolle k. k. geheime, auch Staats- und Conferenz-Rath, Mathias v. Faßbender, im 43. Jahre seines Alters.

Die so sehr gesteigerten Bedürfnisse aller Art, die dadurch nöthig gewordene Erhöhung der Gagen der Schauspieler, die Vermehrung des Personals und der Dienerschaft, welche der k. k. Hof-Theater-Direction durch zwey Jahre einen beträchtlichen Schaden verursachten, haben dieselbe genöthiget, mit allerhöchster Erlaubniß die Eintrittspreise in beyden k. k. Hof-Theatern und im k. k. privil. Theater an der Wien vom 1. März an folgender Maßen zu erhöhen. In den k. k. Hof-Theatern: Eine Loge 7 fl. — Erstes Parterre 2 fl. — Gesperrter Sitz 2 fl. 30 kr. — Zweytes Parterre und vierter Stock im Theater nächst dem Kärnthner-Thor 40 kr. — Dritter Stock 50 kr. — Gesperrter Sitz 1 fl. 30. kr. — Vierter Stock im National-Theater 30 kr. — Fünfter Stock im Theater nächst dem Kärnthner-Thor 20 kr.

Theater an der Wien: Die große Loge 14 fl. — Eine Loge 7 fl. — Erstes Parterre und erste Gallerie 1 fl. — Gesperrter Sitz 1 fl. 20 kr. — Zweyte Gallerie 40 kr. — Gesperrter Sitz 1 fl. — Dritte Gallerie und zweytes Parterre 30 kr. — Vierte Gallerie 15 kr.

Kopenhagen. Auf den Fall der längeren Fortdauer des Krieges, welche unter den gegenwärtigen Umständen leicht eintreten dürfte, hat unsere Regierung auch für einen Vorrath unentbehrlicher Medicinal-Waaren möglichst Sorge getragen. Diejenigen Medicinal-Waaren, welche nur aus Indien zu erhalten sind, und für unentbehrlich geachtet werden, sollen sowohl in Dänemark als in den Herzogthümern in öffentliche Niederlagen abgeliefert werden, die unter Aufsicht der Sanitäts-Collegien stehen. Niemand darf von diesen Waaren bey Strafe der Confiscation weiter etwas verkaufen; auch die privilegirten Apotheken dürfen von ihrem Vorrathe keinen andern Gebrauch machen, als zu den bey ihnen vorschriftsmäßig begehrten Arzeneyen. Dagegen erhalten die Eigenthümer der Waaren solche bezahlt mit 10 Procent über den allgemeinen Marktpreis zu der Zeit, da die Ausfuhr von Medicinal-Waaren aus den königl. Staaten nach fremden Örtern verbothen war; und aus den Niederlagen erhalten die Apotheker in Zukunft, was sie bedürfen, nach Anweisung der vorgesetzten Behörde, und zu angemessenen, und näher zu bestimmenden Preisen. Zu diesen Waaren werden folgende 23 Artikel gerechnet: Gummi ammoniacum; Aloe; Assa foetida; balsamum Copaivae; balsamum peruvianum; oleum Cajaput; Camphora; Cataputia major, und das Öhl davon, oleum ricini; cortex peruvianus vulgaris; cortex peruvianus regius; cortex peruvianus ruber; Euphorbium; radix Jaleppae; radix Ipecacuanhae; Moscus; Mirrha; Opium; radix rhei; radix Senegae; rad. serpentariae virginianae; rad. Chinae; semina Sabadillae; cortex Cascarillae. Unter den übrigen, bekanntlich sehr zahlreichen ausländischen Medicinal-Waaren, welche jedoch von dem festen Lande bezogen werden, ist wieder eine Auswahl derjenigen getroffen, welche man für mehr oder weniger unentbehrlich hält, und welche dann auf den Dänischen Inseln gleich wie jene in Requisition zu setzen und zu behandeln sind. Dahin gehören nachstehende 18 Species: Ammonium carbonicum; Antimonium; Arsenicum; Cantharides; rad. liquiritiae et succus; Manna; Magnesia alba; Mercurius; Soda; radix Squillae; folia Sennae; sal anglicanum; sal Seidlicense; sal mirabile Glauberi; Castoreum; Baryta sulphurica; radix Hellebori albi; oleum Asphalti. In Jütland und den Herzogthümern sind dagegen auch diese Medicinal-Waaren dem freyen Verkehre nach wie vor überlassen, jedoch mit der Beschränkung, welche die Zeitumstände gleichfalls zu heischen scheinen, daß die Apotheken stets mit einem gewissen Vorrathe von diesen und einigen andern, von den Sanitäts-Collegien anzugebenden, wichtigen Heilmitteln versehen seyn müssen.

Auflösung des Anagramms im Blatte Nro. 23: Komedianten,

in welchem folgende Worte enthalten sind: 1. Komödie. 2. Kain. 3. Komet. 4. Kind 5. Mode. 6. Meid. 7. Kant. 8. Tod. 9. Ode. 10. Eidam. 11. Made. 12. Indien. 13. Indian (Puter.) 14. Meine. 15. Deine. 16. Niete. 17. Dinte. 18. Eid. 19. Amen. 20. Mond. 21. Eden. 22. Kadi. 23. Kanne. 24. Kuit. 25. Komod. 26. Niemand. 27. Kommandant. 28. Dänen. 29. Note. 30. Damen. 31. Ende.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 29. — 9. März 1809.

Der Schiffbruch bey Siderno an Calabriens Küsten im Frühlinge 1807.

(Fortsetzung.)

Das Begräbniß der Schiffbrüchigen. — Beschreibung von Siderno.

Am 29., Morgens um 8 Uhr, fanden sich die Französischen Musikanten vom drey und zwanzigsten Infanterie-Regimente ein. Die Calabresischen Bauern brachten Särge, worein sie die Todten legten. Der brave Hauptmann selbst war zugegen, und vieles Volk aus benachbarten Ortschaften.

Die Trauer-Musik erscholl, und so ging der große Zug von zwey und vierzig Särgen dahin — meistens waren es Leichname von Familienvätern, deren Weiber und Kinder noch freudig ihre Rückkunft erwarteten. Wir, dann das Französische Militär und der Haufe des Landvolkes folgten zu einer Kapelle. Ein Calabresischer Geistlicher hielt eine ziemlich passende Rede — aber welcher Italiäner ist nicht Redner? — und die lange Reihe der Särge unserer voraus gegangenen Brüder sank in den Schoß der guten Mutter Erde. Wir nachgebliebenen Unglücksöhne weinten ihnen bittere Thränen der Sehnsucht nach, und suchten unsere einsame Hütte wieder auf.

Wie dankbar schlug mein Herz für diese edelmüthigen Franzosen! Mit Freuden würde ich jedem Unglücklichen dieser Nation zu dienen suchen, deren Söhne uns, wo eine Gelegenheit war, menschenfreundlich und gefühlvoll beystanden.

Sorgsam sandte der Capitän Lucerne am folgenden Tage kleine, schwarze Pülverchen gegen unsere fortwährende Schlaflosigkeit. Nachher erschien sogar ein Französischer Feldarzt, der auf Befehl des Generals Reynier bis zu unserer Genesung bey uns bleiben mußte. In der That gaben uns seine Mittel die verlorne Ruhe allgemach wieder. Nur zwey weckten uns durch ihr fürchterliches Geschrey noch einige Nächte lang; der eine war ein Italiäner, Nahmens Variente, und der andere unser Engländer Sir Georg.

Dieser junge Mann und ich hatten uns in diesen Tagen innig, wie Brüder, an einander gehängt. Gemeinschaftlich verbanden wir unsere Wunden, und machten unsere Spaziergänge. Auch schien der Commandant von Gerace für uns die meiste Aufmerksamkeit zu haben; er schickte jedem von uns ein Paar Stiefel und einen Überrock zur Bedeckung.

Jetzt wagten wir schon weitere Excursionen in's Land. So besuchten wir am 5. April auch den, zwey Miglien von uns entfernten, auf einem Berge liegenden kleinen Ort Siderno. Der Weg dahin ging durch eine blühende, üppige Landschaft, welche laut die Unthätigkeit des Volkes anklagte, das weite Felder mit schuhhohem Unkraute dicht überwachsen ließ.

Wir kamen endlich den Berg hinauf nach Siderno. Ich glaube, es will eine Stadt seyn. Ein trauriger

Ort, aus niedrigen Steinhütten zusammen gesetzt, wie man in der Schweiz auf den hohen Alpen zu erblicken pflegt, wo der Holzwuchs aufhört. — In diesen Cabanen, sage ich, genießet Alles gleiche Rechte. Hier haben der Herr vom Hause, die Frau, die Kinder, der Gast, das Gesinde, die Sau, das Pferd, der Esel und die Kuh bey Tag und Nacht gleiche Zimmer.

Die Hütten hatten alle nur ein Erdgeschoß. Ein Gebäude, welches das Gemeindehaus vorstellen sollte, hatte ein Stockwerk. Die Fenster fehlen überall; die Dienste derselben versehen schmale lange Löcher in den Mauern, wie bey uns die Ställe zu haben pflegen. Selbst das hiesige Kloster hat keine Fenster, und unterscheidet sich von den anderen Steinhütten nur durch eine ungewöhnliche Länge.

Die Leute liefen uns auf den Straßen nach. Allerdings waren wir diesen Calabresen so auffallend wie sie uns. Einige hatten die Höflichkeit, uns in ihre Wohnungen zu nöthigen. Die Weiber sind nicht viel eleganter als ihre Männer. Alle haben sie von demselben groben, beuteltuchartigen Zeuge, woraus sie ihre Hemden bereiten, einen seyn sollenden Schleyer über dem Gesichte. Dieses Tuch ist hinten an ihrer schwarzen, großen Haube befestiget, und vorn mit zwey runden Löchern versorgt für jedes Auge, um durch zu sehen.

Viel Unterhaltung fanden wir also in Siderno nicht. Die meisten kleinen Ortschaften Calabriens sehen diesen ähnlich.

Wir eilten wieder in die freye schöne Natur zurück, und durchwanderten die Haine von Oliven-, Pomeranzen- und Citronen-Bäumen. Für einen Gran kauften wir drey bis vier Pomeranzen, und für eben diese kleine Summe oft sechs bis acht Citronen. Ein Gran aber beträgt ungefähr den Werth eines Kreuzers.

Unglück bessert nicht immer.

Während unsers Aufenthaltes in der Steinhütte an der Marina, oder dem Gestade, brachten wir den Tag meistens damit zu, die vom Meere ausgeworfenen Waaren des gescheiterten Schiffes aufzusuchen, an's Land zu ziehen und zu trocknen. Es waren größten Theils Wollen- und Baumwollentücher. Gewöhnlich mußte neben den Französischen Schildwachen auch immer einer von uns eilfen des Nachts bey diesen Waaren wachen, damit sie nicht von den Calabresen gestohlen würden. Der Werth derselben betrug sich noch immer auf 15 bis 20,000 Gulden.

Unser Beschützer, der Capitän Lucerne, machte den Vorschlag, sämmtliche gestrandete Waaren zu verkaufen, und den Ertrag unter die Schiffbrüchigen zu vertheilen. Ich bemerkte ihm aber, daß ich, ohne ausdrücklichen Befehl des Ober-Generals, das Schiffgut zu keinem Gemeingut der Schiffbrüchigen machen könne, deren die meisten, außer ihrer Kleidung, nichts mitgebracht hätten, sondern schlug vor, sämmtliche Waaren zur Disposition der Assecuranz-Kammer in Triest zu magaziniren, oder den Meistbiethenden zu verkaufen, und den Geldbetrag an die Assecuranz nach Triest zu schicken. Der Ober-General ward nun darüber in einem ausführlichen Schreiben angefragt.

Aber auch die Wächter aus unserer eigenen Mitte waren nicht immer die vorzüglichsten.

Eines Tages erhob sich ein gewaltiger Streit in der Hütte zwischen zwey frommen Italiänern, Nahmens Giuseppe Variente und Lorenzo Viro. Beyde hatten uns vor und nach dem Schiffbruche durch ihr vieles und eifriges Bethen oft bis zum Überdrusse erbaut. Alle Versuche, den Zwist dieser frommen Leute zu stillen, waren vergebens, bis sie selbst den Anlaß dazu verriethen. Beyde hatten heimlich Tücher entwandt, den Bauern verkauft, und konnten nun über die Theilung des Sündengeldes nicht einig werden. Sir Georg gerieth über diese andächtigen Bether ganz außer sich, und fluchte alles Unheil über sie. Ich klagte den Diebstahl unserem braven Capitän; die Calabresen mußten das gekaufte Tuch, und die Diebe das Geld zurück geben. So war der Handel geschlichtet.

Sollte man glauben, daß der Mensch zu solchem Grade der Verderbtheit sinken, daß der, welcher erst vor wenigen Tagen und nach den heiligsten Gelübden der Todesnoth entronnen, sogleich seine Hand wieder zu Verbrechen ausstrecken könne? Unsere Vorwürfe rührten das Herz der beyden Italiäner nicht viel. Sie murrten, und gingen wieder zur Kapelle, und murmelten herzlos wieder ihre Gebethsformeln her.

Der Ober-General Reynier gab endlich den Befehl zur Versteigerung der Waaren. Sie wurden in den Städten Gerace und Siderno ausgerufen, und am 10. April bey unserer Steinhütte verkauft. Der Erlös aus sämmtlichen Tuchwaaren betrug 18,549 Gulden 52 Kreuzer, welche Summe auch der Assecuranz-Casse von Triest durch Veranstaltung des Ober-Generals übermacht worden ist.

Schilderung von Gerace und der Gegend.

Schon einige Tage vorher waren alle aus dem Schiffbruche Gerettete auf Befehl und Kosten des menschenfreundlichen Generals Reynier neu gekleidet worden; eben so hatte derselbe Befehl gegeben, uns bey den Bürgern von Gerace einzuquartiren, mit der strengen Erinnerung, daß unsere Wirthe „für jeden meuchelmörderischen Angriff auf unser Leben, so lange wir ihnen anvertraut wären, mit ihrem eigenen Leben verantwortlich seyn sollten."

Wir nahmen also Abschied von der traurigen Steinhütte an der Marina. Sie wird mir ewig unvergeßlich seyn.

Als wir in Gerace ankamen, welches auf einem ziemlich hohen Berge mit einem durch Erdbeben zertrümmerten Schlosse liegt, zankten sich die Einwohner beynahe um die Ehre, uns beherbergen zu können. Ich kam zu einem Bürger, welchen man für einen der Reichsten hielt; er hieß Pasquale Capogrego, ein guter, gefühlvoller Mann. Sein Haus hatte noch bey weitem nicht den Luxus einer schweizerischen Bauerhütte, und eben so wenig Fenster, als jedes andere in der Stadt. Dessen ungeachtet that es mir wohl, in einer guten, freundlichen Familie zu leben, die mich so gut hielt, als sie konnte. Mittags pflegte ich mit Sir Georg immer bey unserm lieben Capitán Lucerne zu speisen; Nachmittags bis zum Abende durchwanderte ich mit meinem Freunde die Gegenden vor der Stadt.

Oft glaubte ich in diesen anmuthigen, fruchtbaren Gefilden eines meiner heimathlichen Schweizer-Thäler zu sehen. Die Bevölkerung Calabriens könnte um die Hälfte größer seyn, und der Boden wäre reich genug, sie mit Überfluß zu nähren. Die Oliven-Bäume bilden ganze Wälder, und ihre Früchte werden kaum alle benutzt. Die Schafheerden versinken im hohen Grase, daß sie kaum sichtbar sind. Weingärten und Fruchtfelder, umschattet von Äpfel-, Kirschen-, Nuß- und Citronen-Bäumen, liefern mehr, als das Bedürfniß des Eigenthümers begehren mag. Und doch, wie elend ist der Mensch in diesem Elysium, wo er bisher keinen Tag seines Lebens sicher war, wo keine Polizey sein Eigenthum gehörig schirmte, keine Justiz den Verbrecher zurück schreckte! Als ich meinem Wirthe erzählte, daß man in Deutschland, in der Schweiz und andern Ländern so sicher, als in seinem Zimmer, mehrere hundert Stunden ohne Wehr und Waffen Tags oder Nachts reise, schüttelte er unglaubig den Kopf, und ließ sich mein Mährchen, wie er es nannte, nicht aufbinden.

Gerace ist im Schoße der prächtigsten Fluren eine arme Stadt; ein elender Haufe niedriger Steinhütten, fast von eben so vielen Geistlichen als Bürgern bewohnt. Als ich mit Sir Georg eines Tages vor der Stadt spatzieren ging, fanden wir eine Viertelstunde von derselben zwey Geistliche und vier Bauern, die, in der heißen Sonne auf der Landstraße sitzend, Karten spielten. Wir machten über diese Gruppe unsere Glossen; noch sonderbarer aber war sie, da wir des gleichen Weges zurück kamen, und beyde Parteyen in Schlägerey begriffen fanden. Solche Scenen sind hier zu Lande nicht selten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Mein Nahme, den ein Räthsel dir
Verbergen soll, kann vielerley bedeuten.
Als kleines Werkzeug dien' ich hier
Den reichen, wie den ärmern Leuten;
Dort wachs' ich allgemach, ein Zögling der Natur,
Die öfter auch zum kurzen Spiele nur
Mich bildet, und verschwinden läßt.

Oft hält im Dunkeln mich ein enger Raum verschlossen;
Doch setzt in Arbeit da mich jedes frohe Fest,
Vom Morgen bis zum Abend unverdrossen
Bring' ich dem Fleisse reichlichen Gewinn;
In's Lager folg' ich oft der Marketenderinn.

Begeisterung ist aus mir geflossen;
In feige Seelen hab' ich Heldenkraft gegossen;
Ich stifte Frieden, bringe Zwist,
Und schaffe Muth zu Rundgesang und Tänzen.
Siehst du mich an der Wintersonne glänzen;
Dann wehe dir als Mensch und Christ,
Als Freund und Liebender, wenn du mir ähnlich bist!

Oft aber trägt, mit mir zu prangen,
Mich eine stolze Königinn,
Die noch kein Höfling um Gewinn
Gepriesen, derer Lob nur fromme Barden sangen;
Die, mit den Mächtigsten im Kampfe sieghaft stehe,
Selbst, wenn sie fällt, nicht untergeht,
Im neuen Diadem zu neuen Kriegen wecket,
Dem Feinde droht, und ferne Länder schrecket.

Doch nicht wie Gold und Edelstein werd' ich
Zum Schmucke bloß der Königinn gegeben;
Aus meiner Fülle streu' ich Leben
Herab, und lasse rings um mich
Mit königlicher Scheitel sich
Ein werdendes Geschlecht erheben.

Der Zerstreute.

Der Hofrath H— (wir wollen ihn hier Herbst nennen) war ein äußerst zerstreuter Mann. Oft rief er

seinen Bedienten, und wenn derselbe kam, um seines Herrn Befehle zu vernehmen, so wußte der Hofrath nicht, was er hatte sagen wollen. Einst rief er auch, und als der Bediente eintrat, frug er denselben ganz ehrlich: Hans, was wollte ich doch? — „Ich kann es nicht wissen, Herr Hofrath." — So, nun gut! Geh' nur, ich werde schon rufen. — Nicht eine halbe Minute vergeht, so wird wieder gerufen. Der Bediente erscheint, fragt, erhält die Antwort: „Hans, ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich sagen wollte. Geh' nur, ich werde schon rufen." — So ging es einige Mahle. Hans hatte nichts weiter zu thun, als in das Schreibzimmer seines Herrn zu treten, und wieder hinaus zu gehen. Endlich ruft der Hofrath, vielleicht zum fünften oder sechsten Mahle; Hans kommt. „Was befehlen der Herr Hofrath?" — „Hans, gib mir — — ja, was wollte ich doch sagen? Nun Hans, geh' nur, ich werde schon rufen, wenn's mir wieder beyfällt." — Der Bediente nimmt die Thür wieder in die Hand; der Herr wieder die Feder. Da fällt es endlich dem Hofrathe wie ein Lichtstrahl in die Seele, und er ruft aus: „Ja Hans, was ich sagen wollte, nun weiß ich es: mich durstet!"

Aber noch ärger ging es diesem guten Manne oft, der sonst als practischer Jurist sehr brauchbar und gesucht war. In seinem zerstreuten Sinne verließ er einst sein Haus. Eben da er zur Thür hinaus tritt, kommt ein Beamter vom Lande, der in Geschäften an ihn gewiesen war. „Um Verzeihung," redet der Fremde den zerstreuten Hofrath an; „um Vergebung, wohnt hier der Herr Hofrath Herbst?" — Wie aus einem Traume aufgeschreckt, starrt der Hofrath ihn an. „Der Hofrath Herbst?" frägt er, und sieht alle Nachbarshäuser rechts und links mit fragendem Auge an. „Das weiß ich ihnen wahrlich nicht zu sagen; aber ich will meinen Bedienten rufen." — „Hans," sagte der Hofrath, „weißt du nicht, wo hier der Hofrath Herbst wohnt? zeige doch dem Herrn hin." — „Nehmen Sie nicht übel, Herr Hofrath," entgegnete der Bediente mit Lächeln, „daß ich Ihnen bemerken muß, daß Sie ja selbst dieser Herr Hofrath Herbst sind." — „Es ist auch wahr!" rief der Hofrath aus, faßte den Fremden bey der Hand, und ging mit ihm in seine Wohnung zurück.

v. d. Hagenburg.

Anecdote.

Der Ritter Forbin brachte den berühmten Jean Barth nach Versailles, wo dieser in einem offenen Fenster seine Pfeife rauchte. Ludwig der XIV. ließ ihn vor sich kommen, und sagte zu ihm: „Jean Barth, ich habe Sie zum Chef d'Escadre ernannt. — Daran haben Sie recht gethan, Sire, erwiederte der Seemann, indem er wieder nach seiner Pfeife langte. Diese Antwort erregte unter den Hofleuten ein großes Gelächter, die sie eben so abgeschmackt als unhöflich fanden. „Sie irren sich, meine Herren," rief ihnen voller Ernst Ludwig der XIV. zu, „dieß ist die Antwort eines Mannes, der seinen Werth fühlt, und der darauf rechnet, mir bald neue Beweise von seiner Tapferkeit zu geben."

Notitzen.

Wien. Am 4. März gab Madame Hendel und Herr Peale eine große musikalisch-declamatorische Akademie im k. k. kleinen Redouten-Saale, wobey die Herren Roose und Grüner ebenfalls Gedichte zu declamieren versprachen. Unglücklicher Weise wurden beyde am dazu bestimmten Tage krank, doch von so geringer Bedeutung, daß Herr Roose schon am nähmlichen Tage Abends im Intermezzo wieder auftreten konnte.

Die k. k. Theatral-Hof-Direction hat zu Paris den Tänzer Aumere, einen der besten Schüler Noverres, als Ballettmeister aufgenommen.

Paris. Lange hat kein Dichter so viel Lorbern geerntet als Luce de Lancival jetzt, dessen neues Trauerspiel Hector noch täglich im Theatre françois rauschenden Beyfall erntet, und ihm vom Kaiser eine Pension von 6000 Livres gewann. Bey der ersten Vorstellung des Stückes blieb der Kaiser bis zum Ende. Man kann auf keiner Bahn bloß über Rosen wandeln, ohne nicht auch Dornen zu fühlen. Der Dichter des Hectors erntet sie auch von den Kritikern, die sein Stück bisher nur aus den Vorstellungen kennen, im vollen Maße. Das Trauerspiel bildet ein vortreffliches Ganzes, mit einzelnen glänzenden Stellen, und meistens sehr gelungenem Versbaue. — Der Verfasser, Professor am kaiserlichen Lyceum, ist in Paris schon längst als ein geistvoller, witziger Kopf bekannt, ungeachtet seine frühern Arbeiten wenig Aufsehen gemacht haben. Mehrere flüchtige, oft ungemein artige Poesien in verschiedenen Sammlungen ungerechnet, hat er schon einige jetzt vergessene Tragödien, z. B. einen Mutius Scävola in 3 Aufzügen, einen Periander in 5 Aufzügen geschrieben; auch hat er ein paar größere Gedichte: Achilles in Scyros, ein anderes über die Weltkugel, und im Jahre 1784 schon sogar ein lateinisches Carmen de pace bekannt gemacht.

Rom. Ungefähr vor zwey Jahren hatte allhier die Marquise Santa Croce, geborne Gräfinn v. Waldstein, das Unglück, ihre einzige Tochter, die Comtesse Chiara, zu verlieren; sie gab dem Bildhauer Canova den Auftrag, ihr ein Grabmahl mit folgender Inschrift zu errichten: Mater infelicissima filiae et sibi. Dieses Monument war noch nicht gänzlich vollendet, als die Marquise im 46. Jahre zu Fondi starb. Diese Dame wird so wohl wegen ihrer Talente, als wegen ihrer Tugenden allgemein bedauert. Sie zeichnete und mahlte vortrefflich Miniatur. In ihrer Jugend war sie ihrer Schönheit wegen berühmt.



Der Sammler.

Dinstag, den — 28. — 7. März 1809.

Scenen aus der Tragödie: Der Brautkranz.

Vom Herrn Professor Weissenbach.

Dritter Aufzug.

(Saal im Palazzo.)

(Im Hintergrunde eine schwarze Tuchwand, nahe vorne ein Schreibtisch.)

Erster Auftritt.

Marchese allein; er sitzt am Schreibtische, schreibt, legt das Blatt zusammen, versiegelt es, und steht dann auf, mit dem Blatte in der Hand. Es tritt der Staats-Inquisitor ein.

Inquisitor.

Ein wichtiges Geschäft vertrauet, Hauptmann,
Dir das Gericht, und deines Herzogs Gnade.

Marchese.

Mich ehret solch Vertrau'n, Inquisitor.

Inquisitor.

Noch diese Nacht sollst du die Pflegetochter
Des Mahlers Palma in das Frauenkloster
Bey Feltri führen, und sie dem Convent
Mit dem Bedeuten übergeben, daß
Der Zorn des Herzogs furchtbar strafen werde,
Wenn je ein Mann der Jungfrau Antlitz schaut.

Marchese (mit gedämpfter Bestürzung).

Inquisitor!

Inquisitor.

Du scheinst betroffen, Hauptmann.

Marchese.

Ich muß gehorchen.

Inquisitor.

Was bestürzet dich?

Marchese.

Des Herzogs Sohn hat seiner Freundschaft mich
Gewürdiget.

Inquisitor.

Das hab' ich wohl erwogen,
Als ich zum Führer der Unglücklichen
Dich vorgeschlagen. (Mit hoher Bedeutung.)
Sey des Freundes Freund.

Marchese.

Furchtbarer Mann, wie soll ich dich begreifen?

Inquisitor.

Oft fühlt das Herz, was der Verstand nicht deutet.

Marchese.

Dein sanftes Wort verhallt an deiner Pflicht.

Inquisitor.

Das Sanfte, sieh, bewahrt die sanfte Seele!

Marchese.

Gib zu dem Räthsel mir den Schlüssel auch.

Inquisitor.

In deinem Innern muß er liegen. Siehe!

Marchese.

Die Pflicht, die du verkündet, deckt ihn zu.

Inquisitor.

Die Decke ist so undurchdringlich nicht.

Marchese.

Was kann ich thun?

Inquisitor.

Was du nicht darfst.

Marchese.

Beym Himmel!

Ich fasse deine Hieroglyphen nicht.

Inquisitor.

Ach! meine Pflicht ist eine Eisenwand,
Durch welche der Erbarmung zarter Finger
Nicht greifen darf.

Marchese.

Beym Himmel! Ich erstaune,
Aus solchem Mund zu hören solches Wort.

Inquisitor.

Das Wunderbare sucht der Mensch zu deuten.
Nur wag' es nicht, dem finstern Reich der Pflichten
Den Schlüssel seiner Räthsel abzufordern;
Denn wie das Riesenschloß der Feenwelt
Ist auch der Kreis der Staats-Inquisitoren;
An graue, kahle Schedel nur, in denen
Der Thränen reicher Quell verknöchert liegt;
Am Herzen, deren halb verstorb'ne Pulse
Des Lebens Ebbe nicht mehr rascher treibt;
An Hände nur, um die die Grabluft schon
Den Anflug der Erstarrung hat geweht;
Verdingt der Staat das blut'ge Richteramt;
Und doch, Marchese, hast du nun ein Wort
Aus solchem Mund, ein menschliches, vernommen;
Bewahr' es treu in treuer Seele! sey
Des Freundes Freund! (Will gehen.)

Marchese.

Ich will dir Antwort geben.

Inquisitor.

Ich habe keine Frag' an dich gethan!
Das Wort, so du vernommen, will die Brust
Zum Grabe.

Marchese.

Wenn ich den geheimen Sinn
Begriffen: so —

Inquisitor (einfallend).

Bist du des Freundes Freund.

(Nach einer Pause).

Du kannst mir folgen, Hauptmann; das Gericht
Wird vor der Schranke dir die Pflicht verkünden.
Die Stunde der Versammlung ist schon nahe.

Marchese.

Ich folge bald; doch laß bevor mein Herz
Gericht auch halten mit dem Räthselwort.

Inquisitor.

Das gute Herz begreift die gute That,
Auch ohne des Verstandes Deutung, leicht.
Denn, wie die Sterne an dem Firmament,
Verbindet sie ein göttlicher Magnet,
Der seine Kraft vom Mittelpunct des Himmels
Zum Mittelpunct im Menschen niederströmt,
Und welcher zwischen diese Himmelspole
Die kalte Prüfungsnacht, den Erdengeist,
Zu drängen sich erkühnt; nie wird ihm mehr
An der getrübten Pforte des Gemüths
Die Glorie der edlen That erscheinen.

Marchese.

Und der Verstand?

Inquisitor.

Das Kluge lehrt er dich;
Das Hohe, Schöne, Wahre aber thront
Auf Erden nur im kindlichen Gemüthe.
Das, nicht begreifend, sich ergreifen läßt.

(Geht ab).

Gedichte.

Das Land der Fantasie.

Sey mir gegrüßt mit deinen Zauberfreuden,
Du reiches Land der reichen Fantasie!
Dein Himmel ist so licht — und deine Augenweiden
Und deine Lenze schwinden nie.
Mit Liebe hängt der Geist an deinem Sonnenbilde,
Und alles Schöne blüht auf deinem Lustgefilde.

Dem freyen Sinn gebiethet keine Schranke;
Nie hat der Zwang den muthigen besiegt.
Selbst Raum und Zeit, und Maß verachtet der Gedanke,
Wenn er durch neue Bahnen fliegt.
Das *Neue* ist sein Gott; er meidet die Gebräuche,
Und bildet *aus sich* selbst des Lebens schönste Reiche.

Er winkt dem Stoff — und neue Welten blühen.
Sein größter Reichthum ist — der *Augenblick*.
Im Fluge nur — im Tanz will seine Lust entglühen;
Im ew'gen Wechsel liegt sein Glück.
Durch ihn vernichtet er des Lebens finstre Räume,
Und hebt zur Wirklichkeit der Hoffnung Feenträume.

Bald eilt er hin zum Frühling seiner Tage,
Und stürmt als Knabe durch die Wiesenflur;
Bald horcht er ängstlich froh der Geister Wundersage,
Und folgt des Mägdleins naher Spur.
Er findet sie und glüht, und denkt der süßen Stunde:
Besiegt der Göttinn Herz, und hängt an ihrem Munde.

Bald will er sich die ferne Zukunft deuten;
Und sein *Verlangen* wird nun seine Welt.
Er küßt die reiche Braut. Sie schenkt ihm gold'ne Zeiten;
Ein neuer Himmel ist ihr Zelt.

Der alte Stern verlischt, die Erde ist verschwunden,
Das Höchste ist ersehnt — das Göttliche gefunden.

Mit diesem Höchsten schmückt er seine Ferne,
Und seines Glaubens heil'ge Tiefen aus,
Und baut sich, fromm und stolz, in einem Reich der Sterne,
Ein unsichtbares Felsenhaus —
Und wandelt Arm in Arm mit tausend fremden Wesen,
Und zeichnet sich ein Land, worin er nie gewesen.

Sey mir gegrüßt mit deinen Idealen,
Du reiche Welt der reichen Fantasie!
Erwärme aller Geist mit deinen Zauberstrahlen
Und deiner Chöre Harmonie!
Das Irdische zerrinne — es kann uns nicht erheben;
Nur der Gedanke lebt — und schafft das inn're Leben.

C. F. Pockels.

Das Glück.

Jeder strebe, das eig'ne Glück zu finden,
Jeder sucht den Urquell eig'ner Lust,
Und wo fließt er? In den heil'gen Gründen,
In den Tiefen der geliebten Brust.

Die Grabschrift.

Warm konnt' ich hoffen, und unnennbar lieben,
Und treu beharrt' ich, wo ich dir Liebe gab; —
Was ist von allen tröstend mir geblieben?
Von Lieb' und Hoffnung? — — nur ein einsam Grab!

Louise Brachmann.

Ein Duell zwischen einem Frauenzimmer und einer Mannsperson.

Zu Montpellier im südlichen Frankreich ist eine berühmte Schule für Ärzte, welche selbst von Ausländern häufig besucht wird. Nicht lange nach dem Frieden von Utrecht (1713) kam ein junger Engländer, der Sohn eines königlichen Leibarztes, nach Montpellier, um daselbst Medicin zu studieren. Allein er legte sich weit weniger auf das Studium dieser Wissenschaft, als er dem schönen Geschlechte den Hof machte, dessen freyes und ungezwungenes Betragen weit mehr nach seinem Geschmacke war, als die Lehren des Hippocrates und Galenus. Er war jung, schön, wohlgebaut und reich; dieß sind Vorzüge, denen nicht leicht ein Frauenzimmer widerstehen kann. Er glaubte daher, kein Mädchen in Montpellier zu finden, dessen Herz ihm lange Widerstand leisten könne. Um seine Laufbahn mit einem glänzenden Auftritte zu eröffnen, warf er seine Augen auf das Fräulein von N., welches eine der schönsten und liebenswürdigsten Personen der Stadt war. Der Zutritt in ihr Haus kostete ihm nicht viel Mühe; man lebt zu Montpellier sehr frey, und alle Häuser stehen Fremden offen, die von Jemanden eingeführt werden, den man nur etwas kennt.

Auf diese Art erhielt auch in dem Hause des Fräuleins von N. der junge Engländer Zutritt, der sich aus einer Eitelkeit, die unter Reisenden seiner Nation ziemlich gewöhnlich ist, für den einzigen Sohn eines Lords ausgab, dessen Nahmen er zufälliger Weise führte. Man nahm ihn gefällig auf, und er betrug sich anfänglich so, daß man nicht das geringste Mißtrauen in ihn setzte; da er sich aber leidenschaftlich in das Fräulein von N. verliebte, so konnte er seine Rolle nicht lange behaupten; er nahm die Höflichkeitsbeweise des Fräuleins für Kennzeichen einer zärtlichen Gegenliebe, und machte bald Angriffe auf ihre Tugend. Seine Grundsätze waren ziemlich frey, und es dauerte nicht lange, so vergaß er den Anstand, den er der Dame schuldig war. Diese aber nahm ihn auf eine Art auf, daß er bald die Lust verlor, in Zukunft ähnliche Versuche zu machen. Als er endlich sah, daß alle seine Bemühungen umsonst waren, machte er allenthalben bekannt, daß ihn das Fräulein von N. mit Gefälligkeiten überhäufe, und daß er kein anderes Mittel wisse, sie los zu werden, als anderwärts Gesellschaft zu suchen.

Welch ein Donnerschlag war dieß Gerücht für das unglückliche Mädchen, dessen Tugend eben so groß als ihre Reitze waren. Sie war in Gefahr, dem Kummer zu unterliegen, als sie erfuhr, dieser feige Liebhaber habe sich mit einem andern Engländer, einem Anhänger des Königs Jacob, entzweyet. Die Sache stand so schlimm, daß sich nicht zweifeln ließ, sie werde bald noch weiter gehen. Bey dieser Nachricht schrieb das Fräulein von N., das eine Gelegenheit suchte, sich zu rächen, eine höchst beleidigende Ausforderung im Nahmen des Jacobitischen Engländers an ihren Verläumder; sie forderte ihn auf, sich übermorgen mit Tages Anbruch hinter den Klostermauern mit Pistolen einzustellen, wenn sie ihn nicht öffentlich in der ganzen Stadt beschimpfen sollte.

Sie legte heimlich die Kleidung eines ihrer Brüder an, der beynahe von der nähmlichen Statur war, und begab sich mit den nöthigen Waffen eine halbe Stunde vor Tages Anbruch an den bestimmten Ort, ohne daß sie jemand im Hause gesehen hatte. Wie sehr erstaunte aber der angebliche Lord, als er anstatt des Jacobiten das Fräulein von N. sah! Nachdem sie ihm in wenigen Worten sein schändliches Verfahren zu Gemüthe geführt hatte, und als sie sah, daß er, statt ihr Genugthuung zu geben, mit ihr scherzte, schoß sie ihm eine Kugel durch den Kopf, die ihn auf der Stelle tödtete. Sie kam eben so glücklich wieder nach Hause

zurück, als sie dasselbe verlassen hatte, legte sich wieder zu Bette, und erschien des Morgens in ihrer Familie so ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre.

Indessen wurde der Tod des jungen Engländers bald bekannt, und als die Gerichte seinen Streit mit dem Jacobiten erfuhren, hielt man diesen für den Mörder. Er wurde daher verhaftet; die Untersuchung wurde mit der größten Schnelligkeit betrieben, und unter den Einwohnern von Montpellier glaubte jedermann, daß er nächstens der ganzen Strenge der Gesetze überliefert werden würde. Obschon der Angeklagte standhaft läugnete, das Verbrechen begangen zu haben, so hätten ihn doch die Richter wahrscheinlich zur Folter verurtheilt, die damahls noch gewöhnlich war, wenn nicht eine junge Person, die das Gesicht verhüllt, dringend Gehör verlangt hätte. Man gewährte ihr das Gesuch, und wie groß war das Erstaunen, als man das Fräulein von N. erblickte! „Sie sind im Begriffe, meine Herren," sagte sie, „einen Unschuldigen zu verurtheilen. Die schändliche Verläumdung, deren Opfer ich war, erlaubte mir nicht länger zu leben, wenn ich mich nicht rächte. Ich habe daher unter dem Nahmen des Angeschuldigten meinen Feind heraus gefordert; da er mir aber keine Genugthuung leisten wollte, so habe ich mir selbst Recht verschafft. Geben Sie also dem Angeklagten seine Freyheit wieder, an deren Verluste ich allein Schuld bin, und ich will seine Stelle einnehmen."

Da die Beleidigung, welche das Fräulein von N. von dem Engländer erlitten hatte, eben so niederträchtig als öffentlich war, so empfohlen es die Richter, voll Bewunderung für die heroische Denkart dieser interessanten Verbrecherinn, der Gnade des Königs, welche sie ihr selbst nicht angedeihen lassen konnten. Nachdem sie Gnade erhalten hatte, both ihr einer von den Richtern, der noch jung und sehr reich war, seine Hand an, und wurde bald ihr Gatte. Ihre Hochzeit wurde von der ganzen Stadt Montpellier gefeyert.

Notitzen.

Wien. Wie sehr in der Hauptstadt der Österreichischen Monarchie verdienstvolle Künstler unterstützt werden, liefern wir hier abermahl einen Beweis. Herr Ludwig van Beethoven bekam von einer auswärtigen Regierung einen sehr glänzenden Antrag; um nun diesen Künstler für Österreich zu erhalten, und ihn zugleich in eine Lage zu versetzen, in welcher er, frey von aller Sorge, sich mit Hervorbringung grosser, erhabener, die Kunst veredelnder Werke beschäftigen könne, haben sich die grossen Beschützer der Tonkunst: Erzherzog Rudolph, kaiserl. Hoheit, Fürst Lobkowitz und Fürst Kinsky entschlossen, demselben eine Pension von 4000 fl. auszusetzen, zu welcher Seine kaiserliche Hoheit 1500 fl., Fürst Lobkowitz 700 fl., und Fürst Kinsky 1800 fl. jährlich beytragt. Dieser Jahrgehalt dauert so lange, bis Herr van Beethoven eine andere Anstellung erhält, die ihm ein Äquivalent für obbenannte Summe gibt. Sollte diese Anstellung unterbleiben, oder Herrn van Beethoven irgend ein unglücklicher Zufall, oder das Alter hindern, seine Kunst auszuüben, so bewilligen ihm die Herren Theilnehmer diesen Gehalt auf Lebenslange. Dafür verbindet sich aber Herr van Beethoven, seinen Aufenthalt in Wien, oder in irgend einer andern, in den Erblanden Seiner Österreichisch-kaiserlichen Majestät liegenden, Stadt zu bestimmen, und diesen Aufenthalt nur auf Fristen zu verlassen, welche Geschäfte, oder der Kunst Vorschub leistende Ursachen veranlassen könnten, wovon aber die hohen Contribuenten verständiget, und mit denselben einverstanden seyn müßten. Über dieses großmüthige Anerbiethen ist Herrn van Beethoven ein von den Herren Contribuenten eigenhändig unterzeichnetes, vom 1. März 1809 datirtes, Instrument eingehändigt worden.

In Nro. 44 der allgemeinen Zeitung wird von Wien aus die Herausgabe des neuen orientalischen Journals, dessen in Nro. 11 des Sammlers Erwähnung geschah, angezeigt. Der Einsender äussert sich über das zweyte Blatt des Programmes folgender Maßen: „Das zweyte Blatt ist mit Asiatischen Characteren bedruckt, deren Bedeutung nirgends angegeben ist. Sie gleichen nicht den gewöhnlichen Arabischen Buchstaben. Es soll der Titel des gelehrten Grafen von Rzewuski seyn, welcher den Mäcen der Gesellschaft vorstellt; und die Kosten herschießt." Wahrscheinlich hat der Einsender von der Arabischen Schrift so wenig als von irgend einer andern Asiatischen einen Begriff, sonst müßte er wohl gekannt haben, daß das vorliegende Blatt die reinsten Arabischen Charactere enthalte, indem dasselbe von dem ersten Schönschreiber Constantinopels geschrieben, und von unserm geschickten Herrn Mansfeld in Kupfer gebracht worden ist. Der Inhalt desselben ist nur der Arabische Titel des Werkes, und lautet, wörtlich übersetzt:

„Magazin morgenländischer Schätze, Fundgrube noch nicht entdeckter Dinge, und Kenntnisse des Auslandes; bearbeitet durch eine Gesellschaft von Liebhabern der Wissenschaften, durch die Güte und mit Beysitzung der Zierde des Adels, Herrn Grafen von Rzewuski. Sag: Gottes ist der Orient, und Gottes ist der Occident, er leitet den, welchen er will, den wahren Pfad. Gedruckt in der k. k. Deutschen Residenz-Stadt Wien im Jahre 1809 nach Christi Geburt, d. i.: im Jahre 1223 der Hegira oder nach der Flucht des Propheten."

Paris. Mozarts Musik gewinnt täglich mehr Beyfall, ungeachtet der Cabale, die sie nicht aufkommen lassen will, und des Geschreyes einiger Theater-Blätter, die sie herab zu würdigen suchen. Seine Opera: Cosi fan tutti, ist jetzt in Paris gegeben worden, und hat alle wahren Kunstfreunde entzückt; sie haben die Originalität und den unerschöpflichen Reichthum von Mozarts Genie auch in dieser Oper anerkannt.

In Gröningen ward in der zweyten Woche des Jänners der alljährige Wettkampf auf Schlittschuhen erneuert, wo junge Mädchen, den Fuß mit Stahl beflügelt, über die spiegelnden Eisflächen hinschweben, und sich den Preis der Schnelligkeit streitig machen. Dieses Mahl war eine Dlle. Scholtens, 18 Jahre alt, Siegerinn in diesem Atalanten-Spiel, und nächst ihr eine Dlle. Johannes. Zwey Stunden lang kämpften sie gegen ihre bebenden Nebenbuhlerinnen, und man berechnet, daß sie in dieser Zeit über 10 Stunden Weges auf den Canälen der Stadt machten.



Der Sammler

Samstag, den —— 30. —— 11. März 1809.

Der Schiffbruch bey Siderno an Calabriens Küsten im Frühlinge 1807.

(Fortsetzung.)

Reise über die Apenninen. — Die Calabresischen Räuber oder Briganti.

Ohne Geschäfte und mit der Aussicht auf ein ungewisses Schicksal kann endlich auch ein Paradies höchst langweilig werden. Bis auf weitern Befehl des Ober-Generals mußten inzwischen alle Schiffbrüchigen in Gerace bleiben. Ich und mein Britte schlossen uns in diesem Exil desto inniger zusammen, und erwarteten mit jedem neuen Tage die Erlösung.

Am 15. April kam Befehl, daß der Commandant von Gerace fünfzig Mann von seinen Truppen, nebst Sir Georg und mich, in's Haupt-Quartier nach Monteleone schicken sollte. Dem Engländer war bey Ankündigung dieser Nachricht eben nicht wohl zu Muthe, er fürchtete, als Kriegsgefangener behandelt zu werden. Ich redete ihm die Furcht aus, und am 17. Morgens um 4 Uhr machten wir uns mit unserer starken Escorte auf den Weg, die noch durch ein anderes Geleit von fünfzig Bürgern aus Gerace auf Geheiß des Französischen Commandanten verstärkt ward.

Der Weg von Gerace nach Monteleone geht über einen Berg der Apenninen-Kette, welcher der Berg von Castellonovo genannt wird, und wo man auf einer Strecke von fünfzehn Miglien keine Ortschaften im Gebirge von einiger Bedeutung findet, bis man auf der andern Seite des Berges den Ort Castellonovo erreicht. Diese Einöden waren der vornehmste Schlupfwinkel der durch die Zeitungen bekannt genug gewordenen Calabresischen Brigantini oder Räuber.

Ehemahls hielt ich den Nahmen brigands für nichts mehr und nichts weniger, als für eine diplomatische Redensart der Französischen Amtsberichte, um die, ihrem alten Könige Ferdinand getreuen, Insurgenten Calabriens verächtlich zu bezeichnen. Ich hatte mich aber geirrt. Es ist wirklich Räubergesindel, aus allen Winkeln Calabriens und Siciliens zusammen gelaufen, das einen Diebsstreich ausführt, sich zerstreuet und wieder zusammen tritt, wenn es Anlaß dazu gibt. Die ruhigen Einwohner in Dörfern und Städten leben selbst in unaufhörlicher Furcht vor diesen Banden, welche sich kein Gewissen daraus machen, die Ortschaften ihrer Mitbürger zu überfallen und rein auszuplündern. Entfernen sich die Franzosen aus einem Dorfe, so kehren die dahin gehörigen Mitglieder der Räuberbande ohne Furcht zurück, und verzehren ihre Beute in der heimathlichen Hütte. Die Einwohner hüthen sich wohl, sie zu beleidigen, weil eine schreckliche Rache unfehlbar erfolgen würde. Nähert sich ein Französisches Detaschement, so fliehet das Gesindel wieder davon,

und beginnt die vorige Lebensart in den Gebirgen. Von Gerace allein waren zehn bis zwölf Kerle dabey, wie man mir sagte.

Diese Briganti, welche damahls in den Apenninen bey 5000 Mann stark waren, sind ohne militärische Ordnung und Disciplin, und ohne andere Uniform, als die jeder Calabresische Bauer trägt, wie ich sie oben beschrieb. Sie ernennen und verabschieden ihre Hauptleute nach Gefallen, und gehorchen den Engländern nur, wenn sie dafür bezahlt werden. Sie rühmen sich immer, die Sache der Religion und des Königs Ferdinand zu führen, und heißen jeden ruhigen Bürger Ketzer, Franzosen, Vaterlandsverräther und Patrioten. Städte und Dörfer Calabriens sind daher beständig gegen die Briganti auf der Huth und unter Waffen.

Nicht vergebens also hatte der Commandant von Gerace unser Detaschement durch Bürger verstärkt, die mit Flinten, Pistolen und Stiletten bewaffnet, uns in der Wildniß der Apenninen bis Castellonovo begleiteten.

Erst zwischen 10 und 11 Uhr des Morgens erreichten wir die Höhe des Berges. Hier wurden wir Zeugen der grausamsten Mordthat, die vermuthlich erst in der vergangenen Nacht oder am vorigen Tage verübt war. Drey Französische Soldaten lagen bey der großen Hitze, mit auf den Rücken gebundenen Händen, mitten in der Straße. Man hatte ihnen die Nasen abgeschnitten und die Augen ausgestochen. Zwey waren schon ohne Leben; der dritte athmete noch schwach, konnte aber nicht mehr sprechen, und gab den Geist auf, während man sich mit ihm beschäftigte. Es waren drey schöne Männer, die wahrscheinlich als Ordonnanzen über den Berg geschickt worden sind.

Die Wuth der Franzosen beym Anblicke ihrer Brüder, die eines so fürchterlichen Todes hatten sterben müssen, war unbeschreiblich, und stieg fast bis zur Raserey. Es fehlte wenig, sie hätten alle bey uns befindlichen Geracesen um's Leben gebracht; der brave Capitän konnte sie nur mit vieler Mühe durch Bitten und Drohen zurück halten. Sie verfluchten alle Calabresen und meinten, man hätte sie längst schon mit Habe und Gut verbrennen sollen.

Die Leichname wurden auf die Seite geschafft, und wir stiegen in die angenehmen Schatten eines zwey Miglien langen Oliven-Waldes hinab. — Nach einigen Stunden erreichten wir Castellonovo, ein großes, ziemlich schönes Dorf, worin auch hölzerne Häuser zu sehen waren, die jedoch nur den kleinen Berghäusern auf den Alpen glichen. Aber das Auge ward nicht müde, in den Reitzen der wunderbar lieblichen Landschaft zu schwelgen.

Castellonovo liegt noch auf der Höhe der Apenninen, an der westlichen Halde derselben. Man erblickt von da in der Ferne, verschwimmend mit dem Horizont, das Mittelmeer, in welchem Sicilien und die Liparischen Inseln ruhen. Unter unsern Füßen breitete sich ein blühendes Feenland zwischen Oliven- und Citronen-Hainen aus. Weingärten, Äcker und lange Reihen von Fruchtbäumen wechselten mit ungeheueren Räumen der wilden Natur überlassenen Bodens ab, auf welchen einzelne Heerden zwischen Gesträuchen umherirrten. Wir erquickten uns hier mit Brod und Wein, und kamen Abends in Polistria an, einem Dorfe, dem vorigen ähnlich, wo wir übernachteten.

Der Hauptmann, mein Freund Georg und ich, wurden bey einem gewissen Baron Oliva einquartirt, der uns auf's beste bewirthete. Seine Gemahlinn und seine beyden Töchter bildeten mit einander eine liebenswürdige Familie, in deren Gesellschaft wir einen frohen Abend verlebten. Man muß sich aber unsern Calabresischen Baron nicht besonders elegant denken. Er glich in seiner Kleidung, nur daß sie etwas feiner war, vollkommen einem Bauer; doch trug er Schuhe vom gegärbten, aber ungefärbten Leder. Die Damen waren mehr Französisch gekleidet, doch trugen sie auch, nach Landessitte, außer dem Hause den Schleyer.

Der gute Baron konnte sich an der Erzählung von der Schweiz, den Merkwürdigkeiten derselben und den Sitten und Gebräuchen unsers Landes nicht satt hören. Ich mußte am folgenden Morgen damit fortfahren. Er begleitete uns deßwegen nach Monteleone, und gab mir und dem Engländer jedem ein Pferd; auch dem Hauptmanne both er es an, der es aber ausschlug.

Von vier Uhr Morgens bis Nachmittags reiseten wir beständig im ebenen Lande, durch Wälder und wilde Wiesen, ohne eine menschliche Wohnung zu erblicken. Es war eine unermeßliche Einöde, recht für das freye Leben der Briganti geschaffen. An einem kühlen Brunnenquell hielten wir unser einfaches Mittagsmahl, gelagert im schuhhohen Grase, das dem fruchtbaren Boden umsonst entsproß. Erst gegen Abend zogen wir durch ein kleines, elendes Dorf, und einige Stunden später trafen wir zu Monteleone ein.

Monteleone. — General Reynier. — Eine Erderschütterung.

Monteleone hat durch das große Erdbeben von 1783 sehr gelitten, es ist eine Stadt oder vielmehr ein geräumiger Flecken, dessen Gebäude kein vortheilhaftes Zeugniß vom Wohlstande der Einwohner geben. Das Haupt-Quartier war in einem zwey Stock hohen Hause, das Trotz seiner ausgezeichneten Größe nur einem gemeinen Bauerhause glich.

Der Ober-General Reynier, ein schöner junger Mann von etlichen dreyßig Jahren, empfing uns mit der zuvorkommendsten Güte. Es waren noch einige Generale bey ihm, von denen der eine, glaube ich, Abbé hieß. Wir mußten mit ihnen zu Nacht speisen. Sie befragten uns mit vieler Theilnahme über unser schreckliches Schicksal.

Ich hatte dem General Reynier am folgenden Tage auf sein Verlangen das Verzeichniß von den Nahmen und dem Berufe der noch lebenden eilf Personen unserer Schiffsgesellschaft eingereicht. Er erklärte mir darauf, wir hätten noch so lange in Calabrien zu bleiben, bis von Triest ein Zeugniß zu seinen Händen gebracht sey, daß wir wirklich die Personen wären, für welche wir uns ausgäben; bis dahin aber würden wir in Gerace unentgeldlich verpflegt werden.

Schlechter Trost für uns, mit dem wir nach Gerace zurück kehrten, und der den dort zurück gelassenen Reisegefährten so übel behagte, daß sie uns von dem Tage an kein freundliches Gesicht mehr machten. Diese Menschen bildeten sich fest ein, wir hätten sie an die Franzosen verkauft.

Gleich den Tag nach unserer Heimkunft in Gerace erlebten wir ein echt Calabresisches Abentheuer. Es war am 22. April. Ich hatte mich am schwülen Nachmittage im Zimmer des Signor Pasquale gemächlich auf eine Bank hingelagert, als mich ein starkes Erdbeben von dem harten Ruhebette auf die Erde hinab warf. Erschrocken sprang ich auf. Alles war in bangem Aufruhr. Was in den Häusern war, flüchtete auf die Straßen, von den Straßen zum Thore hinaus, den Berg hinunter in's freye Feld. Greise und Säuglinge, Männer und Weiber lagen unter offenem Himmel mit empor gehobenen Händen, und betheten mit lauter Stimme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geduld.

Umstarrt vom Eis des Norden
In trüber Einsamkeit,
Ist mir ein Blümlein worden,
Das duftend mich erfreut.

Im Thaue bitt'rer Thränen
Entfaltete es sich,
Und heilte von dem Sehnen
Nach bess'rer Zukunft mich.

Tief trag' ich es verborgen
In der verschwieg'nen Brust.
Da wandelt's meine Sorgen
In stiller Wehmuth Lust.

Um mein Geschick zu tragen
Gab mir's des Himmels Huld.
Wie heißt es? wirst du fragen.
Das Blümlein heißt Geduld.

Natalie.

Mit sich selbst sprechen.

Es gibt viele Leute, die sich angewöhnt haben, ihre Gedanken laut zu sagen, wenn sie allein sind. Lebhafte Einbildungskraft und Tiefe des Gefühles sind gewöhnlich die Ursachen davon. Selbst gemeine Leute sieht man auf den Straßen mit sich selbst sprechen, wenn sie irgend etwas lebhaft afficirt hat. Bey fantasiereichen Köpfen findet man es häufig; denn es gehört viel Aufmerksamkeit auf sich selbst dazu, um nicht in Gegenwart Anderer in solche wachende Träume zu versinken. Bey schwachen Greisen bringt diese Gewohnheit oft die seltsamsten Offenherzigkeiten hervor. Der alte Kant saß an einer Tafel, wo die Unterhaltung sehr einsylbig war. Er hatte Langeweile, und sagte ganz ehrlich, zwar nur zu sich, aber vernehmlich für alle: „Mein Gott, was ist das für eine langweilige Gesellschaft!" Bey dem weiblichen Geschlechte findet man diese Gewohnheit seltener, ungeachtet seine Zungenfertigkeit die männliche übertrifft. Hat ihnen die Natur mehr Aufmerksamkeit auf sich selbst verliehen, oder fehlt ihnen die Tiefe des Gefühles? Ich vermuthe das Erstere; denn ich glaube, das weibliche Geschlecht vergißt sich nie, den Fall ausgenommen, wenn es sich vergessen will. Welche Naivetäten würden auch bey einem Vergessen dieser Art zum Vorscheine kommen! Daher konnte es auch die Frau des Pachters Martin nicht begreifen, wie man so unglaublich einfältig handeln könnte, wie ihr Mann. Dieser ehrliche Pachter ritt unter einem Maulbeerbaume

hin, der seine Zweige voll reifer Beeren über eine Dornenhecke herüber streckte. Dem ehrlichen Manne gelüstete der süßen Früchte, und er trat auf den Sattel seines geduldigen Esels, und langte zu, und freute sich, daß der Esel so still stand. Da fiel ihm ein, was er für einen fatalen Fall in die Dornen thun würde, wenn jemand dem Thiere zurief: Hetz! Hetz! und zum großen Unglücke rief er das selbst, und der Esel zog aus, und der gute Pachter lag in den Dornen, und ward ein Märterer seiner Gewohnheit, laut zu denken.

Anecdoten.

Carl der III., König von Spanien, war der letzte der Bourboniden, der sich durch jenen esprit de saillies — das Wort läßt sich in's Deutsche nicht übersetzen — auszeichnete, die in früheren Zeiten dem ganzen Geschlechte eigen war.

Bey seiner Ankunft in Madrid suchte er die Reinlichkeit der Straßen seiner Hauptstadt zu befördern, und gab seinem Minister Squillace den Befehl, den aufgehäuften Unrath wegräumen zu lassen, und zu verbiethen, daß der Kehricht aus den Häusern ferner auf die Straßen geworfen würde. Die Einwohner murrten: sie glaubten, die Ausdünstungen des Unrathes trügen zur Erhaltung der Gesundheit bey, und sie fürchteten von dessen Wegräumung gefährliche Folgen. Der Madrider Pasquino ließ sich sehr beissend aus über die Verfügungen der neuen Regierung. Squillace hielt sich verbunden, die Klagen des Publicums vor das Ohr des Regenten zu bringen. „Mein lieber Squillace," antwortete der König, „lassen Sie das gut seyn! Die Madrider sind wie die Kinder. Diese schreyen auch, wenn man sie aus dem Schlafe weckt, um sie vom Unrathe zu reinigen. Aber wenn es geschehen ist, schlafen sie desto besser."

....

Der Minister Florida Bianca schlug eben diesem Könige vor, die Schauspieler sämmtlich in den Adelstand zu erheben. Dieß würde die Achtung heben, welche das Publicum für den ganzen Stand haben müsse, damit er wieder für sich diejenige Achtung erhielte, die der Sittlichkeit so zuträglich sey. Woran denken Sie, Florida Bianca? antwortete der König. Wie kann ich Personen adeln, in deren Macht es steht, sich selbst nach Willkür zu Fürsten und Königen zu erheben?

Notitzen.

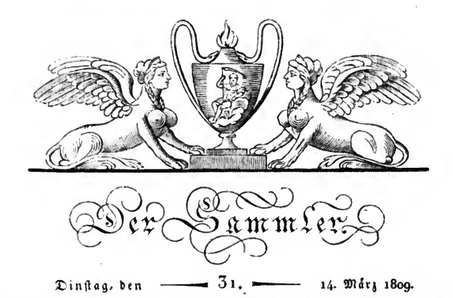
Wien. Am 8. März zog das Cuirassier-Regiment Hohenzollern, einem alten, vor beynahe 200 Jahren (1619) hochverdienten Privilegium zu Folge, durch die Stadt. Tausende von Menschen erwarteten dasselbe, von der Landstrasse an, über die Canal-Brücke, dem Stubenthor, der Wollzeile, Stock am Eisen, Graben, Kohlmarkt bis zur kaiserl. Burg. Allgemein war der Jubel, als man den allgeliebten Erzherzog Carl an der Spitze dieses braven Regimentes, und an seiner Seite den ehrwürdigen Herzog Albert erblickte. Nur eine Stimme aus tausend Kehlen rief: es lebe Franz! es lebe Carl! Welch' glücklicher Unterschied zwischen der ersten Erscheinung dieser tapfern Krieger, und zwischen der heutigen! Damahls ein guter Regent, bedroht von einigen seiner eigenen pflichtvergessenen Unterthanen; — jetzt ein allgeliebter Monarch in der Mitte seiner Bürger, die jeden Augenblick bereit sind, ihr Vermögen und Leben für Ihn, sein Haus und das Vaterland zu opfern. — Keiner darunter, der Ursache hatte, wie damahls, bey ihrer Erscheinung zu zittern. Nachmittag übte das Regiment sein altes Recht aus, auf dem Burgplatze zu werben, und unter lautem Jubel drängte sich die Menge hinzu, um an der Ehre desselben Theil zu nehmen. Sowohl am Tage der Ankunft, als am andern Tage, an welchen Rasttag gehalten wurde, bestrebte sich die edle Bürgerschaft Wiens, die Mannschaft auf's beste zu bewirthen, und dadurch ihre Hochachtung nicht nur für dieses Regiment, sondern für die ganze k. k. Armee an Tag zu legen. Frau Caroline Pichler, geborne v. Greiner, hat bey dieser Gelegenheit ein vortreffliches Gedicht: Ferdinand, heraus gegeben.

Am 7. März starb Herr Johann Georg Albrechtsberger, Kapellmeister bey der Dom- und Metropolitan-Kirche zu St. Stephan, im 73. Jahre seines Alters. Er gehörte unter die größten Meister der höheren Tonkunst, und die meisten, dermahlen sich hier befindlichen Compositeurs, rühmen sich seine Schüler zu seyn. Der durch viele Messen und andere Kirchenmusiken rühmlich bekannte Herr Joseph Preindl, Kapellmeister an der Pfarrkirche zu St. Peter, ist zu seinem Nachfolger bestimmt.

Beytrag zur Geschichte der Unverbrennlichen.

Einer der neuesten Reisebeschreiber, Perin du Lac, in seiner Reise in die beyden Louisianen unter die Völkerschaften am Missauri, 1. Theil S. 152, erzählt: „Eine merkwürdige Pflanze ist unfehlbar diejenige, welche die Wirkung des Feuers vermindert. Auf die erhaltene Nachricht gab ich einem Wilden den Auftrag, mir sie vorzuzeigen. Er brachte mir einige Wurzeln, woran noch einige Blätter waren. Er nahm einen Theil in den Mund, kaute sie einen Moment, und rieb sich damit die Hände. Hierauf nahm ich eine glühende Kohle, legte sie auf seine Hand; er zerrieb sie, ohne daß er von der Hitze etwas empfand, zwischen seinen Händen. Ich legte ihm hierauf einige auf seine Zunge. Er entflammte sie mit seinem Hauche, und indem er sie zwischen die Zähne nahm, kauete er sie ordentlich ohne Schein des Schmerzes. Er wiederhohlte diesen Versuch öfters, und äußerte, daß wenn er Mehreres von der Wurzel hätte, er Dinge zeigen wollte, welche mich in Erstaunen setzen sollten." Perin du Lac erwähnt den Nahmen dieser Pflanze nicht, und es wäre wohl zu wünschen, daß ein Pflanzenkundiger uns mittheilte, was man Specielles über diese, die Wirkung des Feuers vermindernde Pflanze wissen mag.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Dinstag, den — 31. — 14. März 1809.

Beyträge zur Sittengeschichte der Stadt Rom im siebenzehnten Jahrhunderte.

Seit dem Jahre 1657 bemerkte man, daß zu Rom viele Menschen starben, ohne daß man eine hinreichende Ursache ihres Todes angeben konnte. Endlich entdeckte man, daß sie durch Weiber vergiftet wurden, die sich dazu der Acquetta, eines Wassers, das auch von seiner Erfinderinn Tofana aus Palermo, Tofania genannt wird, bedienten. Die Beichtväter hatten in den Beichtstühlen schon viele Anzeigen von Weibern erhalten, die diesen Frevel allda bekannten. Allein das Unglück nahm täglich zu, und man wußte kein Mittel ausfindig zu machen, ihm zu steuern. So bald man ein Weib nur ein wenig erzürnte, so schwebte des Mannes Leben in Gefahr.

Der Papst machte sich eine wahre Angelegenheit daraus, diese Frevel zu entdecken. Es war doch abscheulich, daß von diesem mörderischen Gifte mehr Menschen sollten hingerafft werden, als zuvor an der Pest gestorben waren. Selbst in den ansehnlichsten Familien starben viele Männer schnell dahin. Alexander der VII. rief daher den Gouverneur von Rom, Monsignor Balanzoni, zu sich, und gab ihm den Befehl, alle seine Macht zu gebrauchen, um die Giftmischerinnen zu entdecken. Balanzoni ließ nun alle Diener der Gerechtigkeit zu sich kommen, und gab ihnen den ernstlichen Befehl: sie sollten auf's sorgfältigste wachen, damit sie eine von diesen verdächtigen Personen entdeckten; und dieß befolgten sie mit Nachdruck.

Unter diesen Anstalten beobachtete man eine gewisse Spinnerinn, die zu Tordinona, nahe bey den Gefängnissen, wohnte, und zwey Töchter, Erminia und Armellina, hatte. Eine davon war eine Sängerinn. Beyde waren an Handwerksleute, an artige, junge Männer, verheirathet. Einer von diesen wurde eines Morgens von einem langsamen Fieber überfallen, das mit häufigem Brechen begleitet war, an welchem er in wenigen Tagen seinen Geist aufgab. Acht Tage nach ihm starb auch der Mann der anderen, und man fand ihn, als man ihn zu San Salvador del Lauro aussetzte, im Gesichte sehr farbig und so roth, als ob er noch lebte. Die Diener der Gerechtigkeit schöpften Verdacht, und lauerten auf diese zwey Weiber. Sie bemerkten, daß eine alte Frau in ihr Haus kam, die als Bethschwester gekleidet ging, und vielen Umgang mit der Mutter der Tochter hatte. Sie diente als Magd bey einer gewissen Jeronima Spara, einer Sicilianerinn, die man die Wahrsagerinn nannte, und die alla Longara wohnte. Um nun auf einigen Grund zu kommen, und den Prozeß darauf bauen zu können, bediente man sich folgender List:

Man suchte ein junges, schlaues, schwatzhaftes und schönes Mädchen auf, kleidete es wie eine vornehme Dame, gab ihm Kutschen und einen Schwarm von Bedienten, und schickte es zur Jeronima, die sie als

eine Wahrsagerinn besuchte. Jeronima hatte sich bisher dadurch Zulauf gemacht, daß sie, wenn man etwas verloren hatte, den Leuten vorsagte, ob sie das verlorne Gut wieder finden würden. Es lief ihr daher Alles zu, und man fand bey ihr oft Römische Fürsten und Edelleute. Das schlaue, verkleidete Mädchen konnte sie also ohne Verdacht besuchen. Sie sagte der Jeronima, sie hätte einen Ring von unschätzbarem Werthe verloren, gab sich für eine vornehme Dame aus, die ihrem Manne entflohen sey, sie wisse nicht, ob sie diesen Ring auf der Flucht verloren, oder ob er ihr sonst gestohlen worden sey. Jeronima versprach ihr endlich, über die Sache nachzudenken, und bath sie, nach einigen Tagen wieder zu kommen, und die Antwort abzuhohlen.

Während daß die verstellte Dame auf diesen bestimmten Tag wartete, hatte die Gerechtigkeit auf die Frau und Magd ein wachsames Auge, und beobachtete, daß die Bethschwester außer dem Hause der Weberinn auch zu einer gewissen Färberinn und einer Fleischerinn ging, und daß eine Aufkäuferinn, Nahmens Graziosa, zur Jeronima in's Haus kam, und daß alle diese Frauen Witwen waren, welches einen entfernten Vermuthungsgrund wider sie abgab.

Die verstellte Dame ging nun wieder zur Jeronima, und erhielt die Antwort von ihr, daß es ihr unmöglich gewesen, von der verlornen Sache etwas zu erfahren. Sie fragte die Dame: ob sie denn auch den Ring in der That verloren hätte? Nein, antwortete die Dame, sondern dieß war nur ein Vorwand, um mit euch bekannt zu werden, und euch zum Mitleid gegen mich zu bewegen, damit ihr mich aus der augenscheinlichen Todesgefahr rettet; denn wenn ich wieder in mein Vaterland zurück kehre, so wird mir mein Mann gewiß nach dem Leben trachten, und wenn ich hier bleibe, so muß ich befürchten, er möchte Meuchelmörder wider mich dingen, und auf diese Weise verliere ich Ehre und Leben. Und warum ist denn ihr Mann erboßt auf sie? fragte Jeronima. Eine übel verstandene Eifersucht ist die Quelle und wird auch das Ende meines Unglückes seyn, versetzte die Dame; ich habe viele Kleinodien und Geld mit mir gebracht, und ich würde einen guten Theil davon geben, wenn mir jemand sagte, wie ich auf die geheimste Weise meinen Mann umbringen könnte, damit ich mich der Gefahr des Todes entziehe, und in dieser Angst nicht mehr leben müßte.

Das Gold ist ein sicherer Schlüssel zu vielen Geheimnissen. Jeronima war geitzig, und versprach der Dame ihre Dienste, wenn sie sicher wäre. Die Dame versprach Verschwiegenheit, zog einen Diamant-Ring vom Finger, und gab ihn der Jeronima. Hier habt ihr ein Pfand meiner Dankbarkeit, sagte sie, ich erkenne euch als meine Wohlthäterinn, und werde euch am Ende noch größere Geschenke zutheilen. Ich möchte aber zuvor wissen, was für eines Mittels ihr euch gegen den bedienen wollt, der meinen Tod wünscht. Hierauf antwortete Jeronima: sie würde ihr einen giftigen Trank geben, den sie ihrem Manne beybringen müsse. Die Dame sagte: sie hätte sichere Leute, die in ihrem Vaterlande ihm das Gift gewiß beybringen würden, sie möchte ihr nur das Gift in ihr Haus schicken, sie wolle es zuvor an einem Hunde probieren. Jeronima sagte ihr den Tag, an dem sie ihr das Gift durch ihre Magd zuschicken würde. Die Dame zeigte ihr also das Haus an, in welches sie das Gift zu schicken hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Heidegger,

Oberaufseher der öffentlichen Vergnügungen in London unter der Regierung Königs Georg des II.

(Aus Englischen Blättern.)

Dieser außerordentliche Mann, der Sohn eines Geistlichen, war von Zürich in der Schweiz gebürtig, wo er heirathete, aber wegen einer Liebes-Intrigue sein Vaterland verließ. Da er, wiewohl in der demüthigen Lage eines Bedienten, die vornehmsten Städte von Europa gesehen: so erlangte er einen Geschmack für feinere Vergnügen, der, nebst einem starken Hange zum Wohlleben und zur Üppigkeit, ihn nach und nach zur Aufsicht und Führung öffentlicher Belustigungen geschickt machte.

Als er 40 bis 50 Jahre alt war, begleitete er als Gesellschafter einen Edelmann nach England, wo er durch seinen aufgeweckten und einnehmenden Umgang, und durch sein einschmeichelndes Betragen bald die Gunst der jungen Leute vom Stande gewann. Die einsichtsvollen Bemerkungen, die er über verschiedene Mängel in der damahligen Aufführung der Oper machte, und die Winke, die er gab, um die Belustigungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommnen, setzten bald sein Ansehen als ein guter Kunstrichter fest. Sein Urtheil ward zu Rathe gezogen, und einige sehr prächtige und

geschmackvolle Decorationen, die, seiner Angabe zu Folge, auf der Schaubühne angebracht wurden, gefielen dem Könige, der die Opern liebte, so sehr, daß, als er hörte, wessen Genie er diese Verschönerungen zu danken habe, er von der Zeit an ihn zu unterstützen geruhete, und ihm bald darauf die Oberaufsicht über das Opernhaus ertheilte.

Er machte sich hierauf an die Verschönerung einer andern Art von Lustbarkeit, an welcher der König nicht weniger Gefallen hatte, nähmlich der Maskeraden, über die er alle Mahl auf dem königlichen Theater die Aufsicht führte. Auch wurde er zum Oberaufseher der kleinen königlichen Vergnügen (Intendant des menus plaisirs) ernannt. Der Adel schmeichelte ihm nun so sehr, und hatte eine solche Meinung von seinem Geschmacke, daß alle glänzende und zierliche Gastmahle, die sie bey besondern Gelegenheiten veranstalteten, und alle Privat-Assembleen auf Subscription seiner Führung anvertraut wurden.

Diese verschiedenen Ämter verschafften ihm ein regelmäßiges, sehr ansehntiches Einkommen, das sich in manchen Jahren auf 5000 Pfund, oder 30,000 Rthlr. belaufen haben soll, die er gewöhnlich eben so leicht und schnell verthat, als er sie gewann, und zwar im Essen und Trinken, worin sein höchster Genuß bestand, den er mit ungeheuerem Aufwande bis zum Übermaße befriedigte. Doch war er auch dabey ausnehmend wohlthätig. Man hat ihn, nach einer einträglichen Maskerade, mehrere hundert Pfund auf einmahl wegschenken sehen.

Er war ein Kenner der Musik, und componirte einige Opern. Dieß ist Alles, was wir von seinen Geistesfähigkeiten wissen *).

Was seine Person betrifft, so war er zwar groß und wohlgewachsen, sein Gesicht aber unmenschlich häßlich. Er war der erste, der über seine eigene Häßlichkeit scherzte; er wettete sogar einmahl mit Lord Chesterfield, daß binnen einer gewissen gegebenen Zeit Seine Herrlichkeit kein so scheußliches Gesicht in ganz London würde aufbringen können. Die Zeit verlief, und Heideggee gewann die Wette. Der König ließ sich herab, ihn zu bitten, sich mahlen zu lassen, aber vergebens; obgleich der Adel, der auf einem sehr vertrauten Fuße mit ihm lebte, und alle seine besten Gönner ihm die Unschicklichkeit, es abzuschlagen, vorstellten. Diese Hartnäckigkeit gab zu einem sehr lächerlichen Auftritte Veranlassung.

Der scherzhafte Herzog von Montagu gab Verschiedenen vom Adel ein Gastmahl, und wählte dazu die lustigsten Gesellschaftee und einige starke Trinker, die alle um den Streich wußten, den er dem Heidegger spielen wollte. Dieser ward auch eingeladen, und in einigen Stunden nach dem Essen so trunken gemacht, daß er aus dem Zimmer gebracht wurde, und sinnlos auf einem Bette lag. Ein tiefer Schlaf erfolgte, und nun wurde sein Gesicht in Gips abgeformt. Nach dieser Form wurde eine Maske gemacht, und einige Tage vor der nächsten Maskerade (welcher der König mit der Gräfinn Yarmouth beyzuwohnen versprach), suchte der Herzog von Heidegger's Kammerdiener zu erfahren, was für ein Kleid sein Herr wahrscheinlich anhaben würde; dann verschaffte er eine ähnliche Kleidung und eine Person von eben der Statur, und gab ihr seine Verhaltnngsbefehle.

Am Abende der Maskerade, sobald der König erschien, und sich gesetzt hatte, befahl Heidegger, wie gewöhnlich, den Musikanten God Save the King zu spielen; kaum aber hatte er den Rücken gewandt, so befahl ihnen der falsche Heidegger das Stück Charly over the Water *) aufzuspielen. Die ganze Gesellschaft war wie vom Donner gerührt, und alle Hofleute, die von dem Anschtage nichts wußten, geriethen in eine starre Bestürzung. Heidegger flog nach der Musik-Gallerie, fluchte, stampfte und tobte, und schrie, die Musikanten müßten entweder betrunken, oder von einem heimlichen Feinde aufgehetzt seyn, ihn zu verderben. Der König und die Gräfinn lachten so laut, daß das Geheimniß beynahe wäre verrathen worden. So lange Heidegger auf der Gallerie blieb, wurde God Save the King gespielt; sobald er aber in eines von den Tanzzimmern ging, um zu sehen, ob Ordnung und Anstand von der Gesellschaft beobachtet würde; so trat der After-Heidegger hervor, stellte sich auf den Boden des Theaters der Musik-Gallerie gerade gegenüber, und rief mit einer sehr vernehmlichen Stimme, die er dem Heidegger nachmachte, daß sie Dummköpfe wären, ob er ihnen nicht eben gesagt hätte, sie sollten Charly over the Water spielen? Eine Pause erfolgte; die Musikanten,

*) Pope (in seiner Dunciade I. 289.) nennt den Vogel, der die Göttinn begleitete,
„— — a monster of a fowl,
„Something betwixt a Heidegger and Owl."
und sagt in der Erklärung, Heidegger bedeute „einen seltsamen Vogel aus der Schweiz, und nicht (wie einige vermuthen) den Nahmen einer angesehenen Person, die ein Mann von Talenten war, und, wie von Petronius gesagt, Arbiter Elegantiarum."

*) Ein lustiges Trinklied.

die seinen Charakter kannten, hielten ihn nun ihrer Seits entweder für betrunken oder toll; doch, da er fortfuhr zu schreyen, so ward Charly wieder gespielt. Alles gerieth in Verwirrung. Pfuy! Pfuy! schallte es von allen Seiten; und Heidegger flog noch einmahl voll Wuth nach der Seite des Theaters, die der Gallerie gegenüber war. Hier nahm ihn der Herzog von Montagu bey Seite, und sagte ihm, der König sey äußerst aufgebracht; das Beste für ihn sey, augenblicklich hinzugehen, eine Entschuldigung zu machen, und die wahrscheinlich tollen Musikanten alsdann sogleich fort zu schicken.

Zu gleicher Zeit befahl er dem falschen Heidegger, das Nähmliche zu thun. Nun wurde die Scene wahrhaft komisch in dem Kreise vor dem Könige. Heidegger hatte kaum eine ehrerbiethige Entschuldigung wegen der Unverschämtheit seiner Musikanten gemacht, als der falsche Heidegger hervor trat, und in einem kläglichen Tone rief: „In Wahrheit, Sire, es war nicht meine Schuld, sondern dieses Teufels, der mich nachäffte!" Der arme Heidegger kehrte sich um, starrte, taumelte, erblaßte, und konnte kein Wort hervor bringen. Der Herzog gab ihm, in's Ohr flüsternd, den Aufschluß dieser Posse, und der falsche Heidegger mußte die Maske abnehmen. So endigte sich der Spaß; aber Heidegger schwor, nie wieder auf einer öffentlichen Lustbarkeit zu erscheinen, wenn nicht diese Hexe von Wachsbildnerinn die Form zerbräche, und die Maske vor seinen Augen zusammen schmölze.

Als er einstmahls in einer großen Gesellschaft bey einem Gastmahle war, wurde die Frage aufgeworfen, welche Nation in Europa am erfinderischsten sey; zum Erstaunen aller Anwesenden behauptete er: die Schweizer, und führte sich selbst zum Beweise an. „Ich bin," sagte er, „ein Schweizer von Geburt, ich kam nach England ohne einen Pfennig in der Tasche, und hier habe ich Mittel gefunden, 5000 Pfund jährlich zu gewinnen und zu verthun. Nun fordere ich den geschicktesten Engländer auf, in die Schweiz zu gehen, und da dieses Einkommen entweder zu erwerben, oder es in Essen und Trinken zu verthun. — Er starb im Jahre 1749 in dem hohen Alter von 90 Jahren.

Notitzen.

Rom, den 8. Jänner. Der Caenoval scheint dies Jobe nicht lebhaft zu werden, obschon die Franzosen, wahrscheinlich um die päpstliche Regierung zu necken, sich ferner sehr eifrig annehmen. Schon am 17. December erschien ein anonymer Artikel in der vom Römischen Hofe mißbilligten Zeitung, worin die Ballunternehmer und Handwerker aufgefordert werden, sich vorzusehen, indem der Carnaval gewiß gehalten werden würde. Tags darauf verboth der Papst in einer Kundmachung seinen Unterthanen was immer für Faschingslustbarkeiten mitzumachen, und führte ihnen dabey die alten Christen in's Gedächtniß, welche nicht aufhörten zu beten, als Petrus im Gefängnisse war. Dieses Manifest wurde aber sogleich auf Befehl der Franzosen durch die Sbirri herunter gerissen. Am 3. Jänner gingen endlich die Franzosen so weit, daß sie die in dem Capitol aufbewahrten Tapeten, mit welchen die Häuser des Corso während der Fahrt behangen werden, mit Gewalt wegnahmen, und den Capo Conservatore von Rom, durch Androhung von Arrest, zwangen, die ihm im Fasching obliegenden Amtsverrichtungen auszuüben. Gegen diese Anmaßung erließ der Staats-Secretär Pacca unterm 5. Jänner ein würdevolles Schreiben an den General Miollis. — Einige Tage vorher bath dieser General um die Erlaubniß, Seiner Heiligkeit mit seinem General-Stabe zu den Feyertagen Glück wünschen zu dürfen. Der Papst hat sich aber diese Ehre in einem Schreiben verbethen, in welchem er sehr wohl das Persönliche des Generals von dem Öffentlichen zu unterscheiden wußte. Dieses und andere Actenstücke gehen unter der Hand, jedoch mit größter Vorsicht, herum.

****

Rom, am 17. Februar. Aus meinem vorigen Briefe werden sie sich der gewaltsamen Maßregeln erinnern, welche die Franzosen ergriffen, um den Carnaval, gegen den Willen der rechtmäßigen, von ihnen selbst anerkannten Regierung, durchzusetzen. Hören sie nun den Ausgang desselben, und bewundern sie mit mir die Römer, die sich bey dieser Gelegenheit mit vieler Standhaftigkeit und Würde benommen haben. Das Edict des Carnavals erschien, worin ausdrücklich befohlen wurde, die Masken alsogleich zum Verkaufe auszuhängen. Die Stände wurden mit Gewalt errichtet; das Pallio, der Preis für das schnellste Pferd beym Wettrennen, ein Tribut der Judenschaft, mit Gewalt aus der Judenstadt gehohlt — der Corso gereiniget, und mit Sand bestreuet. Es erscheint der erwartete Tag. Die ganze Französische Garnison rückt aus, und bildet zwey Reihen im Corso. Allein die Boutiquen daselbst sind geschlossen, die Fenster und Jalousien zugemacht — kein Mensch nimmt Antheil — kein Wagen, keine Maske läßt sich sehen — die für das Volk aufgerichteten Gerüste bleiben leer — die wenigen Römer, die auf der Straße zu thun haben, gehen in Mäntel verhüllt. Die Transteveraner halten Bußprozessionen. Auch die Französischen Künstler machten große Zubereitungen zu einem Bachanten-Aufzuge; allein unter diesen Umständen fanden sie nicht für gut, zu erscheinen, und haben ihre Bachanalien wahrscheinlich incognito abgehalten. Abends um 7 Uhr liefen durch die zwey Reihen Soldaten sieben erkaufte Pferde. Als das Pallio dem Eigenthümer des siegenden Pferdes gebracht wurde, ward es vom Pöbel mit Steinen und Koth empfangen. Sonderbar und komisch war es, daß alle Formalitäten genau beobachtet wurden; so wurde das Zeichen zum Anfange der Fahrt, und zu dem Ende derselben mit den Pöllern pünctlich gegeben, ungeachtet auch nicht ein Wagen erschien; die Patrouillen ritten, um Platz zu machen, immer den Corso auf und ab, ungeachtet kein Mensch auf demselben war. — Der Papst gewinnt durch sein standhaftes, würdevolles Betragen täglich mehr die Liebe seines Volkes, welches nicht verdient, der Sclave einer wankelmüthigen, wetterhahnähnlichen Nation zu werden.

(Aus öffentlichen Blättern.)

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 32. — 16. März 1809.

Beyträge zur Sittengeschichte der Stadt Rom im siebenzehnten Jahrhunderte.

(Beschluß.)

Das Tribunal hatte indessen für die verstellte Dame ein Haus und Mobilien in einem abgelegenen Orte gemiethet, und alle Anstalten zum Empfange der Dame gemacht. Im nahen Zimmer aber war ein Richter, ein Notarius, Häscher und Zeugen bestellt. Die Magd kam an, und machte die Probe mit dem Wasser an einem Hunde, der auf der Stelle todt blieb. Richter, Notarien, Häscher traten nun hervor, banden die Magd, und führten sie in's Gefängniß. Zu gleicher Zeit griff man auch die Jeronima, die Färberinn, die Fleischerinn, ein Weib, das Flecken in den Kleidern ausnahm, die Mutter mit ihren Töchtern, und viele andere Witwen, auf welche man einigen Verdacht hatte. Nur die Aufkäuferinn Graziosa allein konnte man nicht erhaschen, weil sie ihr Haus geändert, und man nicht erfahren konnte, wo sie hingezogen war. Man gab sich ihretwegen viele, aber vergebliche Mühe. Da sie aber glaubte, sicher zu seyn, und daß im Prozesse ihrer gar nicht sollte gedacht werden; so kehrte sie eines Freytages im März in ihr Haus zurück, und lief, wie gewöhnlich, dem Vatikane zu. Im Zurückkehren ging sie ganz frech bey der Thür der Gefängnisse von Tordinona vorbey, als eben Mariotti, Notarius in dieser Sache, aus dem Gefängnisse heraus kam. Da sie ihm nun im Prozesse bekannt genug geworden war, so erkannte er sie gleich, rief einige Häscher herbey, welche eben einen Gefangenen einführten, und sagte ihnen: Fraget diese Frau, ob sie Graziosa heiße? und wenn sie es bejahet, so setzt sie gefangen. Die Häscher gingen auf sie los, fragten sie: ob sie Dorothea hieße? Nein, sagte sie, ihr irret, ich heiße Graziosa. Ja eben diese Graziosa wollen wir, und setzten sie gefangen.

Die Sache wurde nun auf das schärfste untersucht, und der Gouverneur war bey allen Verhören selbst zugegen. Er zog auch aus Vorsicht immer den Ober-Notarius, Genuenti, dazu, und gab dem Papste, der sich eine erstaunliche Angelegenheit daraus machte, täglich Nachricht davon. Man hatte auch bereits Zeugen genug, und die Weiber hatten es bereits eingestanden. Nur Jeronima gestand nichts ein, ob sie gleich überführt war. Weil man sie aber als die Erfinderinn des Giftes am Leben strafen wollte, so mußten ihretwegen mehrere peinliche Congregationen gehalten werden, bis man endlich in einer derselben beschloß, sie auf die Folter zu bringen.

Als Jeronima davon Nachricht erhielt, so fing sie an, bitterlich zu weinen, und sagte: Ich soll auf die Folter gespannt werden? Wo sind jetzt die Römischen Fürsten, Ritter, Baronen, die mir bey so vielen Gelegenheiten ihren Schutz versprochen haben? Wo sind die Damen, die mich ihrer Gunst versicherten? Mein

Leben soll der Corda Preis gegeben werden? Wo sind meine Kinder, die ich in so glänzende Umstände versetzt habe? An wen sollen sie sich nun wenden? Wen sollen sie um Fürbitte für ihre Mutter anflehen?

Als man Hand an sie legte, gestand sie Alles ein, nicht nur, wie sie das Gift bereitet, sondern auch, wem sie davon gegeben hätte, und was für Materialien sie zur Verfertigung des Giftes gebrauchte. So bald der Papst hiervon belehrt wurde, so ließ er an den gewöhnlichen Plätzen in Rom folgendes Edict bekannt machen: es sollte niemand, wessen Standes er auch wäre, kein Handwerksmann oder sonst jemand, unter Galeeren-Strafe, ohne Erlaubniß des Gouverneurs von Rom von den Destillirern von Rom und dessen Gebieth kein Scheidewasser, von was Art es auch sey, kaufen, auch niemand sich unterstehen, unter was Vorwand es auch sey, Ingredienzien dazu zu kaufen, ohne daß das Tribunal hierzu Erlaubniß ertheile. Ganz Rom schloß hieraus, daß sich die Weiber dieses Wassers und dergleichen Ingredienzien zu ihren gottlosen Absichten müssen bedient haben.

Man vernahm auch, daß sie das Gift bereiteten, wie man es wollte, je nachdem die Weiber ihre Männer langsamer oder schneller todt haben wollten. Einige mußten in fünf, andere in zehn, noch andere in einem Monathe sterben. Es war also kein Wunder, wenn man die Jeronima für eine Wahrsagerinn ausgab, weil sie selbst das Gift so bereitete, daß man in einer bestimmten Zeit sterben mußte. Nachdem nun der Proceß beendiget war, verdammte man, mit Genehmigung des Papstes, die Jeronima mit vier andern Weibern zum Tode. Sie wurden auf einem Platze, Campo di Fiore genannt, hingerichtet, und es kamen so viele Weiber und Damen als Zuschauerinnen, daß mau die Fenster zu 30 Ducaten vermiethete.

Aber mit dem Tode der Jeronima hörte die Giftmischerey nicht auf. Einige Monathe hernach sah man wieder einige Weiber, die zu Campo die Fiore gehenkt wurden. Auch betrog sich Alexander der VII., wenn er glaubte, daß er nun alle Mittel abgeschnitten hätte, deren sich die Bosheit bediente, dem Nebenmenschen das Leben zu rauben. Unvermuthet bemerkte man an einem Virtuosen neue Anzeigen, daß er von der Acquetta etwas bekommen haben müßte. Ein Freund besuchte ihn, bejammerte sein Unglück, hatte aber von ungefähr sein Schnupftuch voll von Citronen, die er sich unter Weges gekauft hatte. Sein kranker Freund sagte ihm: er hätte einen so großen Durst, daß er ein Meer austrinken würde, wenn er es hätte, und er müsse sich hierbey immer erbrechen. Der Gesunde both ihm seine Citronen an, worauf der Kranke mit der größten Begierde den Saft auspreßte, und trank. Der Durst wurde gestillt, und der Kranke ward besser. Er wußte, daß seine Frau ihm diesen Streich gespielt hatte. Sie war auch schon eingezogen. Aber der großmüthige Mann rettete ihr das Leben durch Fürbitte einer Fürstinn. Die Ärzte schlossen hieraus, daß Citronen-Saft und starker Essig statt eines Gegengiftes gebraucht werden könnten, und auf ihr Gutachten ließ der Papst ausrufen: man sollte, so bald man dergleichen Symptome von Vergiftung spürte, sich der Aderlässe enthalten, und sich sorgfältig obgemeldeter Mittel bedienen.

Auflösung des Räthsels im Blatte Nro. 29

„Ich will einst, bey Ja und Nein,
Vor dem Zapfen sterben."

Bürger.

Räthsel sprich, wie ist dein Nahme?
Künstlich bist du ausgedacht;
Mancher Stutzer, manche Dame
Haben sich an dich gemacht.
Viele riethen Wein und Becher!
Aber nein! — Der wackre Zecher
Lagert breit zum Fasse sich; —
Zapfen: ja so nennst du dich.

Was im Keller eingeschlossen,
An dem Fasse Wache steht,
Wo der Gastwirth unverdrossen
Es bey Festgetagen dreht,
Was den Marketenderinnen
Manchen Batzen hilft gewinnen,
Mit dem Fäßchen in Verein,
Muß das nicht der Zapfen seyn.

Er kann auch Begeist'rung geben,
Feigen Seelen Heldenkraft;
Macht lebendiger das Leben,
Strömt aus ihm der Rebensaft;
Armen schafft er Edens Wonne. —
Glänzt er an der Wintersonne,
Weh mir, wenn mich Laura küßt,
Und ihr Kuß so frostig ist!

Welcher Königinn zu Ehren
Barden singen, was sie ziert
Kann euch der Matrose lehren:
Seht, die Stolze fällt, und führt
Eine Flagge statt der Krone,
Schreckt als Mast die fernste Zone —
Kurz ihr kennt die Tanne, wißt,
Daß ihr Schmuck ein Zapfen ist.

Doch nicht ward er bloß zum Schmucke
Dieser Königinn zu Theil;
Gold wird oft zum Sclavendrucke,
Um des Volkes Thränen feil.

Nützlich ist er ihr gegeben,
Öffnet sich und streuet Leben;
Junge Tannen heben sich;
Zapfen *) — nennst du Räthsel dich.

P. Holzing, Lieutenant.

Epigramme.

Schutz vor dem stürmenden Schicksal.

A.

Um vor des Schicksals Schlägen mich zu schirmen,
Die nun mit aller Stärke auf mich stürmen,
Hüll' ich mich tief in meine Tugend ein.

B.

Das heißt doch gar zu leicht gekleidet seyn!

Wunsch eines Säufers.

Hohlt einst Freund Hain von dieser Welt mich ab,
So sey das sieben Eimerfaß mein Grab,
Das in der Ecke links im Keller steht,
Und bis dahin, — will's Gott! — zu Ende geht.
D'rauf will ich nur die Worte haben:
Er hat sein Grab sich selbst gegraben.

J. F. Castelli.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Barcellona.

Da rollen wir bescheiden zu dem lange ersehnten Thore herein. Die ersten Gegenstände: Sbirren, mit gezuckter Mütze zwar, doch wohl bewaffnet, eine Hand zum Nehmen der peseta ausgestreckt; die Zunge fragt: Ob Cavalleros etwas mit sich führen, was dem Könige zollt? — im Blicke steht geschrieben: „Dreyßig Silberlinge, so verrathe ich ihn!" Man macht sich bald von diesen Mauth-Repräsentanten los, und weilt mit mehr Zufriedenheit bey den gefüllten Körben der Orangen-Händlerinn und bey des Marketender-Mädchens Liqueur-Flaschen auf dem kleinen runden Tischchen in dem Ulmenschatten, von Sergeanten, Granadieren und andern Söhnen des Mars in friedlicher Blokade eingezäunt.

Gleich den Figuren in der Fantasmagorie, zieht auf dem hohen Walle eine lange Reihe Kutschen, mit Prälaten, Colonels und Damen, in der frischen Seeluft, langsam wie ein Leichenzug daher.

Barcellona ist als Handelsstadt mit Fort und Hafen wichtig und bekannt, und durch verschiedene Fabriken, so wie durch ihren mercantilischen Verkehr, zum zweyten Range der Städte aufgestiegen. Interessant ist sie durch ihre Lage, durch verschiedene Gebäude, und durch das Drängen der Gewerbe aller Völker, welche Schiff-Fahrt nach entfernten Ländern führen. In Friedenszeiten präsidirt das Spanische Amerika, und theils auch das republicanische, im Handels-Etat Barcellonens, das in solchen Tagen einem Bienenkorbe gleicht, an Thätigkeit und Wohlstand der Bewohner.

Barcellona lehnt sich Mittags an den Montjuich, östlich an das Meer; nach Westen zu erhebt sich allmählich der mit Villen und mit Gärten übersäete Hintergrund, von einem Kranze von Bergen mahlerisch begränzt. Den schönsten Anblick gibt der Rempart nahe am Hafen, zwischen Montjuich und dem Landungsplatze Barcellonetta, mit der Aussicht auf den Wald von Masten, auf das Thun und Treiben der Matrosen am Verdecke und in dem Tau- und Segelwerke — auf die offenen Barken mit der Ladung süßer Apfelsinen aus Mallorca — auf die fernhin glänzend ausgedehnte Wasserwelt und auf die einzeln hier und da am Horizonte schwebenden, dem sichern Porte entflohenen Schiffe. Ist die See in Aufruhr; so belagert sie im Grimme die verwahrte Stadt; die Wogen stürmen, Bergen gleich und donnernd wie Kanonenschüsse, an des hohen Walles Mauerfels, an dem sich ihre Wuth in fürchterlicher Ohnmacht bricht. Der sichere Wandrer blickt von oben her mit Ruhe in den Sturm des nassen Elementes, und fühlt in seiner Brust der Götter hohen Frieden, wenn sie lächelnd vom Olymp in den Orkan der Leidenschaften blicken, deren dunkle Wetternacht des Uraniden heitere Stirne nie umwölkt.

Die ganze Walleslänge decorirt ein freundlich winkendes Spalier von Häusern, jenseits der mit ihm in gleicher Richtung tiefer angelegten Straße; abwärts führt die unvergleichlich reitzende Terrasse nach dem heitern, angenehmen Platze, auf dem die Aduana liegt, des Vice-Königes Residenz, und dieser gegenüber die, im schönsten Italiänischen Geschmacke, mit Einheit und Eleganz aus Marmor aufgeführte Börse. Oberhalb der Börse führt ein Thor hinein nach Barcellonetta, und ein anderes von dort heraus. Die Sage lehrt, es sey vor Zeiten eine fremde Fürstinn zu dem einen Thore hinauf gefahren, und habe — ähnlich dem einst von Lykurgus dem ernsten Sparta auferlegten Eide — verlangt, es möchte bis zu ihrer Rückkehr niemand mehr die gleiche Straße einwärts ziehen.

*) Zapfen am Fasse; Eiszapfen; Tannzapfen.

So wie jener, kam sie nie zurück, und bis auf diese Stunde wird ihr Wunsch, zum größten Vortheile öffentlicher Ordnung, streng erfüllt.

Dem Hafen nach am niedern Strande, rings vom nassen Elemente umspült, liegt niedlich regulär das kleine Barcellonetta, ähnlich einer Schiffer-Colonie, am wirthlich sichern, umrauschten Eilande — jedes Haus in gleicher Höhe mit den andern, keines höher als ein Stockwerk über seinem Erdgeschosse, weil der seichte Grund wohl schwerlich stärkere Massen tragen dürfte; mancher lustige Balcon vom hoffnungsreichen Rebengrün umrankt, von innen fröhliches Gewühl der muntern Trinker, und vom Doppel-Seethore bis zum Leuchtthurme eine breite, schnurgerade Straße; rechts die Schiffe und Menschen volle Bucht, die mahlenswerthe Haushaltung der landentwöhnten und verachtenden Matrosen, Obstverkäufer, Kuchenhändler und Cajüten-Jungen. — Ungeschliffene Rohheit und gesitteter Verkehr im drolligsten Vereine.

Dämmerung entsinkt dem grauen Abendwolkenheere; Nacht umhüllt die Ufer und das Meer. Von weitem drohet der Wellen dumpfer unsichtbarer Kampf, und auf des Pharus hoher Zinne flammt der Fackel rothe Gluth.

Die Straßen Barcellonens sind im Allgemeinen enge, dunkel und gekrümmt; doch lebhaft, reinlich, volkreich, und mit Waarenlagern, Handwerksstätten, Krämerbuden, Kaffeh-Häusern, Fondas u. s. w. übersetzt. Im neuern und mittäglichern Theile wird die ohnehin massive Bauart netter, und besonders zeichnet sich die neue Straße (la calle nueva) durch gerade Richtung, durch geraume Breite, und durch wahrhaft schöne, Reichthum und Geschmack verrathende Facaden ihrer trefflichen Gebäude aus.

Die Polizey und die Beleuchtung sind im Ganzen gut bestellt. Obschon wohl hier und da im Dunkeln eine „cuchillada" vorfällt, trifft ein solcher Unfall meistens doch nur den Naseweisen, der sich unberufen in die schmutzigen und abgelegenen Winkel wagt, die Barcellona, so wie jeder andere große Ort, enthält.

Der Eindruck, den die Männer auf den Fremden machen, der durch Frankreich kam, ist angenehm und sehr charakteristisch; denn ihr ganzer Ausdruck deutet Deutsche Treue, viel Loyalität, und eine Milde, gleich der Milde ihres Himmels; Wohlbehagen neben Thätigkeit und stillen Vollgenuß, gleich fern von Erschlaffung und Geräusch; ihr Anblick weckt Vertrauen, Zuversicht und Achtung. Südlicheren Temperamentes ist das weibliche Geschlecht, doch häuslich, sittsam und bescheiden, im Vergleiche mit den Weibern innerer Provinzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notitzen.

Wien. Herr v. Vitali, der Übersetzer des geistvollen Sonnets an Haydn, hat eine Übersetzung von Pindemonte's Colonie di Candia verfaßt. Er arbeitet auch an einer Verdeutschung von Soave's istoria filosofica, um den Deutschen die Fortschritte dieser Wissenschaft bey den Italianern bekannt zu machen.

Paris. Der berüchtigte Braumeister und Revolutions-General, Santerre, ist vor einiger Zeit in Paris gestorben. Er fiel, nachdem er seine Rolle ausgespielt hatte, wieder in das Dunkel seines früheren Lebens zurück, zufrieden, daß er von seiner Berühmtheit noch mit dem Leben davon gekommen war; ein Glück, das nur einer kleinen Anzahl zu Theil ward.

Eine Stimme aus der Vorzeit.

Martin Opitz, der größte Deutsche Sänger im siebenzehnten Jahrhunderte, dessen Andenken in seinen gemüthvollen Liedern zu den spätesten Enkeln hinüber getragen werden wird, hat sich um die Bildung unserer Sprache, von deren mannichfaltigen Vorzügen er auf das innigste überzeugt war, die größten und bleibendsten Verdienste erworben. Wenn ein solcher Mann dem Volke etwas zu sagen hat, so verdient er wohl allerdings Gehör; denn wenn die Deutschen ihre Alten nicht mehr hören wollen, dann fahret wohl: Deutscher Sinn, Deutsche Kraft, Deutsche Gediegenheit, und scheidet aus der Mitte der Entarteten für immer!

In einem seiner Werke: dem Aristach, der in lateinischer Sprache verfaßt ist, bricht Opitz in folgenden merkwürdigen Zuruf an die Deutschen aus, in welchen jedes Wort den Antheil verbürgt, welchen sein Herz an einer Sache nahm, von der in unserer Lage nicht zu oft die Rede seyn kann: „Wenn Bitten und Betheuerungen, sagte er, noch etwas über euch vermögen; so beschwöre ich euch bey Germanien, eurem geliebten mütterlichen Lande, bey dem Thatenglanz eurer Väter beschwöre ich euch, daß eure Denkart würdig seye eures hohen Berufes und eures Volkes, und daß ihr mit demselben beharrlichen Muthe, mit welchem jene ihre Granzen vertheidigten, eure Sprache zu bewahren und angelegen seyn läßt. Die Urheber eures Geschlechtes, die tapfern und ruhmbedeckten Semnonen bedachten sich nicht, für Altar und Herd ihr Leben hinzugeben. Daß ihr dasselbe thut, heischt in diesen Augenblicken eben keine Nothwendigkeit; aber bestrebt euch wenigstens, jenen reinen, unbefleckten Sinn, der euer edles Gemüth erfüllt, auch in unbefleckter Rede an den Tag zu legen. Bestrebet euch, jene Leichtigkeit an Ausdruck, die ihr von euren Ältern überkommt, auch auf eure Nachkommen zu bringen. Bestrebet euch endlich, den übrigen Völkern, die ihr an Tapferkeit und Treue übertrefft, auch in Rücksicht auf der Sprache Schönheit keinen Vorzug zu gestatten." *)

*) Der vollständige Titel des Buches, aus welchen diese Worte genommen sind, ist: Aristarchus sive de contemtu linguae germanicae.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 33. — 18. März 1809.

Der Schiffbruch bey Siderno an Calabriens Küsten im Frühlinge 1807.

(Fortsetzung.)

Das Französische Militär, und wir Schiffbrüchige mit demselben, eilten bis zum Gestade des Meeres, wo wir uns der dort befindlichen Fischerbothe bemächtigten und hinein setzten. Die ganze Nacht hörten wir das Schreyen der Kinder und das lärmende Gebeth der Geracesen auf den Feldern; zur Abwechselung fluchten unsere Soldaten dazwischen, und wünschten, daß nur das Glück so groß seyn möchte, ganz Calabrien in den Tiefen des Oceans versunken zu sehen. Mit vergeblichen Sorgen verbrachten wir in sehr unbequemer Lage die Nacht auf den kleinen Schiffen, und kehrten, weil keine weitere Erderschütterung nachfolgte, des Morgens in die Stadt zurück.

Signor Pasquale versicherte mich, daß man fast alle Jahre dort Erdbeben erlebe; aber seit dem 5. Februar 1783 bemächtige sich bey jedem Erdstoß ein panischer Schrecken aller Gemüther.

Der Rückzug von Gerace.

Ich bin überzeugt, die Erdbeben sind an der Entvölkerung und Verödung des fruchtbaren Calabriens so unschuldig, als an andern Orten die heftigen Gewitter an der wachsenden Population Schuld seyn mögen. Aber die Verwahrlosung des Volkes, die Abwesenheit strenger Polizey und parteyloser Justiz, die Überladung der Calabresischen Städte mit Klöstern — an manchen Orten zählt man wohl eben so viel geistliche als weltliche Einwohner! — der Mangel an Bildung unter der Geistlichkeit, die Versäumung des öffentlichen Unterrichts in Dörfern und Landstädten mußten Sittenlosigkeit, Entartung und Verminderung des Volkes nothwendig erzeugen.

Mein Freund Georg ward krank. Der treffliche Mensch war meinem Herzen so theuer geworden, daß ich alle Tage und Nächte an seinem Bette zubrachte. Und gerade in dieser Zeit meldete uns der jetzige Militär-Commandant von Gerace, Capitän Abraham, daß er Ordre erhalten habe, mit Allem, was den Franzosen gehöre, eiligst nach Monteleone aufzubrechen.

So sehr ich mich aus diesem Lande, oder vielmehr von diesem Volke, wegsehnte, war mir die Nachricht doch ein Donnerschlag — denn ich sollte meinen Freund verlassen. Er konnte uns unmöglich folgen. Er aber war nur für mich besorgt. „Fliehen Sie! nichts kann Sie vor den Calabresen schützen,“ sagte er, „ich aber bin ein Kranker, der den Barbaren gleichgültig ist, und den sie folglich nicht fürchten; noch mehr, ich bin ein Engländer, und werde mich im Nothfalle bey meinen Landsleuten geltend zu machen wissen. Ich bin geborgen; aber Sie sind's nicht.“

Die Franzosen brachen am 24. May des Morgens

zum Abmarsch auf. Weinend schied ich von Sir Georg. Von allen unsern Mitschiffbrüchigen war ich der Einzige, welcher den Franzosen folgte. Die übrigen wollten ihr Heil unter der Herrschaft der Briganti versuchen, indem sie sich von dem albernen Vorurtheil nicht losreissen konnten, ich habe sie den Franzosen verkauft.

Als wir die Höhe des Castellonover Berges erstiegen hatten, eilte uns der vorausgesandte Kundschafter athemlos entgegen, und brachte die Nachricht, daß gegen 700 Briganti und Neapolitanische Truppen aus Sicilien, den Weg verlagernd, uns bey Castellonovo erwarteten. Wir waren nur 150 Mann, begleitet von sieben Bauern mit eben so vielen Maulthieren, die das Gepäck trugen. In Gefechte konnten wir uns gegen die Übermacht nicht wohl einlassen. Dennoch setzte der Capitän seinen Marsch nach Polistria fort, aber auf vielerley Umwegen, damit Castellonovo vermieden ward. Sehr ermattet von der Hitze des Tages und dem Eilmarsche über das Gebirge, gequält von Durst und Hunger, kamen wir Abends um 5 Uhr in Polistria an.

Die Einwohner des Ortes berichteten uns, daß die Briganti schon vor zwey Stunden durch Polistria gezogen, und wir von Monteleone durchaus abgeschnitten wären. Die Zahl der zusammen laufenden Bauern ward immer größer, und zuletzt, vom Gepäcke der sieben Maulthiere vermuthlich lüstern gemacht, schienen sie sogar den besten Willen zu haben, das Militär zu entwaffnen und uns gefangen zu nehmen. Der Capitän gab ihnen aber zu verstehen, wenn einer es wage, seine Hand an einen Französischen Soldaten zu legen, werde Alles, was in Polistria Athem habe, gnadenlos niedergemacht.

Die Drohung machte Eindruck. Die Calabresen steckten die Hände in ihre schwarzen Jacken, schüttelten den Kopf, sprachen sehr demüthig, wir aber mußten ohne Trank und Speise unsern Marsch in der Nacht gegen Monteleone fortsetzen.

Die Wege, welche unser Führer einschlug, waren freylich sicherer, als die offene Straße, aber auch mühsamer. Bald marschierten wir quer durch Kornfelder, bald wateten wir bis über die Knie im Wasser reissender Bäche. Ein Französischer Soldat ward hinkend; auch ich hatte einen Fuß wund gegangen, und konnte zuletzt so wenig, als der Soldat, den schnellen Schritten der übrigen folgen. Wir verloren sie bald aus den Augen, und unter Furcht und Schmerzen wanderten wir allein.

Erst zwischen 10 und 11 Uhr in der Nacht kamen wir in ein Dorf. Der Soldat konnte vor Müdigkeit nicht weiter; ich verschmachtete vor Durst. Wir vernahmen ein verworrenes Getöse von Männerstimmen. Uns ward nicht wohl dabey. Ein Frauenzimmer winkte mir mitleidig zu einem Hause. Ich trat hinein, und bath um einen Trunk Wassers. Meine Ermattung, meine Jugend mochte das Herz der guten Calabresinn rühren. Sie brachte mir ihren besten Labetrank, und nun erfuhr ich, daß man von hier bis Monteleone noch 5 Miglien zähle; daß die ersten Schaaren der Briganti schon vor einigen Stunden durchmarschiert seyen gegen Monteleone, und die Franzosen erst vor einer Stunde unterhalb des Dorfes durch die Saatfelder geeilt, vermuthlich nun aber schon gefangen oder niedergemacht wären.

Entkräftet und in banger Unentschlossenheit saß ich da. Die gütige Calabresinn sprach mir tröstend zu. „Wohin wollt ihr fliehen in der Nacht?" sprach sie, „die Briganti schwärmen überall umher. Die Wege sind unsicher; der Mond scheint hell. Ihr wäret des Todes draußen. Ich will euch verstecken; niemand soll euch finden."

Indem ich ihr dankte, unterbrach uns das fürchterliche Jubelgeschrey vieler Briganti vor dem Hause, wo der Französische Soldat meiner an der Thür gewartet hatte. Sie hatten ihn gefunden. Wahrscheinlich werden sie ihn erbärmlich um's Leben gebracht haben. Das tödtliche Geschrey, welches der Unglückliche ausstieß, ließ mich meiner wunden Füße vergessen. Ich sprang schaudernd zur Hinterthür des Hauses hinaus durch den Garten, wo mir noch die zitternde Calabresinn den Weg zeigte, welchen ich durch den nahen Wald nach Monteleone nehmen müsse.

Erst im Gehölze athmete ich wieder freyer. Lange hörte ich noch durch die Stille der Nacht das Jauchzen der Calabresen im Dorfe, und dazwischen gellte der Todesschrey des Soldaten in meinen Ohren.

Indessen verlor ich den Weg. Ich schleppte mich auf Gerathewohl weiter. Mehrmahls fürchtete ich an steinigen Abhängen des Berges Hals und Bein zu brechen. Wo ich den wankenden Schatten eines Baumes sah, spiegelte mir meine durch die Schrecken des Abends erhitzte Fantasie einen lauernden Calabresen vor.

Nach Mitternacht, es mochte 2 Uhr seyn, trat ich endlich aus dem Walde wieder in's Freye vor. Ich verdoppelte meine Schritte, da ich zu meiner Freude nun einen betretenen Weg gefunden hatte. Bald aber bannte mich ein neuer Schrecken, da ich zwanzig Schritt

von mir das Blitzen eines Gewehres im Mondscheine, und eine hinter Gesträuchen wandelnde Schildwache erblickte. Ungewiß, ob ich den Briganti, oder den Truppen des Königs Ferdinand von Sicilien in die Hände laufe, oder ob hier schon Französische Posten ständen, schlich ich lauernd und leise auf allen Vieren der Schildwache näher. Wie lieblich klang mir, als ich aufstand, das qui vive? der Schildwache.

Ich fand dieselben Truppen, hinter denen ich hatte zurück bleiben müssen. Der Capitän Abraham umarmte mich mit Entzücken. Auf die Erzählung von den Begebenheiten im Dorfe ließ er sogleich durch einzelne dumpfe Schläge der Trommel die Soldaten wecken, welche kaum seit anderthalb Stunden hier gelagert waren. Die Bauern mußten ihre halbtodten Maulthiere wieder bepacken, und so ging der Marsch fort.

Monteleone sollte von diesem Lagerplatze nur noch eine starke Stunde entfernt seyn, und doch kamen wir erst gegen 7 Uhr Morgens daselbst an, nachdem wir 47 Calabresische Miglien in 27 Stunden, Tag und Nacht, ohne Speise und Trank zurück gelegt hatten. Die Soldaten lagerten sich vor Müdigkeit auf der Straße. Der General bezeigte den Officieren seine größte Zufriedenheit. Er hatte uns schon verloren gehalten, weil die Briganti und Neapolitaner den Tag vorher, Abends um 7 Uhr, zwey Stunden von Monteleone, in Mileto, eingerückt waren.

Jetzt pflegte ich meines Leichnams, und überließ dem General Reynier die Sorge, mir vor den Calabresen Ruhe zu schaffen. Die Franzosen standen in drey verschiedenen Lagern bey Monteleone. Sie erwarteten noch Verstärkung.

Am Nachmittag aber mußte ich schon Zeuge eines Treffens seyn. Die Neapolitaner und die Briganti machten eine Viertelstunde von Monteleone den Angriff. Ich sah in langen schwarzen Haufen die Calabresen aus den Gebüschen vordringen, aber eben so schnell wieder aus einander springen, da die Französischen Chasseure unter ihnen aufräumten. Die Affaire dauerte keine halbe Stunde; die Neapolitaner zogen sich zurück.

Erst am Abende des folgenden Tages bekamen die Franzosen ihre längst erwartete Verstärkung, und den 28. May rückten sie mit Tagesanbruche gegen das Sicilianische Lager bey Mileto zum Angriffe vor. Das Treffen war so entschieden glücklich für die Franzosen, daß der Prinz von Hessen-Philippsthal schwerlich mehr als 200 Mann nach Messina zurück brachte. In Monteleone wurden, dem Siege zu Ehren, am Abende des folgenden Tages alle Häuser illuminirt.

(Der Beschluß folgt.)

Gewitterstille.

Welch tiefer Ernst und welche düst're Ruh'
Ist rings so weit, so feyerlich verbreitet!
Die Schöpfung harrt, auf Schreckliches bereitet;
Des Tages Auge schließt sich finster zu.

Still ahndend, o mein Herz, erschauerst du!
Noch eh' der Himmel mit der Erde streitet,
Hat der Gedanke freudig schon gedeutet
Dieß hehre Schweigen, aufgelöst im Nu.

Schon drängt sich dichter das Gewölk zusammen,
Schon zürnt der Donner in der Lüfte Schoß,
Wo eben noch die Vögel ruhig schwammen: —

Ich zage nicht! Im Sturm fühl' ich mich groß!
Zerstörung ist ja nur der Hülle Loos,
Und frey entschwebt der Geist auf ihren Flammen.

C. v. Lohbauer.

Anecdote.

Der Dichter Chapelle speiste bey einer gelehrten Dame. Es wurde viel geschwatzt, und viel getrunken. Gegen das Ende der Mahlzeit fiel es ihnen ein, daß Pindar, dieß große Dichter-Genie, im dreyßigsten Jahre gestorben sey, und diese Erinnerung erregte eine so wehmüthige Stimmung in ihnen, daß sie beyde herzlich weinten. Die Bedienten sahen es, und weinten mit. Die Köchinn sah die Bedienten weinen, und fing an zu schluchzen. Der Küchenjunge hörte die Köchinn schluchzen, und vergoß heiße Zähren. Doch niemand wagte, die gnädige Herrschaft um die Ursache der tiefen Trauer zu fragen. Endlich trat der alte Thürsteher herein, der sich bisweilen etwas herausnehmen durfte, erzählte, wie Alles im Hause winsele, und bath um Belehrung, wer denn eigentlich gestorben sey? — Pindar, war die Antwort. — „Und dieser Herr Pindar — war er nahe verwandt mit der gnädigen Herrschaft? — war er ein guter Christ?" — Chapelle und die Dame, welchen noch die Thränen in den Augen standen, brachen plötzlich in ein lautes Lachen aus. „Es war ein Heide, und starb vor 3000 Jahren." Der Schweizer lachte mit — die Bedienten kickerten — die Köchinn wieherte — der Küchenjunge brüllte — das ganze Haus ertönte von lautem Jubel.

Wie Carl der Große dem Luxus Einhalt thut.

Zur Zeit Carls des Großen herrschte unter den Deutschen noch die alte einfache Kleidertracht der

vorigen Jahrhunderte; allein seine Italiänischen Feldzüge machten die Nation mit den Moden und dem Luxus Italiens bekannt. Seine Höflinge und Kriegsbedienten fingen an, seidene Kleider zu tragen, die mit feinen und weichen Fellen gefüttert waren, welche die Venetianer aus dem Morgenlande gehohlt hatten. Carln mißfiel zwar dieser Luxus, aber er vermochte nicht, durch Verbothe etwas dagegen auszurichten. Er schlug daher einen andern Weg ein. Einst ritt er im Winter auf die Jagd, in seinen Schafpelz gehüllt; seine Höflinge aber mußten ihn in ihren seidenen Kleidern begleiten. Es herrschte ein kaltes stürmisches Regenwetter, und was von den schönen Kleidern nicht an Dornen und Gesträuchen hängen blieb, das wurde vom Regen verdorben. Müde, durchnäßt, und halb erfroren, wollten sie nach ihrer Zurückkunft sich wenigstens umkleiden; allein der Kaiser befahl ihnen, sich wie er am Feuer zu trocknen, wodurch die Kleider völlig zu Grunde gerichtet wurden. Gleichwohl mußten sie auch den Morgen darauf in der nähmlichen Kleidung wieder bey Hofe erscheinen, und nun hielt ihnen der Kaiser eine so derbe Strafpredigt, daß aller Luxus von seinem Hofe verschwand.

Bemerkungen.

Es ist ein schönes Gesetz Moses, welches dem Winzer vorschreibt, nicht alle Trauben von den Weinstöcken zu lösen, sondern für den armen Wanderer und die Vögel unter dem Himmel einige hängen zu lassen. Allein folgende beyde, im Alterthume gültige Gesetze, scheinen mir noch zarter:

„Verschließe Abends deine Fenster nicht ganz, damit der Reisende in der Ferne sich am Lichte deiner Lampe ergötzen möge." — „Ehre den Hund, der einen Blinden führt."

....

Es ist thöricht, an Thätigkeit gewöhnt, sich einbilden, es werde uns wohlthun, in Ruhe zu leben. Das ist eben so viel, als wollte man eine Uhr nicht mehr aufziehen; der Staub setzt sich in die Uhr, die Langeweile in den Menschen, und die Langeweile ist ein fressender Staub.

Notizen.

Riga. Herr von Kotzebue hat einen „Geist der Journale" für das russische Reich angekundet; er verspricht, darin die besten Aufsätze der Journale vollständig, die übrigen, minder wichtigen, in Auszügen zu liefern. Die Pränumeration ist zwanzig Rubel für einen halben Jahrgang.

....

Herr Legeanx de Floix führt in seinen Reisebeschreibungen einen in Hindostan einheimischen Baum an, welcher von ihm Paeasal-Mandelbaum genannt wird, weil alle seine Zweige horizontal stehen, so daß sie eine Etage über der andern formiren. Die vorzüglichsten Zweige seiner Etagen besitzen aber die merkwürdige Eigenschaft, gleich dem Nordpol der Magnetnadel, sich immer nach Norden hin zu wenden, daher Herr Legeanx gedachten Baum als einen wahren Pflanzen-Compaß betrachtet.

....

Ein Salzregen in England. Ein Herr Salisbury bemerkte am 14. Jänner 1808, nach einem sehr heftigen Windstoß aus Osten, in seinem Landhause zu Mill-Hill, einige Meilen von London, daß die Einfassungen der Fensteröffnungen nach außen mit einem weißen Staube bedeckt waren, der wie Rauhreif aussah, aber nichts anders war, als gemeines Kuchensalz. Sein Garten, und die benachbarten Felder, gewährten denselben Anblick. Um zu sehen, wie weit diese Erscheinung sich erstrecke, begab er sich auf den Weg, und überzeugte sich von Dorf zu Dorf mit eigenen Augen, daß alle benachbarten Gegenden, bis auf die Entfernung von 6 Meilen, mit demselben Salzreife bedeckt waren. Derselbe brachte an Herrn Bank's (Präsidenten der königl. Societät der Wissenschaften) Zweige, die mit Salze bedeckt waren, und dieser ersuchte ihn, Acht zu haben, welche Wirkung dieses Ereigniß auf die Vegetation der Gewächse haben werde.

Bey einer aufmerksamen und umständlichen Untersuchung ergab sich, daß an den Bäumen, die in dieser Jahreszeit Blätter hatten, vorzüglich die harzigen und zapfentragenden, wie die Ceder, verschiedene Arten Fichten und Tannen, Schaden gelitten hatten; ihre nach Osten gerichteten Blätter wurden braun, und die Spitzen ihrer Zweige gingen ganz zu Grunde. Nach den zapfentragenden Bäumen war Prunus Lusitanica derjenige Baum, welcher am meisten gelitten hatte, und die Ilex, welche sehr häufig auf den Gemeinweiden Englands vorkommen, waren auf der Ostseite durchgängig zerstört; die Stechpalmen verloren fast alle ihre Blätter, und die Lorberbäume sahen aus wie verbrannte Pflanzen. Die zärtlicheren krautartigen Gartengewächse waren ohne Rettung verloren, da hingegen die Zwiebelgewächse unempfindlich gegen diesen Salzreif zu seyn schienen.

Es scheint, daß bey dem Grade der Temperatur, den der Ostwind in England besitzt, die Atmosphäre sich mit einer großen Menge Salz beladen könne, obgleich die Niederschlagung desselben eine seltene Erscheinung ist, und nicht von der Jahreszeit herrühren möchte, zu welcher dieses eigene Phänomen Statt hatte. In den Provinzen der westlichen Küsten Englands bemerkt man allgemein, daß die mit Ostwind begleiteten Ungewitter, welche sich in den mildern Jahreszeiten ereignen, eben diese zerstörende Wirkung auf die Vegetation der Gewächse ausüben, und sie immer auf der Ostseite beschädigen. Jene Wirkungen, die man keineswegs der Kälte oder dem Froste zuschreiben kann, weil es solche in diesen Jahreszeiten nicht gibt, muß man also dem Kuchensalze zuschreiben, womit die in dieser Richtung kommenden Stürme die Atmosphäre schwangern. Herr Salisbury gedenkt eines ähnlichen Salzregens, der vor kurzem in den Provinzen Norwick und Lincoln gefallen ist. (Siehe Nouveau Bulletin de la Société philomatique, Tom. I. Nro. 11. pag. 187.)

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 34. — 21. März 1809.

Der Schiffbruch bey Siderno an Calabriens Küsten im Frühlinge 1807.

(Beschluß.)

Die Fahrt nach Sicilien.

Ich aber sehnte mich herzlich von diesen Freuden und Illuminationen hinweg, besonders seit General Reynier, bey dem inzwischen beruhigende Berichte aus Triest angekommen waren, mir die Freyheit angekündigt hatte. Auf mein Ansuchen fertigte er mir auch einen Paß nach Messina in Sicilien aus, rieth mir aber, nicht eher dahin zu gehen, als bis ein Parlamentär-Schiff hinüber segeln würde. Das dauerte aber meiner Ungeduld zu lange. Es war mir darum zu thun, so bald als möglich in Messina zu seyn, und von da nach Triest zurück zu eilen.

Ohne Verzug machte ich mich also am 13. Juny von Monteleone auf. Ich wollte über Seminara nach Palma, um daselbst ein Schiff zur Überfahrt zu suchen. Es war ein schöner Tag. Wohlgemuth wanderte ich im Schatten eines Gehölzes, als mit starken Schritten sechs bewaffnete Bauern hinter mir her eilten, und ein Mahl um das andere „ferma! fermatevi!" riefen. So wenig in andern Ländern der Rock den ehrlichen Mann vom Bösewichte unterscheidet, unterscheidet er die Calabresischen Bauern von ihren Briganti. Ich ergab mich in mein Schicksal, drehte mich um, und ging ihnen selbst ganz gelassen entgegen, wenigstens verbarg ich meine Angst.

Nachdem sie mich ausgefragt, erfuhr ich, daß sie, statt Briganti zu seyn, auf dieß Gesindel Jagd machten, welches an dem gleichen Tage und in eben diesem Walde zwey Einwohner ihres Ortes umgebracht hatte, von denen der eine, ein Wollentuchhändler, mit Geld nach Palma hatte gehen wollen. Gern folgte ich ihnen in ihr Dorf, wo ich meinen vom Ober-General ausgestellten Paß vorzeigte, und der Präsident der Municipalität mir zur Sicherheit 12 bewaffnete Männer bis Seminara mitgab.

Ungeachtet Seminara nur eine kleine Stunde von Palma entfernt ist, wagte ich mich doch am Abende nicht weiter, sondern blieb in diesem großen und lebhaften Flecken, dessen zerfallenes Schloß ihm ein romantisches Ansehen gibt.

Als ich am andern Morgen in Palma Schiffleute zur Überfahrt nach Sicilien suchte, wollte, aus Furcht vor den Calabresischen Räubern, kein einziger mit mir. Ich beklagte mich bey dem Französischen Platz-Commandanten. Er hieß Frey, sprach sehr gutes Deutsch, und erkundigte sich angelegentlich um das Schicksal der Schweiz, wiewohl er, der Sprache nach, kein Schweizer zu seyn schien. Er schaffte sogleich Rath, und befahl zwey Schiffern, mich zu Wasser nach der Festung Sciglio zu führen, die noch von den Eng-

ländern besetzt, und von der aus das Übersetzen nach Sicilien leicht war. „Und bringt ihr," setzte der Commandant hinzu, „kein Zeugniß von diesem Reisenden zurück, daß ihr ihn glücklich nach Sciglio geführt habt, so lasse ich euch mit Haus und Weib und Kind verbrennen!"

Die Schiffer verneigten sich tief, und sagten die verbindlichsten Dinge. Am 18. Morgens um 6 Uhr stießen wir von Palma ab, Nachmittags um 3 Uhr waren wir in Sciglio. Unter Weges fluchten die Schiffer zum Zeitvertreibe auf mich und die Franzosen in einem Athem.

Sciglio, ein artiges Städtchen, macht mit seinem felsigen Vorgebirge und dem festen Schlosse am Canal einen mahlerischen Prospect. Das Schloß ist groß, vielfach befestigt, und ruhet weitherrschend auf einem in's Meer hinaustretenden Felsen. Die Schiffe können bis nahe an denselben hinfahren. Ein in denselben gehauener Weg führt vom Wasser empor zum Schlosse. Man hielt es von der Landseite für unereroberlich.

Ich begab mich sogleich zum Commandanten auf das Castell. Er empfing mich ungemein freundschaftlich; er war ein Berner, vom Schweizer-Regimente Wattenwyl in Englischem Dienste. Nicht genug, daß er mir auf der Stelle den Paß nach Messina verschaffte, begleitete er mich noch den gleichen Abend selbst dahin.

Es war ein herrlicher Mondscheinabend, da wir über den Sicilianischen Canal auf unserm Bothe hinschwammen. Das theuere Vaterland war unser Gespräch. Der Commandant sehnte sich, die Alpen wieder zu sehen; ihn ekelte Sicilien mit all seiner Herrlichkeit an; denn wem mag es unter diesem verwilderten Volke gefallen, das mitten unter den Schätzen einer verschwenderischen Natur größten Theils in Armuth seufzet? — Um Mitternacht stiegen wir in Messina an's Land.

Wiederfinden in Messina.

Es lagen vier Brittische Regimenter in Messina, wo General Fox commandirte, und der größte Theil des Schweizer-Regimentes Wattenwyl, in welchem aber mehr Pohlen, Deutsche u. s. w. als wirkliche Schweizer zu finden waren. Schon in Ägypten ist es auf 400 Mann zusammen geschmolzen gewesen. Seit der Schlacht von St. Eufemia hatte es sich mit Schweizern, die daselbst gefangen genommen wurden, ziemlich wieder recrutiren können.

Ich mußte fast bey allen Officieren, meinen Landsleuten, die Runde machen. Wir lebten einige fröhliche Tage beysammen, und das Vaterland war unser Gespräch. Doch mitten in dem Sause und Brause vergaß ich meines Zweckes nicht — ein Schiff, das in wenigen Tagen nach Corfu und Triest segelte, sollte mich mit sich nehmen.

Aber noch eine hohe Freude war mir vorbehalten. — Als ich eines Morgens auf dem Molo, dem prächtigsten Platze Messina's am Meere, voll herrlicher Palläste, mit dem Commandanten im Gespräche auf- und niederging, näherte sich uns ein schöner junger Mann, in blauem Fracke und weißen Gilet, dem man die Brittische Herkunft schon am Äußern ansah. Er breitete plötzlich die Arme aus, flog auf mich zu. Wir lagen einander stumm und freudig Herz an Herz. Ach, es war mein Engländer; es war Sir Georg, den ich in Gerace längst begraben glaubte! Wie viel hatten wir, die das gemeinsame Unglück so innig verbrüdert hatte, nun einander zu fragen und zu antworten!

Ein Paar Tage nach meiner Abreise von Gerace hatte es sich mit seiner Gesundheit gebessert. Durch Hülfe eines Neapolitanischen Officiers war er glücklich nach Messina gekommen. Wie es aber unsern übrigen Gefährten in Gerace gegangen, ob sie ihr Leben gerettet, oder es durch die Briganti verloren hatten, wußte er nicht.

Von nun an ließ mich Sir Georg nicht mehr von sich; selbst wenn ich noch Landsleute besuchte, blieb er an meiner Seite. Er war ein naher Verwandter des in Sicilien commandirenden Generals Fox; er wohnte in dessen Hause. Auch ich mußte nun bey ihm wohnen, bey ihm schlafen, bey ihm speisen. Allen erzählte er seine Freude — wenn Brüder sich nach vieljähriger Trennung wieder zusammen finden, sie können nicht glücklicher seyn, als wir beyde jetzt waren.

Nur zu früh überraschte uns die Scheidungsstunde. Ich mußte, um die erste Gelegenheit nach Corfu zu benutzen, schon am 24. Juny zu Schiffe gehen. Sir Georg begleitete mich zum Hafen. Wir hatten bey der Trennung keine Worte mehr, nur Thränen. Edler Georg, schirme dich Gott; und sehen wir uns hienieden nicht wieder, unsere Herzen werden noch im Tode für einander schlagen!

Aufenthalt in Corfu.

Die Schiffsgesellschaft war eben nicht die angenehmste. Ich befand mich auf einem Brittischen Transport-

Schiffe, worauf 150 Arrestanten vom Regimente Frohberg, Schweizer, Deutsche, Pohlen, Türken, Albanesen u. s. w. waren, die in Malta gegen ihre Officiere rebellirt, und mehrere derselben getödtet hatten. Neben uns segelte ein zweytes Transport-Schiff; hinter uns, statt der Wache, eine Englische Brigg, die allezeit fertig war, unser Schiff in den Grund zu bohren, wenn das Gesindel Meuterey und Aufruhr beginnen wollte. Wahrhaftig angenehme Aussichten!

Die Fahrt ging inzwischen ruhig. Die Arrestanten flößten mir nicht halb so viel Furcht ein, als jeder Wind, der sich das Vergnügen machte, in den Wimpeln unserer Masten zu spielen. Ich schauderte beym Anblicke der Calabresischen Küsten, und die Steinhütte bey Siderno kam mir in allen Träumen vor.

Doch ohne Abenteuer zu erleiden, sah ich schon am 30. Juny die Insel Corfu aus dem Schoße des Meeres hervor steigen. Den Hafen der Stadt verdeckt ein kleines Eiland, welches nach allen Seiten auf's stärkste befestigt ist. Auf einer Felseninsel im Meere liegt das Schloß mit geräumigen Casernen, zu dem man von der Stadt aus über eine Pfahlbrücke gelangt.

Die Stadt Corfu selbst, obgleich lebhaft durch Handel und Wandel, ist schlecht gebauet; die Straßen sind sehr unrein, und die hölzernen Trottoirs an den Seiten der Häuser entschädigen den Fußgänger wenig. Das Volk ist im Ganzen sehr arm, und die Lebensmittel sind ungemein theuer, oder waren es wenigstens damahls; sogar das Wasser muß bezahlt werden. Auf Eseln wird es in kleinen Fässern zur Stadt geführt, und ausgerufen. Man verkauft es vor den Kaffeh-Häusern den Vorübergehenden. Ein Glas Wasser, worein einige Tropfen Branntewein gegossen waren, kostete zwey Paroli.

Eben so verhält es sich mit den Speisen. Die Wirthshäuser sind unreinlich und theuer dazu. Ein einziges Nachtessen, aus Suppe, Fleisch, einem Beyessen und einer Bouteille Wein bestehend, und ein elendes Bett dazu über Nacht, mußte ich mit zwey und einem halben Piaster bezahlen.

Die Corfunesen sind, so viel ich sie während der 31 Tage meines Aufenthaltes in ihrer Stadt kennen zu lernen Gelegenheit hatte, im Ganzen äußerst unwissend und ziemlich roh. Ich möchte sagen, man merkt ihnen die Türkische Nachbarschaft an. Dafür sind sie in ihrem Glauben, Katholiken wie die Griechen, desto eifriger. Ihre Kirchen sind prachtvoll und reich. Im Bethen wetteifern sie mit den Calabresen.

Ich hatte mit einem jungen Corfunesen aus guter Familie Umgang. Während eines heftigen Gewitters über der Stadt, da Alles in die Kirche strömte, wollte auch er mich mit dahin schleppen, um unsere Andacht zum heiligen Markus zu verrichten. „Fürchten Sie sich vor dem Einschlagen des Blitzes?" fragte ich ihn. — „Allerdings!" gab er zur Antwort. — „So bleiben Sie bey mir, denn der Blitz zieht eher den hohen Thürmen nach, als einem niedrigen Hause. Sie sind dort noch weniger sicher als bey mir." — Der Corfunese, als wäre er vom Donner gerührt, sah mich mit großen Augen an, ging fort und brach alle Gemeinschaft mit mir ab.

Da ich nach den Merkwürdigkeiten von Corfu fragte, erzählte man mir von einem Hause vor der Stadt, worin Judas Ischarioth gewohnt haben soll. Dieß Haus, hieß es, hat noch zur Stunde die wunderbare Eigenheit, daß alle Steine davon ihrer Stätte getreu bleiben. Nimmt man einen davon, schleppt ihn hundert Meilen weit fort, er wird verloren gehen, und wieder an seiner alten Stelle erscheinen. — Ich hatte nachher bey einem Spatziergange zufällig Gelegenheit, das Wunderhaus zu sehen; es war eine alte, schlechte Steinhütte, die einem verfallenen Stalle glich, und mich an die Cabane auf der Marina von Siderno mahnte.

Die Felder um die Stadt her sind wohl angebaut. Es ist ein fruchtbar schönes Land, welches wohl einst die herrlichen Gärten des Alcinous getragen haben mag. Aber von der heftigen Sonnenhitze, welche dem Weine dieses Landes ihr Feuer hinterläßt, waren jetzt die Wiesen schon so gelb und abgestorben, wie wir sie bey uns nur erst spät im Winter sehen.

Die meisten und vorzüglichsten Handwerker in Corfu sind ursprünglich fremde Ansiedler. So fand ich auch einen Schweizer hier schon seit Jahren als Wagner ansässig; er hieß Johann Riesch, von Chur in Graubünden, der sich in der neuen Heimath mit Weib und Kindern recht wohl zu gefallen schien.

Heimkunft nach Triest.

Erst, wie gesagt, nach einem vollen Monathe konnte ich Corfu verlassen, weil ich, ungeachtet meiner wiederhohlten Bitten und Vorstellungen bey den Österreichischen und Englischen Consuln, und beym Russischen Platz-Commandanten, keine Pässe erhalten konnte. Noch 84 andere Schweizer, Verabschiedete vom Regimente Wattenwyl, die in ihr Vaterland zurück kehren

wollten, hatten mit mir das gleiche Schicksal, oder vermuthlich ihretwillen ich das ihrige.

Am 2. August empfingen wir endlich die Pässe, und sogleich gingen wir folgenden Tages auf einer Trabascala mit päpstlicher Flagge unter Segel nach Triest.

Unser Capitän, Nahmens Antonio Tagliaventi, war keiner der habilsten Seemänner; ein großes Glück, daß ihn die Orkane nicht auf harte Probe nahmen. Das Fleisch, mit dem er uns zu bewirthen die Ehre haben wollte, mußten wir schon in den ersten acht Tagen über Bord werfen, weil es mit seinem Gestanke die Luft verpestete; das Wasser war voller Würmer und faul. Reiß und uralte Macaroni waren unsere einzige Nahrung. Unsere Schiffsküche hätte auf einer Entdeckungsreise um die Welt nicht übler bestellt seyn können.

Ich gönnte ihm daher den kleinen Schreck wohl, welchen ihm am 16. August eine Englische Fregatte verursachte. Wir waren unter Weges, außer von einem Türkischen Schiffe, schon zwey Mahl von Englischen Schiffen visitirt worden. Jene Fregatte gab uns auch Signale, die Don Tagliaventi vermuthlich falsch verstand; denn ehe er es sich versah, flog ihm eine respectable Kanonenkugel durch das Segel. Geschwind zog er die weiße Flagge auf. Die Britten kamen, examinirten alle Pässe auf's strengste, verwiesen dem Herrn Capitän seine Unvorsichtigkeit, und wünschten uns glückliche Reise.

Am 18. Abends sahen wir den Hafen von Fiume, und am folgenden Tage berührte unser Fuß wieder den lieben Deutschen Boden.

Miscellen aus China.

Der Kaiser Kang-hi sagte von den Tartaren: Sie sind gute Soldaten, wenn sie schlechten entgegen gesetzt werden; schlechte, wenn man ihnen gute entgegensetzt.

Die Chinesischen Kaufleute sagen zu ihrer Entschuldigung, wenn man sie des Betruges anklagt: Der Verkäufer betriegt nicht, der Käufer betriegt sich selbst, denn er ist nicht gezwungen zu kaufen, und der Vortheil ist die Frucht von des Kaufmannes Geschicklichkeit. Ähnliche Sprache führen unsere Kaufleute zwar nicht, aber sie mögen wohl ähnlich handeln.

Der Kaiser Schun-hi ließ 1658 einen Candidaten des Rechts sammt seinem Examinator hinrichten, weil letzterer vom ersteren sich hatte bestechen lassen, um ihn im Examen zu schonen.

Des Sohnes Pflicht ist zu gehorchen und Geduld zu haben. Mit wem will er sich vertragen, wenn er dieß nicht mit seinem Vater thun kann? So lautet der 30. Artikel im ersten Buche der Sittenlehre des Chin.

Im Jahre 1726 wurden zwey Zeitungsschreiber, welche falsche Nachrichten verbreitet hatten, vor dem höchsten Gerichtshofe zu Peking zum Tode verurtheilt, und dieß Urtheil an ihnen vollzogen. — Wäre in Europa solche Strafe für solches Vergehen zu erwarten, wie viele politische-Zeitungen es wohl geben möchte.

N o t i t z e n.

Wien. Am 16. März gab im k. k. Hof-Theater nächst dem Kärnthner-Thore Herr Kapellmeister Joseph Weigl zu seinem Vortheile eine von ihm in Musik gesetzte Oper: Die Schweizer-Familie. Wenn gleich diese Oper nicht den glänzenden Beyfall erhielt, wie sein Waisenhaus, so hat selbe doch sehr viele Schönheiten, und ist den meisten Französischen, mit denen wir vor einiger Zeit überschwemmt worden, bey weitem vorzusetzen.

Am 18. März veranstalteten Mad. Hendel und Herr Peale im k. k. kleinen Redouten-Saale, zum Besten der zurück gebliebenen Familien der Wiener-Landwehre, eine musicalisch-declamatorische Akademie, in welcher erstere einige Vorstellungen gab, bey denen sie von den Mademoisellen Mildee und Röckel unterstützt wurde. Mademoiselle Mildee hatte auch die Gefälligkeit, sich als Hereba zu zeigen, wobey ihr ihre schöne Figur und ihr wahrhaft königlicher Anstand sehr zu Statten kam. Bey dieser Gelegenheit seye es uns erlaubt, folgenden Auszug aus einer uns eingeschickten Berichtigung des Herrn Roose, die Anzeige der declamatorischen Akademie in Nro. 29 des Sammlers betreffend, beyzufügen. — „Bereits vor 2 Monathen, schreibt Herr Roose, suchten mich Mad. Hendel und Herr Peale zu bewegen, in ihrer declamatorischen Akademie ein Gedicht zu declamiren. Ich gab nach; unterdessen wurde Herr Peale krank, und Mad. Hendel versicherte mich, daß das Declamatorium wegen dieser Krankheit und ihrer eigenen nahen Reise nicht Statt haben könne. Nach vier Wochen finde ich auf einmahl die Akademie wieder angekündet, und ohne vorhergegangene Anzeige oder die geringste Bedeutung zu einer Probe, meinen Nahmen auf dem Zettel gedruckt; ich schrieb sogleich den 2. März an Mad. Hendel, gab ihr mein Befremden darüber zu erkennen, daß ich kaum von einer Krankheit genesen sey, und neben meinen täglichen häufigen Berufsgeschäften, meine Brust die Anstrengungen in einer bestimmten Declamation noch nicht vertrüge, und zu alle dem gerade an dem zur Akademie bestimmten Tag und Stunde, wegen einem dringenden Privatgeschäfte verhindert wäre, den bestimmten Monolog zu declamiren. Den 3. März fand ich dem ungeachtet meinen Nahmen noch auf dem Anschlagzettel bezeichnet, und den 4. März, am Tage der Production, daß ich wegen Unpäßlichkeit nicht auftreten könnte."

In Magdeburg sollen am 9. März fünf und vierzig, im Elbe-Departement eingezogene und confiscirte, Exemplare der Schrift: „Begebenheiten in Spanien, von dem Ausbruche der Unruhen zu Aranjuez, bis zum Schluß der Junta von Bayonne," von Don Pedro Cevallos, erstem Secretär des Staats und der Depeschen Seiner katholischen Majestät Ferdinand des Siebenten, auf dem alten Markte öffentlich verbrannt worden seyn.

(Berliner-Zeitung Nro. 43. 1809.)



Der Sammler

Donnerstag, den 35. 23. März 1809.

Victorine d'Olmond,

oder

die doppelte Ehe *).

Baron d'Olmond besaß in Victorinen eine einzige Tochter, deren Reize mit ihrem Geiste und der Güte ihres Herzens wetteiferten. Sie verlor ihre Mutter früh, doch in ihr kindliches Herz hatten sich die weisen mütterlichen Lehren tief eingeprägt, mit welchen die edle Frau die Spiele ihrer Jugend würzte. — Ihr einziges Bestreben war, das Versprechen zu erfüllen, das die bleiche Lippe der Sterbenden von ihr forderte; sie wollte ihrem Vater die angebethete Gattinn ersetzen, und wurde sein Stolz, seine Liebe.

Schon hatte sie auf einem einsamen Landgute, fern vom Gewühle der Hauptstadt, fünfzehn Sommer erlebt, und noch war kein leiser Wunsch, kein Gedanke über die Mauern ihres Parks hingeflattert. Alle Minuten, die sie ihrem Vater nicht widmen konnte, schenkte sie ihren Büchern, ihrer Palette, ihren Vögeln.

Der Präsident schien im Vollgenusse seines friedlichen Einsiedlerlebens, gleich seiner schönen Tochter, der übrigen Welt abgestorben. Ein Brief, den er eines Tages erhielt, weckte sehr ernste Betrachtungen in seiner Seele. Baron Sezanne, der älteste Freund seines Herzens, bath ihn um eine Gefälligkeit. Sein jüngster Sohn hatte seinen Cours in der Ecole militaire zu Paris geendiget; er war zum Officier in einem nach Amerika bestimmten Regimente ernannt, und sollte sich erst in einigen Monden einschiffen. Sein Vater fürchtete für des jungen Mannes Unerfahrenheit die Gefahren der Hauptstadt, und beschwor d'Olmond, ihm den Aufenthalt auf seinem Landgute zu gestatten, er wollte ihn dann selbst da abhohlen und nach Brest begleiten.

„Der Baron Sezanne," sprach d'Olmond vor sich hin, „kann Alles von mir fordern, meine Liebe zu ihm muß sich auch auf seine Kinder vererben; aber ein Jüngling von siebenzehn Jahren in meiner Einsamkeit — Victorine? Das Bild, das mir Sezanne hier von dem jungen Manne entwirft — er ist überzeugt, daß mir sein Sohn gefällt — auch ich bin es, aber bin ich der Einzige hier, dem er gefallen wird? — Wenn Victorine, von einer glänzenden Außenseite geblendet, von noch glänzenderen Eigenschaften hingerissen wird — doch, Victorine ist ein Kind, und ich, im Genusse ihres Vertrauens, kann ich nicht zeitig genug einlenken?"

Der Präsident kämpfte so all seine Besorgnisse nieder; er beschloß, den jungen Sezanne mit Vaterliebe aufzunehmen.

Der junge Mann kommt an; des Präsidenten Empfang ist herzlich, doch nicht so warm, als wenn Sezanne seinem Bilde weniger entsprochen hätte. Victo-

*) Das Sujet dieser interessanten Novelle hat auch das Verdienst historischer Wahrheit; sie ist aus der Choix de causes célèbres geschöpft.

eine erröthete, und empfing den Fremdling mit einer tiefen Verbeugung. Ihre Blicke fielen auf ihn, sie hefteten sich an den Boden; sie wollte ihn anreden, die Laute starben auf ihren Lippen. — Sie mußte die Hausehre beobachten; sie zwang sich, des Jünglings Blicken zu begegnen, mit ihm zu sprechen. — Der muthige Versuch gelang; Sezanne beantwortete ihre Fragen mit einer Feinheit, mit einem richtigen Tacte, der sie, noch mehr aber ihren Vater, bezauberte. Das Gespräch wurde wärmer; Victorine ging, um sich in der Einsamkeit zu wiederhohlen, daß der Chevalier hundert Mahl liebenswürdiger und geistvoller sey, als all ihre Freundinnen in der Gegend, die sie an hohen Festtagen besuchten. Sezanne'n floh die Ruhe; er dachte nur an Victorine; es schien ihm unbegreiflich, wie ein Mädchen, in ländlicher Stille, in einer Einöde erzogen, so viel Grazie in ihrem Benehmen, mit so viel Geist in jedem ihrer Worte vereinigen könne.

Victorine legte bald den scheuen Zwang ab, und fühlte sich so behaglich in Sezanne's Umgange, als hätte sie ihn seit Jahren gekannt; der Chevalier blieb verschlossen. D'Olmond, ganz beruhigt, freute sich ihrer Gefälligkeit gegen seinen Freund; er fühlte, daß der Chevalier die Monotonie des Einsiedlerlebens erheiterte, zu dem er Victorinen bestimmt hatte; er theilte ihre Gespräche, ihre Lectüre, ihre Spatziergänge. Eines Tages machte er den jungen Leuten den Vorschlag, ein altes Kloster nahe bey dem Schlosse Olmond zu besuchen. Als ihnen durch den dichten Wald die Klosterthürme schon entgegen blinkten, tönte das feyerliche Läuten der Glocken zu ihnen herüber. Am Thore sagte ihnen die Pförtnerinn, man begrabe eine junge, gestern Abends verschiedene Nonne. D'Olmond wollte dieß traurige Schauspiel seiner Tochter ersparen, er wollte sie nach einer neuen Meierey führen, die er anlegen ließ. — Victorine bestand auf der Abtey, der Chevalier unterstützt ihre Bitte, der Präsident gibt nach — sie eilen zur Kirche.

Der Klaggesang der Nonnen zitterte durch die Gewölbe, vom dumpfen Tone der Orgel begleitet; Victorine fühlte ihr Herz beklommen, sie drückte gefühlvoll Sezanne's Arm. Der Schimmer zahlloser Fackeln zieht ihre Blicke nach dem Gitter im hohen Chore, sie nähern sich; da liegt mit entblößtem Gesichte die junge Nonne im Sarge vor ihnen, die blasse Wange erglänzt vom Wiederscheine der Fackeln, das Auge ist geschlossen, die Hände sind gefaltet. — Victorinens ernster Blick ruht auf der Leiche. — „Sollte man nicht glauben, sie schliefe, oder bethete," sprach sie zum Chevalier, „so jung, so schön zu sterben, — nein, ich fasse es nicht. Ich glaube," fuhr sie mit leiser Stimme fort, „wenn ich so da läge, und ein heiß geliebtes Wesen riefe mir, ich würde augenblicklich erwachen." Der Chevalier blickte sie an; in ihrem Auge lag ein überirrdisches Feuer, sein Gefühl verrieth sich in den Worten: „Schrecklich, Fräulein, Sie im Grabe! ach der, die, deren Loos an Ihrem Leben hängt, würden dann nur einen Wunsch kennen, den, an Ihrer Seite dort zu schlafen." — Der Präsident ergriff Victorinen und den Jüngling bey der Hand, und zog sie weg. — Man setzte sich im Walde nieder; kein Laut unterbrach die tiefe Stille; alle überließen sich der süßwehmüthigen Schwärmerey, die nur kalten Herzen oder der abgestumpften Seele des Verbrechers reitzlos erscheint.

Seit diesem Tage fühlte Victorine ihr Vertrauen zu dem jungen Freunde ihres Vaters sich verdoppeln, sie theilte ihm, in unschuldigen Ergießungen, die Ideen alle mit, die, der Lectüre oder des Nachdenkens Frucht, in ihrem Köpfchen aufdämmerten; sie fühlte das Bedürfniß, auch die geheimsten Empfindungen ihres Herzens in den Busen des Geliebten zu ergießen, aber ein unbeschreibliches Gefühl hielt sie zurück; nur in diesem Puncte verließ sie ihre kindliche Offenheit. Ein Wort aus Sezonne's Munde hätte ihr das Geheimniß entrissen, das sie nur mühsam noch verbarg; er sprach es nicht, seine Verschlossenheit wuchs mit seiner Liebe.

Doch ein Ereigniß, dem er längst entgegen sehen mußte, das er aber ganz aus seinen Blicken verloren hatte, beschleunigte die Entdeckung; der Chevalier durfte nicht mehr schweigen, wenn er nicht das theuere Geschöpf verlieren wollte, das der Liebe Erstgefühl in seiner Brust aufregte. Der alte Sezanne dankte in einem Schreiben dem Präsidenten für seine Güte, und bath, seines Sohnes Abreise nach Brest zu beschleunigen, weil er durch eine Unpäßlichkeit gehindert sey, ihn dorthin zu begleiten. Die Flotte hielt sich bereit, beym ersten Signale die Anker zu lichten — kein Augenblick war zu verlieren.

Der Chevalier, von der Schreckenspost niedergedonnert, vermochte dem Präsidenten kaum ein Paar Worte zu stammeln; er entfernt sich unter dem Vorwande, auf sein Zimmer zu gehen, und eilt in den Gartensalon, wo er Victorinen am Piano verlassen hatte. Er tritt ein; sie empfängt ihn mit einem Blicke voll Liebe. „Mein Gott, was ist Ihnen lieber Sezanne! diese Bläße, der starre Blick — reden Sie,

sehen Sie, wie ich zittere." — Ach Fräulein! — ein Brief — Ihr Vater — was soll aus mir werden? — „Ein Brief, wo ist er?" — Lesen Sie, Fräulein! — „Wie? ist's möglich, Sie reisen? weh mir armen Mädchen!" — Fräulein, es ist schrecklich, meine Pflicht — wir müssen scheiden — Meere werden uns trennen. — „Nein, nein Chevalier, mein Vater — er ist so gut, er wird nicht zugeben —" In einer Stunde muß ich reisen. — „In einer Stunde, und ich? — ich, guter Gott!" Victorine, ich lebte nur für Dich, liebe, liebe Victorine. — Sie hörte ihn nicht mehr, kraftlos und ohne Bewegung lag sie in seinen Armen. — Der Präsident tritt ein. „Herr Präsident," redet der Chevalier ihn an, „die Verzweiflung, von der Sie uns beyde niedergebeugt sehen, erklärt Ihnen das Räthsel, dessen Enthüllung meine Liebe zu Victorinen, und mein Vertrauen zu Ihnen mir auflegt, ehe ich von Ihnen scheide. Zum ersten Mahle, bey meiner Ehre, zum ersten Mahle drängten sich heut stürmende Gefühle aus meiner Brust hervor, denen noch Ihre Zustimmung mangelt; noch länger hätte ich geschwiegen, entrisse mir nicht meine Schreckenslage mein Geheimniß — Victorine ist meine Welt, und ich soll sie fliehen?" — Jüngling, erwiederte d'Olmond, wie könnte die Liebe ein Verbrechen seyn, die meine Unvorsichtigkeit in Deinem Busen nährte? — Du liebst Victorinen, Du mußt sie verdienen. Dich ruft die Pflicht in weite Fernen; wenn Zeit und Trennung Deine Liebe nicht verlöschen, wenn Du Deines edlen Vaters werth bleibst, wenn Du meine Achtung Dir erhältst, dann kehre zurück, und Du bist am Ziele Deiner Wünsche.

Der Chevalier benetzte mit heißen Thränen die Hand des Präsidenten; Victorine, die sich erhohlt hatte, bedeckte die andere mit Küssen, in denen ihre Liebe und glühender Dank für des Vaters Einwilligung sich aussprachen. — D'Olmond gibt dem jungen Mann ein verstohlenes Zeichen, Sezanne erdichtet einen Vorwand, in's Schloß zurück zu kehren; noch ein seelenvoller Blick auf Victorinen; er stürzt aus dem Salon, und bald trennen weite Räume ihn von Allem, was ihm theuer ist. — Victorine in der heftigsten Bewegung, den unverwandten Blick auf das Schloß geheftet, hörte nichts von den schönen Bildern froher Zukunft, die ihr Vater vor ihren Blick zu führen versuchte. — Er wird wiederkehren — tröstete er sie. — „Ach," stöhnte sie mit schmerzlichen Accenten, „wenn er nicht zurückkäme!"

Als sie die traurige Gewißheit hatte, ihr Geliebter sey abgereist, ohne ihr Lebewohl zu sagen, versank sie in tiefe Schwermuth; nur die Trauer ihres Vaters vermochte so viel über sie, daß sie ihre Empfindungen zu verbergen strebte. — Ein Brief von Sezanne in dem Augenblicke geschrieben, wo er sein Schiff bestieg, enthielt neue Betheurungen seiner Liebe, das Versprechen, Alles für Victorinens Besitz zu wagen. — Nach drey Monathen verkündigte ein zweyter Brief seine Ankunft zu Boston — es war der letzte. Der Präsident las in den Zeitungen die Nachricht von einem sehr hartnäckigen Gefechte an den Gränzen von Pensylvanien; das Regiment des Chevalier hatte vor allen den Sieg erkämpfen helfen, aber es hatte auch am meisten gelitten. — Die Todtenliste der gebliebenen Officiere schloß Sezanne's Nahme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gefallene.

Er schwur bey seinen hohen Ahnen,
Den Weg zum Siege kühn zu bahnen;
Allein was war des Schwures Frucht?
Ihr Helden weint! — er ist von allen
Gefallenen zuerst gefallen —
In einen Graben auf der Flucht.

Friedrich Bückstädt.

Gegenwart des Geistes.

Herr von Barentin, der die Stelle des obersten Advokaten begleitete, gab jährlich ein großes Gastmahl, zu dem die ersten Advokaten von Paris eingeladen wurden. Bey einer dieser Mahlzeiten saß Herr Legouvé, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten, neben der Frau vom Hause, die ihn nur dem Rufe nach kannte, und, um ihn angenehm zu unterhalten, alle Gemeinplätze der gesellschaftlichen Conversation erschöpfte, und endlich auch auf das Schauspiel zu sprechen kam. Sie schien um so mehr mit sich zufrieden zu seyn, daß sie dieses Gespräch angeknüpft hatte, da sie selbst bemerkte, wie viel Kenntnisse sie sich in diesem Fache eigen gemacht habe, und mit wie viel Grazie und Gründlichkeit sie über die dramatischen Schriftsteller und Künstler urtheile. Sie überließ sich deßhalben desto ungestörter dem Vergnügen, mit ihrem Geiste zu paradiren, und äußerte, daß sie das Theatre francais leidenschaftlich liebe, und es sehr häufig besuche; daß ihr aber nichts ärgerlicher sey, als wenn sie, vielleicht durch Verhältnisse, aus bloßer Gefälligkeit, genöthiget würde, Gesellschafts-Theater zu besuchen; vollends aber, wenn sie etwa gar der Aufführung von Stücken beywohnen sollte, die von einem der Mitglieder verfaßt

wären. „Ach! kennen Sie denn, mein Herr — setzte sie hinzu — ein kleines Theater dieses Schlages, das man im Auteuil errichtet hat?"

Ja, Madame.

„Denken Sie nur, neulich war ich gezwungen, dahin zu gehen, um ein neues Trauerspiel mit anzusehen, das Attilie hieß ..."

Madame, — unterbrach sie Herr Legouvé sehr schnell, — ich bin überzeugt, daß Sie viel Ursache hatten, mit diesem Stücke sehr unzufrieden zu seyn; es ist ein schwaches Product aus meinen Jünglingsjahren, das meine überhäuften Geschäfte mich verhindert haben, zu verbessern, und das nie auf die Bühne gebracht worden seyn würde, wenn es mir nicht von einigen indiscreten, und zu nachsichtigen Freunden abgedrungen worden wäre.

„Gott behüte, mein Herr — fiel die Dame ein — es hat mir ganz erstaunlich viel Vergnügen gemacht, es ist ganz vortrefflich versifizirt, und die Scenen sind äußerst glücklich angelegt und dialogisirt. Die Entwickelung ist nicht minder schön herbeygeführt. Aber ich spreche nur von der Art und Weise, wie dieses Stück gegeben wurde. Die Prinzessinn, die Heldinn des Trauerspieles, die ..."

Madame, sie wurde von meiner Frau dargestellt, die zu sehr mit ihren Wirthschaftsangelegenheiten beschäftiget ist, als daß sie sich auf der Bühne einige Fertigkeit und Freyheit im Spiel hätte erwerben können.

„Mit nichten, mein Herr, sie spielte ganz vortrefflich, wahrhaftig, wie die routinirteste Schauspielerinn, mit äußerster Sachkenntniß; nur war sie gar nicht vortheilhaft gekleidet. Und das Costume ist doch ein so wesentlicher Hebel der Täuschung, der nun aber einmahl auf Liebhaber-Theatern immer vernachlässiget zu werden pflegt. Aber der Prinz, der ganz dem Carreau-Buben in der L'hombre-Karte ähnlich sah ..."

Madame, der war ich. Leider bin ich zu sehr an meine steife Advokatenkleidung gewöhnt, um auf dem Cothurn, eine so besonders glückliche Figur spielen zu können.

„Mein Herr — entgegnete Frau von Barentin ganz außer Fassung — genug für diesmahl. Bey jedem Worte sage ich eine Albernheit, und sehe mich jetzt, wo meine Geistesgegenwart erschöpft ist, gänzlich außer Stande gesetzt, meine Sottisen wieder gut zu machen.

Kuhn.

Notizen.

Wien. Den 11. März wurde im k. k. privil. Theater an der Wien zum ersten Mahle gegeben: Theseus und Ariadne, eine romantische Oper in 2 Aufzügen, von Matthäus Stegmeyer. Leicht ist es zu begreifen, wie Herr Stegmeyer eine solche Oper niederschreiben; ein wenig schwerer aber möchte es zu fassen seyn, wie die Direction bey solch einem Machwerk so viel auf Decorationen und Garderobe spendiren konnte. Eben so gut hätte sie ja zwanzig neue Decorationen mahlen lassen, und sie dem Publicum zur Ansicht aufstellen können, und gewiß hätte jeder Zuseher vergnügter den Schauplatz verlassen. — Doch im Ganzen ist der Unterschied eben so groß nicht; es versicherten mich viele, sie hätten sehr wenige Worte des seyn sollenden romantischen Gedichtes verstanden, und was sie verstanden, hätten sie lieber nicht hören mögen. — Im Grunde muß man Herrn Stegmeyer doch zugestehen, daß er eine neue Art von dramatischen Werken erfunden habe, und so wie die übrigen Arten nach ihrer Tendenz Trauer-, Schau- oder Lustspiele genennt werden, so könnte man diese Art füglich Augenspiele nennen. Bey diesen müßte aber der Dichter nicht als Schöpfer unmittelbar nach dem Titel des Stückes stehen, sondern es sollte zum Beyspiel bey der gegenwärtigen romantischen Oper der Zettel folgender Maßen lauten:

Theseus und Ariadne.
Ein romantisches Augenspiel in 2 Aufzügen, von den beyden Mahlern Herren Gail und Sachetti.
Die Maschinen von der Erfindung und Ausführung des Hrn. Putz, die Musik von Hrn. Anton Fischer, weil. Kapellmeister dieser Bühne; der Text aber von Herrn Matthäus Stegmeyer. — Anstatt der ausgesetzten Personen wurde dann die Beschreibung der vorkommenden Decorationen, Thiere, Maschinen, Flugwerke und Verwandlungen folgen, und auf diese Art wäre Alles zu wissen nöthige erschöpft.

Die Musik des verstorbenen Kapellmeisters Fischer hat angenehme Stellen. Mad. Campi singt vortrefflich.

Paris. Zu welchen Possen das Theater de Vaudeville seine Zuflucht nimmt, um Zuschauer herbey zu ziehen, zeigt das vor kurzem gegebene Stück: der Caro-Bube, das als Parodie des Trauerspieles Hectors Tod angegeben wurde. Alle spielende Personen stellten Figuren aus der Karte vor. Agamemnon trat als Treff-König auf; Menelaus als Pik-König; Priamus als Coeur-König; Hector war Caro-Bube u. s. w. Daß die Maskerade Anfangs Lachen erregte, war natürlich; aber bald fand man sie langweilig. Die Scherze, die sie würzen sollten, bestanden größten Theils aus armseligen Wortspielen. So hieß z. B. Helene Haleine, und Paris singt:

Le perte de mon Haleine,
Seroit mon dernier soupir.

Noch ein schlechteres Wortspiel war folgendes: Helene sagt zum Paris

Voyez comme je suis meigrie
Je depéris à chaque instant,
Ah! rendez moi, je vous en prie
A la Grèce (la Graisse) qui m'ettand.

So armselig diese Spaßchen waren, wurden sie doch beklatscht; Schikaneder, Stegmeyer, Kringsteiner, Perinet, würden also in Paris so gut wie in Wien ihr Publicum finden.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 36. — 25. März 1809.

Historische Fragmente.

Eugen.

Worte eines wahrhaft großen Geistes altern niemals. Nach Jahrhunderten aus dem Moder irgend eines Archives hervor gezogen, scheinen sie jedem Alter und jeder Epoche gleichzeitig, scheinen sie wie eigends für dieselbe geschmiedet. — Nur Schwachköpfe können darob erstaunen; denn was ist natürlicher, als daß das Wahre ewig sey, und an keinen Wechsel von Zeit und Ort gebunden — und das ist die hohe Gabe des Sehers, aus dem Keime zu weissagen die Saat. Das Wetter hilft er entweder selbst mitmachen, oder er kennt doch seinen Zug. Also sind die hier folgenden Worte Eugens *) zu lesen und zu würdigen; Eugens, der der Osmannen einst so furchtbare Macht gebrochen, und den bis dahin fast unwiderstehlichen Ludwig XIV. gezwungen hat, um Frieden zu bitten.

Des Unsterblichen Schatten schwebet gewiß in diesem Augenblicke segnend über dem, von ihm so treu geliebten Österreich, und hält den Kranz über das theure Haupt des Siegers von Wetzlar, Amberg, Würzburg, Schlingen, Ostrach, Stockach, Zürich, Mannheim und Caldiero!

*) Von Eugens Briefen und Memoires fanden sich zu Wien Mailand und Brüssel, vorzüglich durch Veranstaltung seines General-Adjutanten, des gelehrten Hohendorff, drey besondere gleichlautende, wenn schon nach Verschiedenheit der Jahre nicht gleich vollständige Sammlungen. Die Originale dieser Briefe sind in Französischer Sprache geschrieben.

1.

Prinz Eugen an den Fürsten Adam Lichtenstein, dd. Neuburg am 12. Juny 1704.

Bey dem Auflauf zu Wien, der sich am Ostertag durch das falsche Gerücht eines Überfalles der Malkontenten ergab, hab ich mich durch die rasche Entschließung der Bürgerschaft von dem Geist einer wahren Fürsten- und Vaterlandsliebe neuerdings überzeugt; es war zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit in wenig Tagen neun bürgerliche Bataillone errichtet wurden. — Wenn ein so unbedeutendes Ereigniß im Stande ist, den Muth der Österreicher zu entzünden, so getraute ich mir in einer wichtigen Catastrophe aus diesem biedern Volk in etwelchen Wochen eine Armee von hunderttausend Streitern aufzustellen.

Fürst Fondi *) könnte diesem Unternehmen auch nicht wohl entgegen seyn, denn ein jeder vom Stadt- wie vom Landvolk trat auf seine eigene Unkosten mit einer Art ruhmvoller Zudringlichkeit unter das Gewehr. Der Mangel an festen Plätzen kann auch nicht besser als durch

*) Fürst Heinrich von Mannsfeld-Fondi, Feldmarschall, und vorhin Hofkriegs-Präsident, Eugens berühmter Gegner.

ein allgemeines Aufgebot ersetzt werden. Man soll einem Fürsten, der ein so edles Volk regiert, wahrlich Glück wünschen. — Er wäre aber auch in der That zu bedauern, wenn man ihn hindern wollte, den Muth seines lieben Volkes von der wahren Seite zu betrachten, oder der Nazion ins Herz zu sehen, welches sie ihm bey jedweder Gelegenheit so bereitwillig öffnet — — — — — — ꝛc. ꝛc.

2.

Schreiben des Prinzen Eugens von Savoyen an den Feldmarschall Grafen Guido von Starhemberg. Wien den 2. Okt. 1703.

Mit zitternder Hand erhielt ich ihre Depeschen vom 13. Sept. über den Gang der Sachen in dem, durch die Macht Frankreichs und Baierns, von zwo Seiten angefallenen Tirol. — Mir ging es fast wie Karl V. der dem Admiral Castillon, als Überbringer eines wichtigen Briefes mit Thränen in den Augen sagte; „Sehen sie, die Leute machen einen „Helden aus mir! Zur Strafe dieser Eitelkeit habe ich „kaum die Kraft mehr, diesen Brief zu öffnen." — Gott gedankt! der Sturm ist vorüber. Die verlassnen Tiroler Landleute haben wahrhaftig Wunder der Treu und Tapferkeit gewirkt. Vendomes Armee wird sich den Verlust eben so sehr merken, als der Churfürst von Baiern, dem dieser Versuch noch viel theurer zu stehen kam. General Heister traf in dem Augenblick ein, da das Schicksal der guten Stadt Trient von seiner Gegenwart abhing.

Ich sah es bevor, daß sie nach der Übergabe von Bersello das Vordringen des Feindes nicht mehr hindern konnten; Sie haben aber ihrer Seits über alle Erwartung so viel bewirkt, daß der Feind gegen ihre kleine Armee nichts unternehmen konnte, vielmehr die neuere Versuche auf Mirandola unterlassen mußte. Es mag ihnen schon bekannt seyn, daß der Pabst die Stelle des Generalissimus (vielleicht anstatt meines wankelmüthigen Herrn Vetters des Herzogs von Savoyen) jetzt selbst zu übernehmen nicht abgeneigt ist. Sein Einfluß hat so viel gewirkt, daß Bersello, welches Vendome zu demoliren befahl, in seinem Zustande erhalten werden muß. Mit dem nächsten Bericht hoffe ich zu vernehmen, daß sie die Winterquartiere bald beziehen werden, wenn nicht neue Ereignisse in Piemont diese augenblickliche Waffenruhe stören werden. Kommt der Herzog von Savoyen wegen seines Abfalls von Frankreich in die Klemme, so suchen sie zu seiner Rettung das, was die Umstände und ihre Klugheit zu thun rathen, schnell einzuschlagen; denn Frankreich wird seiner Gewohnheit nach diesen Rückfall empfindlich rächen.

3.

Prinz Eugen an den Grafen von Sinzendorf, dd. Peterwardein den 16. Sept. 1697.

Wenn des Kaisers Majestät über den durch Gottes Gnaden uns verliehen wordenen großen Sieg bey Zenta in etwas ihrer Bestürzung und Sorgen sind entrissen worden, so dient dieses allein schon zu meiner großen Beruhigung. Es war unmöglich, daß bey Absendung des Prinzen Vaudemont dem Hof ein bestimmter Bericht über den ungeheuren Verlust des Feindes konnte ertheilt werden, da sich selbiger uns erst den andern Tag in seinem ganzen Umfange dargestellt hat. Der heutige Bericht, den Oberst Graf von Dietrichstein überbringen wird, dürfte Sr. Majestät in die gänzliche Übersicht dieses vielleicht erst wegen seiner Folgen großen Sieges setzen; die Beute ist ganz nach dem Verhältniße des feindlichen Verlustes; hätte das Glück mir nur noch zwey Stunden das Tagslicht gegönnt, so wäre es ein leichtes gewesen, den Sultan, und den Rest seiner ganzen Armee zu Grund zu richten. Meine Pflicht hatte erfodert, den günstigen Augenblick für die Ehre, und dem Vortheil der Monarchie zu benützen, wenn es schon nicht in dem Plane meiner Feinde lag, wie ich aus dem vier Stunden nach dem Treffen erbrochenen Befehl sah, durch den ich angewiesen wurde, jedem Treffen sorglichst auszuweichen! — Als ich diese Ordre erhielt, dachte ich sogleich an die Lehre, welche mir Eure Excellenz vor meiner Abreise gaben, daß ich nur den Anfang alles Wissens, das allbekannte A. B. C. (Auersperg, Baden, Caprara) nicht vergessen sollte — und da sich in dem Moment auf dem linken Flügel schon die Kanonen hören liessen, so bat ich den Courier sehr höflich, er möchte seine Depeschen einsweilen nur bey sich behalten, im Lager bis zur Beendigung der Schlacht bestens bey sich verwahren, und von der großen Fatike ausruhen. Ich habe ihn deswegen heute auch leer nach Haus ziehen lassen. In Hinsicht der eroberten Kriegskasse sind von mir nur vorläufig 3 Millionen Gulden angegeben worden, damit man hierauf keine Rechnung zur Zurücksetzung der Kriegsabgaben machen könne. Mein Kriegs-Kommissariat ist in der Aufnahme des ganzen Geldstatus begriffen, der sich weit höher belauft. Es ist jetzt nicht, wie man in Wien dafür halten mag, meine Absicht, auf

die Eroberung von Temeswar, sondern auf einen Einfall in Bosnien gerichtet. Ich finde alldort, besonders wegen der späten Jahrszeit, weniger Widerstand, und für die Armee einen großen Vorrath an Lebensmitteln, da in dieser Gegend bereits alles erschöpft ist.

4.

Prinz Eugen an den Grafen von Sinzendorf, dd. Brüssel den 13. November 1710.

Mich ärgert nichts mehr, als wenn man durch den Streifzug nach Madrit und durch den Einzug unsers Erzherzogs *) das Spiel schon als gewonnen ansieht. Ich bedaure meinen besten Starhemberg, den Sieger bey Saragossa! Jetzt werden seine Arbeiten erst recht anfangen. Gelingt es unserm Erzherzoge nicht, die Herzen der hartnäckigen Kastilianer zu besiegen, so wird ihm auch die Huldigung nichts nutzen. — Welche ungeheure Summen hat Frankreich seit 10 Jahren, und schon vor dem Tod des Königs Karl II. nach Spanien geschleppt, und nun trägt ihm die Beharrlichkeit für den selbstgewählten und wider jeden fremden König der Spanier für dieses Kapital die Interessen reichlich. Umsonst wird Ludwig XIV. von ihnen nicht gebethen, Sukurs nach Spanien zu schicken, umsonst wurde Vendome, der grosse Summen in Spanien erpreßte, nicht selbst von den Spaniern eingeladen. Umsonst kam nicht 3 Wochen nach der Huldigung an unsern Erzherzog zu Madrit, eine Deputation der Kastillianer nach Paris, Philipp V. ihre Anhänglichkeit zu versichern. — Die letztern Briefe des Fürsten von Lichtenstein aus Madrit enthalten schon so viel zweydeutiges, daß ich mir für die Zukunft nichts bessers vorstellen kann. Alles hängt davon ab, daß der Erzherzog seine Siege schnell benutzen könne, seine Gegner aller Orten aufsucht, und vertreibt. Läßt er den Spaniern, läßt er Vendome, läßt er den Philippen nur acht Tage Zeit sich zu sammeln, und zu verstärken, so geht alles schneller verloren, als es gewonnen wurde.

5.

Eugen an den Hofkanzler Grafen von Strattmann, dd. Mailand den 17. Jänner 1707.

Der Tod des Prinzen Louis von Baaden schlägt mich außerordentlich nieder, wie noch kein anderer, solcher Unfall es zu thnn vermochte, aber es ist auch nur mir allein bekannt, was ich sowohl dem Verstorbenen als dem Herzog von Lothringen in meiner militärischen Carriere schuldig bin. Ohne diese beyden großen Männer wäre meine Anlage zum Kommandirenden nie ausgebildet worden. Das übrige, was unsere freundschaftlichen Verhältnisse betraf, will ich in mich verschließen, denn Euer Excellenz wissen ohnehin, wie sehr man sich manchmal bemüht hat, dieselben wo nicht ganz zu trennen, doch in eine, wenigstens dem Dienst äußerst nachtheilige Spannung zu setzen. „Wahrlich, nur die heldenmüthigste Tugend „und Selbstverläugnung (sagte mir Marlborough in Gegenwart des Prinzen) „hat euch zu so innigen und „ewigen Freunden machen können.“ Und ich versicherte den Herzog dagegen: daß ich mich glücklich schätze, in diesem dreyfachen Kleeblatt zu stehen. — Der Prinz von Baaden hat mir in allen seinen Handlungen bewiesen, daß das Entstehen und die Beharrlichkeit die Freundschaft fast mehr noch die Sache des Geistes, als des Gefühles ist; wenigstens hatte unsere bey manchen Widerwärtigkeiten so streng geprüfte Eintracht einzig und allein das Beste des Staats zum Zweck. In dieser vollen Überzeugung wußten wir uns auch ohne die mindeste Gemüthsempfindung, über die heftigsten Bewegungen neidischer Cabale hinwegzusetzen. Für unsere Antagonisten hatten wir für die uns vermeinten gute Dienste keine andere Bestrafung festgesetzt, als wechselseitig sie zu bitten, zur Erhaltung unserer Harmonie alles mögliche beyzutragen. — Die Monarchie hat ihren besten, und ich getraue es mir zu behaupten, ihren größten Feldherrn verloren. War er nicht allzeit, wie er es wünschte, glücklich, so ist er dennoch der Einzige, — der den höchsten Grad der Zufriedenheit mit sich nahm: eigentlich niemal besiegt, aber zuverläßig niemal unglücklich gewesen zu seyn. Was bey dem Herzog von Lothringen, unserm allgemeinen Muster, die Hitze bewirkte, das that bey diesem Prinzen die Bedachtsamkeit. Er kämpfte immer mit Bewußtseyn seines künftigen Standpunctes, auch im Fall des Fehlschlags seiner Unternehmung. Sein Zeitalter ist nicht so reich, seine hohen Verdienste zu lohnen, weil man zu oft es verfehlte, sie zu kennen und zu schätzen.

6.

Prinz Eugen an den Hofkanzler Grafen v. Strattmann, dd. Günzburg den 19. August 1704.

Vergessen sie ja nicht dem preußischen Minister bey jeder Gelegenheit zu melden; daß mich in meinem Diensteifer nichts so sehr entglühen konnte, als das musterhafte Beyspiel der Tapferkeit des Prinzen von Anhalt, das er (in dem grossen Siege bey Höch-

*) Nachmahligen Kaisers Carl VI.

städt und Blindheim) mir und der gesammten Armee durch seinen unbeschreiblichen Muth, Aufmerksamkeit und Anstrengung gab. Ich habe die Ausdrücke der Rührung nicht gefunden, mit denen ich das ausgezeichnete, und sehr seltene Benehmen dieses Prinzen seinem Souverain dem König von Preußen zu rühmen mich verbunden fand; — für meine ganze militärische Carriere ist dieser heiße Tag an Besorgnissen, aber auch an Erweiterung und Erholung gleich merkwürdig, die mir das fast unnachahmliche Beyspiel dieses Prinzen verschaffte. — Ich bemerkte, daß der alte Haß, den die Franzosen gegen das Haus Brandenburg hegen, vieles zu der, (wiewohl äußerst bedachtsam angewandten) Hitze dieses Prinzen, und seiner Truppen beytrug. — Es wäre zu wünschen, daß alle Truppen (statt des beständigen Zwanges) ein solcher edelmüthiger Geist beseelte.

7.

Eugen an den päbstlichen Nunzius Passionei, dd. Wien den 13. August 1722.

Daß Eure Eminenz an dem Tode des Herzogs von Marlborough, von dem ich am 22. July die erste Nachricht erhielt, mit mir gleichen Antheil nehmen, kann ich nicht bezweifeln, denn die Hochachtung, welche dieser große Mann bekanntermaßen für sie trug, konnte ihnen wohl nie gleichgültig seyn, — wenigstens hat er nach der Lebensformel seines Senekas das paucis familiaris sehr genau beobachtet. Ich habe während meines Lebens mit Zuziehung der Geschichte aller Zeiten bemerkt, daß die Staaten in den Jahren, wo ein gerechter Mann durch den Tod abgeht, insgemein mit einem großen Unglück befallen werden. In England trift es wirklich wieder zu, da gleich nach seinem Tod die Spuren einer zu Gunsten des Prätendenten geäußerten Conspiration sich entwickelt haben; die Vorsehung, wie es scheint, will nicht, daß der Gerechte noch seine letzte Lebensstunde durch schmerzhafte Empfindungen über das Schicksal seines Vaterlandes soll beunruhigt werden. Marlborough ist uns nur dem Körper nach entrissen worden. Seine Tugend und sein Heldenmuth, seine strenge Vaterlandsliebe lebt in jedem der künftigen Menschenalter wieder auf; wenigstens erbaut mich sein edler Geist in allen meinen Handlungen, sobald ich mich dessen erinnere. Ich habe vor wenig Tagen dem Churfürsten ebenfalls wegen dieses Todesfalls geschrieben; die Gebrechlichkeiten seines hohen Alters, dann die durch heftige Anstrengung seines lebhaften Geistes zugezogene Schwäche ließ eine baldige Auflösung schon seit einigen Jahren bemerken; den letzten Brief, den ich zwar nicht von seiner Hand, sondern seit zwey Jahren schon von seinem Neffen, dem Lord Ryalton, erhielt, bestund größtentheils in den Anzeigen neuer Gebrechlichkeiten, aber immer enthielten die Briefe noch solche Bemerkungen, aus denen man die große Ruhe seiner schönen Seele abnehmen konnte. Sein Eigensinn war deshalb so groß, daß Ryalton keine Zeile schreiben durfte, die er nicht angegeben hatte. In dem letzten Brief, den ich seit seinem Tod mehrmal gelesen, ließ er mir schreiben: „ich „finde in meinen Schmerzen selbst mehr Trost, als mir „die Menschen, die mich bedauern, geben können. Man „erinnert mich so oft an die Eitelkeiten meiner Heldenthaten, und ich finde, daß ich in meinem Schmerzenkampf erst jetzt anfange, ein guter Soldat zu seyn." Man kann behaupten, die Natur hat sich an ihm sowohl wegen der Schönheit seiner Gestalt als des Geistes erschöpft. Ryalton schreibt mir, daß sein Gesicht nach dem Tod um 30 Jahr verjüngt von allen, die ihn sahen, befunden worden. — An dem Tage seines Ablebens hatte ich in der Nacht vom 26. auf den 27. Juny eine sehr starke Ahndung. Mit Einemmal glaubte ich, daß alle Fenstergläser in meinem Zimmer zersprungen wären; ich schellte meinem Kammerdiener, der aber alles in Ordnung fand; den andern Tag in der Frühe schrieb ich sogleich den Tag auf, denn das nähmliche geschah mir auch bey dem Ableben meiner Mutter — und der Vorfall traf mit dem Tag zu, an dem der Herzog und meine Mutter ablebten; die wirkende Kraft der Ahndungen zu untersuchen liegt aus meiner Begrifs-Sphäre; ich lasse alles dahin gestellt seyn, weil mir meine spiritus familiares nicht bekannt sind. — Indessen er hat es überstanden. Mit dem letzten Posttag laufen uns auch Nachrichten über die Unannehmlichkeiten ein, in die Eure Excellenz durch den Rath der schweitzerischen Stadt Lucern verwickelt wurden. Ich höre, daß Hoffnung zur Ausgleichung noch vorhanden ist, und der Abt von St. Gallen hiezu seine hilfliche Hand bietet. Ihre Auswanderung nach Solothurn wird nichts zu bedeuten haben; am wenigstens von langer Dauer seyn. Wir sind ohnehin nichts dann Wanderer, freylich nicht allzeit diplomatische; doch für diese muß ein besonderer Vorhimmel gebaut seyn, weil sie oft nicht mehr Zeit genug haben, auf der Erde ihre Masken abzulegen. —

Wir verdanken diese wichtigen Actenstücke der Gewogenheit eines verdienstvollen Gelehrten, den gewiß die meisten unserer Leser erkennen, und ihm dafür mit uns den verbindlichsten Dank abstatten. d. H.



Dinstag, den — 37. — 28. März 1809.

Victorine d'Olmond,
oder
die doppelte Ehe.

(Fortsetzung.)

D'Olmond weinte dem edlen jungen Manne heiße Thränen; aber häufiger strömten sie bey dem Gedanken an Victorinen; er kannte ihre Reitzbarkeit, und sah nur zu gewiß, daß ein so zerschmetternder Schlag ihrem Leben gefährlich werden müsse. Er bereitete das Mädchen stufenweise auf die Schreckensnachricht, indem er ihr die Gefahren jeder Art schilderte, denen ein junger Kriegsmann in fernen Gegenden ausgesetzt sey. — Jugendliche Herzen, in denen zum ersten Mahle das Gefühl der Liebe glüht, öffnen sich Besorgnissen leichter, als der Hoffnung. — Victorinens Unruhe stieg zu einer fürchterlichen Höhe. Ach, nur zu bald traf sie der erschütternde Schlag. — D'Olmond ließ aus Versehen auf einem Tische im Pavillon, wo Victorine ihren schwermüthigen Thränen sich hinzugeben pflegte, ein Papier liegen — sie erkennt die Hand des alten Sezanne — mit flammenden Augen verschlingt sie den Brief — kein Zweifel, keine Hoffnung mehr! Das unglückliche Papier entfällt ihren Händen, ihre Sinne schwinden, sie stürzt mit einem lauten Schrey zu Boden, und erwacht erst spät wieder in des Präsidenten Armen; seine Worte: „Victorine! lebe für deinen alten Vater," entlockten ihr die ersten Thränen.

D'Olmond glaubte, nur eine schnelle Ortsveränderung, eine ganz neue Lebensweise würden einen so tiefen Schmerz zerstreuen, ihn mildern können. Schon am andern Morgen verließ er die Abgeschiedenheit, wo er seine Tage zu beschließen dachte, und kaufte ein Hotel in Paris. Der zärtliche Vater opfert seine Lieblingsneigungen alle dem neuen Plane, von der Hand der Vaterliebe entworfen; er macht ein Haus; bey ihm versammeln sich täglich die ausgewähltesten Zirkel; seine Tochter erhält Lehrer von allen Gattungen; er besucht mit ihr die Werkstätten der Künstler, die Schauspiele; er führt sie zu den glänzendsten Feten; Alles umsonst. — Victorine, in deren Brust nur Ein Gefühl athmet, folgt in stiller Ergebung ihrem Vater allenthalben hin, doch sie sieht, sie hört nichts von allem, was er ihren Blicken vorüberführt. — Der gebeugte Greis seufzte, kein Mittel für einen Zustand finden zu können, der ihm noch schmerzlicher war, als der Unglücklichen, deren Ruhe er gern sein Leben geopfert hätte. — Noch eins blieb ihm übrig; er beschloß, es zu versuchen.

Unter den Männern, die d'Olmond täglich in seinem Hause sah, fand er keinen, den er fähig hielt, Victorinens tiefe Schwermuth zu zerstreuen. Zufällig lernte er einen jungen Mann kennen; er fühlte sich um so mehr zu ihm hingezogen, als er der Sohn eines Jugendfreundes war. Saint-Alban hatte kaum das dreyßigste Jahr zurück gelegt, und genoß schon als Parlaments-Rath der allgemeinen Achtung. Der Präsident suchte sich ihm zu nähern; er machte ihm freund-

schaftliche Vorwürfe, daß er bisher sein Haus verschmäht habe, indem er ihn so herzlich zu sehen wünschte.

Das glänzende Bild, das d'Olmond seiner Tochter von St. Alban entwarf; die Lobsprüche, in welche er sich ergoß, waren alle fruchtlos; der junge Mann machte auf Victorinen so wenig Eindruck, als der ganze Schwarm von Anbethern, die ihre Reitze und ihr Reichthum zu ihren Füßen versammelt hatten. Der Präsident hielt die Apathie, in der seine Tochter hinwelkte, für Ruhe, und schlug ihr eine Verbindung vor, die er in jedem Betrachte sehnlichst wünschte. „Vater, nicht St. Alban gab ich mein Herz, ihm schwur ich nicht Liebe!" dieß war ihre einzige Antwort.

D'Olmond bath von neuem, verschwendete die zärtlichsten Liebkosungen; er schilderte ihr diese Heirath als sein höchstes Glück. — Dies entschied. — Victorine reichte St. Alban am Altar die Hand.

Das edle Weib; seit ihrer frühesten Jugend zur gewissenhaftesten Erfüllung ihrer Pflichten gebildet, strebte, ihren Gatten warm und aufrichtig zu lieben. Sie ward Mutter; ein Blick auf ihre Kinder stärkte ihre Neigung zu dem Gatten, der ihnen das Daseyn gab. Allmählich verschwand ihre düstere Schwermuth, sie fand etwas Beruhigendes in dem Glücke eines gefühlvollen, redlichen Mannes, den ihr Vater liebte — den es war ihr Werk. Beynahe fing sie an, ihrem Zustande Geschmack abzugewinnen, wenn gleich ein unverlöschliches Andenken vergangener Zeiten ihr stets zur Seite stand — sie war nicht glücklich, aber ruhiger; ihr Gatte war nicht Geliebter, er war ihr Freund, ihr Bruder.

Sechs Jahre verstrichen so in ungetrübtem Frieden; ihn zerstörte eine Begebenheit, welcher Victorinens Herz erlag. Ein Schlagfluß erlaubte dem Präsidenten kaum, seiner Tochter das letzte Lebewohl zu sagen. Mit Gewalt mußte man die Trostlose von der Leiche wegreissen. „Laß hier mich enden," wimmerte sie zu St. Alban, der sie zu entfernen suchte. — Victorinens Herz war zerrissen; der Tod ihres Geliebten, ihres Vaters, beyde ihr so früh entrissen, schien ihr der Vorbothe eines noch schmerzlichern Verlustes zu seyn, sie ahnte auch den Tod ihrer Kinder.

Von dieser Schreckens-Idee gequält; im Kampfe mit dem Bestreben, ihren Gatten sie zu verbergen, welkte Victorine sichtlich mit jedem Tage. St. Alban beruft die geschicktesten Ärzte, alle Hülfe ist vergebens, das zarte Leben erlöscht unter ihren Händen. — St. Alban will ihre Töchter ihr zuführen, man versagt ihm den Eintritt. — „Ich soll sie nicht mehr sehen," klagte er, „meine Kinder, ihr seyd mutterlos; ich schwöre, nur für euch zu leben, ich will euch keine zweyte Mutter geben, wir wollen sie zusammen beweinen; ich hülle mich in's Trauerkleid, bis der Tod mich mit ihr vereint."

Victorine erlag der Last eines herzzerschneidenden Grames, als sie die Augen schloß; doch sie kannte ihr ganzes Unglück nicht. Sie hatte den Tod ihres ersten Geliebten beweint — ein grausames Schicksal — doch dem liebenden Weibe minder schrecklich — als ihn lebend zu wissen, und sich an ein anderes Wesen gefesselt zu sehen. Diesen Schmerz hätte Victorine gefühlt, wenn ihn der Tod ihr nicht erspart hätte.

Das Gefecht, in dem, nach den Zeitungen, Sezanne blieb, war ein Vorpostenscharmützel. Der Chevalier sank, von einer Kugel getroffen, nieder; seine Soldaten sahen ihn fallen, und glaubten ihn todt. Er wurde von den Engländern vom Schlachtfelde getragen, und in's Land geschickt; dort heilten ihn die Wilden. Oft suchte er, Briefe zu seinem Corps zu bringen, das in Carolina stand, alles vergebens; er war 200 Meilen entfernt. — Seine Kameraden alle konnten seinen Tod nicht mehr bezweifeln. Nach einigen Monathen entfloh er bey einer Jagd, die seine Wächter anstellten, in die dichten Wälder am Ufer des Ohio. — Ein junger Wilder, sein Freund, geleitete ihn in das Amerikanische Lager; bald fand er sich in der Mitte seiner Landsleute. — Kurz nachher wird der Friede unterzeichnet, der Chevalier schifft sich mit seinem Corps nach Frankreich ein.

Kaum hat er den vaterländischen Boden betreten, so eilt er nach dem Schlosse Sezanne; er will seine Ältern überraschen, deren Anblick er Jahre lang entbehrte, und steigt bey einem alten Pachter, seinem Jugendfreunde, ab. Man staunt den Todtgeglaubten an; er hört, sein Vater sey gestorben, seine Mutter wohne in Paris, die ganze Gegend halte ihn für todt. — Zitternd fragte der Chevalier nach dem Fräulein d'Olmond; der Pachter erzählte ihm ohne Schonung: Victorine habe in der Meinung seines Todes einen Herrn von St. Alban geheirathet — sie hätte schon zwey Kinder mit ihm.

„Wie, was sagst du? ist's möglich! sieh, wie ich bebe; Pferde, Pferde!" — und schon fliegt er nach Paris.

Tausend Plane durchkreuzen sich in seinem Innern; alle verschwinden vor einem herrschenden Gefühle, vor der zartesten Anbethung Victorinens, die noch in sei-

nem Herzen lebt; ein unglücklicher Irrthum rechtfertigt ihre scheinbare Untreue; er schwört sich selbst zu, keinen Schritt zu wagen, der die Ruhe eines Wesens trüben kann, das ihm noch jetzt theuerer als sein Leben ist.

Schon als sich Sezanne der Barriere nähert, fühlt er sich von nahmenloser Ahnung ergriffen; seine scheuen Blicke mustern jede Carosse, er wünscht und zittert doch die Geliebte zu erblicken, die sein Gefühl nicht mehr theilen darf. — In einer engen Straße entsteht ein Auflauf; der Postillion hält an. — Sezanne fährt aus seinen Träumereyen auf — eine Reihe schwarzbehängter Wagen versperrt den Weg. Der Chevalier fragt aus dem Schlage: was das für ein Leichenzug sey... Es ist eine Dame, antwortete man. — „Eine Dame, ihr Nahmen?" — Die Umstehenden wissen ihn nicht. Er wiederhohlt seine Frage; ein Greis mit Silberhaaren drängt sich durch den Haufen. Wen wir zum Grabe begleiten, wollen Sie wissen, mein Herr? Sie müssen fremd seyn, sonst würden Sie die Wohlthäterinn des ganzen Viertels, Frau von St. Alban kennen... „Frau von St. Alban, die Gattinn?" — Die Gattinn des Parlaments-Rathes St. Alban. — Wie vom Blitze zerschmettert sinkt der Chevalier in seinen Wagen zurück; ihm fehlt die Kraft, einen Laut hervor zu stoßen; doch der Postillion, als hätte er ihn errathen, lenkt in eine abgelegene Straße ein, und führt ihn an das Hotel der Baroninn Sezanne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schaut empor.

Schaut empor! Der geht im Wechsel unter,
Der verzagt an seinen Spuren klebt.
Ihn beherrscht, wer widersteht und munter
Aus der Trümmer Graus den Blick erhebt.
Nicht mit Thränen, nicht mit feiger Klage
Ruft ihr sie, der Zukunft bess're Tage,
Und die letzte Kraft des Geistes flieht,
Wenn ihn Schmerz tyrannisch erdwärts zieht.

Schaut empor! Des Todes Sense wüthet,
Alles Theure faßt ein weites Grab,
Und die Freuden, die ihr sorgsam hüthet,
Schnitt die Zeit an tiefster Wurzel ab.
Doch es webt, hoch über Zeit und Schranke,
Kräftig fort im Innern der Gedanke,
Und der Sturm der Erdennächte scheut
Geister, wo ein Wille stark gebeuth.

Schaut empor! Enteilt des Schicksals Drange!
In der Brust verborgnem Heiligthum
Dräut kein Schwert, berückt der Arglist Schlange
Nicht den Zweifel mit dem Martyrthum.
Schrecken mag die Zunge höhnend binden,
Hier darf menschlich noch der Mensch empfinden,
Und aus Gluthen, die er still genährt,
Schlagt die Flamme, die den Trug verzehrt.

Schaut empor! Auf nachtumhüllte Pfade
Gießt sich mild ein unerwartet Licht.
Ihr entdeckt den Leuchtthurm am Gestade,
Wo versöhnt die wilde Fluth sich bricht,
Eins geworden mit dem heil'gen Wesen,
Das ihr findet, und vom Wahn genesen,
Ahnt in Wundern ihr Zusammenhang,
Preist in Demuth der Geschicke Gang.

Schaut empor! In's Auge muthig fassen
Lernet die Gefahr, die euch umringt!
Mag die Welt es lieben oder hassen,
Was aus Gott geboren ist, gelingt.
Von den Übeln, die die Menschheit quälen,
Ist der Tod für's ärgste nicht zu zählen,
Unter Sclaven lebt als freyer Mann,
Wer für Recht und Wahrheit sterben kann.

Schaut empor! Sind sie nicht unsre Ahnen,
Die Vertilger in der Hunnen-Schlacht?
Schirmte nicht der Hochsinn der Germanen
Schwache stets vor geiler Übermacht? —
Hat nicht Roma selbst vor uns gezittert? —
Deutsche Kraft nicht den Coloß zersplittert? —
Drückten sich die Väter nicht die Hand
An des Po, wie an des Ebro Strand? —

Schaut empor! Sind wir so tief gefallen,
Daß des Werths Begeist'rung in uns starb? —
Sind die Mähler in der Weisheit Hallen
Nicht unzählig, die uns Fleiß erwarb? —
Im Gewinn des Wahren und des Schönen
Mißt kein Volk sich mit Tuiskons Söhnen;
Soll des Lebens Quell, die Wissenschaft,
Uns nur Bahre seyn für todte Kraft?

Schaut empor! In höhern Regionen,
Deren Glanz kein Nebelflecken bleicht,
Muß der Genius Erlösung wohnen.
Fluch der Brut, die kriechend nach ihr schleicht!
Habt den Muth, das Gute zu erjagen,
Euerm engen Seyn schnell zu entsagen!
Reißt vom Kitzel, der entehrt, euch los!
Werdet, was ihr wart, und ihr seyd groß.

Schaut empor! Die Hoffnung ist geblieben,
Und zu schöner That erweckt ihr Glanz.
Schwöret ab den Hader, lernt euch lieben!
Kehrt vom Flitter zu dem Eichenkranz!
Baut geschäftig! Eilt, daß etwas werde!
Treu bestellt trägt goldne Frucht die Erde,
Tost um euch entfesselt der Ocean,
Was vereint ihr pflanzt, treibt himmelan.

Schaut empor! Ermannt euch endlich wieder!
Laßt der Freyheit Schmuck nicht untergeh'n!
O der Schmach, wenn auf Unwürd'ge nieder,
Grimmen Blicks der Väter Schatten seh'n!
Wenn euch, den Verräthern theurer Rechte,
Einst der Zorn entadelter Geschlechte,
Wund gepeitscht von harter Sclavenzucht,
An des Grabs gestürztem Denkstein flucht.

Fr. Herrmann.

Die edelmüthigen Feinde.

Wenn der Krieg auch außerordentliche Gräuel in seinem Gefolge hat, so gibt er doch oft Gelegenheit,

daß sich große Seelen in ihrer ganzen Freyheit zeigen können, und die edelmüthigsten Handlungen werden dadurch veranlaßt. Steele erzählt folgende Anecdote, die sich bey der Belagerung von Namur zu Anfange des vorigen Jahrhundertes zutrug. Die Engländer und Alliirten belagerten die Franzosen in Namur. Unter dem Regimente des Obristen Hamilton war ein Unter-Officier Nahmens Union, und ein gemeiner Soldat, der Valentin hieß. Beyde waren unversöhnliche Feinde. Union, unter dem Valentin stand, ergriff alle Gelegenheit, wo er ihn plagen, und seine Rache ausüben konnte. Der Soldat litt alles ruhig, aber die heisseste Rache kochte in seiner Brust. Er äußerte mehrmahls, er wolle sein Leben daran setzen, seine Rache an diesem Tyrannen kühlen zu können. — Die Franzosen machten eines Tages einen heftigen Ausfall. Union bekam einen Schuß in den Schenkel, und fiel. Da alles floh, und der Verwundete nur Valentin in seiner Nähe erblickte; so bath er diesen flehentlich um Hülfe. Dieser, ohne sich zu bedenken, lief auf ihn zu, nahm ihn mitten im Feuer auf die Schulter, und trug ihn herzhaft durch alle Gefahren auf eine nahe liegende Anhöhe. Kaum hatte er diese erreicht, so kam eine Kanonenkugel, und riß ihn entzwey. Valentin fiel unter dem Körper seines Feindes, den er gerettet hatte. Union war von der Kugel nicht berührt worden. Aber dieser brach darüber in Verzweifelung aus. Er warf sich über den entseelten Leichnam seines Feindes, er rief: Valentin, du stirbst für mich, für mich, der ich so barbarisch mit dir umging? Ich kann, ich will dich nicht überleben! Man konnte ihn nicht von dem blutenden Körper trennen. Man verband ihn endlich mit Gewalt; aber der Unglückselige starb den folgenden Tag. Der Nahme Valentin war immer auf seinen Lippen, und war sein letzter Seufzer. Ist nicht der Haß mit der Liebe verwandt?

Glosse.

Wie sich der Frömmling widerspricht!
Wer immer bethet, bethet nicht.

Haug.

Notitzen.

Wien. Am 25. März wurde von der k. k. Hof-Theatral-Direction den drey Inspicienten der Opera, den Herren Saal, Vogel und Weinmüller, eine Einnahme im Theater nächst der k. k. Burg bewilliget. Sie gaben eine musicalische Akademie, in welcher einige aus Herrn v. Collin's Liedern für die Landwehre, von den Herren Joseph Weigl und Gyrowetz in Musik gesetzt, gesungen wurden. Vorzüglich gefielen: der Schwur, der Marsch, und Österreich über Alles, von Weigl, ihrer leicht faßlichen und angenehmen Musik wegen. Letzteres besonders setzte das äußerst angefüllte Haus in einen patriotischen Enthusiasmus, jede Strophe wurde beklatscht; es mußte wiederhohlt werden, und viele Zuhörer sangen herzlich den Refrain mit: „Es will, es will! Hoch Österreich!" — Nebst diesen gefiel auch der Abschied eines Wehrmannes, von Castelli, von Weigl in Musik gesetzt, und von Mlle. Milder und den Herren Vogel und Weinmüller sehr schön vorgetragen, außerordentlich. Es wäre vielleicht sehr dienlich, wenn man die musicalischen Wehrmänner, deren es gewiß bey jeder Compagnie einige gibt, mit den bey Anton Strauß erschienenen Melodien dieser Lieder bekannt machte, sie würden sich gewiß allgemein unter den Bataillonen verbreiten, und zur Stärkung und Erhaltung des Patriotismus ungemein viel beytragen. — In der ersten Abtheilung spielte Herr Purebl ein Concert von Päsinger auf dem Clarinette; in der zweyten Abtheilung Herr Kraft, Sohn, ein spanisches Rondo von Romberg auf dem Violoncello.

Am 26. und 27. März gab die Witwen-Gesellschaft der Tonkünstler in eben demselben Theater Haydn's Schöpfung, wobey Mlle. Fischer, Herr Radichi und Weinmüller die Hauptstimmen vortrugen.

Portugal im Jahre 1540. Das Orientalische Reich der Portugiesen erstreckte sich unter dem König Emanuel dem Großen vier tausend Stunden weit längs den Küsten vom Cap der guten Hoffnung, an Africa's Südspitze, bis zum Cap Liam-Po oder Nimz-Po in China, ohne darunter die Gestade des rothen Meeres, und des Persischen Golfs, das heißt, eine Strecke von 1200 Stunden, zu begreifen. All dies reiche Küsten- und Inselland war in 7 Gouvernements getheilt. Ein oder zwey Forts reichten hin, mehrere Asiatische und Africanische Königreiche zu dominiren, und so zählte man über sechzig Portugiesische Forts. Nur der Tribut der unterjochten Fürsten warf jährlich 200.000 Thaler ab; der Zoll von Diu brachte allein 100.000 Thaler ein; der von Goa 160.000, der von Malacca 70.000. — Die Commandanten der Forts hatten Besoldungen, welche oft den Revenüen eines Fürsten glichen; der Commandant von Sofala, oder der von Mozambique bezog alle drey Jahre 200.000 Ducaten, und die Vice-Könige, die jährlich 12.000 Thaler Gehalt hatten, aber durch den Verkauf der Stellen, durch das Commerz auf eigene Rechnung, auf eine reine Einnahme von 800.000 Ducaten zählen konnten, vermehrten durch Grausamkeiten und Erpressungen ihre Schätze auf eine unglaubliche Weise, daß sie an Reichthum manchem Europäischen Souverän gleich kamen.

Bey nunmehr eintretenden zweyten Vierteljahre dieser Zeitschrift dankt der Verleger den Herren Pränumeranten gehorsamst für ihre Unterstützung, und ersucht jene, die auch in Zukunft den Sammler fortzusetzen gedenken, auf das zweyte Vierteljahr mit fünf Gulden zu pränumeriren. Er schmeichelt sich, den Erwartungen derselben durch die Wahl der Gegenstände, durch die Eleganz der Auflage, durch die gelieferten Kupfer, wovon der zweyte dem nächsten Stücke, das letzte dieses Vierteljahres, beygelegt werden wird, und durch die genaue Erscheinung nicht nur befriediget, sondern vielleicht übertroffen zu haben. Von ihrer gütigen Unterstützung wird die Fortsetzung und Vervollkommnung dieser Zeitschrift abhangen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den — 38. — 30. März 1809.

Die Van-Diemensländer *).

Erste Zusammenkunft.

Am 14. Jänner 1802 untersuchte Herr Freycinet, den Herr Lesueur und ich begleiteten, den Schwanenhafen (in dem Entrecasteaux-Canale auf Van-Diemensland), um süßes Wasser aufzusuchen, dessen unsere Schiffe so sehr bedurften. Wir gingen im Hintergrunde einer kleinen Bucht an's Land, und kaum waren wir ausgestiegen, so erblickten wir zwey Wilde auf dem Rücken eines senkrecht abgeschnittenen Felsenhügels; wir winkten ihnen freundschaftlich, zu uns zu kommen; sogleich sprang einer derselben mit unbeschreiblicher Behendigkeit den Felsen herab, und war im Augenblicke bey uns. Es war ein junger Mann von 22 bis 24 Jahren, sehr robust gebaut, nur hatte er denselben Fehler, der dem ganzen Volke gemein ist, nähmlich allzu dünne Arme und Beine. Er hatte nichts Düsteres oder Wildes in seiner Gesichtsbildung; im Gegentheile waren seine Augen lebhaft und geistreich, und in seinen Mienen mahlte sich neben dem Erstaunen sanftes Wohlwollen. Wir umarmten ihn, aber diese Freundschaftsbezeigung nahm er so gleichgültig an, daß wir wohl einsahen, sie habe keine Bedeutung für ihn *). — Was ihm weit mehr auffiel, war unsere weiße Leibesfarbe, die er näher zu untersuchen, unsere Westen und Hemden öffnete; als er unsere Haut überall gleich weiß fand, drückte er sein Erstaunen durch lautes Schreyen und lebhaftes Stampfen mit den Füßen aus.

Unsere Schaluppe schien inzwischen seine wißbegierige Aufmerksamkeit noch weit mehr auf sich zu ziehen, er betrachtete sie einige Augenblicke vom Ufer aus, sprang dann hinein, ohne sich um die Matrosen zu kümmern, die darin waren, und schien in die genauere Untersuchung derselben vertieft zu seyn. Er besah und betastete alle Theile und Zugehörungen derselben mit größter Genauigkeit, und als ein Matrose ihm eine Flasche mit Arrack wies, entlockte ihm zwar der nie gesehene Glanz des Glases einen lauten Schrey der Verwunderung; aber bald schleuderte er die Bouteille in das Meer, als ob er sich von einem Dinge losreissen wollte, das nur seine Aufmerksamkeit oon wichtigeren Dingen abzog, und achtete des Schreyens und der Bemühungen der Bothsleute, die Flasche wieder zu erhaschen, nicht, welche sie nicht gerne verloren; er fuhr in seinen Nach-

*) Aus des Naturforschers Herrn Peron Voyage de decouvertes aux terres australes fait pendant les années 1800, 1801, 1802, 1803 et 1804. Tom. I. Paris, 1807. 4. Der Verfasser begleitete diese Entdeckungsreise als Naturforscher und Antropologe, auch wurde ihm von der kaiserlich-Französischen Regierung die Beschreibung derselben aufgetragen.

*) Herr Peron machte in der Folge die Bemerkung, daß diese Wilden die Umarmungen nicht kennen, und in ihrer Sprache keine Ausdrücke für Umarmen und Liebkosen haben; denn so oft er sie hierüber befragte, war die Antwort: Nidego (das heißt: ich weiß nicht!) welches allerdings charakteristisch ist.

forschungen eifrigst fort, und versuchte es mehrere Mahle, die Schaluppe vom Lande abzustoßen; da ihm aber diese wiederhohlten Versuche nicht gelingen wollten, weil sie mit einem starken Taue angelegt war, so verließ er sie endlich wieder, nachdem er uns die auffallendsten Beweise von der Aufmerksamkeit und dem Nachdenken eines Wilden gegeben hatte, die uns je vorgekommen waren, und kehrte wieder zu uns an's Land zurück.

Wir stiegen nun den Hügel hinan, auf welchem wir den zweyten Eingebornen fanden, einen alten Mann von etwa 50 Jahren, mit zum Theile grauen Barte und Haaren; er hatte eine offene freye Physiognomie, und zwischen den unverkennbaren Zeichen von Angst und Besorgniß in seinen Mienen schimmerte Biederkeit und Gutherzigkeit hervor. Er besah und betastete uns mit gleicher Neugierde, wie der junge Mann, und suchte sich eben so eifrig zu überzeugen, ob unsere Haut am Leibe eben so weiß wäre, als im Gesichte und an den Händen. Er wurde dabey zutraulicher, und winkte auch den beyden zurück gebliebenen Weibspersonen, herbey zu kommen, und sie näherten sich schüchtern, zuerst die ältere, die ungefähr 40 Jahre alt, sehr gutmüthig zu seyn schien, und völlig nackt war; die jüngere, etwa 26 bis 28 Jahre alt, war weit furchtsamer, und schlich langsam hinter der ältern her. Diese jüngere Frau war ebenfalls nackt, nur hatte sie ein Känguru-Fell über den Rücken hängen, worin sie ein kleines Mädchen trug, das sie noch stillte; sie hatte eine sehr interressante Physiognomie, und so viel geistreichen Ausdruck in den Augen, als wir bey keinem Weibe dieses Volkes fanden; auch äußerte sich die zärtlichste Liebe für ihr Kind.

Während nun Herr Freycinet ausging, um süßes Wasser aufzusuchen, und Herr Lesueur sich auf die Jagd begab, blieb ich allein bey den Wilden zurück. Es war kalt, unsere Matrosen machten ein Feuer an, wobey der junge Mann ihnen thätige Hülfe leistete. Bey diesem Anlasse hatte die junge Frau einen Schrecken, der ihr einen lauten Schrey auspreßte; nähmlich, als einer von unseren Matrosen, welcher Handschuhe trug, diese auszog, um sich die bloßen Hände am Feuer zu erwärmen, so glaubte sie wahrscheinlich, er ziehe sich die Haut von den Händen ab, und darum erschrack sie so sehr; der Vorfall endigte sich mit einem lauten Gelächter, das aber bald wieder vorüber ging, als uns der alte Mann eine Bouteille mit Arrack wegnahm, die wir nicht entbehren konnten, weil sie zu unserer Portion Lebensmittel gehörte, und die wir ihn daher zurück zu geben nöthigten, welches ihn sehr mißmuthig machte; auch entfernte er sich dann bald darauf mit seiner Familie, so viele Mühe ich mir auch gab, ihn zurück zu halten.

Dieser Vorfall schien jedoch unser gutes Vernehmen mit dieser wilden Familie nur auf kurze Zeit gestört zu haben; denn als wir, nach eingenommenem Mittagsmahle, weiter schifften, und an einem andern Theile der Bucht bey einer Art von Hütte landeten, die jedoch nichts weiter als ein armseliger Windschirm war, sahen wir diese guten Leute bald darauf herbey kommen, denn hier war ihre Wohnung. Sie erhoben, als sie uns erblickten, ein lautes Freudengeschrey, und verdoppelten ihre Schritte. Es waren nun, außer den erwähnten vier erwachsenen Personen und dem Säuglinge noch ein Mädchen von 16 bis 17 Jahren, ein kleines von 4 bis 5 Jahren, und ein Paar kleinere Kinder dabey. Sie kamen vom Fischfange zurück, und waren mit großen Seeohrschnecken reichlich beladen. Der Alte nahm, als wir zusammen trafen, den Herrn Freycinet bey der Hand, winkte uns, ihm zu folgen, und führte uns in seine armselige Hütte, die wir so eben erst verlassen hatten.

Nun wurde ein Feuer angezündet; man setzte sich nieder, und machte Anstalten zum Mahle, das auch bald zubereitet war; denn man bratete die Schnecken in ihren eigenen Schalen, und aß sie dann ohne weitere Zurichtung. Wir kosteten einige, und fanden sie sehr zart und saftig. — Während diese Familie in unserer Gesellschaft ihr frugales Mahl verzehrte, geriethen wir auf den Gedanken, ihr etwas vorzusingen, um zu sehen, welchen Eindruck der Gesang auf diese Leute machen würde. Wir wählten dazu das so genannte Marseiller Lied: allons enfans de la patrie etc., und begannen damit. Anfangs schienen unsere Wilden mehr bestürzt, als erstaunt darüber zu seyn; doch sehr bald erhohlten sie sich von der ersten Überraschung, und hörten dann sehr aufmerksam zu, so daß sie das Essen darüber vergaßen; sie drückten dabey ihre Zufriedenheit durch so tolle Grimassen aus, daß wir Mühe hatten, das Lachen zu verbeißen, und so wie eine Strophe geendigt war, brachen sie in ein lautes Beyfallsjauchzen aus, das sie bisher kaum hatten zurück halten können; der junge Mann kam darüber beynahe außer sich; er riß sich bey den Haaren, kratzte mit beyden Händen im Kopfe, machte die seltsamsten Geberden, und schrie dabey lange laut auf. Selbst die kleinen Kinder nahmen an diesen Empfindungen Antheil; sie ahmten die Geberden der älteren nach, und trampelten bey unserem

Gesange vor Freuden mit den Füßen. — Unsere zärtlichen Liedchen machten hier keinen Eindruck.

Inzwischen ward das Mittagsmahl geendigt, und die Scene ward nun noch interessanter. Das junge Mädchen, sein Nahme war Ureh-Ureh, zog jetzt besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich; dieses Naturkind, das sich durch die sanftesten Gesichtszüge, und den nicht minder geistreichen als zärtlichen Ausdruck ihrer Blicke auszeichnete, war eben so gänzlich nackt, als die übrigen, und schien, im Gefühle der Unschuld, in ihrer Nacktheit nichts Unanständiges zu finden. Ihr Körper war nicht so robust gebaut, wie der des jungen Mannes und der jungen Frau; dafür war sie aber auch lebhafter und leidenschaftlicher, als diese beyden. Sie wurde nun sehr lustig und zutraulich. Herr Freycinet, welcher ihr zur Seite saß, ward der hauptsächlichste Gegenstand ihrer Schäkereyen und Neckereyen, wobey sich die feinste Kokketterie mit in's Spiel mischte. Das lose Mädchen lehrte uns nun auch zuerst die hier übliche Schminke kennen. Nähmlich, sie ergriff einige Kohlen, zerrieb sie zu dem feinsten Staube, und bestrich sich Stirn und Backen damit, so daß sie augenblicklich wie eine leibhaftige Teufelinn aussah! So sah sie uns nun mit triumphirender Miene und der innigsten Selbstgefälligkeit an, als wollte sie sagen: Bin ich jetzt nicht recht schön? —

Ureh-Ureh trug einen kleinen Sack von Binsen, der so niedlich und sonderbar geflochten war, daß ich wünschte, ihn zu haben, und ich wagte es, das liebe Mädchen darum zu bitten, da sie sich auch gegen mich sehr freundlich benahm; ohne sich zu bedenken, gab sie mir ihn sogleich in die Hand, und begleitete dieses Geschenk mit einem verbindlichen Lächeln und mit ein Paar zärtlichen Worten, bey welchen ich mich nur ärgerte, daß ich ihren Sinn nicht verstand. Ich gab ihr dagegen ein Halstuch und ein Beil, das zugleich ein Hammer war; die ganze Familie gerieth in Erstaunen, und schrie laut auf, als ich dem jungen Manne den Gebrauch und Nutzen dieses Werkzeuges wies. — Unsere frühern Geschenke, die wir diesen Wilden sogleich bey unserer ersten Zusammenkunft machten, wurden ganz gleichgültig aufgenommen, weil sie bey ihren wenigen Bedürfnissen den Nutzen und innern Werth derselben nicht einsahen. Was wir aber den Kindern schenkten, das erregte bey denselben das innigste Vergnügen, und am Ende wurden sie ganz vertraut mit uns.

Da die Nacht inzwischen heran nahte, so brachen wir auf, um uns nach unserer Schaluppe zu begeben; unsere neuen Freunde standen alle auf, um uns zu begleiten; nur die beyden Weiber und die kleinsten Kinder blieben zurück. Herr Freycinet führte die Ureh-Ureh am Arme, die wir sehr bemitleideten, da auf dem Wege durch Gebüsche und Stauden ihre Schenkel von den Zweigen abscheulich geritzt wurden; sie achtete aber nicht darauf, sondern schritt immer rasch vorwärts, plauderte unaufhörlich mit ihrem Begleiter, ohne Hoffnung, von ihm verstanden zu werden, und begleitete ihre Reden mit den komischesten Geberden.

Als wir uns dem Landungsplatze näherten, fielen einige Schüsse, die unsere Begleiter in großen Schrecken versetzten, der noch dadurch vermehrt wurde, als einige Herren von unserem Beyschiffe uns entgegen kamen, die ebenfalls in diese Gegend gekommen waren, um süßes Wasser aufzusuchen. Wir beruhigten die erschrockenen Wilden so gut als möglich; die liebe Ureh-Ureh zitterte heftig am ganzen Leibe, doch ward ihre Angst bald in lauten Jubel verwandelt, als unsere herbey gekommenen Freunde, die wir sogleich von unseren freundschaftlichen Verhältnissen mit diesen gutartigen Wilden unterrichteten, dieselben mit Geschenken überhäuften, unter welchen ein rother Federbusch sich befand, welcher der jungen Ureh-Ureh zu Theil wurde; sie hüpfte vor Freuden, rief ihren Vater und ihre Brüder herbey, um Zeugen ihres Glückes zu seyn; sie lachte; sie schrie; sie machte tausend seltsame Possen *). Wir schieden nun von diesen guten Leuten, die den innigsten Schmerz über unsere Trennung auf die rührendste Weise ausdrückten. — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sonette.

Ein Sonett.

Es lebten unsre Schöpfer in den Zonen,
Wo, gleich den Kindern höherer Naturen,
Gedeihen, neben Blumen bunter Fluren,
Des Gärtners Hand entbehrend, die Citronen.

Im Busen muß der Götterfunke thronen,
Aus welchem unsern Schöpfern wir entfuhren.
Darum vermogten, den auf unsern Spuren
Begriffnen Fremdling, nimmer wir zu lohnen.

Wir sind geweihtes Bodens edle Keime,
Die in der Blüthe sich Sonette heißen;
Ihm dürfte keiner lohnend uns entreissen.

Jetzt übt an uns der Deutsche seine Kräfte;
Er dehnt und preßt uns ein in seine Reime,
Und zeigt in uns nur — Runkelrübensäfte.

*) Sonderbar! Auch auf den Südseeinseln haben die rothen Federn, wie den Geographie-Freunden bekannt ist, einen sehr hohen Werth.

Bemerkung.

Unter allem Geschwätz, das jetzt so viele Unmündige in Deutschen Journalen und Brochüren treiben, ist mir das über Politik am verhaßtesten. Was nennt diese Unmündigkeit Politik? Gewöhnlich nur jene gemeine Klugheit und Pfiffigkeit, die die Stirne hat, sich aller Mittel zu bedienen, um ihre Zwecke zu erreichen. Und diese nichtswürdige Maxime wird als etwas Großes angepriesen, wohl gar Regierungen empfohlen, da doch jeder gesunde Blick auf die Verhältnisse der Welt lehrt, daß dieses gerade die schlechteste Politik ist, weil sie sich immer selbst die Grube gräbt. Die wahre Politik, welche Staaten in Achtung und Dauer erhält, und das Wohl der Individuen begründet, ist möglichste Rechtschaffenheit in allen Verhältnissen. Es kann für Staaten keine andere Moral geben, als für Individuen; denn die Gesetze der Gerechtigkeit sind in allen Verhältnissen dieselben. Ja, jene nichtswürdige Politik, die alle Verträge, allen Glauben, alle Rechtschaffenheit aufhebt, ist es ja eben, was den Sturz so vieler Staaten, die ihre Maximen befolgten, veranlaßt hat. Aber es schreiben jetzt Menschen in Deutschland über Politik, die nicht einmahl einen gesunden Begriff mit diesem Worte verbinden.

— Das Kamehl und der Esel.

Eine Fabel nach dem Persischen.

Ein Kamehl und ein Esel reisten mit einander, und kamen zu einen breiten Fluß. Das Kamehl wagte sich zuerst hinein, und da ihm das Wasser nur bis an den Bauch ging, so schrie es dem Esel zu: „Du kannst mir sicher folgen, das Wasser erreicht nicht einmahl meinen Höcker." — „Gehorsamer Diener," erwiederte der Esel, „geht es dir an den Bauch, so geht es mir über beyde Ohren." — Moral: Erkenne dich selbst! und wenn ein Fremder, schmeichelnd oder unwissend, dich über deinen wahren Werth schätzt, so miß deine Kräfte, und bleib in deinen Schranken. (Ja, wenn nur alle Esel so viele Selbsterkenntniß besäßen, als jener Persische.)

v. Kotzebue.

Notizen.

Französische Literatur. Die Frau von Staël hat so eben Lettres et Pensées du Marechal Prince de Ligne, heraus gegeben, die vielen Beyfall finden. Die ersten Briefe dieser Sammlung sind an den König von Pohlen, Stanislaus Poniatowsky, gerichtet. Ihr Gegenstand ist der König von Preußen, Friedrich der Zweyte, über den man sehr langweilige dicke Bände geschrieben hat, die ihn vielleicht nicht besser kennen lehren, als die beyden sehr unterhaltenden Briefe des Prinzen de Ligne. Zwey oder drey lebhafte, geistreiche Unterredungen, voller witziger Einfälle, geben einen Begriff von dem beweglichen Geiste Friedrichs, der schnell von einem Gegenstande zum andern überging, sie alle mit Anmuth berührte; über Menschen und Begebenheiten bald gut, bald schlecht, aber stets auf eine originelle und pikante Art urtheilte; von seinem unbeständigen und verschiedenartigen Charakter; von seiner veränderlichen, zuweilen wunderlichen Laune; bald stolz und hart, bald sanft und bescheiden. „Ich bin vom Feldmarschall Daun nicht geschlagen worden, sagte er zu dem Prinzen de Ligne; weil ich mich nicht geschlagen habe." — „Sie haben, antwortet der Prinz de Ligne, die größten Feldherren oft mit einander Krieg geführt; man darf nur Montecuculi's und des Herrn von Turenne Feldzüge betrachten." — „Zwischen Daun und Montecuculi ist kein Unterschied, versetzte der König, aber, o Himmel! welch ein großer Unterschied ist zwischen mir und Turenne!" Bald liebenswürdig und fein sagt er denen, die ihn umgeben, die verbindlichsten Dinge im anmuthigsten Ausdruck; bald schlägt er durch bittern und selbst derben Spott seine Günstlinge, die er aus Laune oder zum Zeitvertreibe demüthigen will, zu Boden. Eines Tages, da er über der Wahl eines Ministers an einem auswärtigen Hofe in Verlegenheit war, kam der Major Pinto auf den Einfall, ihm zu sagen: „Warum senden Sie nicht den Herrn v. Lucchesini, der ein Mann von Geist ist?" — „Eben darum, erwiederte der König, will ich ihn bey mir behalten; ich möchte lieber Sie, als ihn, senden, oder allenfalls einen Langweiligen, wie Herrn **." Und wirklich ernannte er auf der Stelle den Major Pinto zum Minister, was in der That das Bittere des Einfalls sehr versüßen mußte. Übrigens schonte der Prinz de Ligne den armen Pinto eben so wenig, als der König von Preußen. Er rühmte sich der Dienste, die er vor seiner Verbindung mit dem Könige von Preußen dem Hause Österreich erzeigt hatte. Von allen diesen Diensten konnte der Prinz de Ligne sich nichts erinnern, als eines, zu seiner Vermählungsfeyer veranstalteten Feuerwerks. „Erzeigen Sie mir doch die Ehre, und sagen Sie mir, unterbrach ihn der König, ist das Feuerwerk gut abgelaufen?" — „Nein, Sire! antwortet der Prinz de Ligne; dieß beunruhigte selbst meine Ältern, die es für ein böses Zeichen hielten. Der Herr Major da war auf den Einfall gekommen, zwey flammende Herzen, als ein ganz neues Bild eines Brautpaares, mit einander abzubrennen; aber, leider! brannte nur das Herz meiner Gemahlinn, und das meinige crepirte."

Ohne Zweifel läßt sich der Prinz de Ligne von seinem Enthusiasmus zu weit hinreißen, wenn er Friedrich den größten Mann nennt, der jemahls existirt hat. Doch findet er einen Fehler an seinem Helden, nähmlich die Frevelsucht, wornach er in allen seinen Gesprächen auf den Papst, den römischen Hof, die Katholiken, die Religion zu reden kam, und sich unaufhörlich rühmte, daß er in Bann gethan und verdammt wäre. Der Prinz findet dieß sehr übel angebracht, und macht hierüber vortreffliche Bemerkungen: „Ich fand, sagt er, daß er zu viel Wesens von seiner Verdammung machte, und sich deren zu sehr rühmte. Die Poltronerie der Herren Freygeister, die sich oft in ganzem Ernst vor dem Teufel fürchten, nicht zu gedenken, verräth es wenigstens einen schlechten Geschmack, sich so zu zeigen. In dem Umgange mit Leuten von schlechtem Geschmack, die der König bey sich gehabt hatte, wie Jordan, d'Argens, Maupertuis, la Baumelle, la Mettrie, der Abbe de Prades, und einige plumpe Feraler von seiner Akademie, hatte er die Gewohnheit angenommen, Böses von der Religion zu sagen, und von Dogmatik, Spinozismus, römischem Hof u. s. w. zu schwatzen. Jedesmahl, wenn er davon sprach, antwortete ich ihm nicht mehr."

Das hier beygefügte Kupfer enthält vier Porträte von Van-Diemensländer, sehr genau nach dem Originale copirt.



Einwohner von Van-Diemens-Land.

1. Bara-Uru. 2. Arra-Maida. 3. Gru-Agara. 4. Paraberi.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Zweyter Jahrgang.

1809.

April.





Der Sammler.

Samstag, den — 39. — 1. April 1809.

Victorine d'Olmond, oder die doppelte Ehe.

(Fortsetzung.)

Nur das Wiedersehen einer geliebten Mutter vermochte den Chevalier aus seinem Todenschlummer zu wecken; ihr Entzücken, das Gefühl, in ihren Armen zu liegen, ließen ihn augenblicklich sein Elend vergessen. Die zärtliche Mutter sucht seine Ideen von der Trauer-Scene abzulenken, deren Zeuge er eben war; sie verlangt mit dem Ungestüme der besorgten Liebe das Gemählde seiner Gefangenschaft, seiner Befreyung; aber der Chevalier hat nur ein Gefühl; er forscht nach dem kleinsten Umstande, und scheint sein Behagen darin zu finden, alle Leiden, die seit dem Tage, wo er Victorinen kennen lernte, bis zu dem Momente, wo er sie auf immer verlor, auf ihn einstürmten, auf sein Herz zu laden. — Die ersten Ausbrüche seines Schmerzens ergoßen sich in den Busen seiner Mutter; sie erzählte ihm alles, was er zu wissen wünschte; er schien ruhiger. — Die Baroninn ergriff diesen Augenblick, um ihn zu bewegen, ein Paar Stunden zu schlummern. — Ruhe? Gäb's eine Ruhe für dies von so viel Leiden gedrücktes Herz? Eine Stimme in seinem Innern schien ihm unablässig die Worte zuzuflüstern: „nie, nie wirst du sie wiedersehen." — Dieses fürchterliche Bild ewiger Trennung machte ihn verzweifeln, doch ein Lichtstrahl erhellte das Dunkel eines nahmenlosen Schmerzens.

Als mit den Schatten der Nacht friedliche Stille sich auf die Erde senkt, und tiefes Schweigen rings umher herrscht, steigt der Chevalier die Treppe herab, und verläßt leise und unbemerkt das Haus. Er findet die Straßen wieder, durch die er am Morgen gekommen war, erkennt die Stelle, wo er dem Leichenzuge begegnete, die Kirche, die ihm der Greis bezeichnet hatte. — Er sieht einen Mann aus dem Kirchenhofe kommen, mit Karst und Schaufel bewaffnet. Gerade er ist's, den er sucht. Er spricht ihn an: „Bist du der Todtengräber?" — Ja, mein Herr. — „Hast du das Grab der Frau von St. Alban gehöhlt?" — Ja, mein Herr. — „Wo liegt sie?" — Eine sonderbare Frage. — „Leise, mein Freund, die Börse hier ist dein, wenn du mir dienen willst." — Und was soll ich? — „Frau von St. Alban war mein Alles hier in dieser Welt; sie starb, ohne daß ich ihr Lebewohl sagen konnte; ich will nichts, als noch ein Mahl sie sehen." — Bedenken Sie wohl, was Sie verlangen. — „Die Gefahr ist ungewiß, der Lohn sicher; hast du nicht Weib und Kinder?" — Ja wohl — ach, mir geht's sehr elend. — „Sieh hier, noch mehr Gold!" — Folgen Sie mir.

Sie wandeln unter Leichensteinen; der Todtengräber steht stille. — Sehen Sie hier, hier haben wir sie heute früh begraben; nehmen Sie die Schaufel, und helfen Sie, aber um Gotteswillen, keine Spibe!" — Der Chevalier ergreift die Schaufel; bey jedem Schollen Erde, den er heraus hebt, fühlt er sich Victorinen näher;

er verdoppelt seine Anstrengungen; jetzt hat er den Sarg erreicht. — Er hält schaudernd ein. — „Frisch, mein Herr," ermuntert ihn der Todtengräber, „allein vermag ich's nicht." — Sie arbeiten mit vereinten Kräften, bald ist der Sarg aus der Grube; er wird geöffnet — der Chevalier sinkt, von nahmenlosen Gefühlen überwältigt, auf die Knie. — Mit bebender Hand schiebt er das Leichentuch weg. — Des Mondes bleicher Schimmer verklärt die himmlischen Züge, in denen, selbst von des Todes Blässe übergossen, noch der Zauber wohnt, dem seine Anbethung huldigte. Sezanne ergreift eine der theueren Hände, und überdeckt sie mit Küssen und Thränen. — Wie auf höhere Eingebung stellt sich ihm plötzlich die Scene in der Klosterkirche dar, er gedenkt der Worte Victorinens. Jetzt beugt er sich zu ihr herab, drückt seine Lippen auf die ihren: „Liebe, liebe Victorine," jammerte er, „erfülle deine Verheißung, erwache, erwache!" — Er drückt die Hand, den Arm heftiger, den er ergriffen hat... „Gott — ein Pulsschlag! Mächte des Himmels, sie ist nicht todt!" schreyt er mit fürchterlicher Stimme. — Lieber Herr, beruhigt ihn der Todtengräber, stille, ruhig, ihr Geschrey wird uns verderben — lassen Sie mich die Sache untersuchen. Der Chevalier athmet kaum, er erwartet sein Todesurtheil. — „Sie haben Recht, sie ist nicht todt; aber um's Himmelswillen kein Geräusch." — Sezanne drückt den Mann an seine Brust, nennt ihn seinen Retter. „Freund, all mein Habe ist dein, du mußt vollenden; geschwind laß uns dieß Weib von dem Schreckensorte wegbringen." — Sie bedenken nicht, ohne gerichtlichen Befehl? — „Du vergißt, daß du gestehen mußt, den Körper ausgegraben zu haben, wenn du die Anzeige machen willst. Du hast nur eine Wahl: die Strafe, die deiner wartet; oder hoher Lohn, den ich dir biethe — mit einem Worte, du erfüllst mein Verlangen, oder mordest mich hier — wähle!" — Ach, lieber Herr, alles, was Sie wollen, ich folge Ihnen an der Welt Ende.

Mit Blitzesschnelle war der Sarg wieder hinab gestürzt, die Grube ausgefüllt. — Der Chevalier hüllte die Geliebte in seinen Mantel, und lud sie auf die Schulter; ihr Auge war noch immer geschlossen, die Erschütterung war nicht vermögend, sie aus ihrem Todesschlafe zu wecken. Sezanne erreicht mit der kostbaren Last glücklich seine Wohnung, er bringt Victorinen zu Bette, und weckt eiligst seine Mutter. Er erzählt ihr die ganze Begebenheit. Die Baroninn fliegt zu Victorinen. Die zärtlichste Sorge, die wirksamsten Mittel, die man anwendet, siegen endlich, ihre Augenlieder öffnen sich. Victorine glaubt sich in einer andern Welt: sie erstaunt nicht, ihren Geliebten dort zu finden. Ein geschickter Arzt, den man gerufen hatte, bürgt für das Leben der Kranken; seine Verschwiegenheit war erprobt, man vertraute ihm das ganze Geheimniß.

Nach einigen Stunden hatte Victorine den vollen Gebrauch der Sinne wieder; sie verlangt zu wissen, wo sie ist. Bey ihrem ersten Laute erscheint die Baroninn selbst an ihrem Bette. Die Kranke erkennt sie; ihre Gegenwart vermehrt noch ihr Erstaunen; sie hört aus dem Munde der edlen Frau das Wunder, dem sie ihre Rettung aus dem Grabe dankte. „Er hat mich gerettet," sprach sie mit andächtig zum Himmel gerichtetem Blicke, „er, dessen Tod ich beweint hatte?" Bey den Accenten dieser ihm so theuern Stimme vermag der Chevalier sich nicht mehr zu fassen, er stürzt aus dem Winkel hervor, der ihn verbarg. „Victorine, meine Victorine, wieder mein, auf immer mein!" —

Beym Anblicke des Geliebten verließen die Kranke beynahe die noch schwachen Kräfte wieder. — Ach, Chevalier," seufzte sie, „daß ich Sie in derselben Stunde, wo Sie mir das Leben retten, erinnern muß, daß ich nicht mehr Gebietherinn meines Selbst bin. — Geheiligte Bande... — — „Bande? Sie sind zerrissen, Du bist frey Victorine, frey, wie damahls, als Dein Vater Deine Hand mir zusagte. Welche Rechte kann der noch auf Dich geltend machen, der Dein Gatte war? — Du bist gestorben — todt selbst vor dem Richterstuhle des Gesetzes; Du hast aufgehört zu seyn, um nur mir zu leben! Dein Leben, Geliebte, ist mein heiliges Eigenthum; soll ich nur darum Dich aus dem Grabe gerettet haben, um Dir den Schlaf in seinen Tiefen zu beneiden?"

Liebe und Zweifel kämpften in Victorinens Seele; der Chevalier sah ihren Kampf. „Mutter," rief er, „sprechen Sie für mich, es gilt mein Leben! — Victorine ehrte seit ihrer frühesten Jugend in der Baroninn die Freundinn ihrer Familie, eine Frau von anerkannter Weisheit und Tugend; ihr Blick hing an ihrem Munde. Die Baroninn sprach wenig, aber überzeugend; sie erklärte alle Bande durch den Tod zerrissen, und behauptete, Victorine könne nur durch eine neue Heirath mit St. Alban wieder vereiniget werden, sie dürfe also jedem andern Manne ihre Hand reichen. Victorine verschlang ihre Worte; die Blicke des Geliebten, die Gefühle, die in seinen Zügen sich mahlten, die Thränen, die aus seinen Augen gewaltsam sich hervor

drängten, siegten. Die Kranke erhob Blick und Hand zum Himmel: „Vergebung, Gott, wenn ich fehle!“ — Der Chevalier stürzte, im bewußtlosen Entzücken, in Victorinens Arme, er schwur, ihr sein ganzes Daseyn zu weihen, nur für sie zu leben.

Nach den ersten Ergießungen glücklicher Liebe setzte die Baroninn den Liebenden die Maßregeln aus einander, die genommen werden mußten; sie überzeugte ihre Kinder, daß Wohlstand und ihre Sicherheit eine schnelle Entfernung von Paris heischten — sie sollten fern von der Hauptstadt, in tiefer Abgeschiedenheit, auf einem ihrer Landgüter in der Provence leben. Die nahe Aussicht eines Glückes, das sie zu erträumen nie gewagt hatte, beschleunigte Victorinens Genesung; nach einigen Tagen fühlte sie sich stark genug, die Beschwerden einer langen Reise zu ertragen.

Sie kommen an; der Baroninn erste Sorge ist die Verbindung ihrer Kinder. Niemand in der Gegend kannte Frau von St. Alban; die jungen Gatten lebten in süßem Frieden. Victorine freute sich in Sezanne's Armen ihres neuen Lebens, sie dankte ihm jede frohe Minute als sein Werk; er lebte nur in ihr. — In der entlegendsten Gegend des Parks wurde ein Gartensalon erbaut, den man dem zu Olmond ganz ähnlich zu machen wußte. Das Piano, die Bücher, die Gemählde Victorinens, alles stand und lag wie damahls. Hier ruhte das glückliche Paar von seinen Spatziergängen aus; hier gaben sie sich Erinnerungen hin, die ihnen des Schicksals Prüfungen doppelt werth gemacht hatten. Die Baroninn schien sich in den Umarmungen kindlicher Liebe zu verjüngen; ihr süßestes Geschäft war die Erziehung zweyer reitzender Knaben, welche sie als ihr höchstes Kleinod betrachtete.

So oft Victorine die Kinder an ihr Herz drückte, dachte sie der geliebten Töchter, welche sie St. Alban zurück ließ. „Er liebt sie, sie werden glücklich seyn,“ sagte sie dann oft, „doch ihre Mutter werden sie vergessen.“ Sie fühlte einen unwiderstehlichen Drang, die lang Entbehrten wieder zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Beym ersten Sylbenpaar umweh'n
 Dich freundlich dämmernde Gestalten,
Des Tages Glanz sieh'st du vergeh'n,
 Und Ätherblumen sich entfalten;
Dir führt mit zarter Hand die Ruh'
Des Traumes bunte Kinder zu.

Die letzte Sylbe ladet dich
 Zu sinnerfreuenden Genüssen,
Des Lebens Kräfte regen sich,
 Die Stunde wird dich heiter grüßen.
Der Sorgen Last, des Lebens Müh'
Naht dir bey dem Genusse nie.

Doch Geister eint das ganze Fest,
 Der Andacht Glaubensflammen glühen,
Es war des Abschieds heil'ges Fest,
 Der göttlich trug des Lebens Mühen;
Im Tempel an dem Weihaltar
Reicht die's der fromme Priester dar.

Über Redner und Dichter.

Nach eigenen freyen Ansichten.

Der Gedanke ist ein Baum, der aus dem Boden des Herzens stammt.

Wort, sey es gesagt oder geschrieben, ist Blatt, Blüthe, und Frucht.

Die Frucht beurkundet den Reichthum des Bodens, dem sie entstammt.

Form, Stellung und Wahl des, die Idee bezeichnenden, Worts macht die Differenz zwischen Redner und Dichter.

Redner ist der, der die Fertigkeit besitzt, nach Kunstregeln zu überreden, und zu überzeugen.

Der Theolog bedarf dieser Fertigkeit ganz vornehmlich, und der Nutzen der Beredsamkeit für den Juristen erstreckt sich auf den mündlichen Vortrag vor den Schranken des Gerichts, und auf den schriftlichen in Vertheidigungsschriften und andern Aufsätzen, die außer den Gränzen des Formellen liegen.

So wie man Personenvertheidigung hat, so gibt es auch Sachvertheidigung. Die Theorie ist gleich, das Material macht nur anscheinenden Unterschied.

Muret *), der im blühenden Römischen Styl die schönen Wissenschaften gegen ihre Verächter in Schutz nahm, was war seine Arbeit anderes, als die eines Defensors.

Der Redner greift unmittelbar in's bürgerliche Leben ein; hier ist also Nothwendigkeit der Beredsamkeit und in der Wirkung Nutzen.

Er arbeitet auf Überzeugung hin: indem er uns das wohl erwogne Resultat ruhiger philosophischer Untersuchung darlegt.

*) Lebte von 1526 bis 1585. Ein Mann, dessen Verdienste um das Studium der Wissenschaften, dessen weit umfassende, tief eindringende Kenntnisse und hohes Redner-Talent seine Zeitgenossen anstaunten, und der der Welt durch seine Schriften ewig neu bleiben wird. —

Indem er uns seine Ideen zur Prüfung und Beurtheilung beuth, schreitet er Schritt vor Schritt in logischer Gedankenfolge fort, darf diese Kettenvergliederung nicht verlassen, und sich keine Sprünge erlauben. — Sein Vaterland ist der solide Boden der Prosa.

Damit seine Überzeugung auch andere ergreife, damit er gewisser seinen Zweck erreiche, ist's dem Redner erlaubt, seinen Perioden einen gewissen Schmuck zu verleihen, sie anzuglühen an den lebhaften Farben der Blüthen der Poesie. — Doch darf er hierin nicht zu viel thun, nicht statt der geliehenen Farbe die leihende Blume selbst geben; darf nicht vergessen, daß dem Redner zwar ein Numerus (ῥυθμός) aber nicht der Numerus des Poeten (μέτρον) gebühre. Sein ist der Preis, wenn er durch des gediegenen Gedankens Wahrheit des Hörers Herz ergreift, den Willen bestimmt und den Entschluß zur That reift.

Der Rhythmus darf auch nicht zur poetischen Prosa werden. Also, den Blick fest auf das, was der Begriff des Worts Redner umfaßt, gerichtet, ist poetische Prosa aus seinem Munde ein Unding.

Poetische Prosa, dieß liebenswürdige Mittelding athmet ungemeine Anmuth und Gefälligkeit, und umschließt die Fülle idyllischer Naivetät. Kind der Natur, schön und einzig in seiner Art, darf man jedoch seinem Lallen nie mit dem Maßstabe der Regel nahen, sein Stammeln nie auf die Wagschale engherziger Kritik legen. — Geßner allein hob die vogelfreye Idylle auf eine Stufe, die niemand nach ihm erreichte.

Voß, Kosegarten, Baggesen's Idyllen meine ich nicht, denn sie gehen im geregelten Versmaße einher. Prosaische Poesie — möchte ich jenes Kunstproduct nennen, was meist nach den Regeln der Verskunst behandelt, mit Metrum, Reim, oder ohne Reim erscheint. — Sie ist Poesie des Philosophen und Moralisten, zu ihr gehört das Lehrgedicht und die Fabel.

Die Hauptsache bey der Poesie ist Erfindung. — Hält die Erfindung durch Neuheit und Originalität den Leser fest, weht der Geist der Natur kräftig über die Schöpfung des Dichters; so sollte man glauben, bedürfe es des Reimgeklingels, der Sorgfalt für's Metrum nicht. — Gleichwohl ist's keine Charlatanerie, dem Poetischgedachten diese Fesseln anzulegen; denn Reim und Metrum prägen erst auf's Ganze den charakteristischen Stempel des Gedichts.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Wien. Am 27. März wurde im k. k. privil. Theater an der Wien zum Besten der Theater-Armen Händel's Messias gegeben. Die Hauptstimmen sangen Mad. Campi, Dlle. Marconi, und die Herren Weintopf und Röckl.

Am 28. März wurde zu eben demselben Zwecke im k. k. Hof-Theater nächst der Burg eine musikalische Akademie gegeben, wobey zum zweyten Mahle einige aus Coltin's Liedern für die Östreichischen Wehrmänner gesungen wurden. Vorzüglich erregte des Volkes Wunsch: der jedem Bewohner der Monarchie aus der Seele geschrieben zu seyn scheint, den lautesten Enthusiasmus, der durch die unerwartete Erscheinung Ihro beyden k. k. Majestäten in der Loge auf's höchste gebracht wurde. Huldvoll, und mit sichtbarer Rührung, dankten Höchstdieselben dem Publicum, dessen Liebe und Anhänglichkeit mit jedem Tage zunimmt, und das kein höheres Glück kennt, als von Franz regiert zu werden.

Was gewähren lange Nasen für einen Vortheil? — Bisher war man verlegen, was man mit den großen Nasen anfangen sollte; jetzt aber hat man die Entdeckung gemacht, daß alle langen Nasen Anspruch auf ein hohes Alter machen. Dieß wird in einem Werkchen bewiesen, das in Paris unter folgendem Titel erschienen ist: Des avantages de l'esprit d'observation dans les sciences et les arts, avec quelques remarques relatives à la physiognomie. Alle achtzig, neunzig und hundertjährige Greise, welche der Verfasser gekannt hat, hatten lange Nasen. Alle, sowohl durch ihr Alter als durch ihre Tapferkeit ehrwürdige Invaliden im großen Militär-Hospitale zu Paris haben eine lange Nase. Lange Nasen gleichen den starken Ästen kraftvoller Bäume, und widerstehen dem Ungestüme der Elemente. Die Papageyen, Raben, Falken, Geyer haben insgesammt lange Nasen, und leben alle sehr lange. Fantenrile hatte eine ungeheure große Nase, und wurde 99 Jahr und 11 Monathe alt.

Comeren. Der Narrateur de la Meuse will eine neue Heilart der fallenden Sucht gefunden haben, welche er Bouteysitherie nennt, und dadurch den Engländern für die Erfindung der Kuhpocken ein Gegengeschenk zu machen hofft, und diese besteht in dem Hauche und der Ausdünstung der Kühe. Folgender Zufall führte zur Entdeckung dieses Mittels: Ein Landwirth in der Nachbarschaft von Comeren hatte eine mit der Fallsucht behaftete Tochter von 28 Jahren. Die Häufigkeit und Gräulichkeit der Anfälle bestimmten ihn, dieselbe von ihrer Schwester, mit der sie in einem Bette lag, zu trennen. Aus Mangel an Platz mußte man die Unglückliche in einen kleinen Kuhstall zu ein Paar Kühen legen, wo sie gegen die Kälte geschützt, und ihren Ältern in der Nähe war. So wie das Bett beynahe unter dem Hauche der Kühe gestellt war, wurden die Anfälle weniger und gelinder, und ohne irgend ein Mittel genommen zu haben, wurde die Kranke gänzlich geheilt; es ist nunmehr schon zwey Jahre, und sie hat nicht den mindesten Rückfall ausgestanden. — Von fünf Fällen, sagt der Herausgeber, haben vier vollkommen gelungen. Nur muß man das Bette unmittelbar unter den Kopf der Kuh machen, so daß ihr Athem den Kranken immerwährend bestreicht; und auch nach gänzlich verschwundener Krankheit muß man denselben noch wenigstens einen Monath in dieser Lage liegen lassen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 40. — 4. April 1809.

Victorine d'Olmond,
oder
die doppelte Ehe.
(Beschluß.)

Sezanne fühlte sich bey diesem unvorsichtigen Vorschlage von unwillkürlichen Schauer ergriffen; aber konnte er Victorinens Bitten widerstehen? Die Baroninn verwarf mit mütterlichem Ernste eine Idee, deren traurige Folgen sie ihren Kindern schilderte; ihre Winke wurden sonst froh erfüllt, doch hier hatte sie die Bitten, die Thränen einer geliebten Gattinn bey ihrem Sohne zu bekämpfen; die Reise ward beschlossen. — Bis an den Wagen noch empfahl die besorgte Mutter die strengste Vorsicht; sie gab ihren Kindern an den Arzt einen Brief mit, in welchem sie ihn, der um das ganze Geheimniß wußte, beschwor, auf jeden ihrer Schritte zu achten.

Sie steigen bey dem Arzte ab; Victorinens erste Frage ist nach ihren Kindern; sie erfährt, daß sie oft mit ihrer Gouvernante in den Tuillerien lustwandeln. Sie durchspäht an Sezanne's Seite, in einen dichten Schleyer gehüllt, alle Gänge des Gartens; ihre sehnsüchtigen Blicke weilen auf allen Kindern, welche den ihren an Alter und Wuchs gleichen können. — Oft war sie im Begriffe, sich durch Fragen zu verrathen; ihre Bemühungen waren vergebens; mit tiefem Schmerzen kehrte sie jeden Abend zu Hause, wenn sie die Gesuchten nicht fand; nur ihr Gatte konnte sie durch die Aussicht eines glücklichen Erfolges am andern Tage trösten.

Schon war wieder ein Tag unter fruchtlosen Nachforschungen verstrichen, die Nacht nicht mehr fern. Victorine fühlte sich sehr schwermüthig. „Lieber Sezanne," sprach sie zu ihrem Gatten, „da habe ich eben eine sonderbare Idee. Du weißt, wie sehr ich den Gedanken liebe, daß Du mich zurück in's Leben riefst. — Du weißt wohl, daß heute der Jahrstag dieser unvergeßlichen Stunde ist. Könnte ich einen bessern wählen, um mit Dir die Stelle zu besuchen, wo ich in Deinen Armen erwachte, um ein neues Leben voll ungetheilter Liebe für Dich zu beginnen." — Schon am Tage der Ankunft hatte der Chevalier denselben Wunsch gehegt; nur sein Zartgefühl und die Besorgnisse um seine Gattinn hatten ihn bestimmt, zu schweigen. Er fürchtete den Schein, sie an alles erinnern zu wollen, was sie ihm dankte, und besorgte, der Eindruck möchte zu heftig auf sie wirken. — Jetzt bath ihn Victorine selbst; er läßt anspannen; bald hält der Wagen an der bekannten Kirche — sie schreiten durch die kleine Thür, die auf den Kirchhof führt, sie ist offen.

Victorine schauert; sie stützt sich auf den Arm ihres Gatten. Sezanne erkennt die Leichensteine, er naht der wohlbekannten Stelle; aber er glaubt sich geblendet, als er auf dem Hügel, der einst sein Weib einschloß, ein Monument erblickt, das die Prachtliebe oder den Schmerz des Erbauers verkündigt. Im Mon-

denscheine blinkt ihm auf Marmor der Nahme „Victorine" entgegen. — „Hier," flüsterte er bewegt, „laß uns weilen." Er umschlang sein Weib, als sollte sie ihm noch einmahl entrissen werden.

Victorine hatte ihren Schleyer gelüftet, um die Grabschrift auf dem Piedestal zu lesen; sie will die Rückseite des Monuments betrachten — da erblickt sie einen Mann auf den Knien liegend im Trauergewande! Er war so tief in sein Gebeth oder in Schmerz versunken, daß er erst bey Victorinens Schrecken empor blickte. Er schien versteinert; seine Blicke starrten. „Gott! ihr Schatten, ist's möglich? — Ein Blendwerk!" — „Laß uns fliehen, Geliebter," flüstert Victorine, indem sie sich in den Busen ihres Gatten verbirgt, „um Gotteswillen laß uns fliehen!"

Nein, du sollst nicht fliehen, ruft der Unbekannte, indem er sie beym Arm ergreift. — Sezanne drängt ihn unwillig zurück. Der Fremde dringt mit Wuth auf ihn ein: „Kennen Sie das Weib an Ihrer Seite, mein Herr?" — Sie ist meine Gattinn. — „Sie Ihr Weib?" — Sie haben es gehört; beruhigen Sie sich, und zwingen Sie mich nicht, einen Wahnsinnigen zu züchtigen, der mich beleidigt. — „Ha! kann eine irdische Macht mich hindern, mein Weib zu fordern, wo ich sie finde?" — Ihre Gattinn? — „Für wen sonst hätte ich auf diesem Steine gebethet; für wen wären die Thränen geflossen, die noch meine Wangen benetzen?" — Fort, Unsinniger! — Sezanne's Stimme wurde weich in den Worten, sein Muth wankte, er fühlte sich erschüttert; ein schrecklicher Blitzstrahl erhellte ihm das Dunkel. — Victorine schwankt; der Chevalier schleppt sie fort zum Wagen; der Unbekannte will sich mit hinein drängen, er stößt ihn mit Gewalt zurück, und befiehlt dem Kutscher, schnell davon zu fahren.

St. Alban (wer hat ihn nicht erkannt) ruft um Hülfe; er verheißt große Belohnungen dem, welcher dem Wagen folgen, und ihm sagen kann, wo er anhält. Man eilt nach, und bald erfährt St. Alban das Haus, in dem, nach mancherley Umwegen, ein Herr und eine Dame abgestiegen sind.

Mit Tagesanbruch ist das Haus umringt. Sezanne tritt der Wache entschlossen entgegen, und erklärt, daß er seit ein Paar Tagen mit seiner Gattinn von seinem Landgute in der Provence angekommen ist. Die Erklärung genügt nicht; St. Alban reicht eine förmliche Klage ein, in der er die vorgebliche Frau von Sezanne als seine rechtmäßige Frau in Anspruch nimmt. Der Chevalier erklärt den Kläger für wahnsinnig.

Die Sache wird dem Parlamente vorgetragen; Sezanne's Anwald legt Urkunden vor, er führt eine Menge unverwerflicher Zeugen auf, alle haben den Chevalier seit sieben Jahren als den einzigen Gatten der Dame gekannt, die bey ihm lebt. St. Alban's Sachwalter gesteht zu, daß wirklich alle Beweise über den Tod der Frau von St. Alban vorliegen, er läugnet sogar nicht, daß sie öffentlich begraben wurde; aber er behauptet, sie könne nur scheintodt gewesen, könne durch ein unbekanntes Ereigniß wieder in's Leben gerufen seyn, und führt den Beweis, daß die Rechte seines Clienten auf diese Dame nichts von ihrer Gültigkeit verloren haben. Der Gerichtshof verordnet, die Frau von Sezanne in eigener Person zu vernehmen.

Zum ersten Mahle in ihrem Leben verläugnet Victorine standhaft die Wahrheit; sie besteht ihr Verhör mit einer Geistesgegenwart, welche die Richter in Erstaunen setzt; mit bewundernswerther Kunst beantwortet sie die verfänglichsten Fragen, ihr Triumph ist beynahe vollendet; da öffnet sich eine Seitenthür, zwey liebliche kleine Mädchen stürzen zu Victorinens Füßen, und nennen sie liebkosend Mutter. Sie erblaßt und schwankt.... „Nein, zu viel für mein hart geprüftes Herz!" ruft sie schmerzlich aus, „meine Kinder soll ich verläugnen, mein eigenes Blut? — Nimmermehr! ich bin ihre Mutter." Sie drückte beyde an ihr Herz.

Die Existenz der Frau von St. Alban war erwiesen; eine ihrer Ehen war nun ungültig; doch welcher von beyden Gatten soll ihr auf ewig entsagen? — Hier gewann die Sache eine neue Ansicht. Sezanne stellt vor, Victorine d'Olmond, von ihrem ersten Gatten selbst für todt erklärt, könne von diesem nicht mehr in Anspruch genommen werden; „nur dem Grabe gehört sie an," spricht er, „jetzt kann sie nur mir angehören, der sie daraus rettete. St. Alban verlangte die Mutter seiner Kinder. — „Warum sollten die meinen sie verlieren?" erwiederte Sezanne. — Alle Zuhörer waren gerührt, die meisten Richter selbst neigten sich auf die Seite von Victorinens Retter. St. Alban's Antwort war kurz; er berief sich auf das feyerlich bestimmte Gesetz: daß die Bande der Ehe für gültig erklärt, so lang beyde Gatten leben. — „Meine Gattinn lebt, sie steht hier vor euch, ihr Richter, wer vermag sie mir abzustreiten?" — Das Gesetz entschied, ein lauter Seufzer spra.. die Gefühle der Versammlung aus. Victorine hörte den schrecklichen Ausspruch; edle Würde belebte ihre Kräfte, und machte sie stark. „Da mir keine Wahl frey steht," sprach sie mit erhabener Stimme,

„da meine Tage meinem Retter nicht mehr angehören sollen, so sey mir wenigstens vergönnt, sie in der Einsamkeit zu beschließen." — Ihr Verlangen wird ihr einstimmig gewährt. — Sie wählte einen Aufenthalt, an den sich die theuersten Erinnerungen aus ihren Jugendjahren knüpften, sie ging in das Kloster nahe beym Schlosse Olmond. — Man gestattete ihr, ihre Kinder mitzunehmen, sie theilte unter sie ihre Sorge und Liebe. — Von diesen geliebten Wesen umgeben, flehte sie täglich zum Himmel um Frieden und Vergessenheit ihrer Leiden, bis der Tod sie in seine stillen Behausungen einführte.

Sezanne wollte verzweifelnd den Tod im Gewühle der Schlachten suchen; er hatte eine Mutter, und lebte, um mit ihr zu weinen, bis er die Geliebte wieder fand, um sie nie mehr zu verlieren. St. Alban, an dessen Lebenskeimen lange Leiden nagten, versank in düstere Schwermuth; seine Phantasie machte ihm einen Irrthum zum Verbrechen; das Schreckbild: Victorine lebend im Grabe, verfolgte ihn unablässig, bis auch er in bessern Gefilden die Ruhe wieder fand.

v. Haupt.

Anecdote.

Tausend Thaler, sagte ein Gascogner, bestimme ich meinem Koch, zwölf hundert meinem Sekretär, hundert Louisd'or meinem Kammerdiener u. s. w. „Ist es möglich," rief einer seiner Freunde aus, „wie kannst du bey deinen geringen Einkünften die Leute alle bezahlen?" — Bezahlen? erwiederte der Gascogner, ich bezahle sie ja nicht?

Über Redner und Dichter.

Nach eigenen freyen Ansichten.

(Beschluß.)

Zwar ist die dichterische Idee in ihrer einfachsten Ausstellung schon eine funkelnde Gemme; doch lieblicher noch erscheint sie im gehaltenen Metrum und in der Fassung des Reims. — So ist der Reim der goldene Ring, der den Juwel schmeichelnd umfähet und empor hebt.

Natur und Art des Gedankens, und die Wirkung, die der Dichter durch ihn auf den Leser machen will, gibt das Metrum an die Hand. — Somit liegen die Regeln für dessen Wahl, sowohl im Stoffe des Ganzen, als auch in den einzelnen Parthien, indem jeder einzelne Vers hierin eine Abartung zuläßt, je nachdem für den oder jenen Gedanken ein oder das andere Metrum das passendere ist. — Klopstock hauptsächlich bekämpfte durch sein gefälliges Beyspiel frühere Vorurtheile.

Die Eiche und ein männlicher Charakter stehen fest. Ernst liege darum hier im Tacte des Metrums.

Den Eindruck, den der Blick zum gestirnten Himmel, den der rollende Donner und die Nähe der Gottheit macht, pflanzt die feyerliche Stimmung auf ein feyerliches Metrum fort.

Der Mond scheint, die Nachtigall schlägt, die Pappel flüstert, das Heimchen zirpt in den Trümmern der alternden Burg, der Glühwurm umfliegt das Gebüsch am Ufer des murmelnden Quells — und ein sanfter, weicher, melancholischer Tact bebt durch die Saiten der Laute.

Alles Weh, was Pandorens Büchse über Prometheus Schöpfung brachte, entflieht vorm Bechergetön im Kreise geselliger Freunde; vom Harme entfesselt, hebt sich die Brust, in leichten Wellen hüpft das Blut — gewiß wird auch der Tact des Liedes zum Preise Libers gesungen, leicht und hüpfend sein.

Jede Leidenschaft hat ihren Tact in der Poesie. Der wahre Dichter, geleitet von reinem, ungeschminkten Naturgefühl, greift in der Wahl des Versmaßes nie fehl. Er wählt, und sucht es nicht lange, sondern er singt, und der Gesang schreitet im angebornen Metrum volltönend und wohlklingend einher, ohne daß er uns von der Harmonie des Ganzen Rechenschaft geben mag.

Alles, was die Poetik über Metrum und Grazie sagt, reducirt die Finalkritik auf den Satz: wie der Text, so die Melodie.

Der Redner wählt die Worte, die am meisten zur Überzeugung seiner Zuhörer geeignet sind. Er hat es mit der überlegenden, beurtheilenden Vernunft zu thun, und wo ihm Überzeugung nicht gelingt, gelangt er durch Überredung zum Zweck — seine Kunst geht auf's Handeln.

Der Dichter berechnet bey seinen Arbeiten hauptsächlich die Wirkung auf die Phantasie. — Seine Kunst geht auf Erweckung der Anschauung.

Jeder Schmuck durch Bild, Täuschung und Überraschung steht ihm zu Geboth. Er wiegt uns auf den Wellen des Wohllauts, hebt uns an blühende Gestade, und vor dem trunkenen Aug breitet ein Tempe er aus. Strebt er auf der Begeisterung Adlersfittig kühn zur Gottheit empor, so schwingt sich die Seele ihm nach;

berührt er die verschwisterten Saiten des Herzens, so reißt er mit magischer Kraft die Seelen dahin. Unterm Getöse der Waffen, das die Gauen des Vaterlandes durchtönt, versetzt er uns in glücklichere Zeiten, wo der Genius des Friedens die Menschheit beseligte. Wir nehmen Theokrit und Geßner zur Hand, während die Tuba des Krieges schmettert, und die Sense sich in's Schlachtschwert verwandelt. Mag der Sturm heulen, mag er kreischend die Wetterfahne drehen — wir setzen uns zum wärmenden Kamine, und lesen Kleist's Frühling.

Den Dichter in der Hand, gedenken wir, wenn das Nordlicht erglüht, und die Blume des Frostes Eisbahn und Fenster mahlt, der sonnigen Tage des Lenzes oder des Landes, wo die Citronen blühen.

Aus den bürgerlichen Verhältnissen, aus den drängenden Geschäftslagen hebt uns der Dichter heraus, und führt uns zurück zur Freyheit und Unabhängigkeit früherer Jahre, wo wir in einer Unschuldswelt lebten, wo unserm Aug der volle Zauber der Natur in einem Lichte vorschwebte, wie sie uns das vollendetste Glas des geschicktesten Optikers nie wieder gibt; wo uns der glänzende Staub des Schmetterlingsflügels mehr, als geprägtes Gold, ein Blumenstrauß mehr, als die schwer errungene Spende des Beyfalls und Ruhmes galt; wo wir noch fühlten, was Matthisson aussprach in dem Gedichte: „die Kinderjahre," was Salis empfand, als er ausrief: „O süße Zeit herzinniger Gefühle!"

Durch die Harmonie ihrer Klänge beschwichtigt die Poesie unter allen Umständen das Herz.

Mahlerey, Bildhauerkunst und Musik herrschen über die Sinne. — Poesie und Rhetorik legen dem freyen Herzen Fesseln an, und machen das Gefesselte frey.

Mahlerey, Bildhauerkunst und Tonkunst treten in Verein mit der Poesie, und wirken gemeinsam auf einen Punct hin.

Sorgfältig berechnen sie Bild und Wohlklang für den Sinn, und die Berechnung ist richtig; denn der Mensch im Allgemeinen ist ein sinnliches Wesen.

Klar zeigt dann die Rhetorik ihre Verschwisterung mit der Dichtkunst. Sie tritt am Altar des Tempels auf, reicht uns den tröstenden Kelch der Liebe und der Hoffnung, weckt die Überzeugung, deutet auf heilige Geheimnisse hin, flicht um die Hieroglyphe der Ewigkeit die schöne Blüthe, den Glauben, und weit über Zeit und Raum dehnt sich der Flügel des Geistes, und streift an das unbegreifliche Wesen der Gottheit.

Bernhard Hirt.

Notizen.

Wien. Der k. k. Opern-Director, Herr Joseph Weigl, hat uns in seinem neuen Singspiele: Die Schweizerfamilie, einen neuen Beweis geliefert, wie sehr er es in seiner Macht habe, die verschiedensten Gefühle, zarte und heftige, sanfte und stürmische, mit der treffendsten Wahrheit musicalisch darzustellen. Tief durchdachter Ausdruck, verbunden mit einer einfachen, und der Natur desto näher kommenden Melodie, begleitet von einer wohlgewählten, nirgends vorlauten, sondern dem Gesange stets subordinirten Instrumentirung, machen dieses Singspiel zu einem der vorzüglichsten, und geben ihm selbst den Rang über die mit Recht so sehr beliebte Oper: Das Waisenhaus. Nur derjenige Tonsetzer, dem die Declamation, die Worte, welche er notirt, die Empfindungen und die Situationen der singenden Personen seine Melodien angeben, ist im Stande, in so kurzer Zeit zwey so meisterhafte Singspiele zu liefern, während der Componist, der bloß nach brillantem Gesange und concertirendem Orchester trachtet, nur in langen Zwischenräumen etwas Neues zu geben vermag; so wie die Werke des Ersteren immer mehr interessiren, je öfter man sie hört, die des Letzteren aber schon beym zweyten Mahle gleichgültiger werden, und beym dritten Mahle ermüden.

So schwer es ist, aus dieser, vom Anfange bis zum Ende in musicalischer Hinsicht so sehr interessanten, Oper einzelne Stellen, welche besonders Lob erheischen, anzugeben; dürfte doch das Terzett der Mlle. Marconi, dann der Herren Saal und Weinmüller im ersten Acte; die Arie der Evelina, in welcher sie ihren Vater übrreden will, daß sie frohlich sey; das Duett im zweyten Acte von den Herren Vogel und Weinmüller, und das Finale des zweyten Actes, einer besonderen Auszeichnung würdig seyn; wenigstens schienen diese Stücke allgemein den tiefsten Eindruck gemacht zu haben. Nur bleibt der Wunsch übrig, daß die Ouverture an Werth und Kraft der übrigen Musik dieses Singspieles gleich kommen möchte!

Mlle. Milder, die hochverdiente Sängerinn, welche man vorzugsweise die Sängerinn für's Herz nennen sollte, hat sich durch ihre Iphigenia, ihre Klytemnestra, ihre Therese, schon lange auch als treffliche Schauspielerinn im heroischen und tragischen Fache bewiesen. Wenn sie uns dort zur Bewunderung und zu erhabenen Gefühlen leitete, so reißt sie uns in der Schweizerfamilie durch die treueste Darstellung herzlicher Liebe und holder Schwärmerey zur innigsten Rührung hin. — Wir glaubten, Madame Roose sey wiedergekehrt, und habe zu ihren Schauspielertalenten auch noch das Verdienst einer vollendeten Sängerinn aus Elysium mit zurück gebracht. — Nicht nur den höchsten Kunstgenuß, auch die Verbesserung des Geschmackes im Vortrage dramatischer Musik verdanken wir dieser preiswürdigen Künstlerinn. — Herrn Weinmüller's Gesang und Spiel erhöhten den Werth dieses Singspiels, zu dessen vollendeter Darstellung auch Mlle. Marconi und Herr Vogel in beyden erwähnten Rücksichten wesentlich beytrugen. Die Herren Demmer und Sache führten ihre untergeordneten Rollen mit Verstand und Fleiß durch.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 41. — 6. April 1809.

Französischer Zeitgeist im Leben und in der Literatur.

(Aus dem Schreiben eines französischen Gelehrten.)

Paris, den 3. März.

— — Ich weiß es. Man hat den Franzosen schon lange ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht unmittelbar physischen Genuß gewährt, ihre Unempfänglichkeit für das Edlere und Höhere in der menschlichen Natur zum Vorwurf gemacht. Nun gut, und wenn Sie wollen, ist diese Disposition jetzt stärker bey uns als jemahls. Die Ereignisse der Revolution haben Überreitz beym einen, Erschlaffung beym andern, Verdruß an allem bey allen bewirkt, was nicht eben unmittelbar echt-physischen Lebensgenuß gewährt. An eine uneigennützige moralisch-große Handlung glaubt kein Mensch mehr; um Freyheit bekümmert sich Niemand. Eine Frau von Geist, die mit zum Hofe zählt, und mehrere Gelehrte bey sich sieht, sagte kürzlich ganz naiv zu einem von ihnen: „Ich bitte Sie, nur nichts von liberalen Ideen; ich liebe sie nicht."

Diese herrschende Stimmung, seine Interessen, seine Vergnügungen, seine ganze Existenz zu isoliren, nichts in der Welt als sich selbst zu sehen und zu wollen, ist gegenwärtig der Tod für Genie und schöne Literatur. Es gibt keine Literatur, wo keine öffentliche Meinung mehr ist; die Welt der Schriftsteller muß ihren Sammelpunct, ihr Publicum haben, das sich für ihre Arbeiten interessirt, sie beurtheilt. Und so Etwas haben wir jetzt nicht mehr. Schon länger als seit einem Jahrhundert untergrub und zerstörte das fortschreitende Verderbniß der Sitten und Grundsätze die Federkraft und den Kern des gesellschaftlichen Körpers, drang vergiftend bis in seine feinsten Lebenszweige — aber er stand doch noch aufrecht da, gleich der Mumie Ägyptens, die, wiewohl nur Asche, noch zusammenhält. Aber unter den Erschütterungen der Revolution stürzte die lockere Staubsäule aus einander. Wir sind jetzt nichts mehr,

> Qu'un grand corps déchiré dont les membres épars
> Languissent dispersés sans honneur et sans vie.

wie Voltaire in seinem Mahomet vom Römerreich sagt.

Dies ist in der That der Zustand unsers Innern, mag auch unser Äußeres noch so herrlich glänzen. Die Bewegung von Heeren ist keine Zeuginn für die moralische Kraft einer Nation; Griechenland war auch nichts mehr, als Alexander den griechischen Nahmen zum Schrecken des tiefsten Asiens machte. Die beynahe vollkommene Isolirung der Individuen macht die Masse träge. Die allzugroße Sorgfalt, mit der jeder nur seinen eigenthümlichen Interessen anhängt, raubt ihm Lust und Kraft, der öffentlichen Meinung seine Beysteuer von Ideen, Grundsätzen, Urtheilen abzutragen und in Umlauf zu bringen.

Eine solche Apathie bey dem mächtigsten, furchtbarsten europäischen Volke, aus dem Gesichtspuncte der

Politik betrachtet, ist wahrhaftig ein interessanter Gegenstand für den Philosophen; und der Einfluß derselben verdiente wohl durch alle Verzweigungen der intellectuellen, moralischen und industriösen Thätigkeit bey uns verfolgt zu werden. Ich begnüge mich, Ihnen bloß den Fingerzeig gegeben zu haben.

Die dramatischen Producte sind noch das Einzige, was das Publicum aus seiner Lethargie empor zieht. Luce de Lancivals Tragödie, Hectors Tod, hat bekanntlich den glänzendsten Beyfall gehabt. Alles ist darin griechisch, Stof und Nahmen, nur manche Kleinigkeiten, wie Sitten, Charactere, Ton, sind nichts weniger als griechisch. Ohne mich eben wie der naive Knabe zu ärgern, der, wie man erzählt, zum ersten Mahl aus seinem Seminarium ins Theater kam, und zu seinem unangenehmsten Erstaunen Iphigenien, Agamemnon und Phädra Französisch sprechen hörte, mag es mir doch nicht gefallen, daß der neue Dichter aus Hector und Patroklus fahrende Ritter vom Schnitt unserer Amadis machte. Kriegerruhm und Rittersinn sinds, die in diesem Trauerspiel alles in Bewegung setzen und einen Helden um den andern begeistern.

Der Kaiser sah bekanntlich das Stück mit großem Gefallen, applaudirte einigemahl selbst, und gab dem Verfasser eine Pension von 3000 Livres. Er soll sich auch erkundigt haben, wie denn der Journalist Geoffroy Luce's Arbeit im Journal de l'Empire behandelt habe. — Uebel! gab man zur Antwort. Darauf verdoppelte der Kaiser die Pension und gab dem Dichter 6000 Livres.

In den Pariser Zirkeln wollte man sich nun erzählen, der Kaiser habe in seiner Jugend selbst ein Trauerspiel über den Tod Hectors geschrieben, das Manuscript unter seinen Papieren gefunden, Hrn. Luce rufen lassen, und ihm aufgetragen, das Stück so zu bearbeiten, daß man es aufführen könne. Man siehts aber dem Mährchen an, daß es der Neid gegen den glücklichen Dichter erfand. Was indessen Manchen im Glauben an das Histörchen bestärkte, war folgender kleine Umstand. Der Schauspieler Lafond weigerte sich Anfangs, eine Rolle in dem Stücke zu übernehmen, weil sie seiner nicht würdig zu seyn schien. Der Kaiser ließ ihn kommen, und las ihm ziemlich derb den Text.

Bald nach der Vorstellung des Hector wollte der Kaiser den Verfasser der Tempelherrn, unsern vorzüglichsten dramatischen Dichter, Raynouard, sprechen. Dieser hat mehrere Trauerspiele im Pult liegen, die gespielt werden, so bald die minutiöse Strenge der Polizey und die Grillen unserer Schauspieler keine Hindernisse mehr dagegen machen. Die vornehmsten der Raynouardschen Tragödien sind: Les états de Blois, oder die Ermordung des Herzogs von Guise auf Befehl König Heinrichs des Dritten; Jeanne d'Arc, oder die Jungfrau von Orleans; les vêpres siciliennes, und Isabeau de Baviere. Sie werden bemerken, Raynouard wählte durchaus vaterländische Gegenstände, das einzige Mittel, einer Nation eine nationale und originale Bühne zu geben; auch scheint Raynouard sehr entschlossen, in diesem Geist fortzufahren.

Der Kaiser ließ sich einige Scenen aus den États de Blois von ihm vorlesen, und tadelte, daß der Dichter bisher immer nur schwache Könige auf die Bühne brachte, wie Philipp den Schönen in den Tempelherrn, oder Heinrich den Dritten in den Ständen von Blois. Es heißt nun, drey von Raynouards Trauerspielen sollen aufgeführt werden.

Über die Vergebung der Decennalpreise, welche der Kaiser gestiftet, wird noch nichts laut; ich wage es kaum zu hoffen, daß bloß das reine Streben den schönen Wissenschaften und der Geschichte eine freye, edle, wohlthätige Richtung zu geben vorherrschend seyn werde in den Preisvertheilungen. Fast alles hängt hier von Gesellschaftsverhältnissen ab. Ein Schriftsteller, der nur Wahrheit sucht, ohne behutsam aller Meinnngen, aller Interessen dabey zu schonen, gewinnt wenig Gönner.

Ein aus den Pyrenäen hervorgegangener Philosoph, Azais nennt er sich, kündigt der französischen philosophischen Welt eine große Revolution an. Newton, Lagrange, Laplace, Hauy, alle Gelehrte, alle Moralphilosophen haben ihm, wie er sagt, bloß Bahn gebrochen, bloß Materialien gesammelt. Das gesammte Universum will er aus einem alles umfassenden einzigen Princip erklären; die ganze physische und intellectuele Welt mit allen ihren Erscheinungen steigt aus seinem obersten Princip, wie ein Theorem mit seinen Corollarien aus einem Axiom. Im Athenäum zu Paris soll er nun Vorlesungen halten und sein System aus einander setzen. Azais ist ein geistvoller Mann, der die Gabe gut zu reden und zu schreiben in vorzüglichem Maße hat. Er ist Verfasser eines moralischen Werks: Des compensations dans les destinées humaines, welches erst herausgekommen ist. Das Gute darin ist eben nicht neu, und das Neue eine Chimäre, mit einer Art fanatischen Beredsamkeit, möchte ich sagen, angepriesen. Der Mann hat im Grunde nicht viel

Kenntniß, aber viel Geschicklichkeit, das, was er weiß, wohl anzubringen.

Von unserm geselligen Leben sage ich Ihnen nicht viel. Die Existenz im geselligen Umgang ist die Existenz der Franzosen. Die Gesellschaftszimmer sind nun einmahl letzter Zweck oder Bühne ihrer meisten Handlungen und Schriften. Und eben diesem eigenthümlichen Verhältniß ihres Seyns danken sie die Feinheit ihres Geschmacks und die Anmuth ihres Betragens. Auch der Kaiser, der das herrschende Bedürfniß seines Volkes kennt, fügt sich ihm gern, und erschien seit seiner Rückkunft häufig in der Gesellschaft. Er war bey den meisten Maskenbällen gegenwärtig, die auf einander folgend bey den Prinzen, bey den Ministern und Gliedern des diplomatischen Corps gegeben wurden. Auf dem Ball bey Sr. Excellenz dem Grafen Marescalchi war er ebenfalls maskirt, und tanzte mehrere Mahl. — —

Ein Kriegsgebeth aus den Zeiten der alten Deutschen.

Gar naiv ist das Gebeth der Sachsen zur Zeit Carls des Großen im Kriege gegen ihn gewesen. Den wir Carl den Großen nennen, nannten sie in ihrer Einfalt Carl den Schlächter, weil er nur in Schlachten groß war. Im Archiv zu Goßlar fand sich folgende Gebethsformel an ihren Donnergott in altsächsischer Sprache:

„Hili kroti Woudana! ilp osk un osken pana Unittikin ok kelta of ten aiskena Carlevi ten slaktenera. Ik kif ti in our un tou scapa un tat rofe. Ik slacte ti all fanka up tunen iliken Artisberka."

Ins minder melodisch tönende Neudeutsch übersetzt, heißt dieß: „Heiliger, großer Wodan! hilf uns und unserm Feldherrn Wittekind, auch den Hauptleuten, gegen den häßlichen Carl den Schlächter. Ich gebe dir einen Auerochsen, und zwey Schafe und die Beute. Ich schlachte dir alle Gefangene auf deinem heiligen Harzberge."

Die Kindheit.

Die goldne Zeit! — sie ist kein Traum gewesen!
[N]och lebt sie in des Kindleins Sitte fort.
Noch kannst du sie in seinem Auge lesen,
Und in der Kindheit reinem Sinn und Wort.
Auch sie hat ihre Paradiese; —
Ihr Himmel ist ein — Blümchen auf der Wiese.

Und diesen Himmel schwärzen keine Sorgen;
Ihr ist der frohe Augenblick genug.
Nicht kümmert sie der ungewisse Morgen,
Und nicht der Zeiten ew'ger Sturm und Trug.
Noch fesseln sie nicht fremde Bande;
Sie lebt und blühe in einem — freyen Lande.

Noch kennt sie nicht die schlau errung'nen Ziele,
Wohin der Thor mit leerem Herzen eilt;
Sie lebt sich selbst im jugendlichen Spiele,
Und augenblicklich ist ihr Schmerz geheilt.
Im leichten Tanze flieh'n die Stunden,
Und — was sie sucht, ist wunderschnell gefunden.

Noch kennt sie nicht des Herzens Schattenseite:
Vertrauungsvoll reicht sie die zarte Hand,
Du sahst sie gestern — so erscheint sie heute;
Der Doppelsinn ist ihr noch unbekannt.
Die Unschuld ist des Kindes Seele,
O! Engelein, noch bist du ohne Fehle.

Dich täuschen nicht der Ehre Truggebilde,
Ein Liebekuß der Mutter ist dein Lohn;
Dein schönes Reich beginnt durch ihre Milde,
Der Mutter Schoos ist auch — ein Königsthron; —
Da herrschest du in sel'gem Frieden,
Noch ist dein Engel nicht von dir geschieden.

Noch spornt dich nicht das leere stolze Wissen,
Der Glaube nur bewegt dein stilles Herz;
Das Neue gibt man dir mit zarten Küssen,
Und lehrt dich denken — durch den muntern Scherz.
Die Fantasie hebt deine Flügel,
Was kümmert dich der Regeln harter Zügel?

Die goldne Zeit! sie ist kein Traum gewesen!
Drum blicken wir so gern das Kindlein an. —
Wir wollen sie in seiner Seele lesen,
Und Rosen streu'n auf unsrer Kinder Bahn;
Ist uns ihr Bild in's Herz geschrieben,
So ist das Herz uns selbst noch treu geblieben.

C. F. Pockels.

Der Freund vom Hause.

Als Hausfreund schlich er sich in's Haus,
Um sich in jedem Winkel umzuschauen,
Und plauderte dann wieder im Vertrauen,
Was er geseh'n, mit bittern Glossen aus.
Wem sollte nicht vor solcher Freundschaft grauen?

X.

Gärten im Meeresgrunde.

Das Meer ist die eigentliche Welt der Wunder. Es biethet Erscheinungen, von denen man auf festem Lande nichts Ähnliches findet; nirgends entfalten sich die Zaubereyen und Wunderspiele der menschlichen Natur in groteskern Formen, als hier.

Das Seewasser ist in der Regel wenig durchsichtig. Allein es gibt hin und wieder auch Stellen von bewundernswürdiger Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß man bis auf den Grund des Meeres, und auf ihm auch das Geringste sieht. In der Nähe der Karaibischen

Inseln ist eine solche Stelle. Hier verliert sich das trübe Meerwasser allmählich fast in die Klarheit des Krystalls. Das zur Landung der Mannschaft ausgeschickte Boot scheint, vom Schiffe aus gesehen, nicht auf dem Meere zu gehen, sondern in klarer Himmelsluft zu schweben. Man sieht bey 15 Faden Tiefe auf dem Grunde des Meeres unterirdische Gärten, von Korallenbäumen und brennenden Roth, und andern Farben leuchtend. Wunderbare Seegewürme, Seesterne, Seeigel u. a. m. weiden in diesen hesperischen Gärten, um die Korallenstauden wimmeln Fische, von den schönsten bunten Farben, dergleichen man an denselben Thieren in Europa nicht bemerkt. Alle Augenzeugen dieses sonderbaren Schauspiels sprechen entzückt von der außerordentlichen Farbenpracht dieses Anblickes; alle versichern, die Fantasie sey zu arm, diese Zaubereyen sich vorzustellen. Denn was in der leichtern Luft mehr einfarbig erscheinen würde, das zeigt sich im dichtern Medium des Wassers, wenn die Strahlen des Lichtes sich in ihm brechen, in den wunderbarsten Farben-Reflexen und Schattirungen, in tieferm brennenden Colorit und unerschöpflicher Mannigfaltigkeit. Gorgonien, Flabellen und tausend andere Seegewächse von den eigenthümlichsten vor allen andern Naturproducten abweichenden Formen, spielen, wie das leiseste Lüftchen die Oberfläche der Wellen kräuselt, in allen Farben des Regenbogens durch einander, tief unten auf dem reinsten silberhellen Sande des Meerbodens. Die krystallklaren Wellen bewegen diesen Seeflor so sanft hin und wieder, wie der leise Zephyr ein schönes buntes Blumenfeld; das Auge glaubt in die Gefilde einer andern Welt zu schauen. Und da das Wasser vermöge seiner dichtern Natur die Bilder der Dinge, die sich in ihm abschatten, dem Auge näher bringt, als dieß die Luft thut, so glaubt man vom Boote aus diese Wunderblumen einer unterirdischen Flora leicht mit der Hand erreichen und pflücken zu können, wiewohl sie oft in einer Tiefe von 12 — 15 Faden stehen; getäuscht durch die scheinbare Nähe, wähnt man selbst mit herum zu schwimmen in diesen Zaubergärten.

Doch findet sich diese hohe Klarheit nur bey völliger Meeresstille, und vorzüglich in Buchten, die von Klippen umschanzt, und vor Stürmen und unruhigen Bewegungen der See hinlänglich gesichert sind.

Notitzen.

Wien. Am Ostersonntage wurde in den k. k. grosen Redouten-Saale zum Besten der Wohlthätigkeits-Anstalt eine grose musicalische Academie gegeben, in welcher abermahl die Landwehr-Lieder des Herrn von Collin, und einige andere dem Zeitgeiste angemessene Lieder gesungen wurden; alle passenden Stellen wurden mit den gewöhnlichen, das getreue Publikum Wiens so sehr characterisirenden Enthusiasmus aufgenommen. Der k. preußische Kammervirtuos Sendler spielte ein Violin-Conzert mit vielem Beyfalle. Das Publicum bezeugte bey dieser Gelegenheit durch seinen äusserst zahlreichen Besuch abermahl seine Bereitwilligkeit, wohlthätige Unternehmungen zu unterstützen.

****

Paris. Die erste Vorstellung des Columbus auf dem Theater der Kaiserinn reusirte nicht. Der Verfasser hatte Abkürzungen und Veränderungen vorgenommen, die bey der zweyten Aufführung einen bessern Erfolg versprachen. Aber kein günstiger Stern waltete über diese Comédie Shakesparienne, wie sie der Autor nannte. Eine entschlossene Cabale hatte sich dagegen gebildet. Man pfiff schon, ehe der Vorhang aufging, man pfiff bey jedem Verse. Die Logen und das Orchester machten die Opposition; aber dadurch wurde erst der Lärm auf's Höchste gebracht. Im Parterre entstand Streit, der bald so ernsthaft wurde, daß die Wache in den Saal trat, und Ruhe geboth; sie mußte aber nur auf ihre eigene Vertheidigung denken. Was von angesehenen und rechtlichen Leuten im Parterre war, nahm seine Zuflucht auf's Theater zu dem unglücklichen Columbus, der nur bis zur dritten Scene spielte. Es erschien ein Friedensrichter auf dem Theater, und mahnte zur Ruhe. Nach einer guten Stunde voll Lärm und Tumult verlief sich die Menge. — Wahrscheinlich hat der Verfasser unterlassen, sich des Beyfalls zu versichern. Dorat ist — wie man versichert — der Erfinder der bezahlten Applaudissements; er trieb seine Erfindung so weit, daß ihn der viele Beyfall ruinirte. Seitdem sind die Applaudissements eine neue Branche der Industrie in Paris geworden, von der gegenwärtig an 200 Individuen gemächlich leben. Die Gewissenhaftigkeit einiger weniger Schauspieler, die sich dieser Methode schämten, that der Industrie keinen Eintrag, denn die Noth zwang sie bald, sich ihrer zu bedienen. — Zu den Zeiten der Revolution, wo alle Köpfe Titus wurden, hätten die Perückenmacher verhungern müssen, wenn sie ihre zarten Hände nicht mit der dramatischen Kunst hätten beschäftigen können. Man wählte sie und die Schneidergesellen am liebsten dazu, weil ihre weichen Hände so vernehm klangen. Die andern Metiers mit groben Händen brauchte man zur Reserve, wenn mit Gewalt durchzudringen war, oder bey Melodramen, wo die Musik übertönt werden mußte. Jetzt ist diese Erfindung noch mehr vervollkommnet worden. In einem Kaffehhause, ohnweit eines der ersten Theater in Paris, ist eine förmliche dramatische Börse errichtet, sie hat ihren Großmeister, und einen regelmäßigen Code de Cabale, man assecurirt das Durchfallen eines Stücks, und sie entscheidet in höchster Instanz über Schauspieler und Autoren. — Achtzig Billets waren eine Zeitlang die gewöhnliche Taxe für einen ordentlichen Beyfall. Von diesen achtzig Billetten wurden sechzig verkauft, und zwanzig an Klatscher vertheilt, wovon jeder so robust war, daß er für vier Personen ausgab. Aber der Cabalen-Directeur ist ein guter Politiker. Jetzt, da er seinen Einfluß fest gegründet sieht, und ohne ihn ein Beyfall unmöglich ist, hat er seine Ansprüche so vergrößert, daß ein Autor nach einem solchen Triumphe wie Pyrrhus ausrufen kann: Noch zwey Siege wie dieser, und ich bin ruinirt. — In Deutschland sollen dem Vernehmen nach die Theater-Directionen ein gutes Mittel gegen diesen Autor-Unfug getroffen haben. Achtzig Billeten, auch nur für das Paradies, sollen auch den vorzüglichsten Theater-Dichter um die Arbeit eines Jahres bringen. Daher auch keiner eine so sauere Mühe auf diese Weise vergeudet.

Der Luftschiffer **Blanchard** ist am 7. März nach einer langwierigen Krankheit gestorben. Sein Körper wurde geöffnet. Doctor **Gall** war dabey zugegen.



Der Sammler.

Samstag, den — 42. — 8. Aprill 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Tarragona.

Mit dem Ordinario von Tarragona geht die Reise in dem carro über Ostal de la orda in der Landessprache, und durch Villa franca, nahe an Sitjes, wo der Malvasier wächst. Ein Sbirre, ein Student und zwey Negotianten machen die Gesellschaft aus. Die Herren sind zwar äußerst artig; aber sie verstehen kein Deutsch, und wir nicht Spanisch; hier gilt also Zeichensprache, und die öfters mißverstandene Pantomime liefert stündlich neuen Stoff zum frohen Scherze.

Den Lobregat, nicht fern von Barcellona, deckt die zweyte Brücke Spaniens. Weiter hin erhebt sich wild und rauh die Kette der Gebirge — noch ein Pyrenäen-Zweig — und mitten in der fürchterlichen Gegend fließt ein Waldstrom bergetief; ihn überschreitet kühn, gigantisch, der Triumph der Kunst, die erste Brücke des Jahrhunderts. Carl der III. unternahm bereits das kolosale Werk, durch ungeheuern Bogensprung des Thales Übergang zu sichern, das der Bergfluß, Felsentrümmer wälzend, periodisch überschwemmt. Der Staat verpachtete den Bau; der Unternehmer ging darüber zu Grunde, und unvollendet blieb die angefangene That, bis Carl der IV. vor fünf Jahren auf den Rath des Friedensfürsten die Provinzen selbst bereisete: eine Reise, der die neue Chausse (el camino real) durch Valencia und einen Theil von Katalunien, nebst dieser Brücke ein verwirklichtes, der lange ausgebrüteten Idee nun rastlos abgerungenes Daseyn danken. Thurmhoch schwingt sich diese Wasserfeste von der einen Uferklippe bis zur andern; ihre Pfeiler wurzeln in dem Abgrunde, und sicherer ruhte nicht die Arche Noahs auf dem Rücken Ararats, als hier die schwerste Ladung über das empörte Reich der Fluthengötter fährt; durch ihre Mitte geht ein starkgewölbter, kellergleicher Durchgang, den ein Maulthier ohne carga leicht passirt, und Heere tragend führt die zweyte Abtheilung in höherer Region aus Jenseits dieser stygischen Gestade.

Den andern Tag erreichen wir das alte Tarragona, ehemahls groß und fruchtbar, jetzt zum kleinen Städtchen auf der Vorzeit Trümmern und zum frommen Sitze eines Erzbischofes eingeschrumpft. Die schwarzen Thürme, die Ruinen starker Mauern, sprechen noch als sinkende Fragmente in dem Geiste längst entschlafener Heldenahnen, und bezeugen laut die Wahrheit der Geschichte. Aufgegrabene Fundamente weisen auf den vormahls ausgedehnten Umfang; Grabeslampen und antike Münzen auf die römische Bewohnung. Tarragona's Lage auf der steilen Küste ist vortrefflich; ihre Batterien schützen mächtig einen neuerbauten Hafen, der geräumiger als der von Barcellona, einst vollendet, diesem immer auserlesenen

Platze den verloschenen Glanz noch einmahl wiederschenken dürfte. Ganz besonders reitzend ist die Aussicht von dem Walle südwestwärts nach Reus, einem Flecken, der von Tarragona ungefähr zwey gute Stunden liegt; die ganze Ebene ist ein Oliven-Garten, der den Weinstock und die Weitzenähre lieblich in der magischen Umschattung grünes Dunkel hüllt.

Ich sehnte mich nach Tarragona, einem der willkommnen Ruhepuncte meiner langen Wanderung, auf dem ich überdieß das Schweizer-Regiment von Wimpffen, Freunde Voitels, und eigene Bekannte fand, und wo ich auch des pädagogisirten Hauptmanns Probeschule, seiner wahrhaft großen Unternehmung Wiege sehen sollte.

....

Präsidio heißt die Galeeren- oder Kettenstrafe, die den Staatsverbrecher, Deserteur, den Contrebandier und andere Vergeher ähnlicher Kathegorien trifft. In Tarragona bauen über Hunderte am Hafen. Ihre Kleidung, äußerst schlecht, besteht in grünem Kamisole in gleichen Pantalons, und ihre Nahrung ist die Nahrung des Soldaten. Ich sah oft bis funfzig der Beklagenswerthen, Paar und Paar an einem langen Kettenstrange angeschmiedet, keuchend fürchterliche Massen schleppen, und zur Gründung des enormen Dammes in das Meer versenken. Auf dem glühenden Abuelle schwanken diese Opfer der Gerechtigkeit (?), den mehr als halb entblößten, ausgedörrten Körper einer Sonne bloßgestellt, die allen Lebenssaft aus den erschöpften Gliedern sengt; der Stirn tiefe Furchen und die gelb gebrannte Haut auf dürren Knochen, mahnen schrecklich an die Nächte der Verzweiflung einer ausgestoßenen Menschenclasse. Mancher Landsmann, mancher Deutsche schmachtet hülflos, fern vom Vaterlande, hier in Sclavenfesseln, und verwünscht die unbewachte Stunde, die ihn in den Dienst des fremden Fürsten, und in diesem, im empörenden Gefühle des zertretenen Daseyns, zu dem hart gestraften, menschlichen Versuche eigener Wiedernahme der verkauften Freyheit durch Desertion führte.

Voitel erzählte mir indessen, daß der jetzige Director am Präsidio von Tarragona — Schmid — mit einer Milde, einer Menschlichkeit für seine Sclaven sorgt, die Unsterblichkeit verdiente. Jeder darf in festgesetzten Stunden sein erlerntes Handwerk, seine Kunst und seine Kräfte üben; jede schwerere Arbeit ist taxirt, und jedem wird das mehr geleistete zum Theil an seinem Unterhalte gut gemacht, und theils von seiner Strafzeit abgeschrieben. Die Kranken werden gut verpflegt, die Schwächern nach Möglichkeit geschont, und selbst in dieser Hölle blüht dem Fleiße der Belohnung Kranz.

Bey aller körperlichen Strenge im Präsidio empfiehlt sich dennoch diese Strafanstalt, in mehr als einer Hinsicht, wesentlich vor der Ketten- und Galeeren-Strafe anderer Länder. Denn erstens wird das Individuum durch sie nicht ehrlos, also sittlich nicht zerstört — der Zweck der Besserung steht höher als das Rächerschwert, das ohnehin den Furien und nicht der Themis angehört; die Dienstzeit des Gefangenen vom Regimente, dessen Schweiß den undankbaren Sand am Meere näßt, zählt mit der Dienstzeit des Soldaten, der für Stadt und Festung wacht, im gleichen Schritte fort, und hindert ihn bey seinem Wiedereintritte nicht an der Beförderung. Ich kannte selbst in Madrid einen sehr gelehrten, äußerst braven, liebenswürdigen Amerikaner, Jose Duran, der, um eines ausgeübten oder bloß verdächtigen Vergehens gegen Staat und Constitution, von Santa-Fe bey Buenos-Ayres nach Spanien, und in Spanien auf's Präsidio geschleppt, doch nachher sehr geschätzt und ehrenvoll mit einem Amte in seinem Vaterlande ausgestattet worden ist.

Zweytens ist die Strafe niemahls lebenslänglich; ihre höchste Dauer stehet auf fünfzehn Jahre, die der König selbst durch keinen Machtspruch überschreiten dürfte: eine Einrichtung, die, fern von dem orthodoxen Feuereifer nordischer Gerechtigkeit, doch nicht das ganze Daseyn eines Wesens in den Staub zertritt, nicht hoffnungslos die Rückkehr zur Gesellschaft und zur Freyheit allzugleich verschließt, und die auch im Verbrecher nicht den Menschen übersieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mirva und Maldor.

Ein Nair-Lied.

Von dem Chevalier de Lawrence.

Weiber mit dem grünen Gürtel,
Ihr, die kein verhaßter Zwang
Fesselt an entnervte Krieger,
Ihr der schönste Lohn der Sieger,
Weiber horchet dem Gesang.

Mirva, stolz an Wuchs und Sitten,
Prangte, Kalicuttas Ruhm;
Schöner wen zu ihren Füßen
Goldne Locken wallend fließen
In der Liebe Heiligthum.

Maldor, als die Schlacht erfochten,
Eilt in der Geliebten Arm,
Ruht das edle Haupt umschlungen,
Mit der Lorber erst errungen,
Ihr am Busen liebewarm.

Doch, wer kommt mit Kriegsgetümmel?
S'ist der Feind von Kandahar,
Hat des Indus Strom durchfahren,
Und des Persers wilde Schaaren
Rücken schon bis Malabar.

Rüsten gegen diese Feinde
Muß sich jeder Muttersohn;
Feige Muselmänner bebet,
Wenn der Fönix dräuend schwebet
Mit der Kriegstrommete Ton.

Frey von häuslich enger Sorge,
Und zum Kampfe stets bereit,
Darf der Krieger ohne Zagen
Sich in's Feld des Todes wagen,
In den blutig heissen Streit.

Stets mit kecker Brust versuchet
Der Nair das Waffenglück;
Denn es hält ihn bey den Seinen
Nicht der Kinder zartes Weinen,
Nicht der Gattinn Arm zurück.

Und geordnet steh'n die Heere,
Fordern laut der Schlacht Beginn;
Wer ruft Ägeof, kühn im Kriege,
Wer soll führen uns zum Siege,
Wo ist Maldor Marsorin?

Und er eilet hin, wo Maldor,
Fern vom Schauplatz der Gefahr,
Ruht in süßen Liebesträumen.
„Seh' ich recht! hier kannst du säumen,
Du, der Stolz von Malabar?"

„Du ein Held? — die Feinde dringen
In das mütterliche Land;
Rona (eilst du nicht zu retten?)
Rona trägt der Perser Ketten,
Löse du ihr schimpflich Band."

Und der erste der Nairen —
„Auch mich hält der Fessel Zwang."
Und er zeigt auf Mirva's Flechte,
Die um seine starke Rechte
Sich wie eine Kette schlang.

Aber Mirva rasch entschlossen,
Schnitt ihr langes Haar entzwey;
„Dient als Sehne Maldors Pfeilen,
Tödtlich Feinde zu ereilen;
Seht, den Helden macht ich frey." *)

Die Außerordentlichen.

Es gibt außerordentliche Menschen, deren Talente an's Wunderbare gränzen, und der Welt zuletzt damit so wenig nützen, als die Riesentanne, welche ihre Millionen Saatkörner alljährlich über unwirthbare Felsen streuet. — Erscheinungen wie diese gehören zu den seltensten Naturspielen, und zu den räthselhaftesten Aufgaben dieser Welt.

Eine solche war z. B. der Engländer Crichton, der fast alle Sprachen Europens sprach, in allen Wissenschaften über beliebige Gegenstände, in jeder Sprache unvorbereitet disputirte; in der Musik, in allen Spielen und Übungen Meister war, und die berühmtesten Preisfechter Europens im Zweykampfe erlegte. Die Welt staunte dieß Riesen-Genie an, ohne von ihm einen bedeutenden Nutzen zu haben.

Minder bekannt als er, aber nicht weniger merkwürdig war ein Franzose, Nahmens Servin, Zeitgenosse des Herzogs von Bethune. „Als ich," erzählte dieser in seinen Memoiren, „Anfangs Juny 1603 von Heinrich IV. nach England zur Königinn Elisabeth geschickt wurde, präsentirte mir der alte Servin auf dem Wege von Paris nach Calais, wo ich mich einschiffen wollte, seinen Sohn. Er bath mich, denselben in mein Gefolge aufzunehmen, und einen Versuch zu machen, ob der junge Mensch, der bey den glänzendsten Talenten die hervorstechendsten Neigungen zu allen Lastern hatte, nicht endlich noch ein rechtlicher Mann werden könne."

„Ich ward neugierig, und gab mir Mühe, den jungen Servin von Grund aus kennen zu lernen. Da fand ich ein wahres Wunder und ein wahres Ungeheuer, beydes in einer Person; wie könnte ich diese Verbindung der außerordentlichsten und der allerabscheulichsten Anlagen anders nennen? Man denke sich einen Geist, dem fast keine menschliche Kenntniß mehr fremd war; ein Fassungsvermögen, das alles auf den ersten Augenblick begriff, und ein so wunderbares Gedächtniß, das nichts mehr vergaß, was gehört, gelesen, gesehen wor-

*) Diese Ballade gehört zwar einem entfernten Welttheile, doch paßt der Geist derselben für den gegenwärtigen Zeitpunct, wo sich jeder Jüngling aus dem Arme der Liebe heraus reißt, um der Stimme der Ehre und des Patriotismus Gehör zu geben. Sie steht in dem „Paradies der Liebe," einem Roman, den der Chevalier de Lawrence, ein Engländer, zu Weimar heraus gegeben, und den er neulich unter dem Titel: L'empire des Nairs, in's Französische übersetzt hat. Da die Nairen die Ehe nicht kennen, so gehört unter ihnen das Kind der Mutter allein, und daher nennen sie sich die Muttersöhne, ihr Geburtsland das Mutterland. So bald eine Nairinn mannbar ist, trägt sie einen grünen Gürtel. Ihr Reichs-Panier ist mit einem Fönix geziert. Ob gleich die Sitten und Gebräuche dieses merkwürdigen Volkes so weit von den unsrigen abweichen, so sind unsere Patrioten doch nicht weniger von Enthusiasmus beseelt. Sie werden auch unsren Gränzstrom, wenn es nöthig, gegen jeden Feind zu vertheidigen wissen. Sie haben geschworen, die Fahnen nie zu verlassen, die von der Hand ihrer Fürstinn geschmückt sind.

den war. Er hatte alle Theile der Philosophie, der Mathematik, und besonders der Befestigungs- und Zeichenkunst inne. In der Theologie war er so bewandert, daß er, wenn er wollte, der trefflichste Prediger seyn konnte, oder der gewandteste Contraversist, gleich viel für die, oder wider die reformirte Religion. Er hatte nicht bloß das Hebräische, Griechische und alle Sprachen erlernt, die man gewöhnlich gelehrte zu nennen pflegt, sondern auch alle verschiedenen Patois. Er machte Ansprache, Accent, alles so natürlich nach, und begleitete alles, was er in jeder Sprache sagte, so treu mit dem nationalen Geberdenspiel der verschiedensten Völker Europens, der verschiedensten Provinzen Frankreichs, man hätte darauf schwören mögen, er sey aus jedem dieser Länder gebürtig. Er hatte eine unbeschreibliche Gewandtheit, andere auf die täuschendste Weise nachzuäffen; es gab keinen bessern Spaßmacher und Schauspieler, als ihn. Dabey schrieb er die schönsten Gedichte; spielte beynahe alle musicalische Instrumente; verstand die Grundsätze der Tonkunst vollkommen, und sang eben so angenehm als schulgerecht. Er las die Messe; denn er wollte in der Welt ein Mahl Alles thun und Alles kennen."

„Sein Körper war so herrlich, wie sein Geist, gewandt, leicht, zu allen Übungen, zu allen Spielen meisterhaft geeignet; er ritt gut, man bewunderte ihn im Tanz, auf der Laute, in fast allen mechanischen Arbeiten."

„Aber nun die Kehrseite: er war lügnerisch, doppelzüngig, verrätherisch, grausam, feige, Trunkenbold, Schlemmer, Fresser, ein Erzspieler, Betrieger, Wüstling in jeder Art, Flucher, Atheist, kurz, der Inbegriff aller Bosheit, aller Laster, die jemahls Ehre, Religion, Natur und Gesellschaft beleidigten. Und so zeigte er sich bis an sein Ende. Er starb in der Blüthe seines Lebens, in einem öffentlichen Hause, von Ausschweifungen ganz zerstört, mit dem Glase Wein in der Hand, und einem Fluche gegen Gott im Munde."

N o t i t z e n.

Italien. Die Signora Candida Lena Perpenti erzählt nun selbst (Nr. 13 des Journals der Società d'incoraggiamento delle scienze e delle arti stabilita in Milano) die Geschichte der von ihr erfundenen Amianthspinnerey. Sie sah im Naturalien-Cabinet des Canonicus Cesare Galloni zu Como eine Spindel mit Amianthfaden, die in Herkulanum gefunden seyn solle; sah in dem gleichen Cabinet den Asbest im natürlich rohen Zustand, und faßte den Vorsatz, Versuche über die Bearbeitung des Amianths anzustellen. Herr Galloni gab ihr verschiedene Methoden dazu, wie ältere Schriftsteller davon Meldung gethan, unter andern ein Chemiker des 9. Jahrhunderts, der den Amianth durch abwechselndes Einweichen in Öhl und Wasser spinnbar machen lehrte. Sie zupfte nun den Asbest von einander, klopfte ihn, tauchte ihn in Öhl und in Wasser, und brachte so die Faden zur höchsten Mürbigkeit. Aber durch das Öhl wurden sie allzudurchweicht und schlaff, um für Gespinnst dienen zu können. Sie ließ das Öhl also hinweg, zerlösete den Amianth bloß im Wasser, ließ ihn in der Sonne austrocknen, und wie Wolle krampeln. So bekam sie nun ein Gemenge von allzu kurzen, dicklichen Fädchen. Um ihm nun aber eine gewisse Festigkeit zu geben, wie dem Flachs, den man vom Spinnrocken abspinnen kann, ließ sie einen Kamm mit doppelten stählernen Zähnen, die nahe beysammen stehen, machen; in diesen vertheilte sie die gekrämpelte Amianthwolle, woraus sie endlich einen sehr ungleichen lockern Faden spinnen konnte, aus dem sie ein Paar Handschuhe verfertigte. Amianth, den sie aus dem Genuesischen bekam, leistete ihr noch schlechtere Dienste, als derjenige, mit welchem sie die ersten Versuche angestellt, und den sie aus dem Valtelin von den Bergen della Valle-Malenco erhalten hatte.

Um doch aber nichts davon umkommen zu lassen, versuchte sie, Papier daraus zu machen. Sie verfuhr damit ganz nach der gewöhnlichen Art, und statt der Lumpen sollte der von allen fremden Bestandtheilen gereinigte und gewaschene Amianth dienen. Der Versuch glückte vollkommen, besonders als sie dem Amianthbrei durch Beymischung von Gummi mehr Consistenz gab. Bey der Behandlung des valtelinischen Amianths bemerkte sie, daß in demselben äußerst feine Faden enthalten waren, öfters zehn Mahl länger, als das Stückchen, worin sie sich eingeschlossen befanden. Es kam nur darauf an, diese Faden abzulösen oder zu entwickeln. Und es gelang ihr, indem sie den Amianth erst mürbe geklopft, geschmeidig gemacht, gerieben, und nun die beyden äußersten Enden aus einander zog. So erhielt sie die schönsten, zartesten Faden, zu der allerfeinsten Bearbeitung geeignet. Diese Entdeckung war um so überraschender, da der Amianth den bloßen Augen gewöhnlich nur kurze, grobe Faden zeigt. Aber sie können in einer Länge von mehreren Schuhen aus einander gezogen werden, zart wie Seide, gleichsam als wären sie in einem Knäuel zusammen gefilzt, wie rohe Seide im Kokon.

So ist der Amianth zu jeder Verarbeitung fähig. Es bedarf keiner weitern Mühe, als daß man ihn im Wasser aufweicht, mürbe klopft, reibt, und ihn auf den oben erwähnten Kamm vertheilt, von dem man ihn ohne Schwierigkeit abspinnt. Der Faden ist so stark, wie ein Faden von Seiden oder Linnen. Der Genuesische Amianth, den die Erfinderinn bekam, war nicht von solcher Qualität; aber jeden ist sie im Stande zu verspinnen, und dem Faden Festigkeit zu geben, wenn man nur die Vorsicht gebraucht, und den Finger dabey nicht mit Öhl und Gummi annetzt. Sie bemerkte übrigens vom Genuesischen Amianth, daß er leichter, durchsichtiger und feuerbeständiger, als der valtelinische, und ganz demjenigen gleich, woraus die Asbest-Leindwand des Alterthums bereitet ist. Nur sind diese Amianthtücher der Alten mit doppelten Faden gewebt, um sie dauerhafter zu machen. Wie kam aber auch Plinius dazu, daß er glaubte, der Amianth sey ein Product des heissesten Indiens? (S. seine Naturgesch. 1. Buch.)

Bey der Bereitung des Amianthpapiers kam es noch darauf an, eine Dinte zu erfinden, die, wie das Papier, im Feuer unzerstörbar wäre; und man erhält sie durch Zusammenmischung von 1 Drittel Eisenvitriol und 2 Dritteln Braunstein, auf's feinste pulverisirt.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Dinstag, den 43. 11. Aprill 1809.

Der alte Carnaval von Florenz.

In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhundertes sah man beym Carnaval zu Florenz noch nichts von jenen witzigen Mummereyen und prachtvollen Aufzügen, die in der Folge so berühmt, und fast durch ganz Europa nachgeahmt wurden. Das einzige Schauspiel, womit man damahls gewöhnlich das Volk belustigte, war ein Aufzug von Männern, die als Frauen und Mädchen gekleidet die Tänze nachahmten, womit die Toscanischen Bäuerinnen am ersten May den Frühling zu bewillkommen, und bey denen sie gewisse Lieder, die man Maggiolate nannte *), zu singen pflegten. Dergleichen Maygesänge stimmten auch jene verkleideten Bäuerinnen an, und man kann sich vorstellen, daß der Contrast ihrer Baßstimmen und plumpen Sprünge mit jenen zärtlichen Schäferliedchen lächerlich genug mag gewesen seyn.

Da aber der Spaß zu oft wiederkehrte, wollte er doch zuletzt nicht mehr behagen. Dieß veranlaßte Lorenzo von Medici, dem nichts entging, was sich durch Witz und Geschmack veredeln ließ, und der nichts seiner Aufmerksamkeit unwerth fand, was zum Vergnügen seiner Landsleute beytragen konnte, um mehr Abwechslung in diese Volkslustbarkeiten zu bringen, auf neue, sinnreichere, durch Poesie und Musik wirklich verschönerte Erfindungen zu denken. Die Probe davon gab *) ein lustiger Aufzug von Verkäufern mit Zuckerwerk und Pfefferkuchen. Ihren komischen Gesang, worin sie dem spiel- und naschlustigen Publicum ihre Waaren auszuspielen sich erbothen, hatte Lorenzo selbst gedichtet, und durch einen geschickten, damahls in Florenz lebenden, Deutschen Musiker componiren lassen **). Diese Neuigkeit fand so viel Beyfall, daß nun mit jedem Carnaval ähnliche Aufzüge erschienen, und mit Gesang und Musik in den Straßen umher zogen. Fast alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft wurden nach und nach auf diese lustige Bühne gebracht; bald waren es Landleute, bald Städter, bald Handwerker, bald Gelehrte, bald allerley leichtes Gesindel, Freybeuter und Spieler, Gauner und Marktschreyer; selbst der geistliche Stand wurde nicht verschont, und es erschienen bald Eremiten, die aus ihren Einsiedeleyen, bald Nonnen, die aus ihren Klöstern auf's Carnaval gezogen waren. Zuweilen gingen auch zwey Chöre zusammen, die mit ihren Gesängen einander antworteten; so erschienen einmahl junge Weiber mit ihren alten Ehemännern, und ein ander-

*) Proben davon findet man in Crescimbeni istoria della volgar. poësia. Vol. I. Lib. I. c. XII., und unter den Poesien Lorenzo's von Medici bey Roscoes Leben desselben, übersetzt von Sprengel.

*) Um 1450.

**) Grazzini nennt ihn in der Vorrede seiner Sammlung der canti carnavaleschi: Arrigo Tedesco, Maestro di capella di San Giovanni, musico riputatissimo.

mahl junge, leichtfertige Mädchen und alte Schwätzerinnen. Immer aber drückten die Gesänge bey diesen Aufzügen den fröhlichsten Muthwillen aus, und neckten bald das ganze Publicum, bald einzelne Stände mit lustigen, satyrischen Scherzen. Die vorzüglichsten Köpfe, die damahls in Florenz lebten, folgten Lorenzo's Beyspiel, der selbst mehr als ein Dutzend solcher Lieder gedichtet hat, und wetteiferten mit ihm in diesen Spielen des Witzes. Zuweilen wurden sie freylich, um recht populär zu seyn, ein wenig platt; zuweilen füllten sie ihre Lieder, den damahls sehr lockern Sitten ihrer Landsleute zu Gefallen, mit Zweydeutigkeiten an; ja sie sanken auch wohl zu ganz schmutzigen Späßen herab, an denen man sich unmöglich ergötzen kann, wenn man auch diese italienischen Fastnachtsscherze nicht nach den ernstern Grundsätzen unserer nordischen Ehrbarkeit und der strengern Decenz unsers Zeitalters beurtheilen will. Indessen bleibt, dieser Flecken ungeachtet, die Sammlung, die man von jenen Carnaval-Gesängen gemacht hat *), immer ein merkwürdiges Denkmahl einer Periode, wo einmahl Dichter nicht Bänkelsänger, wirklich für das Volk sangen, und es mit witzigen Scherzen, die es wirklich verstand und belachte, unterhielten, ohne sich zu seiner gemeinen Sprache herabzulassen. Denn der Ausdruck ist so rein gehalten, daß die Akademie della Crusca bey ihrer Sichtung der Sprache jene Gesänge als Autoritäten unter andern für classisch erklärten Producten aufzuführen, kein Bedenken trug; ob sie gleich wegen ihren Inhalts in das Verzeichniß der verbothenen Bücher waren gesetzt worden. Nur dann erlaubten sich die Dichter von dieser reinen Sprache abzuweichen, wenn Ausländer aufgeführt wurden, die mit ihrem geradebrechten Italienisch das Volk belustigen sollten. — Gemeiniglich waren es unsere Landsleute, die man dem Publicum auf diese Art zum Besten gab. Bald traten sie als Holzsäger, als Pferdehändler, oder als herumziehende Musicanten, bald als Eremiten oder Pilgrime, bald als Soldaten, als Hellebardierer, Bogenschützen oder Freybeuter auf. Immer aber klagten die armen Lanze **), denn dieß war der Nahme, unter dem die Deutschen aufgeführt wurden, über Durst, wenn man es ihnen gleich nur zu sehr ansah, daß sie schon genug getrunken hatten, und sangen mit stammelnder Zunge:

Lanze trinche, trinche Lanze!

oder:

Sempre Lanze ha fiasche in mane,

und mehr solche Becher- und Kellersprüche, die unter ihren nüchternen, Kaffeh und Thee züchtig schlürfenden Nachkommen freylich ganz aus der Mode gekommen sind.

An diesen lustigen, keinen großen Aufwand fordernden Aufzügen nahmen wahrscheinlich auch die mittleren Stände Antheil. Ernsthaftere und kostbarere Schauspiele gaben die reichsten adelichen Staatsbürger dem Publicum. Sie bestanden aus großen Triumphaufzügen von Masken, welche Götter der Fabel, oder allegorische Personen, oder historisch merkwürdige Menschen vorstellten, und von einem zahlreichen Gefolge begleitet wurden. Die Hauptpersonen erschienen dabey auf großen, von Mahlern und Bildhauern mit passenden Symbolen und Attributen verzierten Wagen. Vor oder hinter diesen Wagen zogen 20 bis 30 und oft noch mehr Paare von prächtig angeschirrten Pferden, deren Reiter dem vorgestellten Gegenstande angemessen maskirt waren. Neben jedem gingen 6 bis 8 Bedienten in Kleidern, die mit dem Costüme ihrer Herrn harmonirten, und trugen brennende Fackeln. So gerüstet setzte sich der lange, oft aus mehr als 400 Personen bestehende, Zug gegen Abend in Bewegung, und durchzog unter dem Schalle musicalischer Instrumente und unter Absingung von Liedern, die dazu eigens gedichtet und componirt wurden, die vornehmsten Straßen in Florenz, vorzüglich diejenigen, wo Damen wohnten, denen man die Bequemlichkeit verschaffen wollte, dieses Schauspiel aus ihren Häusern anzusehen. Gewöhnlich endeten daher diese Umzüge erst spät in der Nacht.

Der Dichter Grazzini, der die vorhin erwähnte Sammlung von Carnaval-Gesängen veranstaltete, hält in der Vorrede derselben diesen Triumphen und jenen Aufzügen eine große Lobrede. Er zieht sie allen andern Florentinischen öffentlichen Lustbarkeiten vor. Keine, sagt er, mache so vielen Menschen Vergnügen, als dieses Schauspiel, das die ganze Stadt so bequem ansehen und anhören könne; keine lasse so angenehme Spuren zurück, als diese Chöre, deren Gesänge gedruckt, beym Zuge vertheilt, und wenn das Fest vorbey sey, nicht nur in Florenz häufig gesungen, sondern auch in viele Städte in und außer Italien verschickt wurden;

*) Eine vollständigere und correctere Ausgabe der von Grazzini (gewöhnlich Lasca genannt) 1559 gemachten Sammlung gab Bracci unter dem Druckort Cosmopoli im Jahre 1750.

**) oder Lanzi, so viel als Lanzichenechi, Landsknechte, Soldaten. Diese Art von Deutschen war den Italienern am besten bekannt, weil sie ihnen der Krieg oft zugeführt hatte, und weil die Trabanten an mehreren italienischen Höfen Deutsche waren.

man könne nichts anmuthigeres und ergötzlicheres sehen, als diese Aufzüge, wenn sie gut angeordnet und ausgeführet würden, wenn die Erfindung edel und verständlich, die Poesie deutlich und sinnreich, die Musik munter und gut besetzt, die Kleidungen und Geräthschaften reich und passend, die Pferde schön und prächtig aufgeputzt, die Fackel zahlreich wären u. s. w. Auch Vasari, der dieser Maskeraden in den Lebensbeschreibungen einiger Florentinischer Mahler *) gedenkt, stimmt in jenes Lob ein, und rühmt besonders an den Triumphaufzügen, daß sie nicht nur dem Volke großes Vergnügen gewährten, sondern auch durch ihren geistreichen Sinn den Verstand schärften. Vielleicht wird es daher den Lesern dieser Blätter nicht unangenehm seyn, einige dieser vielgepriesenen Triumphe etwas näher kennen zu lernen.

Der seltsamste unter allen, und einzig in seiner Art, war der Triumph des Todes, wozu der Mahler Piero di Consimo, der ein besonderes Talent für solche Erfindungen hatte, und daher oft zu Rathe gezogen wurde, die Idee angegeben hatte. Die Vorbereitungen zur Ausführung derselben wurden mit solcher Heimlichkeit gemacht, daß das Publicum nicht eher etwas gewahr wurde, bis die schauderhafte Erscheinung auf einmahl, wie ein Gespenst, vor Augen trat.

Der überaus große, von Büffeln gezogene schwarze, mit weißen Kreuzen und Todtengebeinen bemahlte, Wagen trug eine gigantische Figur des Todes mit seiner Sense. Rund um den Wagen waren, mit Deckeln verschlossene, Vertiefungen angebracht, welche Gräber vorstellten. Diese öffneten sich, so oft der Zug still hielt, und die rauhen und stumpfen Töne einiger Trompeten sich hören ließen. Gräßliche, schwarze Gestalten, auf deren Köpfen und Gliedern der Schädel und die weißen Gebeine eines Todtengerippes gemahlt waren, und welche, wenn die Fackeln ein wenig entfernt blieben, wahre Scelette zu seyn schienen, erhoben sich aus jenen Gräbern, und sangen nach einer melancholischen Musik einen Klagegesang, indem sie den Zuschauern zuriefen: auch sie würden bald nicht mehr lustig auf dem Carnaval einherziehen, sondern in ihrer traurigen Gesellschaft seyn, und es dann bitterlich beklagen, wenn sie das Leben verlassen hätten, ohne Buße zu thun. Penitenza! war der Refrain aller Strophen dieses Gesanges **). War er zu Ende, so schloßen sich die Gräber wieder, der Wagen fuhr weiter, und die Begleitung desselben sang im Fortziehen mit zitternder, klagender Stimme das Miserere, und kündigte mit diesem Bußpsalm einer andern Gegend der Stadt das gräßlich erbauliche Schauspiel an. Der Zug selbst war fürchterlich anzusehen. Auf magern, elenden Pferden mit schwarzen Decken zogen Reiter in Todtenmasken dem Wagen voran. Sie trugen schwarze, mit Kreuzen und Todtenbeinen bemahlte Fahnen; neben jedem gingen vier Todtenmasken mit schwarzen Fackeln. Hinter dem Wagen schleppte man zehn zur Erde gesenkte Trauerfahnen. Den Beschluß machte eine zweyte lange Reihe von Reitern und Fackelträgern in Todtenmasken. —

*) Besonders im Leben des Piero di Consimo, des Francesco Granacci, und des Jacobo da Pontormo.

**) Den Antonio Almanni gedichtet hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Dem Kleinmüthigen.

Das Leben hat für dich nur Grauen,
Stets schwebt des Grabes Bild vor dir,
Und zu des Jenseits schönern Auen
Wagt niemahls sich dein Blick empor.

Dir schmückt sich die Natur vergebens,
Dir winkt umsonst der Ruhe Schooß.
Und an dem reichen Born des Lebens,
Stehst du verarmt und freudelos.

Wie anders er, der stille Weise,
Des Daseyns Forderung erfüllt!
Wie edel im gewählten Kreise
Er seines Herzens Wünsche stillt!

Er folgt der Gottheit hehrem Rufe,
Der ihn zu hohen Dingen weiht; —
Geläuterter auf jeder Stufe,
Zum Ziele der Unendlichkeit.

In uns keimt Jammer oder Wonne,
Nur in uns selbst liegt unsre Welt;
Bewußtseyn ist die heit're Sonne,
Die uns des Lebens Nacht erhellt.

Erhebe deine Schwächlingsklage
Nicht über selbstgeschaffnen Schmerz!
Nach Thaten zähle deine Tage,
Und für die Menschheit glüh' dein Herz.

Lobbauer.

Der Mensch.

Fürwahr, des Menschen Loos ist bitter zu beklagen.
Denn Unglück will er nicht, und Glück — das kann er nicht ertragen.

Johannes Eremita.

Die Putzmacherinnen in London.

Die Putzmacherinnen trifft man zu London bloß in den modischen Straßen, wie St. James, Alt- und Neu-Bond-Street, Pall-Mall, und dem obern Theile von Oxford-Street an. Die erste Classe hat ihr Waa-

renlager im ersten Stock, die zweyte aber in Gewölbern auf der Erde. Sie haben nicht nur die schönsten Aufsätze, Bänder rc. für Damen, sondern auch Herren können bey ihnen die feinste Leinwand, Battist, Handschuhe kaufen und bestellen. Will man schöne Gesichter sehen, so muß man zu den Modehändlern und Putzmacherinnen gehen; denn nicht nur die der Gesellschaft von Damen, welche man stündlich da antrifft, sondern auch die der Verkäuferinnen und Verkäufer sind sehr schön. Die Verkäuferinnen sind ausgesuchte Schönheiten, von denen manche schon ihr Glück gemacht hat. Auch die Verkäufer sehen sehr gut aus; denn in London sieht man besonders darauf, einen wohl gebildeten Ladendiener zu haben, es kommt nicht darauf an, ob der Mensch auch weiter etwas versteht, sondern wenn er nur seine Waare anzupreisen, und ja und nein zu sagen versteht, und sein Gesicht und seine Figur anziehend ist. Sie sind aber sehr geplagte Geschöpfe, und da sie von 10 Uhr des Morgens bis 9 Uhr des Abends keinen Schritt hinter dem Ladentisch hervor thun, so kann man nicht viel Bildung von ihnen erwarten; daher sprechen auch die Engländer mit sehr merklicher Verachtung von ihnen. Dieselben zeichnen sich auch etwas durch ihre Sprache und ihre Kleidung aus. Fragt ein Fremder, wer der wohl sey, der sich auf eine sehr närrische Art gekleidet hat, und keinen Unterschied in der Aussprache zwischen v und w macht (dieses scheint ein angeborner Fehler dieser Classe von Leuten zu seyn), so heißt es in einem verächtlichen Tone: ein Shopkeeper (Krämer, oder ein Ladenhüther). Um wieder auf die Mädchen zurück zu kommen, welche bey diesen Putzmacherinnen sind, so muß man gestehen, daß sie sämmtlich von äußerst gutem Rufe seyn müssen; auf diesen Punct sieht die Besitzerinn des Ladens hauptsächlich.

Diese Putzmacherinnen kann man als das Rendevous der Damen von gebildeteren Ständen ansehen. Man kauft nicht immer; hat die Putzmacherinn schöne Leute, Zimmer rc., so kann sie sich auf viele Gesellschaft gefaßt machen, noch um 6 Uhr sieht man Equipagen vor ihrer Thür halten. Ist eine Dame zu einer Putzmacherinn gefahren, die einen Laden hat, so steigt sie selten aus, sondern läßt sich die verlangten Artikel an den Wagen bringen. Zwey Bediente in einer feinen Livre stehen an den beyden Seiten der offenen Wagenthür, mit ihren langen, stark mit Silber beschlagenen Stöcken, wie Schildwachen; steigt die Dame aus, so bleiben sie vor dem Laden stehen. Die vornehmen Englischen Familien haben auf allen ihren Tafel-Servicen, so wie auch auf jedem Stück Silber, das in der Wirthschaft gebraucht wird, ihr ganzes, zum Theil auch halbes Wappen gemahlt oder gravirt. Bey wohlhabenden Kaufleuten ist dieß der nähmliche Fall.

Notitzen.

Paris. Als vollendetes Muster von kritischem Nationaldünkel kann man folgende Stelle Geoffroy's (bey Gelegenheit seiner Äußerung über die bekannte Oper Dido) betrachten. „Welch schöne Epoche unserer Musik," ruft er aus, „war die der Gluck, Piccini, Sachini! Deutschland und Italien standen unserm lyrischen Theater zu Geboth. Bald trat auch der Lütticher Grétry in Gluck's Fußstapfen. Erröthen wir nicht, alles den Ausländern verdanken zu müssen; ihre Erfolge und unser Beyfall haben sie zu Franzosen gemacht; ihr Streben, einer feinen und geistreichen Nation zu gefallen, verbunden mit der Richtigkeit des Französischen Geschmackes!!! machte sie fähig, Werke hervor zu bringen, wie sie sonst nirgends in's Daseyn gerufen hätten. Diese Werke gehören uns, weil wir sie inspirirt haben. Weder in Rom, noch in Neapel hätte Sachini seinen Ödip, Piccini seine Dido gedichtet, Gluck hätte niemahls in Wien seine Iphigenia in Aulis gedichtet!!!" — (Welch ungeheurer Verlust für die Musik und den guten Geschmack, daß nicht Hendl, Graun, Bach, Mozart, Haydn ihre Werke in Paris gedichtet, und da inspirirt worden sind.)

Italien. Gewöhnlich wird Christoph Colombo, der Entdecker West-Indiens, für einen Genuesen ausgegeben. Schon vor dem hohen Rath von Indien in Spanien ward einst mit Lebhaftigkeit um das Vaterland des Colombo gestritten, und ob er von Piacenza, oder von Cagacca im Genuesischen, oder von Castella di Cuccara in Montferrat sey? Jetzt hat ein Italienischer Gelehrter den alten Streit wieder aufgenommen, und der kaiserlichen Academie der Wissenschaften vorgetragen; er heißt L. Galiani Napione. Er entscheidet die Streitfrage, wie sie vor dem Rath von Indien entschieden ward. Genua ist nur zufällig für das Geburtsland Colombo's gehalten. Aus den der Abhandlung beygefügten Beylagen erhellt ziemlich bestimmt, daß der Weltentdecker nicht nur von einer Monferrinischen Familie abstamme, was ohnehin schon bekannt war, sondern, daß er auch im Castell di Cuccaca selbst geboren sey.

Rom. Canova's neueste Arbeiten sind: Eine Gruppe, Theseus im Kampfe mit einem Centaur von 15 Schuh Verhältniß. Diese Gruppe soll der Künstler vorzüglich deswegen bearbeitet haben, weil man ihm oft den Vorwurf machte, daß er zarte weibliche Formen zwar herrlich geben könne, aber nicht so glücklich mit den stärkern männlichen sey. — Die Nymphe des Tanzes; ein Paris über Lebensgröße; zwey Mausoleen des Grafen Alfieri; die Grabmahle des Volpato; der Gräfinn Santa Croce; des venetianischen Admiral Emmo; eine heilige Magdalena.

Auflösung der Charade im Blatte Nro. 39: Abendmahl.

Berichtigung. In den Notitzen von Nro. 42, Spalte 2, Zeile 23, beliebe man statt nicht — leicht zu lesen.



Der Sammler

Donnerstag, den — 44. — 13. April 1809.

Die Van-Diemensländer.

(Fortsetzung.)

Herrn Peron's Schilderung seiner zweyten Zusammenkunft mit Van-Diemensländern ist nicht minder interessant, doch von einer anderen Seite. Er erzählt, was wir abgekürzt nacherzählen:

Als ich am 31. Januar (1802) auf der Insel Bruny ans Land stieg, ging ich allein am Ufer hin, und erblickte bald einen Trupp Wilder; ich kehrte deswegen um, da ich unbewaffnet war; auf diesem Rückwege begegneten mir aber die Herren Heirisson und Bellefin, welche wohl bewaffnet waren, und mich aufmunterten, als ich ihnen die Ursache meiner Rückkehr entdeckt hatte, mit ihnen den Wilden entgegen zu gehen; in Hoffnung, eine Bekanntschaft mit denselben anzuknüpfen, entschloß ich mich gern dazu. Wir waren nun nicht mehr fern von den Wilden, die ich zuerst gesehen hatte, als sie in größter Eile vor uns entliefen. Da wir ihre Leichtfüßigkeit kannten, so machten wir keinen Versuch, sie einhohlen zu wollen, sondern stiegen die Sanddünen am Ufer hinan, riefen ihnen zu, winkten, schwangen die Schnupftücher und wiesen ihnen allerley Geschenke. Sie verstanden diese Freundschaftsbezeugungen, hielten, nach einiger Berathschlagung stille, und entschlossen sich, uns zu erwarten. Jetzt erst sahen wir, daß es lauter Weibspersonen, ohne eine einzige Mannsperson, waren, und wir waren bereits im Begriffe, uns denselben zu nähern, als Eine aus dem Truppe heraus trat, uns winkte, stille zu halten, und uns dann mit starker Stimme zurief: Medi, medi! (d. h. setzt euch, setzt euch!) Wir setzten uns, und legten die Waffen ab, welches die Sprecherinn ebenfalls zu verlangen schien. — So bald wir hierin gehorcht hatten, kauerten sich die Weiber auf die Erde nieder, und überließen sich nun ganz ihrer Lebhaftigkeit, schwatzten, schäkerten, lachten, fragten und Alle zu gleicher Zeit, und machten tolle Grimassen und Gesticulationen dazu. Herr Bellefin fing hierauf an zu singen, und seinen Gesang mit ausdrucksvollen Geberden zu begleiten; die Weiber schwiegen nun plötzlich still, und hörten sehr aufmerksam zu; wie nun eine Strophe zu Ende war, jauchzten sie dem Sänger ihren Beyfall zu, und lachten dann aus vollem Halse; nur die Mädchen wagten es nicht, ihr Vergnügen laut werden zu lassen. —

Diese Weibspersonen bildeten zusammen einen sehr grotesken Anblick; alle waren völlig nackt; nur wenige hatten Känguru-Felle über die Schultern hängen; sie nahmen ohne Rücksicht auf ihre Nacktheit mancherley abwechselnde Stellungen an; dabey waren sie alle, bis auf ein Paar junge Mädchen, äußerst häßlich, mager, mit schlaffen, herabhängenden Brüsten, mit kurzen, krausen, schmutzigen, schwarzen Haaren, die bey einigen mit Oker roth gefärbt, und mit Gesichtern, die

ganz mit Kohlenstaub beschmiert waren; um das ekelhafte Bild zu vollenden, darf man nur noch hinzu setzen, daß ihre schmutzig schwarze Haut von Seehundsthrane glänzte. Der zum Theile sehr unedel und plumpen Gesichtsbildung dieser Weibspersonen war durchgehends der Stämpel der Sclaverey aufgedrückt, in welcher ihre Männer sie hielten, von deren Brutalität die meisten — Beweise an ihren Körpern trugen; beynahe alle äußerten Unruhe und Niedergeschlagenheit. Nur eine einzige, dieselbe, die uns gebothen hatte, still zu halten, und niederzusetzen, sie hieß Arra-Maida, wie ich nachher erfuhr *), zeigte bey ihrer heitern Laune auch mehr Festigkeit. Sie äffte Herrn Bellefins Gesang und Geberden sehr lustig nach, und sang selbst ein Liedchen nach Landesart, dessen Melodie so ungemein schnell dahin rollte, daß sie sich nicht aufhalten ließ; der Gesang stimmte mit der Sprache dieser Wilden überein, die in lauter Rouladen und Trillern gesprochen wird. — Da unsere Beyfallsbezeigungen sie aufmunterten, so tanzte sie uns dann auch einen Tanz, in welchem sehr unanständige Stellungen vorkamen. Ich notirte inzwischen meine Bemerkungen über das Gesehene in meine Schreibtafel; auch dieses entging der Tänzerinn nicht, und schien ihr zu gefallen; denn nun kam sie auf mich zu, und rieb mir das Gesicht mit feinem Kohlenstaube, welches ich mir geduldig gefallen ließ; auch dem Herrn Heirisson ward diese Ehre zu Theil, jetzt erst betrachteten uns diese Weiber mit Wohlgefallen, denen vermuthlich unsere weiße Farbe anstößig schien, weil sie zu sehr mit der ihrigen abstach, welcher sie ohne Zweifel den Vorzug einräumten. — Diese Umgestaltung und die Nachgiebigkeit, uns dieselbe gefallen zu lassen, gaben uns aber kein Recht, diesen Weibern näher zu kommen; denn so wie wir dieses thun wollten, sprangen sie auf, und liefen davon; wir mußten uns demnach in der angewiesenen Entfernung halten.

Endlich brachen wir auf, um uns nach unserem Ankerplatze zu begeben, nachdem wir diese Weiber mit Geschenken und Freundschaftsbeweisen überhäuft hatten. Sie nahmen denselben Weg wie wir; aber sie zogen auf den Sanddünen hin, die sich längst des Ufers erstrecken, während wir genöthigt waren, am Fuße derselben, am Strande hinzugehen; denn so hatten sie es gewollt; doch hörten auch in dieser Entfernung die muthwilligen Schäkereyen dieser Weiber nicht auf, ob sie gleich alle schwer mit Krabben, Seeheuschrecken, Muscheln und Schnecken beladen waren — sie kamen demnach vom Fischfange — welche sie in Binsensäcken trugen, die mit einem Stricke um den Kopf gebunden waren, und über den Rücken hinab hingen. — Die Lustigkeit der Weiber verwandelte sich aber bald in Schrecken, als sie unsere Bothe und unsere Gefährten erblickten, sie schrieen vor Entsetzen laut auf, und fingen, ungeachtet aller unserer Bemühungen, sie zu beruhigen, schon an, sich in den Wald zurück zu ziehen, als die gedachte Arra-Maida, von deren Dreistigkeit ich schon gesprochen habe, sich mit einem Mahle besann, den Übrigen Muth einsprach, sie bewog, still zu halten, und da ihr keine folgen wollte, ganz allein über die Sandhügel herab kam, und stolz, als spottete sie der kindischen Furchtsamkeit ihrer Gefährtinnen, in einiger Entfernung vor uns herging. Beschämt naheten sich auch die Übrigen wieder dem Ufer, und folgten nach. Aber wie bald geriethen sie auf's neue in eine Bestürzung, die sogar auch Arra-Maida's kühnen Muth niederschlug. Wir trafen nähmlich, als wir bey unseren Bothen anlangten, ganz unvermuthet die Männer aller der Weiber daselbst an, die uns dahin begleitet hatten. Dieser Anblick war ein Donnerschlag für die armen Geschöpfe. Die Männer, aus deren ganzen Betragen, so wie aus ihren Mienen, schon etwas Tückisches und Boshaftes hervor leuchtete, warfen nur wüthende Blicke auf die armen Weiber, die den ganzen Ertrag ihrer Fischerey zu ihren Füßen niederlegten, und sich dann hinter denselben auf die Erde niederhockten, ohne die Augen aufzuschlagen, ohne ein Wort zu reden, oder auch nur zu lächeln. Die Männer vertheilten inzwischen den Fang ihrer Weiber unter sich, ohne diesen auch nur das Mindeste davon abzugeben. —

(Der Beschluß folgt.)

*) Man sehe ihr Porträt auf der Kupfertafel Nr. 38. Fig. 2.

Ein Beatus ille eines Gutsbesitzers.

Uns lehrt Horaz: beglückt ist nur zu preisen,
Wer fern von dem Tumult der grossen Welt
Mit eignem Stier ererbte Flur bestellt,
Sein freyes Herz genießt die Ruh' des Weisen.

Mir fiel dies Loos! — Auf blumenreichen Auen,
Entfesselt von des Hofgepränges Zwang,
Will sorglos ich, bey Nachtigallgesang,
Nach eigner Wahl das Vatererbe bauen.

Die Nacht entweicht, es ruft die Morgenröthe
Mich in Dianens heil'gen Buchenhayn,
Sein Rauschen wiegt in Fantasie mich ein,
Und lieblich tönt von fern des Schäfers Flöte.

Doch welch Geräusch dringt jetzt zu meinen Ohren?
Ich schleiche nach, wo laut die Axt erschallt;
Ein Holzdieb flieht aus dem beraubten Wald,
Und meine beste Wohnung ging verloren.

Ich kehr' zurück, dee helle Schmelz der Matten,
Erfeeut mein Aug', durch sein erquickend Grün,
Sah ich die fetten Heerden hüpfend ziehn,
Sich flüchtend in der dichten Wölbung Schatten.

Ich nahe mich, ich muß deu Hirten suchen,
Er liegt und schnarcht; des Nachbars Heerde hat
Die Teift veederbt, schan ist sie überfatt
Und Zornentbeannt erweck' ich ihu mit Fluchen.

Jetzt führt der Weg durch kühle Irrgewinde
Mich hin zum See; wir Silbee glänzt er rein,
Doch bald celischt sein magisch sanfter Schein,
Weil ich den Dieb von meinen Karpfen finde.

Was seh' ich dort? — zwey zarte Knaben schweben,
An holder Anmuth Liebesgöttern gleich,
Auf eines jungen Apfelbaumes Zweig,
Indem sir nach des Gipfels Früchten streben.

Bald neigt ber Baum, als spielten mit ihm Weste
Zur Erde sich, bald strebt ee in dir Höh'. —
Mein Lieblingsbaum der neurn Obstallee,
Ach! eingeknickt sind seine schönsten Äste.

Mäandrisch schlingt sich an des Weinbergs Rücken,
In Wellenlinien ein neuer Pfad
Zur Windmühl' auf durch dir entkeimte Saat;
Wie schön sie steht, ein Anblick zum Entzücken!

Doch nur zu kurz währt diese Augenweide,
So freundlich anch der goldne Weizen lacht;
Der Müller hat den nrueu Weg gemacht,
Und man zertritt muthwillig mein Getreide.

Das schöne Blau und Gelb anf jenen Fluren,
Wir Iris Farbenspiel entzückt es mich,
Doch ach! Kornblumen sind's und Hederich,
Und überall find' ich drs Unkrauts Spuren.

Ich wende mich; — ich seh' den Schrrz der Dienen,
Ihr nackter Fuß hüpft kunstlos in die Höhe,
Dach keiue harkt, zertreteu wird meiu Klee;
Auch der geduldigste muß endlich zürnen.

„Frisch auf!" ruf' ich, „laßt nicht die Zeit verstreichen!"
Sie höeen kaum auf mein Ermahnungswort;
Unmuthig schleich' ich endlich langsam fort.
Was seh' ich doet bey moosbedeckten Eichrn?

Ein schönes Bild aus längst verhallten Tagen
Der goldnen Zeit. — Hier spricht ein edler Greiß,
Und alles lauscht im eng verschlungnen Kreiß,
Gewiß wird er viel weise Lehren sagen.

Ich horch', er schwatzt von Zeitungsneuigkeiten,
Zur Ärntezeit, und Pflug und Sense ruh'n, —
„Zum Henker gibts nichts nützlichers zu thun?" —
Auch unser Gluck, viel hat's nicht zu bedeuten.

Carl Müchlee.

Aphorismen.

O wollten nur die Menschen von der Vernunft, die ihnen umsonst zu Gebothe steht, mehr Gebrauch machen, wahrlich, sie könnten füglich gar mancherley Dinge entbehren, die ihnen in jedem Betrachte so hoch und theuer zu stehen kommen!

Es wird, wie's scheint, immer rathsamer, die einfachere und darum auch sichere platonische Methode zu Wohlstand und Reichthum zu gelangen, so wie darin zu verbleiben, in Anwendung zu bringen, und demnach mehr dahin zu arbeiten, das kostspielige Personale seiner Begierden in Anzahl und Forderung einzuschränken, als seine Schätze zu vermehren.

Johannes Eremita.

Ein Paar Worte über Declamation.

Wenn Declamiren so viel heißt: dem ganzen innern Sinn und Werth, das ästhetische Leben eines Gedichts in seiner ganzen Anschaulichkeit und Lebendigkeit durch die schöne Redekunst auszudrücken, so ist die Declamation wohl eine der schwersten Künste, die dem Menschen, und selbst dem höhern Talente aufgegeben werden kann. Die Zartheit und Schärfe des Geistes, sich so ganz in die Romantik und Begeisterung des Dichters hinein zu denken, und man erlaube mir den Ausdruck, — sich hinein zu fühlen, ist nur wenigen guten Köpfen eigen, nähmlich denen, die selbst ein Genie für das wahre Schöne besitzen. — Noch weniger können die höhern Compositionen einer größern und heiligern Natur erreichen. Denn wer sie erreichen könnte, würde vielleicht die Meisterstücke selbst fertigen können, die er mit Vollendung declamirt. Daher kommt es, daß unter tausend Menschen, und man darf es dreist behaupten, daß unter tausend Gelehrten kaum einer poetisch-richtig lesen kann, und daß alle Declamatoren, die bisher öffentlich aufgestanden sind, wohl kaum den halben Weg ihrer theoretischen Vollendung zurück gelegt haben. — Diese Behauptung soll ihnen keinesweges ihre Talente absprechen. — Denn auch ein halb guter Declamator könnte, wie ein halb guter Musicus, einzelne Stellen, z. B. des Komischen und Lebendigen wirklich erreichen, und dagegen andere, z. B. des tiefern Romantischen und Idealen, ganz verfehlen. Meine Behauptung soll nur dahin gehen; daß die Declamation nach ihren höhern Bedingungen eine der schwersten Aufgaben ästhetischer Praxis sey, und daß unsere öffentlichen Declamatoren ihr Geschick zu dieser sublimen Kunst wohl selten unpartheyisch genug geprüft haben mögen.

Außer dieser unerläßlichen conditio sine qua non, — daß der Dichter in dem Declamator mit dem ganzen Sinne und Ideale seiner Poesie gleichsam wieder aufstehe, ja sein Meisterstück durch die höhere Kunst der Darstellung noch verherrliche und verschönere, —

gehören zu dem Declamator nicht so viele andere natürliche Talente, welche nie vereint in einem Menschen gefunden werden. Ein reines Organ, welches auf der Tonleiter frey und ungezwungen mit dem richtig gestimmten Gefühle für die Melodie der Sprache auf- und niederschwebt, welches sich keine Härte der Buchstaben, kein Lispeln, kein Anstoßen, kein Präcipitiren der Worte, keine fremden gemeinen Dialecte erlaubt, welches, um sich so auszudrücken, keiner Provinz — sondern nur der Regelmäßigkeit und der Harmonie der Sprache angehört, und, ohne zu künsteln, den Laut des Geistes und Gefühls hingibt, wie es seyn muß, ist schon an sich eine der seltensten Seltenheiten.

Die meisten Declamatoren glauben schon dadurch ihrer Kunst Genüge zu leisten, wenn sie das Theatralische dabey hervorschimmern lassen. Allein dieß ist in sehr vielen Fällen nur ein Nothbehelf, um die höhern Bedingungen der schönen Rede mimisch zu ersetzen. Der vortrefflichste Künstler der Mimik kann zugleich der schlechteste Declamator seyn, wenn ihm die Natur, wie soll ichs nennen! — die Elocution mit ihren Wundern versagte.

Der Declamator spielt jedes Mahl ein falsches Spiel, wenn er mehr die Augen, als das Gehör des Zuhörers gewinnen will. Er müßte, wenn er seine Kunst recht verstünde, aller Augen unsichtbar, doch aller Ohren bezaubern können. Das reine, treffende, nie fehlende Organ, welches die Eigenschaft des Innern, die Fantasie des Dichters, das durchaus unsichtbare Ideale dennoch hörbar zu machen weiß, — ist sein Theater, — ohne Hände und Füße zu haben. Denn diese sind es gerade, welche den meisten Declamatoren im Wege zu stehen scheinen. Die Schönheit der Form trägt etwas zu dem Gefälligen der Rede bey; aber doch nur zufälliger Weise; denn die Form steht in keiner nothwendigen Analogie mit der Stimme, und so hat man Frauenzimmer gekannt, welche bey einem sehr mißgebildeten Körper vortrefflich declamirten.

Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß sehr große Redner ihre Zuhörer allein durch die Schönheit ihrer Declamation hinrissen, ohne ihren Körper zu bewegen. So habe ich Spalding und Zollikofer gesehen. Sie hatten in ihrer ganzen Stellung etwas ungezwungenes Feyerliches; aber das Freundliche in ihrer Ausrede, das Progressive in ihrem rhetorischen Feuer, das Denkende, welches sich so sinnig mit der Andacht vereinbarte, kurz das Declamatorium des Religiösen im reinern Geiste des Wortes machte hier alles Theatralische durchaus unnöthig, und es würde nur die Rhetoren geschändet haben. Aber sie hatten die Kunst des Ausdrucks studirt. — Ich sage die Kunst; denn das bloße Mundwerk thut's freylich nicht.

E. T. Pockels.

Notizen.

Paris. Ein Industriezweig, der seit kurzem eine wahre Revolution erlitten, sind die Kaffehhäuser. Nicht nur, daß die ältesten und berühmtesten Kaffeh's im Palais Royal sich mit Orchestern versehen haben; es sind nach einander mehrere neue entstanden, die schon durch ihre Nahmen den Zweck andeuten, durch Musik Gäste anzuziehen. Daß es damit hauptsächlich auf die Deutschen abgesehen sey, die gegenwärtig den größten Theil der in Paris anwesenden Fremden ausmachen, liegt am Tage. So finden Sie ein Caffé phil'harmonique, ein Caffé d'Apollon, ein Caffé d'Orphéa seit kurzem die Arkaden des Pallais durch die großen Transparents, worauf ihre Nahmen stehen, erhellen. Im letztern spielt die Dame des Hauses auf dem Piano und singt recht artig. Auf dem Caffé des étrangers, einem ältern Kaffehhause, spielt ein artiges Mädchen in den Zwischenräumen, die das Orchester macht, auf der Harfe, und singt dazu. Das Caffé du Perron nahe am Palais, in der Ecke der Rue petits champs, einst die berühmteste Tabagie der Deutschen, hat nun die Raucher in geräumige Hinterzimmer verbannt, und sein schönes, ganz mit Spiegeln geschmücktes Locale ebenfalls in einen Musiktempel umgeschaffen. Allein da die Concurrenz schon etwas zu groß ist, so verfiel es auf ein neues Reitzmittel; die Bedienung ist bloß weiblich, und wie auf einem Sclavenmarkt aus allen Nationen zusammen gesetzt. Kunstkenner können hier die Gewandtheit der Kinder aller drey Zonen mit einander vergleichen. Dafür hat das Caffé de mille Colonnes im Palais seit kurzem sein Orchester eingehen lassen; vermuthlich glaubte es in seiner neuen Eigenthümerinn, der belle Limonadiéra du Bosquet eine vollständige Harmonie zu besitzen.

Kopenhagen. Bey der königlichen Pferdeschlachterey sind vom 24. October bis 8. December 1808, gerade 100 Pferde geschlachtet und verkauft worden. So sind an 25,000 Pfund Fleisch an Menschennahrung für diesen Winter gewonnen, die sonst verloren gewesen und ungenützt umgekommen wären.

Die Holländer waren von jeher große Liebhaber vom Thee und Tabak; allein sie gebrauchten verschiedene Mittel, um beyden auch bey Andern viel Eingang zu verschaffen. Es war also bloß Speculation, daß sie den Bontekoe eine Pension gaben, damit er in seinen Schriften den Tabak und Thee sehr anpreisen, und letztern in seiner Praxis verordnen möge. — Peter Buemann, in seiner Leichenrede auf den Grävius nennt den Tabak sogar herbam divinam; er war aber auch ein großer Freund vom Rauchen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 45. — 15. Aprill 1809.

Der alte Carnaval von Florenz.

(Beschluß.)

Zu unserer Zeit würde freylich ein solcher Aufzug wenig Beyfall erhalten; man würde es selbst in den meisten katholischen Ländern für anstößig halten, durch eine solche Mumerey religiöse Erbauung zu bewirken, und man würde es überall unpassend finden, die fröhlichen Spiele der Kunst in so bittern Ernst zu verwandeln. Allein zu jener Zeit war man anderer Meinung. Vasari sagt, wie bey den Speisen das Herbe und Picante zuweilen angenehm sey, so könne auch bey Vergnügen das Schreckliche und Fürchterliche, wie das Trauerspiel beweise, zuweilen sehr ergötzen; nur müsse es mit Kunst und Geschmack behandelt werden; dieß sey bey dem Triumphe des Todes der Fall gewesen; er sey daher auch mit allgemeinem Beyfall aufgenommen und sehr bewundert worden. Noch zu Vasaris Zeit hatten ihn viele alten Leute zu Florenz in frischem Andenken, und konnten nicht müde werden, Piero's seltsame Erfindungen zu rühmen.

Indessen findet sich doch keine Spur, daß man noch einmahl etwas Ähnliches versucht hätte; wenigstens hatten die Triumphe, die einmahl die Teufel und ein andermahl die Furien hielten, keinen so theologischen Ernst; vielmehr stellten die meisten Triumphaufzüge sehr heitere und freundliche, profane Ideen dar. Vorzüglich zeichnete sich in dieser Hinsicht ein Triumph des Bachus und der Ariaden aus, die von Satyrn und Nymphen und dem alten Silen begleitet erschienen. Den fröhlichen Gesang zu diesem schönen Bachanal, den Lorenzo von Medici gedichtet hatte, liest man noch jetzt in der vorerwähnten Sammlung mit Vergnügen. Unter andern sieht man daraus, daß sich auch der König Midas, vermuthlich ganz mit Golde umgeben, im Gefolge des Bachus befand, das den armen Sire mit seinen Schätzen bedauerte, und nicht begriff, wie ihn irgend etwas erfreuen könne, da er immer dursten müsse. Auch der Gesang zu einem Triumphe, der sieben Planeten, der ihren Einfluß auf die Menschen schilderte, aber der Venus den Vorrang vor allen zugestand, hatte Lorenzo gedichtet. Noch prächtiger aber scheint der von Lorenzo angegebene und vorzüglich von dem jungen Mahler Granacci ausgeführte Aufzug gewesen zu seyn, wo der Römer Paulus Ämilius mit den Spolien und Gefangenen der von ihm überwundenen, ausländischen Nationen in allem Pomp eines römischen Triumphators erschien.

Nach Lorenzo's Tode, in der glänzendsten Periode seines Hauses, wurden nicht weniger prachtvolle und sinnreiche Triumph-Aufzüge gehalten. Vorzüglich zeichnete sich das Carnaval des Jahres 1513 aus, wo Lorenzo's Sohn, Leo der Zehnte, zum Papst erwählt wurde, und alle Florentiner in dieser Erhebung ihres erlauchten Landsmanns den freudigsten Antheil nahmen. Zwey Gesellschaften Florentinischer Edelleute wett-

eiferten mit einander, um sich in prächtigen Aufzügen zu übertreffen. Die Gesellschaft, die einen Diamant, Lorenzo's Sinnbild, zum Zeichen, und Julian von Medici, der Bruder des Papstes, zum Anführer hatte, erschien zuerst auf dem Schauplatze mit einem Aufzuge, wo drey große Wagen die menschlichen Alter vorstellten. Auf den ersten Wagen sah man eine Menge schöner Kinder; auf den zweyten viele merkwürdige Personen der Geschichte, die sich in ihrem männlichen Alter durch rühmliche Thaten ausgezeichnet hatten; der dritte trug eine Menge berühmter Greise. Alle diese Personen waren prächtig aufgeputzt, und die Wagen von den geschicktesten Mahlern und Bildhauern verziert. Auf jedem Wagen war eine kurze lateinische Inschrift zu lesen; auf dem ersten: Wir werden seyn: auf dem zweyten: Wir sind; auf dem dritten: Wir sind gewesen. Die ernste Moral, die in diesen Worten lag, führte des Dichters Almanni Triumphgesang weiter aus, und ermahnte die Zuschauer, die schnell dahin fliegenden Jahre rühmlich zu benützen.

Um diesen Aufzug zu übertreffen, wurde von Lorenzo von Medici, des oft erwähnten ältern Lorenzo's Neffe, und Anführer der Gesellschaft, die den wieder ausschlagenden dürren Stamm eines Lorbers zum Sinnbilde hatte, der gelehrte Florentiner, Jacob Nardi, aufgefordert, einen noch schönern Triumph anzugeben. Dieser schlug eine Vorstellung der merkwürdigsten Zeitalter der Geschichte vor, die mit größter Pracht ausgeführt wurde. Der von Hirten begleitete Wagen des Saturnus und Janus eröffnete den Zug, und erinnerte an die frühste goldene Zeit. Priester und Opfergeräthe, und brennende Kandalabern umgaben den folgenden Wagen des Numa. An diese schloß sich der Wagen des Consuls Manlius Torquatus, hinter dem zwölf Senatoren zu Pferde, umgeben von Lictoren, die Fasces trugen, daher zogen. Dann folgte der Triumphwagen des Julius Cäsar mit Kriegern in kostbaren Rüstungen und bewaffneten Fackelträgern. Der fünfte, von Pferden mit Flügeln gezogene Wagen trug den Kaiser August; ihn begleiteten die Dichter, die seine Regierung verherrlicht hatten, mit Lorbern begränzt, aber freylich auch, weil man sie nicht anders kenntlich zu machen wußte, mit Binden umgürtet, auf die ihre Nahmen geschrieben waren; Hierauf folgte der Wagen des Kaisers Trajan, dem zwölf Doctoren der Rechte zu Pferde, in langen Kleidern und kleinen Pelzmänteln, die man für ein antikes Kostüme der Rechtsgelehrten hält, voraus zogen. Den Beschluß machte ein großer, mit vielen Figuren und Basreliefs verzierter Wagen, der eine colossalische Kugel trug, die die Welt vorstellte. Auf dieser lag tod hingestreckt, in eiserner verrosteter Rüstung, ein Mann, aus dessen gespaltenen Rücken ein kleines nacktes, ganz vergoldetes Kind hervorragte *). Dieß sollte das Ende des eisernen, und die Wiedergeburt des goldenen Zeitalters vorbilden, die man mit Leo's Thronbesteigung erlebt zu haben glaubte, und die auch Nardi's schöner Triumphgesang verkündigte.

Auch im folgenden Jahre, wo der Papst Leo selbst Florenz besuchte, und wo ihm zu Ehren eine Menge glänzender Feste gegeben wurden, hatte Nardi wiederum Gelegenheit, sein Talent zu solchen Erfindungen zu zeigen. Der Magistrat der Achte trug ihm auf, eine prächtige Maskerade anzugeben. Er wählte dazu den Triumph des Furius Camillus, und ließ unter dessen Begleitung auch den Mars und die Minerva, als Schutzgottheiten seines Helden, erscheinen. In das schöne Triumphlied, das Nardi zu diesem Aufzuge dichtete, wußte er auf eine feine Art das schmeichelhafteste Lob für den Papst Leo einzuweben. Er schien nur von Camillus zu sprechen, indem er beschrieb, wie ihn der Neid und sein undankbares Vaterland verfolgt hatten, bis dieses endlich in ihm seinen Erretter und Vater erkannte; aber wer hätte dabey nicht an Leo gedacht? Auch die begleitenden Götter gaben ihm Anlaß zu schmeichelhaften Anspielungen; er rühmte nicht nur die Tapferkeit, sondern auch die Liebe zu den Wissenschaften, nur sie, sang er, gäben den sterblichen Menschen unsterbliches Leben, weil nur Dichtkunst und Geschichte wie der Lorber, der nie seine Blätter verliert, ewig grünten; aber auch dabey dachten gewiß alle Florentiner an die Mediceer und nahmentlich an Leo, von dessen Liebe zu den Wissenschaften und Künsten man sich die glänzendsten Erwartungen machte.

Die hier angeführten Triumphe sind übrigens nur ein kleiner Theil jener alten Prachtaufzüge, wie die mehrmahls erwähnte Sammlung von Carnavals-Gesängen beweiset, welche eine große Menge von Liedern für solche Triumphe enthält. Aus diesen Gesängen läßt sich schließen, daß die Schauspiele, für die sie gedichtet wurden, zwar in Hinsicht der vorgestellten Sujets sehr verschieden, aber in Hinsicht der Behandlung derselben einander sehr ähnlich waren. Überall bemerkt man dasselbe Bestreben, durch Vermischung der Bilder der alten

*) Dem armen Kleinen, der diese Rolle spielte, bekam sie so schlecht, daß er bald hernach starb.

Geschichte und Mythologie mit Vorstellungen der modernen Sinnbildkunst sinnreiche Gedanken auszudrücken; überall zeigt sich, wie man auch in diesen Kunstproducten Ideen des wieder auflebenden classischen Alterthums mit den romantischen und geistlichen, aus den nächst verflossenen Jahrhunderten herüber gekommenen Ideen zu amalgamiren, und mit der absichtlich und planmäßig allegorisirenden Art und Kunst des Mittelalters die ungebundenere mit Symbolen spielende Manier der antiken Poesie und Kunst zu verbinden suchte. Es wäre daher gewiß nicht unbelohnend, wenn sich jemand mit einer genauern Untersuchung dieser Carnavals-Aufzüge beschäftigen wollte. Sie charakterisiren ein merkwürdiges Zeitalter, in dem sich der moderne Kunstgeschmack, an dessen Wiege sie uns gleichsam hinführen, zuerst entwickelte, und haben auf die dramatische und bildende Kunst nicht nur in Italien, sondern auch in Frankreich, Deutschland, und allen übrigen europäischen Ländern vielfältigen Einfluß gehabt. Selbst in den Aufzügen, womit im siebenzehnten Jahrhunderte die kleinen und großen Höfe unsers Vaterlandes ihre glänzendsten Feste feyerten, erkennt man noch deutliche Spuren der Vorbilder, welche jene alten Maskeraden aufgestellt hatten.

Dichters Morgengebeth.

Kühl weht des jungen Morgens Hauch,
In Flammen steht der Blüthenstrauch;
Er brennt und wird doch nicht verzehrt;
Es ist der Herr, der mein begehrt!

Es dampft das Thal von Opferduft,
Der Berge Rauch wallt in die Luft,
Der Blumen Weihrauch zieht empor,
Und schmetternd steigt der Lerchen Chor.

Wohlan, erweitre dich, o Brust!
Schau', Aug', umher mit reger Lust!
Auch mir hat Gott Gesang verlieh'n;
Wohl an, mein Sang, erhebe ihn!

Er ist es ja, der Gluth und Kraft
In allen meinen Adern schafft,
Der mich vor Tausenden erwählt,
Und mit dem Schönen hat vermählt;

Der Aug' und Ohr mir aufgethan,
Daß ich in's Heil'ge schauen kann;
Daß, was der alten Meister Hand
Erschuf, mir früh den Geist entbrannt;

Daß Wald und Wolke zu mir spricht,
Und Ros' und Frauenangesicht;
Daß über diese ird'sche Welt
Ein Wiederschein des Himmels fällt.

Er ist's, der früh mein Herz bewahrt
Vor falscher Thoren Lust und Art,
Daß ich zu schnöder Eitelkeit
Nie Ernst und Heil'ges hab' entweiht;

Daß ich die Demuth liebgewann,
Doch nimmer knien und räuchern kann;
Daß ich, wär's auch am Wasserquell,
Getrost zum Himmel schau' und hell.

Er ist's, der mit Gedank' und Bild
Mir den lebend'gen Sinn erfüllt;
Sey's geist-, sey's weltlicher Gesang;
Sein Segen ist's, wenn mir's gelang!

Ja, höchster, Alles dank' ich dir,
Des Lebens Schutz, des Lebens Zier,
Und flehe dich mit Inbrunst an:
Herr, führe mich auf rechter Bahn!

Gib Feind und Freund auf deiner Erd'!
Dem Freund und Feind sey Gut's beschert,
Und jede Brust voll Gram und Schmerz
Nimm bald, ach bald, ins Vaterherz!

Gib mir gesunden Geist und Leib;
Erhalte mir mein sittsam Weib;
Die ros'gen Kinder, froh und gut,
Befiehl in deiner Engel Huth!

Bewahr' uns unser Leben lang
Vor Gier nach Geld und eitlem Rang:
Ein frisches Herz, und Brod und Wein
Wollst du nach deiner Gnad' verleih'n!

Bewahre uns vor Sclavensinn;
Laß nie um Beyfall und Gewinn
Die heil'ge Harfe mich entweih'n;
Laß sie noch Trost des Greises seyn!

Laß, Höchster, so es kann gescheh'n,
Mein Lied nicht leer im Wind vergehn;
Gib, daß ich find' noch manche Weis',
Der Welt zur Lust, und dir zum Preis!

So kling' denn, Harf', so kling' Gemüth,
So lang' der Himmelsfunken glüht;
Doch lischt die Flamm' am heil'gen Herd,
Dann, Höchster, nimm mich von der Erd'.

Friedrich Kind.

Voltaire und sein Adler.

Voltaire liebte einen jungen Adler sehr, der im Schloßhofe zu Ferney an der Kette lag. Eines Tages biß sich der Adler mit zwey Hähnen herum, und wurde von ihnen schwer verwundet. Voltaire gerieth außer sich, und schickte sogleich einen Eilbothen nach Genf, mit dem Befehle, einen Thierarzt von erprobter Geschicklichkeit herbey zu hohlen. In seiner Ungeduld that er nichts weiter, als daß er abwechselnd an das Behältniß, in dem der Adler war, und wieder ans Fenster trat, und den Blick auf die Straße nach Genf heftete; endlich wurde er seinen Bothen gewahr, der den sehnlichst erwarteten Aesculap vor sich auf dem Sattel hatte: er stieß ein freudiges Geschrey aus, flog ihm entgegen, empfing ihn auf das artigste, und verschwendete Bitten und Versprechungen an ihn, um ihn

für seinen Kranken zu interessiren. Der Quacksalber, der über diesen Empfang, den er gar nicht gewohnt war, erstaunte, untersuchte sogleich die Wunden des Adlers, während dem der ängstliche Voltaire seine Blicke starr auf seine Augen heftete, um in ihnen Furcht oder Hoffnung zu lesen. Der Arzt erklärte mit weiser Miene, daß er erst am andern Tage einen Ausspruch thun könnte, versprach morgen wieder zu kommen, und ging seiner Wege, nachdem er sehr gut bezahlt worden war. Bis zum folgenden Tage lag Voltaire auf Dornen. Endlich wird die Sache dahin entschieden, daß man nicht für das Leben des Adlers stehen könne. Neue Quelle von Kummer und Besorgniß! Die erste Frage, die Voltaire jeden Morgen an seine Aufwärterinn, die Magdalena hieß, wenn sie ihn weckte, that, war immer: „Wie geht es meinem Adler?" — So, so, lieber Herr, so, so! lautete beständig die Antwort. Endlich eines Tages antwortete ihm Magdalena mit lautem Gelächter: „Ach! lieber Herr, Ihr Adler ist nicht mehr." — Wie? er ist wieder gesund? O das ist schön! — „Behüte Gott! er ist todt." — Todt! mein Adler todt! — „Wahrhaftig, lieber Herr, das Thier war so mager! es ist besser, daß es todt ist." — Was? rief Voltaire wüthend aus; weil es mager war? das ist ein schöner Grund! so könnt ihr mich nur auch gleich tödten, weil ich mager bin. Die Bübinn die, lacht da über den Tod meines armen Adlers, weil er mager gewesen ist!.... Fort, den Augenblick mir aus den Augen! — Madame Denis sprang auf das Geschrey ihres Onkels herbey, und fragte ihn um die Ursache seines Zornes. Voltaire erzählte ihr die ganze Sache, und rief immer dazwischen aus: „Mager! mager! so muß man mich auch tödten, mich auch...." Endlich bestand er darauf, daß Magdalena augenblicklich fortgeschickt würde. Die nachgiebige Nichte that, als wenn sie gehorchte; befahl aber dem armen Mädchen, sich im Schlosse versteckt zu halten. Erst nach Verlauf zweyer Monathe fragte Voltaire, wie es ihr ginge? - - „Sie ist sehr unglücklich, gab ihm Madame Denis zur Antwort; sie konnte in Genf kein Unterkommen finden, sobald man dort erfuhr, daß sie in Ferney fortgeschickt worden sey." — „Das ist ihre Schuld, erwiederte Voltaire, warum lachte sie über den Tod meines Adlers, und spottete darüber, daß er mager gewesen wäre!.... Indessen soll sie nicht verhungern; lassen Sie sie zurück kommen, aber sie soll sich in Acht nehmen, mir vor die Augen zu treten." — Ach! lieber Onkel, sie wird sich wohl hüthen. — „Daran thut sie klug." — Magdalena ging also aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und vermied es sorgfältig, ihrem Herrn in den Weg zu kommen. Eines Tages traf es sich aber doch, daß Voltaire, als er eben vom Tische ging, ihr begegnete. Magdalena war überrascht, erröthete, schlug die Augen nieder, und stammelte einige Entschuldigungen hervor. „Ach! sprechen wir nicht mehr davon, antwortete ihr Voltaire; aber merke dir es, daß man nicht alles zum Tode verdammen muß was mager ist."

Notitzen.

Wien. Der Schauspieler und Schauspieldichter Herr F. W. Ziegler, hat sein neuestes Vaterländisches Schauspiel: Thecla die Wienerinn, dem Herren Bürgermeister, Räthen, und der sammtlichen Bürgerschaft Wiens, zum Zeichen seiner Ergebenheit und Dankbarkeit, für das ihm während seines fünf und zwanzig jährigen Aufenthalts allhier bezeugte Wohlwollen, zugeeignet.

Die in der k. k. Menagerie zu Schönbrunn sich befindlichen Känguruh's vermehren sich sehr leicht und häufig, so eben befindet sich ein junges wieder in dem Beutel seiner schon hier gebornen Mutter. Sie sind so zahm, daß sie Brod selbst von Fremden aus der Hand fressen. Das Kleine verläßt zu Zeiten seinen Beutel, begibt sich aber bald wieder hinein, und nur sein Kopf und seine langen Hinterfüße sehen aus selben heraus. — Die beyden Elephanten haben sich im vorletzten und letzten Sommer öfters begattet, und dadurch eine Aufgabe gelößt, über die die Naturforscher bis itzt immer im Zweifel waren. Ohngeachtet das Weibchen nicht trächtig zu seyn scheint, so haben sich bey ihr doch seit dieser Zeit die beyden am Vordertheile der Brust befindlichen Zitzen vergrößert, und geben häufig Milch von sich. — Ein kleiner Dachshund ist noch immer der Gefährte des Leopards; er neckt denselben unaufhörlich, verbiegt sich, wenn es kalt ist, unter seinem Bauch, reißt ihm mit Gewalt den Bissen aus dem Munde, und alles dieses leidet das edle Thier mit beyspielloser Geduld, wahrscheinlich aus dem Triebe zur Geselligkeit.

Holland. Die Gesetze eines Volkes sind ein wichtiger Theil seiner Sittengeschichte. Nach dem neuen peinlichen Gesetzbuche des Königreichs Holland werden Hochverrath, beabsichtigter Mord, auch Kindermord, Mordbrennerey, gewaltthätiger Raub, Falschmünzerey und Nothzucht mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafe ist entweder durchs Schwerd, oder noch entehrender, durch den Strang. Mannspersonen werden an den Galgen gehängt, Weibspersonen an einem Pfahl erwürgt. Leichten Diebstahlen, auch Kinderraub, stehen Geisselung, Brandmarkung und Verbannung bevor. Muthwillige Bankerotirer werden an den Schandpfahl gestellt, ehelos erklärt, mit Gefängniß oder Verbannung belegt. Zu den entehrenden Strafen Hollands gehört auch noch das Schwingen des Schwerdes über dem Kopf des Verurtheilten.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 46. — 18. Aprill 1809.

Über die alt Englischen Balladensänger oder Minstrels.

Nach Percy.

Die Minstrels kann man als die Nachfolger der alten Barden ansehen, die Dicht- und Tonkunst zugleich übten, und selbst gedichtete Lieder zur Harfe absangen. Wie sehr die Britten ihre Barden in Ehren hielten, ist bekannt; und nicht minder wurden die Skalden von den Skandinavischen Völkern hoch geachtet. Man verehrte ihre Kunst als etwas Göttliches, ihre Personen wurden für heilig gehalten, sie waren die Begleiter der Könige, und allenthalben wurden sie mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäuft; kurz, man zollte ihnen die rohe Bewunderung, die jedes barbarische Volk, denen bezeigt, die sich durch geistige Bildung auszeichnen. Als die Sachsen das Christenthum angenommen hatten, verlor sich in dem Maße, wie die Wissenschaften sich verbreiteten, diese rohe Bewunderung, und die Dichtkunst war nicht länger auf einen Stand beschränkt. Dichter und Sänger oder Minstrel *) wurden zwey Personen. Die Dichtkunst ward ohne Unterschied von allen durch die Wissenschaften Gebildeten getrieben, und viele von den beliebtesten Volksgesängen wurden in den Klöstern gedichtet. Jedoch fuhren die Minstrels fort, einen eigenen Stand zu bilden, und sie erwarben sich ihren Unterhalt damit, daß sie in den Häusern der Großen zur Harfe Lieder absangen. Hier wurden sie noch immer gastfreundlich und ehrenvoll aufgenommen, und es blieben ihnen manche von den Auszeichnungen, die den Barden und Skanden, ihren Vorgängern, ein so großes Ansehen gaben. Auch verfertigten noch viele, obgleich einige von ihnen fremde Lieder recitirten, ihre Gedichte selbst, und wahrscheinlich konnten sie alle bey Gelegenheit einige Verse aus dem Stegreife dichten.

Von der außerordentlichen Achtung, worin die Minstrels bey den alten Sachsen und Dänen standen, und welche Vorrechte sie genossen, hiervon finden sie in der ältesten Englischen Geschichte zwey sehr merkwürdige Beyspiele:

Als der große König Alfred die wahre Beschaffenheit des Dänischen Heeres, das sein Reich überfallen hatte, auszuforschen wünschte, nahm er die Tracht und den Nahmen eines Minstrels an, und begab sich, nur von einem Diener, der ihm die Harfe trug, begleitet, mit völliger Sicherheit in das Dänische Lager. Und ob man gleich in ihm den Sachsen nicht verkennen konnte, so ward er doch als Minstrel gastfreundlich empfangen; er spielte vor dem Könige während der Tafel, und verweilte sich lange genug, um den Angriff aus-

*) Minstrel kommt vom Französischen ménéstrier, und ward in England erst seit der Normannischen Eroberung gebräuchlich. Ménéstrier kommt von ministerialis, welches einen Adelichen bezeichnet, der Hofdienste thut. Daß in den ältern Zeiten der Adel die Dichtkunst häufig liebte, ist bekannt.

zusinnen, der nachher den Dänen den Untergang brachte. Dieß geschah im Jahre 878.

Etwa sechzig Jahre später bediente sich ein Dänischer König derselben List, um das Lager des Königs Athelstan auszukundschaften. Mit seiner Harfe in der Hand, und als Minstrel gekleidet, ging Anloff, der König der Dänen in das sächsische Lager; er nahm seinen Stand nahe beym königlichen Zelte, hub an zu spielen, und ward sogleich vorgelassen. Hier unterhielt er nun Athelstan und die Großen des Reichs mit seinem Spiel und Gesang, und ward zuletzt mit einem ansehnlichen Geschenke beehret. Anloff vergrub das erhaltene Geld, aus Ehrgefühl oder Aberglauben; ein Soldat ward es gewahr, und dieß gab Gelegenheit, die Kriegslist zu entdecken, die nun glücklich vereitelt wurde.

Selbst noch während der Regierung Eduard II. fanden die Minstrels leicht Zutritt zum Könige, wie eine Stelle aus Stow's Survey of London beweist, die so lautet:

„Im Jahre 1316 feyerte Eduard der Zweyte das Pfingstfest zu Westmünster in der großen Halle; und als er mit seinen Pairs an der Tafel saß, da erschien eine Frauensperson, wie ein Minstrel festlich gekleidet, auf einem stattlichen und schön geschmückten Pferde, wie die Minstrels zu haben pflegen, und ritt um die Tische herum, allerley Kurzweil treibend; zuletzt kam sie an die Tafel des Königs, legte einen Brief vor ihn hin, lenkte dann schnell das Pferd um, empfahl sich jedermann und ritt davon." — Der Brief enthielt eine Vorstellung an den König, wegen die übermäßigen Gunstbezeugungen, die er an seine Lieblinge verschwendete, und wegen der Zurücksetzung seiner Ritter und getreuen Dänen.

Man hatte für die Überbringerinn die Kleidung eines Minstrels gewählt, weil diese einen freyen Zutritt gewährte *), und eine Frauensperson hatte man vermuthlich darum unter diesem Anzug verborgen, um den Unwillen des Königs zu entwaffnen.

Im vierten Jahre der Regierung Richard II. (1381) errichtete Johann von Gaunt zu Tutbury in Staffordshire, einen Gerichtshof der Minstrels (a Court of Minstrels), mit der Vollmacht, innerhalb der fünf benachbarten Grafschaften den Minstrels Gesetze zu geben, ihre Streitigkeiten zu schlichten, und diejenigen zu verhaften, die von dem Gerichtshofe, der jährlich den 16. August gehalten wurde, zu erscheinen sich weigerten. Ein Freyheitsbrief gab ihnen das Recht, einen König der Minstrels sammt vier Beamten zu ernennen, die das Präsidium führten. Diese wurden jährlich mit vielen Feyerlichkeiten gewählt.

*) Als man den Thürstehen Vorwürfe machte, daß er sie vorgelassen, antwortete er: „Es sey im königlichen Pallaste nicht Gebrauch, den Minstrels den Zutritt zu verwehren."

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatten die Minstrels alles Ansehen verloren, und waren in der öffentlichen Meinung so tief gesunken, daß im 39. Jahre der Regierung der Elisabeth eine Verordnung erlassen wurde, nach welcher „herumstreifende Minstrels" mit unter den Gaunern, Landstreichern begriffen waren, und als solche gestraft werden sollten. Diese Acte schien dem Gewerbe ein Ende gemacht zu haben, denn nach dieser Zeit wird ihrer nicht mehr gedacht.

Der Feyenball.

(Nach dem alt Englischen.)

Im Eyland der Britten, zu Arthurs Zeit,
Als jede Mondmitternacht wurde gefeyt,
Lebt Edwin, genannt von der Anen,
Inwendig ein treues und ehrliches Blut,
Das Köpfchen voll Sinn und das Herzchen voll Muth,
Doch häßlich von außen zu schauen.

Ein spitziger Höcker erhub ihm den Zopf
Sechs Zoll in die Höh' an dem hinteren Kopf,
Und einige sagten gar sieben;
Trotz allem indeß, was das Schicksal gethan,
Dem Armen zu sperren die minnige Bahn,
Erkühnt' er sich, zärtlich zu lieben.

Die schöne Lenore berückt' ihm das Herz;
Er klagt' ihr umsonst seinen brennenden Schmerz;
Ihr Mitleid nur konnt' er gewinnen;
Deß freute sich daß ein gedrechselter Wicht,
Sir Tomling, genannt mit dem schönen Gesicht,
Sein Gegenbild außen und innen.

Der arme Verhöhnte, voll Jammer und Pein,
Lief aus in die Haide bey mondlichem Schein,
Stets weiter, und weiter, und weiter —
Da naht' er dem Erlenwald hinter dem Moor,
Wo Feyen und Elfen in luftigem Chor
Zur Mitternacht hausen so heiter.

Sein Herzchen war müde, sein Köpfchen verwirrt,
'S war spat, es war fern, und vom Wege verirrt
Fleht leis' er, daß Gott sich erbarme —
Da zeigt sich ihm plötzlich ein bergendes Dach,
Er schleppt sich hinein, und im öden Gemach
Sinkt bald er dem Schlaf in die Arme.

Doch kaum ruht er aus vom ermüdenden Lauf,
Gleich reißet ein Sturmwind die Thüren weit auf,
Und unter ihm dröhnt es im Grunde;
Und wie er die Augen eröffnet mit Graun,
Sind hundert Kronlichter oben zu schau'n,
Und hundert umher in der Runde.

Und lauter und lauter umschallen sein Ohr
Bald einzelne Töne, bald Stimmen im Chor,
Bald rauschende Schwingen im Fluge;
Es wandelt, es schreitet, es schwebet, es fliegt,
Und näher und näher dem Ort, wo er liegt,
Kommt's tanzend im lustigen Zuge.

Traun! nimmer, ihr Schönen, war irgend ein Ball
So glänzend, so reich und so bunt, wie der Schwall,
Den hier er mit Augen erspähte.
Die blumigen Felder verliehen ihm Duft,
Der Ocean Perlen, Gefieder die Luft,
Und seidene Stoffe die Städte.

Wie guckte Sir Edwin, und staunte dem Spuck,
Als jetzo der Führer im fürstlichen Schmuck
Ihm rief mit bedrohendem Pochen:
„Wer unter den Menschen, beladen mit Qual,
„Beflecket mit seufzendem Hauche den Saal,
„Hier tief in der Ecke verkrochen?"

Der Jüngling, den Liebe gefangen nur hält,
Nicht achtend den übrigen Zauber der Welt,
Erwiedert ihm gleich ohne Grauen:
„Noch Vorwitz, noch Frechheit, noch Missethat schwer
„Hat mich aus dem Wege geführet hieher,
„Der Mitternacht Tänze zu schauen.

„Verzweiflung und Reue, Verwirrung und Scham,
„Verschmäheter Liebe verfolgender Gram
„Verirrt' auf der Haide mich Armen!" —
— „Gut!" rief ihm der König, „wir Elfen sind nicht
„Ungnädig dem Fremdling, der Wahrheit nur spricht;
„Dein Schicksal erregt mein Erbarmen.

„Richt' auf hier dein niedergeschlagenes Herz!
„Mir lasse getrost, dir zu lindern den Schmerz!
„Nimm Theil an den Freuden der Feyen!
„Weil meine Titania tanzet mit mir,
„Nimm dort das Titynchen, und fröhlich mit ihr
„Durchtanze die schimmernden Reihen!"

Er sprach's, und sogleich mit der Königinn-Fey
Walzt jenem voran er, juchheisa! juchhei!
Wohl lustig im Strome der Töne;
Die Elfen und Elfinnen rauschen ihm nach,
Und wirbelnd mit Edwin durch's helle Gemach
Fliegt fröhlich Titynni, die Schöne.

Am Ende des Tanzes darbiethet ein Mahl,
Bereitet im schimmernden tönenden Saal,
Was Gaumen und Herz nur begehret;
Die Tellerchen fliegen von Hand zu Hand,
Mit Klang wird gefüllet das Glas bis zum Rand,
Mit hellem Getlinge geleeret.

Und endlich fängt an zum festlichen Klang,
Elfkönig zur Ehre, der Lieder Gesang
Von Thaten vergangener Tage;
Zuletzt, zu erreichen das heimliche Ziel,
Beginnen die Puck' und die Kobold' ein Spiel,
Auf Oberon's Wink, um's Gelage.

Im bunten Gewimmel, im tollen Gemisch
Umhüpfen sie drollig gestaltet den Tisch
Mit tausend Grimassen und Possen:
Der grinzet als Affe, der meckert als Bock,
Der zupft an der Schürze, der pricklet am Rock,
Den klatschenden Tafelgenossen.

Bis einer darunter, Knecht Robert genannt,
Als nächtlicher Kneiper der Mädchen bekannt,
Freund Edwin den Höcker umwindet,
Und zieht in die Höhe zum Balken ihn risch
Hoch über den laut auflachenden Tisch;
Und droben den zappelnden bindet.

„Ach!" rief er betäubt von dem plötzlichen Flug,
„Ach! löset mich wieder, der Sprung sey genug;
„Sonst schnüren entzwey mich die Seile!"
Doch Oberon lacht ihm mit freundlicher Huld:
„Geduld, lieber Edwin, ein wenig Geduld!
„Das alles geschieht dir zum Heile."

Jetzt setzte die Dämm'rung dem Spucke das Ziel;
Er endigte plötzlich das gaukelnde Spiel,
Das baß der Versammlung behagte;
Der Wirbelwind, welcher hinein sie gebracht,
Schwang wieder hinaus sie mit stürmender Macht;
Es krähte der Hahn, und — es tagte.

Und als sie von dannen geflüchtet der Strahl,
Erlöschten die Lichter gesammt in dem Saal;
Und endlich, wie alles von hinnen,
Fiel Edwin vom Balken im Finstern herab,
Fest glaubend zu finden am Boden sein Grab,
Betäubt und nicht völlig bey Sinnen.

Doch kaum ward es hell, so entsprang er dem Burg,
Und fühlte sich leichter sogar nach dem Sturz,
Und kühner als je noch zum Lieben,
Denn Dank seiner Treue, so bieder und baß,
Und daß er geduldig ertragen den Spaß —
Sein Höcker war oben geblieben.

Er tanzte zu Hause nun mehr als er ging,
Wo jeder ihn grüßend mit Staunen empfing:
Bald lief die Geschichte wie Feuer.
Lenore den Fernen kaum höckerlos sah,
So trat sie ihm näher, und kaum war er nah,
So ward ihr der Nahende theuer.

Als dieses voll Grimm Ritter Tamling gesehn,
Gedacht' er ein Ähnliches auch zu bestehn
Mit Elfen und Feyen im Spiele.
Bey fallendem Thau geht er Abends hinaus,
Geht weiter, und weiter, und findet das Haus,
Und schlüpfet hinein auf die Diele.

Und kaum ist er da, fängt es an wie zuvor,
Weit auf schlägt ein Wirbelwind wieder das Thor,
Es rauschen zur nähmlichen Stunde
Die lustigen Schaaren im Tanze herein;
Den tönenden Saal hellt der Kerzenlichter Schein,
Und bebend erdröhnt es im Grunde.

Zu Stacheln sträubet dem Feigen das Haar
Der Anblick der schauerlich schwebenden Schaar;
Und Oberon naht sich im Grimme:
„Hier birgt sich ein Mensch mit verpestendem Hauch;
„Knüpft auf an den Ring den vermessenen Gauch!"
So ruft seine drohende Stimme.

Der arme Sir Tamling versuchet durch Fleh'n
Der Strafe des knüpfenden Strangs zu entgeh'n,
Und jenen zum Mitleid zu rühren;
Und schluchzend betheur't er mit thränendem Schwur,
Er hab' in der Nacht sich verirrt auf die Spur
Zu diesen verborgenen Thüren.

„Ha! niedrige Memme," ruft Oberon laut,
„Elfkönig dir tief in das Innerste schaut,
„Und liest drin, warum du gekommen.
„Die Absicht ertheilt uns zum Strafen schon Recht,
„Dein Zittern und Lügen, erbärmlicher Knecht,
„Hat uns auch das Mitleid benommen."

Er winkt; und der Wisch, der mit irrendem Licht,
Verleitet den Wandrer, faßt schleunig den Wicht,
Und knüpft ihn zum Ballen mit Strangen;
Da zappelt er über dem spottenden Tisch,
Gleich einem im Rauch' aufgehangenen Fisch,
Wo Edwin vor ihm schon gehangen.

Und wieder beginnet das Fest wie zuvor;
Man walzet hinauf und hinab, und der Chor
Singt Lieder mit lautem Gelache;
Und während es dauert — es dauerte lang —
Hält fest meinen Ritter der knüpfende Strang
Am Ballenring unter dem Dache.

Am Ende kräht wieder der morgende Hahn;
Die Lichter erlöschen; es schwindet der Wahn;
Zur Nacht sind die Elfen nur munter.
Sie brausen im Wirbelwind wieder heraus,
Und dunkel und leer ist das schaurige Haus;
Da purzelt Sir Toming herunter.

Starr liegt er am Boden und harret bis Tag,
Enthebt sich dann endlich der schmerzlichen Lag',
Und sucht, was er wohl sich erpurzelt?
O weh! Was entdeckt er? — Den Höcker, den dort
Held Edwin gelassen, trägt keuchend er fort,
Ihm tief in den Rücken gewurzelt.

Baggesen.

Bemerkungen.

Je schöner ein junges Frauenzimmer ist, desto größern Gefahren ist es ausgesetzt.

Das Vergnügen eines Abends ist nicht selten die Reue eines ganzen Lebens.

Ein Mädchen, das nichts als schön ist, hat nur Anbether, und keine Freyer.

Die Männer sind bloß bey den Weibern verwegen, die von ihnen im Herzen verachtet werden.

Aphorismen.

Die Besserung des Menschengeschlechts hängt hauptsächlich von den Frauen ab; bedienten diese sich aller der Macht, die ihrem Zauber und ihren Reitzen zu Gebothe steht, so würde kein Mann es wagen, sich ihnen zu widersetzen, zumahl wenn alles das, was sie verlangten, ehrenvoll und rühmlich wäre.

Eine gewisse bekannte Tugend wird in unsern liederlichen Tagen für so äußerst ungesund gehalten, daß man sich — aus Liebe zur Gesundheit, frisch weg und in der größten Geschwindigkeit zu ruiniren pflegt.

Johannes Eremita.

Notizen.

England. Der außerordentliche Wohlstand, welchen Englischer Kunstfleiß über alle Theile des Landes verbreitet, ist bekannt. Das Städtchen Paisley, nicht weit von Glasgow in Schottland gelegen, gibt davon ein interessantes Beyspiel. Dieser Ort war vor ungefähr 100 Jahren sehr unbedeutend, hatte kaum über 4000 Einwohner. Gegenwärtig ist die Bevölkerung auf 35,000 Seelen gestiegen. Von den Einwohnern sind in den Muselin- Seide- und Wollenbandfabriken, in den Baumwollen- und Zwirnspinnereyen, in den Branntweinbrennereyen, Eisengießereyen u. s. w., 29,000 Arbeiter beschäftiget, und der Betrag der jährlich für den Handel fabricirten Waaren, beläuft sich auf 1,253,501 Pf. Sterling.

Aus Frankreich. Bekanntlich ließ Friedrich II. seinem zu Toulon verstorbenen Freunde, dem Marquis d'Argens, ein Monument mit der Inschrift: Veritatis amicus, erroris inimicus, zu Aix errichten. Die dortigen Zeloten, da es ihnen nicht gelungen war, den philosophischen Marquis noch auf dem Sterbebette zu bekehren, wollten doch den Ruhm, ihn bekehrt zu haben, nicht einbüßen, und machten eine barbarische Inschrift ihres Zweckes würdig. Dieß Denkmahl hatte seit der Französischen Revolution wunderliche Schicksale. — Als die Klöster zerstört wurden, ward dieß Mausoleum abgerissen. Weil die Inschrift auch von einem Marquis, einem Kammerherrn, sogar von einem Könige sprach, änderte man das Mausoleum in ein Monument élevé à la republique um, und setzte einen Genius mit einer Trompete darauf, gelehnt auf eine Weltkugel, die aber nur die Städte Aix und Marseille zeigte. So prangte das Todten-Monument in der Municipalität von Aix, bis Napoleon den Kaiserthron bestieg. Da fand man das Denkmahl einer verschwundenen Republik überflüssig; und der Magistrat von Aix beschloß, es in der Geschwindigkeit zu einem Denkmahl Napoleons zu machen, die Weltkugel in ein Medaillon des Kaisers, und die blecherne Trompete des Genius in einen Lorberkranz zu verwandeln. Schwerlich dachte Friedrich daran, der Bürgerschaft von Aix zu einem Denkmahl des Unterdrückers der Preußischen Monarchie zu steuern, als er seinem Freunde, dem Philosophen d'Argens, ein Todtenopfer bringen wollte.

Paris. Das schöne Kloster von Clairvaux, vom heiligen Bernard gestiftet, und der ältere Bruder jenes von Citaux (Cistertium) wird nun seiner ursprünglichen Bestimmung wieder gegeben; es wird wieder ein Zufluchtsort für Verarmte, für alle, welchen die Welt ihre Wechsel auf Glück protestirte: ein Dépot de mendicité. So werden in Frankreich mehr als hundert verlassene Klöster und Schlösser auf diese Art benutzt, und während der Arme ein schützendes, pflegendes Obdach findet, sieht sich die Gesellschaft von einer großen Last gereinigt und befreyt. Der Staat gibt die Gebäude her; jedes Departement bestreitet durch eine gewisse Zahl additioneller Centimes (das ist, auf jeden Frank ordentlicher Steuer werden 2 bis 4 Centimes zu außerordentlichen Ausgaben geschlagen), die Kosten der Verpflegung jener Unglücklichen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Donnerstag, den —— 47. —— 20. Aprill 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Wer von Tarragona durch Valencia nach Madrid geht, will vierzehn Tage reisen. Aber dazu braucht es dann noch mancher Vorbereitung, mancher Einrichtung; der Calesero muß erst aufgefunden, Calesin und Mula untersucht, ein mündlicher, doch förmlicher Contract so wohl um Preis als Zeit der Fahrt errichtet, und darin noch mancher Vorbehalt und manche Klausel nicht vergessen werden. Jeder Calesin hat hintenan ein Bret zum Aufstehen. Unter diesem hängt ein Netz, das allenfalls zwey Mantelsäcke fassen kann; doch wenn ihr euerm Charon nicht auf jedem Tritte nachseht, geht es euch wie uns: er wickelt seinen eigenen Bettelsack in den Verschlag, packt eure Sachen oben auf, und setzt sich, wenn die Lust ihm ankommt, ganz gemächlich selbst darauf, bis Wäsche, Bücher, Büchsen, Stiefeln und der ganze Inhalt, flach gedrückt, euch ein zu spätes „ecce homo" komisch jammernd auspreßt.

Still und klar, und spiegelhelle fließt der Ebro bey Amposta in das Meer. Zwey Leguas weiter liegt San Carlos, ein vor dreyßig Jahren zur Bevölkerung der Küste angelegter Flecken, und nach diesem trennt ein Fluß das Königreich Valencia vom Fürstenthume Katalunien. Ein Scheideblick gebührt dem schönen Lande, das wir jetzt verlassen, ehe wir uns zu seinen Nachbarn wenden.

Von den Göttern kommt das Gute. Herder fängt beym Himmel an: der reine, blaue, schwimmt in holder Fülle segnend über Catalunia, und seiner Sonne goldener Strahlenregen rieselt jeden Morgen neue Anmuth auf die blühende Natur. Das Land ist bergig; schweizeralpenmäßig liegt z. B. Monserrate, Muttergotteswundern heilig, in die Wolken reichend, da. Doch diese Massen, diese Höhen, bergen manches Tempe; ihnen selbst entsprießt, statt Moos, Lavendel, Rosmarin und Thimian. Des Bodens Fruchtbarkeit ist groß; Oliven, Wein, Citronen, Mandeln, Feigen, Maulbeeren, Apfelsinen wechseln mit des Nordens Früchten und Gemüsen ab. Die stärkste Ausfuhr hat in dem Artikel Branntewein Statt, der nach den kalten Ländern geht. Der Fischfang ist der ganzen Küste nach beträchtlich, und besonders die Sardine, kleiner als der Häring, vielleicht eine Art von Anchoe, schmeckt trefflich, und gewährt den ärmeren Classen einen leicht erworbenen Nahrungszweig. Getrocknet und in Menge durch das ganze Land verführt, wird auch der bacallao (Stockfisch?); bald im Wasser aufgeweicht, gekocht, und bald ganz trocken auf dem Roste gebraten, ist er eine stets bequeme, meistens willkommene Speise für den ordinario, den calesero und den arriero; schwerlich wird ihm aber unter dieser Zubereitung, auch der nicht verwöhnte Fremdling einen Vorzug zuerkennen.

Die größere Hälfte Kataluniens, die schönere, liegt hierseits Tarragona; jenseits soll der Mangel süßer Quellen wesentlich die Schuld des reducirten Erdensegens tragen. Da verschwindet schon der Pomeranzen-Baum, und macht dem algorrobo (Johannisbrod-Baum), der carrasca (Art Steineiche) Platz, die, kühn zu Wäldern angewachsen, Schatten düstern Einerley's auf unbewohnte Strecken wirft.

Der Katalaner selbst ist thätig und industriös, der Wirth und Fuhrmann Spaniens; fast in jeder Gegend findet man venteros dieses Volkes, immer ihrer Kleidung, Lebensart und ihren Sitten treu. Als Kutscher fahren sie von einer Stadt zur andern, manchmahl bis Lyon und nach Turin. Oft bleibt ein solcher zwey, drey Jahre aus, kommt oft mit vollem Beutel, oft auch ohne Wagen, ohne Maulthier, ohne Geld zurück, und fängt gelassen seine Wirthschaft noch einmahl von vorne an.

Im Auge stolzer Urprovinzenbürger steht der Katalaner eben nicht schlecht, doch nicht so gut er es verdiente, wenigstens als eine ganz gemeine Menschen-Race, angeschrieben, weil so oft der Wahn die arbeitsame Biene trägen Hummeln nachsetzt, und den Müßiggänger um das Faullenzvorrecht höher schätzt.

Daher liebt auch der Katalaner meistens nur sein Katalunien als Vaterland, und hängt an seiner Sprache und seinen Gebräuchen, und an der politisch-Katalanischen Verfassung seines Erdfleckes, sehr fest, auch wird er von seinem Kronherren, der ihn als ein zugewandtes Volk, als eine ihm durch Umfang, Abtrag und Bevölkerung höchst wichtige Provinz, aus Begünstigung und landesväterlicher Milde liebreich behandelt. Katalunien hat sich daher noch manches schöne Vorrecht ehrenvoll behauptet. Eines seiner wichtigsten bestehet wohl in der Befreyung vom gezwungenen Dienste. Wenn der König nähmlich Leute braucht, so werden sie als Beytrag zwar verlangt, doch nie gewaltsam oder durch Conscription ausgehoben, alsdann trägt ein jeder gern und willig nach Vermögen zu den Summen bey, mit denen sich durch Werbung die begehrte Mannschaft bald zusammen findet. Ein Recrut wird in der Regel mit zweyhundert Thalern, oft mit zwanzig Unzen ausgesteuert. Der größere Theil des Capitals bleibt in den Händen der betreffenden Administration, und wird zu Ankauf eines Grundstückes angelegt, auf das die Mutter oder ein Verwandter des Geworbenen so lange zieht, als seine Dienstzeit währet. Kommt der Krieger einst zurück, so winkt ihm Eigenthum, und Ruhe und Friede an dem selbst erworbenen Herde auf dem Boden der geliebten Heimath.

Des Landes Sprache ist sehr nahe verwandt mit der des Rousillon, und ein Gemische von Italienischem, echt Kastilianischen und Französischen; ein an sich ganz eigenes Patois. Dennoch dürfte man, bey allen Abweichungen der verschiedenen Dialecte und Grammatiken, der ganzen Küste nach den Grundzug einer ältern, allgemeinern Mundart finden, deren Heimweisung wohl vor die Maurische Epoche hingehört, und wieder als Beleg der frühern Geschichte dieser Gegend gilt. In Acten und in Schulen wird zwar wohl, laut höherer Verordnung, das Kastilianische geschrieben und gelehrt; allein in dem gemeinen Leben übt noch immer der Provincialismus sein verjährtes Recht.

Die Katalanerinn, ein liebliches Gebilde, dieses Südens schönste Blume, ist ein süßes, blasses, schmachtendes Geschöpf. Die Zartheit heiliger Empfindung paart sich hier mit allem Feuer heißer Zonen, aber treuer, reiner liebt die die Katalanerinn als ihre Schwestern in Valencia und Andalusien.

(Die Foetsetzung folgt.)

Die Bauleute.

(Aus einer noch ungedruckten Oper) *).

Dee Meistee

In den Höhlen haust der Wilde,
Der Nomade wohnt im Zelt;
Aber die Cultur, die milde,
Wallt verschönend durch die Welt.
Sinnend impft sie zartes Leben,
Auf des Daseyns cauhen Stamm,
Heißt Pallaste sich erheben,
Aus der Erde Schutt und Schlamm.

Chor.

In die finstre Erde senken,
Wir der Grundung sichern Stein,
Und so mags der Mensch bedenken,
Wenn sein Werk ihm soll gedeihn.

Der Meistee.

Nimmer ohne Kampf und Streben,
Wied ein groſses Weet erzielt.
Drum ist uns die Kraft gegeben,
Die dem Element befiehlt;
Sieh! der Fels verlaßt sein Bette,
Wenn des Meisters Ruf erschallt.
Und zu der gewählten Statte,
Wandert der gefallte Wald.

Chor.

Ohne castlos kühnes Ringen,
Steht die Zukunft ewig still.
Sein Geschick muß er bezwingen,
Wenn der Mensch sich adeln will.

*) Der Berggeist, oder Schicksal und Treue.

Der Meister.

Wo der Wille schaffend waltet,
That an That symmetrisch reiht,
Prangt die Wildniß umgestaltet,
Wird der Traum zur Wirklichkeit.
Endlich ragt der Bau vollendet,
Kühn empor zum Himmelszelt,
Und des Meisters Ruhm versendet,
Die Bewund'rung durch die Welt.

Chor.

Heische des Friedens Festgebäude
Auch des Opferkampfes viel:
Die Vollendung ist die Freude,
Und die Ruhe weilt am Ziel.

K. v. Lohbauer.

Musikideen.

Die Musik hat die Stimmen der Natur in ihrer Verwaltung; sie beherrscht das Gefühl, wenn Mahlerey die Imagination begeistert, sie quillt aus dem Innern ins Innere, wenn Mahlerey Formen nachbildet; sie wandelt durch die Reihenfolge der Empfindungen, Mahlerey findet sich in firirte Darstellung des Moments begränzt; sie ist ein Nach- und Widerhall der Wesentlichkeit, Mahlerey ein Abglanz und Widerschein der Erscheinung. So leer auch und so schädlich dem Genuß und der Vervollkommung jeder Eifersuchtsstreit zwischen den einzelnen Gaben und Künsten des Bildens und Wissens ist, so gibt es doch eine Skala ihrer Verwandschaft mit dem Wesen, diesem uns ewig wichtigen und hienieden stäts räthselhaften Urquell des Wahren. Auf dieser Skala steht die Musik dem Urquell näher, als der Mahlerey; denn sie gewährt unmittelbare Wechselberührung des Wesens.

Es gibt aber auch eine Skala der bildenden Thätigkeit für eben diese Gaben und Künste; sie bestimmt die Stellen der Verwandschaft mit dem Wirkungsvermögen des Menschen. Auf ihr nimmt die Mahlerey einen höhern Platz ein, als die Musik, denn sie gewährt Wiedergestaltung der Erscheinung.

In dieser doppelten Abstufung begründet sich der Wetteifer der Künste, welcher das Gemüth bereichert, sie verdrängt ihre Eifersucht, welche die Schätze des geistigen Daseyns befleckt und zertrümmert.

Mahlerey lasse der Musik die unmittelbare Herrschaft über das Gefühl unbestritten: Musik bekämpfte nicht die innige Verbindung zwischen Mahlerey und Geist, und ergebe sich in die Wahrheit, nur mittelbar auf diesen zu wirken.

Passivität ist der Hauptcharakter der Musik; Activität jener der Mahlerey. Daher wird jene strenger vom Gehorsam gegen die Natur geleitet, als diese. Untreu darf der Natur keine von beyden seyn, wenn die Erhabenheit der Kunst nicht zur Erbärmlichkeit der Künsteley sinken soll; aber gehorchen muß ihr der horchende Künstler; freyer bildet der Anschauende.

Schon darin liegt die Verwerflichkeit der nachahmenden Musik, welche in das Gebieth der Mahlerey übergehen will, und alsdann schale, wenn schon künstliche Künsteley wird. Die Töne der Empfindung sind ihr Reichthum; die Vibration des Wesens ihr Eigenthum. Nachbildung widerspricht den Berufe ihrer Passivität; sie soll ausdrücken. Nie kann ein Echo mahlen.

Aber verbinden kann und muß die Musik ihre Ausdrücke; daher sind ihr Metrum und Rhytmus eigen. Der Zusammenhang dieser Verbindungsgrundsätze macht ihre Kunstlehre, die Ausübungsart dieser Lehre ihren Geschmack aus. Darin gleicht sie jeder andern Kunst; darin, daß jede Kunst ihre Theorie und ihren Geschmack ausbilde, liegt ihr gemeinschaftlicher Beruf. In dem harmonischen Streben hiernach begründet sich ihre Verwandschaft; in dem wetteifernden Streben, die Ausbildung zu vollenden, ihre Vervollkommnung.

Keine Kunst kommt an Reichthum der Werkzeuge der Musik bey; aber vielleicht auch keine an Mißbrauch derselben. Die schöne Republik der Tonmittel ist von moderner Cultur mit anarchischer Richtung und Isolirungsluft angesteckt worden. Die eine hat auf jedem Instrument mechanische Kunstfertigkeiten erzeugt, deren Überspannung die oft davon gemarterten Zeitgenossen kennen; die andere begeistert sie zu Triumphsplanen, welche auf Kosten der herrlichen Harmonie ausgeführt werden sollen, doch nie der Natur und wahrem Gefühle zum Trotz in der That ausgeführt werden können.

Die Nationalschulen der Musik sind nothwendige Schattirungen eines und desselben großen lichten Gegenstandes. Von ihnen gilt, was von der Eintracht aller einzelen musicalischen Instrumente für den hohen Zweck gesagt werden muß. Das Reich der Töne gehört der Menschheit, wie die Theorie der Kunst; die auf Natur gegründete, durch Nationalverschiedenheit bestimmte Ausübung der Kunst oder der Geschmack gibt zu der Einheit der Wahrheit die Fülle der Anwendung. Daher lasse man die Frage: welche Schule den Vorzug verdiene, nicht so weit um sich greifen, daß sie die Vollkommenheit harmonischer Ausbildung mit häßlicher Kakophonie unterbreche oder zerstöre. Jede Schule ent-

stand aus freyer Kunstübung, aus dem Wirken des Genius, der mit der Natur, und seinem eigenen innern Gehalt allein verkehrte; die Jünger ließen die Gottheit, und warfen sich vor dem Gebild des Meisters nieder, so entstand der Götzendienst allenthalben, auch in der Musik. Er würde nicht entstehen, sähen die Schüler in Werk und Lehre des Meisters die Sprossen, auf welchen auch ihnen der Zugang zu der wahren Gottheit vergönnt ist. Aber der kleine Geist hat nur Raum für die Begeisterung des Meisters, nicht für jene der Natur neben und über ihm. Es war immer so. Erscheinet dann früher oder später ein anderer Genius, welcher das verjährte Heiligthum wieder auf seine wahre Beschaffenheit einer Himmelsleiter würdigt, so entstehn Verketzerungssucht der Altgläubigen, Trennung der Neujünger, Unter- und Unter-Unterschulen, pedantische Classification, polemisches Gebalg und — Kunstbewegung, Vor- und Rückschritt. So war es auch immer, auch in der Musik. — Es ließe sich daher recht gut eine musicalische Kirchen- und Ketzergeschichte schreiben.

Unter die vorzüglichsten Denkmahle, welche der deutsche Genius sich setzte, gehört die National-Musikschule, welche spät, aber trefflich aufblühte, mit Kraft begann, mit gleicher Kraft fortschritt und vollendete. Bach, Vater und Söhne, Händel, Abel, Graun, Gluck, Haydn, Winter, Neumann, Pär und Mozart, der unübertroffne Orpheus der Deutschen, gründeten, bildeten, verklärten den Tempel vaterländischer Tonkunst. Mit Freude sieht der Weltbürger diese Zierde der Kunst in allen gebildeten Ländern; mit Kummer bemerkt der Patriot, daß nur die wenigste derselben in der Heimath mehr als aufsprossen konnten.

Unsere Kunst trägt jeden schönen Charakter — unsere Kunstliebhaberey fast jeden kleinlichen. An Opfer für sie war selten zu denken, an ihre Aufopferung um so öfter. Höfische Grandezzula machte ein Inventarienstück ihrer Parade-Anstalten, gelehrte Grandiloquenz Dissertationsstoff und Büchermehl, ökonomische Unterhaltungslust eine Jahrmarktssängerinn aus ihr.

Musik versöhnt mit den Disharmonien, welche die Menschen in die große Harmonie des Ganzen werfen, das vom schaffenden Hauch einer ewig harmonischen Gottheit ausging. So bannte Davids Saitenspiel Sauls schwarzen Dämon. Der holde Carl Abel entschlief in einer dreytägigen Pause *). Wer so sanft, wie er, die Schmerzen des Lebens einzulullen verstand, der war des sanften Abschieds von dieser Erde werth.

(Der Beschluß folgt.)

*) Er starb den 20. Juny 1787, nach einem dreytägigen Schlafe zu London.

Notitzen.

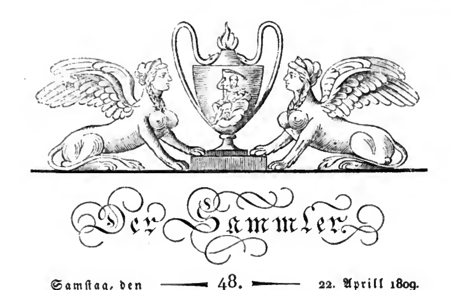
Wien. Sonntags den 16. April überließ die k. k. Hoftheater-Direction abermahl den Wohlthätigkeitsanstalten den großen Redouten-Saal zur Aufführung der so sehr beliebten Landwehrlieder unsers Collins. Je öfter diese Lieder gegeben werden, desto mehr gewinnen sie an Beyfall, und desto großer ist der gerechte Enthusiasmus, den sie erwecken. Der Anfang wurde mit Haschka's: Gott erhalte unsern Kaiser, gemacht, zu welchem folgende Strophe, die allgeliebte Kaiserinn betreffend, zugesetzt war:

Lange lebe Ludovike,
Unsre holde Kaiserinn,
Segnend mit dem Engelsblicke,
Sieht Sie auf uns Völker hin.
Gott schuf sie zu unsrem Glücke,
Schuf sie uns zur Kaiserinn.
Lange lebe Ludovike,
Unsre holde Kaiserinn.

Bey jeder Strophe äußerte das Publicum laut seine Anhänglichkeit an das geliebteste Fürstenpaar.

Amsterdam, die gegenwärtige Residenz des Königs von Holland liegt unter den 22°, 31', 30'' der Länge (von der Insel Ferro) und dem 52°, 21', 56'' der Breite. Der Grundriß der Stadt stellt die Figur eines Halbmondes dar, dessen Hörner zwey in das Y hervorgehende Inseln bilden, und den Hafen in sich schließen. Auf der Landseite werden die Festungswälle von einem breiten Graben bespühlt, der die Stadtwälle davon trennt. Beyde biethen sehr anmuthige Spaziergänge dar. Fünf große und drey kleine Thore öffnen auf dieser Seite den Eingang in die Stadt; auf der Wasserseite hat sie 21 Schlagbäume, die eben so, wie die Thore des Nachts verschlossen werden. Amsterdam ist mehr Mahl, das letzte Mahl im Jahre 1618, vergrößert worden, so daß diese Hauptstadt gegenwärtig eine Oberfläche von 892 Morgen Landes, und einen Umkreis von 3758 rheinländischen Ruthen, oder 18,790 geometrischen Schritten einnimmt. Die Amstel theilt die Stadt in zwey Theile, die noch durch viele Canäle durchschnitten sind, und die eine Gruppe von 90 Inseln bilden, die mit einander durch 290, sowohl steinerne als hölzerne, Brücken in Verbindung stehen. Diese beyden Quartiere sind in 60 Sectionen, ohne das Stadtgebieth, das fünf Sectionen begreift, getheilt. Im Jahr 1808 zählte man 26,290 Häuser. Die Bevölkerung wird gegenwärtig auf 220,000 Seelen geschätzt. Im Jahre 1622 brachte eine gleiche Zählung die gesammten Einwohner von Amsterdam nicht höher als auf 104,961; so daß in einem Zeitraum von 173 Jahren die Anzahl sich verdoppelte.

Rußland. — Bekanntlich liebt der Russe, wie der Bewohner des rauhen Nordens überhaupt, den Brenntwein mit einer bis zur Wuth gehenden Leidenschaft. Man hat berechnet, daß ein Jahr ins andere, Rußland sechs Millionen Eimer Branntwein, consummire, wozu jährlich 333,333⅓ Malter Getreide erforderlich sind.



Der Sammler

Samstag, den — 48. — 22. Aprill 1809.

Stoff zu Vergleichungen.

Einige Merkwürdigkeiten von der gegenwärtigen Etiquette am Französisch-Kaiserlichen Hofe.

Nur die Reglements für die Etiquette des Kaiserlichen Hofes füllen einen Band von 156 Quartseiten *). Der Dienst aller Großkronerben, der Officiere und anderer Angestellten, in Rücksicht der Zimmer, der Levers und Couchers, der Präsentationen und Audienzen, des Ceremoniels in der Kaiserlichen Kapelle, der Mahlzeiten, der Zirkel und Bälle, des Ehrendienstes für den Kaiser und die Kaiserinn, der Parade, der Ceremonien aller Art u. s. w. ist darin aufs genaueste bestimmt.

Den wichtigsten Dienst für seine Person haben unstreitig die vier Generalobristen der Garden, die in seine Hand den Eid der Treue ablegen, und beständig abwechselnd um ihn seyn müssen. Denn sie sind für die Person des Kaisers verantwortlich, und bilden zu seiner Sicherheit die unmittelbare Leibwache.

Ist der Kaiser, z. B. bey Ceremonien, im Wagen, müssen zwey Generalobristen zur rechten, und zwey zur linken Seite des Schlages seyn; ist er zu Pferde, folgen ihm alle vier unmittelbar, und der Oberstallmeister ist zwischen ihnen gestellt; steht er bey Ceremonien zu Fuß, so sind sie dicht hinter ihm, oder links und rechts, auf beyden Seiten. Auf der Jagd geht der Oberjägermeister vor, und der Generalobrist hinter dem Kaiser. Auf Reisen sind die Generalobristen im Wagen des Monarchen.

Der, welcher von ihnen eben den Tagesdienst bey Seiner Majestät hat, darf den Kaiser, sobald er aus seinem Zimmer geht, bis er wieder dahin zurück gekommen, nicht verlassen. Er muß, sey es bey Ceremonien, sey es auf Reisen, so nahe hinter ihm seyn, daß niemand zwischen dem Kaiser und ihm durchschlüpfen, und er den Monarchen unaufhörlich unter den Augen haben kann. Er begleitet ihn zum Staatsrath, und wieder von da zurück. Genug, der Kaiser, sobald er seinen Pallast verläßt, ist ausschließlich der Wache des Generalobristen anvertraut.

In einem Defilee aber, oder auf einer schmahlen Brücke, muß der Generalobrist voran — der Oberstallmeister folgt sogleich dem Monarchen. Ist dieser auf Recognoscirungen oder in den Bivouaks, so muß der Generalobrist Vorspäher (éclaireurs) voraus schicken, und die nöthigen Ordres zum Militärdienste geben, der rings um des Kaisers Person gethan werden soll, damit sie sicher sey. Selbst bey allen Levers und Couchers Seiner Majestät darf er nicht fehlen, und ohne sein Vorwissen dürfen in

*) Unter dem Titel: *Etiquette du palais impérial. Année 1806, à Paris, de l'imprimerie impériale. Avril 1806. 4.*

den Pallast, wo sich der Monarch aufhält, keine Truppen commandirt werden.

Bey der Armee empfängt der Generalobrist unmittelbar vom Kaiser den Befehl wegen Bestimmung der gemachten Kriegsgefangenen, und läßt ihn dann erst dem Obergeneral zukommen. Werden beym Eintritt des Monarchen in eine Stadt demselben die Schlüssel überreicht, so gibt er sie, bis er weiter darüber verfügt, dem Generalobrist.

Des Nachts, sobald der Kaiser schlafen gegangen, muß einer der zwölf Kaiserlichen Aides-de-Camp, der den Dienst hat (alle 24 Stunden wird er abgelöst), für die Sicherheit der Person des Regenten wachen. Er hält sich im nächsten, an das Kaiserliche Schlafgemach stoßenden, Zimmer auf. Kommt Nachts eine Depesche für den Kaiser an, so muß sie dem Aide-de-Camp übergeben werden. Niemand, es sey wer es wolle, darf weder in das Schlafzimmer des Monarchen, noch in das, wo der Aide-de-Camp liegt, eintreten. Dieser hält seine Thür inwendig mit einem Riegel verschlossen. Erscheint also eine Depesche, so geht der Aide-de-Camp in das Vorzimmer, oder den Saal u. s. w. spricht die Person, nimmt die Depesche ab, kehrt in sein Zimmer zurück, riegelt die Thür hinter sich zu, so daß ihm niemand weder in sein, noch in des Kaisers Schlafgemach folgen kann, und klopft dann leise an die Thür des Monarchen.

Auf den Bivouaks müssen die Aides-de-Camp für alles, was die Bequemlichkeit des Kaisers angeht, sorgen; müssen darauf bedacht seyn, daß ihm gehörig Wachtfeuer unterhalten werden, müssen Branntewein und Lebensmittel herbey schaffen, wenn der Kaiser seine Küche nicht bey sich hätte, und mit gemeiner Soldatenkost vorlieb nehmen müßte.

Es gibt im Dienste der Aides-de-Camp nichts, es sey noch so erhaben, oder noch so schlecht und gering, was sie nicht zu thun verpflichtet wären; denn alle ihre Functionen bestehn im außerordentlichsten, speciellsten Dienst.

Musikideen.

(Beschluß.)

Mozart erhielt aus reicher Hand der Natur Bachs Originalkraft, und entwickelte sie mit dem eigenen Zauber. Schon die Knabenfinger suchten den Rhytmus; die Jünglingsseele hielt ihn schöpferisch fest. Die Entführung aus dem Serail ist ein Werk seines siebenzehnten Jahres. Seine Tonschöpfungen werden jeden Kunstkrampf der Zeit überlebend, noch die fernsten Menschenalter erleben, und hunderte von Talenten beseelen, wie Homers Genius-Nachlaß. Warum fanden sich Schiller und Mozart nicht zusammen, den höchsten Doppeltriumph zweyer Künste zu feyern, die einander Wechselvergötterung, nicht Sclavenketten zu geben bestimmt sind? — Aber der Gemeingeist floh aus Deutschlands vereinzelten Staatsgauen; wir hatten den Sinn nicht, die einheimische Wundergabe zum Wunderwerk zu vereinen — arm an Zwecken und reich an Mitteln, stiegen wir freywillig in die Martertiefe des Tantalus hinab.

Agrikolas *) Opern sind vergessen; mit welchem Rechte, laß ich unentschieden. Indessen war er Sebastian Bachs Schüler, und die Freude vieler Zeitgenossen. Werden einige und dreyßig Jahre nach ihrem Tode manche Koriphäen der musicalischen Mode eben so viel Stoff zu einer Lobrede übrig gelassen haben? So manches schon überlebte den Tod seines Rufs oder Rüfchens.

Unsere Oper bedarf eines großen Muttertheaters. Keines existirte bis jetzt! Die größern Deutschen Opertheater huldigten der Italienischen Sprache, oder dem altväterischen Geschmack in der Dichtkunst, oder was noch schlimmer ist, dem Ungeschmack. Die kleinern ahmten oder beiheten auch bloß nach, und so erhielten köstliche Tonschöpfungen zu oft erbärmlichen Text. Die besten erheben sich selten über das Mittelmäßige. Einige vortreffliche, z. B. Wielands Alceste und Göthe's Singspiele fanden keinen Tonsetzer von genialer Freyheit und Fülle; an dem bloßen Talent konnte es da nicht genügen. So waren also die Kunst-Tindariden, welche nie getrennt seyn sollten, fast nie vereint. Und um deswillen, ist ein Schauspiel, voll Reiz und Werth, immer noch — verhältnißmäßig gering, wenigstens viel weniger geachtet, als es der Fall seyn sollte.

Auch über unsere Concerte und ihre oft unharmonische Zusammensetzung wird vieles gefühlt, und ist manches gesagt worden. „Dieß Concert hatte das Geschick vieler seiner Geschwister,“ sagt ein geistvoller Pariser Beobachter, „die Gesellschaft war zahlreich und glänzend; des Schönen viel zu hören, und des Vergnügens wenig. Eine andere Ähnlichkeit dieses musicalischen Abends mit seinen Brüdern bestand darin, daß die Instrumentalmusik weit besser als der Gesang glückte. — — — Das Clavierconcert aber machte wenig Glück,

*) 1720 geboren, 1774 zu Berlin gestorben.

— wozu auch ein Pianoforte vor dem mit allen Mächten der Harmonie aufgestellten Orchester? — Pianoforte und Harfe sind ein köstlicher Schatz im Gesellschaftszimmer; sie treten einigermaßen an die Stelle aller Instrumente, die man dort nicht haben kann; sie geben uns gleichsam den **Kupferstich** der Gemählde, welche das Orchester allein in Farbengluth hin zu hauchen berechtigt ist. Wer gerieth aber wohl je auf den Gedanken, auch Edelinks oder Gerard Audran's schönsten Kupferstich neben ein Gemählde von Raphael oder Correggio zu hängen? — — — Mozarts Requiem, ein Tongedicht, das sein Meister nach der liturgischen Ordnung der Messe schuf, dessen theilweise Wirkung er nach dieser Zeitfolge berechnete, zwischen dessen Theilen er weder einer Sonate noch eines Concerts Unterbrechung erwartete, wurde zerrissen. Am Ende des ersten Theils des Concerts, nach dem Waldhorn-Concertante, gab man den achten, neunten, sechzehnten und achtzehnten Vers von dies irae; dann folgten eine Ouvertüre, eine Arie von Cimarosa, das Clavierconcert, und nun wieder drey Bruchstücke des Requiems, nähmlich das Benedictus, welches nicht zu dies irae gehört, und der dritte und vierte Vers dieses letzten; mit dem ersten Vers endlich beschloß man wohlweislich das Ganze, vermuthlich weil er als sehr rauschend (eine Empfehlung zur Ouvertüre) den Concert-Directoren schicklich schien, um sie zu enden, wie Mozart angefangen. Man nehme das herrlichste Stück, und wäre es Pergoleses unsterbliches **Stabat**; man unterfange sich, es so zu verstümmeln, zu oberst zu unterst zu kehren, und rühme sich dann, einen Tonsetzer umgebracht zu haben, wie es Diderot nannte. — Überdieß wird immer auch die schönste Kirchenmusik bey der Ausführung auf einem Theater vor einer von dreyßig Armleuchtern beleuchteten Gesellschaft eben so viel verlieren, als die Grabmäler unserer großen Männer bey ihrer Versetzung aus der heiligen Dämmerung unserer Gothischen Kirchen in das Museum verloren.

Die blaue Glocke in Schottland.

Romanze.

„Wohin ist — ach wohin,
„Der blonde Jack gezogen?"
Dahin ist er, dahin!
Weit über Meereswogen.
Er streitet am entfernten Strand
Für Freundes Heerd und Freundes Land.
Weit über Meereswogen,
Ist Jack dahin gezogen.

„Woher ist — ach woher,
„Der blonde Jack gekommen?"
Von Schottlands Felsen her,
Hispanien zu Frommen.
Aus theurer Heimath ging er aus;
Zur blauen Glocke heißt sein Haus.
Hispanien zu Frommen,
Ist Jack daher gekommen.

„Woran läßt sich — woran,
„Der blonde Jack erkennen?"
Zwey Stücke zeig' ich an,
Die dir ihn treu benennen.
Ein Schurz, gestreift in Roth und Grau,
Ein Federbusch in Sächsisch Blau,
Die lassen ihn erkennen,
Die mögen Jack dir nennen.

„Doch wär' einst — ach, wie schnell,
„Im Streite Jack geblieben?"
Dann flöß' ein Thränenquell
Der Brüder, die ihn lieben!
Mit Dudelsack und Trommelton,
Begleitete man Schottland's Sohn, — —
„Ach, Jack, den Alle lieben,
„Ist fern der Glocke 'blieben!

Friedrich Treitschke.

Glosse.

Wer da weiß, was dort geschrieben steht: **Wein ist die Milch für Greise** (Lac senum est vinum), der wird sich auch leicht erklären können, warum jetzt mancher so genannte **junge** Herr tagtäglich so viel Wein trinkt. —

Johannes Eremita.

Anecdoten.

Der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, und der Schulmeister.

Als dieser König einst mit seinem Gefolge in der Gegend von Berlin spatzieren ritt, kam er durch ein Dorf, wo er in einem Hause einen großen Lärm von Kindern vernahm. Es war die Wohnung des Schulmeisters. Der König, der gern wissen wollte, was es da gebe, stieg vom Pferde, und ging ohne Begleitung hinein. Er traf den Schulmeister mitten unter den Kindern an, und war unwillig auf ihn, daß er auf keine bessere Ordnung halte. Er machte sich hierauf das Vergnügen, und ließ die Kinder folgendes buchstabiren: „un-ser Schul-mei-ster taugt nichts, — er ist ein Schlin-gel, E-sel u. s. w."

Den Schulmeister verdroß dieß nicht wenig, und er beschloß, sich auf der Stelle an dem Könige zu rächen. Dieser sagte nach Endigung seiner Lection zu ihm, er solle auch einmahl so buchstabiren lassen, es

werde gewiß besser gehen. Der Schulmeister ergriff diese Erlaubniß mit Freuden, und ließ die Kinder folgendes buchstabiren: „Ach Herr lehre uns doch bedenken, daß wir sterben müssen, damit wir klug werden!"

Kaum hörte der König diese Worte, so eilte er davon; Nachmahls erzählte er seiner Gemahlinn den Streich des Schulmeisters, und äußerte dabey seine Besorgniß, die Sache möchte ruchtbar werden, und die Berliner möchten sich über ihn lustig machen.

Die Königinn, die dem Einfalle des Schulmeisters insgeheim Beyfall gab, rieth dem Könige, er solle dem Schulmeister einige Dutzend Flaschen Rheinwein schicken; er werde dann gewiß schweigen. Die Bouteillen wurden abgeschickt, und der Schulmeister bewahrte seinen Einfall viele Jahre lang als ein wichtiges Staatsgeheimniß.

....

Der Pater Bourdaloue war einer der größten Kanzelredner, die je gelebt haben. Ein Jesuit sagte daher: als der Pater Bourdaloue zu Rouen predigte, verließen die Künstler ihre Werkstätte, die Kaufleute ihre Laden, die Advocaten ihre Gerichtsstuben, die Ärzte ihre Kranken, um den berühmten Prediger anzuhören. Als ich das Jahr darauf in dieser Stadt predigte, brachte ich alles wieder in Ordnung, und kein Mensch verließ mehr seine Handthierung.

Als der Französische Dichter, Clement Marot sich einst in sehr dürftigen Umständen befand, ging er zum Könige, und sagte: Ich komme, um mich Ew. Majestät über einen Gläubiger zu beschweren, den ich schon unzählige Mahl befriediget habe, der aber dem ohngeachtet fortfährt, mich ungestüm zu mahnen, und mir Ungelegenheiten zu verursachen. „Wer ist der Sch...?" fragte der König. — „Mein Magen, Ihre Majestät: ob ich ihn schon sehr oft gesättigt habe, so quält er mich doch aufs neue, und jetzt eben bin ich nicht im Stande, seine Forderung zu befriedigen." Dem Könige gefiel dieser Einfall, und er bewilligte dem Dichter eine jährliche Pension.

N o t i t z e n.

W i e n. Während der größte Theil der hiesigen Jugend im Felde steht, und bereit ist, ihr Blut und Leben für Kaiser und Vaterland aufzuopfern, bemühen sich die Rückgebliebenen, auch das Ihrige zu einem glücklichen Ausgang des Krieges nach Möglichkeit beyzutragen. Die bewaffnete Bürgerschaft versieht den Garnisonsdienst mit der größten Ordnung und Pünctlichkeit; Ruhe und Eintracht herrschen in der grossen Stadt, die in diesem Augenblicke nur einer von einem weisen Vater geleiteten Familie gleicht. Tausende von Händen beschäftigen sich Abends mit Bereitung von Charpie. Die von Sr. fürstlichen Gnaden, dem Herrn Erzbischofe angeordneten Bethstunden, wurden von einer ungeheuern Menge aus allen Ständen besucht, die mit rührender Andacht jede Stunde der Metropolitankirche zueilten. Jeden Abend beglückte die geliebteste Landesmutter im Kreise ihrer Familie das versammelte Volk mit ihrer Gegenwart, und vereinigte mit ihm ihr Gebeth um das Glück der Österreichischen Waffen. Für die zurück gebliebenen Familien der Wehrmänner laufen noch immer beträchtliche Beyträge ein. Herr De Bach eröffnete am 18. April seinen C i r e n s G y m n a s t i c u s im Prater, und überließ die ganze Einnahme diesen Familien. Am 20. gab der Pächter des k. k. priv. Theaters in der Leopoldstadt, Herr Hensler, ein neues Stück: U n t e r t h a n e n l i e b e, von Herrn Alois Gleich, und überließ gleichfalls die Einnahme, die durch die verdoppelten Preise sehr beträchtlich wurde, diesem Zwecke.

Am 17. April 1809, wurde in dem k. k. Hoftheater zum ersten Mahle gegeben: T h e r l a d i e W i e n e r i n n, ein Schauspiel in 5 Aufzügen, von Herrn Z i e g l e r. Die Tendenz dieses Stückes, und der von dem Autor dabey beabsichtigte Zweck verdienen zu sehr das aufrichtigste Lob, um daß man den Tadel, dem dieses Schauspiel in dramatischer Hinsicht unterliegen konnte, dürfte laut werden lassen. Statt aller weiteren Würdigung dieses Schauspieles kann die Thatsache dienen, daß, troß der, bis zum Enthusiasmus gestiegenen patriotischen Stimmung des Publicums, welche im Laufe dieses Stückes durch so viele Anspielungen und Tiraden angesprochen wird, die Klage über den matten Gang der Handlung a l l g e m e i n war: daher der Beyfall, welchen dieses Schauspiel erhielt, wohl n u r in den dermahligen Verhältnissen zu suchen ist, und weit mehr dem S t o f f e des Stückes, nicht aber der B e a r b e i t u n g desselben gegolten haben kann.

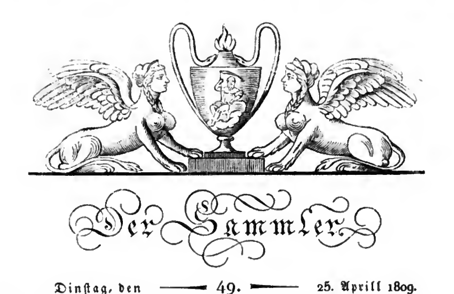
Die k. k. Hoftheater-Direction hat nichts gespart, was zur würdevollen und vollendeten Darstellung beytragen konnte. Sämmtliche Schauspieler bezeigten den lobenswerthesten Eifer, besonders spielte Herr B r o c k m a n n mit der ihm so ganz eigenen Herzlichkeit.

X.

....

A m e r i k a. — Die freyen Nordamerikaner hangen noch nicht sehr an Etiquette, wenigstens in Newyork nicht. In der Versammlung der Staaten von Newyork sitzt jeder Repräsentant auf einem hölzernen Lehnstuhle, vor ihm steht ein kleiner Tisch, um die nöthigen Papiere darauf legen zu können. Allein ein grosser Theil bedient sich desselben zum bequemern Ausstrecken der Füße, und ändert diese Stellung nicht eher, bis er mit dem Präsidenten reden will; denn in diesem Falle muß er aufstehen und den Hut abnehmen. Wenn man dürstet, trinkt man aus einem im Fenster des Sitzungssaales stehenden Gefäße, welches ein Bedienter immer mit Wasser anfüllen muß. Der Gebrauch, aus einem Glase zu trinken, ist in Amerika überhaupt noch sehr im Gange. Es ist kaum zehn Jahre her, daß man in den reichsten Häusern für die zahlreichste Gesellschaft nur ein oder zwey Gläser brachte. Selbst jetzt muß man in vielen öffentlichen Häusern mit der Gesellschaft aus einem Glase trinken, wenn man nicht für unhöflich gelten will.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Dinstag, den — 49. — 25. Aprill 1809.

P e l i s s o n.

Wenn man in einer Zeit lebt, wo Klugheit über Alles gilt, und ein rechtschaffenes Herz fast zum Spott geworden ist, so erinnert man sich gern an edle Menschen, die beydes verbanden: einen durchdringenden Verstand und ein unbeflecktes Herz. Der Oberintendant Fouquet in Paris hatte einen Secretär, der zugleich sein vertrauter Freund war. Er hieß Pelisson. Sein Gesicht hätte Lavaters Physiognomische Träumereyen widerlegt, wenn es später als diese auf die Welt gekommen wäre. — Man erzählt von seiner Häßlichkeit folgende Anecdote: Eine unbekannte Dame bath ihn einsmahls auf der Straße, mit ihr in ein benachbartes Haus zu gehen; sie war schön, war artig, Pelisson weigerte sich nicht. die Dame stellte ihn dem Herrn des Hauses vor, und sagte zu diesem: „Zug für Zug, wie den Herrn da," und verließ das Zimmer. Pelisson war erstaunt, und verlangte eine Erklärung. Der Herr des Hauses gerieth in unbeschreibliche Verlegenheit. Jener dringt in ihn, und dieser sagte nun: er sey ein Mahler, er solle für die Dame die Versuchung Christi mahlen, das Gesicht des Teufels habe ihm viel Kopfzerbrechens gemacht, und die Dame habe ihm jetzt befohlen, sein Gesicht zum Muster zu nehmen. — Aber dieß häßliche Gesicht war die Maske, hinter der eine sehr edle Seele verborgen war. Als Fouquet verhaftet wurde, und jeder vorherige Freund sich von ihm abwandte, blieb Pelisson mit unerschütterlicher Treue seinem Herrn ergeben. Er wurde auch in die Bastille gesetzt. Man glaubte durch ihn hinter die wichtigsten Geheimnisse zu kommen, und gab ihm daher einen Gesellschafter, der sich für einen Gefangenen ausgab, eigentlich aber ein Spion war, der mit der einfältigsten und treuherzigsten Miene die Unglücklichen ausforschte. Pelisson entdeckte bald die nichtswürdige Rolle, die diesem Menschen aufgetragen war, aber weit entfernt, sich etwas davon merken zu lassen, wußte er diesen Spion so für sich einzunehmen, daß er ihn zu seinen Absichten brauchen konnte. Er wäre sogleich aus dem Kerker entlassen worden, wenn er auf die Seite der Feinde Fouquet's getreten wäre, doch der edle Mann verschmähte eine Freyheit, die nur auf Kosten der Tugend und der Pflicht zu erhalten war. Verstohlen schrieb er in seinem Gefängnisse eine Vertheidigung seines Herrn, und hatte sich Wege verschafft, sie im Druck erscheinen zu lassen. Das Buch machte Aufsehen, der Verfasser wurde entdeckt, und eine härtere Gefangenschaft war der Lohn seiner Treue. Die nothwendigen Bedürfnisse eines denkenden Kopfs, Bücher und Schreibmaterialien, wurden ihm weggenommen, und ein finsteres Gefängniß ihm zu seinem Aufenthalt angewiesen. Pelisson verlor den Muth nicht. Er dachte über ein Mittel nach, wie er seinen Herrn davon benachrichtigen könnte, daß seine Papiere ver-

brannt wären. Er fand eins, es war gewagt, es konnte sogar seinen Nahmen mit Schande bedecken, aber der edle Mensch kannte nur das Geboth der Pflicht, und suchte seine Ehre nur in seinem eigenen Bewußtseyn. Er trat als Kläger Fouquet's auf, wußte es so einzuleiten, daß man ihn in Gegenwart des Angeklagten vernahm, und da Fouquet mit Entrüstung leugnete, sagte er ihm: „Freylich können Sie jetzt läugnen, weil Sie wissen, daß Ihre Papiere verbrannt sind." — Fouquet begriff, die Richter waren entrüstet, der arme Pelisson kehrte mit dem Bewußtseyn, eine gute That gethan zu haben, in sein Gefängniß zurück. — In dieser traurigen Einsamkeit war eine Spinne seine Gesellschafterinn, er hatte sie nach und nach gewöhnt, sich ihr Futter aus seinen Händen zu hohlen. Der Gouverneur der Bastille kam eines Tages zu ihm, fragte höhnisch, womit er sich beschäftige. Mit heiterer Miene lockte Pelisson seine treue Spinne, und ließ sie auf seine Hand laufen. Der Unmensch, der gewohnt war, nur Unglückliche zu sehen, war grausam genug, das treue Thier auf die Erde zu schleudern, und mit dem Fuß zu zertreten. Zum ersten Mahl fühlte sich Pelisson unglücklich. „Ich wollte lieber, Sie hätten mir den Arm gebrochen," sagte er mit Bitterkeit.

Die Riegel seines Gefängnisses öffneten sich endlich. Mit Ehren trat er wieder in die Freyheit. Der Ruf seines edlen Herzens machte ihm überall Freunde, sein Genie ward nicht vom Neid verfolgt, weil es mit einer edlen Seele verbunden war. Als der Minister Morus starb, vermachte er Pelisson eine prächtige Kette, die er ehedem von der Republik Venedig zum Geschenk erhalten hatte; in dem Testamente standen die Worte: „Ich vermache sie Herrn Pelisson, als dem rechtschaffensten Manne, den ich gekannt habe."

Epigramme.

Moses Mendelsohns Stachelgedicht auf sich selbst *).

Ihr nennet groß, unsterblich Demosthen,
Den stotternden Orator von Athen,
Und Äsop, ihn, den Höcker, weise.

*) Bekanntlich war Mendelsohn im hohen Grade cachitisch, so, wie er zugleich in seinem mündlichen Vortrage stotterte. Ein Mahl befand er sich im Kreise der trefflichsten Köpfe seines Zeitalters, in der Gesellschaft Sulzers, Rammlers, Lessings u. s. w. Sie waren munter und guter Dinge, und geriethen auf den Einfall: daß ein jeder von ihnen auf seine eigene Person aus dem Stegreife ein Stachelgedicht machen möchte. Mendelsohn soll, wenn gleich nicht wörtlich, dieses Epigramm über sich hergesagt haben.

Triumph! Ich werd' in Eurem Kreise,
Gedoppelt groß und weise seyn;
Der ich in mir verein',
Was Äsop, und was Demosthen
Einst ließen hören, sehn.

An die galante Lesewelt.

O lesen Sie das Ding, wir bitten Sie recht schön,
's ist ganz für Sie gemacht, es wird Sie amusiren.
's ist nicht ein Wörtchen drin, Sie werden's selbst gestehen,
das auch beym Schlafengehn Sie könnt' incommodiren;
und tanzen Sie sich matt, und kehreten Sie vom Schmauße,
ein wenig abgespannt von einem süßen Rausche:
es hätte nichts auf sich, wir ehren ihren Sinn;
wir möchten gar zu gern auf viele Leser zählen,
drum ist kein einzig Wort für den Verstand darin,
und hiermit wollen wir gehorsamst uns empfehlen.

Unüberlegte Klage.

„Nie ist es nach Verdienst gegangen,
Man kommt nicht vorwärts, nur zurück!"
Seufzt Lips — ganz recht, allein es ist nicht Glück.
Ging' es darnach, so wär' er längst gehangen.

Magister Brand.

A.

Der sel'ge Herr Magister Brand
Besaß vorzüglichen Verstand.

B.

Kein Wunder! Denn er hat in seinem Leben
Sehr wenig davon ausgegeben.

Friedr. Hückstädt.

Schmähung eines Betrogenen.

Geklagt sey es mit Schmerzen:
Ein Thor ist, der vertraut,
Seit man auf falsche Herzen
Noch falsche Busen baut.

Johannes Eremita.

Dem Schwätzer Bull.

Laß mich schlafen, Ohrenpein!
Oder schläfre, mich nicht ein!

Fantasie und Gefühl.

Ihr vom Olympos gesandt, ihr himmlischen Milden! durchs Leben
Führt ihr an tröstender Hand sicher die Sterblichen hin.
Zauberinn Fantasie, du schaffst uns die Erde zum Himmel,
Du, o reines Gefühl, ziehst uns die Götter herab.

Louise Brachmann.

Die Van-Diemensländer.

(Beschluß.)

Eine merkwürdige dritte Zusammenkunft

mit Van-Diemensländern — dieses Mahl waren es lauter Mannspersonen — hatte Herr Peron auf der

Marien-Insel, aus dessen ausführlicher Schilderung folgendes die Haupt-Summe ist.

Am 22. Februar (1802) ging ich mit Herrn Petit (dem Zeichner) in der Austernbay an's Land; wir hatten, weil unser Befehlshaber verbothen hatte, Schießgewehre mit an's Land zu nehmen, um seinen übergroßen Pulvervorrath zu sparen, keine anderen Waffen, als eine alte, schlechte Flinte bey uns, die wir heimlich mitgenommen hatten, die der Bothsmann Herr Rouget trug, und die uns, doch bloß als Popanz, gute Dienste leistete. Wir trafen hier vierzehn Wilde an, meistens junge Leute, nur ein einziger alter Mann von 50 bis 55 Jahren war darunter, und dieser trug ein Känguru-Fell über die Schultern hängend. Nachdem sie uns zum Sitzen genöthigt hatten, und die Waffen abgelegt waren, untersuchten und betasteten die Wilden unsere Haut, unsere Brust und unsere Waden.

Ein einziger unter diesen Wilden, Nahmens Bara-Uru *), ein junger Mann von 24 bis 25 Jahren, hatte seine Haare mit Ockerstaub eingepudert. Er war auch der am schönsten geformte unter allen, ob er gleich eben so dünne Arme, Schenkel und besonders schwache Füße hatte, wie seine übrigen Landsleute. Sein Kopf war wohlgebildet, die Schultern breit und fleischig, die Brust breit, die Hinterbacken sehr muskulös; aber der Bauch verhältnißmäßig zu dick.

In der Gesichtsbildung dieser Wilden herrscht sehr viel Ausdruck **); doch immer, man beobachte sie, in welchem Augenblicke man wolle, drückt sie etwas Widriges, Tückisches, Grimmiges aus, das den Grund-Character einer Nation ausmacht, die als rohe Naturkinder keine Verstellung kennt, sondern aus deren Gesichtszügen jede ihrer Gemüthsbewegungen laut sich ausspricht. —

Wir bemühten uns, diese Wilden auf jede mögliche Art zu unterhalten, und ihre Freundschaft zu gewinnen. Es schien uns auch zu gelingen; sie wurden sehr vertraut mit uns, und alle Zurückhaltung schien nun verbannt zu seyn, als plötzlich sich die Scene änderte, aus dem Innern des Waldes erscholl ein lautes Geschrey; unsere Wilden standen eilends auf, griffen nach ihren Waffen, richteten ihre schreckensvollen, grimmigen Blicke auf das Meer hinaus, und schienen in heftiger Bewegung zu seyn. Die Veranlassung dazu gab eines von unseren Bothen, das längst der Küste hinschiffte. Bey dessen Entfernung, und auf mein Zureden durch Geberden und Zeichen, beruhigten sie sich zwar wieder einiger Maßen; aber sie wurden nicht wieder so zutraulich, wie vorher; sie waren im Gegentheile unruhig und zerstreut, und wurden immer dreister und unverschämter. Ihre Blicke wurden düsterer und wilder; sie schienen über einem schlimmen Anschlage zu brüten; aber Herr Rouget hielt sie mit unserer alten Flinte im Respecte. — Mit ihrem Mißtrauen wuchs auch ihre Kühnheit; es schien, als suchten sie Streit mit uns; sie fingen an, sich Mißhandlungen gegen uns zu erlauben. Der Eine wollte durchaus meine Weste mir gewaltsam abdringen; ein Anderer riß mir einen von meinen goldenen Ohrringen aus dem Ohre. Ihr ganzes Betragen verrieth so deutlich treulose Bosheit und rohe Wildheit, daß wir alle darüber empört wurden; wir hatten ihnen nichts als freundschaftliche Gesinnungen bewiesen; hatten sie mit Geschenken überhäuft; hatten, so viel als möglich, alle ihre Wünsche befriedigt — und doch würden wir gewiß als Opfer unsers Zutrauens gefallen seyn, wenn unsere Flinte, und das mannhafte Betragen ihres Trägers, des Herrn Rouget, diese Wilden nicht zurück gehalten hätte. — Die Versuche, die ich sie mit meinem Dynamometer machen ließ, gaben ihnen, da sich daraus angab, daß sie nicht so viel Leibesstärke besaßen, als wir, neuen Anlaß zur Unzufriedenheit, die noch dadurch vermehrt wurde, daß, als Herr Petit eine Sagaje gegen einen Spiegel eingetauscht hatte, und ich im Begriffe war, eine Kriegskeule einzuhandeln, die Wilden plötzlich anderen Sinnes wurden, zu den Waffen griffen, laut schrien, und uns im Ernste bedroheten. Nur die auf sie angeschlagene Flinte hielt sie in Zaum. — Wir hatten es nun satt, uns unter diesen rohen Menschen in beständiger Lebensgefahr herum zu treiben, und kehrten zu unserem Bothe zurück.

Unsere Französischen Seefahrer erhielten noch mehrere Beweise von der tückischen Bosheit dieser Wilden, von welchen wir nur noch ein Paar Züge ausheben wollen.

Der See-Cadet, Herr Maurouard, wollte sich selbst durch eigene Erfahrung von der so gerühmten Leibesstärke der Wilden überzeugen, und forderte daher einen Van-Diemensländer, mit welchem er Bekanntschaft gemacht hatte, und der ihm der stärkste unter allen zu seyn schien, zu einem Wettkampfe im Ringen auf. Der Wilde nahm die Ausforderung an,

*) Man sehe dessen Porträt Fig. 1. auf der Kupfert. bey Nr. 38.
**) Man sehe die vier Porträts.

wurde aber mehrere Mahle von dem Franzosen zu Boden geworfen. Das gute Vernehmen mit den anwesenden Wilden schien dadurch nicht im mindesten gestört zu seyn; es wurden neue Geschenke ausgetheilt, und man schied dem Anscheine nach freundschaftlich von einander. Als aber die Franzosen an das Ufer zu ihrem Bothe hinab stiegen, kam eine Sagaje daher geflogen, die dem Herrn Maurouard mit größter Gewalt in die Schulter drang. — —

Bald nachher ging der Französische Oberbefehlshaber selbst, in Begleitung einiger Herren von der Expedition, an's Land. Sie trafen Wilde an, die sie mit Geschenken überhäuften; Herr Petit, welcher auch bey der Gesellschaft war, zeichnete mehrere dieser Van-Diemensländer ungestört ab. Als er aber im Begriffe war, an Bord zurück zu kehren, fiel einer von den Wilden über ihn her, um ihn seine Zeichnungen zu entreißen, und da er sich wehrte, so ergriff derselbe ein Stück Holz, um ihn niederzuschlagen *). Man kam jedoch dem Zeichner noch zu rechter Zeit zu Hülfe. Als aber die Gesellschaft sich an's Ufer begab, um an Bord zurück zu kehren, wurde sie von den Wilden aus dem Walde mit einem Hagel von Steinen begrüßt, von welchen einer dem Oberbefehlshaber eine starke Quetschung auf dem Rücken verursachte. — —

In Erwartung der ausführlicheren Schilderung dieser Völker, die uns Herr Peron versprochen hat, wollen wir es unseren Lesern überlassen, Folgerungen aus diesen Skizzen zu ziehen.

*) Wie sehr unwissende Völker sich oft vor dem Abzeichnen und Abmahlen aus Aberglauben fürchten, ersehen wie schon aus den Berichten der Franzosen während ihres Aufenthaltes in Ägypten. Auch gehört Barrow's Bemerkung hierher, (Reise nach Cochinchina, aus dem Englischen. Weimar, 1808. Seite 307.) daß einer seiner Reisegefährten auf der Küste von Sumatra von einem Malayen ist gemeuchelmordet worden, den er kurz vorher hatte abzeichnen wollen.

Notitzen.

Aus Amerika. Unsere Halbkugel hat nicht allein das Unglück, bey den vielen Leiden, die sie treffen, auch noch vom Himmel gesteinigt zu werden. In Amerika hat man dieselben Erfahrungen gemacht. In der Provinz Connekticut fielen am 14. December 1807 mehrere Luftsteine nieder. Ein an Ort und Stelle aufgenommenes Memoire, das vor kurzem in England bekannt wurde, gibt davon folgenden Bericht, unter dem Datum Fairfield den 23. December 1807.

Montags den 14. December 1807, bemerkte man bey Tagesanbruche im Norden des Horizontes eine Feuerkugel. Sie erhob sich, indem sie sich mit einem Schweife von drey bis sechs Fuß beynahe in südlicher Richtung fortbewegte, bis sie im Zenithe war, wo sie verschwand. Ungefähr eine Stunde darauf hörte man zu drey wiederhohlten Mahlen einen, Kanonenschüssen ziemlich ähnlichen, Knall, der sich aber wie ein entfernter Donnerschlag endigte. Eine große Menge Personen sahen die Kugel, und hörten den Knall auf mehrere Meilen in der Runde; aber zu Weston und Huntington, zwey benachbarte Städte, trugen sich weit erstaunenswürdigere Thatsachen zu.

Zu Weston vernahm der Pächter, William Prime, früh um sechs Uhr, nachdem er einen Blitz wahrgenommen, und den Knall gehört hatte, ein Getöse, wie von einer, durch einen Orkan mit Gewalt aufgesprengten Thür. Durch diesen Lärm erschreckt, standen er und seine Frau auf. Beym Herausgehen fand Herr Prime in seinem Hofe, ungefähr 27 Fuß von seiner Wohnung, auf einem, mit dichtem Rasen bedeckten Boden mit Erstaunen ein frisch gegrabenes Loch. Anfangs ahndete er die Ursache davon nicht; nachdem er es aber genauer betrachtet, und eine Nachgrabung veranstaltet hatte, zog man einen großen massiven Stein von sonderbarer Art, ungefähr 35 Pfund schwer, heraus. Das Loch, das er im Niederfallen gemacht hatte, war ungefähr zwey Fuß tief in senkrechter Linie, und nicht viel breiter als der Stein. Indem Herr Prime sich von diesem Ereignisse mit seinen Nachbarn unterhielt, sagten ihm zwey Landleute, Vater und Sohn, daß sie zu gedachter Stunde nahe bey seinem Hause gewesen waren, den Blitz und die Feuerkugel gesehen, auch den Knall, und darauf ein Zischen, als ob etwas über sie hinweg führe, gehört hatten, was ohne Zweifel der, nahe bey seinem Hause niedergefallene, Stein war.

In einem andern Theile der Stadt, nahe bey dem Hause des Pachters Seely, fiel ein Stein, völlig von gleicher Beschaffenheit, auf einen Felsen, der zum Theile in der Erde lag, und mit einer dünnen Rasenschicht bedeckt war; der Stein zerbrach daran in tausend Stücke, so, daß man einen Scheffel damit füllen konnte. Er riß ein oder zwey Stücke vom Felsen ab, und machte auf dem Rasen ein beynahe zirkelrundes Loch, wovon der eine Durchmesser fünf, und der andere vier Fuß betrug. Er fuhr auf einer moosigen Erhöhung senkrecht drey Fuß tief in die Erde, indem er den Felsen, der eine geneigte Ebene darboth, in der Länge von sechs Fuß schräg streifte. Er schleuderte in einiger Entfernung Erdschollen und Schlamm, wovon man auf einer zehn Ruthen entfernten Mauer Spuren sah. Herr Staples, Selly's Nachbar, sah den Stein niederfallen. Alle Stücke zusammen genommen wogen ungefähr einen Centner. Nach dem Knalle sah man aus diesem Steine, den man für den größten hält, Funken heraus fahren. Selly's und seiner Gattinn Bericht stimmt, in Ansehung der Zeit und der Umstände, mit Herrn Prime's Aussage vollkommen überein.

Zu Huntington fiel in demselben Augenblicke ein kleiner, von der Hauptmasse losgerissener Stein auf einen Felsen, sechs Ruthen von einer Scheune, und sechs Ruthen von Mervin Burr's Hause. Dessen Gattinn stand in der Hausthür; sie hörte diesen Stein in der Luft zischen, und mit ziemlich starkem Geräusche gegen den Felsen aufschlagen. In demselben Augenblicke schienen ihr mehrere andere in einen Morast, nicht weit vom Hause, nieder zu fallen. Der Stein ist auswendig schwarz, als wäre er in's Feuer gelegt, und dem Rauche ausgesetzt worden.

In der Folge hatte man noch drey andere Massen von Luftsteinen entdeckt, wovon die eine 45, die zweyte 13 und die dritte 25 Pfund wog. Die größten Exemplare, die man davon erhalten konnte, waren von sechs Pfund, und von eilf Pfund zehn Unzen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den — 50. — 27. Aprill 1809.

Georg von Freundsberg bey Vizenza *).

(Gebirgsgegend; Nacht. Wachtfeuer schimmern von den Höhen, qualmen aus den Schluchten. — Einzelne Haufen Krieger begegnen und kreuzen sich im Hintergrunde).

Erster Lanzknecht.

Wo ist Herr Jörg?

Zweyter Lanzknecht.

Ja! welchen meinst du nun?

Erster.

Du bist gewiß ein Lichtensteiner!

Zweyter.

Nun! —

Und dann?

Erster.

Laß' das Geschwätz und antwort' mir!
Wo ist der Deutschen Heil'ger, unser Freundsberg?

Zweyter (finnig).

Hör' Bruder — auf ein Wort aus voller Brust!
Der Deutschen Heil hast du genannt — dem Laut
Weicht schnell des Ärgers Kleineley — die Hand!

(reicht sie ihm).

Erster (ungeduldig).

Die Antwort mir!

Zweyter.

Liegt in der Deutschen Hand!
Die Eintracht ist das Heil — ein Schwert, ein Griff,
Ein Schlag — gebar dich Mindelheim, führt mich
Der Lichtensteiner her — gleichviel! nun gilt's
Auf welchem Boden Deutscher Kraft! Schlag ein!

Erster (einschlagend).

Das segne Gott! Venedig mag es büßen!

Zweyter.

Ich habe nichts vom Doppel-Jörg gesehn —
Getrost! Camm'rad — der Lindwurm fällt uns doch!
Sechs Tausend Mann sind wir! zwey Helden an
Der Spitz', die nach dem heil'gen Ritter heißen —
Er fällt — wirst's seh'n —

Erster.

Wer zweifelt dran?

Zweyter.

Gar mancher.

Erster.

Ey! Hasenfüße das — nicht Deutsche Degen!

Zweyter.

Die Spanier murren —

Erster.

Und es kracht in Angst
Dem Röm'schen Mönchssoldat das Herz? nicht so?

Zweyter.

Stand vor zwey Jahren, doch des Fähnleins Spitz'
Den Römern auf den Leib — jetzt heißt's: Halbpart —
Nun wohl — wir fragen nicht warum! gleichviel,
Wer Freund, wer Feind, wir meinens grad' und schlagen

*) Vergl. über die schöne Tyrolische Heldenfigur Freyherrn von Hormayr's, Österreichischer Plutarch, 13. Bändchen.

Erklecklich drein. — Es sitzt sich freylich schlecht
In diesem Bergrevier — wir stecken dir
Darin als wär's ein Sack. — Wie fuhr sich der
Cordona doch, und der Beskara fest!
Auch Herr Colonna — doch verstehen sie,
So heißt es allgemein, das Handwerk sonst;
Jetzt hält der Venetianer sie bey'm Kragen.

Erster.

Zu hitzig all'! — zu rasch — ist's nur marschiert,
So meinen sie, es sey schon ausgemacht.
D'rum sollten sie den Deutschen Kopf voran — —!
Der wägt genau, eh' er sein Alles wagt;
Doch hat er das Gewicht, so wagt er's auch —
Wenn nur der liebe Freundsberg nicht — —

Zweyter.

Der ist,
Wie du ja eben sagst, geborgen.

Erster (bedenklich).

Ja!
Wenn's Kopf und Arm vermag — gewißlich! doch
Verrath! der wächst dir hier wie Klee, und ihn
Versteht, Gott sey es Dank! der Deutsche nicht.
Käm' so was aus — Ich halt' mich nicht mehr länger.
Ich muß ihn suchen — Komm —

Ein dritter Lanzknecht (eilig.)

Nur mir nach, Herr!
Der Ritter Freundsberg spricht euch hier alsbald.

Die beyden andern (froh).

Der Himmel sey gelobt! Wo ist er?

Dritter.

Fort!
Camm'raden — Ein geheim Gehör gibt er
Dem würd'gen Pater jetzt —

Ein Eremit (tritt vor).

Zum Gruße Gott,
Ihr wackere Kriegesknecht' —

Die Lanzknechte.

Seyd schön bedankt!

Erster (leise).

Herr Jörg befiehlt's, wir gehn — doch, Brüder, glaubt
Ihr mir, so laßt, uns in der Nähe bleiben.
Es lauscht kein rechtlich Deutsches Ohr, allein
Die Deutsche Treu' macht gern die Augen auf,
Und mit ihr wacht der Arm, der rettend hilft —
Ich trau' einmahl den Welschen nicht. —

Dritter.

Sey still!
Ein frommer Eremit —

Zweyter.

Die Zeit ist schlimm.

Erster.

Die Kutt' ist braun — warum nicht schwarz das Herz?
Ich thu' was ich gesagt — — (geht nach dem Hintergrunde).

Zweyter.

Ich bin dabey! (folgt ihm).

Dritter.

Wo's Freundsberg gilt, da fehl' ich nicht — und beth'
Den Rosenkranz dazu — — (beyden andern nach).

Der Eremit (ihnen mit den Augen folgend, laut:)

Bidere Seelen!
Ein großer Mann, der Feste so fest schließt
Durch Lieb' und Treu' — — Seyd ruhig meinetwegen!

Die Lanzknechte (murmelnd).

Schrey' nur! mit Lob bestichst du keinen Deutschen.

Georg v. Freundsberg (kommt in Gedanken).

Max! Max! Warum hast du uns das gethan! —
Genug — es ist — der Muth hält in der Hand von Eisen
Den wahren Feldherrnstab — dem Blick ein Schwert!

(umschauend.)

Wo ist der Eremit?

Der Eremit (tritt vor).

Herr Ritter!

Georg von Freundsberg.

Was
Begehrt ihr mir?

Der Eremit (sich niederbeugend).

Ich bringe —

Georg v. Freundsberg (kalt).

Nichts erwart' ich.

Der Eremit.

Das hindert nicht — vergebt den schwachen Mund,
Den gute Meynung öffnend lenkt — daß Euch
Nicht manches fehlen könnt' —

Georg v. Freundsberg (freundlich).

Der Eremit
Im braunen Rock, errāth den Eremiten
Im Stahl nicht recht —

Der Eremit.

Ihr lächelt, und getrost
Vergesse ich den Stahl, und seh' den Mann
Allein, der Mensch, wie ich, für Menschen fühlt.

Georg v. Freundsberg (aufmerksam).

Es zieht euch heute etwas anders erdenwärts;
Erspart die Vorred' — sprecht die Sache aus.

Der Eremit.

Ich seh' im raschen Wort den Thät'gen nur,

Und fühl' den Vorwurf nicht —

Wahr ist es, dieß
Gewand befiehlt mir fromme Einsamkeit
Im Lärm der Welt — die Waffen legt' ich ab,
Die Sorgen auch, und rein und schwach gehört
Dem Altar diese Hand — doch Friede ist
Des Altars Zierde und mein Amt —

Georg von Freundsberg.

Und Krieg
Das meinige, d'rum sputet Euch —

Der Eremit.

Ihr seyd
Verloren, Herr! — —

Georg von Freundsberg.

Was Ihr mir sagt!

Der Eremit (nachdrücklich).

Ihr wißt's!

Georg v. Freundsberg (ruhig).

Ich hörte Euch.

Der Eremit.

Das sind des Helden Wort'
Und Ton — — so ruhig, so entschlossen sieht
Er in den Abgrund, der ihm dräut — so kalt
Reicht er die Hand dem nahenden Verderben.

Georg v. Freundsberg (lächelnd).

Spart, lieber Herr, die Predigt mir!

Der Eremit.

So schließt
Er dann das Ohr dem Laut der Warnung zu,
Und stürzt —

Georg v. Freundsberg (gutmüthig).

Ich habe ein Gelübd' gethan —
Als Geistlicher wißt ihr was das bedeuten will, —
Nie anzuhören Weib noch — Pfaff vom Krieg —

Der Eremit (wirft die Kutte ab, und zeigt sich in Kriegstracht.)

Den Ritter doch!

Georg von Freundsberg (kalt).

Ja! in der Lanzen Mitte!

(Die Lanzenknechte stürzen aus dem Hintergrunde auf den Eremiten).

Erster Lanzknecht.

Ihr seht's — — —

Zweyter.

Vermaledeyt!

Dritter.

Nun trau' noch einer!

Georg von Freundsberg.

Verschont ihn, Kinder — Nehmt für eure Lieb'
Den Dank des Hauptmanns hin, und ihm — dem hier —
Den Panzer ab — Es ist ein guter Mann,
Der uns ein Fastnachtspiel gegönnt, und sich
Verrechnet hat — Seht, wie er bleich ist — Nein!
Seyd ruhig, Mönch, ich kenne meine Leute.
Thut ihm die Kutte an — sie paßt' ihm wohl —
Die Waffen schenk' ich Euch (zu den Lanzknechten).

Er (auf den Eremiten blickend)

Bleibe bey'm
Brevier!

(Die Lanzknechte vollziehen den Befehl).

Nun, Kinder, geht mit Gott!

Die Lanzknechte (gehend, unter sich).

Nicht weit!

Der Eremit (erboßt).

Und das wär' Ritterart!

Georg von Freundsberg.

Warum spracht ihr
Denn nicht so laut, als ihr gepanzert wart?
Lebt wohl, und macht Euch fort — ich fürcht' Euch nicht:
Doch setzt — ihr wißt's, des Kriegers streng Geboth
Auf's Spioniren Tod. Ein anderer
Nähm's schärfer wohl, als ich —

Der Eremit (furchtsam).

Vom Untergang
Wollt' ich Euch retten, Herr! Ihr seyd umringt;
Die kühne Bahn, die ein verbündet Heer
In's Land der königlichen Republik
Durch diese Berge aufgesucht, führt es,
Zum Tod — Alviano steht mit Heeresmacht
Bereit, Venedigs Kränkung sühnt nur Blut.
Besinnet Euch — er sendet mich — —

Georg von Freundsberg.

Alviano!

Der Eremit.

Er meynt es gut mit Euch, den er als Feind
Von Herzen schätzt, wie Eure tapfre Schaar,
Die nur des Zufalls Spiel in dieses Labyrinth
Gelockt —

Georg v. Freundsberg (ernst).

Mißbraucht nicht, was der Kutte wiederfährt,
Die Nachsicht endet auch —

Der Eremit (schlau).

Das meint Alviano.
D'rum beut er — streckt ihr das Gewehr —

Georg v. Freundsberg (nach Osten sehend).

Uns dämmert
Ein schöner Tag zur Schlacht —

Der Eremit (bedeutend).

Er beut Euch, streckt
Ihr das Gewehr, den freyen Abzug für — —

Georg von Freundsberg.

Macht, daß Ihr heim kommt — es naht Metteuzeit.

Der Eremit (empfindlich).

Für Euch und Eure nackten Lanzenknechte!

Georg v. Freundsberg (nach einer Pause).

Wahr ist's! ich habe nackte Knaben nur;
Doch — glüht ein Becher Weins in ihrer Brust,
So sind sie mir nicht feil um Alviano's seine,
Deckt diese gleich von Kopf bis Fuß der Stahl,
— Noch Alles steht zum Glück! *) das sagt ihm nur!
Nun geht!

Der Eremit.

Und damit wär's —?

Georg von Freundsberg.

Zu Ende!

Der Eremit (mit einem im Ärmel verborgenen Dolche auf ihn einstürmend).

Nein!

Georg v. Freundsberg (wirft ihn zurück).

Der Mittelfinger hier war mir genug
Für Euch — **).

*) Freundsbergs gewöhnliche Redensart der Entscheidung, so wie diese ganze Rede seine eigene.
**) Er besaß hohe Körperstärke.

Die Lanzknechte (haben den Eremiten ergriffen).

Gehängt! gehängt!

Georg von Freundsberg (verächtlich).

Ihn friert! — ihr seht's —
Jagt ihn davon, daß er sich warm erläuft.

Der weibliche Körper.

Ein berühmter Englischer Anatomiker sagte einmahl in einer seiner Vorlesungen über den Bau des weiblichen Körpers: er könne sich öfters kaum enthalten, die Natur der Grausamkeit, der Barbarey anzuklagen, daß sie ein so gar schwächlich und gebrechlich organisirtes Geschöpf, wie ein Frauenzimmer sey, hervorgebracht habe.

Den anatomischen Saal mag dieser brave Mann wohl recht fleißig frequentirt haben, aber auf einem Ballsaale war er wahrlich noch nicht gewesen, als er sich so vernehmen ließ, noch kann dergleichen in der Folge je von ihm besucht worden seyn; denn sonst würde die Geschichte gewiß Meldung thun, daß er, der ehrliche Mann, feyerlich widerrufen habe.

Johannes Eremita.

Bemerkung.

Gebrechlichkeit, dein Nahme ist Weib! sagt Shakespeare. Eigennutz, dein Nahme ist Mann! sagt Rousseau.

Notizen.

Der berühmte Blanchard, der kürzlich gestorben ist, wurde am 4. Jannar 1753 zu Andelys geboren — in dem nähmlichen Zimmer, wo einst der berühmte Mahler Poussin das Licht der Welt erblickte. Die Natur verlieh ihm mancherley Talente, von denen er frühzeitig Proben ablegte. Seit seinem zwölften Jahre beschäftigte er sich mit dem Gedanken einer Maschine zum Fliegen, und die Taffetkleider und Fischbeinröcke seiner Mutter wurden dazu in Anspruch genommen. Als ein Jüngling von 16 Jahren erfand er einen mechanischen Wagen, mit dem er von Andelys nach Rouen, eine Strecke von 7 Meilen, fuhr. Der Herzog von Penthierre vertraute ihm alsdann den Bau einer Wassermaschine in seinem Schlosse zu Vernon an, und Blanchard war noch nicht 19 Jahre alt, als er sie unter dem Beyfall aller Kunstverständigen zu Stande brachte. Im Jahr 1777 erfand er einen mechanischen Wagen, der so geschwind ging, daß er mit dem Doctor Franklin um Mittag von Paris ausfuhr, und um 1 Uhr 15 Minuten in Versailles war, wo er der Königinn vorgestellt wurde. Die Königinn bewunderte seine Arbeit, und er führte sie in die Oper mit solcher Geschwindigkeit, daß sie sich schon in der Loge befand, als die mit Pferden bespannten Wagen kaum die Hälfte des Weges zurück gelegt hatten. Die Gräfinn Coassin trug ihm den Wasserbau in ihrem Schlosse zu Bellevue auf, und er entledigte sich dieses Auftrages so gut, daß er nachher beauftragt wurde, zu Rochefort das Becken zu erbauen, in welchem das Linienschiff l'Illustre von 80 Kanonen erbauet wurde. Er kam auf die Lieblingsidee seiner Jugend zurück, nähmlich zu fliegen, und errichtete damahls ein fliegendes Schiff, das durch ein Gegengewicht von 6 Pfund sich 20 Fuß über die Erde erhob. Nach der Entdeckung der Ballone ahmte Blanchard sogleich die HH. Carl und Robert nach, und bahnte sich einen Weg durch die Luft. Seine erste Reise machte er den 4. März 1784, und den 7. Jannar 1785 schiffte er glücklich durch die Luft über den Canal von Dover nach Calais, und seit diesem Augenblick nährte er den Gedanken eines Einfalls in England, trotz aller Flotten und Kanonen. Der König belohnte seinen Muth durch eine Rente von 1200 Livres, und ein baares Geschenk von 12000 L. An dem Orte, wo er niederstieg, wurde ein Monument errichtet, und es erhielt seinen Nahmen. Die Engländer, so wie mehrere andere Länder, schlugen Münzen zu seiner Ehre. Im Jahr 1787 erfand er den Fallschirm. Er verließ Frankreich 1792, um nach Philadelphia zu gehen, wohin er berufen war, und unternahm dort seine 45ste Luftfahrt. Er drang bis zu den Irokesen und Illiniern vor, und hielt sich zwey Jahre unter ihnen auf. Nach seiner Rückkehr nach Philadelphia machte er drey Automaten in Lebensgröße. Zu New-york baute er sich im Jahre 1796 eine Luftflotte, mit welcher er seine Rückreise nach Europa antreten wollte. Der Blitz zündete seine Flotte, als sie zur Abfahrt bereit war, und schlug seinem Herzen eine unheilbare Wunde, da er auch zugleich seinen einzigen Sohn, der 18 Jahre alt, und schon sehr geschickt war, tödtete. Blanchard unternahm im Allem 60 Luftfahrten, und nahm auf diesen 25 Personen, 17 Männer und 8 Frauenzimmer, mit sich. Er starb den 7. März 1809, im 56sten Jahre seines Alters, an den Folgen des Schlages und einer gänzlichen Lähmung.



Samstag, den — 51. — 29. Aprill 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Valencia.

Doch nur ein Blick im Fluge auf Stadt und Land; denn Fischer zaubert uns das Königreich der Hesperiden schön und wahr, und unvergleichlich vor, und nur ein Geck mahlt weiter, wo der Meister den geweihten Pinsel niederlegt.

Mein kauderwälscher Wirth in Murviedro (Sagunt) fand es bald heraus, daß ich ein Schweizer wäre. Er hatte selbst noch unlängst in Gesellschaft eines Italieners unser Alpen- und Lauinen-Land bereiset, und unterhielt mich sehr gesprächig von Louisanne, Bern und Altdorf; von den hohen Bergen mit dem vielen Eise; von den muntern Mädchen mit den steifen weissen Hemdärmeln; von den dicken Bauern mit den großen Stecken, und von der bedauernswerthen Nacktheit unserer Reformirten Tempel. Sein Geschwätz war drollicht, manche treffende Bemerkung wahr — ich schreibe keine nach — doch diese ganze Frühstücks-Scene war mir hier ein Fest, denn sie versetzte mich aus einer Ferne von beynahe dritthalb hundert Stunden freundlich in den Schatten des Hollunderstrauches zurück, in dem einst meine Wiege stand, von dem der frohe Bube sich sein erstes Pferdchen schnitt; und äußerst weich sang ich mit Pfeffel:„

Trianon gleicht nicht meines Vaters Hütte,
Und Saint-Denys nicht meiner Mutter Grab.

Acht Tage später überraschte mich ein anderer Auftritt, diesem nicht ganz ungleich. Als wir eines Morgens durch der Mancha farbenlose Felder fuhren, tönte mir von weitem die bekannte Harmonie von einem halben Dutzend, mit Erlaubniß — Kuhglocken zu; es waren freylich dann am Ende nur ein vierzig Esel, deren vorderste mit großen Schellen prangten, aber durch den Eindruck, den mir Anfangs diese Musik machte, ward mir plötzlich klar, warum vordem bey Schweizer-Regimentern in den Moorgefilden Flanderns Todesstrafe auf dem Sennenreigen-Singer stand.

Wer in Valencia den besten Gasthof sucht, der fahre bey der Fonda de la paz vor; eine gutbesetzte Tafel, meistens gebildete Gesellschaft, die gewöhnlich wenigstens einen Landsmann mit enthält, gefällige Bedienung, moderate Preise, findet jeder Fremde dort. Die artigen Gardinen-Bettchen und den ganzen Toilletten-Apparat, der einen Reisenden in Frankreich und im Pays de vaud sogleich beym Eintritte in das Zimmer seines Hotels schmeichlerisch umfängt, suche man in einem Gasthofe Spaniens nie; doch Xeres, Alicante, Malaga und süße Trauben. Die Natur that hier zu viel, als daß der Kunst ein großer Spielraum übrig bliebe.

In der Cathedrale von Valencia, wo manches köstliche Gemählde von berühmten Meistern hängt,

ergriff mich eine Darstellung aus dem Märtyrthum mit Allmacht. Wund gegeißelt, abgehärmt von Leiden und Gefängniß, sitzt ein Greis mit Silberhaar und bleichen eingefallenen Wangen auf dem alternden Gesteine, und jeder Zug des Marterbildes deutet ausgestandene Mißhandlung auf der Folterbank; doch hohe Ruhe der Verklärung schwebt mit Glorie über dem Gequälten, und der stille Frieden besserer Sterne waltet sichtbar um ihn her. Des alten Wunden wischt ein Jüngling — nein! ein Genius, mit Engelsblick voll Mitgefühl und Güte sorgsam rein; im ganzen Ausdrucke dieser himmlischen Gestalt zerfließt der Unterschied der irdischen Geschlechter in ein einziges vollkommenes Urbild höchster Schönheit, und so milde, zart und edel lebt kein Wesen in des Dichters Fantasie. Ein rauher Krieger, tief erschüttert, sieht gerührt der Gruppe zu, und schließt in der Betrachtung ernstem Geiste die feyerliche Haltung eines würdevollen Meisterstückes.

....

Die Mansche. Aranjuez.

Von Valencia nach Madrid steigt die Abdachung des Landes, bis drey Stunden hieher von Aranjuez, allmählig immer höher. Träge schleicht die letzte Woche unserer Reise durch die monotone Mansche, fruchtbar zwar an Wein und an Getreide, aber ohne höheres Leben, ohne Reitz und ohne Poesie. Das warme, frische, freundliche Gefühl des Daseyns, das aus jeder Quelle Kataluniens, aus jedem Busche Murviedro's wehet, schweigt dem Wanderer durch die Manscha ewig still, und ihrem eigenen Eingebornen gehet jene Regsamkeit und jener leichte, frohe, südliche Character des Valencianers merklich ab.

Die ganze Chaussee ist indessen ziemlich gut; sie dankt ihr Daseyn, so wie ihre Meilenzeiger, der Administration des unvergeßlichen Aranda. Auch die sparsam abgetheilten Ventas sind erträglich, aber isolirt; nur selten winkt ein frommes Kirchthurmkreuz als Zeuge der Bevölkerung, und Schnee und Eis liegt einzeln hier und da in tiefern Gründen, während östlicher die Märzensonne Blüthen weckt und Früchte reifet.

Wir trafen mit zwey Andalusern, die Französisch sprachen, in der gleichen Venta ein; es waren zwey Gardisten, die aus dem Semester nach der Hauptstadt kehrten. Sie erzählten viel von Andalusien und von den Straßenräubereyen ihres schönen Vaterlandes; manche schauerliche Mordgeschichte, manchen Zug von Großmuth und Entschlossenheit. Wir fuhren dann zusammen ab, die guardias del Rey voraus, und, statt des Fahrweges, über ein zwar freylich nicht für ihres Pferdes Hufe angelegtes Trottoir, bey einer Truppe Arbeitsleute dicht genug vorbey. Die personificirte „Wegeaufsicht," ein kleiner Alter, nahm das Factum und das Tempo plötzlich wahr. Er sprang hervor, ergriff mit Gravität die Zügel, und dictirte à los caballeros auf der Stelle für die übertretene Straßen-Polizey die Kleinigkeit von drey Pesetas wohlverdienter Pön; doch anderer Meinung war der Andaluser; in der einen Hand ein Terzerol mit aufgezogenem Hahne, springt er aus der Kalesche, reißt die Knöpfe seines Oberrockes auf, und steht in wohlbekannter Uniform ein Todesengel vor dem Alten. Dieser, zwar erschrocken, überrascht und zitternd, aber nicht verzagt, hohlt das beyseite gelegte Zeichen seiner Würde, Band und Wappen, wirft den Talisman entschlossen um die Brust, und stellt sich ganz voll Amtspflicht wieder vor die Mündung der Pistole; nun begann das Zweygespräch, zwar lebhaft, doch mit „si señor" und „no señor," und immer ward mir bange, der verwünschte Wildfang drücke los. Am Ende legte sich der Streit, die drey Pesetas blieben unbezahlt, und jedermann zog friedlich seine Straße. Diese Aufwallung bey eigenem Unrechte, diese Heftigkeit und Selbstgewalt sind mir bey dem so ernsten als gelassenen Spanier nachher nie mehr vorgekommen. Sind sie etwa nur dem Andaluser eigen, dessen Atmosphäre Afrikanisch brennt? — wie, oder lag es bloß im Individuum, in dessen Äußern keine Spur von Roheit lag, und dessen Unterhaltung Bildung und Geschmack zugleich verrieth.

Wir fuhren jetzt auf steilen, Schlangen gleich gewundenen, Abhange, ähnlich jenem Paße des Schwarzwaldes, der die „Hölle" heißt. Da öffnet sich auf einmahl still und friedlich der Gesichtskreis in ein enges, tiefes, heimathliches Thal; im Abendstrahle glänzen goldne Fahnen, weiße Mauern, hohes Fensterglas; die Führer jauchzen kindlich froh: „Aranjuez!" und so wie dort die „Hölle" gleich zum „Himmelreiche führt," geleitet uns auch hier der neue Bergpfad nach dem königlichen Sans-Souci, das elegant, doch ländlich, rings von hohen Ulmengängen eingefaßt, ein Bild der Ruhe an des jungen Tajo Blumenufern liegt. In den Flecken selber, auf dem großen Schloßplatze, bey dem Scheine von tausend Lichtern, wimmelt Alles voll Leben und Verkehr. Die Buden drän-

gen sich in dichter Reihe in der schönsten Mannigfaltigkeit. In einer hangen seidene Zeuge, Schinken und Würste in der andern; Pommeranzen liegen aufgehäuft am Boden; „agua fresca" schreyet der Wasserjunge; „calesin" und „coche" der Philister. Señor Don Antonio und Señor Don Francisco, unsere caleseros, werden froh begrüßt, und „caballero" und „señora" tönt es rechts und links im wogenden Getümmel.

Liebliches Aranjuez! o möge nie die Nymphe deines Flusses sich verheerend über deine Triften gießen! Möge niemahls eine andere Flamme, als des Herdes segensreiche, deinem guten Völkchen leuchten!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nationalerziehung der alten Deutschen.

Bey den alten Deutschen bezog sich alle Entwickelung des Körpers und Geistes auf den Krieg. Was jenen stark und gewandt machte und abhärtete, was diesem Muth, Entschlossenheit und Verachtung des Todes einflößte, das war der Gegenstand und das Ziel der Erziehung ihrer Jugend. Beständig übten sie den Körper durch Springen in der Schnelligkeit. Nach Tacitus bestand ihr einziges und ewiges Spiel darin, daß sie auf scharfe Spieße einsprangen. Körper und Geist gewöhnte man an den Anblick von Gefahren und Tod, und Alles war diesem Zwecke gemäß eingerichtet. War jemand im Anlaufen auf den Feind zu langsam, oder setzte er aus Angst nicht rasch genug ein, oder hatte er sich geschwächt, so erstickte man ihn in dem nächsten Sumpfe. Wer seinen Dienstherrn in der Schlacht verließ, der war mit einer unauslöschlichen Schande gebrandmarkt.

In Schlachten standen diese Springer in der ersten Linie, und wie weit es die alten Deutschen im Springen gebracht hatten, sieht man daraus, daß Florus sagt, der König der Cimbern, Teutobach, habe gewöhnlich über vier bis sechs Pferde weggesetzt. Das Voltigiren scheint einen Hauptgegenstand der Nationalerziehung der alten Deutschen ausgemacht zu haben. Sie konnten sich daher äußerst schnell auf die Pferde setzen, und sogleich auch wieder herabspringen. Die Deutsche Reuterey war in allen Schlachten der Römischen überlegen. Wer körperlich stark und gewandt ist, der ist auch kräftig und muthig von Geist. Es darf daher nie der Geist auf Kosten des Körpers ausgebildet werden; beyde müssen sich beym Anblicke von Gefahren gestählt fühlen, und da der Körper der Diener des Geistes seyn soll, den erhabenere Ideen zum Himmel erheben, so muß die Kraft jenes mehr gestärkt und erhöhet werden, als man bisher gethan hat.

Das Leben.

Dich hab' ich oft erwogen und betrachtet
O Leben, unverdient geschmäht, gepriesen!
Nie kannst du hell, wie Silberbache, fließen,
Nie bist du gänzlich vom Geschick umnachtet!

Wer Herzenskrank nach deiner Labung schmachtet,
Sich seinen herben Kummer zu versüßen,
Muß schmerzlich oft die schöne Täuschung büßen,
Und hart bestraft sich selbst, wer dich verachtet.

Der Weise nur entziffert deine Deutung,
Er, der dich weder liebet, noch verschmäht,
Vermag die Räthselhülle wegzustreifen.

Er kennt in dir des Grabes Vorbereitung,
Die dunkle Furch', in die man Thaten säet,
Die für ein unbekanntes Daseyn reifen.

K. v. Lobbauer.

Vertrauen.

Von des Glückes Schein betrogen,
Irrt der Mensch in seiner Nacht;
Aber durch die dunklen Wogen,
Wird sein Schifflein fortgezogen,
Von der unbekannten Macht.
Ihr nur lern' er kühn vertrauen,
Wenn das Unglück ihn umringt,
Wenn der Sturm die Flügel schwingt,
Und der Wolken finstres Grauen
Seinen letzten Stern verschlingt.

Ein merkwürdiger Vorfall.

Vor kurzem starb der Priester Thuning zu St. Servan, dessen Leben durch einen Umstand merkwürdig ist, der selbst denen wunderbar vorkommen muß, welche nichts als Romane lesen. Auf seiner Rückreise nach Frankreich mit seiner Frau, seinen beyden Kindern und einem ansehnlichen Vermögen, das er sich in Nordamerika erworben hatte, litt er im Angesicht der Küste von Bretagne Schiffbruch; und schwamm allein an das Ufer. Da er glaubte, daß die See, welche er mit den Trümmern seines Vermögens bedeckt sah, auch seine Frau und Kinder verschlungen habe, so eilte er nach einem Kloster, um da seinen Kummer und Gram zu verbergen. Seine Obern entdeckten bald in ihm einige Talente zum Kanzelredner, und schickten ihn in den benachbarten Städten und Dörfern herum, um daselbst zu predigen. Eines Tages, und zwar an dem nähmlichen Tage, an welchem er vor 5 Jahren Schiffbruch gelitten hatte, predigte er in

der Stadt Croisic über die Unbeständigkeit menschlicher Dinge, wobey er sich selbst als Beyspiel anführte. Kaum hatte er sein rührendes Gemählde geendigt, als ein Frauenzimmer, das ihn sehr aufmerksam angehört hatte, zu schreyen anfing, und in Ohnmacht sank. Man schaffte es in die Sacristey, und es kam gerade zu Ende der Predigt wieder zu sich. Der erste Gegenstand, den es erblickte, war Pater Thuning, der dessen Ohnmacht seiner Beredsamkeit zuschrieb, und es besuchen wollte. Das Frauenzimmer war seine eigene Gattinn, die er für tod gehalten hatte, die aber einige Fischer an das Ufer gebracht hatten. Der Gatte behielt seine Kutte, die Frau aber, nahm in einem benachbarten Kloster den Schleyer, und beyde fanden in der Religion den Trost, der ihr Leben fristete.

Unangenehme Selbsttäuschung.

Der Marquis von Etorriere, Officier bey den ehemahligen Französischen Garden und der schönste Mann in Paris, wurde einst grausam durch die hohe Meinung betrogen, die er nach der allgemeinen Bewunderung, deren Gegenstand er war, von sich gefaßt hatte. Als er mitten unter dem Haufen in der Kirche Quinze Vingts der Mittagsmesse beywohnte, fühlte er sich auf der Seite ziemlich derb gedrückt, um sich schnell gegen seinen Nachbar hin um zu drehen. Derjenige, der ihn drückte, sagte zu ihm: „Mein Herr! wollten Sie wohl so gut seyn, sich auf die andere Seite zu drehen?" „Warum?" — „Weil Sie es so haben wollen, so muß ich es Ihnen nur gestehen: ich bin ein Mahler, und mein Cammerad dort in dem Stuhle links, hat von einer artigen Dame den Auftrag, ihr ihr Portrait zu verschaffen; er hat mich daher durch ein Zeichen aufgefordert, Sie die Stellung annehmen zu lassen, in welcher er Sie zu haben wünscht."

Der Herr von Etorriere zweifelt keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Aussage, zumahl, da er in dem Stuhle links einen Menschen erblickte, der die Augen auf ihn gerichtet hat, und in dessen Händen er eine Bleyfeder zu erblicken glaubt. So wie er sich gedrückt fühlte, nimmt er auch jedes Mahl sorgfältig die Stellung an, die man ihm anweißt. Nach einigen Minuten sagte sein Nachbar zu ihm: „Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr! ich bin fertig." „Mein Herr! erwiederte der Marquis, man kann nicht schneller seyn, als Sie es sind." Der vorgebliche Mahler verlor sich unter der Menge, und als Herr von Etorriere in die Tasche griff, vermißte er seine goldene Dose. Nunmehr sieht er ein, daß die Geschichte mit dem Portrait bloß eine List gewesen ist, um ihm die Dose, seine Börse, seine Uhr und Alles, was er an Werthe bey sich hatte, zu stehlen.

Notitzen.

Etwas von Maltha. Diese höchstens nur acht Quadratmeilen große, und doch von 150.000 Seelen bewohnte Insel, von jeher ein Gegenstand der Eifersucht derer, die sich der Herrschaft des Mittelmeeres bemeistern wollten, ist es noch jetzt für Frankreich und England. — Nicht Maltha's Reichthum und Fruchtbarkeit, sondern ihre imponirende Festigkeit und Lage, geben ihr für die Politik das hohe Interesse. Darum weigerte sich England, den Frieden von Amiens zu erfüllen; darum ward der neue verheerende Krieg angezündet. Nur Zwietracht, oder Mangel an Lebensmitteln kann diese Felsenburg des Oceans, welche ausserdem den mächtigsten Flotten trotzt, fallen machen. Durch jene kam sie einst in Französische Gewalt; durch diesen kam sie an die Engländer.

Als die Britten Maltha blokirten, war die Theurung daselbst so groß, daß man Hunde, Katzen, Esel, Pferde, Maulthiere, und sogar große Ratzen, die noch dazu ziemlich theuer bezahlt wurden, verzehrte. Das Pfund Schweinefleisch ward mit drey bis vier Gulden bezahlt; das Pfund Kaffeh mit etlichen zwanzig Gulden, und fast eben so theuer der Zucker. Nur erst als nichts mehr zu leben war, ergab sich die Französische Garnison.

Das Entzücken der Malthefer-Ritter war gar groß, als Kaiser Paul von Rußland sich zum Großmeister und Beschützer des Ordens erklärte. Sie schenkten ihm — ein Stück Holz vom wahren Kreuz, und ein goldnes Kreuz, welches — die Hand des heil. Johannes berührt hatte.

Der Haupthandel Maltha's besteht in Baumwolle. Aus den Zollregistern von 1788 bis 1798 ergibt sich, daß jährlich davon ohngefähr für 2,750,000 Franz. Livres ausgeführt wurden. Rechnet man den Gewinn von der Baumwollenfabrication in Maltha dazu: so steigt der Betrag über 3 Millionen Livres.

Der Ritter Louis de Boisgelin, dem wir diese Notizen zu danken haben (Anciens and modern Malta etc. by *Louis de Boisgelin*, knight of Malta. London 1805. 2 Bände in 4.), berechnet die Einnahme des Ordens, nach dem Durchschnitt der Jahre 1779 bis 1788, auf 136,114 Pf. Sterling; davon wurden jährlich auf die Marine nicht mehr als 47,494 Pfund Sterling verwendet.

Bekanntlich liegt die Dammerde über dem porösen Felsenboden, aus dem die Insel besteht, nur ein Paar Schuh hoch; und doch ist sein Ertrag sehr groß. Land von mittlerer Güte trägt sechszehn- bis zwanzigfach; von bester Güte aber vier und sechzigfach. Wie wenige Länder kommen diesem Felsengrund an Fruchtbarkeit gleich!

Aber alle zehn Jahre einmahl muß auch die Erde ganz hinweg genommen und der Felsen darunter von einer harten Kruste gesaubert werden, die sich inzwischen angesetzt hat, und das Auf- und Absteigen der Feuchtigkeit hindert. — Und, weil hier zu Lande Erde kostbar ist, sind alle Felder mit Mauern umgeben, damit Regen und Wind den fruchtbaren Grund nicht entführen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Erster Jahrgang.

1809.

May.



Der Sammler

Dinstag, den — 52. — 2. May 1809.

Cassandra Fedele von Venedig.

Eine Skizze.

In dem goldenen Zeitalter der wiederauflebenden Kunst, in den Zeiten des großen Lorenzo von Medicis und seines eben so großen Sohnes Johann, der als Papst Leo der X. so berühmt ist, war der Enthusiasmus für die schönen Wissenschaften so allgemein, daß er das männliche wie das schöne Geschlecht unwiderstehlich dahin riß. Da lebten nicht nur am Neapolitanischen, Römischen und Florentiner Hofe ein Sannazaro, ein Angiolo von Montepulciano und hundert andere dem Literator noch sehr werthe Männer, sondern, nebst einer Costanza von Varano, Isetta von Nogarola und Trivulzia, zeichnete sich vorzüglich die berühmte Cassandra Fedele von Venedig aus; um deren Freundschaft sich nicht nur die damahligen Gelehrten bewarben, sondern welche auch die Aufmerksamkeit der Päpste und Fürsten auf sich zog. Dem Kenner der Literar-Geschichte ist dieß merkwürdige Frauenzimmer zwar nicht unbekannt; ich zweifle aber sehr, ob viele Leser die alten, bestaubten und beräucherten Bücher in die Hände nehmen wollen, worin sie allein die echten Nachrichten darüber antreffen können. Ich will diese Mühe gern übernehmen, wenn sie mir versprechen wollen, in Zukunft zu glauben, daß große, ungewöhnliche Geistesgaben keinem Zeitalter, keinem Geschlechte, am wenigsten aber dem unserigen, ausschließlich angehören.

Wegen ihrer fast hundertjährigen Lebenszeit gehört Cassandra mehr in das sechszehnte als in das vorhergehende Jahrhundert; aber in das letztere fallen gerade ihre schönsten Lebensjahre, nähmlich die ersten dreyßig, in welchen sich ihr Ruhm über alle cultivirten Länder Europens verbreitete; und die Leser erwarten hier ja mehr einen Beytrag zur Literar-Geschichte des Frauenzimmers, als zur Makrobiotik.

Das Geschlecht der Fedele blühte ursprünglich in Mailand. Unter dem Schutze der dort regierenden Visconti erhob es sich, und stürzte zugleich mit denselben von der bisherigen Höhe herunter. Ein Zweig der Fedele zerstreute sich in die kleineren Städte der Lombardie und in die Thäler von Bergamo; ein anderer erstreckte sich bis nach Venedig, wo auch unsere Cassandra um das Jahr 1465 von Barbara Leoni geboren wurde. Ihr Vater war Angiolo Fedele, der die Sprache Latiums und Griechenlands vollkommen inne, und mit den vorzüglichsten Schriftstellern dieser Länder eine große Bekanntschaft hatte. Auf dem Schoße ihrer Mutter lernte und übte sie am ersten die gewöhnlichen Künste ihres Geschlechts; der nähmliche liebreiche Genius lehrte sie auch das Spiel auf der Guitarre, und die Kunst, durch die Töne derselben die Melodien ihrer jungen Kehle zu begleiten. Denn damahls glaubte man noch nicht, daß der Gesang der Lyra wegen, sondern daß die Lyra des Gesanges wegen vorhanden sey.

Während dieser Fortschritte in den weiblichen Künsten aber entdeckte der gelehrte Vater an seiner Tochter so viel Genie, Gedächtniß und Lebhaftigkeit des Kopfes, daß er sich entschloß, ihr einen Theil seiner Kenntnisse, besonders aber die Lateinische und Griechische Sprache, beyzubringen; nicht als wenn er diese zur Ausbildung des Verstandes für nothwendig hielt, sondern weil er sie als den sichersten Weg zur Quelle des Alterthums ansah, durch dessen Studium und Nachahmung der Verstand gereiniget und bereichert, und zum Gefühle des Wahren, des Einfachen und des Großen zurück geführt wurde, eine Beobachtung, die besonders die Literar-Geschichte gerade seines eigenen Zeitalters in ihm mochte veranlaßt haben. Um übrigens die Zeit zu ersparen, die gewöhnlich mit Erwerbung dieser Kenntnisse verloren zu werden pflegt, wählte er dasjenige Mittel, welches nachmahls der Vater des mehr gelebten als gelesenen Michael Montaigne angewendet hat; nähmlich so wohl er selbst, als alle, die seine Tochter umgaben, bedienten sich immer der Lateinischen Sprache, woher es kam, daß Cassandra schon in ihrem zwölften Jahre das Lateinische fertig verstand und sprach. Das Nähmliche versichert uns der alte und gelehrte Bischof Philipp Thomassini von ihrem Fortgange in der Griechischen Sprache.

Unter solchen Bemühungen erreichte Cassandra das sechzehnte Jahr ihres Alters, und die Vorzüge ihres Körpers machten denselben zu einer würdigen Wohnung ihres Geistes. Die Geschichtschreiber rühmen das schöne Ebenmaß ihrer Glieder, das schöne Verhältniß aller Theile zum Ganzen, und besonders eine blendend weisse Haut. Ihre Augen funkelten, und zeugten von der Geschäftigkeit ihres Geistes. Ihre Kleidung war immer weiß, und ihr ganzer Halsschmuck war eine Binde von Nesseltuch, deren Enden zu beyden Seiten über die Brust herab fielen. Die Schläfe waren mit Locken umgeben; sonst aber trug sie das Haar gegen die Scheitel angezogen, in Zöpfe geflochten, und mit Bändern durchwunden in mehreren Kreisen pyramidalisch als eine Krone um das Haupt. Diese Schilderung ist keinesweges bloß idealisch. Denn Cassandra hatte sich bereits in ihrem sechzehnten Lebensjahre durch die Gaben ihres Geistes so berühmt gemacht, daß der einzige Lehrer des großen Titian Vecelli, Johann Bellini, ihr Portrait mahlte, von welchem nachmahls Thomasini eine Copie seiner Lebensbeschreibung der Cassandra vorgesetzt hat. Durch das ununterbrochene Lesen der Classiker hatte sich Cassandra nach und nach eine ungeheure Menge von Sachkenntnissen und schönen Grundsätzen eigen gemacht. Ihr Vater lehrte sie zugleich die Dialectik, das ist, die Kunst richtig zu beweisen und zu schließen, wovon sie das Beyspiel in ihrem täglichen Umgange mit den größten Rednern des Alterthums vor Augen hatte. Der entzückte Vater, der sich allein in den Talenten seiner Tochter wohlgefiel, führte sie von einer Wissenschaft zur andern, übte sie in Zergliederung der Fehlschlüsse, und sie verstand vollkommen die seltene Kunst, die Zeit sehr haushälterisch einzutheilen, und jedes Überbleibsel derselben entweder zum Studium oder zur Übung in Aufsätzen und im Vortrage zu benutzen. Anfänglich beschränkte der Vater die Proben ihrer Geschicklichkeit bloß auf den Kreis seiner Familie und seiner Anverwandten; bald aber erweiterte der Ruf diesen Zirkel, bis endlich ganz Venedig die Gaben der Cassandra einstimmig bewunderte. Dieß erweckte die Aufmerksamkeit des damahligen Hauptes der Republik, des Doge Agostino Barbadigo, welcher die Gewohnheit hatte, an den ersten zwey Weihnachttagen alle in Venedig anwesende Redner und die ansehnlichsten Staatsbeamten mit ihren Frauen prächtig zu bewirthen. Um nicht nur den Glanz seines Postens, sondern auch den Werth seiner Mitbürger zu zeigen, setzte er obigen zwey Tagen noch den dritten hinzu, der eigentlich dem Ruhme der Cassandra gewidmet war. Was um diese Zeit von inländischen und auswärtigen Gelehrten und berühmten Männern sich in Venedig befand, wurde eingeladen. Endlich erschien auch Cassandra in einem niedlichen, aber einfachen Anzuge, und, wie sich der Geschichtschreiber ausdrückt, mit einer unglaublichen Bescheidenheit. Der Fürst empfing sie mit außerordentlicher Hochachtung, und führte sie an einen erhabenen Ort, von dem sie mit unerschrockenem Muthe, mit so vielem Anstande des Geberdenspieles, und mit so vieler Annehmlichkeit der Stimme eine schöne Lateinische Rede hielt, daß alle Zuhörer erstaunten, und zur Bewunderung dahin gerissen wurden. Über die Gefühle des gegenwärtigen Vaters vermag nur der zu urtheilen, der selbst Vater ist. Nach diesem wurden ihr von den anwesenden Gelehrten Fragen aus der Philosophie und andern Wissenschaften vorgelegt, welche sie alle mit dem größten Scharfsinne, mit der größten Genauigkeit und Sachkenntniß beantwortete. Endlich dankte sie dem Fürsten in einer abermahligen Rede in ihrer Muttersprache, die von allen Zuhörern mit außerordentlichem Beyfalle beklatscht wurde. Sie war nie in Verlegenheit, wenn sie auch aus dem Stegreife reden sollte, und

als wahre Improvisatrice sang sie zu ihrer Guitarre auf der Stelle erfundene lateinische Verse.

Nun verbreitete sich der Ruhm des Mädchens über ganz Italien. Die größten Männer dieses Landes schrieben ihr zu; und als Angiolo von Montepulciano den ersten Brief von ihr erhielt, fing er seine Antwort folgender Maßen an: „O Jungfrau, du Zierde Italiens! „Wie kann ich es dir genug vergelten, wie kann ich „dir meinen Dank erwiedern, daß du mich der Ehre „deiner Zuschrift gewürdiget hast?"

Bald sollten außer Venedig auch noch andere Städte Augen- und Ohrenzeugen dieses Wunders seyn, wie Cassandren ihr Zeitgenosse, der ehemahlige Doge von Genua, Johann Baptist Fregoso nennt, in seinem Werke von den Reden und Thaten berühmter Menschen. Angelo Fedele führte seine Tochter im Jahre 1487 zum ersten Mahle, und nachmahls von Zeit zu Zeit nach Padua, dem Haupt-Musensitze ihres Vaterlandes. Hier bewies sie öffentlich ihre Stärke und Gewandtheit so wohl in der Wohlredenheit, als in der Disputir-Kunst über philosophische Gegenstände. So hielt sie eine Rede, als die Pohlnische Königinn Bona Sforza von den edelsten Frauenzimmern Venedigs auf dem Bucentoro nach dieser weltberühmten Inselstadt eingehohlt wurde. Der Eindruck und das Vergnügen, welchen diese Überraschung der Königinn verursachte, war so lebhaft, daß diese einer ihrer nahe stehenden Hofdamen vom ersten Adel eine goldene Kette vom Halse nahm, und sie Cassandren umhing. Cassandra aber, eingedenk der Prachtgesetze ihres Staates, und zufrieden mit der ihrem Vaterlande erworbenen Ehre, brachte am folgenden Tage diesen Beweis königlicher Achtung dem damahligen Doge, Franz Veneri, dar, mit dem Ausdrucke: das Gold schicke sich besser für den Staat als für sie, in deren Augen es nie einen Werth gehabt hätte.

Indessen war ihr Leben sehr verschieden von dem Schicksale mancher sehr berühmten Gelehrten, die man zu Hause oft ganz anders findet, als sie in den Meldungszetteln der gelehrten Welt dargestellt werden. Man fand bey ihr im Vaterhause Alles, was die Welt von ihr gerühmt hatte — ein einfaches, ungekünsteltes Betragen, Jungfräulichkeit ohne Blödheit, Eleganz ohne Putz, Auszeichnung ohne Anspruch, Munterkeit ohne Zwang. Sie war gegen die allgemeine Bewunderung nicht unempfindlich, aber diese erregte in ihr nur Freude, nicht stolz; sie setzte sich keinesweges über die allgemeine Verbindlichkeit weg, zum gesellschaftlichen Vergnügen das Ihrige nach Möglichkeit beyzutragen; das viele Nachdenken machte sie nichts weniger als finster, sie ergriff mit eben so vieler Leichtigkeit ihre Guitarre zur Begleitung ihres eigenen Gesanges, als sie dieselbe weglegte und zuhörte, wenn eine vorzüglichere Künstlerinn auftrat, um die Gesellschaft zu ergötzen. Manche meiner Leserinnen dürfte dieses Gemählde für ein Ideal halten; aber verständen sie nur das Latein des alten Bischofs Philipp Thomassin, so würden sie auf der Stelle zugeben müssen, daß dieß Bild schlechtweg nur ein Porträt sey.

(Der Beschluß folgt.)

Der Champagner.

Hurtig, Knabe! nicht gesäumt,
bring den Pfropfenzieher her! —
Welch ein Wein, er zischt und schäumet,
Freunde, trinkt die Gläser leer;
aber nur vor allen Dingen,
schenket immer wieder ein,
soll ich den Champagner singen,
muß ich von ihm trunken seyn.

Sehet, wie in allen Zügen
sich der Freude Taumel mahlt,
wenn die Pfropfen donnernd fliegen,
und der Schaum wie Silber strahlt,
höher pocht der volle Busen,
und das lustberauschte Herz
huldiget den sanften Musen
und der Charitinen Scherz.

Amor taucht die goldnen Spitzen
seiner Pfeil' in diesen Wein,
nichts, ihr Spröden, kann euch schützen,
überwunden müßt ihr seyn.
Wagt ihr's nur, von ihm zu nippen,
öffnet sich der stumme Mund,
und ein Kuß entflammter Lippen,
macht geheime Sehnsucht kund.

Die Entzweyten zu versühnen,
übt er seine Zaubermacht,
bis aus der Erzürnten Mienen
freundlich die Verzeihung lacht,
seinem süßen Schaum' entquellen
Liebe, Freundschaft, Herzlichkeit,
und er schenkt, gleich Lethe's Wellen,
selige Vergessenheit.

Heil ihm, er macht wonnetrunken,
gibt dem Geiste hohen Schwung,
aber schnell, wie Blitzes Funken,
schwindet die Begeisterung:
Laßt euch volle Flaschen geben,
wisset, heut' ist unser kaum,
flüchtig ist das Erdenleben,
flüchtig wie Champagner-Schaum.

Aphorismen.

Die Philosophie gebietet dem Menschen, hinab zu steigen in die Tiefen des Innern, um da wie in Goldminen, ewige Schätze zu sammeln. Aber die Philosophen bedenken nicht, daß Selbstsucht und Kurzsüchtigkeit die tödtenden Wetter sind, in denen das Grubenlicht der Selbstanschauung so leicht verlöscht; lieber hält der Mensch die Wünschelruthe an andere seiner Brüder, nicht um Gold in ihnen zu suchen, sondern Gifterze.

Jene Dichter und Dichterlinge, die sich beym Entstehen einer neuen poetischen Schule sogleich auf ihre Seite hinneigen, gleichen den Bauernkindern, die beym Anfange der Kreuzzüge ein eignes kleines Kreuzfahrerheer bildeten, nach dem Gelobtenlande auszogen, und das erste Dorf, auf das sie stießen, für Jerusalem ansahen. Gerade so dieser Dichterlingstroß, besonders der der neuen poetischen Schule, der das Kreuz im Munde, auf der Schulter, und vielleicht auch im Hause hat, himmlische Zeichen und Wunder allüberall sieht, und nach kaum begonnener Fahrt das gelobte Land der Poesie vor Augen erblickt. Es ließ sich wohl fragen, ob es überhaupt noch eine Frage sey, welchen von den beyden Classen irrender Ritter der Vorzug gebühre; jener, die das Kreuz nur auf der Schulter, oder dieser, die es im Munde führt.

Englands (ältere) Dichter lassen — wie seine reichen Lords — mit Punsch und Wein gefüllte Fontainen springen, indeß die Französischen poëtes das Volk mit Wasserkünsten ergötzen.

Manche Menschen sind wie Blutigel; sie legen sich an das offene Herz guter Menschen an, und ziehen ihren Saugrüssel nicht eher zurück, als bis sie die tiefsten Geheimnisse ausgesogen haben. Ein paar Salzkörner — sey es nun attisches oder Küchensalz, nämlich mit beyden gewürztes Soupers und Diners — machen, daß sie alles, wie ihre Verwandten unter den Thieren, wieder von sich geben zur Erbauung der Welt und ihres Gleichen. Die Blutigel unter den Menschen und Thieren gehören übrigens zu denjenigen Würmern, die ihren Körper zusammen ziehen, und wieder ausdehnen können, ein zähes Leben haben, und auch dann noch fortdauern, wenn sie verstümmelt werden.

Die Wahrheit ist wie eine schwimmende Insel, auf die der Schiffer zu steuert, ohne sie zu erreichen.

Alle unsere Opern sind Wasserträger, mit Cherubinischer oder einer andern Musik.

Wie jede Sclaverey Armuth zur Gefährtinn hat, so die moralische Sclaverey; auch ihre unzertrennliche Begleiterinn ist Geistesarmuth. Freyer Exporten- und Importen-Handel reibt Völker an Völkern, und befördert ihre Regsamkeit und Bestrebsamkeit; freyer Wechsellauf der Gedanken, oder gemäßigte Publicität, bringt Leben und geistiges Streben in ganze Nationen.

Brillantes Colorit in der Mahlerey, prahlendes Tongeklingel in der Musik, prunkende Diction in der Poesie und andere Kunstgriffe, sind im Grunde nichts anders, als falsche Griffe, entweder nach der Kunst, oder nach der Gunst des Publicums; man könnte sie daher auch zuweilen Gunstgriffe nennen.

Riccardo.

Notizen.

Wien. Am 25. Aprill wurde im k. k. Hoftheater nächst dem Kärntner Thor zum Besten des Herrn Baumann zum ersten Mahle: Adam in der Klemme, eine Operette, als Fortsetzung des Dorfbarbieres, mit Musik von Diabelli, und einem damit verbundenen comischen Ballette, gegeben. Das geschmackvolle Publicum, welches dergleichen Farcen unter der Würde der Stadttheater hält, hatte darüber nur eine Stimme, und das Stück wurde zurück gelegt.

Die Lustspiele unserer beliebten Schauspieldichterinn, Frau von Weißenthurn, werden auf den meisten Bühnen Deutschlands mit vielem Beyfalle gegeben.

Paris. Ein psychologisch merkwürdiger Fall beschäftigte vor einiger Zeit das Criminalgericht zu Paris. Ein Miethkutscher spielte mit einem Departemental-Soldaten, der vorher sein Stalljunge war, Karten in einer Weinschenke der Vorstadt Honoré. Der Kutscher schlug dem Soldaten vor, um seinen Sabel zu spielen, weil er kein anderes Pfand noch Geld hatte. Auf des Soldaten Bemerkung, „daß der Sabel nicht ihm gehöre,“ versetzte der Kutscher: „So spiele um ein Ohr!“ — „Das ist etwas anders; das Ohr ist mein, folglich kann ich es verspielen.“ — Der Soldat verlor die Partie, und der Kutscher sagte: „Zahle mir zwey Bouteillen Wein, oder ich schneide dir das Ohr ab!“ — „Ich habe kein Geld, schneide es ab, wenn du willst!“ — Dabey legte der Soldat den Kopf auf den Tisch hin. — „Ich will gleich deine Affaire machen! ich gehe nur zuvor bey Seite.“ — Als der Kutscher zurück kam, setzte er sich neben den Soldaten, zog ein Messer heraus, und ergriff ihn beym Ohre. Der Soldat glaubte, er wolle ihn nur kneipen, und ließ es geschehen, allein der Kutscher schnitt das Ohr ab, und zeigte es den Gästen mit den Worten: „Er hat es verspielt, es ist mein!“ Man fragte ihn: „Und wenn jener seinen Kopf verspielte, hättet ihr ihn auch abgeschnitten?“ — „Eben so,“ antwortete der Kutscher. — „Der Schuft!“ rief der Soldat, indem er sich das blutende Ohr wusch, „er hat mir's wirklich abgeschnitten, ich hätte es nicht geglaubt!“ Der Kutscher wurde den folgenden Tag eingezogen. Er ist 42 Jahr alt, und schien nüchterner gewesen zu seyn, als der neunzehnjährige Soldat. Letzterer wurde im Hospitale geheilt; das Ohr war glatt weggeschnitten, und er hört nun hart. Der Kutscher ist zu vierjähriger Gefängnißstrafe und zweystündiger Ausstellung verurtheilt worden.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 53. — 4. May 1809.

Cassandra Fedele von Venedig.

(Beschluß.)

Doch wie nichts Vollkommenes unter dem Monde anzutreffen ist, so erging es auch Cassandren. Die Vortrefflichkeit ihrer körperlichen Beschaffenheit beweiset nichts auffallender, als das so ungewöhnlich hohe Alter, das sie erreichte. Dessen ungeachtet war in ihren jüngern Jahren ihre Gesundheit oft sehr schwankend; die Größe ihres Geistes aber machte sie diesen Wechsel mit Standhaftigkeit und Ergebung ertragen.

Ihr Briefwechsel aus dem väterlichen Hause erstreckte sich so weit als der Ruhm ihrer Vorzüge, nicht nur auf Gelehrte, deren es in diesem goldenen Zeitalter der Künste und Wissenschaften eine große Menge gab, sondern auch auf Personen vom höchsten Range und Stande. Unter diesen glänzen vor andern Leo der X., dieser Mäcen seiner Zeit, dessen wahre Verdienste um die Aufklärung erst jüngst der geschmackvolle und unparteyische Engländer Roscoe in ihr schon längst verdientes Licht gesetzt hat; der König von Frankreich Ludwig der XII., zu welchem der Ruf der Cassandra, wahrscheinlich bey Gelegenheit seiner kriegerischen Unternehmungen auf Italien, drang; nebst diesen Ferdinand, König von Spanien, die Königinn von Ungarn, Eleonora von Arragonien, Herzoginn von Ferrara, Beatrix, die Gemahlinn Ludwigs Sforza von Mayland, vor allen aber Isabella, Königinn von Arragonien und Gemahlinn Ferdinands. Dieser gefiel Cassandra so ausnehmend, daß sie solche zu wiederhohlten Mahlen unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu sich nach Neapel einlud. Cassandra war nicht abgeneigt, diesem ehrenvollen Rufe zu folgen, und unter den Gedichten des Augurello befindet sich eine Ode an Cassandra, durch die er sie ermuntert, den Wünschen dieser, durch ihre Nachkommenschaft so großen, Königinn zu folgen. Aber im Jahre 1492 scheint Cassandra ihren Sinn geändert, und die Stille des Vaterhauses dem Glanze des Hofes vorgezogen zu haben, wozu auch das Ansehen des Fürsten ihres Vaterlandes, des Doge Agostino Barbadigo nicht wenig beygetragen hat, welcher durch einen öffentlichen Schluß des Senats diese Zierde seines Vaterlandes anders wohin zu versetzen, untersagt hatte.

Bey solchen Vorzügen des Geistes und des Herzens war es nicht zu verwundern, daß verschiedene und angesehene Männer sich um ihre Hand bewarben. Unter allen diesen gefiel dem Vater am meisten Gianmaria Mappelli aus Vicenza, ein gelehrter und in der Heilkunde sehr berühmter Arzt; diesen wählte der Vater zum Lebensgefährten seiner so innig geliebten Tochter, und zur Stütze seines Alters. Die Tochter, obschon sie übrigens aus Liebe zu den Wissenschaften dem einsamern Leben vorzüglich ergeben war, entsprach durch ihre Einwilligung den Wünschen des Vaters. So sehr übrigens beyde Gatten geeignet waren, ihre Verbin-

bung zu einer der glücklichsten zu machen, so störten doch äussere Unfälle das Glück ihres ehelichen Lebens, welche sie aber mit besonderer Standhaftigkeit in ungestörter Eintracht ertrugen. Mappelli hatte sich nähmlich mehrere Jahre durch seine Geschicklichkeit in der Heilkunde zu Venedig so sehr ausgezeichnet, daß er sogar die Aufmerksamkeit des Senates auf sich zog, welcher ihn auf seine Kosten und mit einem ansehnlichen Staatsgehalte nach Candia zu schicken beschloß, wo er in der Stadt und Festung Rettimo auf bestimmte Jahre die Gesundheit der Einwohner besorgen sollte. Cassandra, von jeher gewohnt, nicht nur schön zu denken, sondern auch eben so zu handeln, kannte und erfüllte die Pflichten des Weibes, und folgte ihrem Manne zur See in das Reich des richtenden Minos *). Ihre Ehe blieb kinderlos. Indessen aber ihr Gatte seinen Beruf pünctlichst erfüllte, besah Cassandra Alles, was in diesem alten Reiche der Kreter sich durch Alterthum oder Seltenheit auszeichnete. Sie durchforschte sorgfältig die Überbleibsel von Tempeln und andern Gebäuden, und vernachlässigte nichts, was ihrem ohnehin für das Alte so empfänglichen Geiste neue Nahrung verschaffen konnte. Die Schriftsteller versichern ausdrücklich, daß Mappelli bey seinen überhäuften Geschäften dergleichen Merkwürdigkeiten meistens durch die Augen seiner Gattinn gesehen, und daß Unterredungen über solche Gegenstände, die wenigen leeren Stunden ihres Zusammenseyns, ausgefüllt hätten. Ungetrübt verschwanden die Jahre ihrer Bestimmung auf Rettimo; nun schifften sie sich wieder nach Venedig ein, und mit ihnen den größten Theil ihres erworbenen Vermögens. Allein wiederhohlte Stürme durchwühlten die ohnehin ungetreue Adriatische See während ihrer Heimreise; das Schiff versank mit seiner ganzen Ladung, und Cassandra mit ihrem Gatten hatte noch von Glück zu sagen, daß sie auf einem Bothe, von Allem entblößt, dem Wellentode entrissen, und nach Venedig gebracht wurde. Hier fing Mappelli seine ärztliche Laufbahn von neuem an, nnd wurde bald in der freudigen Überzeugung bestätigt, daß seine vormahligen Dienste in der Hauptstadt seines Vaterlandes noch keinesweges vergessen waren. Der Zulauf der Hülfesuchenden war groß, und der Beyfall der Genesenden lohnend. Allein Cassandra sollte zum zweyten Mahle die Wahrheit des alten Sprichwortes erfahren: Wem die Vorsicht starke Schultern gibt, dem bereitet sie auch große Lasten. Einige Jahre arbeitete Mappelli mit eben so großem Lobe als gutem Erfolge; aber eine zu Venedig eingerissene Epidemie, der er mit Überspannung seiner Kräfte entgegen arbeitetete, ergriff auch ihn, und wenig Tage darauf ward er in seinen besten Lebensjahren ihr Opfer. Dieß geschah im May des Jahres 1521, als Cassandra schon bey 56 Jahre alt war, und folglich in eine Lebens-Periode trat, in welcher gemeine Menschen der Ruhe und der Gemächlichkeiten des Lebens am meisten zu bedürfen anfangen. Sie meldete auch ihren Unfall dem Papste Leo dem X. in einem Briefe, der in der von Thomassini herausgegebenen Sammlung der letzte ist. Allein in eben diesem Jahre verlor Cassandra auch diesen großen Verehrer ihrer Verdienste durch den Tod. Von Leo's Nachfolger hatte Cassandra ohnehin nichts zu erwarten, welcher in den schönen Briefen seines Vorgängers, die aus der Feder eines Bembo und eines Sadoletti flossen, nur belletristische Floskeln, und in den herrlichen Überbleibseln der alten Bildhauerkunst, z. B. in einer Mediceischen Venus, in einem Apollo und Laokoon des Belvedere nichts als Abbilder falscher Götter oder blinder Heiden erblickte. Nebst diesem hatte der berüchtigte Bund von Cambray vor mehreren Jahren ihren Vaterstaat an den Rand des Unterganges, und viele ansehnliche Häuser Venedigs von ihrem alten Wohlstande sehr herab gebracht, welches Übel durch die neuerliche Übergabe von Rhodus an die Türken noch vergrößert wurde. Unter diesen trüben Aussichten, die zwar das Herz einer Cassandra zu beklemmen, aber ihren Geist nicht niederzudrücken vermögend waren, zog sie sich mit den Trümmern ihrer Glücksgüter ganz in das Innere ihres Hauses zurück, und theilte ihre Zeit zwischen den Andachtsübungen und der Lectüre der alten Philosophen und Geschichtschreiber. Auch vernachlässigte sie die neuern nicht, besonders diejenigen, welche auserwählte Gegenstände der Staatskunst oder der Sitten abhandelten. Ihr Körper alterte zwar, aber ihr Geist war immer noch munter und thätig, so daß sie ein eigenes Werk über die Ordnung der Wissenschaften schrieb, und in ihrem achtzigsten Jahre dem Buchdrucker übergab. Allein theils die Unmöglichkeit, den Druck persönlich zu betreiben, theils der große Wust theologischer Streitschriften, von denen damahls die Pressen überschwemmt wurden, verhinderten, daß diese Schrift jemahls das Licht erblickte. Indessen hatte sie das beneidenswürdige Glück, bey einem so hohen Alter sich nie selbst zu überleben. Von allen Ecken der Welt strömten Leute zusammen, um sich

*) Welcher, wie bekannt, König auf der Insel Kreta, dem heutigen Candien, war.

von der Wahrheit ihees Rufes zu überzeugen, und viele priesen sich glücklich, zu einem Zeitalter in die Welt gekommen zu seyn, in welchem eine Cassandea Fedele lebte. Wie groß übrigens die Munterkeit ihres Geistes auch noch in ihrem neunzigsten Jahre gewesen seyn müsse, erhellet zur Genüge schon daraus, daß sie der Senat iheer Vaterstadt auch in diesem Altee noch einer seiner wichtigsten Wohlthätigkeitsanstalten, nähmlich den Dame spedaliere, die an dee Kirche des St. Domenico wohnten, zur Vorsteheeinn gab; und daß sie auch in diesem Amte und Alter den Erwaetungen des Senates vollkommen entsprochen habe, darüber führt Thomassini so wohl öffentliche Urkunden als die Aussage eines gleichzeitigen Geschichtscheeibers ihees Vateelandes, nähmlich des Francesco Sansovino, an.

Selbst als Cassandra's Geist seine mehe als hundertjährige Hülle ablegte, äußerte er noch seine vollkommene Gegenwart; denn sie staeb mit völligem Bewußtseyn im hundert und zweyten Jahre ihres Lebens. Ihe Sarg wurde, nach der damahligen Doctors-Sitte, mit Büchern, den beständigen Gefährten ihres Lebens, geziert, ihr Haupt mit einem Lorberkranze umgeben, und fast ganz Venedig begleitete, nicht ohne Thränen, die Leiche zu ihree Ruhestätte, die ihr in der Kirche von St. Domenico angewiesen wurde; auch wurde zur Bezeichnung derselben ein Denkmahl von Stein eerichtet, welches abee bey der nachmahligen Erneuerung dieser Kirche hinweg kam. Sanft wird die Asche einee Dame euhen, deren Geist und Herz die Wissenschaften so sehr oeeedelt hatten.

Albeecht.

Stimme eines alten Deutschen an seine Landsleute *).

Auff! Auff! wer Teutsche Freyheit liebet
Wer Lust für Gott zu fechten hott;
Der Schein den mancher von sich giebet
Verbringet keine Ritter-that.
Wann fug und Ursach ist zu brechen,
Wann Feind nicht Freund mehr bleiben kan
Da muß man nur oom sehen sprechen,
Da zeigt das Hertze seinen Mann.

Laß die von ihren Kräften sagen
Die schwoch und bloß oon Tugend sind,
Mit trotzen wird man Bienen jagen
Ein Sinn von Ehren, dee gewinnt.

Wie groß und stark der Feind sich mache
Wie hoch er schwinge Muth und Schwerd,
So glaube doch, die gute Sache
Ist hundert tausend Köpffe werth.

Der muß nicht eben allzeit singen
Bey dem der Köpffe menge steht;
Dee pfleget mehr den Preiß zu beingen
Dem Billigkeit zu Heetzen geht.
Und der mit redlichem Gewissen
Für Gott und für das Vatterland,
Für Gott der ihn es läßt geniesen
Zu fechten geht mit strengee Hand.

So vieler Städte schwache sinnen
So vieler Hertzen Wankelmuth,
Die List, der Absall, das Beginnen
Sind freylich wol nicht allzu gut.
Doch Obst so bald von Baümen gehet
Das taug gemeiniglich nicht oiel:
Ich dencke was im Liede stehet,
Laß fahren was nicht bleiben will.

Was kann der stolze Feind die rauben?
Dein Haab und Gut bleibt doch allhier,
Geh aber du ihm auff die Hauben,
Und brich ihm seinen Holß dafür.
Auff! Auff! ihe Beüder! in Quartieren
Bekeiegt man mehrmals nur den Wein,
Deß Feindes Blut im Siege führen,
Diß wird die beste Beute seyn.

*) Wir glauben den Lesern des Sammlers, wooon gewiß wenige den ehrlichen Martin Opitz anders, als vielleicht dem Nahmen nach kennen, mit diesem Keaft-Stück der ältern Deutschen Poesie, welches so sehr auf unsern gegenwärtigen Zustond paßt, ein wesentliches Vergnügen zu machen. M. Opitz, der Voter der Deutschen Dichtkunst, wurde 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, und staeb zu Danzig 1639.

Miscellen.

Warum kämpft ihr doch, ihr ruhmsüchtigen Helden? selbst in dee Geschichte ist dee Nachruhm oft zweydeutig. Über Bayeen heerschte einst ein Herzog Aenulph. Einige Geschichtschreiber nennen ihn malum, den bösen, andere optimum, den besten. Welches hatte ee verdient? Vermuthlich keines von beyden.

Auf dem Wege nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gibt es Klippen, welche die Portugiesen Abrothos genannt haben; das heißt: thue die Augen auf! O wie viele Abrothos gibt es jetzt auch auf dem festen Lande, aber niemand thut die Augen auf.

Ein Palatinus von Ungarn äußerte sein Eestaunen gegen den Kaiser Sigismund, daß er seinen bittersten Feinden verziehe, wenn er sie in seiner Gewalt hätte. Man müsse sie todt schlagen, meinte dee Palatinus. „Das thue ich auch," erwiederte dee Kaisee, „so oft ich einen besiegten mit Wohlthaten überhäufe, so tödte ich den Feind, und ein Freund wird mir geboeen.

Carl dee Große pflegte seine Schreiben mit dem Degenknopfe zu besiegeln. „Hiee sind meine Befehle," sagte er, „und hier (indem ee auf das Schwert deutete) ist das, was ihnen Gehorsam oerschaffen wird.

Diese Art zu siegeln findet wiederum Beyfall.

Kaiser Hadrian begegnete einem Menschen, der ihn, vor seiner Gelangung zum Throne, beleidigt hatte. „Tritt näher," sagte er, „du hast nichts von mir zu fürchten; ich bin jetzt Kaiser."

Dieß einzige schöne Wort beurkundete seinen Beruf zum Throne.

Wenn einmahl die Zeit kommen sollte, wo die Gastmähler allen vernünftigen Leuten lästig geworden wären, so empfehle ich eine Sitte der Maldivischen Inseln. Dort wird so strenge auf den Unterschied der Stände gehalten, daß keiner mit dem andern essen kann, wenn er um eine Rangstufe niedriger steht als jener. Will man aber doch jemanden durch ein Gastmahl ehren, so läßt man mehrere Speisen leckerhaft zubereiten, besetzt damit einen runden Tisch, bedeckt den Tisch mit Seidenzeug, und schickt ihn dem in's Haus, dem man die Ehre zugedacht hat. Der kann nun nach Belieben viel oder wenig davon essen, dabey sprechen oder nicht sprechen, sich im Schlafrocke oder geputzt an die Tafel setzen; kurz, er ist keiner von den vielen Gattungen des Zwanges unterworfen, durch welche man in Europa die Ehre eines Gastmahles oft sehr theuer erkauft.

Die Tschiegulesen auf der Insel Ceylon beweisen ihrem Könige so unbegränzten Respect, daß, wenn sie von sich selbst mit ihm reden wollen, sie ihrer eigenen Person gar nicht zu erwähnen wagen, sondern statt derselben die verachtetesten Geschöpfe nennen. So, zum Beyspiele, statt zu sagen: Ich habe das und das gethan, spricht der Tschieguleſe: „Euere Majestät unterthänigstes Hundsbein hat das und das gethan." — Eben so machen sie es, wenn von ihren Kindern die Rede ist. Fragt der König, wie viele Kinder einer hat? so antwortet der Befragte: „So und so viele Hunde, und so und so viele Hündinnen."

Ein boshafter Freund warf neulich die Frage auf: ob diese Sitte wohl noch an einem Europäischen Hofe eingeführt werden würde? und meinte, es wäre nicht unmöglich. Freylich gibt es Hundsbeine genug an manchem Hofe.

A. v. Kotzebue.

Notitzen.

Leipzig. Am 15 März starb hier ein Veteran der meisten hiesigen Musikanstalten, Hr. Johann Georg Häser, im 80. Lebensjahre. Er war aus Gersdorf bey Goerlitz gebürtig, studierte auf dem Gymnasium zu Lauban, und dann auf der Universität zu Leipzig, wo er nach einigen Jahren die Jurisprudenz verließ und sich ganz der Musik widmete. Er gab in vielen der angesehendsten Häuser Musikunterricht; war von 1763 bis 1800 Vorspieler beym hiesigen Concert- und Theater-Orchester, und seit 1785 Musik-Director an der Universitätskirche. Er ist der Vater der berühmten Sängerinn Charlotte Häser, welche sich dermahlen in Rom befindet, und so eben im Begriffe ist, ihr Vaterland und die Ihrigen zu besuchen.

Aus Deutschland. Das jetzt bekannte größte Stück roher Platina, dieses edeln Metalls, das erst seit dem Jahre 1741 von den Europäern gekannt, und zum Theil nur wieder Composition ist von vier andern durch Hülfe der Chemie entdeckten Metallen (vom Iridium, Osmium, Rhodium und Palladium), befindet sich im Mineralien-Cabinet des Königs von Preußen. Er ist von der Größe eines Taubeneyes, hat 10,886 Gran absolutes und 16,037 specifisches Gewicht. Hr. von Humboldt fand es 1800 in den Seifenwerken der kleinen Stadt Taddo in der Provinz Choco, wo es gemeiniglich nur im Flußsande in sehr kleinen Körnern gefunden wird, die höchst selten wie eine Erbse groß sind.

Aus Frankreich. Man zeigt zu Montbard, im Departement Cote d'or, noch immer den Reisenden Buffon's Wohnung. Schon Herault de Sechelles hatte davon eine Beschreibung gegeben; neulich gab eine neuere davon der berühmte Antiquar Millin. Vor einigen Jahren lebte daselbst noch der ehemahlige Gärtner Buffon's, Lapierre, der dem unsterblichen Naturforscher 43 Jahre lang diente, und jetzt noch bey der Wittwe des unglücklichen Sohnes von Buffon daheim war. Man erinnert sich, daß Buffon's Sohn den 26. July 1794, den Tag vorher, ehe Robespierre fiel, das revolutionäre Schaffot besteigen mußte, wo er zum Volke nichts sagte, als mit ruhiger Haltung: „Bürger, ich heiße Buffon!"

Das Haus, welches der große Beobachter der Natur bewohnte, gleicht eher einer bürgerlichen Wohnung, als einem Schlosse. Es steht an der großen Straße; dahinter ist der Hof. Auf den Ruinen eines alten Schlosses, dessen Gemäuer Terrassen bilden, liegt Buffon's Garten. Auf der letzten Höhe steht noch ein alter achteckiger Thurm, wo Buffon seine Beobachtungen über den Wind angestellt hat. Der Garten selbst ist nicht mehr so gut, wie zu Buffon's Zeit, unterhalten; er ist zum Küchengarten geworden, worin man noch einzelne Boscets ausländischer Bäume und Gesträuche sieht.

Im heissen Sommer arbeitete Buffon in einem Pavillon, den man den Thurm von St. Louis nennt. Man tritt durch eine Glasthür hinein; das Innere gleicht einer Kapelle, wegen der Erbauung des Gewölbes; die Wände sind grün angestrichen.

Den größten Theil des Jahres aber hielt sich Buffon in einem Cabinet auf, welches ein eigenes, kleines Gebäude am Bord einer Terrasse ist. Von hier aus überschaut man eine weite, lachende Landschaft, von dem kleinen Fluß der Braine durchströmt. Hier hat der große Mann fast alle seine Werke geschrieben. Mit Sonnenaufgang begab er sich hierher, ließ alle Thüren, Laden u. s. w. genau verschließen, und arbeitete dann, beym Lichte einiger Wachskerzen, bis zwey Uhr Nachmittags. Prinz Heinrich, als er dies bescheidene Cabinet besuchte, nannte es die Wiege der Naturgeschichte; und Rousseau, ehe er eintrat, ließ sich auf das Knie nieder, und küßte die Schwelle der Thür. — Von den ehemahls hier befindlichen Möbeln, die Thierzeichnungen, womit die Wände geschmückt waren, dem großen Nußbaumsecretär, den alten Lederstühlen, den Arbeitstisch von schwärzlichem Holze u. s. w. ist nichts mehr zu sehen. Die revolutionären Vandalen verwüsteten das Heiligthum der Musen, dessen Einfachheit ihren räuberischen Händen keine Schonung zu verdienen schien.



Samstag, den — 54. — 6. May 1809.

Die Amerikaner.

(Fragmente aus der ungedruckten Correspondenz eines Franzosen, der in den Jahren 1795 bis 1803 in Amerika lebte.

Du verlangst, lieber Ferdinand, eine Schilderung der Sitten, Gebräuche und Lebensweise der Amerikaner? Ich erfülle deinen Wunsch. Scheinen dir einige meiner Bemerkungen unbedeutend, kleinlich, dann erinnere dich an Pope's: The noblest study of man is man. (Des Menschen würdigstes Studium ist der Mensch.)

Eine Sonderbarkeit, die in Amerika dem Fremden vielleicht am ersten auffällt, ist die Gewohnheit des starken Tabakrauchens, die allenthalben vorherrscht. In Amerika biethet der Elegant einer Dame den Arm, und behält dabey die Cigarro oder die Pfeife zwischen den Zähnen; so begleitet er sie, und plaudert und schmaucht um die Wette.

Die Theater-Direction in Newyork sah sich unlängst genöthigt, alle Zuschauer im Paradies, im Parterre und selbst in den Logen zu ersuchen, sich während der Vorstellung des Rauchens zu enthalten. Die Veranlassung war das Ausbleiben der Europäer, deren Geruchsorgane der Tabakrauch belästigte, und die die verpestete Dampfwolke aus dem Theater verscheuchte. Jeder Raucher trägt ein Etui, mit Cigarren und Vanille reichlich versehen, bey sich.

In den Häusern, wo man am meisten Anspruch auf guten Ton macht, sah ich beym Dessert eine Schüssel mit spanischen Cigarren zugleich mit dem Bordeaux und Madera auftragen. Man breitet zu beyden Seiten der Tafel Matten über die Teppiche, die Damen entfernen sich, und jeder Gast raucht und trinkt nach Herzenslust. Die Allgemeinheit dieser Sitte wird der — Gott weiß, warum? — durchgängig angenommenen Meynung zugeschrieben, der Tabaksrauch reinige die Luft und diene zum Präservativ gegen das gelbe Fieber. Diese Idee gehört wohl unter die Gründe, womit man die lächerlichsten Gewohnheiten zu rechtfertigen sucht; denn mitten im Winter, wenn die Atmosphäre von giftigen Dünsten frey ist, bleibt der Raucher der Cigarre und der Pfeife treu.

Der bekannte Doctor Rush in Philadelphia hat eine kräftige Epistel gegen diese gehässige Sitte geschrieben; er sprach dem Tabak das Verdammungsurtheil, und beklagte den verderblichen Einfluß dieser Pflanze auf Gesundheit, Sitten und ökonomische Verhältnisse seiner Mitbürger. Es ist wohl nicht schwer zu begreifen, daß des Doctors Gründe nur sehr wenige bekehrt haben; je bisarrer die Gewohnheit, um so schwerer, sie abzulegen.

....

Der Amerikaner in den Seehafen lebt durchgehends besser, als wir Europäer. Unser guter Heinrich der Vierte soll seinen Bauern jeden Sonntag ein Huhn in den Topf gewünscht haben. Wie würde er in einem

Lande staunen, wo der Gewerbsmann der untersten Classe bey seiner täglichen Mahlzeit einen Aufwand, einen Luxus zur Schau stellt, der selbst vielen unserer wohlhabendern Bürger fremd ist. Der gewöhnliche Tisch, wenn man die Dessertweine ausnimmt, ist bey dem reichen Amerikaner und bey dem Gewerbsmanne sehr wenig verschieden; ein Phänomen, das sich dadurch erklärt, daß der letztere sich sehr gut zahlen läßt. Des Amerikaners wichtigstes Geschäft ist, gut zu essen und zu trinken. Sein Frühstück ist eine Art Ambigu; es besteht aus Thee, Kaffeh, Eyern, Salmen, Pöckelfleisch, Kuchen und Gebackenen. Die andern Mahlzeiten sind dieser Grundlage nicht unwürdig. Der Franzose sorgt bey seinen Feten für den Gaumen, aber Musik und Tanz dürfen nicht fehlen; die Amerikaner haben nur Sinn für Schmaus und Toasts. Ihr Frohsinn wird nur beym Roastbeef oder Plumpudding laut: wollen sie ein Fest feyern, dann wird ein ganzer Ochse gebraten, über den sie wie Homers Helden herfallen. Als Holland von den Franzosen eingenommen wurde, gaben die Einwohner von Boston ein solches Schauspiel. Auch auf den Straßen speisen ist Sitte: oft sieht man eine Gruppe Gourmands um einen Stein gelagert, nach der Reihe frische Austern verschlingen, die der Fischer öffnet, und geschickt und unparteyisch in die Runde vertheilt.

Die Staatsgewalt hat gewisse Tage angeordnet, wo alle frommen Bürger zu Gebeth und Fasten aufgefordert werden: fasting days. Ich sah sie da wohl mit frommer Miene ihren Gotteshäusern zuströmen, aber zum Fasten schienen sie mir gar nicht geneigt. Ihr Tisch ist an diesen Tagen so gut, als an den so genannten thanksgiving days (Feyertagen) besetzt, die vorzugsweise dem Wohlleben und den Ergötzlichkeiten gewidmet sind.

....

Ich darf einen Umstand nicht verschweigen, der der Menschenliebe der Amerikaner Ehre macht. Mitten unter der Zubereitung einer Fete haben sie Sinn für den Unglücklichen, für den Armen. Fleisch, Brod und Wein strömt da in Fülle in die Kerker, in die Armenhäuser und in die Hütten der Unglücklichen, welche Krankheit und Elend zu arbeiten hindert. Oft erhält bey solchen Gelegenheiten eine dürftige Familie Lebensunterhalt auf mehrere Wochen. Die Bewohner des Freystaates, besonders im nördlichen Virginien, sind sehr menschlich. Dieser Hang zum Wohlthun ist so edel, so liebenswürdig, daß er mit vielen Fehlern aussöhnt; ich begreife nicht, warum mehrere Reisende den Amerikanern in diesem Puncte nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen. Folgende Anecdote ist hier an ihrer Stelle.

Bonnemort, ein Franzose aus Rochelle, lebte einige Jahre in Boston. Seine ganze Habe war ein kleiner Kram, wo er mit Tabak handelte, ein kleiner Meyerhof unweit der Stadt, ein seelengutes Weib und drey unerzogene Kinder. Seine Geschäfte gingen gut; da ward er von einem schleichenden Fieber befallen, und mußte aufs Land gehen. Die Frau setzte den Kram fort, doch des Mannes Krankheit und die Erziehung der Kinder verschlangen alles Einkommen. Nach einem zweyjährigen Kampfe mit einer Lungenkrankheit, entschlummerte Bonnemort im Arm seiner Gattinn. Sein Tod fiel in die Zeit der Heuerndte. Alles scheuerte sein Heu ein, diesen kostbaren landwirthschaftlichen Artikel; die arme Wittwe konnte ihre Erndte nicht bestreiten. Eines Morgens versammeln sich ihre Nachbarn und mähen, mit ihren Knechten, ihre Wiesen; nach einigen Tagen bringen sie das Heu wohl getrocknet in die Scheuer der Wittwe. Die guten Menschen ahneten gar nichts Verdienstliches in ihrer Handlung; sie erstaunten, als die unglückliche Nachbarinn ihnen mit heißen Thränen dankte.

....

Die Amerikaner, die nicht aus ihrem Vaterlande gekommen sind, haben entweder etwas zu Gezwungenes oder zu Freyes in ihrem Betragen. Sie kennen den Weltton nicht. Sehr gehässig ist ihre Sitte, den Fremden einem ganzen Zirkel, er sey noch so groß, einzeln vorzustellen, und seinen Nahmen unzählige Mahle zu wiederholen, indem man ihm jeden einzelnen Nahmen der ganzen Gesellschaft auftischt. Diese bisarre Sitte ist noch überdem, besonders in New-york ganz zwecklos; die Nahmen, größtentheils holländischen Ursprungs, sind ungewöhnlich lang und mit Consonanten durchspickt; sie prägen sich daher äusserst schwer dem Gedächtniß ein.

Das auffallendste ist der schnelle Übergang von dem strengsten Ernste zur ausgelassendsten Vertraulichkeit. Da siehst du bey einer Thee-Partie eine Reihe Herren und Damen, wie in Schlachtordnung, einander gegenüber rangirt; das tiefste Schweigen unterbricht nur die Anstandsfrage: Is your tea agreeable to you, sir? (hat der Thee Ihren Beyfall, Sir?) und dann die Antwort: Very agreeable, madam (er ist vortrefflich, Madame). Das Thee-Ceremoniel ist zu Ende, nun steht irgend jemand aus der Gesellschaft

auf, und Alles folgt, wie verabredet, seinem Beyspiel. Man zerstreuet sich, plaudert, und beym unmäßigsten Lachen entfliehet scheu die Freude; dieses Gewühl scheint Anfangs unterhaltend, aber es ermüdet in die Länge.

Der Franzose, der noch nicht lange Englisch spricht, beleidigt sehr leicht unwissend das Zartgefühl der Amerikanischen Damen. Sie haben aus der gewöhnlichen Conversations-Sprache gewisse Ausdrücke verbannt, deren wir uns ohne Scheu bedienen. Das Wort **breeches** (Hosen) ist eines der verhaßtesten; man umschreibt dies unentbehrliche Kleidungsstück mit **small clothes** (kleine Kleider). Ein Fremder, den der Schenkel schmerzt, sage ja, er habe Schmerz in der Wade; das Wort **thig** (Schenkel) würde den Damen die Wange röthen. Die Wade (**leg**) hat das Vorrecht, den Schenkel zu vertreten. — Lobest du den Busen einer Schönen, dann sage, sie habe einen schönen Hals (**beautiful neck**), und man versteht dich. Ich konnte nie begreifen, warum das Wort F u ß z e h e n (**toes**) für unanständig gehalten wird, und doch wollte ich dir nicht rathen, es in einem gebildeten Zirkel zu gebrauchen; du würdest unbescheiden heißen (**an indelicate man**). Noch andere eben so unschuldige Worte sind durch die tyrannische Sitte verbannt.

Die Amerikanerinnen hören mit Abscheu, daß die Französischen Damen zuweilen Besuche in ihrem Schlafzimmer annehmen. Sie können nicht begreifen, wie die Unterhaltung mit einem Manne in einem Zimmer unschuldig seyn könne, wo ein Bett stehet. Du würdest sie vergebens überzeugen wollen, daß unsere Damen darum nicht weniger Tugend besitzen; das Bett erscheint ihnen als ein Ungeheuer, immer bereit, die makelloseste Keuschheit zu zernichten.

Die Moden kommen aus London. Die Ankunft der so genannten Frühlings- und Herbstschiffe (**the spring and fall ship**) bezeichnet eine totale Revolution in Kleidung und Kopfputz. Alle Stände harren ihr mit Sehnsucht entgegen, denn der Mode Schwert herrscht hier nicht allein über Reiche und die es scheinen, auch unter den Handwerkern, Landleuten und Domestiken hat sie ihren Thron. Mehr als ein Fremder nahm schon hier die Magd für die Dame des Hauses. Oft ist Sprache und Betragen bey beyden wenig verschieden, und die Tracht genau dieselbe.

....

Der Luxus in der Tracht hat unglückliche Folgen; er macht die dienende Classe eitel, träg und unverschämt. Der Nahme „H e r r s c h a f t" ist ihnen u n e r t r ä g l i c h. Suchen sie, durch Noth gezwungen, Dienste, dann fragen sie nicht, ob du sie in deine Dienste willst, nein, ob du B e y s t a n d, H ü l f e brauchst? (**If you want help.**) Umsonst würdest du in diesem Lande eine Anhänglichkeit zwischen Herrn und Diener suchen, die du bey uns so häufig triffst. Der Diener ist kein Glied der Familie, er wandert von Haus zu Haus; reicht sein Lohn nicht zu seinen gewöhnlichen Ausgaben, dann macht er sich gar kein Gewissen, den Herrn zu bestehlen, und in einer andern Provinz sein Glück zu suchen. — Die Dienstmägde haben eine Erwerbsquelle, die sie selten vernachlässigen, wenn sie solche mit Erfolg geltend zu machen wissen. Sie verschaffen sich durch nicht sehr ehrenvolle Mittel die englischen Mousseline, und die italienischen Seidenzeuge, die sie täglich zur Schau ausstellen. Wenn sie dann junge Libertins und alte Hagestolzen geplündert haben, vertauschen sie die Küche mit dem Erwerb durch Handarbeiten. Diese Geschöpfe sind in N e w y o r k und P h i l a d e l p h i a sehr zahlreich.

(Der Beschluß folgt.)

N a c h t f a n t a s i e *).

Heil'ge Nacht! zu tröstender Erhebung
  Ruft dein ausgespanntes Sternenzelt.
  Freyer herrscht der Zauber inn'rer Welt
In der äußern Stille der Umgebung.

Seyd gegrüßt, ihr köstlichen Minuten,
  Wo die Seele mit sich Rechnung hält,
  Wo die Binde von dem Auge fällt,
Wo Gefühle auf- und niederfluthen!

Fühl' es, Geist! wenn Kraft und Muth entweichen:
  Höh're Wesen sind dir zugesellt,
  Die dir, noch auf niedern Grad gestellt,
Ungeseh'ne Schwesterarme reichen!

Ihre Näh', ihr geisterernstes Mahnen
  Kannst du, wenn für Recht dein Inn'res schwellt,
  Wenn ein Lichtstrahl Gottes dich erhellt,
Klar empfinden, nicht bloß schüchtern ahnen!

Steure drum, ob dir nach Ruh' gelüste,
  Über dieses Lebens schmalen Belt!
  Jene Woge, die dein Both zerschellt,
Trägt dich an des Jenseits schöne Küste!

A r t h u r.

*) Der Verfasser, einer der gefühlvollsten und zartesten Dichter unter unsern Zeitgenossen, stellte in der Form dieses Gedichtes zugleich ein Muster auf, wie der stets wiederkehrende Reim auch ohne das Geklingel eines Sonnettes, Wohlklang mit tiefem Sinne vermählen könne. Möchten die Sonnett-Drechsler, bey welchen noch etwas zu retten ist, sich doch öfter in dergleichen Formen versuchen!

Der Bär Marko.

Der Verfasser eines historischen Versuches über die Stadt Nancy erzählt:

Der Canton Bern in der Schweiz, welcher bekanntlich einen Bären in seinem Wappen führt, hatte Réné dem II., Herzoge von Lothringen, Hülfe gegen den Herzog von Burgund geleistet, und, aus dankbarem Andenken an diese Begebenheit, unterhielten seitdem die Herzoge von Lothringen beständig einen Bären auf ihrem Schloßhofe. Der Bär des Herzogs Leopold hieß Marko. Während des harten Winters von 1709 trieb die grimmige Kälte einen fast erstarrten kleinen Savoyarden in die Hütte dieses Marko, die Gefahr nicht ahndend, oder aus Noth ihr trotzend. Der Bär, weit entfernt, das Kind zu beschädigen, nahm es zwischen seine Pfoten, drückte es an die Brust, wärmte es bis zum andern Morgen, und ließ es dann frey gehen, um, wie gewöhnlich, in der Stadt sein Stückchen Brod zu verdienen. Der kleine Savoyard stellte sich am Abende, und an vielen folgenden Abenden wieder ein, und wurde nicht allein jederzeit eben so freundlich aufgenommen, sondern auch sogar bewirthet; denn Marko legte von seiner Portion täglich einen Theil zurück, den er dem hungerigen Gaste vorsetzte. Es währte lange, ehe man dieß seltsame Freundschaftsbündniß bemerkte.

Eines Abends brachte der Bärenwärter später als gewöhnlich dem Thiere sein Futter, und erschrak nicht wenig, als er es fürchterlich brummen hörte, und seine Augen zornig funkeln sah. Es schien ihm gleichsam Stille zu gebiethen, weil ein schlafendes Kind an seiner behaarten Brust lag. Es rührte sich auch nicht um zu fressen, so gierig es sonst nach seinem Futter war. Der Hof erfuhr sogleich dieß Wunder. Leopold selbst und seine Höflinge waren öfters Zeuge, daß Marko nie sein Futter anrührte, so lange seinem kleinen Gaste zu schlafen beliebte.

Als das Kind erwachte, und sich entdeckt sah, fürchtete es Strafe seiner Verwegenheit, und bath um Gnade. Allein der Bär liebkosete ihm freundlich, und schob es hin zu dem Futter, um sich satt zu essen. Der gerührte Herzog nahm den kleinen Savoyarden in seine Dienste, und gewiß würde dieser, durch seinen Gönner den Bären, in der Folge sein Glück bey Hofe gemacht haben, wäre er nicht bald darauf gestorben.

A. v. Kotzebue.

Notitzen.

Wien, am 19. April wurde im Theater nächst der k. k. Burg zum ersten Mahle aufgeführt: das Portrait der Erbinn, oder die zerbrochene Brille, nach dem Französischen des Herrn Charlemagne, ein gutes Lustspiel, dessen erster Act besonders artig ist. Die Verwechslung der Portraits ist echt komisch, aber die Liebe Eduards von Willburg zur Frau von Rosenau kommt etwas schnell. Mad. Koberwein, Herr Roose und Herr Krüger spielten vortrefflich.

Doctor-Promotion in Guiana. Ein Piaie (in der dortigen Landessprache, ein Arzt) muß 10 Jahre lang bey einem alten Piaien zubringen, und ihm dienen: er muß über 24 Jahre alt seyn, und folgende Prüfung mit aller Standhaftigkeit aushalten. Erstlich wird er eine Zeit lang eingeschlossen, und nur mit so weniger Nahrung versehen, daß er fast vor Hunger sterben möchte. Hierauf zieht man ihn aus seinem Gefängnisse heraus, und bey aller seiner Schwäche muß er so lange tanzen, bis er in Ohnmacht fällt. Um ihn hieraus zu erwecken, bindet man ihm einen Beutel mit Ameisen um den Hals, welche ihn wieder zurecht bringen. Nun geht es aber erst recht an's Quälen. Man setzt ihm eine Art Trichter in den Mund, und durch diesen gießt man ihm ein großes Gefäß voll Tabaksaft in den Hals. Dieses verursacht ihm, wie leicht zu erachten, die heftigste Zerrüttung des Körpers, und es fließet bis aufs Blut fast Alles aus ihm weg. Viele bleiben in dieser Probe; die es aber überstehen, hält man für geschickt, alle nur möglichen Krankheiten zu curieren.

Aus England. Englische Journale liefern eine Übersicht vom jährlichen Werthe der vorzüglichsten Manufactur- und Fabrikwaaren Großbrittanniens, und von der Anzahl der dabey angestellten Arbeiter. Diese Darstellung ist vielleicht das genaueste und richtigste, was in dergleichen Berechnungen bisher geleistet worden. Um von der gegenwärtigen Größe und Wichtigkeit Brittischer Industrie einen Begriff zu machen, dient folgendes Resultat.

	Jährl. Werth. Pf. Sterl.	Arbeiterzahl.
Wollenwaaren	16,400,000	440,340
Lederwaaren	10,500,000	241,818
Baumwollenwaaren	11,000,000	347,271
Seidenwaaren	2,700,000	65,000
Linnen- und Flachswaaren	3,000,000	95,000
Hanfwaaren	1,600,000	85,000
Papierwaaren	900,000	30,000
Glaswaaren	1,500,000	36,000
Töpferwaaren	2,000,000	45,000
Eisen-, Zinn- und Bleywaaren	10,000,000	200,000
Kupfer-, Messing-, Bronze und Tombak-Waaren	8,600,000	60,000
Stahl- und plattirte Waaren	4,000,000	70,000
	72,200,000	1,715,492

Man muß aber nicht vergessen, daß hier nur der wichtigern Fabrik- und Manufactur-Artikel Erwähnung geschehe. Der jährliche Werth der minder bedeutenden Artikel mag mit vieler Wahrscheinlichkeit auf vier bis fünf Millionen Pfund Sterling berechnet werden, wobey ohngefähr 100,000 arbeitende Menschen beschäftigt sind.



Der Sammler.

Dinstag, den — 55. — 9. May 1809.

Die Amerikaner.

(Beschluß.)

Eitelkeit ist eine vorherrschende Leidenschaft der Amerikaner. In den meisten Häusern ist das Prunkzimmer mit vieler Eleganz möblirt, selbst die Treppe ist mit Teppichen belegt; dagegen sind die Schlafzimmer unbequem, ihr Ameublement ist erbärmlich. — Diese Prunkliebe ist die unversiegbare Quelle ausschweifender Verschwendungen und Fallimente. Der reiche Hausrath, der heute den Gesellschaftssalon des Handwerkers schmückt, paradirt morgen vielleicht in einer Trödlerbude, und predigt da des Glückes Wandelbarkeit und den Unsinn eines ungeregelten Stolzes.

Die Eitelkeit der Amerikaner characterisirt ein Zug, der mich immer sehr amüsirt. Andere Nationen prunken mit ihren Ahnen, mit dem Ruhme ihrer Vorzeit; der Amerikaner findet seinen Stolz in dem, was er einst seyn wird. Er hat kein Auge für Gegenwart und Vergangenheit; seine kühne Hand zerreißt den Schleyer, der die Zukunft ihm verhüllt; voll Entzücken erblickt er hinter dieser Hülle sein Genie, seine Größe in ihren Keimen. Er zittert nicht vor des Schicksals Launen, nicht vor Bürgerkriegen, vor des zu früh gereiften Luxus Schreckensfolgen nicht; er bezeichnet genau die Stufenleiter, auf der seine Landsleute zur ersten aller Nationen empor steigen. Selbst die hellsten Köpfe wiegen sich in diesen Chimären; mit Meßruthe und Compaß messen sie Ruf und Nahmen eines Volkes nach dem Flächeninhalt seines Landes. Und doch kennt man kaum das Daseyn der unermessenen Reiche, die ganz Asien einst verschlangen; alle Ideen von Größe und Heroismus erinnern uns an das kleine Lazedämon und Athen.

....

Der Parteygeist ist in dem Freystaate ungezügelt. Die Blicke des Politikers weilen jetzt ausschließlich auf zwey bedeutenden Männern, Aaron Burr, Vicepräsident, und Witt Clinton, Mitglied des Bundessenats. Die Erhebung des ersten wurde von sonderbaren Constellationen begleitet, die einen Beweis liefern, daß Intriguen der Parteyen die Volksstimme zu ersticken und der Kabale den Lohn des Genies und der Verdienste zuzuwenden vermögen. Die Republikaner wünschten eifrigst, Jefferson dem John Adams in der Präsidentenstelle nachfolgen zu sehen. Um ihm die Stimmenmehrheit zu sichern, wurde Burr Vicepräsident, weil man seinen Einfluß auf die Wähler aus Newyork fürchtete. Die Constitution befiehlt, daß die Nahmen der Candidaten für diese ersten Stellen auf dasselbe Bulletin verzeichnet werden. Wer die Stimmenmehrheit hat, wird Präsident; der zweyte wird Vicepräsident. Jefferson und Burr hatten die meisten Stimmen, unter sich Stimmengleichheit. Die Constitution sah ein solches Ereigniß voraus; sie gibt dem Senate und der Kammer der Repräsentanten,

die in allgemeinem Comité versammelt sind, das Recht, zwischen beyden Candidaten für die Präsidentenstelle zu wählen. Hier werden die Stimmen nicht einzeln gezählt; die Deputation eines jeden Staates wählt ihren Candidaten in einer besondern Berathung, und gibt dann nur eine Stimme. Es war allgemein bekannt, daß die Mehrheit des Volkes Jefferson eifrig für die Präsidentenstelle wünschte. Die Föderalisten, erbittert, die Stimmenmehrheit für Adams und Cotesworth Pinkney nicht erwirkt zu haben, versuchten, die Hoffnungen des Volks zu täuschen, indem sie für Burr stimmten. Der Kampf war heftig und schimpflich. Man glaubte augenblicklich, es werde gar keine Wahl Stadt finden. Inzwischen ließ die Gährung, die das Resultat dieser Debatten war, besonders zu Philadelphia einen Bürgerkrieg besorgen, und so endigte sich dann die Spaltung. Georgia, Nordkarolina, Tennesek, Kentuky, Virginien, Maryland, Pensylvanien, Newjersey, Newyork und Vermont stimmten für Jefferson. Burr behielt bis zum Ende der Debatten Massachusets, Newhampshire, Connecticut und Rhode-Island. Delaware und Karolina stimmten nicht.

Die Föderalisten, den General Hamilton an ihrer Spitze, führten zwar ihren Plan nicht aus, Jefferson von der Präsidentenstelle zu verdrängen; aber es gelang ihnen wenigstens, den Samen der Eifersucht und Spaltung unter ihren Gegnern auszustreuen, und er trug nur zu bald Früchte. Man entdeckte angesponnene Unterhandlungen zwischen Burr und den Adamiten und Pinkneriten. Die republikanischen Journalisten fingen Feuer und die Zwietracht schwang ihre Fackel. Witt Clinton, einen nahen Verwandten des Gouverneurs von gleichem Nahmen, traf der Verdacht, als habe er die antiföderalistischen Zeitungsschreiber angespornt, die Sturmglocke gegen den Vicepräsidenten zu ziehen. Ein Duell zwischen Clinton und Swartout, einem Anhänger Burrs, war die Folge. Swartout, ein zweyter Achill, erhielt eine Wunde an der Ferse, die inzwischen nicht so unglücklich ausschlug, als die des Griechischen Heroen. Ich war gerade in Newyork, als diese Tragi-Comödie vorfiel. In allen Zirkeln war Burrs Verrätherey das Tagesgespräch. Seine Anhänger taufte man mit dem Spottnahmen „der kleinen Bande." Sie sind in der That nicht zahlreich, aber kühn und ränkevoll.

Diese Parteywuth, die in den Freystaaten herrscht, stört gesellige Harmonie und säet Spaltungen in das Innere der Familien. Politische Meinungen erschlaffen die Bande der Freundschaft; so ist es denn nichts seltenes, in öffentlichen Blättern Briefe zu finden, die der Verfasser unter der Freundschaft heiligem Siegel in der Sorglosigkeit des Vertrauens schrieb; sie sind hier der Critik der Müßigen und der Verläumdung preis gegeben. Alle Bürgerclassen beschäftigen sich mit politischen Angelegenheiten. Der Schmied geht nicht an seinen Ambos, der Bauer nicht an den Pflug, ehe er das Tagesblatt gelesen hat. Die Zeitung wandert von der Herrschaft zur Bedientenstube, und der Koch beginnt seine Arbeit nicht, ehe er einen Blick auf Europa's Angelegenheiten und die Debatten des Congresses geworfen hat.

Ich kenne einen Arzt in Newyork, der vom Dämon der Politik ganz besessen ist. Er hängt seine Medicin an den Nagel, um sich mit Königen und Republiken zu beschäftigen. Was bey ihm zu Hause vorfällt, das kümmert ihn nicht; aber er weiß aufs Haar, was in den Cabinetten von St. James und Petersburg vorgeht. Oft vergißt er die Nahmen seiner ältesten Bekannten, aber er kennt die Titel und den Stammbaum aller Minister Europa's. Aus seinem Saale sind alle Familien-Portraits verbannt, um den Bildnissen von Regenten und Feldherrn den Platz zu räumen, die er mit rastlosem Eifer sich zu verschaffen sucht. Ein Minister von Bedeutung fällt in Ungnade, mein Doctor ist ausser sich, zu Boden gedonnert; gern würde er beym Tode eines Monarchen trauern, wenn er nicht die boshaften Anmerkungen und Critiken seiner Nachbarn fürchtete, übrigens ein geistvoller, durch Sitten und Kenntnisse achtungswerther Mann.

....

Die Amerikaner haben von den Engländern die sonderbare Gewohnheit entliehen, ihre Nahmen unter jenen der berühmten Männer der Vorwelt zu wählen, und damit ihre literarischen und politischen Producte zu unterzeichnen. Auch unsere revolutionären Terroristen hatten eine Zeit lang die sonderbare Mode, sich Nahmen von Helden und Weisen der Vorzeit beyzulegen. — Der Fremde, der zufällig den Blick auf Amerikanische Zeitblätter wirft, glaubt sich in die Zeiten Brutus und Cäsars versetzt, verriethen nicht Styl und Ideengang dieser modernen Römer Vaterland. Hier empfiehlt ein Cicero einen Candidaten zu einer Huissierstelle; da klagt ein Scipio Afrikanus über die Unreinlichkeit der Straßen, und ein Cincinatus

schimpft gar die Agioteurs. Besonders kurz vor den Wahlen wimmelt es von einer Menge Helden und Philosophen von allen Secten. Wer einen recht hochtrabenden Nahmen wählt, der glaubt sich eines glücklichen Erfolgs seiner Sollicitationen gewiß. Mein Schneider heißt Leonidas, und sein Nachbar, der Schlosser, Pomponius Atticus.

Die großen Männer sind also hier sehr häufig, aber die Damen, welche Schönheit mit Grazie vereinigen, sind es nicht weniger. Die Heirathsanzeigen in den Zeitungen begleiten immer glänzende Lobpreisungen der jungen Gattinn. Heute heirathete ein Herr Smith die schöne, unaussprechlich liebenswürdige Miß Rebecca; morgen hat der General Jonathan das Glück, die schöne, reizvolle, geistreiche, unübertreffliche Miß Ruth zum Altar zu führen. — Sollte man doch beynahe glauben, im Amerika gebe es nur Cytheren und Heben.

Auch in den Leichenpredigten, die gewöhnlich nach den Todesanzeigen folgen, glänzt die Fantasie des Amerikaners. Die ausschweifendsten Lobeserhebungen sind alle schon so oft wiederholt, daß man auf etwas Neues sinnen muß. Diese Sonderbarkeiten fallen dem Fremden sehr auf, auf den einheimischen machen sie nicht den leisesten Eindruck; indessen fühlte man doch diese Entweihung der Rauchopfer, als man Washingtons Leichenrede fertigen wollte. Die Redner mußten, um ihn über das Alltägliche zu erheben, ihn vergöttern, und ihre Zuflucht zu den ausschweifendsten Metaphern nehmen. — Diese sehr allgemeine Sitte hat noch einen andern sehr wichtigen Nachtheil; man verliert mit jedem Tage mehr alle Empfänglichkeit gegen Lob und Tadel. Das Ehrgefühl, dieses bey uns allgemeine Ressort, hat in den Freystaaten seine Wirksamkeit schon größten Theils verloren; der Amerikaner kennt bald keine Schande mehr, als die Armuth.

Glaube nicht lieber Ferdinand, daß ich in dieser Skizze übertrieben, daß ich in's Grelle gemahlt habe. Frage jeden Fremden, der hier einige Zeit zubrachte, er wird dir die Wahrheit Alles dessen bezeugen, was ich dir hier sagte. Ich glaube mit Horaz sagen zu können: Quid verum atque decens, curo et rogo. — Vielleicht künftig mehr über diesen interessanten Gegenstand, von dem ich dir hier nur eine Skizze entworfen habe.

v. Haupt.

Blick in die Natur.

Der Lenz beginnt, und mächtig strebt
Der Keim aus lock'rer Hülle.
Aus aufgebroch'ner Knospe webt
Sich reiche Blätterfülle.
Die Jugend rasch hervor sich drängt
Aus Keimen, die das Kind gezwängt.

Und was im Keim verborgen lag,
Es wird im Sonnenlichte
Gefördert, trägt am Sommertag
Die schnell gereiften Früchte.
Im Glanz und Licht der Außenwelt
Die Jugend Männerkraft erhält.

Doch tief im Innern wohl verwahrt
Bleibt Keim und Kern verschlossen;
Für unvertilgt Gedeih'n gespart
Zu Blättern, Zweigen, Sprossen.
Das Auß're die Natur ersetzt,
Bleibt nur das Inn're unverletzt.

Treu sollst du folgen ihrer Spur,
Und wie sie waltet, walten.
Nach außen hin wirkt die Natur,
Das Inn're zu erhalten;
Denn, ob Blatt, Zweig und Frucht vergeht,
Der inn're Keim bleibt und besteht.

Kethue.

Ein Gastmahl.

Im Jahre 1786 faßte in Amsterdam ein ehrwürdiger Greis, der mit Ehren alle Ämter einer der vornehmsten Städte Hollands verwaltet, und sich auf rechtliche Weise große Reichthümer erworben hatte, den Entschluß, seine Tage ruhig auf seinem Landhause zu beschließen. Ehe er sich aber dahin zurück zog, wollte er von seinen Anverwandten und Freunden Abschied nehmen; er lud sie daher sämmtlich zu einem Gastmahle ein. Die Gäste, die eine köstliche Mahlzeit erwarteten, erstaunten nicht wenig, als sie in den Speisesaal traten, und da einen langen Tisch von Eichenholz erblickten, der kaum mit einem blauen Tuche bedeckt war.

Als sie sich nieder gesetzt hatten, trug man in hölzernen Schüsseln geronnene Milch, Häringe, Käse und Butter, nebst Rockenbrod auf, vor jedem Gaste stand ein hölzernes Gefäß mit einfachem Biere, damit er sich dasselbe selbst zulangen könne. Dieser sonderbare Einfall des Greises erregte in geheim Murren, allein aus Achtung gegen sein hohes Alter und aus Ehrfurcht gegen seine Schätze, wagte die Gesellschaft ihre Unzufriedenheit nicht laut zu äußern, sondern schien Geschmack an seinem frugalen Mahle zu finden; einige Gäste machten ihm sogar über die Einfachheit der guten alten Zeiten Complimente, wovon er ihnen so eben ein Gemählde gebe.

Der Greis, der sich durch diese verstellte Zufriedenheit nicht täuschen ließ, wollte das Spiel nicht weiter treiben; auf ein gegebenes Zeichen brachten zwey starke Mägde, die als Bäuerinnen gekleidet gingen, den zweyten Gang. Ein weißes Tischtuch trat an die Stelle des blauen, zinnerne Teller nahmen die Stelle der hölzernen ein, und statt des Rockenbrodes, der Häringe und Käse, trug man gutes Brod, Pökelfleisch und gebratene Fische auf. Bey dieser Veränderung hörte das heimliche Murren auf; die Einladungen des Greises wurden dringender, und die Gäste aßen mit besserm Appetite. Kaum aber hatte man Zeit gehabt, dieß zweyte Gericht zu kosten, als man einen Haushofmeister in Begleitung von einem halben Dutzend Bedienten in glänzender Livree herein treten sah, welche eine dritte Tracht auftrugen. Ein prächtiger Tisch von Acajou-Holz, der mit einem schönen blaulichten Tischtuche bedeckt war, nahm die Stelle des eichenen ein: man öffnete einen Tischschrank, der voll der reichsten Geschirre und des kostbarsten Porcellanes war; die Gäste bekamen beym Anblicke der auserlesensten und seltensten Speisen, die im Überflusse aufgetragen wurden, neues Leben. Die herrlichsten Weine kitzelten ihren Gaumen, und im Nebenzimmer ließ sich eine vortreffliche Musik hören. Man trank nach der Reihe herum Gesundheiten; man war lustig und guter Dinge, und als der gute Alte sah, daß seine Gegenwart die Gäste hinderte, sich ihrer ganzen Freude zu überlassen, stand er auf, und redete sie folgender Maßen an: „Ich danke Ihnen, meine Herren und Damen, für die Güte, die Sie mir erwiesen haben. Es ist Zeit, daß ich mich entferne, und Sie in voller Freyheit lasse. Ehe aber der Ball anfängt, den ich für die Liebhaber des Tanzes veranstaltet habe, erlauben Sie mir noch, Ihnen Aufschluß über den Zweck zu geben, den ich dabey hatte, als ich Sie zu einer Mahlzeit einlud, die Ihnen so sonderbar vorkommen mußte. Ich wollte Ihnen einen Begriff von unserer Republik geben. Bey der einfachen Lebensart, welche Sie bey dem ersten Gange erblickten, haben unsere Vorfahren den Staat gegründet, und Freyheit, Reichthümer und Macht erlangt. Unsere Väter haben diese köstlichen Güter nur dadurch bewahrt, daß sie auf die einfache Art lebten, wovon Sie ein Bild an dem zweyten Gange sahen. Wenn ein Greis, der Sie zu verlassen im Begriffe steht, und der Sie zärtlich liebt, Ihnen seine Meinung freymüthig sagen darf, so fürchte ich, daß die außerordentliche Verschwendung, welche Sie bey dem letzten Gange haben bemerken können, und welche die jetzt herrschende Lebensart ausmacht, uns alle die Vortheile entreißt, welche unsere Vorfahren im Schweiße ihres Angesichtes erlangt, und unsere Väter durch ihren Fleiß und ihre gute Regierung auf uns vererbt haben.

Notitzen.

Wien. Am 4. May starb der k. k. Hofsecretair und Dollmetscher der Orientalischen Sprachen, Herr Franz de Paula Klezl, der Fortsetzer und Vollender des großen Meninzkyschen Türkisch-Arabischen Lexicons, im 73. Lebensjahre.

In Cesena in Italien starb vor kurzem der berühmte Rechtsgelehrte, Fr. Riganti de Molfetto, im 74. Jahre. Er ist besonders dadurch merkwürdig, daß er während der kurzen Dauer der Römischen Republik zum Römischen Consul ernannt wurde.

Paris. Zu folge eines kaiserlichen Decrets vom 8. März soll im Schlosse zu St. Germain eine neue Militärschule für Cavallerie errichtet werden. Es sollen darin 600 Eleven, die sich für den Dienst der Cavallerie bestimmen, aufgenommen werden. Sie müssen bey ihrem Eintritt 18 Jahre alt seyn, und bleiben drey bis vier Jahre in der Schule. Es werden Ställe für 400 Pferde eingerichtet. Jeder Eleve wartet sein Pferd selbst. Jährlich sollen aus diesem Institut 150 Eleven ausgehoben und als Unter-Lieutenants in den Cavallerie-Regimentern angestellt werden. Jeder Eleve bezahlt 2400 Franken Pension. Künftigen 1. Juny soll das Institut eröffnet werden.

Die Gobelins. Die Tapetenweberey ist in Europa nirgends zu einer größern Vollkommenheit gebracht worden, als zu Paris in den Gobelins, einem Pallast, den Colbert unter Ludwig XIV. im Jahr 1667 den Künsten erbauete, und nach den Gebrüdern Giles und Jean Gobelin nannte. Man brachte damahls eine Menge herrlicher Muster und Zeichnungen zusammen, die aber bey dem Gebrauche nach damahliger Art sämmtlich vernichtet wurden. Die hochschaftige Tapetenweberey (haute lisse) lieferte allein die schönsten Stücke; sie stellte die Zeichnung gleich rechts so dar, als das Muster war. Das letztere wurde in Streifen zerschnitten, die man an die Kettenfaden befestigte, so daß die Linien der Zeichnung auf die Faden paßten. Dabey hatte der Künstler den Vortheil, daß er das Muster beständig zwar hinter dem Stuhle, aber doch gerade vor sich hatte, und also leicht Fehler vermeiden und verbessern konnte.

Im Jahre 1737 suchte man die Gobelins-Manufactur, die etwas gesunken war, wieder von neuem empor zu bringen, und brachte mancherley Verbesserungen an. Dies ist auch nach der Revolution geschehen.

Aus Frankreich ist die Kunst der Tapetenwirkerey nach Brabant gekommen, wo sie noch, besonders zu Brüssel, doch nur auf niederschaftigen Stühlen (Basse lisse) getrieben wird. Von da kam sie nach Deutschland, und zwar zuerst nach Schwabach und durch des Vigues nach Berlin.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Donnerstag, den —— 56. —— 11. May 1809.

Acht Tage aus dem Leben eines armen Vicarius, in der Englischen Grafschaft Wiltshire.

(Ein Auszug aus dessen Tagebuche.)

Montags: Ich empfing vom Doctor Seart, meinem Pfarrer, zehn Pfund Sterling, als meinen sechsmonathlichen Gehalt. Ich meine, diese kleine Summe redlich verdient zu haben, aber der Herr Doctor muß das wohl nicht meinen, denn ich mußte drey Stunden in seinem Vorzimmer stehen, ob ich gleich eilf Meilen zu Fuße gemacht hatte. Endlich wurde ich in sein Cabinet gerufen; er both mir aber keinen Stuhl, auch keine Erfrischung, sondern gab mir das Geld sehr unwillig, hinzu fügend: ich sey zu theuer; er könne für 15 Pfund jährlich einen andern Vicarius haben. Das that mir sehr wehe. Ich ging betrübt meiner Wege.

Dinstags: Ich bezahlte neun Pfund Sterling an sieben verschiedene Personen, die mir so viel geliehen hatten, und nun blieb mir so wenig übrig, daß ich unmöglich ein Paar alte schwarze Hosen kaufen konnte, die ich sehr nöthig hatte. Das ist Schade; denn ich kann meine Blöße kaum bedecken, und die Hose ist zwar schon getragen, aber noch recht gut, und zu einem leidlichen Preise. Was war zu thun! ich mußte diese schöne Aquisition aufgeben; denn meine Frau brauchte nothwendig einen Rock, und unsere Töchter, Betty und Polly, haben keine Schuhe.

Mittwochs. Meine Frau kaufte einen Rock für sich, und Schuhe für unsere Töchter. Aber durch einen Zufall, der uns Alle sehr bestürzt machte, hatte sie unglücklicher Weise eine halbe Guinee verloren, weil ihre Tasche ein Loch hatte. Das war freylich um so schlimmer, da uns nun nicht mehr als eine halbe Krone übrig blieb, um alle drey sechs Monathe davon zu leben. Indessen litt ich doch nur die außerordentliche Betrübniß meiner Frau, und vermahnte sie, mehr Vertrauen auf die göttliche Hülfe zu setzen.

Donnerstags: Ich empfing aus dem nächsten Wirthshause ein Billet, in welchem ein Fremder mich bath, zu ihm zu kommen, weil er über eine sehr wichtige Angelegenheit mit mir zu sprechen habe. Es war ein Comödiant, ein feiner Jüngling, den der Wirth nicht weglassen wollte, weil er ihm sieben Pence schuldig war. Ich sagte dem Comödianten, ich sey eben so arm als er, indessen möchte er nur Geduld haben bis zum andern Morgen. Ich ging nach Hause, um nachzusinnen, wie ich dem armen Menschen helfen könnte.

Donnerstag Abends: Mein Bäcker brach eine Ursache vom Zaune, um sich mit mir zu zanken, ob ich ihm gleich nichts schuldig bin. Er erklärte mir und meiner Frau rein heraus, daß er uns künftig nicht mehr borgen werde. Der Fleischer benahm sich weit rechtlicher. Er ließ uns sagen, daß er uns jederzeit ergeben bleibe; daß er eben vernommen habe, der Doctor Seart stehe im Begriffe, einen andern Vi-

carius zu miethen; daß er herzlich wünsche, uns nützlich zu werden, und uns daher den Rath ertheile, unseren kleinen Bedarf an Fleisch künftig von dem Fleischer Peter Plumb zu nehmen, der am andern Ende des Dorfes wohnt, und niemanden borgt. Ich überließ mich einige Minuten lang schmerzhaften Betrachtungen, erröthete jedoch bald über meine Kleinmuth, legte mich zu Bette, und schlief sehr ruhig.

Freytags: In aller Frühe eilte ich in's Wirthshaus, bezahlte die sieben Pence für den Comödianten, und gab ihm noch den Rest eines Schillinges, den ich zu diesem Behufe mit genommen, so daß ich nun gar nichts mehr hatte. Ich ging aber doch vergnügt nach Hause, und stellte mich unpäßlich, um bey der Mahlzeit das bischen Brod, was noch übrig war, meiner Frau und meinen Töchtern nicht zu verkürzen. Nach Tische erzählte ich meiner Frau, was ich mit dem letzten Schillinge gemacht habe. Dieses brave, tugendhafte Weib, sehr weit entfernt, mich deßhalben zu tadeln, lobte mich, und war bis zu Thränen gerührt.

Nota. Ich will ihr auch nie mehr widersprechen, denn sie hat wohl manchen kleinen Fehler, aber sie ist doch eine treffliche Frau.

Sonnabends: Ich machte eine Predigt über den Luxus und über die Gefahren des Überflusses. Sie gerieth mir sehr gut, und Morgen werde ich sie in vier Kirchspielen halten.

Sonntag Abends: Ich kam sehr ermüdet und sehr hungerig nach Hause. Ich forderte ein wenig Brod, aber meine Frau umarmte mich mit einem Thränenstrome, und sagte, es sey keines vorhanden. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, erlaubte mir auch eine kleine Nothlüge, die Gott mir verzeihen wird, indem ich versicherte, ich bedürfe keiner Speise. Indessen bin ich in der That in meinem Leben nicht so hungrig gewesen. Meine Frau hatte noch zwey und einen halben Pfennig. Ich empfahl ihr, am andern Morgen Brod dafür zu kaufen, und es mit unsern Kindern zu theilen.

Montags: Als ich aufstand, glaubte ich fürwahr, es werde der letzte Tag meines Lebens seyn; allein ich irrte mich, es wurde der schönste Tag meines Lebens. Der Comödiant, für den ich sieben Pence ausgelegt hatte, war ein verlaufenes Muttersöhnchen von hoher Geburt, das, einem hübschen Mädchen zu Liebe, sich unter fremdem Nahmen bey einer herumziehenden Jahrmarktsgesellschaft engagirt hatte. Als der Rausch und die Mutterpfennige verflogen waren, kehrte der junge Herr reuig zurück, und wurde mit offenen Armen aufgenommen. Er mochte meine Bereitwilligkeit, ihm zu helfen, über die Gebühr gerühmt haben; denn um neun Uhr dieses Morgens meldete mir ein Nachbar, es sey ein vornehmer Herr beym Friedensrichter abgestiegen, und habe sich sehr genau nach mir erkundigt. Nun, der Friedensrichter ist ein ehrlicher Mann, und wird ihm wohl auch nichts Böses von mir gesagt haben, denn um halb zehn Uhr trat der vornehme Herr selbst sehr freundlich zu mir herein, sagte, er sey der Oheim des jungen Menschen, und schenkte mir 50 Pfund Sterling. Ich war ein wenig versteinert; denn ich habe in meinem Leben eine solche Summe nicht beysammen gesehen. Er versprach mir auch einen einträglicheren Dienst, und ich denke, er wird Wort halten. — Nun, Gott sey gelobt! Wir haben wieder Brod im Hause. Vertrauen auf Gott läßt einen ehrlichen Mann nicht sinken; so sagte meine Frau, und sie hat Recht.

Epigramme.

Auf Maladett den Wucherer.

Viel Silber hat sein grauer Schopf
Viel Gold sein Kasten aufzuweisen;
Die Nase Kupfer, Bley sein Kopf;
Die Stirn viel Erz, das Herz viel Eisen.
Kurzum, der ganze Maladett
Ist Satans Stufen-Cabinet.

Das Gastgeboth.

An Pharens letztem Feste
War Alles, traun, auf's beste!
Speckfette Gänse drey;
Großmächt'ge Hasen zwey;
Ein Dutzend stumme Fische;
Und dann ein wildes Schwein. —
„Das Alles gab er?" — Nein!
Die saßen nur bey Tische.

Die Vergleichspfänder.

Friedlich trat mit Hymen Liber jüngst zusammen;
Pfand und Brüderschaft versöhnt jetzt ihren Zorn.
Beyder Hymen gab ihm seine Flammen;
Beyder Bachus ihm sein Horn.

Die frühzeitige Reise.

Durch Gicht und Krampf geplagt, vom Wirbel zu den Zehen
Läßt Schwelger Star den Arzt geschwind zu Hülfe hohlen.
„Ach!" — (stöhnt er ihm entgegen; schwitzt
Vor Angst, und beißt vor Schmerz die Zähne fest zusammen:)
„Ich leide große Pein in diesen Höllenflammen!"
Da rief der Arzt verwundert: Hm! schon itzt?

Geduldschule.

Geh angeln will Geduld dir fehlen;
Das Schachbret sey dein Zeitvertreib;
Leih' grossen Herren Geld; versuche Mohn zu zählen;
Und will die Ungeduld noch immerfort dich quälen:
So nimm dir ein empfindsam Weib.

C. F. Kretschmann.

An eine junge Dichterinn.

Du suchst umsonst des Pindus Spur,
Der Weg ist steil, voll Sorgen und Beschwerden;
Doch wünschest du, den Musen gleich zu werden,
So singe nicht, begeistre nur.

Der Kuckuck und die Nachtigall.

Fabel.

„Was quälst du dich! Wär' ich wie du,
So würd' ich längst schon nicht mehr singen.
Der Menge Beyfall zu erzwingen
Gelingt dir nicht. Wer hört dir zu? —
Vielleicht ein paar verliebte Seelen?"
Sprach zu der zarten Nachtigall
Ein Kuckuck: „Aber meinen Schall
Pflegt Jung und Alt genau zu zählen,
Weil er den Sterblichen belehrt,
Wie viele Jahre noch hienieden
Die Hand des Schicksals ihm beschieden.
Und das ist mehr, als Triller, werth! —

„O, wenn auch niemand auf mich hört;
„Ich singe nicht aus eitlem Triebe,"
Erwiederte die Nachtigall:
„Ich sänge, wenn auch überall
„Mein Liedchen ohne Hörer bliebe.
„Wie kann ich, folgsam der Natur,
„Die je der Menge Beyfall rauben?
„Ich spreche zu dem Herzen nur,
„Und du sprichst zu den Aberglauben."

Carl Müchler.

Unmaßgebliche Gebethsformel für Glücksspieler.

Gott, Natur, Schicksal, oder wie du sonst genannt werden magst, der du für alle Stoß- und Raubvögel unter dem Himmel reichlich und täglich sorgst, laß immerdar von Zeit zu Zeit erzdumme Teufel, deren Zahl durch deine Güte überall Legion heißt, in mein und meiner Mitstößer Revier gerathen, und gib, daß jeder von uns angesetzte Stoßtag ein glücklicher Fangtag sey! —

Johannes Eremita.

Gedankenspäne.

Die Hoffnung ist der Zehrpfennig des menschlichen Lebens.

Die Zunge ist der listigste Zeuge des menschlichen Herzens.

Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!

Liebe und Herrschaft leiden keine Gesellschaft.

Wenn Friede im Hause herrschen soll, so muß der Mann taub und die Frau blind seyn.

Gute Worte nützen viel und kosten doch wenig.

Wer durch den Besitz der Dinge, die er wünscht, seine Begierden zu befriedigen glaubt, der gleicht jemand, der Feuer mit Stroh auslöschen will.

Aphorismen.

Es gibt zwey Gattungen des Witzes: erstlich jener düstere, sarkastische, der nur verwundende Dorngebüsche, und öde, dürre Haiden im Menschenleben sucht und findet, und weit entfernt, die Contraste des Lichtes und der Nacht zu einem milden Dämmerlichte zu vereinen, sich vielleicht recht eifrig bestrebt, das Licht in der Nacht so untergehen zu lassen, daß letztere nur übrig bleibt; zweytens, jener freundliche, der das Leben zum heitern, fröhlichen Spiel erhebt, und dem Schwarzen nur das Licht zugesellt, nicht umgekehrt dem Lichten das Schwarze. —

Es wäre wohl zu wünschen, daß in Deutschland eine literarische Comitee errichtet würde, vor der sich jeder angehende Schriftsteller stellen müßte, ehe er dem Publicum ins Gesicht sähe. So hält sich jeder Unbärtige früh schon für einen imberbis Apollo, und dünkt sich klug und vollbärtig genug, um einer Welt jene Productionen unter beliebiger Firma anzubiethen, wenn er nur schreiben, d. h., die Feder führen kann. Um die Kunst zu schreiben bekümmert er sich nicht. Könnte einer aber nur durch Talente die veniam aetatis in schriftstellerischem Sinne erhalten, müßte jeder bey bemeldeter Comitee nicht um Geld sondern durch genügende Proben sein Schriftsteller-Patent sich erkaufen, so würden unsere Bücherfabriken — freylich traurig genug, daß die Schriftstellerey zur Fabrikarbeit herab gesunken ist — auch nur Patentwaaren liefern. Ein solches Ephoren-Collegium würde sich ewige Lorberen erwerben, und mehr Verdienste um die Deutsche Literatur haben, als um die Griechische Aristophanes von Byzanz und Aristarchus hatten: es würde nicht, wie jene, schon vorhandene Werke sichten um das Schlechteste auszumerzen, sondern überhaupt bewirken, daß es nichts auszumerzen gäbe.

Das wahre Komische ist nur in den niedern Ständen noch zu finden. Wie sollte es auch einheimisch seyn in den höhern, wo Alles nach der geregeltesten Ebenmäßigkeit geschieht, wo alle Jovialität, die eigentliche Mutter des Komischen, mit Ruthen gegeiselt und daheim geschickt wird von dem Tanzmeister bon ton, der die Grade bestimmt, nach welchen sich die Mundwinkel in Falten legen müssen, wenn die gute Lebensart nicht beleidigt werden soll.

Riccardo.

Der aufrichtige Quacksalber *).

Der Doctor Vanseblen, ein berühmter Holländischer Arzt, der seit mehreren Jahren in London practicirt hatte, ging einst über den Platz, der Grosvenor Square heißt, und erblickte hier einen Charlatan, der in einer schönen Kalesche, mit vier muthigen Pferden bespannt, und von mehreren prächtig gekleideten Bedienten umgeben, einher fuhr, und unter eine zahllose Menschenmenge seinen Theriak verkaufte, die sich um seinen Wagen drängte. Der Holländische Arzt erkundigte sich nach seiner Wohnung, besuchte ihn dort, und sagte zu ihm beym Eintritte: „fast sollte ich glauben, daß wir uns schon irgendwo gesehen hätten; aber wirklich kann ich mich sogleich nicht erinnern, wo dieß geschehen ist." — „Sie haben Recht!" erwiederte der Charlatan, und ich freue mich, Ihrem Gedächtnisse hierin zu Hülfe kommen zu können. Ich war mehrere Jahre lang bey Milady Waler Bedienter, die Sie oft mit Ihrem Besuche beehrten." — „Aber wie ist es möglich" — erwiederte der Doctor — „daß Sie, ohne Erziehung und Kenntnisse, sich in so kurzer Zeit ein so glänzendes Vermögen erworben haben, und in eine so glänzende Lage versetzt worden sind, von der ich noch so weit entfernt bin, der ich doch mein Metier schon seit vierzig Jahren, und, wie ich glaube behaupten zu dürfen, nicht ganz ohne Ruhm, betreibe?" — „Ehe ich Ihnen diese Frage beantworte," entgegnete ihm der Charlatan, „erlauben sie mir, mein Herr, Ihnen zwey andere vorzulegen. Sie wohnen ohne Zweifel in einer der lebhaftesten Straßen Londons; wie viel Menschen, glauben Sie wohl, mögen täglich durch dieselbe passiren?" — „Das ist schwer zu sagen; indessen sollte ich doch wohl meinen, so ungefähr zehn tausend Personen." — „Und wie viel mag es unter diesen zehn tausend Personen wohl Leute von gesundem Menschenverstande geben? Bemerken Sie wohl, ich rede von gesundem Menschenverstande, und nicht von Geist." — „Je nun! wenn es hoch kommt, vielleicht hundert." — „Sehen Sie wohl, mein Herr Doctor, Sie haben sich Ihre Frage selbst beantwortet. Die hundert Personen von gesundem Menschenverstande machen Ihr Publicum aus; die Übrigen sind meine Kunden.

Kuhn.

*) Aus dem so eben in Paris erschienenen, sehr interessanten Werke: Paris, Versailles et les Provinces au 18me siècle.

Notizen.

Merkwürdigkeiten aus Spanien. Wenn jemand in eine Spanische Kirche kommt, so glaubt er in eine Moschee der Mahomedaner zu treten. In Schleyer gehüllte Frauenzimmer sitzen auf der Erde, welche mit Strohmatten bedeckt ist, und kauern wie die Türkinnen auf den Sohlen ihrer Füße nieder, weil es keine Stühle in der Kirche gibt. Diese Sitte herrscht durch ganz Spanien. Die vornehmste Dame, wie das Bettelweib, sitzt auf der Erde.

In Spanien ist es nicht ungewöhnlich, die verschiedenen Capellen in den Kirchen mit Käfigen von Lerchen und Canarien-Vögel zu behangen, die während des Gottesdienstes ein sehr lärmendes Concert anstimmen.

Mariä Himmelfahrt ist in Spanien ein großes Fest. Am Abende vor demselben erleuchtet man in vielen Ortschaften den Kirchthurm und die Kirche mit vielen hundert bunten Lampen, welche einen herrlichen Anblick gewähren. Aller Orten sieht man Lustfeuer, Gesellschaften, Musikanten und eine erstaunliche Menge Volkes beysammen. Auf den Dörfern theilen sich die Frauenzimmer in verschiedene Parteyen ab, und führen besondere Tänze auf. Jede Gesellschaft besteht aus 20 bis 30 Personen, welche sämmtlich Castagnetten oder Handklappern in der Hand haben. An der Spitze jeder Gesellschaft befindet sich eine alte Frau, die einen Gesang anstimmt, und den Tact mit der Hand auf einem musicalischen Instrumente dazu schlägt, das einer Trommel ähnlich, aber viereckig und auf allen Seiten mit kleinen Schellen behangt ist. Jedes Mädchen fällt mit den Castagnetten in die Arie ein, und tanzt nach der Musik, welche langsam anfängt, allmählich bis zu einer gewissen Höhe fortgeht, und dann wieder auf den ersten Ton zurück kommt. Während die Mädchen so tanzen, stehen ihre Liebhaber hinter ihnen und liebäugeln. Diese Lustbarkeiten dauern den größten Theil der Nacht hindurch.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Samstag, den —— 57. —— 13. May 1809.

Gemählde der Stadt Mexiko in Neu-Spanien.

Nach Malte-Brun.

Die Ebene von Mexiko hat fast 90 Stunden im Umfange, und ist auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen. Diese Gebirge sind mit Cedern, seltenen Gesträuchen und Apotheker-Pflanzen bedeckt, und verschließen in ihrem Innern kostbare Mineralien und Steine. Von ihrer Höhe erblickt das Auge überall romantische Dörfer und zerstreute Pachtungen, von hellen Bächen benetzt. Fast in der Mitte dieser herrlichen Fläche befinden sich die Seen von Tapcuw und Chalcho, deren Gewässer einst bis an die Stadt reichten, die aber jetzt mehr als eine Stunde davon entfernt sind. Die Hauptstadt hat noch immer die nähmliche Lage, wie bey ihrer Gründung im Jahre 1327. Seit 1712 hat sie keinen Zuwachs erhalten, obwohl die Kirchen und Häuser sehr verschönert worden sind. Die Straßen sind gut angelegt, und gehen in gerader Linie von Abend gegen Morgen, und von Mitternacht gegen Mittag. Obwohl der Boden morastig ist, so haben die Gebäude dennoch durch Kunst und Fleiß Festigkeit bekommen. Es ist unglaublich, wie viel diese große Stadt seit kurzer Zeit an Schönheit und Verbesserungen, so wohl in ihrem Innern als in ihren Umgebungen, gewonnen hat. Zu gleicher Zeit wurde eine große Reinlichkeit und gute Polizey eingeführt, und heut zu Tage kann diese Stadt, als die größte, schönste und prächtigste der Spanischen Monarchie angesehen werden. Die Cathedral-Kirche ist ein herrliches Gebäude, welches erst nach 94 Jahren vollendet wurde. Diese Kirche besitzt zwey Statuen der heiligen Jungfrau, eine von Gold, welche 6984 Castellanos *) wiegt, und mit kostbaren Steinen geziert ist, und eine von Silber, welche 83 Mark oder fast 50 Pfund schwer ist. Der Gottesdienst wird mit glänzender Pracht gefeyert; und obgleich nur 14 Pfarrkirchen vorhanden sind, so gibt es doch mehr als 100 andere Kirchen, alle sehr schön und reich geschmückt. Die Zahl der Mönchsklöster ist sehr groß. Nonnenklöster sind 20 vorhanden, wovon eines die Wohnung der berühmten Mexikanischen Dichterinn, Johanna Ignaz de la Cruz war.

Unter den zahlreichen Gerichtshöfen und öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die königliche Audienz, die Kanzeley von Neu-Spanien und die Leihbank aus, welche durch die Freygebigkeit des Grafen von Angla entstanden ist, der 315,000 harte Thaler **) dazu gegeben hat. Eben so merkwürdig ist der Gerichtshof der edeln und kaiserlichen Stadt selbst, deren altes Wappen Carl der V. bestätiget hat. Dieses Wappen ist ein Schloß mit drey Thürmen, ein Adler auf einem Baume in der Mitte; am Fuße des Baumes sieht man den See. Über dem Ganzen, das von zwey Lö-

*) Ein Castellanos ist der fünfte Theil einer Mark, oder drey einfunftheil Loth.

**) Peso Duro zu 2 fl. 30 kr.

wen getragen wird, strahlt eine Kaiserkrone. Philipp der V. bewilligte Mexiko alle Privilegien und Vorzüge der Spanischen Grandes, und im Jahre 1773 erlaubte Carl der III. dem Kapitel und den Magistrats-Personen eine goldgestickte Uniform zu tragen, und ertheilte ihnen den Vorrang vor allen übrigen Tribunalen und Corporationen, mit Ausnahme der königlichen Audienz und der Rechnungskammer. Die Eingebornen haben große Anlagen für die Künste, und zählen unter ihren Mahlern einen Heinrich Valizo, einen Pelarz und Don Juan Patricio. Sie haben im Allgemeinen den Charakter eines liberalen, muntern und wohlthätigen Volkes. Die Universitäten haben viele Erzbischöfe, Bischöfe, Bothschafter, Vice-Könige und Magistrats-Personen, aber keinen einzigen Schriftsteller von Bedeutung gebildet.

Es gibt in Mexiko 13 Spitäler und andere Wohlthätigkeits-Anstalten, einen Zufluchtsort für Verheirathete, einen andern für verlassene Weiber, ein Findelhaus und ein allgemeines Spital für arme Kranke und Bettler. Ein ähnliches ist auch für die Indianer vorhanden; seine Ausgaben werden von ihnen selbst bestritten. Aber die Familie Cortez, des Eroberers von Mexiko, unterhält ein anderes Spital, ganz allein für die Indianer, und zwar mit solchem Aufwande, daß sie lieber in dieses gehen, als in ihr eigenes.

Der Vice-König ist, neben seinen übrigen Chargen, auch Präsident der Rechnungskammer, welche die Oberaufsicht über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte hat. Die Münze hat eine große Anzahl Beamte; Ihre Geschäfte haben sich aber auch außerordentlich vermehrt; denn im Jahre 1743 schlug jene 8,112,000 Dollars *) in Silber, und 5912 Mark in Gold; gegenwärtig aber prägt sie jährlich für 26 Millionen Silber aus.

In Hinsicht auf die Indianer ist die Stadt in zwey Hälften getheilt; jede hat ihren Gouverneur, ihre Richter und andere Beamte, welche die Wohnungen und die Person jedes Individuums vollkommen kennen, vermuthlich um jeden Aufstand im Keime zu ersticken. Beyde Hälften enthalten beyläufig 8500 Indianische Familien. Die Stadt Mexiko hat einen Überfluß an Getreide, Obst und anderen Gartenfrüchten, welche die umliegende Gegend liefert. Diese Gegend ist sehr fruchtbar bis auf den westlichen Theil des Sees von Tazcuco, wo die Salzquellen und Dünste den Wachsthum hindern.

Mexiko hat keine Mauern, sondern nur einen Graben, um die Entrichtung der Zollgebühren zu sichern, und jedem Unterschleife vorzubeugen. Nur allein das Einbringen des Pulques, des gewöhnlichen Getränkes der Indianer und der Armen, trägt dem Könige jährlich eine Million Dollars ein. Die Straßen, welche von einem Ende der Stadt zum andern laufen, sind so schlecht gepflastert, daß man sich beym Regenwetter auf den Achseln der Indianer von einem Fußwege auf den andern tragen lassen muß. Der Pallast des Vice-Königes hat einen sehr großen Garten, wo er bisweilen ein Zelt aufschlagen läßt, und die Geschäfte besorgt.

Das Tribunal der Accordada ist eines der fürchterlichsten im ganzen Königreiche. Der Richter, welcher Capitán der ganzen Brüderschaft heißt, ist zugleich der Oberaufseher aller verbothenen Bücher. Ehemahls gab es von seinen Urtheilssprüchen keine Appellation, aber seit Carl dem III. müssen sie vom Vice-Könige und zwey oder drey Richtern durchgesehen werden. Der Richter der Accordada hat unter seinen Befehlen 8—10000 Personen im ganzen Königreiche, welche den Nahmen von Lieutenants, Corporalen oder Soldaten führen, und überall gefürchtet und geachtet sind. Der Richter ist immer ein Laienbruder, aber er hat Beysitzer. Diese heilige Brüderschaft ist eine Nachahmung der Spanischen, welche alle Leser des Don Quichotte kennen. Vor ihrer Stiftung wurden eine Menge Diebstähle und Morde begangen; aber ihre Wachsamkeit bey Tag und bey Nacht entdeckt und bestraft die Verbrecher auf der Stelle, und erhält so die öffentliche Ruhe in der Stadt und dem ganzen Königreiche. Die überwiesenen großen Verbrecher werden auf einem Felde gehangen, welches von einem Hauptmann dieser Brüderschaft — Cristo da Coucha genannt wird. — Das Colysäum oder Theater ist klein, aber in einem guten Style gebaut; die Schauspieler, welche gemeiniglich aus Spanien kommen, sind nicht die besten, übertreffen aber bey weitem die Eingebornen. Man darf im Theater rauchen, außer wenn der Vice-König und seine Gemahlinn anwesend sind. Die Weiber rauchen wie die Männer, und haben ihre Freude daran, die Reste ihrer Cigarren in die Logen zu werfen, die vor ihnen sind. Bisweilen gerathen die Zuschauer über große Schauspielerinnen in Entzücken; und erst vor einigen Jahren warf man einer Sängerinn, während sie eine Lieblings-Arie wiederhohlte, 3000 Dollars oder fast 700 Guineen zu; ein Beweis von dem Reichthume oder vielmehr von der Narrheit der Mexikaner.

*) Ein Dollar macht 2 fl. 28 kr.

(Der Beschluß folgt.)

Salzkörner*).

Es herrscht im weiten Reich der lauten That
Mit Lorbeerkranz und Geißelschmach Geschichte:
Den Keim des Grossen fassend, sein Gedeih'n
Weckt sie, was nicht mehr ist, am Stuhl der Zeit
Der Macht Gewerk, der Genius Schöpfungen,
Mit neuen Lebensfarben vor das Aug'.
Sey uns gegrüßt, du große Lehrerinn
Des Daseyns, das dein Hauch für uns verjüngt!
Gegrüßt du Herrliche mit Geistergluth,
Die du am keusch verwahrten Beyspiel zündest!
O sey mit Musenhuld und Furienqual
Du, Scheucherinn durch's Brandmahl, uns gegrüßt!
Doch wird selbst mit Verbrechen drängt der Mensch,
Mehr um den Laut, als um den Werth bekümmert,
Den Nahmen auf der Zunge Heiligthum!
Im Vaterblute wühlt Pausanias,
Und Herostrat entflammt den Göttersitz!
Umsonst zerrt das Gesetz von Nachruf ihn
Zurück — die spät'ste Enkel nennen ihn
Und du vergönnst es —? du, in deren Geist
Der Dinge fester Folgeschluß beruht,
Die Wahrheit wallen soll, und reine Treu' —
Du hüllest dich in Gold, das du nicht gibst!
Und deine Diener streiten sich im Kampf
Des bunten Wortgedrängs um eine That?
Sie raufen an der Schwell' des Heiligthums,
Und — o vergib! — als Lügner raufen sie.

Es sey, daß vom Beginn der Welt, daß sie
Von jener großen Fluth, vor Roms Erbauung
(Damit begründet sich ihr Treiben doch)
Nichts wissen, oder glauben, oder sich
Im Zweifel um des Strebens Wiege dreh'n —
Des Irrthums Spiel ist um die Wiege noch
Erlaubt — doch wann sich an der Hand der Zeit
Die That bestimmt dem Blick des Forschers biethet,
Und Lüge dann mit losen Farben spielt,
So trifft des Tadels Recht dein Priesterheer.

Woher entspringt dies Mancherley der Stimmen?
Hier faßt der eine aus dem Ocean
Des Volksgerücht, was grauer Vorderzeit
Entquoll — er sah es nicht, er hört, und glaubt,
Und spricht es nach. Dort hascht ein anderer
Was er zur Hälfte sah, im Flug der raschen Zeiten,
Und schmitzt in Wahres Tändeley des Trugs:
Die laute Schaar des Krieges zog vorüber;
Im Gasthof strömte es vom fremden Mund,
Und unser Waghals wird der Wiederhall!
Poetisches Gelüst entführt den dritten,
Die Fantasie nimmt mit der regen Hand
Die Priesterbinde vom Altar der Wahrheit;
Und schmückt bald aus, bald läßt sie rasch hinweg.
Noch andere gehen mit keckem Schritte umher,
Auf reiner Bahn, die sie befleckt; ihr Sinn
Ist fabelhaft, sie wollen prüfend Trug,
Und legen auf die Wirklichkeit ihr Joch.
Auch peitscht die Proteus-Schwester Eitelkeit
Die Alles wissen will, und keiner Hand
Die Frucht verdankt, die sie ihr eigen nennt,
Im bangen Schweiß der Unverschämtheit viele,
Daß sie der unerhörten Wunder Glanz
Mit voller Bedlamsgluth al fresco mahlen.
Laut schreyt die Sünde dort der Schmeicheley,
So süß der Wortverdreher euch umflüstert —
Er sah, er weiß, was ist und war — allein
Das schwarze Brot wird weiß, zum Wein', und Born,
Die Börse klingt, der Magen bellt, es heischt
Parteygeist — und Erzähler beugt sich lügend,
Das Recht liegt schwer wie Bley den Planen auf,
Und seidne Hülle soll dem Unrecht werden —
Verklagt mir den Aristides! beschützt
Den wackern Mann, der freche Ironie
Mit Schierlingssaft belohnt! so ruft die Macht,
Und mit gekrümmten Knie und Nacken taucht
Historiograph in Wahrheitsgift den Kiel.
Die Furcht zieht eingeschirrt am Pflug; es keucht
Der freye Haß an ihrer Seite hin,
Und Unterdrückung haut das Paar der Schmach.
In diesem Busen wühlt die Eifersucht;
Nur was er selbst gethan, sey andern groß,
Und da aus dürft'gem Grund nur Klarheit keimte,
So fällt der kleine Fluch das Große an.
Aus jener falschen Brust steigt stiller Wunsch,
Dem Diebe gleich in's Wahre ein; sie zeigt,
Was er besagt, nicht was die That gesprochen;
Ein freundlicher Instinkt versichert sie,
Es fehlte hoher Schirm dem Werke nicht.
Und die Gewalt — es sagt' uns schon Plutarch —
Gibt solchen magern Thieren Futter oft,
Daß ihr Talent, dem Wink der Willkühr frohnend,
Die Edelkraft durch fremden Glanz erstickt,
Und Nacktheit, welche der Geschichte zittert,
Mit hehrem Pfauenschmuck umgeben mag;
Dann kreucht die Schmeicheley nicht selten im
Gebieth der Fabel nach erlauchtem Quell
Des Stamms — verjüngt den Priamus für Franken
Und nennt die Sachsen Macedoniens Blut.
Geschichte ist das, was du schreibst? fürwahr,
Ich sehe nur ein Bild — du nennst es treu —
Behaglich ausgemahlt in Thatenrahmen!
Ein großer Fürst saß dir — doch du — du krochst!
— Die Handlung ist dir nichts? mit höhrem Blicke
Bedenkst du nur der späten Enkel Heil,
Das Große mahlst du uns, das wirken soll?
Geschichte gibt den Zweck der Bildung nach?
Mit Fablus sagst du, nichts sey Lüge, was
Dem schönen Reich der Tugend frommen kann?
Und Nahmen schwinden hin vor'm Sachen-Ruf?
So gib du auch den Nahmen der Geschichte,
Erdichter! auf; dem freyern Schwung gehört
Das Tempo des Romans — doch in den Hallen
Die strengste Wahrheit weiht, herrsch' sie allein!
Und du verbirgst das schimpfliche Gewühl
Erhab'ne Lehrerinn, des Wahren Hort!
Nahmst du die Treue nicht in Schutz? den Glauben?
Versag' dem Genius der Leitung nicht,
Durch's Labyrinth der falsch gesternten Nacht!

Doch aus dem Kampf des Vorurtheils erhebt
Die hehre ewige Geistesflamme sich,
Die ihren Lebensglanz vor reine Blicke streuet,
Der Genius entschwebt dem niedern Drang.
Des Staubs Gezänk' reicht nicht zu seinem Ohr,

*) Vergl. Cornel. Agrippa ab Nettesheim de incert. et vanit. Scientiar. atque art. (Von des Wissens und der Kunst Ungewißheit und Eitelkeit.)

Und was die Kleinigkeit verbessert, sieht
Sein Auge nicht, so wie nicht, was sie rühmt.
Der Herostrate-Schaar brennt sich das Mahl
Mit eigner Hand — die Himmels-Wage wägt
Die große That, nicht ihren Glanz; sie wägt
Die Missethat, nicht ihren Ruhm; ein Sieg
Wird nur von dir erhab'ne Lehrerinn,
Gekrönt: es ist der Wahrheit nie zerstörtes Siegen!

X—.

Der Berg Libanon.

Der Nahme Libanon bedeutet (wenn wir dem gelehrten Bochard glauben wollen) in der Phönicischen Sprache so viel als Weiße; ob dieser Nahme daher rührt, weil die Felsen dieses so berühmten Berges blendend weiß sind, oder weil sein Gipfel in allen Jahreszeiten mit Schnee bedeckt ist — das wollen wir unentschieden lassen. Die Natur hat alle ihre Schätze in den einsamen Thälern vereinigt, die man auf den Seiten dieses hohen und so ausgedehnten Gebirges findet. Mitten in dem Gebirge entdeckt man lachende Wiesen, durch die sich zahllose Bäche schlängeln. Wälder von Fichten, kleinblätterigen Eichen, Oliven- Maulbeer- und Orangen-Bäumen beschatten den ganzen Canton, und die meisten dieser Bäume wachsen aus den Felsenritzen hervor. Nichts gleicht der Fruchtbarkeit dieses von der Natur so begünstigten Bodens. Unter diesen grünen Laubgewölben irren friedlich zahlreiche Heerden von Ziegen und Schafen umher, und Tausende von Vögeln lassen ihre Stimmen in diesen blühenden Gebüschen erschallen. Die Weinstöcke, durch hohe Stangen gestützt, bilden große Lauben, in deren Schatten die Gebirgsbewohner ihre angenehm gelegenen Besitzungen überblicken.

Die Obst- und Blumengärten, Quellen und Bäche, denen man überall begegnet, machen diesen Bezirk zu einem höchst angenehmen Aufenthalte. Aus dem Schoße des Libanon, so wie des Anti-Libanon, entspringen die Flüsse: Oronte, Jordan und Kaditscha, welcher letztere von den Orientalen der heilige Fluß genannt wird. An den Ufern dieses Flusses findet man eine große Menge hübscher Eremitagen, die von Einsiedlern bewohnt werden, welche durch die Regelmäßigkeit und Heiligkeit ihrer Lebensweise sich sogar die Achtung der Muselmänner erwerben. Unweit des alten Tyrus, an der Gränze des Landes der Drusen, erblickt man die Brunnen oder Wasserbehälter des Salomo, die immer voll eines schönen klaren und silberhellen Wassers sind, das sich in das Gefilde ergießt, und einen Fluß bildet.

Auf der Rückseite des Libanon erblickt man eine unzählige Menge von Grotten, die von Hirten oder Einsiedlern bewohnt werden, und diese Troglodyten, die das Landleben in all seinem Reitze genießen, und in einem Lande, das durch die Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse einer der interessantesten und glücklichsten Districte des Erdballes geworden ist, brauchen keine andere Nation, welche es auch seyn möge, zu beneiden. Aber das merkwürdigste Schauspiel, das der Einbildungskraft des Menschen die meiste Nahrung gibt, biethet sich dem Wanderer erst auf dem Gipfel des Libanons dar. Auf diesem großen Bergrücken entfaltet sich nähmlich eine weite Ebene, in der man eine Kälte verspürt, die der in der Eiszone gleichkömmt. Mit Freuden trotzt aber der Reisende dieser heftigen Kälte; denn seine Seele ist viel zu sehr bewegt, als daß sein Körper den Einfluß des Klima's nur im geringsten spürte. Eine Gruppe von Cedern, ein Wunder der Schöpfung, erhebt sich vor seinen Augen majestätisch in die Lüfte.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Paris. Eine Commission vom Institute erster Classe hat über die couleurs inalterables des Herrn de la Boulaye-Marillac den vortheilhaftesten Bericht abgestattet. Sie sind vorzüglich für Mahler bestimmt. Sie haben, 6 Monath lang der Sonne ausgesetzt, sich nicht im geringsten verändert, was einen Zeitraum von 60 Jahren in Zimmerluft ausgestellt aufwiegt. — De la Fontaine, vom Institute, behauptet, daß die Glasmahlerey in Frankreich nie verloren gegangen sey, indem ein Herr Dihl schon seit mehreren Jahren in seiner Porzellain-Fabrik zu Paris Rue du Temple Gemählde auf Glas 5 Schuh hoch, 4 Schuh breit, und aus einem Stück liefere, die er mit von ihm erfundenen unverwischbaren Farben bemahlt, und im Feuer härtet.

Vien, Mitglied des Instituts, Senator und Graf, und David's berühmter Lehrer, ist am 28. März im hohen Alter von 93 Jahren gestorben.

Rom, am 18. März. In diesen Tagen ist Hr. Hagemann, ein junger Gelehrter aus Hannover, der in der Sprache der Sanscritt sehr erfahren war, hier gestorben, im Augenblick als er aus Neapel ankam. Er war in Neapel Lehrer der Kinder des jetzigen Königes. Er starb an der Schwindsucht. Schade, Schade um die vielen mühsam erworbenen Kenntnisse, die er hatte!

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Dinstag, den — 58. — 16. May 1809.

Gemählde der Stadt Mexiko in Neu-Spanien.

(Beschluß.)

Mexiko hat mehrere schöne, öffentliche Spatziergänge; der von Alameda wird schwerlich seines Gleichen in Spanien finden. Er bildet ein längliches Viereck, welches von hölzernen, grün angestrichenen Schranken umgeben ist. In der Mitte so wohl als auf den Seiten sind schöne Brunnen. Eine andere sehr angenehme Promenade ist die von Istacalco, welche auch la Digua genannt wird; sie läuft längst einem Canale hin, auf welchem man zu jeder Zeit mit Lebensmitteln für die Stadt beladene Canots sieht, deren Ruderer oft mit Rosen bekränzt sind, und muntere Lieder singen.

Die prächtigsten Feste der Mexikaner sind: Die Frohnleichnams-Prozession und der Einzug eines neuen Vice-Königs. Bey der ersten erscheint der Reichthum und die Pracht der Hauptstadt, vorzüglich an den Kirchen-Ornaten, in ihrem vollen Glanze. Ehemahls errichteten die Indianer Thronhimmel von grünen Zweigen und Blumen, welche für das Auge viel angenehmer waren als die von Leinwand, welche an ihre Stelle getreten sind. Bey einigen von diesen Prozessionen erscheinen Männer, bewaffnet wie Cortez und die Eroberer von Mexiko; bisweilen sieht man dabey riesenmäßige Figuren von Pappendeckel, 20 Fuß hoch, welche verschiedene Nationen vorstellen, und lächerliche Tänze, zum großen Vergnügen der schaulustigen, auf hohen Gerüsten zusammen gedrängten Menge, nachahmen.

Der Einzug eines neuen Vice-Königes geschieht mit dem größten Pompe; er reitet durch die vornehmsten Straßen der Stadt, um sich in die Cathedral-Kirche zu begeben, wo er von dem Erzbischofe an der Spitze seiner Geistlichkeit empfangen wird. Ein anderer Festtag ist der 13. August, der Jahrstag der Eroberung von Mexiko. Die Fahne des Cortez wird mit großer Feyerlichkeit entfaltet, und in Begleitung des Vice-Königes herum getragen. An solchen Tagen überläßt sich jeder seinem Vergnügen; die Gassen ertönen von frohen Gesängen; aber selten hört man von Ausschweifungen oder auch nur Zänkereyen, so friedlich ist der Genius dieser Südländer.

Der Mexikanische Himmelsstrich ist im Allgemeinen gesund, doch herrschen bisweilen gefährliche Krankheiten und selbst Epidemien. Am gefährlichsten sind die Kinderblattern, welche aber nur in bestimmten Perioden von 10, 15 und 20 Jahren wiederkehren. Bey einer epidemischen Krankheit, welche im Jahre 1782 zwischen 25 — 27,000 Menschen hinweg raffte, sah man die rührendsten Beyspiele der Wohlthätigkeit; die Straßen waren mit Lebensmitteln, Getränken, Kleidungsstücken und Arzeneyen bedeckt; die Kranken fanden beym Öffnen ihrer Thüren Alles, was sie brauchten; zur Nachtzeit zündete man aromatische Hölzer an, um die Luft zu reinigen. Die allgemeinste Krankheit

ist der Flado oder der Wind, welcher mit unglaublichen Symptomen begleitet ist. In einem Tage, zuweilen in einer Stunde, werden die Kranken brennend heiß; sie lachen, weinen, und empfinden die heftigsten Convulsionen, die ihnen das Ansehen von Besessenen geben. Man schreibt diese Krankheit der Hitze, einer ungesunden Lebensart, und dem häufigen Gebrauche des Tabaks zu, welcher für die Nerven und den Magen gleich verderblich ist. Das schwarze Erbrechen oder gelbe Fieber ist selten in der Stadt Mexiko; ein neuer Beweis, daß es seine Verwüstungen nicht über die Meeresküsten verbreitet.

Die liegenden Gründe der Einwohner sind sehr ausgedehnt; doch fangen sie an, beschränkter zu werden, und sich unter mehrere Besitzer zu vertheilen. Indessen gibt es noch viele von den Eroberern gestiftete Majorate, welche von 10 bis 60,000 Dollars jährlich eintragen; aber den größten Reichthum verdankt man dem Handel und den Bergwerken. Der erste Graf von Regla errichtete drey Majorate, nähmlich die Grafschaft für den Erstgebornen, und zwey Marquisate für zwey andere Söhne, und doch hatte der vierte und fünfte Sohn noch jeder ein Vermögen von 700,000 Dollars. Das Haus Ferrarova, oder das Marquisat von Ralto, dessen Stifter Cortez war, ernennt und besoldet ein vollständiges Tribunal, welches einen Gouverneur und Beysitzer hat, der zugleich Richter der königlichen Audienz ist. Der Gehalt des Gouverneurs beträgt 5000 Dollars, woraus man sich einen Begriff von dem Reichthume dieses Hauses machen kann.

Der berühmte Spanische Geschichtschreiber Estella gibt die Bevölkerung von Mexiko zu 140,000 Einwohnern an; indessen scheint diese Angabe nicht genau, weil es schwer ist, die Anzahl der Indianer zu schätzen, die so viele Ursache haben, sich zu verbergen.

Man sieht keine Scheidemünze; in den Kaufläden bedient man sich kleiner Stücke Kupfer, Eisen und selbst Holz, welche in der ganzen Nachbarschaft Cours haben; oft gelten auch Cacao-Körner für kleine Münzen. Die Läden, in welchen man Europäische Artikel verkauft, heißen Caxores; man kann darin alle Waaren von Europa und Asien haben.

Auf den Bergen um Mexiko, so wie in den Thälern, gibt es Dörfer, Landhäuser und Meiereyen; man sieht da die Früchte Europens mit jenen des Landes vermischt. Zahlreiche Viehheerden weiden auf fetten, immer grünen Fluren; das ausgesuchteste Obst, so wie alle Gartenfrüchte, sind das ganze Jahr hindurch im Überflusse vorhanden. Wälsche Hühner, Gänse, Geflügel aller Art, Wachteln, und eine Menge der köstlichsten Fische dienen den Einwohnern zur Nahrung; in den Lüften ertönt der harmonische Gesang schön gefiederter Vögel. Man bauet Flachs, Hanf, Baumwolle, Tabak, Indigo, Zucker u. s. w.

Die besuchtesten Vergnügungsörter der Bürger sind St. Angelo und St. Augustin da les Cuchas; letzteres hat eine Lage, welche mit der reitzendsten in Spanien die Vergleichung aushält. Kapellen und Stifte gibt es eine Menge; aber am liebsten wallfahrten die Einwohner nach dem Stifte von Notre-Dame des Femades, in welches sich Cortes zurück zog, als er von Mexiko zurück geschlagen wurde. Man nennt es die melancholische Nacht. In einer Entfernung von fünf Stunden von Mexiko ist die Einöde der Carmeliten, welche fast eine Stunde im Umfange hat. Die Mönche, welche in dieser rauhen Wildniß leben, bewohnen abgesonderte Zellen, wie die Mönche in der Einöde Batuccas in Spanien. Von den Anhöhen entdeckt man das Thal Tobica, und mit Vergnügen ruht das Auge auf der schönen, fruchtbaren, mit den mannigfaltigsten Bäumen besetzten Ebene von Mexiko.

F. X. Schnetzler.

Kleobis und Biton.

Meiner guten Mutter geweiht.

Horch! es schallet der Posaunen Klang,
Lispelnd tönt der Flöten Melodie;
Weit eröffnet ist das goldne Thor,
Unabsehbar fluthet das Gedräng';
Heiliges Verlangen treibt die Schar.
Argos feyert Juno's Tempelfest.
In der Kammer weilt Ilythia,
Ehmahls war sie Juno's Priesterinn,
Sie allein kann nicht zum Tempelfest;
Weheklagend tönt ihr banger Ruf:
„Juno! Juno! soll ich dich nicht schau'n?
„Tret' ich nicht zum heiligen Altar?
„Schmückt kein Lorber mehr das graue Haupt?
„Soll ich nicht dein heilig Fest begeh'n?
„Herber Schmerz, brich laut in Klagen aus.
„Nimmer trägt mein schwacher Fuß mich hin.“
Ihre Söhne, Biton, Kleobis
Sind entfernt, um in der Gegend rings
Bey dem Nachbar, der oft hülfreich war,
Noch ein kleines Fuhrwerk zu erspähn.
Alles strömte zu dem großen Fest.
Alle Fahren waren schon entfernt.
Alle Pferde waren schon bestimmt,
Nur noch einen Wagen fanden sie.
Beyde treten ein in's kleine Haus;
Zu der Mutter spricht nun Kleobis:
„Hier auf diesem Wagen sitzest du,
„Und wir fahren zu dem Tempel dich.

„Die geliebte Mutter führen wir;
„Mögest unsern Kräften dich vertrau'n,
„Götter werden freundlich niederseh'n."
Lange steht die Mutter überrascht,
Sie durchbebt ein nahmenlos Gefühl;
Wie durch trübe Wolken sich die Fluth
Endlich auf die Fluren niedergießt,
Also wird ihr thränend Auge naß;
„O ihr Theuersten, die ich gebar!
„Meine Söhne, Biton, Kleobis!
„Immer liebt' ich viele Worte nicht,
„Niemahls bringen sie dem Menschen Heil;
„Hin zum Tempel sollet ihr mich zieh'n."
Durch die grünen Felder geht der Zug,
Bis sie endlich zu der Stadt gelangt;
Durch die Straßen alle geht der Zug,
Schaarenweis steht das gedrängte Volk,
Staunend sehn sie dieses Schauspiel an.
In dem Angesicht der Jünglinge
Zeigt als Mutter sich Ilythia;
Ehrfurchtsvoll begleitet sie das Volk,
Mancher kennt die alte Priesterinn.
Als sie nun zum Tempel hingelangt,
Tönt so nah der feyerliche Klang,
Hold und lieblich wie ein Frühlingshauch
Strömt heraus des Weihrauchs süßer Duft,
Flammt das Opferfeuer hoch empor.
Sehnend blickt Ilythia hinein,
Freude strahlt ihr hingewandtes Aug',
Mit dem würdevollen Angesicht,
Mit dem grauen Haar, das sie umwallt,
Scheint sie Manchem eine Göttinn selbst.
Jetzo sieht der Hierophant sie nah'n,
Klar und deutlich wird ihr Antlitz ihm;
Ihre Söhne heben sie herab,
Zu dem Tempel leiten will er sie,
Doch Ilythia'n versagt die Kraft;
Ihre Söhne tragen sie hinein
Durch des Volkes dicht gedrängte Schar.
Nieder vor dem prächt'gen Heiligthum
Sinkt die Priesterinn, so lang entfernt
Weinend und in frommer Andacht hin;
Lange bleibt sie liegen stumm und still,
Strahlend steigt ihr der Olymp herab,
Endlich, endlich kniet sie wieder hier.
Jetzo ruft sie: „Möge dieser Bau
„Wiederschallen laut von meinem Fleh'n,
„Daß es brausend töne zum Olymp;
„O ihr Götter alle hört mein Fleh'n!
„Schaut auf meine Söhne hold herab!
„Laßt sie eurer Gaben Herrlichste,
„Die den Menschen ihr verleihen könnt,
„Zur Belohnung ihrer That empfahn."
Und die Götter hörten das Gebeth.
Schnell erbleichen Biton, Kleobis,
Auf die Erde sinken sie vereint,
Sanft und sanft erlischt ihr Lebenslicht.
Schon erblicken sie den schwarzen Kahn,
Aus dem Hades kehrt man nicht zurück.

Joseph Passy.

Woher rührt der Nahme Silhouette?

Viele Ausdrücke in unserm gesellschaftlichen Leben haben wir den Franzosen zu verdanken, und dieß ist auch mit dem Nahmen Silhouette der Fall, welchen man den sonst so beliebten Schattenbildern gibt. Silhouette war General-Controlleur, und traf gegen das Ende seiner Administration lauter elende kleinliche, unbedeutende Anstalten, welche jedermann auffielen. Man gab daher allem, was in seiner Art klein, unvollständig u. s. w. war, den Nahmen Silhouette, und so nannte man nachmahls auch die Bildnisse Silhouetten, wo nur die äußern Gesichtszüge nach dem Schatten abgezeichnet sind.

Morgenländische Denksprüche.

Das Leben des Menschen ist ein Buch weißes Papier; hüthe dich, es mit bösen Thaten zu besudeln!

Ein Mahl Wehe über den, der nichts weiß, aber sieben Mahl Wehe über den, der nicht thut, was er weiß.

Wehe dem Volke, wo die Jugend schon die Laster des Alters, und das Alter noch die Thorheiten der Jugend hat!

Mein Geheimniß ist mein Sclave; entwischt es mir, so wird es mein Herr.

Ein kokettes Weib gleicht dem Schatten, der mit dir wandelt; sie flieht, wenn du ihr nachläufst, und sie folgt, wenn du fliehst.

Der Thürsteher eines Dummkopfes kann zu jeder Stunde sagen: der Herr ist nicht zu Hause.

Geduld schließt alle Thüren auf, und hilft wider alle Übel.

Der Berg Libanon.

(Beschluß.)

Salomo, dieser hochberühmte König hat mehrere dieser Bäume besungen, die noch existiren, und die vielleicht die ältesten Denkmähler des Erdballes sind. Auf ihren Gipfeln senkt der Adler sich nieder, um hier ruhig seinen Raub zu verzehren; und von diesem Puncte aus schweifen seine gierigen Blicke auf die Ebenen Phöniciens und Syriens hin. Aus den Stämmen der Cedern fließt ein balsamischer Gummi, der im ganzen Morgenlande zur Heilung der Wunden angewendet wird, und dessen sich die alten Ägypter, wie man sagt, bedient haben, um ihre Leichname einzubalsamiren. In der Mitte dieser Ebene, die so herrlich geschmückt ist, entdeckt man eine Quelle, deren Wasser so kalt ist, daß die Hände aufspringen und hart werden, wenn man sie hinein hält. Es gibt wenige Orte auf der Er-

de, wo ein so helles, schönes Wasser hervor springt. Man erstaunt darüber, daß die Cedern auf dem Gipfel des Libanons, obgleich ihrer nur so wenige sind, so viele Völker und Generationen überlebt haben. Kein Reisender würde es auch wagen, sie zu verletzen. Von dem höchsten Alterthume bis auf unsere Zeiten haben diese schönen Bäume einer wahrhaft religiösen Verehrung genossen. Die Maronitischen Christen halten sie noch immer sehr heilig. Die Araber waren, unter der Regierung der Kalifen, von einem gleichen Gefühle der Verehrung für sie durchdrungen, und erhoben in ihren Gedichten diese köstlichen Überreste der alterthümlichen Vegetation. Der Nahme des Salomo, der im ganzen Orient berühmt ist, hat vorzüglich dazu beygetragen, Nationen von so verschiedenen Sitten und Religionen in diesem Puncte in solche Übereinstimmung zu bringen.

Der Gipfel des Libanons ist fortwährend das Ziel der Pilgrimme, und wird von Muselmännern und Christen mit gleicher Emsigkeit besucht. Man liest im Leben Tamerlans (Timurs), daß er, als er gegen die Circassischen Mameluken aus Ägypten zu Felde zog, in einem von den Thälern dieses Gebirges Halt machte, die schwierigsten Fußsteige erkletterte, und, als er, der rohe Tartar, auf der Höhe ankam, am Fuße der Cedern einen Tag und eine Nacht im Gebethe zubrachte. Die Pilgrimme machen aus den Zweigen, die der Wind oder das Alter herab wirft, Rosenkränze und Kreuze; dergleichen eigenmächtig abbrechen zu wollen, das würde man für eine Entweihung dieser, durch religiöse Tradition geheiligten, Cedern halten; indessen wird den Reisenden doch gestattet, ihre Nahmen in die Rinde einzugraben.

Das Kloster Cannubin ist das berühmteste von allen, die man auf dem Berge Libanon antrifft. In seiner Nähe findet man eine große Menge kleiner brennbarer Steine, die man so wie bey uns die Schwefelhölzchen gebraucht. Die Reisenden, die sich von evangelischer Vollkommenheit einen Begriff machen wollen, besuchen gewöhnlich dieses einsam gelegene Kloster. Tamerlan, dieser wilde Eroberer, so wenig er die Christen auch leiden mochte, wurde doch erschüttert, als er die Frömmigkeit und Bescheidenheit dieser Einsiedler sah, die ihn mit zur Erde gehefteten Blicken, als Männer, die todt für die Welt sind, und die ein solcher Besuch keinesweges auf ihrer Laufbahn und in ihren religiösen Übungen stören kann, empfingen. Der Besieger des Bajazet wurde von dieser für ihn so neuen Scene unwillkürlich überrascht; er gab deßhalb auch den Mönchen viele Beweise seiner Achtung, wohnte ihren frommen Übungen und Gebräuchen bey, und verschwendete alle nur ersinnlichen Lobeserhebungen an sie.

Kuhn.

Notizen.

Frankreich. Der Tod des Mahler Vien (der im vorhergehenden Blatte angezeigt wurde) wurde auch in einer Sitzung des Instituts zu Paris feyerlich betrauert.

Vien, den man als den Vater der neuen Französischen Schule ehrt, ward den 18. Juny 1716 geboren, und empfing in seiner Vaterstadt Montpellier den ersten Unterricht in seiner Kunst. Erst im Jahre 1741 kam er nach Paris. Hier fand er die Mahlerey fast ganz entartet. Das Studium der Natur und Antiken ward vergessen; man mahlte nach Willkür aus dem Gedächtniß, aus der Fantasie. Vien kehrte zum Studium der Natur zurück, entzückte durch seine Darstellungen und Wahrheit, und gab dem verwilderten Geschmack die wohlthätige Reinheit. Dann begab er sich nach Rom, und bildete sich unter des Alterthums Meisterwerken zur Vollendung aus. Die Zahl seiner Arbeiten ist unübersehbar, und er gab sie oft um Spottpreise weg. Man hätte von ihm sagen können, er dachte mehr daran etwas zu mahlen, als etwas zu leben zu haben. In Rom verfertigte er auch sein köstliches Bild, den Eremiten, das jetzt in der Gallerie des Senates steht.

Bey seiner Heimkunft in Paris errichtete er eine Mahlerschule, die von 1750 bis 1775 eine Dauer von 25 Jahren hatte, und die Französischen Künstler zum bessern Geschmack zurück führte. Die Menge seiner Schüler, unter welchen Meister ersten Ranges glänzen, ist unzählbar. Die Regierung ernannte ihn 1771 zum Director der Eleven, die auf Staatsunkosten nach Rom gingen, ihre Talente zu entwickeln; im J. 1775 zum Director der Französischen Akademie zu Rom, und beehrte ihn mit dem St. Michaels-Orden. Er war schon sechzigjährig, als er wieder in sein Vaterland zurück kam, wo ihn Ludwig der Sechszehnte zu seinem ersten Mahler machte. Durch die Revolution verlor er seine Stelle, und beträchtlich an seinem Vermögen. Nach derselben war er Mitglied des Erhaltungs-Senats; eine Wahl, die den nicht weniger ehrte, der sie machte, als den, welchen sie traf.

Noch im spätesten Alter blieb er der Kunst treu. Sein Genie schien sich nur zu verjüngern. Den Abschied Hectors und Andromaches mahlte er im fünf und siebzigsten, Helena von Aneas verfolgt, in seinem sieben und siebzigsten Jahre. Im neunzigsten Jahre mahlte er Blumen; sechs Monathe vor seinem Tode nur ländliche Scenen, voll idyllischer Schönheit und Reize. Er starb ohne Krankheit und Schmerzen. Sein Tod war wie der heitere Sonnenuntergang eines angenehmen Tages.

Neue Mitglieder des Gelehrten-Institutes in Holland.

Zufolge einer königl. Entscheidung vom 12. April sind folgende Gelehrte zu auswärtigen Mitgliedern des königl. Instituts der Wissenschaften und schönen Künste ernannt worden:

Die Herren J. Banks in England; Berthollet in Frankreich; Jacquin in Österreich; Thom. Jefferson in America; Pallas in Rußland; la Place in Frankreich; Volta in Italien; und J. G. Walter in Berlin.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den — 59. — 18. May 1809.

Die drey Gürtel.

Eine morgenländische Erzählung, nach dem Französischen des Andrier de S...

In einem kleinen Dorfe unweit Samarkand wohnten drey junge Mädchen, Nahmens Kalide, Zelime und Azemi. Kalide und Zelime, mit tausend Reitzen begabt, waren in der ganzen Gegend ihrer Schönheit wegen berühmt, und daher ein wenig eitel. Azemi war nicht hübsch, und ihre beyden Gefährtinnen, die sie seit ihrer zartesten Kindheit mit der größten Innigkeit liebte, pflegten bey jeder Gelegenheit zu sagen: „Du wirst nie zum Heirathen kommen, arme Azemi; denn du bist nicht schön genug, um Liebe erwecken zu können, und nicht reich genug, um den Mangel der Schönheit vergessen zu machen." Die gutmüthige Azemi fand sich auch darein, und sagte sich ein für alle Mahl: „Sie haben Recht, ich werde nie heirathen." Dieser Gedanke hatte indessen noch nie den Frieden ihres jungfräulichen Gemüthes gestört. Sie war kaum fünfzehn Jahre alt. In der Freundschaft und den unschuldigen Freuden ihres Alters fand sie ihr ganzes Glück.

Eines Tages lustwandelten die drey jungen Mädchen längst den schattigen Ufern eines kleinen Baches. Kalide und Zelime pflückten Blumen, um sich damit zu schmücken, und Azemi pflückte für sie mit; denn an ihren eigenen Putz dachte sie selten. Plötzlich erblickten sie am Ufer des Baches eine alte Frau, die im tiefen Schlafe lag, obgleich die Strahlen der Sonne ganz senkrecht auf ihren von Haaren entblößten Scheitel fielen. Bey diesem Anblicke fingen Kalide und Zelime zu lachen an. — „O sieh doch die schöne Figur! — Die Göttinn der Liebe selbst! — Der Saffran hat kein schöneres Gelb als dieser Teint! — Und die allerliebste Nase! wie lieblich sie sich gegen das Kinn hinabsenkt — und dieß allerliebste Kinn, wie es so lieblich zur Nase empor steigt — — sie küssen sich fast —" Während dieses Gespräches lachten sie aus vollem Halse. Die alte Frau wachte indessen davon nicht auf, und Azemi, die bis dahin noch nichts gesagt hatte, nahm jetzt das Wort: „In der That, meine Freundinnen, es ist sehr Unrecht von euch, daß ihr diese arme Alte so verspottet. Was hat sie euch gethan? Sie ist alt; aber ist das ihre Schuld? Ihr werdet auch alt werden, wenigstens wollen wir es hoffen, und ist es nun nicht Thorheit, über ein Äußeres zu spotten, das man selbst einst haben wird? Über das Alter lachen, heißt im voraus über sich selbst lachen. Laßt uns also vernünftiger und vor allen Dingen mitleidiger seyn. Seht nur, wie die Sonne auf den Scheitel dieser armen Alten brennt. Kommt, wir wollen einige Palmzweige um sie herum in die Erde stecken, und sie mit einer kleinen Laube beschatten, damit sie ruhig und ohne Gefahr schlafen kann. Bey ihrem Erwachen wird sie uns segnen, und für uns bethen, und meine Mutter hat mir

immer gesagt, daß der Himmel stets die Bitten der Armen erhört." — Azemi's Gefährtinnen fühlten sich bey diesen Worten beschämt. Sie halfen ihr das Werk des Mitleids ausführen, das sie so eben angegeben hatte. Eben war die Laube fertig, als die Schlafende erwachte.

Die gute Alte erblickte kaum die Palmen, welche sie mit ihrem Schatten bedeckten, als ihre Augen die wohlthätigen Wesen suchten, die ihr diesen uneigennützigen Dienst geleistet hatten. Sie dankte den drey jungen Mädchen auf eine rührende Weise, und — „Kommt näher meine Kinder," sagte sie, „ich will euch meine Erkenntlichkeit bezeugen. Hier sind drey Gürtel, die ich euch schenke. Jede von euch nehme den, der ihr am meisten gefällt." Bey diesen Worten legte sie auf den Rasen die Gürtel neben einander hin, von welchen zwey äußerst reich besetzt waren. Kostbare Edelsteine von außerordentlicher Größe bedeckten beynahe ganz das Gewebe. Der dritte hatte nichts von diesem Glanze. Es war ein einfaches Band von glänzender Weiße, mit einigen Veilchen besetzt. Kalide und Zelime würdigten das Band kaum eines Blickes; sie sahen nichts als die kostbaren Steine. „Dieser Gürtel soll mir gehören, sagte die erstere, er scheint genau für meine Taille gemacht." — „Also werde ich diesen nehmen," sagte Zelime, „er steht mir vortrefflich." — „Nun gut," erwiederte Azemi, „ich werde mich mit diesem Bande begnügen. Es sind nur zwey Diamant-Gürtel da, und die müsset ihr haben, denn ihr seyd die schönsten. Ich werde mit diesem Bande hinlänglich geschmückt seyn." — „Du hast recht, meine Tochter," antwortete die Alte, indem sie selbst Azemi das Band umband, „du hast Recht. Gib diesen Gürtel nie von dir, welchen Preis man dir auch dafür biethen, welche Mittel man auch anwenden mag, ihn dir zu entreissen. So lange du ihn allen Verführungen der Eitelkeit vorziehst, wird keine menschliche Macht ihn dir nehmen können; aber wenn du ihn verlierest, so läufst du Gefahr, zugleich alles Glück zu verlieren, das er allein dir einst zusichern kann." Azemi versprach ihr ganzes Leben hindurch dieß einfache Geschenk, dessen wahren Werth sie noch nicht kannte, aufzubewahren, und die Alte verschwand.

Kalide und Zelime hatten die Worte gar nicht gehört, so beschäftigt waren sie mit ihren glänzenden Gürteln; indessen sagten sie der Alten doch einigen Dank beym Abschiede, und dann kehrten die drey Freundinnen in ihr Dorf zurück. Kalide und Zelime gingen Arm in Arm, und Azemi folgte ihnen in einiger Entfernung, weil sie bemerkt hatte, daß sie unter sich etwas verabredeten, woran sie keinen Antheil nehmen sollte. Als sie im Dorfe angekommen waren, wandten sich Kalide und Zelime um, und sagten lachend zu Azemi: „Die Alte hat dir ein prächtiges Geschenk gemacht." — „O nein, sie hat meinen Geschmack gekannt, ich liebe die Pracht nicht." — „Sie hätte dir wohl etwas Schöneres geben können." — „Ich lege immer größeren Werth auf das, was man mir gibt, als auf das, was man mir versagt." — „Sieh nur unsere Gürtel, wie sie glänzen!" — „Seht nur, wie einfach der meinige ist." — „Du bist also gar nicht neidisch?" — „Sollte man wohl neidisch gegen Freundinnen seyn? Wenn ihr zufrieden seyd, bin ich glücklich." — „Nun desto besser. Du bist ein gutes Mädchen, Azemi. Diesen Abend sehen wir uns wieder. Es ist noch nicht sehr spät. Wir wollen nach Samarkand gehen, und andere Kleider kaufen, denn unsere sind für so reiche Gürtel viel zu einfach. Ein einziger kleiner Diamant aus diesen Gürteln wird uns die feinsten Stoffe, den geschmackvollsten Putz verschaffen." — Bey diesen Worten gingen sie fort. Azemi wünschte ihnen glückliche Reise, und kehrte in die Hütte und zu ihren gewohnten Arbeiten heim, die Rückkunft ihrer Gefährtinnen erwartend.

Kalide und Zelime kamen, ihrem Versprechen gemäß, am Abende zurück. Sie waren äußerst prächtig gekleidet, und stritten sich um den Genuß eines alten Spiegels, der über dem Camine der arme Azemi hing. „Wir bringen eine große Neuigkeit aus Samarkand mit," sagten sie zu ihr; „der Sohn des Sultans, der schöne, tapfere Hiram, will sich in wenig Tagen vermählen, und wählt, der Landessitte gemäß, aus den schönsten Frauenzimmern des Reiches seine Gemahlinn. Eine unglaubliche Menge junger Mädchen versammelt sich zu Samarkand, um Herz und Hand des nächsten Thronerben einander streitig zu machen. Man hat uns gerathen, auch unser Glück zu versuchen, und wir sind fest entschlossen dazu. Morgen gehen wir nach Samarkand, miethen ein schönes Haus, und kaufen uns Sclaven zu unserer Bedienung, alles durch Hülfe unserer Gürtel. Wenn du willst, kannst du mit uns gehen, und uns bedienen. Wir geben dir die Aufsicht über unsere Haushaltung, und du kannst dann der Feyerlichkeit selbst beywohnen, welche ein eben so seltenes als interessantes Schauspiel seyn muß." — „Ich wünsche es mir nicht besser," antwortete Azemi. „Ich will euch herzlich gern bedienen. Ist man nicht

glücklich genug, wenn man andern nützlich ist? Und wenn eine von euch den Sieg davon trägt, so wird ihr Triumph auch der meinige seyn."

Nachdem auf diese Art Alles eingerichtet war, trennten sich die drey Freundinnen. Am andern Morgen machten sie sich auf den Weg nach Samarkand, mietheten ein reich meublirtes Haus, kauften eine große Anzahl Sclaven, und Kalide und Zelime ließen sich als zwey fremde Damen melden, die gekommen wären, der Bewerbung beyzuwohnen, und mit auf den Preis der Schönheit und Anmuth Anspruch zu machen. Sogleich schickte der Sultan, dem Gebrauche gemäß, zehn Eunuchen seines Serails ab, um sich zu überzeugen, ob sie würdig wären, sich mit um den Preis zu bewerben. Diese erstaunten über Kalidens und Zelimens Schönheit, und zeichneten sie zu ihrer größten Freude mit auf die Liste der Preiswerberinnen auf. — Der armen Azemi fiel es nicht ein, sich zu melden. Dieser Gedanke kam nicht in ihre Seele. Sie bediente ihre lieben Freundinnen mit dem aufrichtigsten Eifer, sie besorgte ihr Hauswesen und ihre Toilette, und beschäftigte sich mit nichts als mit den Mitteln, ihnen den Sieg zuzusichern.

Endlich brach er an, der große Tag der Entscheidung. Am Abende war die Stadt auf's prächtigste erleuchtet. Hundert der schönsten Frauenzimmer, auserwählt aus einer Zahl von mehr als zwey tausend, die sich zur Bewerbung gemeldet hatten, wurden im Triumphe auf kostbaren Ruhebetten beym Scheine einer unglaublichen Menge Fackeln und beym Klange einer entzückenden Musik daher getragen. In denen mit Blumen bestreuten Straßen drängten sich die Einwohner von Samarkand, in Reihen gestellt, um diesen prächtigen Zug vorbey ziehen zu sehen. Jede Preisbewerberinn führte eine junge Sclavinn mit sich, um auf ihren Putz Acht zu haben, und die gute Azemi leistete freudig einer ihrer Freundinnen diesen Dienst.

Der Zug gelangte jetzt in einen reich verzierten Saal. Die Frauenzimmer ließen sich auf kostbare Persische Teppiche nieder, und erwarteten stillschweigend die Ankunft des Sultans und seines Sohnes. Vergebens würde ich versuchen, die Unruhe, die Ungeduld aller dieser Nebenbuhlerinnen zu schildern. Sie waren alle schön, alle ehrgeitzig, und sie stritten um einen Thron, welcher der Preis der Schönheit seyn sollte.

Eine kriegerische Musik erscholl; mit großem Geräusche öffneten sich die Thüren des Saales, und der Sultan, begleitet von seinem Sohne, seinem Großveziere und den vornehmsten Personen seines Hofes, erschien, und ließ sich in der Mitte dieser glänzenden Versammlung auf einem mit Gold und Edelsteinen verzierten Throne nieder. Neben ihm saß der schöne Hiram, dessen Blicke jetzt ungewiß im Saale umher schweiften. Das Herz einer jeden Preiswerberinn pochte mit doppelter Heftigkeit. Die arme Azemi, die hinter ihren Freundinnen stand, war nur ihretwegen in Unruhe: indessen, aus einer bey diesen Umständen sehr natürlichen Neugierde, richtete sie ihre Blicke auf den jungen Prinzen, und die des Prinzen begegneten den ihrigen. Im Augenblicke springt er vom Throne: „Meine Wahl ist getroffen," ruft er aus, „sie ist es, die für immer in Hirams Herzen herrschen soll." Kalide und Zelime glaubten, daß diese Worte an sie gerichtet waren, und standen beyde auf; aber Hiram schob sie auf die Seite, um sich Azemi zu nähern, die vergebens sich zu verbergen suchte. Er faßte die zitternde Hand des jungen Mädchens, dessen Gesicht die glühendste Röthe bedeckte, führte sie zum Throne, und ließ sie an seiner Seite niedersetzen. Alsbald entstand ein Gemurmel in allen Theilen des Saales: „Welche Wahl!" sagten die Frauenzimmer; „eine elende Sclavinn uns vorzuziehen!" Kalide und Zelime besonders waren voll Wuth, und ich glaube, wenn nicht Furcht und Ehrerbiethung sie zurück gehalten hätten, so würden sie die vom Throne gerissen haben, welche die Liebe darauf erhoben hatte.

Auch unter den Männern hörte man Ausrufungen, aber von anderer Art. Welche Schönheit, sagten sie, wie interessant! Welche Grazie in der Haltung! welche Unschuld im Blicke! — Azemi konnte von ihrem Erstaunen nicht zurück kommen, Alles, was sie sah, schien ihr ein Traum. Röthe und Blässe wechselten auf ihren Wangen, und der Anblick des schönen Hiram erweckte Empfindungen in ihr, die sie noch nicht kannte. Ihre Verlegenheit, ihre Verwirrung stieg auf's Höchste, und lieh ihr immer neue Reitze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdote.

Bey einem Finanz-Commis meldete man eines Tages einen Mann, der, wie es hieß, 20 Millionen für den König von Frankreich bringe. — Man lasse ihn herein kommen! erwiederte lebhaft der Commis. Die Thür geht auf; es erscheint ein Mann, der sich tief verbeugt. Sein altes abgetragenes und durchlöchertes Wamms fällt dem Commis auf; zu dem er mit

seinem Aufsatze in der Hand sagt: „Hier, mein Herr! 20 Millionen für den König." — „Sehr wohl, mein Herr! aber der König würde es nicht ungnädig aufgenommen haben, wenn sie sich von diesem Gelde da etwas genommen hätten, um sich einen neuen Rock zu kaufen."

Blumen aus dem Morgenland.

I.

Sentenzen.

1.

Der Weise ist in seinem Vaterland,
Wie das Gold in seinem Schacht.

2.

Jener fährt in dem Wagen der Hoffnung,
Aber seine Gefährtinn ist Besorgniß.

3.

Will der Arzt seine Kunst lernen,
So muß der Waise die Haut dazu hergeben.

4.

Pflanzest du Pflanzen, so wurzeln sie dir;
Pflanzest du Menschen, so entwurzeln sie dich.

5.

Wären die Menschen alle klug,
So wäre die Erde eine Einöde.

6.

So lange du das Wort hinter den Zähnen hältst, bist du Herr davon;
Sobald es heraus schlüpft, ist es dein Herr.

7.

Der Baum der Enthaltsamkeit hat Genügsamkeit zur Wurzel,
Zufriedenheit zur Frucht.

8.

Die Kamele werfen sich von selbst an den Plätzen auf die Knie,
Wo sie sehen, daß vor ihnen andere die Knie beugen.

9.

Der Arme ohne Duldsamkeit ist —
Eine Lampe ohne Öhl.

10.

Auf bloße Füße,
Tritt jeder Schuh.

11.

Kenntniß ist ein Berg, im Ersteigen beschwerlich,
Im Herabsteigen angenehm.
In's Thal der Unwissenheit steigt man leicht hinab.
Aber schwer aus ihm heraus.

Notitzen.

Drottningholm, oder Königinn-Insel, wohin der König von Schweden geführt worden ist, liegt eine starke deutsche Meile von Stockholm entfernt, auf einer Insel im Mälarsee. Das Schloß selbst steht an dem Ufer des Sees, und hat eine unvergleichlich schöne Lage, welche durch die dazu gehörigen äußerst großen Gärten noch beträchtlich verschönert wird. Das Gebäude selbst zeigt sich sehr zu seinem Vortheil; die vordere und hintere Seite desselben sind einander vollkommen gleich, indem jede 31 Fenster lang ist, ohne die in den zwey daran stoßenden Flügeln mit zu rechnen. In der Nähe befinden sich andere Häuser, in denen 170 Edelleute bequem einquartirt werden können. Auf derjenigen Seite des Pallastes, welche gegen den See zu liegt, ist eine prächtige Stiege, die von einer Terrasse herunter führt, und mit Bildsäulen von Bronze geziert ist. Auf der entgegengesetzten Seite ist eine große Terrasse mit Bildsäulen von Bronze, Fontainen, Vasen, und an den beyden Ausgängen mit Löwen und Pferden von Bronze verziert. Alle hier befindlichen Werke von Bronze sind in dem 30jährigen Kriege aus Prag weggeführt worden. Auf einer der Vasen steht der verzogene Nahme von Kaiser Ferdinand II. Ein Theil der Gärten führt den Nahmen Canton, und ist im Chinesischen Geschmack angelegt. In einem von den kleineren Gebäuden befindet sich eine Schmiede und eine vollständige Schlosserwerkstatt. Gustav III. soll sich mit diesem Handwerke sehr beschäftigt, und es weit darin gebracht haben. Die Schloßbibliothek ist ansehnlich. Unter den Manuscripten befindet sich eine Handschrift der Königinn Christine, unter dem Titel: Vermischte Betrachtungen, ferner ein Schreibbuch von der Hand Carls XII., da er noch ein Kind war; auf einem Blatte sind die Worte von ihm geschrieben: vincere aut mori. Zu Drottningholm wird jährlich am 30sten August auf Kosten des Königs ein förmliches Turnier gehalten, bey welchem alle Gesetze der alten Ritterschaft mit pünctlicher Genauigkeit beobachtet werden.

Ein Herr Baron von Buestini hat folgenden Versuch, den Blitzstrahl durch Ableiter nützlich anzuwenden, in eine hiesige Zeitung rücken lassen.

„Nahe bey dem Dorfe Philippsthal in Ostpreußen befand sich auf einem ziemlich emporragenden Berge, ein dort so genannter Teufelsstein, dessen über der Erde sichtbare Oberfläche etwa 14 Fuß im Durchschnitte hatte. Um den Versuch — ihn durch den Blitzstrahl zu zersprengen — in Ausübung zu bringen, wurde in dessen Mitte zuvor ein Loch so eingehauen, daß an dem Tage, wo die Gewitterwolken heranzogen, eine 28 Fuß hohe und gespitzte Stange von Eisen als Blitzableiter darin aufgerichtet, und mit Eisenstücken befestigt werden konnte. Nachdem der Blitz hier angezogen war, sah man bald seinen zerschmetternden Strahl sich hinunter senken; die Eisenstange stürzte um, und wie der Donner völlig schwieg, fand man den großen Stein in derselben Lage, aber durch und durch in einige Stücke zersprengt, jedoch nichts umhergeworfen. Man sieht hieraus, daß es nicht nur in der Macht des Menschen steht, den Blitz abzuleiten: sondern daß man durch mehrmahls wiederholte Versuche auch dahin wird gelangen können, ihn nützlich anzuwenden."

Die beyden fehlenden Stücke werden nächstens nachgehohlt werden.



Der Sammler.

Samstag, den —— 60. —— 20. May 1809.

Die drey Gürtel.

(Fortsetzung.)

Indessen geboth der Sultan der Versammlung Schweigen. Hiram — sagte er zu seinem Sohne — deine Wahl hat meinen Beyfall. Es war schwer, einer unter so vielen Schönheiten den Vorzug zu geben, und du hast die Zartheit deines Geschmackes bewiesen. Aber du weißt selbst, Schönheit reicht nicht hin, einen Ehemann glücklich zu machen. Sie verdient nur dann unsere Huldigung, wenn sie mit Eigenschaften und Annehmlichkeiten vereint ist, die keinen Wechsel unterworfen sind. Diejenige, die du gewählt hast, übertrifft an äußern Reitzen alle ihre Nebenbuhlerinnen; laß sehen, ob sie ihnen in gleichem Grade an Verstand und Tugenden überlegen ist.

Azemi erblaßte bey diesen Worten. „Ach!" sagte sie, „ich habe nichts gelernt, ich weiß nichts. Der Triumph eines Augenblickes wird also zu weiter nichts dienen, als meine Unwissenheit an den Tag zu bringen. Erlaube, gnädigster Herr! daß ich mich zurück ziehe. Ich wohnte der Preisbewerbung nur bey als Dienerinn im Gefolge meiner beyden Freundinnen, nicht um mit auf den Preis Anspruch zu machen. O, laß meine Tage in der Dunkelheit verfließen, die mir theuer ist, und aus welcher ich nie heraus zu treten gewünscht habe." Vergebens sprach Azemi diese letzten Worte mit einer ihre Aufrichtigkeit verbürgenden Ängstlichkeit aus; der Sultan bestand auf seinem Verlangen, und auf seinem Befehl brachte man sogleich alle musikalischen Instrumente herbey, deren Gebrauch damahls in Samarkand üblich war.

Im Augenblicke traten zwanzig schöne Tonkünstlerinnen auf. Leicht durchflogen ihre Finger zum Vorspiele die Saiten, und entlockten ihnen entzückende Töne; aber der Gesang ihrer Stimmen, vereint mit dem Klange der Instrumente, machte einen noch lebhafteren Eindruck auf die ganze zahlreiche Menge. Auf ihren begeisternden Wechselgesang erscholl der Saal von Beyfallsbezeigungen, womit man sie überhäufte. Da niemand nach ihnen auftrat, so nahm der Sultan eine Laute, und reichte sie Azemi. Das junge Mädchen zitterte so stark, daß es kaum das Instrument halten konnte. Noch immer will sie sich entschuldigen — aber der Sultan schlägt ihre Bitten ab. In dem nähmlichen Augenblicke vernahm sie deutlich eine Stimme, die ihr zurief: „Fasse Muth, und fürchte nichts! — Ich stehe dir bey. Versuche dreist das Instrument, und singe eine jener Romanzen, die du ehemahls von deiner Mutter gelernt hast. Du besitzest mehr Talent, als du glaubst." Diese Stimme, welche Azemi für die der guten Fee erkannte, welche ihr den Gürtel geschenkt hatte, gab ihr Muth, die ihr unüberwindlich geschienene Furchtsamkeit zu besiegen. Sie ergriff die Laute, um einige Töne hervor zu bringen — und, o Wunder! ihre Finger schienen durch eine höhere Macht geleitet; ihr Spiel

erfüllte den Saal mit der sanftesten Melodie. Ihre Stimme, im Einklange mit diesen fast göttlichen Tönen, hatte etwas Himmlisches, das in allen Gemüthern einen Wechsel der süßesten Empfindungen erregte. Sie sang folgende Worte, die sie in ihrer Kindheit gelernt, und die sie immer gern wiederhohlt hatte:

Schöne Rose mit Entzücken
Sah der junge Morgen dich entblühn;
Aber birg dich vor des Tages Blicken
In den Schutz des friedlichen Jasmin.
Fürchte den verführerischen Schimmer,
Und das Auge, das so freundlich scheint.
O, des Lichtes Strahl war immer
Deiner zarten Schönheit Feind!

Ich mich bergen, ich entfliehen
Vor des Gattes liebevollem Blick?
Seinen Huldigungen mich entziehen,
Thöricht weisen den Triumph zurück?
Nein, ich will des Sieges froh genießen,
Herrschen will ich hier als Königinn,
Und es kniee mir zu Füßen
Jede Nebenbuhlerinn.

Und es hebt zum Sonnenstrahle,
Stolzen Muthes voll die Ros' ihr Haupt;
Schämt sich der Gespielinn in dem Thale,
Welche grüne Dunkelheit umlaubt.
Aber ach! noch eh' es wieder tagte,
Schwand die Anmuth, schwand das Roth,
Und die heil'ge Frühe klagte,
Ihres holden Kindes Tod.

Junge Schönen! seht im Bilde
Euer Loos, ahmt ihr die Rose nach.
Glaubt, vergebens jagt ihr im Gefilde
Trunkner Eitelkeit dem Glücke nach.
Stets dem stillen Veilchen gleich erhöhet
Eure Reitze durch Bescheidenheit.
Zarte Blüthe, ach! vergehet,
Schnell am Strahl der Eitelkeit.

Der Contrast dieser Worte mit der Lage derjenigen, die sie sang, verdoppelte den Eindruck, den sie auf die Gesellschaft machten. Alle Gaukeleyen der Kunst wurden verdunkelt durch den Reitz der Natur.

Der junge Prinz, außer sich vor Freude, warf sich A z e m i zu Füßen. Nein, sagte er, nein, du bist keine Sterbliche — Du bist ein Engel, dem Himmel entstiegen, um das Leben H i r a m s zu verschönern. — Ich bin nichts als die arme A z e m i, antwortete sie, ich begreife selbst nichts von allen dem, was ich sehe und höre. Eine höhere Macht hat ohne Zweifel eure Augen verblendet und eure Ohren getäuscht. Ihr haltet mich für schön, und ich weiß wohl, daß ich es nie gewesen bin. Ihr bewundert meine Talente, und ich habe nie welche gehabt. Ihr wollt mich auf einen Thron erheben, und ich bin nur geboren, mein Leben in einer Hütte zuzubringen. — Aber je mehr A z e m i ihren Werth herab zu setzen suchte, desto mehr gewann sie.

Bald darauf wünschte der Sultan die versammelten jungen Schönen auch um den Preis im Tanzen wetteifern zu sehen. Unter den Nebenbuhlerinnen A z e m i's fanden sich die ausgezeichnetsten Tänzerinnen Asiens. Bald ließen sie das Leben und die Leichtigkeit ihrer Wendungen bewundern, bald entwickelten sie die wollüstigsten Reitze; aber die Blicke Aller waren nur auf A z e m i geheftet. Sie weigerte sich Anfangs dieser neuen Probe — aber ein zweytes Aufmuntern der Fee hob auf's neue den sinkenden Muth. Zitternd trat sie auf. Alle ihre Bewegungen hatten einen unbeschreiblichen Reitz. Ihr Tanz war der Tanz der Sittsamkeit und des Frohsinns, ihr liebenswürdiges hingebendes Wesen drückte das Spiel der Unschuld mit der Freude aus. Einstimmig trug sie den Sieg davon.

Die Nacht war indessen schon weit vorgerückt. Der Sultan gab das Zeichen, sich zurück zu ziehen, und die Versammlung ging aus einander bis zum folgenden Tage; denn die Bewerbung sollte drey Tage hinter einander dauern. A z e m i wurde im Triumphe in einen prächtigen Pallast geführt, den der Prinz sehr kostbar für sie hatte einrichten lassen, und erhielt eine beträchtliche Anzahl Sclavinnen zu ihrer Bedienung, bis zu dem Augenblicke, wo ihr Loos unwiderruflich bestimmt werden sollte.

Überlassen wir sie jetzt den Gedanken, die eine so durchaus neue Lage, ein so ganz unerwarteter Triumph in ihr erwecken mochte; — es ist Zeit, uns nach ihren beyden Gefährtinnen umzusehen, die ich, während der Feyerlichkeit zu sehr mit A z e m i beschäftigt, vernachlässigte. Sie waren eben so sehr, wie A z e m i selbst über das Geschehene erstaunt, und wurden von einer niedrigen und wüthenden Eifersucht gepeinigt. Kaum waren sie in ihre Wohnung zurück gekehrt, als sie ihre Betrachtungen und Empfindungen einander mittheilten. „Hätten wir das je erwartet!" sagten sie. „Hätten wir uns wohl je vorgestellt, was wir so eben gesehen und gehört haben! Sind denn alle Männer verrückt geworden? A z e m i uns vorzuziehen!.... In der That, die Sache ist zu außerordentlich, um natürlich zugegangen zu seyn. Es ist nicht möglich, daß Aller Augen bis zu dem Grade sollten verblendet gewesen seyn, ohne eine geheime Ursache; und diese müssen wir ausspähen — Sollte nicht etwa jener Gürtel, den A z e m i damahls von der Alten erhielt, ein Talismann seyn? Sollte die Alte, die so großmüthig gegen uns

war, es so wenig gegen Azemi gewesen seyn? Nein, dieses Geschenk, das uns so unbedeutend schien, hat ohne Zweifel mehr Werth als unsere reichen Gürtel! Wie das Band gestern vor unsern geblendeten Augen schimmerte! Die schönsten Diamanten hatten weniger Glanz! Nein, nein, es ist kein Zweifel. Azemi besitzt einen Talismann, dessen Werth sie selbst nicht kennt. Morgen müssen wir ihn ihr entreissen — und dann wollen wir sehen, ob sie uns noch durch ihre Schönheit und ihre Talente übertreffen wird." —

Am folgenden Tage begaben sich Kalide und Zelime schon am frühen Morgen in den Pallast Azemi's. Diese umarmte ihre Freundinnen, und drückte sie, noch erröthend über ihren Triumph, mit Zärtlichkeit an ihr Herz. Ihr seht mich noch ganz verwirrt über das, was mir begegnet ist, sagte sie zu ihnen. Die Ehrenbezeigungen, die man mir bewiesen hat, mußten offenbar euch zukommen, und ich begreife nicht, wie man mir den Vorzug geben konnte, da die Wahl zwischen uns dreyen frey stand." — „Wir begreifen das sehr wohl, liebe Azemi, antworteten ihre beyden Gefährtinnen; es war sehr natürlich; und weit entfernt, eifersüchtig zu seyn, freuen wir uns aufrichtig über dein Glück. Laß endlich jene glückliche Unwissenheit fahren, in welcher du dich in Ansehung der Macht deiner Reitze befindest. Nur aus Liebe zu dir und aus Furcht, dich eitel zu machen, beredeten wir dich, daß du nicht hübsch wärest; indessen jetzt ist jede Verstellung unnütz, da dein Glück gesichert ist. Wisse also, daß du das schönste, liebenswürdigste und interessanteste Mädchen bist." — „Ich? großer Gott, ihr spottet meiner!" — „Wir sagen nur die Wahrheit; jedoch müssen wir gestehen, daß du zwey große Fehler hast, die dir einmahl schaden können. Dir ist nähmlich eine Schüchternheit eigen, die dich hindert, von allen deinen Vorzügen Nutzen zu ziehen; diese mußt du besiegen. Und dann bist du unverzeihlich nachlässig in deinem Putze. — Darin mußt du dich bessern. Diesen Abend soll eine Circassierinn von bewunderungswürdiger Schönheit bey der Bewerbung erscheinen. Ihre Reitze werden durch den geschmackvollsten, reichsten und gewähltesten Anzug erhoben seyn. Nimm dich in Acht, daß sie dir nicht das Herz deines Geliebten raubt. Über dieß bist du zu schön, um so einfach, so gering gekleidet zu seyn, und wir bringen dir daher Kleider, welche die deiner schönen Nebenbuhlerinnen gewiß übertreffen werden.

Im nähmlichen Augenblicke brachten Sclavinnen einen mit Edelsteinen ganz besäeten Anzug, den sie vor ihr entfalteten. Ein noch reicherer Gürtel fand sich dabey. Die Worte ihrer beyden Freundinnen, der Anblick der kostbaren Kleider, erweckten in Azemi's Gemüth ganz neue Empfindungen. Sie hielt sich jetzt für die Schönste in Samarkand, und indem sie ihren Blick auf ihre Kleidung warf, erröthete sie über die Einfachheit derselben, welche sie zum ersten Mahle bemerkte. Ihre beyden Freundinnen ersuchten sie, das mitgebrachte Kleid und den Gürtel anzulegen. Azemi wollte den prächtigen Gürtel über das Band der Fee befestigen, aber zum Unglücke war der reiche Gürtel zu enge, und Kalide und Zelime versicherten, daß sie das elende Band aufopfern müsse, damit er ihrer schönen Taille vollkommen einschließe.

Nach einigen Augenblicken der Unschlüssigkeit gab Azemi ihren — Bitten nach, und der neue Gürtel kam an die Stelle des Bandes. — Welch ein Wuchs! riefen die beyden Freundinnen. Welche Anmuth! Die schöne Circassierinn ist nun gekommen, um den Triumph unserer lieben Azemi zu sehen. Lebe wohl, lebe wohl, meine niedliche Azemi. Diesen Abend sehen wir uns bey der Feyerlichkeit. Sie gingen fort, und Kalide nahm das wunderbare Band zu sich, mit dem sie sich noch diesen Abend zu schmücken gedachte.

Azemi war bezaubert von ihrem neuen Putze. Sie ging im Zimmer auf und ab, und betrachtete sich mit Wohlgefallen in allen Spiegeln, die es verzierten. Glänzende Träume beschäftigten ihre Fantasie bis zum Augenblicke, wo die Bewerbung von neuem anfangen sollte. Das bescheidene Band war gänzlich vergessen.

(Der Beschluß folgt.)

Epigramme.

Der Burgundertrinker.

Göttlicher Burgunderwein!
Du des Leibes Seel' und Leben,
Ich bin dein und du bist mein.

Muß der Leib in's Grab hinein,
Scharre man mich unter Reben
In Burgund'schen Hügeln ein.

Dort, nach kurzer Jahre Reih'n,
Wird mein Leib zu Seel' und Leben,
Werd' ich ganz Burgunderwein!

Wie die Arbeit, so der Lohn.

Bav hat die Festung aufgenommen,
Zu Feindes Nutzen! das war schlecht!
Dafür hat ihn — und das war recht, —
Die Festung gleichfalls aufgenommen.

F. Treitschke.

Blumen aus dem Morgenlande.

II.

Fabeln.

1.

Der kranke Hirsch.

Ein Hirsch lag krank im Dickicht. Bald kamen nachbarlich die Thiere aus der Nähe und Ferne herbey, sich nach seinen Umständen zu erkundigen, und ihm ihr Beyleid zu bezeugen. Endlich konnte sich der Kranke auch wieder aufraffen. Nun sieht er sich zur Stärkung nach frischem Gras um. Aber seine guten Freunde hatten bey ihren Besuchen weit um ihm her Alles abgefuttert, und der Arme fiel kraftlos auf der Flur nieder.

2.

Der Hase und die Löwinn.

Verächtlich ging einst ein Hase bey einer Löwinn vorbey (die matt nach der Geburt mit ihrem Jungen vor ihrer Höle lag). Ich, sagte er, habe jedes Jahr mehrere Jungen, du in deinem ganzen Leben höchstens eines oder zwey. „Dann aber, Freund! ist es ein Löwe," war der Löwinn Antwort.

3.

Die Henne und das Weib.

Ein Weib hatte eine Henne, welche täglich ein silbernes Ey legte. Wie wenn ich sie doppelt fütterte, sagte die Ungenügsame; so wird sie mir zwey Eyer legen. Sie stopfte die Henne voll genug; aber ihr Magen zersprang — Henne, Ey und Hoffnung waren dahin!

4.

Das Unkraut.

Während ein Gärtner seinen Garten reinigte, fragte man ihn, warum doch die wilden Kräuter viel frischer aussähen und leichter fortkämen, als die bestgepflegte Gartenpflanze?

Jene, antwortete der Gärtner, pflegt ihre Mutter, diese werden von der Stiefmutter erzogen.

5.

Der Dornstrauch.

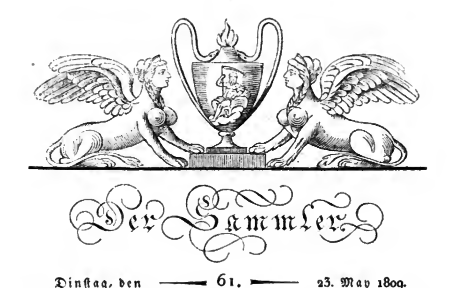
Würde man mich in den Garten pflanzen, bauen und pflegen, so würde auch ich, sagte der Dornstrauch zum Gärtner, Stamm, Blätter und Früchte treiben, welche die Fürsten mit Lust sehen könnten. Der Gärtner that es; er setzte den Dornstrauch in fette Erde; begoß ihn zweymahl des Tages; aber bald breitete er sich über alle Gewächse aus, zehrte von ihrem Saft, und drohete jedem, der sich ihm nahen wollte, mit stärkern Stacheln als zuvor.

Notizen.

So eben ist in Paris eine Reise durch die Krimm und an die Ufer des schwarzen Meeres, die vom Hrn. von Reuilly, Auditeur im Staatsrath, im Jahr 1803 gemacht wurde, im Druck erschienen. Sie ist Sr. Mejestät dem Kaiser Napoleon gewidmet. Herr Reuilly theilt mehrere sehr wichtige Notizen über den physischen Zustand dieses Landstriches mit, bey deren Sammlung er von zwey Franzosen sehr unterstützt wurde, die er in jenen Gegenden fand. Der eine ist der Herzog von Richelien, General-Gouverneur von Odessa, dem, wie der Reisende behauptet, diese Handelsstadt ihren aufblühenden Flor fast ganz allein verdankt, und der andere der Marquis de Traversay, Admiral-Commandant der ganzen Russischen Seemacht im schwarzen Meere. Ein paar Bemerkungen aus dieser Reise mögen hier Platz finden. — Die Krimm hat keine beträchtlichen Waldungen, aber eine große Menge lieblicher Gebüsche. In der Nähe der Gebirge findet man lachende Wiesen, und Thäler von der üppigsten Fruchtbarkeit, die das Auge des Reisenden ergötzen. Das Klima ist im Ganzen sehr mild; aber erstaunlich veränderlich. Wenn man den Einwohnern glauben darf: so ist das Klima seit der Russischen Besitznahme kälter geworden. (??) Das Wildpret ist dort sehr rar; die Weiden sind vortrefflich. In den Ebenen gedeihen alle Arten von Getreide; in zahlreichen Gärten findet man Hülsen- und köstliche Baumfruchte im Überfluß; der Weinstock kommt dort ebenfalls sehr gut fort, und in manchen Gegenden wird herrlicher Wein gebaut. Der Boden ist reich an allen Arten nützlicher Pflanzen, die zum Theil in Fabriken und Apotheken gebraucht werden. Ferner findet man hier Olivenbäume, Capernbüsche, Granaten- und Feigenbäume. Das Meer ist sehr fischreich; wegen Mangel an Instrumenten und Industrie fängt man aber bey weitem nicht so viel Fische, als man eigentlich würde fangen können. Die Luft ist sehr gesund; das Wasser taugt gar nicht; Ungewitter sind nicht häufig, aber wenn sie einmahl das Land überziehen, sehr furchtbar. Die Nord- und Nordwestwinde sind die häufigsten; zuweilen erhebt sich hier ein Wind ganz eigner Art, der sehr viel Wärme verbreitet. Der berühmte Reisende Pallas glaubt, daß dieser Wind von den Schwefeldünsten entzündbarer Materien entstünde, die in dem Abgrunde des Meeres verborgen wären. (Diese Erklärung klingt etwas sonderbar.) Das Land wird von vielen Bächen durchschnitten, und ist, über den ganzen Isthmus hinweg, mit vielen salzigen Seen bedeckt. — Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Getreide, Leder, Honig, Weine und Caviar. Die Bevölkerung der ganzen Halbinsel, die sich so leicht durch Ackerbau und Handel vermehren kann, übersteigt nicht die Zahl von 300,000 Seelen. Man behauptet, daß die Volksmenge sich unter den Khans auf 500,000 Seelen belaufen habe.

Der berühmte Reisende, Doctor Seetzen, hat in der Nähe des todten Meeres die Ruinen einer alten Stadt Dschereasch (vermuthlich das alte Gerasa in Decapolis) entdeckt, und nahmentlich die Reste einiger öffentlichen Gebäude, die mit denen von Baalbeck und Palmyra wetteifern können, zwey prächtige Amphi-Theater, einige Palläste und Tempel.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Dinstag, den — 61. — 23. May 1809.

Die drey Gürtel.

(Beschluß.)

Endlich kam der ersehnte Augenblick. Azemi, verschleyert, und in der Kleidung, die sie von ihren Freundinnen erhalten hatte, wurde im Triumphe beym Klange von tausend Instrumenten in den Saal getragen, wo die Versammlung am Tage vorher war gehalten worden. Man setzte sie auf den Thron, auf welchem der schöne Hiram Platz genommen hatte. Der Sultan fragte, ob alle jungen Mädchen versammelt wären, und gab dann das Zeichen zum Anfange. Hiram, stolz, die Schönheit seiner Geliebten sehen zu lassen, hob selbst den Schleyer auf, der sie bedeckte. Aber wie groß war sein Erstaunen! — Er erkannte Azemi nicht mehr. „Was sehe ich?" rief er aus: „Was suchst du hier, Mädchen — und wie kommst du dazu, dir einen Platz anzumaßen, der dir nicht gebührt? Was ist aus Azemi geworden?" — „Wie? Prinz, kennst du mich nicht mehr?" — „Du wärest Azemi?" rief der Prinz. „Nein, nein, das ist Betrug." — Bey diesen Worten erschallte Hohngelächter aus allen Theilen des Saales. Je mehr Azemi sich vertheidigen wollte, je mehr spottete man ihrer. Niemand erkannte sie wieder. Der Prinz war in der heftigsten Unruhe, und suchte Azemi überall.

Der Sultan benutzte dieß außerordentliche Ereigniß, um sich zu belustigen. „Ich will gern glauben," sagte er zu der armen Unbekannten, „daß du das schöne Mädchen bist, das gestern die Huldigungen meines Sohnes empfing; ich will glauben, daß ein einziger Tag dir einen großen Theil deiner Reitze hat rauben können; aber deine Talente müssen dir geblieben seyn. Laß sehen, ob du noch die Laute spielen kannst, und ob du heute eine eben so geschickte Tonkünstlerinn bist als gestern." Azemi faßte bey diesen Worten des Sultans wieder einigen Muth. Sie ergriff das Instrument, und begann das Vorspiel, aber, o Scham! sie brachte nur widrige und falsche, jedes Ohr beleidigende Töne hervor. Das laute Hohngelächter erschallte von neuem auf allen Seiten. Die unglückliche mußte vom Throne herab steigen, und wurde schimpflich aus dem Saale gewiesen. Die Versammlung wurde entlassen, und die Bewerbung auf den folgenden Tag verschoben.

Wie soll ich versuchen, die Verzweiflung des jungen Mädchens zu schildern! Der Schmerz beraubte sie einige Augenblicke ihrer Vernunft. Das erst Geschehene war eben so unbegreiflich für sie, als ihr Triumph am vorigen Tage. Sie verließ Samarkand, und ob gleich die Nacht schon eingebrochen war, trat sie doch den Weg nach ihrer Hütte an, die sie nie verlassen zu haben wünschte. Nachdem sie lange in der Finsterniß umher geirrt war, gelangte sie endlich an die Thür der Hütte, in der sie Licht bemerkte. Sie erschrak, und war zweifelhaft, ob sie hinein gehen sollte; aber endlich

ermannte sie sich, öffnete die Thür, und — erblickte die gute Alte. Azemi stand unbeweglich vor Erstaunen. Sie vergoß einen Strom von Thränen, und beschuldigte die Fee des Unglückes, das sie betroffen hatte, „Ach!" sagte sie, „ihr seyd die Ursache meiner Schande! Eure feindseligen Zaubereyen haben mich gestern auf den Thron erhoben, nach dem zu streben ich weit entfernt war. Ihr seyd Schuld, daß ich heute mit Schimpf wieder von ihm herab steigen mußte, nachdem eine unselige Liebe, die ihr in mir entzündet habt, ihn mir theuer zu machen anfing. Was habe ich euch gethan, um solche Mißhandlung zu verdienen? Ich leistete euch jenen kleinen Dienst mit Vergnügen, ohne auf eure Erkenntlichkeit zu rechnen, und so belohnt ihr mich jetzt?" — „Mäßige deinen Schmerz, meine Tochter," antwortete sanft die Fee. „Höre mich an, und du wirst mich nicht ferner beschuldigen. Als ich dich zum ersten Mahle sah, konnte ich mich nicht enthalten, dich zu lieben. Ich wollte dir einen Beweis meiner Erkenntlichkeit geben, und beschenkte dich mit einem kostbaren Talisman. Dieser Gürtel, dem Scheine nach so einfach, besitzt die Eigenschaft, jedes Frauenzimmer, das ihn trägt, zu verschönen. Diejenige, die so glücklich ist, ihn zu besitzen, triumphirt über alle ihre Nebenbuhlerinnen. Der Gürtel verleiht ihr eine unbeschreibliche Anmuth, die alle ihre Fehler auslöscht. Er erhebt auch ihre geringsten Reitze, und unterwirft ihr alle Herzen. Durch Hülfe dieses Zauberbandes vereint eine Frau Alles in sich, was nur gefallen kann; sie besitzt jede Annehmlichkeit, jedes Talent: aber ohne ihn verlieren diese Reitze, diese Talente, diese Schönheit alle ihre Macht. Man bewundert sie noch; aber man hört auf, sie zu lieben. Und was hast du mit diesem Kleinode gemacht? Du hast den Gürtel der Bescheidenheit mit dem der Eitelkeit vertauscht. Des einzigen Talismans beraubt, dem du einen so schönen Triumph verdanktest, sind auch alle die Reitze entschwunden, die er dir verliehen hatte, du bist selbst den Augen deines Geliebten unkenntlich geworden." — „Ach!" rief Azemi aus, „wie sehr erkenne ich meine Schuld! Wie? dem Bande danke ich Alles? — Ein so wunderbares Geschenk hattet ihr mir gemacht? O ich habe ihn durch meine Schuld verloren! Meine Gefährtinnen haben ihn mir geraubt, und jetzt triumphiren sie statt meiner. Eine von ihnen wird in Hirams Herzen herrschen, für welches ich alle Throne der Welt hingäbe." Ein Strom von Thränen begleitete diese Worte. „Tröste dich, meine liebe Tochter," antwortete die Fee. „Deine Reue rührt mich, und ich verzeihe dir einen Fehltritt, den ich auf Rechnung deiner Jugend, deiner Unerfahrenheit, und der Verführung zweyer Weiber schreibe, die neidisch über dein Glück waren. Da hast du den Gürtel wieder, dessen Verlust du so beklagest. Ich folgte Kaliden und Zelimen, als sie ihn, in der Hoffnung, selbst davon Vortheil zu ziehen, mit sich nahmen. Bald sah ich, daß ein sehr lebhafter Streit zwischen beyden entstand. Jede wollte den Talisman besitzen. Ich ergriff den günstigen Augenblick, und nahm ihnen das Kleinod wieder, dessen sie nicht würdig waren, und das nur der Tugend Eigenthum seyn soll."

Im nähmlichen Augenblicke band die Alte von neuem der getrösteten Azemi das Band um. Sie schwang ihren Zauberstab, und plötzlich verschwand das Dach der Hütte. Ein prächtiger Wagen, von geflügelten Gazellen gezogen, stieg von den Wolken hernieder. Die Fee, in ihrer wahren Gestalt und kostbar gekleidet, nahm darin Platz, und hieß Azemi einsteigen. In einem Augenblicke waren sie in Samarkand. Die Fee wollte, daß niemand die Rückkehr ihres Günstlinges erführe, und alle Sclavinnen erhielten Befehl, das Geheimniß bis zum folgenden Tage zu bewahren.

Als die Bewerbung wieder anfing, ging Azemi sehr einfach gekleidet in den Saal, und stellte sich wie am ersten Tage hinter ihre Gefährtinnen. Sie hörte bald, daß sie über ihre Leichtgläubigkeit spotteten, und sich von ihren Hoffnungen unterhielten. Den jungen Prinzen sah sie in Nachsinnen versunken, die Augen mit Thränen gefüllt. Gleichgültig irrten seine Blicke auf allen den Schönheiten umher, die um sein Herz oder vielmehr um seinen Thron buhlten, als er plötzlich mit Entzücken ausrief: „O Himmel, was sehe ich! Azemi, die schöne Azemi ist wieder gefunden!" Er eilte zugleich auf das junge Mädchen zu, und setzte sie unter lautem Beyfallsklatschen und dem wiederhohlten Rufen: „Es lebe die schöne Azemi!" das im ganzen Saale erschallte, wieder auf dem Thron. Kalide und Zelime sahen einander an, und erblaßten vor Scham und Wuth — alle Frauenzimmer bezweifelten noch die Rückkehr Azemi's. Der Sultan befahl, die Feyerlichkeit anzufangen, und forderte die Mitbewerberinnen auf, ihre Talente zu zeigen; aber Azemi schien dieses Mahl noch schöner, noch einnehmender als am ersten Tage. Man wurde nicht müde, sie zu sehen und zu hören. Sie verdunkelte alle ihre

Nebenbuhlerinnen, die selbst ihre Überlegenheit anerkennen mußten. Kalide und Zelime allein widersetzten sich dieser allgemeinen Huldigung; aber als jetzt ein Herold die Erhebung Azemi's kund machte, erreichte ihr Wahnsinn den höchsten Grad, und sie sannen auf Mittel, Azemi's Glück zu stören. Doch plötzlich entfuhr ihnen ein Schrey des Entsetzens. Jene prächtigen Gürtel, auf welche sie so stolz waren, verwandelten sich in zwey Schlangen, die bereit schienen, sie zu erstechen. Die ganze Versammlung, vom Schrecken getroffen, beobachtete ein tiefes Stillschweigen. Azemi nur sprang von ihrem Throne. Sie allein eilte ihren Gefährtinnen zu Hülfe; sie wollte sie von den Schlangen, womit sie umwunden waren, befreyen; aber ihre großmüthigen Anstrengungen waren vergeblich.

Plötzlich ertönte ein donnerndes Geräusch; die Decke des Saales erbebte und eine Frau von erhabenem Anstande erschien in einem Wagen, der in der Mitte des Saales still hielt. Azemi erkannte ihre Beschützerinn, die Fee. Sie flog zu ihren Füßen, und bath sie flehentlich, ihre beyden Freundinnen der fürchterlichen Gefahr zu entreissen, die sie bedrohte. „Gute Azemi," sagte die Fee, „ich verzeihe ihnen deinetwegen. Diese furchtbaren Schlangen sind die Schlangen des Neides. Sollen sie verschwinden, so berühre sie nur mit deinem Bande." Azemi folgte dem Befehle der Fee, und kaum hatte der Zaubergürtel die giftigen Ungeheuer berührt, als sie verschwanden. Kalide und Zelime warfen sich in die Arme Azemi's. Sie flehten um Verzeihung, die ihnen sogleich zugestanden wurde; schon war die Verrätherey der Falschen aus Azemi's Herzen getilgt, und die alte Freundschaft unter den drey Mädchen wieder hergestellt.

Azemi wandte sich jetzt gegen die Versammlung: „Erhabener Sultan," sagte sie, „Ihr Prinzen und Herren des Hofes von Samarkand, und ihr jungen Schönen, welche die Hoffnung, in Hirams Herzen zu herrschen, hieher geführt hat, seht hier meine Wohlthäterinn. Dieser mächtigen Fee danke ich mein ganzes Glück. Ohne sie wäre ich noch die arme Azemi. Die Blicke des großen Prinzen würden nicht auf mir verweilt haben, denn ich bin nichts durch mich selbst. Diese Talente, diese Schönheit, die ihr an mir bewundertet, hat sie mir verliehen; ich verdanke sie allein einem Talismane, den ich durch ihre Güte erhielt. Denn augenblicklicher Verlust dieses wunderbaren Talismanes war Ursache, daß ich mich schimpflich aus eurer Gegenwart verbannt sah. Unkenntlich ward ich euch allen. Ein Augenblick der Eitelkeit hatte mir alle meine Reitze geraubt. Diese großmüthige Fee hat sie mir wieder gegeben."

Dieses bescheidene Geständniß machte sie noch schöner in den Augen aller Männer, und die Frauen verziehen ihr einen Triumph, den sie nur der Macht eines Talismans dankte. „Azemi," sagte die Fee zu ihr, „bewahre stets das Kleinod, das mehr meine Erkenntlichkeit, als meine Großmuth dir verliehen hat. Bewahre es stets, wenn du von deinem Gemahle und deinen Unterthanen bis zum letzten Augenblicke deines Lebens angebethet seyn willst. Dieser Gürtel ist der schönste Schmuck, den eine Frau tragen kann; er kleidet sie in allen Lagen des Lebens, in der Hütte wie auf dem Throne, verschönert jedes Alter, und die Zeit vermag nichts gegen seinen Glanz."

Bey diesen Worten verschwand die Fee. Denselben Abend wurde der schöne Hiram der Gemahl Azemi's. Sie erhielt sich stets seine Liebe; denn sie folgte dem Rathe der Fee, und trennte sich nie von dem Geschenke, das sie von ihr erhalten hatte. Kalide und Zelime heiratheten zwey der ausgezeichnetsten jungen Herren vom Hofe, und beneideten ferner die nicht mehr, die man sich nicht erwehren konnte zu lieben. Das Volk von Samarkand, Zeuge von Azemi's Triumph, dankte dem Himmel stets, daß er eine Verbindung gestiftet habe, welche der sanftesten, der liebenswürdigsten und der einnehmendsten aller Tugenden zur Krone verhalf.

Epigramm.

An N. N.

Du lästerst mich,
Ich lobe dich, —
Was hat zum Lobe mich bewogen?
Du lügst von mir,
So sey von dir
Denn wiederum gelogen.

F. Teitschke.

Die Sucht, in der Charte zu spielen.

Alles, was die Gewinnsucht reitzt, und auf eine leichte Art zu befriedigen verspricht, wird bald zu einer Gewohnheit, welche so oft in dem Herzen des Menschen wurzelt, daß sie kaum auszurotten ist. Der Arzt Paschalis Justus liebte das Chartenspiel leidenschaftlich; alle Tage faßte er den Vorsatz, nie wieder zu spielen, aber dem ohngeachtet spielte er fort und

vernachlässigte alle seine Geschäfte darüber. Er setzte Gebethe auf, in denen er Gott bath, daß er ihn von dieser verderblichen Seuche befreyen möchte, aber alles war vergeblich. Endlich schrieb er sogar ein Buch, worinn er gegen das Spielen auf das heftigste loszog, und sowohl von den physischen als moralischen Mitteln handelte, sich dasselbe abzugewöhnen. Und doch blieb er bis an seinen Tod ein leidenschaftlicher Liebhaber des Spiels.

Das Haus-Reglement Heinrichs des Achten,

Königs von England, enthält manche denkwürdige Artikel. Eine Probe davon mag zur Belustigung der Leser des Sammlers hier einen Platz finden:

„Dem Barbier des Königs wird anbefohlen: sich immer reinlich zu halten, und nicht zu Frauenspersonen zu gehen, die eine zweydeutige Lebensart führen, damit die Gesundheit des Königs nicht gefährdet werde."

„Der Koch soll keine zerlumpten Küchenjungen halten, die sich des Nachts am Feuer zu Boden strecken und schlafen."

„Das Mittagsessen wird um zehn Uhr, das Abendessen um vier Uhr aufgetragen."

„Die Kammerdiener des Königs sollen einträchtig unter einander leben, und nicht von der Vergangenheit sprechen, in so fern sie auf das Leben des Königs Bezug hat."

„Sie sollen nicht auf den Treppen mit den Mädchen schön thun, weil auf diese Weise schon sehr viel Tischgeschirr zerbrochen worden ist. Sie sollen die größte Sorgfalt den hölzernen Schüsseln und den zinnernen Löffeln widmen."

„Derjenige Page, der ein Mädchen aus dem Hause des Königs schwängert, soll eine Geldstrafe von zwey Mark in den Fiscus zahlen, und einen ganzen Monath lang kein Bier bekommen."

„Die Stalljungen sollen das Stroh des Königs nicht stehlen, um es in ihre Betten zu thun, da ihnen so viel, als sie brauchen, abgereicht werden wird."

N o t i t z e n.

Die Nomadischen Stämme in den Wüsten Arabiens und Syriens.

Unter den Stämmen der wandernden Araber im wüsten Arabien nimmt ohne Zweifel der grosse mächtige Stamm der Anaseh den ersten Rang ein, dessen zahlreiche Äste und Zweige im Frühling und Sommer in der Syrischen Wüste von Halep bis Belka und Hedbize und in den angränzenden cultivirten Gegenden umher ziehen; im Herbst und Winter wandern sie im Wuady Szirhan bis nach Dschof es Sziehan und in der Wüste Hamed bis in die Gegend von Bagdad. Dieser wandernde Stamm soll aus 50 — 60.000 männlichen Individuen bestehen. Die Anaseh sehen sich in den weitläuftigen Landstrichen, worin sie umher ziehen, nicht als Gäste an, wie man vielleicht erwarten dürfte, sondern vielmehr als Herren, welche das Recht haben, auf eignem Grund und Boden von Reisenden Abgaben nach Belieben zu erheben. Von dem guten Vernehmen des Pascha's von Damask, dem gesetzmäßigen Anführer der grossen Mekka-Caravane, mit diesem Stamme, hängt zum Theil das Wohl von Tausenden von Pilgern ab, welche jährlich die mühevolle und kostspielige Reise nach Mekka und Medina machen. Weit entfernt, daß der osmanische Monarch auf dieser Landstrasse gebiethe, muß er vielmehr den Anaseh und einigen andern Stämmen jährlich einen grossen Tribut oder Passagengeld entrichten; wird dies nur einmahl unterlassen: so hat diese Caravane die unglücklichsten Folgen davon zu befürchten. — Ostwärts von Tbuk zieht ein grosser Nomadischer Stamm umher, welcher vielleicht 40 bis 50.000 Männer zählen dürfte. Dies ist der Stamm der Schararat, welcher dreyssig bis vierzig Schechen (Anführern) gehorcht. Sie sind alle mit Flinten bewaffnet, übrigens sehr elend gekleidet. Sie halten wenig Pferde, aber desto mehr Kameele; sie leben kümmerlich von der Jagd. Brod ist bey ihnen eine Seltenheit. Sie weiden ihr Vieh von Tbuk bis es Sauphan, Höddrusch u. s. w. und sind seit fünfzehn Jahren von den Wuhaby's unterjocht. Sie stehen im Rufe, unter allen Arabern die größten Lügner zu seyn.

Die meisten Scheche lieben das Schachspiel, öfters mit Leidenschaft, und spielen es meisterhaft.

Die Dichtkunst ist unter den Arabern sehr beliebt. In es Szalt erhielt der Herr Seetzen ein langes Gedicht, welches den Einfall der Franzosen in Syrien unter Bonaparte zum Gegenstand hatte. Der Verfasser des Gedichts machte Hrn. S. mit dem einzigen schriftlich existirenden Exemplar ein Geschenk, was er um so mehr thun konnte, weil er — es auswendig wußte.

Die Araber, Städter sowohl, als Bauern und Nomaden, sind grosse Freunde von Erzählungen, die oft voll Witz, voll Leben und voll trefflicher Moral sind. Manche haben die Großthaten ihrer Vorfahren zum Gegenstande, und man könnte sie mit unsern Ritterromanen vergleichen. Ein Griechischer Schemmas (Kirchendiener) zu Irbid in el Bottbim (Bithynien) auf der Ostseite des Jordans, erzählte einst in Herrn Seetzens Gegenwart eine Geschichte aus der Sammlung der Beni Hebat, welche einige Stunden dauerte; und da dieselbe größten Theils in Versen abgefaßt war: so trug er sie auch meisten Theils singend vor. — Bey Familienfesten, wenn zum Beyspiel eine Heirath geschlossen wird, und auch bey manchen andern Gelegenheiten, verbindet man den Tanz mit Musik und Gesang. Die Versammlung von Mannspersonen schliesst einen Kreis neben einander stehend, und klopfet in die Hände, während dessen sie beständig nach dem Tacte das Wort Hammudeh oder Hedahieh singend wiederhohlen. Mitten im Kreise tanzt eine weibliche Person. Diese Belustigung heisst bey den Nomaden Szahhdscheh, bey den Arabischen Bauern aber Debka.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Donnerstag, den — 62. — 25. May 1809.

Pater Abraham a sancta Clara über die Coiffüren der Damen.

Der Augustiner Pater Abraham a sancta Clara war der launigste Sittenmahler seiner Zeit. Er lebte in der zweyten Hälfte des siebenzehnten Jahrhundertes, und verwaltete von 1669 bis zum Jahre 1709, wo er starb, das Amt eines Hofpredigers in Wien mit außerordentlichem Beyfall. Er schrieb ein Buch in drey Theilen, das Narrennest betitelt. Sein Witz ist oft derb, aber immer treffend. Die ewige Klage über die Sucht der Deutschen, alle Thorheiten der Ausländer nachzuäffen, war der Hauptstoff seiner Satyren, welche wohl verdienten, wieder in frisches Andenken gebracht zu werden. Die Welt ist seitdem um ein Jahrhundert älter geworden, aber ihre Narrheiten stehen immer noch in frischer Blüthe. Form und Nahme wechselt, aber die Sache bleibt. Die Satyren des launigen Paters können unter andern auch als ein Mode-Journal der damahligen Zeit dienen. Hier ist seine Schilderung von dem Kopfputze der Damen seiner Zeit. Die Fontange waren damahls die neueste Mode, und sie haben, trotz seines Eifers, den guten Pater lange überlebt. Man setze statt Fontange Toque, und der ganze Sermon paßt noch vollkommen auf die heutige Zeit. Doch die Ausfälle mag der selige Pater allein verantworten. Er läßt sich so vernehmen:

„Ich habe Zeit meines Lebens kein größeres Narrennest gesehen als eine Fontange. Ich beschaute solche von hinten und vorn, vom Aufgange bis Niedergang, und da ich alle Fontangen auf das genaueste durchgeguckt, konnte ich keine mit meinem geometrischen Maßstabe zur rechten Proportion bringen; denn einige waren ganz aufrecht gebaut wie die Schilderhäuser; einige aber abhenkend, wie die Wetterdächer; etliche ganz gleich, wie die neugerichteten Pallisaden; etliche bald hoch, bald niedrig wie die Orgelpfeifen: wiederum habe ich andere gesehen, die waren in die Runde aufgeführt wie die alten Römischen Amphitheater. Endlich habe ich eine Fontange ertappt, die war wie ein eingefallener alter Dachstuhl, die Bänder waren schon fast das sechste Mahl durch die Farbe gezogen worden, und hinge eines nach Orient, das andere nach Occident; die Spitzen kamen mir vor wie ein vermoderter Bauernzaun, woraus die Buben die Stecken gezogen, die Nüsse abzuschlagen. Hingegen habe ich wiederum eine andere Fontange zur Hand bekommen, welche mit mehreren Bändern umhenkt war, als eine Bauernbraut mit Flinterlen. Die Spitzen, so man in die Höhe gerichtet sah, sind die neuesten davon aus den Niederlanden gekommen, auf beyden Seiten waren zwey von Spitzen gefältelte große Platten, wie die Blendten, welche man den kollerenden Pferden vor die Augen macht, hinten hingen vier große fliegende Lappen herunter, daß ich glaubte, die Fon-

tange wollte mir augenblicklich aus der Hand fliegen, oder mit vollen Segeln nach Narragonien abschiffen. Der Vorwitz trieb mich dergestalt, daß ich anfing, diesen alamodischen Bänderthurm abzutragen, und diese Französische Sturmhauben zu zergliedern: da fand ich eine solche Menge Draht dahinter, daß man zu vier Vogelhäuseln genug hätte, ja ich glaube, daß unser alter Tischlermeister nicht so lange an dem Sacraments-Kästlein werde gehobelt haben, als eine Haubenhefterinn Mühe und Zeit angewendet, eine einzige Fontange aufzurichten, daher dann die Fontange das wildeste, grausamste und unersättigste Thier auf Erden ist, sie frißt nicht allein Bänder, Spitzen, Schleyer und dergleichen, sondern sie frißt auch in etlichen wenigen Stunden eine ganze Besoldung hinweg, welche der Mann das ganze Jahr hindurch in der Kanzelley verdient. Die Fontange frißt ganze Dorfschaften und Landgüter, und man kann nicht Mittel genug finden, diesem unerhörten Vielfraße zu steuern. Ich habe eine Dame gekannt, deren Fontange auf einen einzigen Festtag sechzehnhundert Gulden gekostet, das heißt gefressen.

Von wannen diese Alles fressende Hoffart ihren Ursprung genommen, davon redet die Welt ganz unterschiedlich. Die meisten Leute sagen, es sey in dem Gehirn einer Französischen Privat-Dame gezeugt worden, diese war bey dem Französischen Hofe, und nannte sich Mademoiselle de Fontange, durch die erworbene Gnade aber des Königs, Marie Angelique d'Escorailles de Roussille Duchesse de Fontange betitelt wurde. Einstmahls als die Hauptschmerzen die Glückseligkeit ihres Zustandes verbitterten, lösete sie, aus Ungeduld, ein Knieband von dem Fuße, und knüpfte solches um das Haupt, also daß die Maschen davon gerade über der Stirne stunden. Inzwischen gab ihr der König die Visite, sie fragend: Mademoiselle, was ist das? Das stehet euch wohl an. Alsobald faßte solches das übrige Frauenzimmer bey Hofe. Des andern Tages erschienen alle Damen in der Fontange, um dem Könige zu gefallen, mit dergleichen umwundenen Köpfen; da breitete sich die Mode aus, etliche knüpften die Maschen doppelt, und auf solche Weise sollen die Fontangen ihren Ursprung genommen haben.

Einige andere melden, daß, als der König auf St. Cloux mit der Mademoiselle de Fontange auf die Jagd geritten, und sie sich beyde in dem dicken Gebüsche des Waldes trennten, kam die Fontange mit einem aufgesteckten Reis von einem Eichbaume, welchen sie so anmuthig in die Höhe gesteift, hervor, daß der König beym ersten Anblicke vielmehr Lieblicheres bey ihr empfand, sagte derowegen: **Mon ange, que vous êtes incomparable avec cet ornement.** „Mein Engel, wie unvergleichlich seyd ihr doch in dieser Hauptzierde." Worauf die Fontange, als sie nach Versailles zurück kam, ihren Kopf nach der Façon dieses in die Höhe gerichteten Eichenzweiges zierte. Dieser folgten alle Damen, sowohl bey Hofe als auf dem Lande, aus angebornem Eifer ihrem Könige zu gefallen, bis die Reihe auch an das Deutsche Frauenzimmer gekommen, welches, den Nahmen der Fontange zu verewigen, ihr zu unsterblichen Ruhme eine Ehrensäule auf die Köpfe gesetzt, in die Fontange gekrochen, und noch heutigen Tages aus diesen Narrennestern herausgucken.

Ich lasse nun diese Mährlein an seinen Ort gestellet seyn, welche oftmahls von einem spitzfindigen Kopfe erdichtet werden, dadurch die Ohren voll zu plaudern, und die Tractätlein und Scarteken anzufüllen: so viel mir aus bewährten Autoren bekannt ist, so habe ich gefunden, daß die Fontange nicht von der Französischen königlichen Mätresse herstammen, sondern eben schon vor Alters, wie die Peruquen, bekannt gewesen. Die Griechen wußten von diesen in die Höhe geführten Hauben gar wohl, die Römer aber nennten dieselben, nach Sixti Pompeji und Varronis Bericht, **Tutulum**: daher noch in einer Römischen Inscription der Aponiä einer dergleichen Fontangen-Macherinnen gedacht wird.

Gleichwie nun die verderbte Natur der Menschen allezeit dahin geneigt gewesen, eher dem Laster als der Tugend anzuhangen, und das Gute abzubringen, das Böse aber bis in die lange Nachwelt fortzupflanzen. Also gehet es auch mit den Fontangen, welche Narrheit nach hintenangesetzter Klugheit der Alten nur allein auf den Köpfen des Frauenzimmers kleben geblieben. Wie zermartern und peinigen sich nicht heutigen Tages einige Weiber in Aufsetzung einer einzigen Fontange, sie verursachen sich, durch die grausame Anziehung der Haare, fast unleidliche Kopfschmerzen; der um das Hirn auf das festeste gewundene und gebundene Draht drückt ihnen größere Würste auf, als man immer zu Wien von den Neupeltauern um baares Geld erkaufen kann, bald stehet ein Fleck Haar gegen Osten, der andere gegen Westen; was Zeit und Ungeduld brauchen nicht die so genannten Favoritten, die Buckeln, die Touren und hat die gnädige Frau,

deren Herr unlängst in den großen Rath gekommen, in Auffsetzung eines einzigen Schneckels einen ganzen Psalter ausgebethet. Wann nun der Draht genugsam gebogen, die Haare gepflogen, der Kopf mit Nadeln gespickt, die Wangen mit Muschen gebickt sind, da setzt die Frau das Narrennest auf das Haupt, gehet damit um ein Uhr in die Kirche, und bildet sich ein, es stehe ihr schön an. Folgende Geschichte solle ihr eine jede sothane Närrinn auf den Kopf picken, ehe und bevor sie in den Spiegel sieht, ob ihr das Narrennest recht anstehet.

Eine gewisse Weibsperson war, um ihre Fontange zurecht zu setzen, eine geraume Zeit vor den Spiegel gestanden, inzwischen hatte sie gleichsam eine kalte Hand hinten an ihren Hals gerühret, welches sie aber, als geschehe solches von ungefähr, keineswegs geahndet, sondern ihre Eitelkeit immer fortgepflogen, und weil sich die Fontange keineswegës in den Kopf schicken wollte, hat sie sich jämmerlich erboset, indessen ist der kalten Hand Anrühren noch zweymahl erfolget, da sie endlich umgesehen, aber es stunde ein grausames Gesicht mit einer Fontange hinter ihr, über welchen so unvermutheten Anblick sie vor Schrecken zu Boden gefallen, und in ihrem Zimmer halb todt und sprachlos gefunden worden. Weil aber solche Fontange-Närrinnen sich noch an dieser Lection, noch an gegenwärtiger Historie spiegeln werden, so mögen sie hinführo ihre Narrheit frey und ohne Hinderniß treiben, und dabey durch ihr eigenes Beyspiel ihre Kinder zu gleicher Hoffart verleiten, damit die galante Nachwelt niemahls ohne Fontange-Närrinnen seyn möge, darum werden ihnen die Drahtzieher, Spitzenkrämer und Haubenhefterinn ohne Unterlaß verbunden bleiben, auch vor die letzte Compliment nach ihrem Tode noch folgende Grabschrift verfertigen lassen:

Hier liegt das zarte Volk, hier sind die schönen Weiber,
Die großes Geld verschwendt zu zieren ihre Leiber,
  Die Männer wissens wohl, die Schuldenvollen Tröpf,
  Was sie in einer Woch gekost der Weiberköpf.
Sie thaten ganze Nacht bey Schrift und Büchern sitzen,
Und was sie heut verdint, ging morgen auf die Spitzen,
  Nur daß der Frauen Haupt könne noch so schön bestehn,
  Wenn sie sich in der Kirch bey Leuten ließen sehn.
Drum wünschen ihnen jetzt die Männer tausend Schmerzen,
Wie Spitzenkrämer doch die ewig Ruh von Herzen.

Räthsel.

Wer kennt, wer nennt mir den Propheten,
Der Fürst und Bauer schätzt und liebt?
Der nicht gedehnte dunkle Reden,
Nur kurze Sprüche deutlich gibt?

Es strahlt sein Kleid die Sonne wieder,
Doch hat's nicht Stickerkunst vollbracht.
Es fügt sich sanft um Leib und Glieder,
Und doch kein Schneider hat's gemacht.

Alt ist der Stammbaum unsers Helden;
Alt, wie man keinen Stammbaum sah.
Vor Adam stand, nach heil'gem Melden,
Der Ahnherr prophezeihend da.

Sein Haupt belastet eine Krone,
Von ernsten Sorgen schwankt es schwer.
Und wie der Sultan auf dem Throne,
Umwandelt ihn ein Frauenheer.

Was fragt der Weise nach dem Scheine?
Was soll ihm Gold und eitler Tand?
Gemeine schmückt das Ungemeine,
Er schreitet barfuß durch das Land.

Und welchen Gott sein Herz verehret,
Jehova, Fohi oder Tien,
Das hat er nie die Welt gelehret,
Doch preis' ich hoch bewundernd ihn:

Denn, vor dem ersten Glanz der Sterne,
Wie vor der Sonnen-Rosse Lauf,
Kehrt er den Blick zur Himmelsferne,
Steigt sein Gebeth zum Schöpfer auf.

Ach, Tugend hindert nicht Verderben;
Blind trifft der Frevel ohne Wahl.
Ich sehe, Seher, du mußt sterben, —
In Weiberhänden droht der Stahl!

F. Treitschke.

Bemerkungen.

Rousseau sagt, die Frau hat mehr Verstand, der Mann mehr Genie.

Wer verächtlich vom weiblichen Charakter spricht, der kennt entweder seinen Text nicht, oder er verläumdet.

Zugegeben, daß Streit und Zank weibliche Trutzwaffen, und daß Neugierde, Leichtgläubigkeit, Neid und Schadenfreude die bösen Eigenschaften der Weiber sind, gehören dann nicht auch zu den guten weiblichen Eigenschaften sinnreicher Witz, Geduld, und eine gewisse kosmopolitische Liebe?

Wenn gleich die Weiber nicht auf Thronen sitzen, so wird doch Alles durch sie regiert; sie wissen sich durch alle Schwierigkeiten durchzuwickeln, um so oder anders zu diesem Ziele zu gelangen.

Ist es eine größere Schande, ein Weib unter die Männer, oder einen Mann unter die Weiber zu verstoßen?

Die Erziehung, welche man jetzt dem weiblichen Geschlechte gibt, ist nichts anders, als eine conventionelle Angewöhnung an Kleinigkeiten.

Ein Mensch, der den Schwächern drückt, verdient allgemeine Verachtung. Wer nur den Schwächern bekriegt, der verdient nie den Nahmen Sieger.

Es ist ein untrügliches Zeichen eines guten Herzens, Frauenzimmer hochzuschätzen und sie zu vertheidigen.

Blumen aus dem Morgenlande.

II.

F a b e l n.

(Beschluß.)

6.

Der Mohr.

Ein Mohr, welcher sich weiß wünschte, rieb sich emsig die Haut im Schnee. „Ach!" sagte ihm nicht ohne Übermuth ein vorbey gehender Weißer, „eher, denke ich, könntest du den Schnee schwarz machen."

7.

Der Tadler.

Ein Knabe wagte sich in einen Fluß, ohne schwimmen zu können. In der größten Gefahr sieht ihn ein Vorübergehender, und fängt bitter auf ihn zu schmählen an, daß er sich in das Wasser gewagt hatte. Rette mich, rief der Knabe, dann — dann magst du mir Lehren geben.

8.

Die Hunde und ein Fuchs.

Ein paar Hunde fanden einst eine Löwenhaut, und fingen an, sie wacker herum zu zerren. Wäre der Löwe noch da, sagte ein Fuchs, so würde er ihnen Klauen weisen, so lang, oder länger als ihre Zähne.

9.

Ein Hund und ein Haase.

Ein Hund hatte einen Haasen erjagt; nun biß er ihn wund, und leckte dann sein Blut. Wie? winselte der Haase, bald beißest du mich, wie, wenn ich dein Feind wäre, und bald küssest du mich wieder wie ein Freund von mir!

10.

Die Wiesel und die Hennen.

Die Wiesel hörte: die Hennen befänden sich übel. Sie schmückte sich mit Pfaufedern, brach in den Stall, und erkundigte sich: wie es um sie stünde?

Ganz vortrefflich, schrien diese, wenn wir niemand deiner Art sehen.

11.

Zwey Hähne.

Ein paar Hähne hatten im Hof mit einander gekämpft. Der Unterliegende verkroch sich. Der Sieger aber flog auf das Dach, flatterte mit beyden Flügeln, und krähte seinen Triumph. Noch ehe er sein Lied geschlossen hatte, stürzte ein Geyer herab, stieß ihm den Kopf durch und führte ihn als Beute weg.

12.

Die Gans und die Schwalbe.

Eine Gans und eine Schwalbe traten in ein Schutzbündniß. Sie fraßen getreulich zusammen (die Schwalbe von dem Futter des Gänschens). Plötzlich zeigte sich Gefahr, die Schwalbe entflog, und ihr Bundsgenosse fiel nun unbeschützt in die Hände seiner Feinde.

N o t i t z e n.

Der Nanking. Der Nanking wird ziemlich weit von der Stadt Nanking in China, und zwar im Bezirke Fong-Kiang-Fu verfertigt. Die Baumwolle, aus welcher man diesen Zeuch macht, ist braun, und es scheint, daß sie bloß in diesem Theile von China wachse. Die Farbe des Nanking ist natürlich, und geht daher nie aus.

Der größte Theil der Bewohner Europens glaubt zwar daß man den Zeuch farbe, allein dies ist ein Irrthum. In der Meynung, daß man den Nanking farbe, gab man vor mehrern Jahren in Europa den Auftrag, den Nanking, der jetzt immer blasser werde, dunkler zu färben, allein die blasse Farbe hatte einen ganz andern Grund, als das künstliche Färben.

Als die Amerikaner anfingen, mit China Handel zu treiben, verdoppelte sich die Nachfrage nach Nanking, und man war nicht im Stande, so viel zu verfertigen, weil es an Baumwolle fehlte. Die Arbeiter mischten daher unter die braune Baumwolle weiße, wodurch der Zeuch nothwendig auffallend blasser wurde. Als sich aber neuerlich die Nachfrage nach Nanking wieder verminderte, hörte man auch auf, weiße Baumwolle unter die braune zu mischen, und der Nanking wurde so dunkel wieder, wie vorhero. Die Farbe ist sehr haltbar, und wenn der Zeuch zwey bis drey Jahre gebraucht wird, so scheint es beynahe, als ob er dunkler würde.

Seit einigen Jahren versuchte der Hofprediger Schregel in Schwedt, aus den Stielen des Türkischen Weizens einen Syrup zu bereiten. Da der Versuch im Kleinen sehr vortheilhaft ausfiel: so wurde auf freyem Felde ein Magdeburgischer Morgen mit dieser Getreideart bepflanzt, und dieser hat geliefert: an Syrup einen Centner, an Körnern eine Wispel (von 5 Metzen Aussaat), an getrockneten Blättern über 250 Pfund, an Runkelrüben, welche zwischen dem Weizen standen, vier vierspännige Fuder. Die entkörnten Kolben, welche zur Feuerung sehr gut benutzt werden können, liefern eine solche Asche, wovon ein Pfund ¾ Pfund der schönsten Potasche gab. Schregel hat dieses Sr. Maj. dem Könige von Preußen angezeigt, und sich anheischig gemacht, nach angestellter Untersuchung seiner Angaben eine Anleitung zum Anbau und zur Benutzung des Mais heraus zu geben. Der König hat hierauf dem Geh. Rath Thaer aufgetragen, die Sache näher zu untersuchen, und darüber zu berichten.



Samstag, den — 63. — 27. May 1809.

Ein Rückblick auf die neueste Literatur der Nord-Amerikaner.

Man versteht, wenn von Literatur der Nord-Amerikaner die Rede ist, gewiß darunter nicht die Literatur eines halben Welttheils, sondern nur die in den *vereinigten Staaten*; denn die Literatur von *Mexiko* ist kaum mehr, als die der *Kanadier*, und die Spanischen Buchdruckereyen liefern, außer Mandaten und Gebethbüchern, wenig Erhebliches.

Es ist wirklich unangenehm, daß die Einwohner der nord-Amerikanischen Staaten noch nicht einmahl einen eigenen *geographischen Landes-* und *Volksnahmen* haben, bey welchem man sie kurzweg nennen kann, wie man andere Völker und Länder nennt. Denn jener lange Titel: „Vereinigte Staaten von Amerika" ist im Grunde doch nur eine *politische Benennung*. Doctor *Mitchill* zu *Neuyork* schlug daher neulich vor, dieses nahmenlose Land *Fredonia* zu heißen, und die Einwohner Fredonier, was etwa mit dem Deutschen Franken- oder Freyland und Freyländer überein käme. Er machte dazu öffentliche Anträge, und gebrauchte das Wort fleißig, um es in Umlauf zu setzen.

Aber die acht bis neun Millionen auf dem unermeßlichen Gebiethe des nord-Amerikanischen Freylandes wohnenden Menschen werden das neue Wort langsam lernen, wenn es ihnen nicht in allen Acten der Regierungen und in allen Kalendern und Zeitungen beständig vor Augen gehalten wird. Denn Kalender und Zeitungen sind doch, so wie überhaupt politische Schriften, die Haupt-Lectüre der großen Volksmasse. Jede bedeutende Stadt besitzt schon längst ihre eigenen Almanache und news-Papers, Englische, Deutsche und Französische.

Der Ton der nord-Amerikanischen, oder um mit Dr. *Mitchill* bestimmter zu reden, der Fredonischen *Zeitungen*, beurkundet noch die ursprüngliche Abkunft dieser componirten Nation. Er kann in *London* nicht freyer über öffentliche Angelegenheiten, Regierungen und Beamte geführt werden, als in *Philadelphia* oder *Boston*. Die in Englischer Sprache sind bey weitem am besten geschrieben; die in Deutscher Sprache sind ziemlich rauh und reich an Anglicismen.

Aus den Kalendern, besonders denen für das Volk, erkennt man ebenfalls noch gar deutlich den sich treu gebliebenen Charakter der Auswanderer. Z. B. der „Amerikanische Stadt- und Land-Kalender auf das Jahr 1808," welchen der Buchdrucker *Zentler* zu *Philadelphia* für die Deutschen Fredonier heraus gibt, sieht einem Deutschen Bauern-Kalender so ähnlich, wie ein Haar dem andern, nur ist er nicht so bunt mit Roth und Schwarz gedruckt. An Schröpfköpfen, Aderlaßmännchen, Wetterprophezeyungen und dergleichen Kalender-Stückchen zur Pflege des Aber-

glaubens fehlt es darin auch nicht. Dagegen liefert er Stellen aus Gellerts, Campe's, Overbeks Werken, und aus andern Deutschen Prosaikern und Poeten; zu jedem Monathe die Erinnerung merkwürdiger Tage aus der Amerikanischen Revolution, die Haltung des Philadelphischen Supreme-Courts und der Quarter-Session-Courts.

Der presbyterianische Geistliche an der Kirche zu Neuyork, Hr. Samuel Miller, gesteht selbst, in seinem vor einigen Jahren heraus gegebenen Werke über die Literatur und Kunst des achtzehnten Jahrhunderts (A brief retrospect of the eighteend Century etc.), daß die Literatur in den vereinigten Staaten äußerst langsame Fortschritte mache. Den besten Beweis davon könnte sein eigenes Werk liefern, worin er die Progressen der Wissenschaft und Kunst bey allen Völkern während des achtzehnten Jahrhunderts zu mustern vorhat, aber seine größte Unkunde in der neuen Literatur der Deutschen, Franzosen und Italiener beweiset. Aus dieser Unwissenheitssünde quillt sehr natürlich eine andere, nähmlich seine Parteylichkeit für Brittisches Wissen und Können, das er allein näher kennt.

Das Transatlantische Literatur-Wesen gibt indessen alle Hoffnungen eines schnellern Aufblühens, besonders seit sich die Regierungen auch dort der Verbesserung der Schulen mit großem Eifer annehmen. Die Anzahl der Schüler mehrt sich mit der Anzahl der Schulen, und mit der Lust der Leser wächst die Zahl öffentlicher und privater Buchhandlungen und Buchdruckereyen. Die Männer, welche bisher an der Spitze des Amerikanischen Bundesstaates gestanden sind, ein Franklin, Washington, Adams, Jefferson, waren selbst Männer von Kenntniß, Geschmack und Talent; wie konnte es fehlen, daß die wissenschaftliche Cultur des Landes hätte versäumt werden sollen?

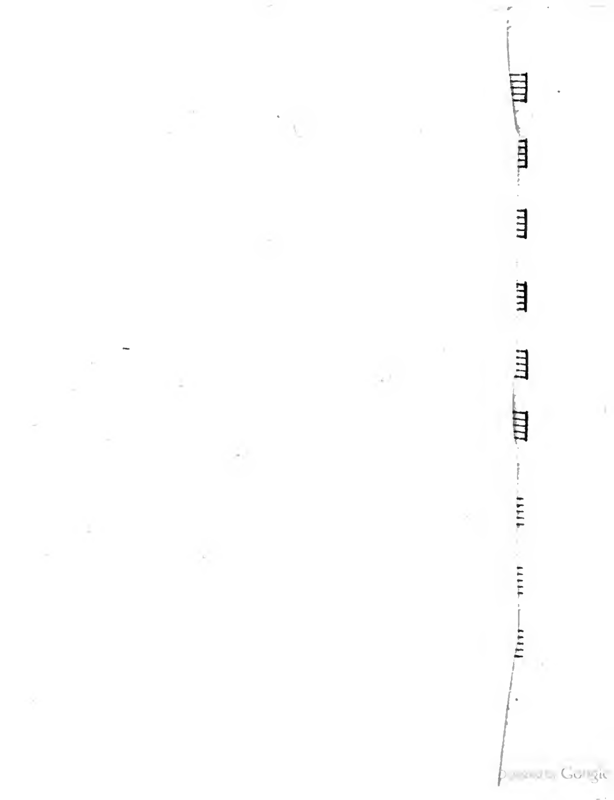
Besonders machten die medicinischen und physikalischen Wissenschaften in den letzten zwanzig Jahren die meisten Eroberungen. Es erhoben sich in den vereinigten Staaten fünf medicinische Hauptschulen, an welchen die Werke des Amerikanischen Physikers Dr. Rush das vorzüglichste Ansehen geniesen. Im Kataloge der medicinischen Literatur glänzen aber auch noch manche andere, selbst im alten Welttheile nicht ganz unbekannte Nahmen, wie die eines Dr. Mitchill, Barton, Maclurg, Ramsay, Caldwell, Curie u. s. w.

Daß eben die Medicin jenseits des Atlantischen Meeres der meisten Gunst und Pflege genoß, hatte seinen ersten Grund wohl in den Verheerungen, welche das gelbe Fieber und andere bösartige Epidemien stifteten. Die medicinische Schule zu Philadelphia allein zählte binnen zwey bis drey Jahren über fünfhundert Studenten, und mehrere medicinische Journale fanden gleichzeitig Leser genug. Unter ihnen zeichnet sich besonders the Philadelphia medical and physical Journal von Dr. Barton, das Philadelphia medical museum von Dr. Cox aus, und ganz besonders das medical tepository, welches die Doctoren Mitchill, Miller und Shmith seit dem Jahre 1797 heraus zu geben anfingen. Doctor Smith ist zwar seitdem, für Kunst und Wissenschaft leider zu früh, gestorben, aber das Journal dauert noch immer glücklich fort.

Nächst den Leibesärzten haben, wie ganz billig ist, die Seelenärzte bey den Republikanern jenseits des Oceans das meiste Gewicht. Die dortigen Theologen aber sind so ziemlich alle nach alt-Englischem Zuschnitte, und halten steif an ihrer Form. Bewunderungswürdig ist ihr Fleiß, mit welchem sie Jahr aus, Jahr ein, ihre Predigten durch die Pressen zu Tage fördern. Sermons und nichts als sermons; darauf beschränkt sich die ganze theologische Literatur. Manche davon haben jedoch vielen Beyfall eingeerndet; besonders lobt man die Predigt des Dr. Dwight wider das Duelliren, und die zwey Reden des Dr. Miller von Neuyork über den Selbstmord, der seit einigen Jahren in den Freystaaten häufig zu werden drohte.

Aber wie bey den Britten, ist auch bey ihren Descendenten in Amerika Politik der Gegenstand, worüber jeder am liebsten lieset, am liebsten schreibt. Fast alle Wochen erscheint in den vereinten Staaten eine zahllose Menge politischer Pamflete und Blätter, daß man weder Zeit, noch Geduld genug haben kann, ihr Für und Wider zu durchgehen. Zudem beziehen sie sich fast alle auf ephemere inländische Ereignisse, und werden wieder mit diesen vergessen.

Unter den neuern Amerikanischen Dichtern — denn wo in der Welt gibt es nicht Dichter? — zeichnet sich sehr vortheilhaft Herr David Humphrey's aus, gewesener bevollmächtigter Minister der vereinten Staaten am Hofe zu Madrid. Seine miscellaneous works, von welchen der erste Theil im Jahre 1806 heraus kam, enthält außer einigen sehr interessanten historischen Aufsätzen, (z. B. das Leben des Generals Putmann, Gedanken über den Krieg gegen Tri-



posi u. s. f.) meistens treffliche Gedichte voll patriotischen Feuers, geschrieben während oder nach dem Amerikanischen Revolutions-Kriege, und größten Theils in Beziehung auf Ereignisse desselben.

Der Philosoph, Chymiker, Astronom und Naturforscher überhaupt findet in den Memoiren der Amerikanischen Akademien seine vorzüglichste Nahrung. Nächst der philosophischen Societät von Philadelphia, der ältesten unter den literarischen Gesellschaften des neuen Continents, ist die des Staates Massachusets bey weitem die angesehenste und thätigste. Ihre Memoiren, die sie fortdauernd unter dem Nahmen der American academy of arts ant sciences heraus gibt, sind ungemein reichhaltig an guten Abhandlungen.

Die Zölle auf der Lebensreise.

(Ein Gegenstück zu Langbeins: Poststationen des Lebens.)

Herr Langbein hat uns auf die trefflichste Weise,
Und wirklich im schönsten, und richtigsten Gleise,
Die Poststationen des Lebens genannt
Doch sind uns die Zölle dabey nicht bekannt.

Den ersten bezahlt man bey'm Eintritt in's Leben
Der wird da vor Allem den Priestern gegeben,
Damit sie für diesen bedungenen Lohn
Uns öffnen den Schlagbaum der Religion.

Der zweyte wird dann dem Regenten entrichtet,
In dessen Gebieth man die Reise verrichtet,
Wofür er die Wege uns reinlich erhält,
Und sicher vor Raubergesindel uns stellt.

Doch sind die Beamten oft boshaft und träge
Und werfen dem Reisenden Prügel im Wege,
So daß es die Kutsche ihm bald ruinirt,
Wenn er nicht bey jeder Gelegenheit schmiert.

Gesellt sich ein Mädchen zu euch in den Wagen,
Will mit die Beschwerden der Reise ertragen,
So zahlt ihr den dritten für's heilige Wort
Wenn dieß euch vereint hat, erst dann dürft ihr fort.

Wie sich die Gesellschaft im Wagen dann mehret,
So wird auch dem Armen die Reise erschwerret,
Ein Pferd wird zu wenig, die Kutsche zu voll,
Da heißt es: bezahle den doppelten Zoll!

Muth, Frohsinn, Verstand, sind verbotene Waaren,
Wer über des Vorurtheils Berge will fahren,
Dem preßt man der Thälerchen letztes heraus
Und schreyet ihm jene für Contrebant aus.

Dem Küster muß jener den letzten entrichten,
Der über die Gränze des Lebens will flüchten,
Wenn das ist, dann kömmt er auf bessern Weg
Da fallen die Mauthen und Zölle dann weg.

J. F. Castelli.

Der Graf Sheremetjew.

(Aus Reinbecks Reise nach Moskwa.)

Zu den schönsten Umgebungen von Moskwa gehört das Landgut des Grafen Sheremetjew. Es heißt Astankina, und der Pallast übertrifft an innerer Pracht Alles, was Rußland in dieser Gattung aufzuweisen hat. Der Weg von der Stadt dahin führt durch Feld und Gebüsch ohne besondere Auszeichnung. Jetzt fängt der eigentliche Zugang, eine breite Allee, an, und führt auf eine Brücke, an welcher zwey weiß und schwarz rautenförmig, angemahlte Schilderhäuser stehen. Hier tritt hinter dem beträchtlich breiten Flüßchen Liborcha das geschmackvolle Gebäude mit seinem fleischfarbenen Anwurfe und der gewölbten, großen, grünen Kuppel hervor. Zu dem weiten grünen Hofe führt ein Säulenthor. Das Hauptgebäude steht mit seinen Colonaden im Hintergrunde, und an beyden Seiten schließen sich die Flügel an. In einem dieser Flügel befindet sich das Theater, welches erst ein Zimmer zu den Leseproben, dann einen Foyer mit Schränken voll des schönsten Porzellans enthält. Die Fußboden sind getäfelt und gebohnt, die Vorhänge von Seide mit goldenen Fransen, Quasten und Troddeln. In diesem Foyer stehen noch zwey Triumphwagen von starker Vergoldung. Das Theater ist von ziemlich großem Umfange, und außerordentlich schön eingerichtet. Die Decorationen waren vollständig. Es wurden hier die größten Stücke gegeben. Der Graf war ehemahls ein leidenschaftlicher Freund von Schauspielen, besonders von Opern, und bildete sich eine Gesellschaft von seinen eigenen Leuten, von denen er die fähigsten und schönsten sehr jung dazu bestimmte, und seine eigene Theater-Schule hatte. Es war unstreitig die vorzüglichste Gesellschaft in Rußland. Hier spielte die unlängst (1802) verstorbene Gemahlinn des Grafen, ehe er sich mit ihr vermählte. Er liebte sie mit der wärmsten Leidenschaft, und sie hinterließ ihm einen Sohn, ein Kind von wenig Tagen, das von dem Monarchen als der Erbe des Grafen anerkannt wurde, da sonst sein unermeßliches Vermögen den jungen Grafen Rasumowski von Gerinka, deren Mutter des Grafen Sheremetjews Schwester ist, zugefallen wäre. Das Theater kann zu einen Tanzsaale eingerichtet werden, und in dieser Gestalt erscheint es seit dem letzten Feste, welches der Graf dem Kaiser nach dessen Krönung gab. 1200 Zuschauer können bequem darin Platz finden. Aus dem Theater führen hohe Flügelthüren von Ma-

hagoni in die Prunkzimmer. Eines derselben eine von Jaspis und Porphyr-Säulen getragene große Rotunde, hat eine überaus ähnliche alabasterne Bildsäule Catarine der Großen in der Mitte, welche 6000 Rubel gekostet hat. Im Hintergrunde steht eine 1787 in Athen gefundene Hygiäa, die der Graf um 12000 Rubel bezahlt hat. Die Bilder-Gallerie enthält herrliche Gemählde, unter andern die Entdeckung des Achilles unter den Töchtern des Lykomedes, von Angelica Kaufmann, mehrere Rembrands, von Dyks u. s. w. Als der Besitzer dem Kaiser Paul, dessen wohlgetroffenes Bildniß in Lebensgröße in dem reichsten Prunkzimmer hängt, hier bey der Krönung ein Gastmahl gab, gestand dieser und seine Gemahlinn, daß sie so etwas weder besäßen, noch besitzen könnten. Der anstoßende Garten hat nichts Ausgezeichnetes, als mehrere Sibirische Cedern, von welchen die eine von vorzüglicher Größe zu einer dichten Laube zugezogen worden ist. Sie mag ein Alter von einigen hundert Jahren haben. Die Ceder von Libanon würde diese Höhe und Dicke erst in tausend Jahren erreichen. Der Park wird noch immer erweitert. Das Gebäude ist in einem sehr edeln Style ausgeführt; aber — von Holz. Welch ein trauriger Gedanke, daß diese ganze Feerey kein hohes Alter erreichen wird, und leicht mit allen Kostbarkeiten ein Raub der Flammen werden kann. Ehe der Graf nach Petersburg zog, weil ihm Astankina, auch schon des Andenkens an seine Gemahlinn wegen, unangenehm war, und seine herrlichen Besitzungen in und um Moskwa mit dem weit unbeträchtlicheren Pallaste in der Residenz vertauschte, gab er dem Publikum oft sehr glänzende Feste, an welchen der Weg von der Barriere an mit Pechtonnen erleuchtet wurde. Gemeiniglich folgte einem Feste für den hohen Adel ein zweytes, wo möglich noch glänzenderes, für die übrigen gebildeten Einwohner Moskwa's, und besonders für die Ausländer, in deren Kreise sich der Graf vorzüglich gefiel. Das Schauspiel des Grafen ist eingegangen; allein seine Kapelle erhält sich immer in gleichem Werthe. Zu einem Feste, das der Graf unlängst der kaiserlichen Familie gab, und das 80,000 Rubel gekostet haben soll, ließ er einen Theil seiner Orangerie von Astankina nach Petersburg (728 Werste, 104 Deutsche Meilen) transportieren. — Der Graf hat unter seinen Bauern Cattun-Fabrikanten, die mehrere hunderttausend Rubel besitzen.

N o t i t z e n.

P a r i s. Hr. D e f o u r n e l, dem zu Ehren eine Mauerrlage in Paris vor kurzem ein Fest gab, ist ein Greis von 119 Jahren. Er ward am 25. October 1690 zu Bariac in Viavais geboren, und hat demnach in drey Jahrhunderten gelebt und das bewunderte Zeitalter Ludwigs XIV. mit allen den großen Männern gesehen, die es in ewigem Ruhm erhalten werden. Er studirte Medicin und Chemie und diente 28 Jahre lang als Arzt in der Französischen Armee. Er war in den Schlachten von Fontenay und Laufeld, in welcher letztern er schwer verwundet ward. Der Tod schien ihn vergessen zu haben, aber die Tyranney der Revolution vergaß ihn nicht. Er mußte flüchten, um ihren Verfolgungen zu entgehen. Auf dieser Flucht hatte er das Unglück, sich durch einen Fall den Schenkel zu verrenken. Im 104. Jahre heirathete er ein Mädchen von 18 Jahren, und diese Ehe war, um das Wunder vollständig zu machen, mit s i e b e n K i n d e r n gesegnet, wovon das jüngste drey Jahre alt ist. Herr D e f o u r n e l war also Kindtaufsvater im 116. Jahre. Er leidet an keiner Schwäche des Alters, und hat das Ansehn eines Mannes von ungefähr 70 Jahren.

••••••••••••••••••••

B e r l i n. Die Ziehung der hiesigen Zahlen-Lotterie ist suspendirt, eines Theils, um diese Staatsverwaltungs-Branche neu zu organisiren, wobey sich eine große Menge Mißbräuche eingeschlichen hatten, andern Theils, weil man die Idee hat, nur die Classen-Lotterie bestehen zu lassen, die Zahlen-Lotterie aber ganz aufzuheben, weil solche zur Unsittlichkeit verführe.

Es ist nicht zu läugnen, daß mancher, hauptsächlich aus den niedern Classen des Volks, die wenigen Groschen, die er sich mühsam erwirbt, in der Hoffnung, ohne Anstrengung reich zu werden, in die Lotterie einsetzt; aber die Aufhebung der Lotterie wird das Volk schwerlich sittlicher machen. Dieser Trieb, durch Spiel ohne Mühe etwas zu erwerben, liegt zu tief in der Volksmasse, und die Lotteriespieler, die aus Leidenschaft spielen, werden nun ihr Geld in Tabagien bey Karten und Würfelspiel und Wetten durchbringen. Wer sich durch das Lotteriespiel ruinirt, ist gewöhnlich so weit herunter, daß er dieß nur als das letzte Mittel der Rettung wählt, und auch ohne dieß zu Grunde gegangen seyn würde. Wenigstens scheint diese Reform in dem jetzigen Zeitpunct vielen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn, da so viele Staatsrevenüen verloren gegangen, andere bey weitem das nicht einbringen, was sie ehedem eintrugen, und die Lotterie eine sichere — und ganz freywillige Abgabe war; ihre Einkünfte aber zu sehr wohlthätigen Zwecken verwendet wurden, die alle mögliche Unterstützung bedürfen. Von den Überschüssen wurden Invaliden verpflegt, wurde jährlich eine beträchtliche Summe zur Officierwitwen-Casse, zur Unterhaltung der Charité, an das Armen-Directorium, zur Unterstützung der Armuth, und an das Friedrich Wilhelms Gymnasium gezahlt. Woher sollen nun die Gelder genommen werden? — Jede directe Auflage ist immer lästiger, als eine, die bloß der Willkühr des Publikums überlassen bleibt. Übrigens wurde bey jeder Ziehung auf jede Nummer, die heraus kam, einem armen Mädchen eine Anweisung zu einer Ausstattung von 50 Thlr. gegeben, die ihr, bey der Verheirathung, gezahlt wurden. Dieß Beneficium wurde hauptsächlich den Mädchen des Potsdamschen großen Militär-Waisenhauses zu Theil.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Dinstag, den — 64. — 30. May 1809.

Scenen aus dem Schauspiele: Themistokles.

Aus dem Italienischen des Metastasio.

Erster Act.

Gallerie im königl. Pallaste.

Erste Scene.

Themistokles, Neokles.

Themistokles.

Halt ein!

Neokles.

Laß mich den Übermüth'gen strafen.
Sahst du denn nicht den Hohn in seinem Blick?
Wie lange willst du jeden Schimpf noch dulden?

Themistokles.

Zur Unzeit glüht dein Eifer. Noch glaubst du
In Griechenland zu seyn; noch siehst du mich
Umringt von jener Schmeichler Schaar, die sich
Zu Jedem drängt, den hold Fortuna lächelt.
Das ist nicht mehr. Der wahre Weise fügt
Sich ruhig in sein Schicksal. — Hier sind wir
In Feindes Burg; ich bin nicht mehr die Liebe,
Der Stolz, die Hoffnung von Athen: Verwiesen,
Verfolgt, und arm irr' ich von Land zu Land;
Verloren hab' ich Alles: mir blieb nur —
Das Beste zwar — Gelassenheit und Muth.

Neokles.

Verzeih', mein Vater, dieser Muth, und diese
Gelassenheit empören mich nunmehr.
Aus jenen Mauern bist bist du nun verbannt,
Die du so oft mit deinem Blute schützest:
Wohin du fliehest, folgt des Vaterlands
Grausamer Haß dir auf der Ferse nach,
Umgibt dich stets, raubt jede Zuflucht dir,
Und wird es sicher bald noch dahin bringen,
Daß in der weiten Welt kein Plätzchen bleibt,
Auf dem du ruhig stündest. Doch entschlüpft
Kein Laut von Klage deinen Lippen! Sprich
Wie kann man mit so vieler Geistesruhe
Solch ungeheures Unglück tragen?

Themistokles.

Sohn!
Ein neuer Wandrer bist du auf dem Pfad
Des Lebens. Darum scheint ungeheuer
Dir jeder Zufall noch. Ich tadle nicht
Dein sehr natürliches Erstaunen, denn
Verwunderung, die junge Tochter der
Unwissenheit, wird alles Wissens Mutter. —
Der Haß, der dir so unnatürlich dünket,
Ist nur zu oft der Wohlthat einz'ger Sohn.
Der Undankbare — ach, zu viele giebt
Es deren! — haßt der Wohlthat schwere Bürde
In dem, von dem sie kam. Der liebt in Jenem
Die Wohlthat, die er ihm erzeugt. Darum
Mein Sohn, haßt mich das Vaterland, darum
Lieb' ich's.

Neokles.
O! wären gegen dich, mein Vater,
Allein die Menschen ungerecht; ertragen
Wollt' ich es noch: doch sind es auch die Götter.

Themistokles.
Wie?

Neokles.
Ist dieß elendvolle Loos der Lohn
Für deine Tugend?

Themistokles.
Wagst du zu entscheiden,
Ob Unglück oder Glück Belohnung sey? —
Stets schwinget, stets veredelt sich die Tugend
Durch Mißgeschick; oft tödtet sie das Glück.
Hell ist die Welle wenn der Fels sie bricht;
Trüb, wenn sie steht. Schön blitzet in der Schlacht
Das Schwert; der Rost verzehret es im Frieden.

Neokles.
Doch, von dem schönsten Sieg zum tiefsten Elend
Herab gestürzt zu seyn! — — —

Themistokles.
Die Nachwelt neidet
Mir einst mein Elend mehr, als meinen Sieg.

Neokles.
Es sey: doch welche Gründe leiten dich
Hieher, wo die Gefahr am meisten droht?
Ist dir der Griechen Haß zu wenig, daß
Mit Vorsatz du auch noch dem Zorn der Perser
Entgegen gehst? O denke doch zurück!
Nur erst hat das belagerte Athen,
Durch deinen Rath, durch deinen Muth befreyt,
Dem Sieggewohnten Xerxes Hohn gelacht.
Hast du das schon vergessen? Oder glaubst
Du, Xerxes hab' es schon? Wenn man dich hier
Entdeckt, wo suchst du Schutz? Groß ist sie zwar,
Die Menge deiner Feinde überall:
Doch hier gleicht ihre Zahl der Zahl der Menschen,
Nicht einen findest du, dem nicht an jenem
Berühmten Tag der fürchterlichen Schlacht
Dein Geist, und selbst dein Arm, den Freund, den Bruder,
Den Vater oder Sohn entrissen hätte.
O, meine Bitt' erhöre, Vater: flieh!

Themistokles.
Schweig! dort seh' ich von fern sich Jemand nah'n.
Laß mich allein, und warte meiner.

Neokles.
Kann
Ich hier nicht bleiben?

Themistokles.
Nein! denn unsre Lage
Erfordert Duldsamkeit, die dir gebricht. —
(Neokles zaudert.)
Gehorche!

Neokles.
Nun, so hör' das Flehn des Sohnes,
Der zärtlich dich verehrt: In diesem Sturme,
O schone, schone dein!

Themistokles.
Geh', schweig', und hoffe.
(Neokles geht bekümmert ab.)

....

Erster Act.

Dritte Scene.

Themistokles, Aspasia.

— — — — —

Aspasia (für sich).
O haltet
Ihr Götter, doch den heißgeliebten Vater
Von diesem Lande fern!

Themistokles (für sich).
Vielleicht vermag
Die Griechinn da mir ein'ges Licht zu geben.
(Zu Aspasia:) Sprich, holdes Mädchen . . (für sich:)
Götter! welche Züge!

Aspasia (für sich).
Beym ew'gen Zeus! Ist dieß mein Vater nicht;
So ist er doch ihm täuschend ähnlich!

Themistokles.
Kaum
Bleibt mehr ein Zweifel. — Sprich — — —

Aspasia.
Themistokles!

Themistokles.
Aspasia!

Aspasia.
Du hier! Flieh'!

Themistokles.
Lebst du noch?

Aspasia.
O flieh', und gleich, und schnell! Ach welcher Dämon
Hat listig dich in diese Burg gelockt?
Dich sucht des Königs Zorn: wer dich ihm liefert,
Wird hoch belohnt. O zaudre nicht! Wie bald
Daß man dich, armer theurer Vater, hier
Entdeckt!

Themistokles.
Das wird wohl deine Furcht am ersten.
Nur Fassung rettet uns. Sey ruhig. Höre:
Als damahl ich nach Argos dich gesandt,
Um der Gefahr und dem Gewühl' des Krieges
Dich zu entzieh'n; da brachte man die Nachricht,
Dein Schiff sey auf den Grund gesunken. Tod
Glaubt' und beweint' ich dich.

Aspasia.
Wir litten Schiffbruch.
Kein Mensch entkam den Wellen. Ich allein,
Vom Zufall nur dem schnellen Tod entrissen,
Erkaufte — ach, zu theuer! — mit der Freyheit
Mein Leben.

Themistokles.
Wie!

Aspasia.
Ein feindlich Schiff, das mich
Halbtodt der Fluth entzogen, schleppte mich
Gefangen an dieß Ufer.

Themistokles.
Weiß man hier
Von wem du stammst?

Aspasia.
Nein. Unerkannt gab mich
Der König seiner Schwester zum Geschenke.
Wie oft, wie sehnlich rief ich dich zurück!
Mit welchem Strom' von Bitten habe ich
Die Götter oft ermüdet, wieder dich
Zu seh'n. Ach, damahls glaubt' ich nicht, es würden
Die heißen Wünsche mir so fürchterlich
Erfüllt.

Themistokles.
Erheitre dich, mein Kind: Oft gränzt
Nah' an den herben Schmerz die holde Freude,
Oft wirkt ein Augenblick den Übergang.
Noch heute kann sich unser Schicksal wenden:
Schon fühl' ich ja mich weniger bedrückt,
Da ich, Aspasia, dich gefunden.

Aspasia.
Wie,
Mein Vater, fandst du mich? Als Sclavinn. Wie
Kommst du hieher? Allein, vertrieben, flüchtig.
Wo ist der Schimmer, der dich sonst umgab?
Wo ist die Pracht? Wo sind die Schätze? Wo
Die Freunde? Wo die Diener? — Undankbares
Athen! dein Werk ist alles dieß! Und noch
Trägt dich die Erde? Immer noch schweigt müssig
Der Donner Jupiters?

Themistokles.
Gebeut dem Schmerz,
Und schweig'. Die unsers theuren Vaterlandes
Verheehrung wünscht, ist meine Tochter nicht.

Aspasia.
Es wächst die Schuld Athens, wenn du's vertheidigst.

Themistokles.
Nie anders werd' ich — — —

Aspasia.
Fort! hier bringet dich
Ein jeder Augenblick dem Tode näher.

Themistokles.
Was fürchtest du? da ich hier unerkannt — — —

Aspasia.
Du unerkannt? Wo ist Themistokles
Wohl unerkannt? Genügt nicht diese Stirne
Voll Weisheit? Nicht der Blick voll Heldenmuth?
Nicht diese Würd' in Sprache und Gebehrden,
Dich zu verrathen? Auch ist die Gefahr
Heut größer noch als sonst. Ein Griechischer
Gesandter langte heut' hier an. Wie leicht
Daß irgendwo dich sein Gefolge sieht?

Themistokles.
Hast du, Aspasia, wohl schon erfahren,
Wie der Gesandte heißt? Was sein Geschäft
Hier ist?

Aspasia.
Bisher noch nicht. Doch wird ihn bald
Der König hören. Sieh', schon dränget sich
Das Volk zum Saale hin, wo Xerxes ihn
Empfängt.

Themistokles.
Ist jedem, der es wünscht, dorthin
Zu geh'n erlaubt?

Aspasia.
Ja.

Themistokles.
Nun, so bleibe hier.
Ich eile hin, die lang gewohnte Lust
Zu büßen, in der Nähe mir den Feind
Zu seh'n.

Aspasia (ihn zurückhaltend).
Weh mir! Was wagst du? Willst du, daß
Ich hier vor Angst vergehe? Vater gieb,
Wenn du mich liebst, den kühnen Entschluß auf!
Ich bitte, ich beschwöre dich bey dieser
Geliebten Hand, die meine zitternd drückt;
Bey deinem Vaterland, das du zu schmähen

Verkeufst, das du, auch selbst da es dich haßt,
Noch liebst, das du, so undankbar es dir
Auch ist, vertheidigst.

Themistokles.

Komm an meine Brust,
Aspasia! An diesem Beben kenn' ich
Gerührt der treuen Tochter Herz. Doch bleibe
Stets deiner werth: laß, über mich zu wachen,
Die Sorge nur mir selbst. Leb' wohl, und lerne
Des Schicksals Zorn verachten, und ertragen (geht ab).

J. Mosel.

(Der Beschluß folgt.)

Anecdoten.

Als d'Apchon Erzbischof zu Auch war, gerieth ein Haus in Flammen. Der Prälat eilte herbey, und fragte sogleich, ob alle Bewohner gerettet wären. Ach! rief eine verzweifelnde Mutter, man hat mich aus den Flammen gerissen, und ich konnte mein Kind, meinen Adolf nicht mitnehmen. In dieser Kammer ist er! Sie wies nach einem Fenster des zweyten in vollem Brande stehenden Stockwerkes. Sogleich wird eine Leiter an das bemerkte Fenster gelegt, und der Erzbischof verspricht dem Retter des unglücklichen Kindes zweytausend Thaler. Niemand wagt es, sich der drohenden Gefahr auszusetzen, aber Menschenliebe scheut keine Gefahr. Der heilige Prälat wickelte sich in ein nasses Tuch, macht das Zeichen des Kreuzes, steigt die Leiter hinauf, bringt mitten durch die Flammen, erscheint, das Kind im Arme haltend, und gibt es mitten unter dem Zurufe und den Segnungen der gerührten Menge der Mutter zurück. Die Ältern stürzen freudeweinend ihm zu Füßen. Meine Freunde, sagt der Erzbischof mit heitrer Miene, ich habe die zweytausend Thaler selbst gewonnen; aber es ist billig, daß euer von mir gerettetes, und dadurch von mir an Kindesstatt angenommenes Söhnchen Theil nehme. Es soll lebenslänglich die Renten davon genießen — und auf der Stelle entzog er sich ihren Dankbezeugungen.

....

Der Minister Louvois ging auf einer Terrasse in Versailles spatzieren, schien zu sinnen, schrieb einige Mahle mit Bleystift, und verschwand endlich. Ein junger Mensch (der Vater des bekannten Schriftstellers de la Place) hatte ihn von ferne beobachtet, ging auf demselben Weg über die Terrasse, und fand ein Stück Papier, welches Louvois verloren, und auf welchem, zwar sehr undeutlich, doch hier und da zu entziffern, der Plan des nächsten Feldzuges (1691) geschrieben stand. Im ersten Augenblicke wollte der Jüngling dem Minister nacheilen, und ihm das gefährliche Papier ausliefern; allein er bedachte klüglich, daß ihm die Bekanntschaft mit einem solchen Staatsgeheimnisse seine Freyheit kosten könne, wenigstens während eines ganzen Feldzuges. Er ging also lieber auf ein Kaffehhaus, wo sich täglich die politischen Kannengießer versammelten, und both dort jedem eine Wette an, daß der Feldzug mit der Belagerung von Mons werde eröffnet werden. (Das war nähmlich das einzige, was er deutlich heraus buchstabirt hatte.) Er gewann damit so ansehnliche Summen, daß er ein halbes Jahr lang in Paris davon schwelgen konnte.

Notitzen.

Paris. Die neumodischen Erzieher, welche sich auf das Abrichten der Kinder verstehen, werden sich über ein starkes Stück freuen, das in dieser Art im Taubstummen-Institut in Paris geleistet worden ist. Zwey junge Taubstumme spielen das Fortepiano mit einer Fertigkeit und Richtigkeit, die alle Kenner in Erstaunen setzt. Sie haben freylich von dem Tone keine Begriffe, und unterscheiden sich von allen Künstlern darin, daß sie die einzigen sind, die sich selbst nicht hören, aber um so mehr muß das non plus ultra der Methode bewundert werden.

Die am 27. März gehaltene Revüe war wieder sehr zahlreich. Am meisten Aufmerksamkeit erregten dabey die Manöver, welche das Corps der Zöglinge der kaiserlichen Militarschule zu St. Cyr 5 bis 600 an der Zahl ausführten. Es ist unmöglich, mit mehr Raschheit und Zusammenstimmung zu exerciren. Das ganze schöne blühende Corps war nur ein Körper. In der Folge ließ der Kaiser einzelne Eleven heraustreten, und sie mußten zwey Bataillonen, die in einer Linie aufgestellt standen, die Manöver commandiren, wobey sie das Commando unmittelbar aus dem Munde des Kaisers selbst empfingen. Weit entfernt, an der Seite des Monarchen schüchtern zu seyn, commandirten sie mit einer Energie und Unbefangenheit, die bey so jungen Leuten in Verwunderung setzt. Die glänzenden Umgebungen von mehr als 20 Marschällen und Generalen brachte sie nicht in die geringste Verlegenheit; sie bezeugten sich, als wären sie sicher, nach 20 Jahren zu ihrem Range zu gelangen. Hierauf ließ der Kaiser alle Officiere und Unterofficiere aus den beyden Bataillons austreten, und Eleven mußten sich an ihre Plätze stellen, um den Officiersdienst in Reih' und Glied selbst mitzumachen. Auch dieses wurde zur Zufriedenheit des Kaisers ausgeführt. Auf diese Art, und gleichsam unter den Augen des Kaisers selbst sich bildend, erhält die Armee Officiere, die den herrlichsten Geist mitbringen.

....

Auflösung des Rathsels in Nro. 62: Der Hahn.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Erster Jahrgang.

1809.

Juny.



Der Sammler

Donnerstag, den — 65. — 1. Juny 1809.

Das Schwert über Damokles.

Gunthar schüttelte herzlich die Hand des weißhaarigen Nußbuchers. Ich dachte mir, sprach er, daß du dich freuen würdest, mich wieder zu sehen, du guter, alter Erbkammerdiener der Manshaupten, oder eigentlicher fühlte ich deine Freude voraus, und brachte die meinige über sie schon mit hieher. Du glaubst mir's.

Der graue Nußbucher küßte und drückte ihn stumm, aber in frohem Aufruhre. Man hätte die Fesseln seiner Zunge dem Entzücken zuschreiben müssen, drängten sich nicht unter die Geberden dieses letztern bittende Augenwinke und tief dämpfende Mienen, welche auch von dem Ankömmlinge Stillschweigen zu erflehen, und zuletzt etwas ungeduldiger zu fordern schienen. Gunthar von Manshaupten verstand das nicht.

Er suchte sich sanft loszumachen. Melde mich nun schnell bey dem Oheime, weil doch, wie ich ahnde, gemeldet werden muß. O das hätte ich nach zehn Jahren der Trennung nicht erwartet — so ist es mit den hohen Ehren! sie stellen die hohen Gefühle nur zu sehr in tiefen Schatten. Wohl diesen daher, wenn sie warm sind! — doppelt und dreyfach wohl, wenn sie es bleiben. —

Die rasch auf sein Herz gedrückte Hand, der diese Bewegung begleitende innige Blick nach des Oheims Thür zeugten für seine Gewißheit vom Bleiben der in ihm vorhandenen Wärme.

Nußbucher deutete und winkte. Lebhaft eilte Gunthar ihm vorüber nach der vom Greise bewachten Pforte. Unmöglich! bath der — o nicht! nicht! mein bester gnädiger Herr! Stören sie den armen Herrn Oheim nicht! — Und reden sie, wenn gesprochen seyn muß, leise wie ich!

Er entwickelte dem erstaunten Gunthar die Räthsel seines Besorgnisses. Diese ganze Nacht, deren wieder vereinigender Morgen schon Wochen hindurch als ein lichter Punct vor Gunthars sehnsuchtsvoller Seele stand, war dem Herrn und Diener schlaflos vergangen. Der siebenzigjährige Hofmann hatte auf die Bothschaft gelauscht, welche ihn zu dem zwanzigjährigen Fürsten berufen sollte. Eine Stunde um die andere war bey dem harrenden Günstlinge vergeblich hingewandert; mit dem grauenden Tage war er auf den Abend beschieden. Eine Lustparthie hatte den Fürsten die Nacht ausgefüllt; eine Jagdparthie nahm den beginnenden Tag. Gern hätte der Greis die matten, doch nimmer müden Glieder zu beyden mitgeschleppt; fürstliche Schonung verbath es, und trostlos warf sich der still zerrissene Günstling auf das Lager, wo er den Schlummer nicht suchte, aber auch nicht fand, obwohl der Träume bey wachenden Augen genug.

Gunthars Betrachtungen, sein leises Weggehen wurden von der fernen Stimme des Oheims unterbrochen. Nußbuchers Gehör war vom Alter geschwächt, aber Gunthars warme Anhänglichkeit hatte das Ohr

der Liebe für den heisern Ruf. Er hat meinen Nahmen genannt, er weiß mich hier, er verlangt mich! rief er, und war in zwey Sätzen aus den abhaltenden Armen des Kammerdieners am Bette der Unruhe und Seufzer.

Der Jubel des jugendlichen Wiedersehens glitt über die zerstörten Greisenzüge, und verklärte den armen Wangen mit der innren Fülle. Unaufhaltsam ergossen sich Fragen und Ausrufungen aus dem Busen des Jünglinges; der Strom überfließender Erzählung füllte die Lücken zögernder Antwort, das Bedürfniß der Mittheilung trat ausstattend und vermittelnd in die Leere des Trübsinnes — geflügelte Worte gaben Genuß, und verhüllten den Kummer: der laute Tumult des Herzens deckte den stillen der Unruhe.

Italiens Wonnen wehten aus den Worten des erzählenden Neffen; da rief der plötzlich lauschende Oheim: Horch! horch! es kommt ein Feldjäger! er sprengt! er ruft mich! Ich soll noch folgen! He! Nußbucher! Kleider!

Ein Jugend-Paroxismus der Leidenschaft trug die schwankenden Greisenfüße behend an das Fenster. Der Feldjäger sprengte vorüber, Todesbleiche trat auf das zuckende Antlitz des Alten; der Feldjäger hielt höher oben in der Straße an dem Hause des neu ernannten Landmarschalles Sunderbusch; der Alte taumelte kraftlos in die Arme des bestürzten Neffen, der keinen Zusammenhang zwischen Landmarschall und Ohnmacht sah.

E r! stammelte er — d e r! die Zunge versagte der Klage ihren Dienst.

Gunthar wollte ihn nach dem Bette zurück bringen. Nein, rief der alte Manshaupten, lasse mich hier! Ich muß sehen, was daraus wird! Ich muß das gefüllte Maß leeren; ich muß!

Er ließ sich auf dem Sessel nieder, welchen Gunthar herbey hohlte, und hüthete mit funkelnden Angstgrimm-Augen die wichtige Pforte des Nebenbuhlers. Umsonst versuchte der Neffe, die Harpie der eifersüchtigen Unruhe mit Blumenketten freundlicher Gespräche zu binden. Blumen welken am Hauche, ihre süßen Bande zerstieben an der Kralle des geifernden Ungeheuers, das nur mit Dornen waltet.

Sein Wagen fährt vor! — er kommt! — er steigt ein! schrie der entsetzte Oheim — o mein Gott! ich bin verloren! — Wer hätte d e n k e n sollen, was freylich immer zu f ü r c h t e n war.

Der Landmarschall fuhr gestreckten Trabes vorüber. — Wie er eilt, den gebothenen Finger der Gunst zu haschen! — O er hat Recht! sehr recht! Aber festhalten! festhalten ist die Kunst, die — keiner auslernt. — Der Landmarschall konnte den alten Obersthofmeister oben am Fenster sehen — er sah ihn nicht — nicht einmahl der hinter dem Wagen reitende Feldjäger sah ihn — und dieser gottlose Feldjäger war der Lieblingsdiener des Fürsten, des Obersthofmeisters Geschöpf, und bis dahin zu seinen Füßen in Demuth und Devotion!

Nun bringe mich auf mein Bett! sagte der Greis mit erlöschender Stimme. O es ist aus mit mir! seufzte er, liegend, doch nicht ruhend. Ich sehe es klar! Man entfernt mich, der Neuling gewinnt Boden, immer mehr Boden! Meine Ahndungen trogen mich nicht! — Und ich habe ihn erzogen, den undankbaren Fürsten! Sein erster Blick in die Welt fiel auf mich, der ich den Neugebornen auf sorgfältigem Arme trug — ich war sein Nährvater, sein Freund, sein Alles! In ihm dachte ich mir, die herrliche Gunstglorie meines Alters zu bilden! aus ihm! So genau studierte ich seine Anlagen, seine Neigungen! so enge schmiegte ich mich an sie, sie an mich an! Mein Wort war sein Alles, mein Rath sein Heiligthum, mein Wink der Blitz und Sonnenschein des Hofes! Was kämpfte ich nicht um dieses Heil! wie sauer! wie schwer! Vom Jünglingsfeuer ließ ich die alte Maschine willig fortschleppen! mir Vieles, mir zuletzt Alles gefallen! Und d a s nun mein Lohn! d a s die Katastrophe meiner schönen, schönen Berechnungen!

Er verbarg den Kopf in den zitternden Händen. Gunthars Seele kochte über den moralischen Sturz des Oheims, ein Blick auf dessen Silberhaar drängte die Aufwallung des Unmuthes zurück, und verschmolz aus Mitleid und Ehrerbiethung in ein mildes Gefühl der Theilnehmung. Ich habe im Vorüberfahren Ihr reitzendes Manshaupten gesehen, lieber Oheim, sprach er sanft. Welch herrliche Schöpfung ist daraus geworden! der holde Anblick drängte mich aus den Wagen, dessen Räder rauchten, um mich im Fluge in Ihre Arme zu tragen. Aber ich sah im Geiste Sie, mein Herz hielt mich im Wagen zurück, Sie wollte ich e r s t sehen, und dann mit Ihnen Manshaupten. Nun komme ich, guter Himmel! zu Ihrer Verzweiflung.

Der Oheim schwieg in düsterem Hinbrüten. Er hatte kein Ohr für den z ä r t l i c h e n Kummer.

Ihr Schloß strahlt wie die Burg der Feen — die Sonne vergoldet das, Italiens würdige, Kunstwerk.

Seit ich den Grundstein legte, sah ich es nicht. Es soll ganz hübsch geworden seyn.

Wie! und diese reitzenden Gärten, diese blühenden Gefilde — diese üppigen Thäler voll Schatten!

Ich sah sie noch nicht — ich hatte unmöglich Zeit zu solchen Ausflügen.

Und warum? der Fürst hätte Ihnen gewiß gern die Muße des Selbstgenusses gestattet.

Mußte ich nicht hier wachen? sorgen? genießen? hüthen? **immer** und **Alles** leiten? beobachten?

Mußten Sie? Und — nun! was ist's nun, Trotz dem, geworden?

O Gott! daß du Recht hast! schrie der verzweifelnde Greis, und die jammernden Worte, welche den Keim der Beruhigung zu enthalten schienen, zerrissen das Herz des Neffen beynahe mit Reue, so **nothwendig** und doch so wehe gethan zu haben; denn sie verriethen den nagendsten Schmerz.

Das innere Gefühl, den schädlichen Zauber gelöset zu haben, versöhnte ihn mit sich selbst, so wie des Greises Ermannung mit der Greisesschwäche. Er hoffte, aus der Zerrüttung solle Leben blühen.

Wenn nun dem so ist, nahm er das Wort herzlich fest wieder auf, so könnten wir ja —

Nußbucher! rief plötzlich der Alte auflodernd, Nußbucher!

(Der Beschluß folgt.)

Die Busennadel.

Du liebes Herz, das oft an meinem Herzen
Bald seufzend bebte, bald vor Freude sprang,
Da, geh' nun hin, und ruh' an ihrem Herzen!
Und sey da glucklicher, als ich, noch Jahre lang!

In Flor und Spitzen schwebst du auf dem Throne
Von ihrem schönen, frommen Busen dann,
Wenn ich — wer weiß: in welcher Narrenzone? —
Auch nicht den Saum von ihrem Kleid berühren kann!

Um diesen Wohnplatz in dem Thal der Freude
Beneidet wahrlich Mann und Jüngling dich!
Auch ich gesteh', daß ich die Herrschaft neide,
Wohin verstohlen nur mein Auge schlich.

Nun, für den Vorzug eine grosse Bitte
Hab' ich an dich, du liebes Herzchen, nur.
Sey du der Schutzgeist künftig in der Mitte
Von Kriechern, über das, was sie mir schwur!

Du sollst sie nicht in ihren Busen stechen,
Wie Melusinens, allzustrenger Ring
Sie in den Finger stach für jegliches Verbrechen,
Das sie so dann und wann beging.

Das thät' ja weh! Nein! Zeig' ihr nur den Rucken,
Zwar freylich nicht das feinste Compliment,
Doch frisch gewa e; und so, daß sie im Bucken
Des theuren Nahmens scharfen Zug erkennt.

Wie wird sie dann dich, böses Herzchen, necken
Für deinen kühnen Vorwitz! — doch was thut's?
Das Schlimmste wär': dich tiefer zu verstecken,
Und das ist immer noch was Gut's!

So willst denn zu ihr eilen auf ihr Zimmer?
Ach! leb' denn wohl! — fast seufzl' ich: ewig! — doch
Die Zukunft zeigt ja hoffentlich auf immer
Mir Glücklichen das Herzchen noch! —

Adelheim.

Der Johannisberg.

In der Nähe von Winkel ließ ich mich aussetzen, um den, wegen seines köstlichen, und alle Gewürze des Rebensaftes in sich vereinigenden Weines, so berühmten Johannisberg zu besteigen. Der Aufgang ist ganz gemächlich, und der Weg von Winkel bis zum Gipfel in einer kleinen halben Stunde zurück gelegt. Ausser der Merkwürdigkeit seines Products verdient dieser Berg, schon wegen des wunderschönen Prospects, worüber er gebiethet, besucht zu werden.

Es war Mittag, als ich ins Zimmer des um den Johannisberger Weinbau höchst verdienten Pater Keller **Arnd** trat. Der Tisch, woran noch ein guter, den alten Zeiten nachdenkender Geistlicher saß, war mit kümmerlichen Speisen besetzt. Es folgte, dem Gaste zu Ehren, ein Schälchen Kaffeh. Ein dickes bleyernes Löffelchen entlockte mir die Frage: ob dieses reiche Fleckchen Landes nicht ein silbernes Löffelchen für Fremde besitze? Sonst hatte unsere Verwaltung wohl etwas Silberzeug, war die mit einem trüben Hinblick auf das Bley in meiner unwilligen Hand begleitete bescheidene Antwort.

Ich bin im Stande, theils aus Urkunden, theils aus mündlichen Belehrungen, einige nähere Nachrichten vom Johannisberg mitzutheilen. **Rothard**, Erzbischof zu Mainz, ließ, gegen Anfang des zwölften Jahrhunderts, ein Kloster auf diesem Berge errichten. Im Jahre 1109 starb er daselbst, und wurde auch da begraben. Bis Ende des sechzehnten Jahrhunderts blieb dieses Kloster von Abt und Mönchen bewohnt. Alsdann verließen sie es, weil sich keine Mittel mehr finden wollten, die vielen contrahirten Schulden zu bezahlen. Die Verwaltung des Klostergutes wurde nun einem churmainzischen Keller übertragen. Im Jahre 1641 verpfändete Mainz das ganze Wesen an die adeliche Familie **von Giese**, für die Summe von 30,000 Rthlr. Species. Im Jahre 1716 wurde es zwar eingelöset, jedoch zugleich, gegen Ersatz des gedachten

Kaufschillings, an Fuld verkauft. Fuld blieb im Besitze, bis bekanntlich der Marschall Kellermann es im vorigen Jahre zum Geschenk erhielt.

Das Johannisberger Schloß ist in den Jahren 1722 bis 32 auf den Ruinen des alten Klosters gebaut worden. Im obersten Stocke befindet sich der Fruchtboden. Unter dem Schlosse ist der Keller.

Die Schloß-Weinberge nehmen etwas über 63 gewöhnliche Morgen ein. Sie liefern jährlich 25 Stückfaß, 1300 Bouteillen auf ein Stückfaß gerechnet. Der jährliche Total-Werth derselben ist zwischen 23 bis 24,000 fl. — Außerdem gibt es ein Paar Morgen so genannter Drittelweinberge, deren Product von sehr mittelmäßiger Qualität ist. Endlich gibt es noch ein Paar Morgen Kirchspielweinberge, die ebenfalls nicht in Betracht zu ziehen sind.

An übrigen Ländereyen und Holzungen besitzt der Johannisberg ungefähr 2000 Morgen.

Die Muttertraube des Johannisberges ist ein Rüßling. Je näher diese Traube sich am Schlosse, und zwar nach der Mittagsseite, befindet, desto besser fällt der Wein, den sie gibt; auch fügen ihr die nördlichen Winde keinen Schaden zu. Es ist eine Hauptsache, die Traube so lange als möglich, zeitigen zu lassen. Die nächstgelegenen Weine sind, da sie nicht dieselbe Lage haben und nicht zu derselben späten Zeitigung gebracht werden können, gar nicht mit jenem Safte zu vergleichen. Die Zeitigung des Schloßweines wird immer wenigstens vierzehn Tage später, als im ganzen Rheingau, hingekünstelt. Im Ganzen genommen, sind ⅔ der Johannisberges Lagen vorzüglich gut; ⅓ ist geringes oder bürgerliches Gut, d. i. Privatgut der Landleute. Von Ausbruch weiß man auf dem Johannisberg nichts; die Sonderung der bessern Lagen und von den jüngern Stöcken machen die bessere Qualität aus.

Ein anderer Vorzug des Johannisbergers beruhr darin, daß man ihn gleich nach der Ernte in den Keller bringt, und ein ganzes Jahr auf der Druse liegen läßt, bevor er in andere Fässer, zum Klären, gelassen wird. Im übrigen Rheingau geschieht das Transvasiren im ersten halben Jahre, und wird öfter wiederhohlt.

Die Johannisberger Weine sind vorher nie als Most verkauft worden. Nur der Fürstbischof Adalbert war es, der eine Ausnahme für erlaubt hielt, indem er, sein Schicksal voraus sehend, die Lesen von 1801 und 2 an Mainzer Kaufleute verhandelte. Gemeiniglich gingen die Weine vom Johannisberger nach dem Fulder Keller, wo man sie 8 oder 10 Jahre liegen ließ, und sie dann entweder in Stücken oder in Bouteillen verkaufte. Da aber der gedachte Adalbert auch die alten Weine größtentheils für Geld dahin gegeben hatte, so sah sein Nachfolger, der Prinz von Oranien, sich genöthigt, den Verkauf des Restes nur Bouteillenweise zuzulassen. Die Bouteille von der ersten Qualität kostete 4 fl.; von der zweyten 3 fl.; und von der dritten 1½ fl. Obgleich nur 12 bis 15 Stück jährlich verkauft wurden, so machte es doch eine Einnahme von 40 bis 45,000 fl. aus. Es fanden sich noch im Fulder Keller einige Stückfässer alter Johannisberger, von den Jahren 1779, 1781 und 1783; davon verkaufte man zuweilen einzelne 3 oder 4 Bouteillen, für 12 fl. die Bouteille.

N—h.

Notitzen.

In der Sitzung, welche die Gesellschaft des Ackerbaues zu Versailles den 6. Januar hielt, stattete Herr Jouvencel einen Bericht über ein Italienisches Werk des Hrn. Dandolo, die Behandlung und Verbesserung der Wollenheerden betreffend, ab. Man findet in demselben folgende Bemerkungen über die Ausführung der Merinos aus Spanien:

Die Schwedische Nation ist die erste in Europa, welche durch Hülfe des Raths Alstroamer dergleichen im Jahre 1723 aus Spanien kommen ließ. — In Sachsen wurden sie im Jahr 1765 eingeführt, und diesem Lande dadurch unermeßliche Vortheile verschafft. — Friedrich II., ließ sie um's Jahr 1760 in seine Staaten kommen. — Gegen das Jahr 1770 fing ihre Einführung in Österreich, Deutschland, und in verschiedenen Theilen Frankreichs an. — Im Jahr 1782 transportirte van Rumero über tausend nach dem Cap der guten Hoffnung. — Der berühmte Washington ließ sie Anno 1777 nach Virginien kommen, aber erst nach seinem Tode vermehrte sie der Oberst Humphrey son in großer Anzahl in Massachuset. Zum Beweise der Dankbarkeit der Nation wurde bey dieser Gelegenheit eine Denkmünze geschlagen. — Die Engländer führten sie zuletzt bey sich ein, aber durch die Bemühungen des Herzoges von Bedfort, des Lords Sommerville und anderer reicher Gutsbesitzer, ersetzten sie die verlorne Zeit reichlich. — Man liest in ihren Blättern, daß Hr. Stone, in der Grafschaft Leicester, den 11. Juny 1798 für Miethlohn von 6 Widdern nur in 2 Stunden 68,000 Fr. bezog. — M. Bakewell hat von einem einzigen Widdre 38,000 Fr. Miethlohn in der Begattungszeit bezogen.

Paris. Ein junger Mann wettete jüngst mit einer Dame, daß er ihr ein Neujahrs-Geschenk geben würde, wie es niemand, selbst die Kaiserinn nicht, erhielte. Die Wette ward angenommen, und der galante Liebhaber schickt ihr ein großes Faß (das wenigstens 300 Bouteillen hält) — zierlich aus Acajou gearbeitet, und mit — Eau de Cologne angefüllt.



Der Sammler

Samstag, den —— 66. —— 3. Juny 1809.

Das Schwert über Damokles.

(Beschluß.)

Der graue Diener erschien so geschwind und so grämlich als möglich.

Hat Gräfinn Zolnek nicht geschickt? fragte sein Gebiether hastig.

Noch nicht.

Der Obersthofmeister fuhr nach der Uhr, und goß in der Hast ein Glas auf dem Nachttische über den nahe liegenden Orden.

Noch nicht! und schon ist's acht! und noch nicht! — — Schon acht!

Nein! wiederhohlte trocken trübe der alte Nußbucher.

Geh! warte! — Er ging, und der Oheim wandte sich schmerzlich zu dem aufmerksamen Neffen. Sie schickt immer, alltäglich schickt sie schon um sieben her, wenn ich noch schlafe, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Ihr Laufer muß dann warten, bis ich erwacht bin, und schnell meine eigene Antwort überbringen; die sie mit Sehnsucht erharrt, und kaum erharren kann.

Wer ist Gräfinn Zolnek? Ich hörte bis zu meiner Abreise diesen Nahmen nicht.

Der Greis erröthete flüchtig. Meine — Base, auch deine — eine geborne Hauchstätten — meine ehemahlige Mündel — eine junge, reitzende, geistvolle Witwe — die — — Freundinn — die — — erste Liebe des aufblühenden Fürsten. — Er strich mit der Hand über die Wange, in deren Falten noch unwillkürlicher Purpur brannte. — Gunthar schwieg, er redete mit seinen Gedanken, er schien sie zu besänftigen, daß sie dem leidenden Oheime nicht zu nahe träten. Der Greis errieth wohl die stille Beschäftigung.

O du bist irre, mein guter! sagte er sanft. Sie hat mir. — dem Fürsten große Dienste erwiesen. — O sie war von dem wohlthätigsten Einflusse auf — seine Bildung. Seine Sitten gehören ihr — sie half uns den wilden Taumel der Leidenschaften durch reine, platonische Gefühle bannen — sie — — O Gott! rief er außer sich — jetzt vernachlässigt auch sie mich — der neue Landmarschall wird ihr — den Ring biethen.

Gunthars ernste Miene dämmerte in — herablassendem Mitgefühle. Sein Gemüth schauerte in der stillen, aber gewaltsam ihm zudrängenden Überzeugung, jetzt sey es um die hohe Achtung seines Innern für den Oheim geschehen. Daß der sorgfältige Erzieher des Menschen und des Fürsten die erwachenden Gefühle der Jünglingsbrust in die Hand einer edlen Frau gelegt, deren Edelmuth dem gewesenen Vormunde unzweydeutig war, das hatte seinen vollen Beyfall. Aber das scheue Bewußtseyn des Oheims sagte ihm zugleich deutlich genug, daß sich an den schönen Mentors-Plan irgend eine minder schuldlose

Höflingsberechnung für den eigenen Einfluß anschließe, und, wenn auch das Gute nicht gerade zur Larve, es doch zum Hülfsfahne des Schleichhandels mache. Er kehrte, streng gegen sich selbst, zu seinrr früheren Idee zurück. Da es nun so ist, bester Oheim, sagte er freundlich, wie wäre es weiter, wenn wir gleich einspannen ließen, und zusammen nach Manshaupten gingen?

Leise richtete der Greis sich auf, und sah ihn mit wankenden Blicken an.

Die schönste Natur, das holdeste Eigenthum, jede milde Freude und liebliche Zerstreuung warten Ihrer dort. Sie sehen und genießen Ihre Schöpfungen; ich sehe und genieße mit, erzähle Ihnen meine Reisen, meine Bildungsgeschichte. Sie vollenden Ihre Ruhe, und mich. Waren Sie nicht immer väterlich gegen mich gesinnt?

Der Greis hing sich schluchzend an ihn, doch stumm. Gunthar umfaßte ihn, um den Augenblick, und gewann ihm den Entschluß ab. Nußbucher wurde gerufen, jede Anstalt gemacht, der Oheim kleidete sich. Ach! der Oberſthofmeister und seine Qual erwachten, als der Frack mit zwey Sternen von der zitternden Hand des ergrauten Kammerdieners zugeknöpft wurde. — Ich kann nicht! ächzte der alte Manshaupten.

Gunthar winkte dem stutzenden Nußbucher, der sich heimlich vom Hofe weg nach dem Lande freute, wo er geboren war, und gern noch einige Scheidetage stillen Sonnenschimmers zwischen sich und seinem Ende gesehen hätte. Schon rollte der Wagen im Hofe vor, die Pferde tanzten aus dem Stalle, der Greis ließ mit sich machen.

Die Cabinets-Tasche! sagte der Jäger, indem er die vollangestopfte auf den Tisch legte.

Ha! rief der Alte — sein Gesicht strahlte Entzücken. — Doch! setzte er kleinmüthig leise gegen den Neffen hinzu — wozu soll die Arbeit ohne Gunst? — Gunthar schüttelte unmerklich den Kopf.

Der Kammer-Fourier erwartet die Tagesbefehle, meldete der Laufer.

Hm! das ist etwas — sprach die Miene des Alten, der seinen stillen Jubel vor den Augen seiner Leute zusammen nahm. Er soll verziehen, verlautete er wichtig, ich habe noch zu thun.

Die Frau Gräfinn schicken, sagte etwas verdrießlich Nußbucher, und lassen Ihr Verweilen mit einer Unpäßlichkeit, die Sie um Mitternacht plötzlich befallen — —

Entschuldigen? O die liebe, gute, liebe, liebe, arme Frau! Was ist ihr denn? was hat sie denn? O die Arme! Arme! Ist der Laufer da? ist er da? — Er soll herein kommen! hier herein! zu mir! Ich muß ihn selbst fragen! — selbst! — die liebenswürdige, niedliche Frau, und ich war so ungerecht!

Der Laufer kam; helles Pferdegetrappel vor der Hausthür unterbrach das lebhafte Gesundheitsverhör. Der Oberſthofmeister eilte an das Fenster — ein Hofwagen hielt, ein Feldjäger trat ehrerbiethig herein — Durchlaucht wünschen, wenn es Euer Excellenz nicht incommodirt, Sie draußen auf der Jagd bey sich zu sehen — — Sie hätten gestern noch die Proposition nicht gewagt — doch Höchstihre Sehnsucht —

Sogleich! sogleich werd' ich aufwarten — — Ein Paradies glänzte in des Greises Augen.

Euer Excellenz eigener Wagen ist schon eingespannt, fuhr der Feldjäger fort, wie ich im Hofe sah. Vermuthlich eine Überraschung, die Hochdieselbe dem Fürsten zu machen — — —?

Richtig! nahm der von der Erbleichung über das Entdecktseyn zu der Freudenröthe über die glückliche Wendung Aufschwebende das Wort. — Mein Neffe geht eben auf's Land. — Nun lebe wohl, guter, bester Neffe — komme bald zurück — sieh recht nach in meinem — eigentlich (er lächelte die rasche Verabschiedung vergütend) d e i n e m Manshaupten. Adieu, mein Lieber! Er umarmte Gunthara, und eilte in den Hofwagen.

Nußbucher sah den Neffen gut-grämlich an, und sagte: Gehen Sie nur, gnädiger Herr — w i r folgen Ihnen doch bald. Er ging.

Gunthar verharrte in dem Nachdenken inniger, bittersüßer Momente. Ach! nicht jedem Damokles ist nebst der Lüsternheit des Dyonisischen auch sein gesunder Sinn beschieden! seufzte er dem Oheime nach, und fuhr dann, froh fest in seinem Lebensplane, nach dem reitzenden Wohnsitz der Väter.

D i e K o r n ä h r e,

nach dem alt-Französischen des Jesuiten F r a n z B i n e t.

Täglich treten wir die schönsten Wunder mit Füßen, während unsere Augen am Himmelsgewölbe vergebens (?) nach den Spuren der Vorsehung suchen. Da wirft jemand ein Körnchen in die schwarze, verwehete Erde. Es scheint auf immer verloren, aber die Natur nimmt es freundlich in ihren Schooß, und wärmt und verwandelt es. Bald nachher ist es wie ein Körnchen

feines Mehl, wie ein Stäubchen geronnene Milch, und plötzlich erwacht es und drängt sich zusammen und schlägt ein Würzelchen in die Erde, umringt mit Fäserchen, die alle an der todten Mutter saugen, bis die neue Pflanze geboren ist. Wie ein silberner Griffel bohrt es dann in die Erde, und hebt endlich in einer schönen Nacht das saphirblaue Köpfchen empor. Wenn nun die linden Frühlingslüfte wehen, so schiesst der Halm immer höher auf, und die Natur sitzt darin, ihn auszuzimmern und auszuglatten. Sie baut gleichsam vier Stockwerke, unterstützt sie mit Bogen und Pfeilern, um die schöne Last tragen zu können. Kaum schwankt nun der starke Halm über der erstaunten Erde, so entwirft die Natur in seiner Krone das Wunder der Vervielfältigung. Aus einem Körnchen schafft sie hundert. Wie in einer weichen Wiege und eingehüllt in seidene Windeln, schlafen die jungen Körnlein über einander. So liegen sie und saugen die süße Milch der Mutter Natur, bis sie stark und muthig genug sind, an das Licht der Sonne zu treten. Nun blühen sie, es ist die Zeit ihrer Liebe. Endlich werden sie reif und bekommen ein goldenes Kleid. Aber dann ziehen auch ihre Feinde daher, die Würmchen, Mücken und Vögel. Ach! wer hat nicht Feinde? Aber die gütige Natur gab den Körnern Panzer und Schild, und zog einen Wald von spitzigen Lanzen um sie her.

So liebt und schützt sie die wundervolle Lebenspflanze, und schafft alljährlich durch sie eine fröhliche Auferstehung. O herrliche Vorsehung! und der Mensch sagt, er suche dich vergebens!

An meinen Arzt und Freund
bey
Übersendung eines Lavendelkissens.

Verwelkte Blumen komm ich dir zu biethen,
Dein denkend las ich sie mit froher Hand;
Allein ihr Reitz erlag dem Sonnenbrand,
Das zarte Leben wich des Mittags Wüthen.
Auf Erden hat das Schöne nicht Bestand:
Selbst deine Kunst kann nimmer ihm gebiethen.
Die Zeit entführt des Daseyns schönste Blüthen.
Und nichts ersetzt ein Glück, das uns entschwand.

Drum wollt' ich dir der Blumen Duft bewahren.
Wohl dem, der dies im Zeitensturm erhält,
Den welken Kranz aus schön verblühten Jahren!

Wenn denn kein Frühling neue Knospen schwellt,
Lab' uns der Duft von Freuden, die da waren,
Und die Erinnerung sey unsre Welt.

Caroline Pichler.

Haidar an seine Söhne.

Ehret die Menschheit, meine Söhne, aber verweichlichet nicht in der Liebe des Menschen. Im Anblicke idealischer Würde des Geschlechtes stärkt sich die Kraft des Helden; aber ängstliche Pflege des Einzelnen — Schwächlinge und Weiber mögen sie vergöttern — seine Tugend ist sie nicht.

Wer das Leben liebt, ist ein Sclave von tausend Tyrannen, die sich unersättlich in das ärmliche Erbe theilen, womit das Chaos ihn ausstattete. Leben ist Mittel zum Zwecke hoher Bestimmung, ein Selbstzweck. Überläßt es dem Weichlinge, sein Ziel in der Wonne des Daseyns zu suchen.

Behauptet die Würde eures Bewußtseyns; übrigens bezahlet die Menschen in ihrer Münze. Augen, die kaum den Schein einer Lampe vertragen, mit Sonnenstrahlen zu blenden, ist grausam und unnütz.

Buhlt nie um die Gunst der Menschen! Sichert euch die Achtung der Menge; ihre Liebe ist so unwerth als unstät. Seyd stolz, meine Söhne! Wer sein Knie vor sterblichen Menschen beugt, verdient den Hohn des Stärkern nicht minder, als der Schwächling, der unter dem Joche despotischer Affecte im Staube kriecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über den Irrthum.
(Nach dem Französischen)

Sie fragen mich, ob der Irrthum den Menschen nütze? Von der Wahrheit soll man dieß fragen. Jener unterhält bloß mit angenehmen, diese nur mit traurigen Dingen. Sind wir glücklich, so macht uns der Irrthum glauben, unser Glück werde von Dauer seyn, und die Wahrheit beweist uns, daß es aufhören muß. Sind wir unglücklich, so lehrt uns die Wahrheit, daß wir es durch unsre Schuld, und für immer sind; der Irrthum hingegen überredet uns, daß wir unschuldig, und nur auf kurze Zeit leiden. Wenn von zwey Spiegeln einer Sie voll Liebenswürdigkeit, der andre voll Gebrechen darstellte, welchen zögen Sie vor?

Die Wahrheit, die sich niemahls ändert, ist eben deswegen dem Menschen, der sich immer ändert, so fremd. Der Irrthum hingegen wechselt unendlich, und schmiegt unserer wandelbaren Natur sich weit besser an. Überdieß hat er etwas gleichförmiges mit unserm Willen; denn unser Urtheil wird besonders durch

unsere Leidenschaften irre geleitet, und unsre Irrthümer enden alle damit, das sie nach unserm Gelüste sich fügen. Der Ehrgeizige hofft Alles, was er verlangt; der Geizhals genießt Alles, was er sich versagt; der Liebende träumt von Gegenliebe, jeder täuscht sich je nach seiner Lieblingsfantasie.

Wie sollten wir uns auch nicht täuschen? Alles trägt bey. Der Irrthum ist in uns, unsre Gefühle sind Wahn, unsre Urtheile Übereilung, unsre Kenntnisse das Resultat unsrer Verblendungen. Der Irrthum verhält sich zur Realität wie ein Landschaftsgemählde zu einer topographischen Karte. Hier ist nichts an seinem scheinbaren Platze, dort nichts an seinem wahren Orte; aber jenes gefällt, diese belehrt nur.

Der Irrthum ist selbst mehr nützlich, als angenehm. Er gründet den Frieden und die Eintracht in den Gesellschaften und Familien, indem er manchen verbirgt, daß sie verachtet, manchen daß sie gehaßt, manchen daß sie betrogen sind. Jeder Stand, jedes Alter dankt ihm sein Glück. Je weniger man sich gegen ihn stemmt, desto besser befindet man sich. Zum Beweise mag ihnen die naive Freude des Pöbels dienen, welcher sich dem Irrthume ganz überläßt, und der traurige Ernst des Philosophen, seines Widersachers und Verfolgers. Ferner die zwey angenehmsten Lebensperioden, Kindheit und Jugend. In jener kennt man nichts, in dieser lebt man völlig der Täuschung. — Noch mehr! Dem Irrthume danken wir das Gegengift aller unserer Übel. Er berauscht den Reichen im Purpur, und tröstet den Armen auf dem Strohlager. Er ist dein Schutzgeist, o Mensch! Im Glück und Unglücke verläßt er dich nicht, wiegt dich als Säugling, schmeichelt dir während deiner Pilgerschaft, lächelt dir noch auf deinem Wege zum Grabe. Alles ist Irrthum. Das entzückte Kind überhäuft seine Puppe mit Küssen; der Jüngling bethet die Buhlerinn an, die sein Verderben ist, der Familienvater liebkoset fremde Kinder, der Greis ist noch verliebt, der Sterbende pflanzt seinen Park noch an, und entwirft den Plan zu einem neuen Wohnhause. Ohne den Irrthum wäre das Leben traurig, weil man immer den Tod vor Augen sähe. Der Irrthum verbirgt uns dessen Nähe, und schafft uns fröhlichen Lebensgenuß, weil er uns überredet, daß wir noch lange, lange leben. U.

Notizen.

Wien. Am 31. May starb Joseph Haydn, im 79sten Jahre seines Alters.

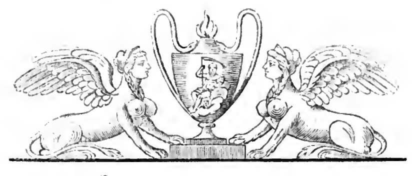
Am 28. May starb zu Hietzing nächst Schönbrunn Hr. Clery, der getreue Kammerdiener Ludwig XVI., und Herausgeber der Geschichte der letzten Tage dieses unglücklichen Monarchen.

Achromatische Gläser. Der schwere Krystall ist nach einer Erfindung des Manufacturisten Herrn Dufongerais zu Paris sehr brauchbar zur Verfertigung der achromatischen Gläser. Die Erfindung derselben ist eine der größten Entdeckungen des vorigen Jahrhunderts. Man verdankt sie dem berühmten Euler, und sie steigt nicht über das Jahr 1747 hinaus. Der Engländer Dolland war der erste, der nach den Grundsätzen dieses vortrefflichen Mathematikers Fernröhre verfertigte, die den Durchmesser der Gegenstände hundert Mahl vergrößern. — Die Französische Akademie der Wissenschaften hatte schon im Jahre 1766 in Ansehung der Verfertigung des Flintglases einen Preis ausgesetzt, der auch im Jahre 1773 dem Herrn Labaude, Director einer Glas-Fabrike, zuerkannt wurde; allein seine Proben entsprachen den Bedürfnissen der Optiker nicht, und die Akademie erneuerte im Jahre 1786 diese Preisfrage, und bestimmte dafür einen Preis von 12,000 Livr.; allein es war keiner, der denselben verdiente.

Hr. Dufougerais, bekannt durch die Wichtigkeit seiner Krystall-Manufactur auf dem Berge Cenis, legte dem National-Institute seine Arbeiten im Großen in diesem Fache vor, und sie erhielten die allgemeine Bewunderung. Diese Arbeiten bestehen in 600 Kilogrammen eines Glases, das gewichtiger als der Flint ist; es ist in Rollen geblasen, von welchen jede zwey Kilogrammen schwer ist. Die Natur und Beschaffenheit dieses Glases, das er der Untersuchung einer besonderen Commission des Institutes unterworfen hat, besteht aber darin, daß alle einsichtsvolle Optiker in Ansehung der vollkommensten Güte dieses Glases, womit sie eine große Anzahl achromatischer Gläser zusammen gesetzt haben, einmüthig übereinstimmen; und bey den Telegraphen und der Marine, wo sie zur Beobachtung der Signale angewendet wurden, fand man, daß sie den besten Objectiv-Gläsern aus der Dollandschen Fabrike an die Seite zu setzen sind. Das Glas des Herrn Dufougerais ist weit schwerer als das Flintglas; denn als man es sehr gewissenhaft auf einer Hydrostatischen Wage abwog, so fand sich die Schwere dieses Krystalls zu 3,588 in Vergleichung mit dem destillirten Wasser, während der schwerste Flint nur eine Schwere von 3,329 hatte.

Ein krystallenes Prisma des Hrn. Dufougerais, welches einen Winkel von 2 Graden hat, hört sogleich auf, die Gegenstände durch ein farbiges Licht zu zeigen, wenn man es mit einem Prisma von gemeinem Glase verbindet. Bey wiederhohlt angestellten Versuchen fand man, daß die Zerstreuung der Strahlen in diesem Krystalle sich zu der in dem schwersten Flintglase, wie 36 zu 30 verhält: die mittlere Fraction ist auf gleiche Weise weit stärker; sie beträgt 164, während die des Flintglases nur 160 beträgt.

Man ließ ein Fragment dieses vollwichtigen Glases in Linsen schleifen, die einen Brennpunct von 16° Milimetern hatten, und eine strenge Untersuchung lehrte, daß in Zukunft Frankreich, zu der Verfertigung guter achromatischer Gläser, die bey der Marine und dem Militärwesen so nothwendig sind, die Englischen würde entbehren können, indem eine genaue und unpartheyische Vergleichung zeigt, daß letztere durch die Französischen ganz ersetzt werden.



Der Sammler.

Dinstag, den —— 67. —— 6. Juny 1809.

Scenen aus dem Schauspiele: Themistokles.

(Beschluß.)

Dritter Act.

Sechste Scene.

Xerxes, Themistokles.

Xerxes.

Kaum hab' ich dich zum Feldherrn mir erwählet;
So biethet sich auch schon Gelegenheit,
Die Lorbeerkrone zu vergrößern, die
Dein Haupt schon ziert. Ein großes Unternehmen
Beschloß ich eben itzt. Du führst es aus.

Themistokles.

Wie glücklich fühl' ich mich, erhabner König,
Daß ich so bald für dich mich waffnen kann!
O gäben doch die Götter, daß das Glück
Mein Schwert begleite! doch, soll das Geschick
Mit einem Unfall droh'n; so treff' er mich,
Ja, mich allein. Das Heer des Xerxes siege,
Sein Feldherr geh' zu Grund': und werde dann —
Das Haupt nicht mit Cypressen, nein, mit Lorbeern
Umwunden — von den triumphirenden
Phalangen dir zu Füßen hingelegt.

Xerxes.

Das wollen ja die guten Götter wehren!
Nein, theurer Mann, nein, frohe Ahndungen
Erheben meine Brust. Nun höre mich:
Von neuem hat Lisymachus gewagt,
Zurücke dich zu fordern. Nun, ich will
Ihm dieses Mahl willfahren. Nach Athen
Will ich dich senden; doch als Sclave nicht,
Als Xerxes's Feldherr. Der Vertriebene
Kehr' im Geleite eines Heers zurück,
Ein fürchterlicher Genius der Rache.
Geh', eile, laß ganz Gräzien meinen Zorn
Empfinden; unsre Ketten trage Theben,
Und Sparta, und Korinth, Athen und Argos:
Dann erst bin ich, dann erst bist du gerächt.

Themistokles (für sich).

Ha, welch ein Donnerstreich! Ich ein Verräther?

Xerxes.

Du überlegst?

Themistokles.

Ach ändre den Befehl,
Mein König; noch heut, außer Griechenland,
Die Erde uns ein weites Feld zu Thaten.

Xerxes.

Eh' ich nicht Griechenlands verwegnen Stolz
Gebeugt, kann mich kein andrer Sieg erfreuen.

Themistokles.

Bedenke — —

Xerxes.

Mein Entschluß steht fest. Wer sich
Dem widersetzet, bringt mich auf.

Themistokles.

So wähle
Hierzu dir einen andern Feldherrn.

Xerxes.

Wie!

Themistokles.

Mit diesem Stab' leg' ich zu deinen Füßen
Die mir verlieh'ne Würde nieder.

Xerxes.

Hör' ich
Auch recht?

Themistokles.

Ich soll die väterlichen Mauern
Zerstören? Nimmermehr!

Xerxes.

Athen ist nun
Nicht mehr dein Vaterland; nein Susa ist's:
Da jene dich vertrieb, beschützt dich diese.

Themistokles.

Ach, Xerxes! in Athen ward ich geboren.
Natur, Instinkt heißt uns das Plätzchen lieben
Auf welchem wir zuerst die Welt erblickt.
Selbst wilde Thiere lieben in den Wäldern
Die Höhl', in welcher sie geboren sind.

Xerxes.

(für sich) Der Undankbare! (zu Themist.) Noch trägst du Athen
Im Herzen! Sprich: Was liebst du noch in ihr?

Themistokles.

O, Alles, Herr! Die Asche meiner Ahnen;
Die heiligen Gesetze; unsre Laren;
Die Sprache; die Gebräuche; all' das Blut,
Das ich für sie vergossen; all' den Ruhm,
Den sie mir einst gewährt; das Vaterhaus;
Die Luft, die ich als Kind schon eingeathmet.....

Xerxes (aufgebracht).

Genug! So sucht' ich denn vergebens, dich
Durch Gür' und Großmuth zu gewinnen?

Themistokles.

Diese
Steh'n ewig mir mit Feuerzügen in
Der dankerfüllten Seele. Xerxes zeige
Mir andre Feinde nur, und all mein Blut
Soll freudig für ihn strömen. Doch soll ich
Mein Schwert ins Herz der Brüder tauchen; so
Vergeb' er mir; eh' werd' ich für sie sterben.

Xerxes.

Athens Vertheidiger kann Xerxes's Freund
Nicht bleiben. Wähle nun.

Themistokles.

Nur eine Wahl
Bleibt mir. Du weißt sie schon.

Xerxes.

Bedenke, daß
An diesem Augenblick dein Schicksal hängt.

Themistokles.

Ich weiß es.

Xerxes.

Daß ich Macht besitze, dich
Zum Elendsten der Sterblichen zu machen.

Themistokles.

Doch zum Rebellen nicht.

Xerxes.

Du bist dein Leben
Mir schuldig.

Themistokles.

Doch nicht meine Ehre.

Xerxes.

Dich
Haßt Griechenland.

Themistokles.

Ich liebe es.

Xerxes.

So dankst
Du mir?

Themistokles.

Ach! in Athen ward ich geboren.

Xerxes (erzürnt).

Ha, Undankbarer! Fort; aus meinen Augen!
He, Wache! (Wache tritt ein) diesen nehmt gefangen, und
Bewahret ihn zur wohlverdienten Strafe. —
Wir wollen doch den starren Sinn noch beugen,
Den unbesiegten Muth noch wanken sehn. (geht ab).

Themistokles.

Die Schuld nur, nicht die Strafe kann mich schrecken:
Wer kein Verbrechen kennt, kennt keine Furcht.

J. Mosel.

Charaden.

1.

Immer spricht sich in den ersten beyden
Das Gefühl von Wehmuth und von Leiden,
Doch nicht selten nur Verstellung, aus;
Heiterkeit verkündet stets die dritte.
In der edlen Griechen freyer Mitte
Huldigte dem Ganzen früh die Sitte;
Später war Britannien sein Vaterhaus.

El.

2.

Mein Erstes ist nicht mehr seit ein'gen Jahren,
Den Nahmen aber wird die Zeit bewahren;
Mein Zweytes kann der Arme nur entbehren,
So lang des Sommers warme Tage währen,
Bedürfniß ist es sonst für Jedermann.
Das Ganze kennt gewöhnlich nur der Norden,
Dort wenden Völker es und Horden
Zum Unterricht und zur Erinn'rung an.

K. St.

Räthsel.

Als Psych' erwiedert' Amors Gruß,
Zum ersten Mahl in seinem Arm
Von Liebe bang, von Liebe warm,
Gebar mich beyder Wonnekuß.

Wie Morgen frisch, wie Abend mild,
Durchsichtig, glühend, zart, und fein,
Voll Leben, ohne Mark und Bein,
Ganz meiner Ältern Ebenbild.

Der Schönheit Schlummer bin ich nah;
Wenn einen Busen Sehnsucht hebt,
Wenn Unmuth zürnt, und Scham erbebt,
Und Freude taumelt, bin ich da.

Nie war ich, suchte man, bereit;
Und blöd' und sprachlos bin ich sehr;
Doch oft der Unschuld einz'ge Wehr,
Voll siegender Beredsamkeit.

Und glaubt mir, was mein Schweigen spricht:
Wenn plötzlich in die Augen fällt;
Was gern geheim ein Mädchen hält,
Spricht selbst der Suada Lippe nicht.

Baggesen.

Die Griechischen Frauen neuer Zeit.

(Aus Villoison's berühmten Manuscripten.)

Die Griechinnen besitzen gewöhnlich nicht die Schönheit, die man an den alten Statuen bewundert. Sie sind vielmehr hübsch, als schön, aber alle haben schöne Augen, eine gleich herniedergehende Nase und einen etwas langen Hals, der bey den Griechen, Armeniern und andern Bewohnern der Levante überhaupt stärker ist, als bey uns, weil er nicht durch Halsbinden zusammen gepreßt wird. Ihr Blut ist durch Vermischung mit den Türken verdorben worden, besonders zu der Zeit, als man mit dem Caratch eine gewisse Anzahl von Kindern beyderley Geschlechtes aus jedem Dorfe wegführte; was aber jetzt nicht mehr statt findet.

Die schönsten Weiber findet man vorzüglich in den Dörfern der beyden Inseln Tine und Zephante; auf Patmos, Santorin und Stampalia trinken sie niemahls Wein.

Die Griechischen Frauen sind gewöhnlich sehr fruchtbar, und stillen ihre Kinder selbst. Sie kommen weit leichter und glücklicher nieder, als in der Levante, wo die Wehen weit angreifender sind. Es gibt gar keine Accoucheurs, sondern nur Hebammen, die tausend abergläubische Handgriffe haben. Die auf Naxos haben eine Sitte der Lacedämonier beybehalten. Die Hebammen zu Sparta, erzählt Plutarch, badeten die neugebornen Kinder nicht, wie es sonst überall gewöhnlich, in Wasser, sondern in Wein, um ihre gute Constitution zu prüfen, und hüteten sich, sie einzuschnüren und einzuwindeln. Sie ließen ihnen vielmehr den ganzen Körper frey, um ihnen ein liebenswürdiges und ungezwungenes Ansehen zu geben. Darum kauften auch fremde Ammen aus Lacedämon und Amycla. Die Amme des Alcibiades soll dort her gewesen seyn; wenigstens bezeugt das, wie Plutarch im Leben des Alcibiades Th. 3. S. 1 sagt, Antisthenes.

Auf der Insel Stampalia verheirathen sich die Mädchen sehr jung, gewöhnlich mit 12 bis 14 Jahren, manchmahl sogar ehe sie mannbar sind. Diese frühzeitigen Ehen waren vor der Regierung des jetzigen Kapitan Pascha, der auf gute Zucht und Ordnung hält, weit häufiger; denn sonst fürchteten die Ältern immer, die Türken möchten wider ihren Willen über ihre Kinder verfügen. Auf Patmos verlobt man sie zeitig, bisweilen mit 10 oder 11 Jahren, aber man verheirathet sie erst 2 oder drey Jahre hernach. Auf Thermia verehlichen sie sich ebenfalls sehr jung.

Es gibt weit mehr Mädchen als Jungen auf den Inseln, so daß gewöhnlich 4 bis 5 auf einen Mann kommen, und sie würden es sehr zufrieden seyn, wenn man Lycurg's Gesetz gegen die Hagestolzen einführte.

Wenn die Ältern sich der Verheirathung zweyer Liebenden widersetzen, so entführt der Liebende manchmahl sein Mädchen. Es ist genug, wenn er es dahin bringt, daß sie eine einzige Nacht außer'm Hause schläft, denn dann ist es mit einer Summe Geld abgethan, die der Griechische Bischof für die Eheeinsegnung empfängt. Zu Sparta mußten alle Freyer ihre Mädchen entführen, wie Plutarch berichtet, Tom. I. p. 336.

Die Mädchen in der Levante sind insgemein sehr auf ihrer Hut, weil der geringste Argwohn gegen ihre Aufführung ihnen hinderlich seyn würde, einen Mann zu finden. Wenn sie auf Naxos einen gegen den Willen ihrer Ältern heirathen wollen, so schleichen sie sich zu dem Priester, wenn er vom Altare herabsteigt, und rufen ihm vereint mit ihren Liebsten zu: Ich nehme den und den zum Manne. . . .

Die Weiber erlauben sich weit mehr Schwachheiten, vorzüglich auf den Inseln, wo sich die Türken aufgehalten haben, wie auf Paros, Micone, Tine, Naros und Thermia. Sie sind hier weit freyer, als anderwärts, und ihre Männer weit weniger eifersüchtig. Die Papas treiben ihre Gastfreundschaft so weit, daß sie mich zwangen, ihre Frauen zu umarmen, sie an den Busen zu drücken, und mit ihnen auf dem Balle, wo ich mich befand, zu tanzen. Übrigens hält's in der Griechischen Kirche nicht schwer einen andern Mann zu bekommen, beynahe so oft sie wollen, und die Weiber bedienen sich auch dieses Vorrechts, besonders auf Stampalia. Die anständigsten, ehrbarsten und eingezogensten sind die katholischen Weiber auf Santorniotis. Ein Mann, der ihnen zwey Mahl einen Besuch abstattete, würde sich verdächtig machen, und ihrem guten Rufe schaden. Ein junger Mensch, der mit einem jungen Mädchen auf der Gasse spräche, würde sich entehren.

Nie gibt sich ein Griechisches Weib in der Charwoche unmittelbar vor oder nach dem Genusse des heil. Abendmahles hin.

Auf den Inseln sind die unbescheidensten Weiber auf Scios. Diese liegen alle am Fenster, rufen die Fremden unter dem Vorwande, ihnen Mützen zu verkaufen, herbey, und tanzen mitten unter den Türken, von denen sich auch mehrere solche Frauen halten. Übrigens muß sich ein Fremder nicht durch die scheinbare Gefälligkeit der Griechischen Weiber betrügen lassen.

Die begüterten Frauen auf den Inseln kleiden sich nach Smyrnischer oder Tinischer Weise, welches der Venetianischen Kleidung gleicht. Auf Syra tragen sie sich wie zu Stambul, d. h. wie die Franken auf Pera.

Auf Mycone gibt's Weiber, die zwölf Röcke über einander haben, ungerechnet die Unterhosen (calçons) Hier ist nähmlich von denen die Rede, die sich nach Tinischer Art kleiden. Eben so ist es auf Andros. Je dicker ihr Hals ist, für desto schöner halten sie sich. Eben so ziehen sie fünf bis sechs Paar Strümpfe an. Das Hauskleid der katholischen Weiber auf Naros ist im Sommer beynahe wie das der Französinnen, bis auf die Unterhosen. Die Kleidung nach Tinischer Weise besteht aus Anzügen der Italienerinnen, welche die Griechischen Kaufleute zu Ancona, Senigaglia, Venedig und Neapel kaufen. Dieß ist ihr vorzüglichster Handelszweig. Die Kleidungen der Schauspieler gefallen den Griechischen Damen am meisten.

Die Griechischen Frauen haben viel Gold, Perlen und Diamanten. Visconti sah solche auf den Inseln, die für 2000 Piaster Schmuck, und nur 150 Piaster Einkommen hatten. Auf den Inseln bringen sie damit die Zeit hin, daß sie mit ihren Mädchen Wolle spinnen. Sie leben auf einem sehr vertrauten Fuß mit diesen, die meisten Theils auch eine eben so gute Erziehung haben, als ihre Gebietherinnen.

Die Griechen behandeln die Weiber mit weit weniger Achtung, als die Türken, die sich wegwenden, um sie nicht anzusehen, die jederzeit einer schwangern Frau ausweichen, und ihr stets auf den Straßen das anbiethen, was sie zu wünschen scheint. Griechen und alle Morgenländer, besonders die Armenier, lassen sich von ihren Frauen bedienen wie von Dienerinnen. Sie müssen ihnen die Pfeife, ihren Kaffeh und ihre Pantoffeln herbringen.

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Paris. Den 15. April hat Herr Basange dem Französischen Kaiser eine Prachtausgabe seiner Übersetzung der Ilias von Homer gewidmet und übergeben, die auf das feinste Velin-Papier gedruckt war. Die Titel sind in goldenen Buchstaben, und mit antiken Büsten von Achill und Homer geziert. Diese Ausgabe, wovon nur 15 Exemplare existiren, gereicht der Französischen Buchdruckerkunst zur größten Ehre.

Doctor Ebel's Werk über den Bau der Erde in dem Alpengebirge (Zürich 1808) zeigt uns ganz neue frappante Ansichten, die auch mit den v. Humbold'schen Erfahrungen auf das genaueste harmoniren. Es ist nach ihm nicht wahr, daß der Granit das Muttergestein, oder den Körper der Erdrinde, ausmacht, sondern er kommt, wie alle andere Gebirgsarten, auch geschichtet vor, und lehnt sich nicht selten auf eine Schichte von früherer Formation. Die Schichten der Gebirgslagen sind äußerst ruhig aus dem chaotischen Urmeere durch Krystallisation abgesetzt worden, und stehen alle wie Folianten in einer Bibliothek (und unter ihnen viele wahrhaft senkrecht) neben einander, so daß die meisten ihrer Schichten von Savoyen an bis in die Ungar'sche Ebne verfolgt werden können.

Die Erde müßte nach diesen Thatsachen und Ansichten einer Krystall-Druse gleich seyn, deren Ecken sich wohl später, aber noch nicht ganz, durch stürmende Meeresfluthen abgerundet, und der Schutt, welcher von dieser Operation abfiel, die Thäler noch nicht vollkommen ausgefüllt haben.

Große herrliche Gedanken erzeugend ist diese Ansicht, aber noch unendlich weniger Trost für die grabenden Menschen, einst auf den gediegenen Kern der Erde selbst zu kommen. Die Geognosten fangen an, ihre alten Ansichten, die immer nur auf den Einfällen luxuriöser Köpfe beruhten, zu verlassen, um sich mit Verwunderung an die v. Humbold's und Ebel'schen anzuschließen.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 68. — 8. Juny 1809.

Belisar.

Eine biographische Skizze.

Im sechsten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung war Rom, die ehemahlige Weltbeherrscherinn, in den Rang einer armseligen Provinzialstadt getreten, und Constantinopel die Hauptstadt der christlichen Welt, des Europäischen Luxus, und des mächtigsten Fürsten unsers Welttheils. Die Herren des Orientalischen Kaiserthums herrschten noch über einen beträchtlichen Flächenraum des Erdbodens, Überbleibsel vom großen Erbe Roms; ihnen gehorchten noch Klein-Asien, und vielerley Länder bis zum Euphrat und Caspischen Meere; ihnen noch was zwischen dem Hellespont und den Adriatischen Küsten, zwischen der Donau und dem Mittelmeere lag; unter ihrem Schutz wohnten noch Ägypten, Rom, Neapel, Sicilien; aber meistens waren dieß verödete, entvölkerte Länder worden. Wilde Völkerhorden drangen aus dem Orient hervor, andere aus dem Norden Europens, eroberten eine Provinz um die andere, ließen sich daselbst nieder und vermischten ihre barbarischen Gesetze und Sitten mit der weichlichen und üppigen Lebensart der Überwundenen.

Die Kaiser in Constantinopel, selten Männer von Geist und den Pflichten des Thrones gewachsen, schwelgten in allen Freuden des Luxus, während ihre Provinzen unter Despotismus und Gesetzlosigkeit verdarben. Wissenschaft und Kunst wurden durch die Zerstörungen des Krieges oder entnervender Üppigkeit immer seltener. Mönche, Verschnittene und Weiber, die den Pallast der Griechischen Kaiser füllten, machten ihn zum Schauplatz ihrer Intriguen, die Regierung zu ihrem Spielball, und die Schätze des Staates zu ihrer Beute. Factionen in den Theatern Constantinopels entschieden nicht selten auch über Reichsangelegenheiten, und selbst der kaiserliche Thron ward zuweilen von ihnen, oder den Leibwachen, oder den Weibern verschenkt.

So erhob sich z. B. der Sohn eines armen Thracischen Bauers im Jahre 518 zum Kaiserthron. Er konnte nicht lesen, nicht schreiben; war aber ein wackerer Soldat, der Soldaten Freund, und hielt noch keiner der schlechtesten Monarchen, wenigstens in allem Ernst auf Ordnung. Er hieß Justin I., und die Geistlichkeit seiner Zeit pries ihn nicht wenig, weil er eine christliche Kirchenpartey, die schon vor zweyhundert Jahren ein Afrikanischer Theolog Nahmens Arius, gestiftet hatte, und verwegen genug den Stifter des Christenthums nicht für Gott selbst hielt, bis aufs Blut verfolgte.

Er machte seinen Schwestersohn zum Nachfolger. Dieß war nun Justinian I., der, aus Thracisch-Deutschem Geblüt entsprungen, von Geburt ein Dacier war und vor der kaiserlichen Adoption den wilden Nahmen Upravda führte.

Justinian, ein Mann nicht ohne Talent, nicht ohne Bildung, hatte mehr Sinn, als Kraft für das

Gute, mehr Eitelkeit als edeln Ehrgeiz. Er wollte nur glänzen; aber für diesen Glanz verschwendete er den Schatz, den seine Vorfahren oft mit grausamen Mitteln zusammen gescharrt, und entvölkerte das Land. Er ließ ein Gesetzbuch von seinen Rechtsgelehrten zusammen tragen, wobey er wenigstens das Verdienst des guten Willens zeigte, und Kriege führen, die seinen Nahmen verherrlichten, seine Generale reich und das Land arm machten.

Genug, die Juristen lobten ihn, die Theologen betheten für ihn, während die Nationen weinten. Selten aber sieht ein schwacher Regent, oft der stärkste kaum, durch die Weihrauchwolken höfischer Schmeicheley die Thränen seines Volkes. Auch Justinian sah sie nicht, und um so weniger, da er wirklich zu den schwachen Fürsten gehörte. Er war unter den entartenden zur Barbarey versinkenden Griechen ein Ludwig XIV.

Sein Hof war der glänzendste in Europa, sein Reich das gedrückteste. Er begünstigte Kunst und Wissenschaft, weil es ihm wohl that, als großer Mann vergöttert zu werden. Er führte beständige Kriege, ohne selbst Soldat zu seyn, und führte sie meistens glücklich, weil er einige vorzügliche Generale hatte, die er Anfangs zu gewaltig machte, und zuletzt selbst beneidete und gern stürzen sah. In seiner Jugend war er Wollüstling, im Alter bußfertiger Frömmler, der Ketzer verfolgte, und von Geistlichen umringt über dunkle, oft höchst seltsame Religionsfragen grübelte. Den größten Beweis von Schwäche gab dieser hochgepriesene Erdengott aber dadurch, daß er sich von seiner Gemahlinn blindlings leiten ließ, und selten gut geleitet wurde.

Auch von ihr müssen wir ein Wort sagen. Sie hieß Theodora, und war von niederer Herkunft, welches ihr die Geschichte niemahls zum Vorwurf machen wird, welche über den Adel des Gemüths den Adel der Wiege gern zu vergessen pflegt. Doch Theodora konnte sich weder des einen, noch des andern Adels rühmen. Ihr Vater war eine Art Stallknecht gewesen, der sein Brod damit verdiente, daß er die Thiere fütterte, die zu den öffentlichen Spielen im Hippodrom gebraucht wurden. Ihre Mutter verdiente das tägliche Brod vermuthlich auf noch schlechtere Weise, denn sie führte ihre Tochter Theodora, die das Unglück hatte, ein sehr schönes Mädchen zu seyn, selbst in die Geheimnisse der Wollust ein. Theodora, nicht nur schön, auch verschmitzt, glaubte den Handel mit ihren Reitzen auf eigne Rechnung treiben zu sollen. Sie ward Schauspielerinn, öffentlich unterhaltenes Freudenmädchen, ging mit dem Gouverneur von Pentapolis nach Afrika, ward von ihm wieder verstoßen, kam in tiefster Armuth nach Constantinopel zurück, setzte ihr schmachvolles Gewerbe fort, lernte den vom alten Kaiser adoptirten Prinz Justinian kennen, fesselte ihn, ward seine Gemahlinn, und endlich mit dem Diadem des Orients geschmückt, seine Mitregentinn.

Die Kaiserinn lebte ungesehen von der Hauptstadt, da sie sich auf den Theatern nur zu viel gezeigt hatte, in den prachtvollen Lustschlössern und Gärten an den Gestaden des Propontis und Phosphorus, umgeben von ihren Hofdamen und Verschnittenen. Hier gab sie ihrem Gemahl, der sie anbethete, hier der ganzen Orientalischen Welt Gesetze; sie selbst empfing von zwey Leidenschaften — vom Geldgeitz und der Herrschsucht — die ihrigen.

Der Blick auf ihre schimpfvolle Vergangenheit machte sie argwöhnisch gegen die Großen des Reichs, die ihr selten ehrfurchtsvoll genug huldigen konnten, — der Blick auf ihre Zukunft, wenn Kaiser Justinian sterben sollte, machte sie habsüchtig, um durch ungeheuren Reichthum jedem Schicksal trotzen zu können. Denn alle Hoffnungen, dem kaiserlichen Thron einen rechtmäßigen Erben zu gebären, waren für sie dahin; nur eine Tochter hatte sie, als Kaiserinn zur Welt gebracht, aber auch diese war ihr früh durch den Tod entrissen worden.

Unter den Vertrauten dieser Kaiserinn stand auch Antonina, die Gemahlinn Belisars; Antonina war niedriger Abkunft wie ihre Gebietherinn, Tochter eines Fuhrmanns, ehrgeitzig und wollüstig, und durch Unkeuschheit das Bette des Mannes entehrend, dessen Nahme unter den ersten der Feldherren glänzte. Antonina's Schlauheit und Einfluß hatten vielleicht mehr für Belisars Erhebung gethan, als sein tapferes Schwert.

Belisar, seines Monarchen Landsmann, aus Germania in Dacien, oder dem Lande geboren, welches heute unter dem Nahmen Servien bekannt ist, diente Anfangs mit Glück und Auszeichnung unter Justinians Leibwachen. Die Geschichte seiner Jugend aber ist dunkel. Er ward erst zur Feldherrnstelle berufen, da Justinian mit Theodoren den kaiserlichen Thron bestiegen hatte.

Das allgemeine Sittenverderbniß machte auch ihn gleichgültiger gegen die Schande, mit welcher ihn Antoninens Ausschweifungen bedeckten. Durch sie ein Günst-

ling der Kaiserinn und so des Kaisers, zog er ihre Tugend nie zu strenger Rechenschaft, und verkaufte seine Nachsicht, als wahrer Weltmann, gern um Titel und Würden, die ihm vom Hofe zuflossen, an welchem sie eine der ersten Rollen spielte. Man kannte an diesem Hofe keine edlere Leidenschaften, als nach Ehrenplätzen geitzen und Schätze zusammen raffen. Alles andere ward dafür hingeopfert. Belisar war nicht besser, als seine Zeitgenossen; er drängte sich zu Befehlshaberstellen, um Geld zu machen, und pachtete eine Zeit lang sogar den Italienischen Krieg, um ihn auf eigene Rechnung führen zu können.

Als Feldherr machte er seine Probejahre im Kriege gegen den Persischen König Cobad (Cabades) ums Jahr 529. Mit einem Armeecorps, kaum 25,000 Mann stark, noch schwächer durch Muthlosigkeit und Mangel der Kriegszucht, konnte er keine entscheidende Siege erfechten. Aber in den Ebenen von Dara, in den Wüsten von Syrien, an der Spitze eines verwilderten, zuchtlosen Haufens entwickelte die Noth in ihm die Kräfte des Genies. Durch Eilmärsche härtete er sein Heer ab; durch List mehr, als Tapferkeit, gewann er den Persern manchen Vortheil ab, er lähmte die Macht des Feindes, die er nicht zerstören konnte, und trat nach dem Frieden nicht ohne Ruhm vor seinen Kaiser.

Justinian hatte ihm aber bald einen wichtigen Dienst zu danken, da beym öffentlichen Aufruhr des Volks von Constantinopel Leben und Krone des Orients auf dem gefährlichen Spiele standen.

Der Hippodrom war zu Constantinopel der große Platz, wo dem Volke, auf Unkosten des kaiserlichen Schatzes, große Spiele gehalten wurden. Zwey Wagen flogen von schnaubenden Rossen bespannt, im Wettstreit, die lange Bahn hinab, und wer das Ziel zuerst erreichte, den krönte der Jubel der Zuschauer. Andre Wagen folgten den ersten, und oft über hundert Wagen verherrlichten das Gepränge eines einzigen Tages. Die wettrennenden Wagenführer waren in Parteyen getheilt, deren jede es der andern an Kunst und Geschicklichkeit zuvorthun wollte. Jede Partey war an den Farben ihrer Tracht erkennbar. Es gab eine rothe, eine weiße, eine meerblaue und eine hellgrüne. Die beyden letztern waren zur Zeit Justinians schon längst die mächtigsten geworden, und die Zuschauer selbst, indem sie sich mehr für die eine oder für die andere interessirten, hatten sich in ähnliche Parteyen getheilt, die, statt der Wettrennen, oft Religions- oder Staatsangelegenheiten zum Vorwand gegenseitiger Verfolgungen machten. Vom kirchlichen Fanatismus erhitzt, machten die Factionen den Hippodrom oft zum Schlachtfeld. An einem Feste unter der Regierung Kaisers Anastasius ermordeten die Grünen, welche heimlich Dolche zum Spiel mit gebracht, dreytausend Menschen von der blauen Partey.

Schon das Daseyn einer solchen Partey beurkundet die Schwäche der Regierung, noch mehr aber, wenn der Regent selbst sich zum Haupt einer begünstigten Faction macht. Justinian gab den Blauen vorzugsweise seine Huld, weil sie die Sache der orthodoxen oder katholischen Kirchenpartey gegen andere Religions-Secten führten. Aber die Erbitterung der Parteyen, verbunden mit der elend verwalteten Gerichtspflege und den unaufhörlichen Erpressungen von Abgaben führte endlich zu Anarchie und Empörung.

Justinian gab im Januar des Jahres 532, des fünften seiner Regierung, öffentliche Feste und Wettrennen, im Hippodrom. Die Grünen stöhrten durch den Ausbruch ihres Mißmuthes mehr als ein Mahl die Freuden des Wettrennens. Der Kaiser schalt sie; sie vertheidigten sich lange mit schuldiger Ehrfurcht, und warfen dem Monarchen nur die Vorliebe für die Blauen, die Ausschweifungen und Grausamkeiten dieser Partey vor, welche alle Stellen besetzte, das Recht verkaufte, ungestraft die Grünen meuchelmorden, deren Weiber und Töchter entehren und das Gut der Ermordeten an sich reißen konnte.

Zürnend stand, nach langem Wortwechsel, der Kaiser auf, und verließ, von den Verwünschungen der Grünen begleitet, den Hippodrom, während mit fürchterlichem Toben die Blauen sich erhoben, und die Grünen aus dem Hippodrom vertrieben. Ganz Constantinopel gerieth darüber in Bewegung, in Wuth und Schrecken. Dem umherschwärmenden Pöbel begegnete nun zufällig ein Zug von Missethätern, die der Präfect zum Richtplatz führen ließ. Schon waren fünf derselben enthauptet, oder gehangen, als der Pöbel eindrang und die zwey letzten mit Gewalt vom Galgen befreyte. Diese beyden waren bekannte Meuchelmörder, aber der eine von der blauen, der andre von der grünen Farbe, ein Umstand, der zur Vereinigung beyder Parteyen und zum gemeinsamen Aufbruch gegen die obrigkeitlichen Gewalten beytrug. Im Augenblick loderte der Pallast der Präfectur in Flammen auf; die Gefängnisse wurden erbrochen, die Truppen, welche zur Stillung des Aufruhrs herbey kamen, zurück ge-

schlagen. Die erbitterten Soldaten schonten keiner heiligen Stätte; aus allen Fenstern, von allen Dächern mit Steinen geworfen, schleuderten sie wieder Feuerbrände in die Häuser. Eine zahllose Menge von bürgerlichen Gebäuden und ansehnlichen Pallästen ging in Flammen auf, ja, die St. Sophienkirche selbst, die Hauptkirche Constantinopels, und ein Theil des kaiserl. Pallastes versanken in der ungeheuren Feuersbrunst.

Umsonst eilte Justinian in den Hippodrom, und schwor seinen Unterthanen auf dem Evangelium Erleichterung der Abgaben und bessere Justizpflege zu. Das mißtrauische Volk hörte die Eide der Furchtsamkeit nicht und der Tumult dauerte fort. Justin zitterte für seinen Thron. Er ließ die Neffen des verstorbenen Kaisers Anastasius verhaften und in seinem Pallast verwahren, damit sich ihrer zu seinem Nachtheil nicht das Volk erinnere. Am sechsten Tage des Aufruhrs verstieß er aber unentschlossen diese Prinzen, in denen er kurz vorher noch einen Gegenkaiser zu sehen gefürchtet hatte, wieder aus dem Pallast. Und wirklich rief der Pöbel einen derselben, den Hypatius, sogleich zum Orientalischen Kaiser aus; schleppte ihn im Triumphe zum Constantinischen Forum, und schmückte sein Haupt, da das Diadem fehlte, wider seinen Willen mit einem köstlichen Halsschmuck.

(Die Fortsetzung folgt.)

Haidar an seine Söhne.

(Fortsetzung.)

Nur der ist unglücklich, der außer sich das Object seiner Wünsche sucht. Was du dir nicht selbst zu geben vermagst, was der Zufall spendet oder trüglicher Menschensinn, ist dem Weisen — Glück, das er auffaßt für höhere Zwecke, aber ein Gut, das er mißt zur Vollendung seiner Hoheit. Unabhängigkeit von jeder bestimmten Einwirkung der Dinge, Selbstseyn durch eigen errungene Vollkommenheit ist die Würde des Mannes.

In sich selbst hat der Lichtpunct seine Kraft und seine Stärke. Ob die engen Wände des Scheffels ihn begränzen, oder ein gedehnter Raum ihn auffaßt: ob die schwarze Matte ihn einsaugt, oder der Spiegel ihn widerblitzt: — er bleibt derselbe. Die Gegenstände gewinnen in seinem Strahle, oder dieser verliert sich in der Düsternheit; aber das ändert ihn nicht.

So der Weise, meine Söhne! O wer diese Höhe erreichte! Selige Sicherheit! — Laßt Tyrannen über ihn herfallen, laßt das Geschick stürmen, laßt alle Übel der Erde um ihn her erwachen in ihrem Grimme: — er sieht lächelnd den Verlust dessen, was er hat, und bleibt unerschütterlich auch im Kampfe gegen Vernichtung — was er ist.

Die Kunde des Todes ist die Quelle der Weisheit. Wer oft in der Stunde der Mitternacht an der Stätte der Verwesung weilt, stärkt sich mächtig für Freyheit der Seele. Nur Freundschaft des Todes macht unüberwindlich gegen Tyranney der Menschen und des Zufalles. Kinder, Weiber und Thoren beben bey seinem Anblicke. Der Weise lächelt. Mit Ruhe hinab zu steigen in die Grube voll Nacht, ist ein Vorrecht geprüfter Größe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Beytrag zur künftigen Biographie Lutherburg's.

Der vortreffliche Landschaftmahler Lutherburg, der noch jährlich die Kunstwelt in London durch seinen Schöpfergeist bereichert, wird ein Mahl für einen Deutschen, das andre Mahl für einen Schweizer ausgegeben; in der That ist er aus Straßburg im ehemaligen Elsaß gebürtig. Sein Vater war aus Basel in der Schweiz, ließ sich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Straßburg nieder, und mahlte Portrats und Landschaften in Öhl nicht ohne Verdienst; es sind noch manche seiner Arbeiten dort vorhanden. Derselbe hieß Philipp Jacob Lutherburg, wie der Sohn, welcher den 1. Nov. 1740 in Straßburg zur Welt kam. Seine Mutter war Katharina Barbara Heitz, von der Familie der geschickten Buchdrucker Heitz, aus deren Officin die schönen griechischen Editionen Brunk's hervorgingen. Der junge Lutherburg fing frühe an mit Eifer zu zeichnen, machte aber dadurch seinem Vater manchen Kummer, daß er nicht methodisch arbeiten mochte, und z. B. wenn er einen Mann zeichnen wollte, statt zuerst den Kopf und die Gliedmaßen zu entwerfen, vor allem den Hut hinsetzte und dann so von oben herab zeichnete. Seine Progressen waren jedoch bald bedeutend, und schon im fünfzehnten Jahre ging er nach Paris, wo er seine Bildung unter Casanova vollendete. Lutherburg entwickelte bald seine Talente in einem so vorzüglichen Grade, daß er im 22. Jahre seines Alters als Mitglied der Mahler-Akademie in Paris aufgenommen wurde. — Doch blieb er nur bis 1771 in Paris, und begab sich in diesem Jahre nach London, wo er seitdem seinen Aufenthalt behielt. — Lutherburg zeichnet sich vor Allen durch das innere Leben seiner Fantasie aus, so, daß wenn ein andrer Mahler aus mühsam zusammen gelesenen Skizzen seine Landschaften hervor zu bringen strebt, jener die ganze Natur in seiner Brust trägt, und mit sprudelnder Fülle in seine Gemählde überträgt. — Wir bringen hier noch in Erinnerung, daß Lutherburg der erste Erfinder des nun so genannten Théâtre pittoresque et mécanique ist, dergleichen eines vor etwa fünf und zwanzig Jahren die damahls associirten Künstler Pierre und Gabriel in Straßburg bauten, das nähmliche, welches nun Pierre schon lange Zeit mit immer gleichem Beyfalle in Paris ausstellt. Früher fanden wir für dieses Kunstwerk in einem Deutschen litterarischen Journale, wo von dieser Erfindung Lutherburg's die Rede ist, und dessen wir uns in diesem Augenblicke nicht entsinnen können, den Nahmen Eydophysikon. — Noch lebt eine ältere Schwester Lutherburg's in Straßburg. Ein früherer Zögling Lutherburgs, Hr. Siegrist, welcher in Straßburg lebt, ist ein sehr guter Mahler, und es hat ihm nur Gelegenheit und mehrere Aufmunterung gefehlt, um seinen Nahmen bekannter zu machen. — L.



Der Sammler

Samstag, den — 69. — 10. Juny 1809.

Belisar.

(Fortsetzung.)

Schon sann Justinian auf Flucht. Aber Theodora rettete durch ihren stolzen Muth des Kaisers Ehre und Thron, indem sie im versammelten Staatsrath rief: „Lieber den Tod! Wer ein Mahl die Herrschaft gehabt, darf den Untergang seiner Würde nie überleben. Für Fürsten ist nur der Thron ein ehrenvolles Grab!" Auch Belisar stand in dieser Versammlung, welche den erhabenen Muth der Kaiserinn bewunderte. Dieser Feldherr, vertrauend auf die gegenseitige Eifersucht der grünen und blauen Partey, unternahm es endlich, die Empörung mit einem Blutbad zu stillen, wo die Factionen mehr, als seine Truppen für ihn streiten sollten. Er konnte nur auf die Treue von 3000 Veteranen zählen; welche zum Theil mit ihm schon in Persien gefochten. In zwey Abtheilungen, deren eine er selbst, die andere der Befehlshaber Mundus anführte, zog diese Schaar durch Nebenstraßen und brennende Gebäude zum Hippodrom, wo das Volk beyder Parteyen gedrängt beysammen stand.

Die Truppen drängten durch des Hippodroms zwey entgegengesetzten Pforten ein, und riefen den Tod aus über die Grünen; die Blauen schon voller Reue wegen des Vergangenen, faßten die Gelegenheit, sich dem Kaiser wieder theuer zu machen, und ihrem Haß der Gegenfaction ein blutiges Opfer zu bringen. Das schrecklichste Gemetzel füllte den ungeheuren Spielraum mit Strömen Bürgerblutes. Ohne Ansehn der Farbe mordeten die Soldaten jeden. Über dreyßig tausend Menschen wurden in wenigen Stunden erschlagen, und am folgenden Tage auch Hypatius, sein Bruder Pompejus, und achtzehn Personen hohen Ranges, als Mitschuldige hingerichtet.

Zu dieser Zeit aber lag, wie Constantinopel und das ganze Griechische Reich, auch die übrige Welt, wohin seit einem halben Jahrtausend das Christenthum gekommen war, in kirchliche Glaubensparteyen zerfallen. Wie Justinian die Anhänger der Athanasianischen Confession, oder der rechtgläubigen Kirche vorzüglich begünstigte, fand die Arianische Glaubenslehre, welche die Gottheit Christi läugnete, unter den Vandalen, Sveven, Alanen und andern Europäischen halbwilden Völkern die meisten Freunde.

Die Vandalen waren als ein auswanderndes, eroberndes Volk von den Ufern der Elbe her durch Frankreich und Spanien gezogen, und zuletzt bis in die fruchtbaren, kornreichen Ebenen der Afrikanischen Küste am Mittelmeer gekommen, wo sie mit dem Schwert in der Faust ein neues Reich, eine bleibende Stätte gegründet hatten. Aber die rauhen Söhne des nördlichen Deutschlandes entarteten bald unter dem warmen, erschlaffenden Himmelsstriche. Die bezwungenen Urbewohner des Landes mußten als Sclaven die

schwere Arbeit des Feldes und Hauses verrichten, während die Sieger ihre Waffen rosten ließen, und in schwelgerischer Üppigkeit den Künsten des Müßiggangs fröhnten. Öffentliche Spiele, Musik und Tänze, kostbar besetzte Tafeln, reitzende Gärten und Villen, wollustvolle Bäder und die Pracht golddurchwirkter Seidengewänder, waren der Inbegriff ihrer Sorge geworden.

Hilderich, ihr König, von sanfter Gemüthsart, von den Geistlichen beyder Confessionen bestürmt, gestattete duldungsvoll die freye Übung der Athanasischen oder orthodoxen Glaubenslehre. Unzufrieden schalten ihn seine Unterthanen der Arianischen Confession abtrünnig von den Lehren der Väter, und das Mißvergnügen des Volkes ward von Gelimers ungeduldigem Ehrgeitze benutzt. Dieser unruhige Fürst, muthmaßlicher Erbe des Vandalischen Thrones, hatte sich schon als Krieger bey seiner Nation einige Achtung erworben. Die Soldaten schätzten ihn wegen persönlicher Tapferkeit, das Volk liebte ihn, als Anhänger der Arianisch-christlichen Kirche. So ward es ihm leicht, in einer unblutigen Revolution den schwachen Hilderich vom Thron ins Gefängniß zu stoßen, und dessen Neffen und vornehmsten Feldherrn mit ihm.

Der Griechische Kaiser war mit Hilderich um so lieber in freundschaftlichen Verträgen gewesen, da er in diesem bisher einen eifrigen Gehülfen in Verbreitung der Athanasischen Religionsparrey gehabt. Hilderichs Entthronung mußte ihm daher mißfallen; er mahnte den Arianischgesinnten Gelimer durch zwey verschiedene Gesandtschaften, den gestürzten König wieder auf den Thron zu setzen.

Gelimer in sicherer Ferne verspottete stolz Justinians Drohungen, ließ den eingekerkerten Monarchen desto enger verwahren, und dessen Neffen die Augen ausstechen.

Jetzt beschloß der Hof von Constantinopel den Krieg gegen Afrika. Die Sache der Religion, der königlichen Würde und alter Verträge diente dem Ehrgeitz zum Vorwand, ein neues Königreich an die Kaiserstaaten zu schließen. — Belisar empfing den Oberbefehl zu der Expedition.

Im September des Jahres 534 landete der Feldherr Justinians an der Afrikanischen Küste mit einem Heere aus mancherley Nationen, aus Griechen und Syrern, Herulern und Hunnen, Thraciern und Isauriern zusammengesetzt. Eine Flotte von fünfhundert Transportschiffen hatte 30,000 Soldaten und Seeleute, nebst 5000 Pferden glücklich über das Mittelmeer geführt. Zwey und zwanzig untergeordnete Feldherren dienten Belisars Entwürfe zu vollstrecken; und Pharas, ein muthiger kluger Krieger, der 400 auserlesene Heruler anführte, war einer der ausgezeichnetsten.

Gelimer hatte die Ankunft eines Orientalischen Heers so wenig erwartet, daß er seinen Bruder Zano mit dem Kern der Vandalischen Armee kurz vorher noch zu einer Eroberung der Insel Sardinien verschickte. In Eil raffte er nun Kriegsvolk zusammen, sich dem Vordringen Belisars zu widersetzen, und brachte in wenigen Tagen ein Heer ins Feld, doppelt stärker, als das Griechische, ihm aber an Muth und Kriegszucht weit nachstehend.

Belisar rückte mit seinem Volke gegen Karthago, die Hauptstadt des Vandalischen Reichs. Noch war keine Schlacht geliefert, und er hatte schon die Hälfte des Landes durch Klugheit gewonnen. Mit strenger Disciplin alle Ausschweifungen der Soldaten verhüthend, empfingen ihn Städte und Dörfer, als einen Beschützer; sein Lager hatte Überfluß an Lebensmitteln aller Art und die Freunde des gefangenen Hilderich umringten ihn, und beschleunigten durch ihren Rath seine Siege.

Die Vandalische Macht ward geschlagen. Gelimer, nachdem er noch den eingekerkerten König hatte hinrichten lassen, zog sich mit dem Überbleibsel seiner Armee in die Numidischen Wüsten, während Belisar an der Spitze der siegreichen Truppen in Karthago einrückte. Hier empfing man ihn nicht als Unterjocher, sondern als Befreyer. Seine Soldaten wurden von den Bürgern einquartirt, und der Handel dieser reichen Stadt ward keine Stunde unterbrochen, kein Gewölb, kein Laden geschlossen. So mächtig wirkte das Vertrauen auf Belisars Mannszucht bey der Armee. Er selbst nahm den Pallast des Königs zum Hauptquartier, begnadigte von hier aus die gefangenen Vandalen; ertheilte die Befehle zur Verfolgung des Feindes, zur Befestigung der Hauptstadt, und zur Vertheilung der Beute unter die Soldaten.

Gelimer hatte unterdessen seine zerstreuten Truppen in den Feldern von Bulla, vier Tagereisen von Karthago, gesammelt, durch einige Mohrische Kriegeshorden und das in Sardinien gestandene Heer verstärkt, welches ihm sein Bruder Zano wieder zurück gebracht.

Die Zusammenkunft der Brüder war rührend, sie umarmten sich schweigend und weinten. Der letzte

Rest Vandalischer Macht stand versammelt; ein Heer noch immer zehn Mahl stärker als das Griechische, aber ohne Muth, ohne Übung, ohne Kriegskunst. Es rückte bis in die Ebene von Tricameron, sieben Stunden von Karthago vor. Hier erschien Belisar, und die entscheidende Schlacht begann, in welcher das Vandalische Reich auf ewig verschwand. Zano fiel im Gefecht; Gelimer floh zaghaft, da er die Muthlosigkeit der Seinigen sah. Die Vandalen, von ihren Anführern verlassen, zerstreuten sich schnell. Man zählte auf dem Schlachtfelde nicht mehr als 50 Leichname von Römern und kaum 800 gebliebene Vandalen: so unblutig war der große Sieg, in dem ein hundertjähriges Königreich endete.

Afrika's sämmtliche Provinzen von Ceuta (Septem) die Vandalischen Inseln Sardinien, Korsika, Majorka, Minorka und Yvika fielen dem Eroberer ohne Schwertstreich zu, nur durch einzelne Truppenabtheilungen der Belisarischen Armee besetzt.

Kaiser Justinian erhielt in Constantinopel zu eben der Zeit die Nachricht von der Eroberung Afrika's, die sein Feldherr in drey Monathen vollendet hatte, als er im Begriff war, sein Gesetzbuch des Römischen Rechts zu publiciren. In den Kirchen ward dem Gotte der Heerschaaren feyerlicher Dank gebracht, und der Ruhm des neuen Africanus tönte weit über die Erde. Justinian verwandelte das Königreich Gelimers in eine Provinz seines Staates; ein prätorischer Präfect mußte darin die höchste Civil- und Militärgewalt üben; vier Consularen und drey Präsidenten verwalteten unter demselben die bürgerliche Rechtspflege, und fünf Commandanten bewachten an verschiedenen Puncten mit starken Garnisonen die öffentliche Ruhe.

Inzwischen lebte Gelimer mit einigen seiner treuesten Anhänger unter den Mohren, in einem wilden unzugänglichen Gebirg, Pasuka genannt, dessen Lage heutiges Tages niemand kennt, weil der Nahme unter den dortigen Völkern verschwunden ist. Ihn mußte Pharas beobachten. Da dieser ihn einst unter den menschenfreundlichsten Verheißungen zur Übergabe aufforderte, bath Gelimer, der sich nicht entschließen konnte, der Sclav seines Feindes zu werden, nur um eine Harfe, einen Schwamm und ein Brod. Gern gewährte der Griechische Befehlshaber die seltsame Bitte, welche der Bothe, der Gelimers Schreiben überbracht hatte, folgender Maßen erklärte. Der König hat schon seit langem kein Brod mehr genossen; — seine Augen leiden von einem Fluß, Folge der Schlaflosigkeit, oder des vielen Weinens; — er wünscht seine Seele durch den Klang der Harfe aufzuheitern, und die Geschichte seines Unglücks besingen zu können.

Doch die Noth beugte endlich den Starrsinn des entthronten Vandalenkönigs. Er ergab sich unter der Bedingung, daß seines Lebens geschont, und er seiner Würde gemäß behandelt werde. So kam er vom Gebirg herab. Seine erste Zusammenkunft mit Belisar geschah in einer Vorstadt Karthago's. Indem er hier den Überwinder anredete, und den Blick auf die Palläste warf mit nahmenlosem Schmerz, wo er einst herrschte, und auf das Volk, das sich jetzt, seiner kaum erinnernd, vor einem Fremdling beugte, erschütterte dieser seltsame Contrast und Wechsel der Umstände sein Gemüth so heftig, daß er — in ein lautes Gelächter ausbrach.

Mit männlicher Fassung folgte er seinem Überwinder zu Schiffe nach Constantinopel. Belisar eilte um so lieber nach der Hauptstadt zurück, da ihm nicht unbekannt geblieben war, wie der Neid einiger Großen dem Kaiser Verdacht gegen seine Treue eingeflößt hatte. Justinian, um seinen Feldherrn zu prüfen, ob er wirklich Absichten nähre, mit Hülfe der ihn anbetenden Armee sich des Vandalischen Throns zu bemeistern, hatte es ihm frey gestellt, in Karthago zu bleiben, oder nach Constantinopel zu kommen. Belisar aber wählte getreu seiner Pflicht, das letztere. Die Flaggen seiner Schiffe wehten schon im Angesicht der Hauptstadt, ehe man daselbst nur Nachricht von seiner Abreise aus Karthago hatte. Justinians getäuschte Furcht verwandelte sich daher in lebhaften Dank. Er bewilligte dem siegbekränzten Unterthan die seltene Ehre des Triumphs, des ersten, den Constantinopel sah.

In einem prachtvoll kriegerischen Zuge, der sich langsam durch die Straßen der Orientalischen Hauptstadt zum Hippodrom bewegte, wurden alle Kostbarkeiten des überwundenen Afrika's, alle Schätze des vernichteten Vandalenreichs zur Schau getragen. Gelimer selbst und die Großen seines Hofes mußten, als Gefangene, den glänzenden Zug verherrlichen. Gelimer, kalt und stolz, sah verächtlich auf das ihn entehrende Gepränge, und ließ nur wiederhohlt die Worte hören: vanitas vanitatum omnia vanitas! — „Eitelkeit und nur Eitelkeit, Alles ist eitel!" — An der Spitze seiner Siegesgenossen ging Belisar zu Fuß — mit kluger Bescheidenheit hatte er die Pracht des Triumphwagens verschmäht — er betrat den Hippodrom, wel-

chen er einst mit Strömen Blutes gefüllt, nun vom Jauchzen des Volks begrüßt, und beugte sich in den Staub vor Justinians und Theodorens dort errichteten Thron, indem er ihnen die Verehrung eines gefangenen Königs zugleich darbrachte.

Belisars Wort ward vom Kaiser geehrt, und Gelimer nebst seiner Familie, seinen Hausfreunden gastlich empfangen. Beschenkt mit reichen Ländereyen, in der Provinz Galatien, verlebte er hier den Rest seiner Tage in ruhmloser Dunkelheit, vergessen von den Zeitgenossen, deren Auge immer nur den Beglückten nachzieht.

Sein Überwinder, welchen Justinian mit Schätzen und Würden überschüttete, genoß inzwischen nur kurze Ruhe. Er selbst verschmähte sie willig. Der Kaiser erfüllte nur Belisars Sehnsucht, da er ihn abermahls mit Heeresmacht aussandte, ein zweytes Königreich zu erobern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Ein weibischer Mann ist weit unausstehlicher als ein männliches Weib.

Der Mann muß ein geborner Held seyn, und nimmer bitten. Weiber bewegen, wenn sie bitten, und siegen, wenn sie flehen.

Liebe kennt keinen Rang und kein Gesetz; kein Zureden der Philosophie; kein Versichern des Verstandes vermag etwas über den ersten Eindruck der Liebe. Ein schönes Mädchen haßt das andere, das auch schön ist, weil es in sein Gebieth Einspruch thut.

Weiber beurtheilen die Natur richtiger als die Schönheiten der Kunst. Alles, was zum Gebiethe des Natürlichen gehört, ist ihr Feld.

Die Schminke ist die abscheulichste Erfindung, welche man nur nennen kann, weil sie die Schamröthe verbirgt, die nach dem Morgen- und Abendrothe das schönste Roth in der Welt ist.

Das weibliche Geschlecht weiß besser sein Gesicht in der Gewalt zu behalten, als das männliche.

Traue nie weiblichem Negligee. Der Putz ist weit weniger gefährlich als dieses.

Die Höflichkeit.

Die Höflichkeit ist die Frucht einer guten Erziehung. Mit wenigen Kosten erwirbt sie sich das Wohlwollen Anderer; selbst der roheste Mensch kann sich ihr nicht ohne Beschämung widersetzen Sie kostet nichts und gewährt doch oft so große Vortheile.

Sie zwingt die meisten Menschen, wieder höflich zu seyn; sie setzt den Thoren in Verlegenheit, hält den Ungeschliffenen zurück, und befreyet uns von dem Narren.

Sie dient dem Menschen als ein Empfehlungsbrief, und nützt ihm nicht selten mehr als die größten Einsichten und die hervorragendsten Talente.

Notitzen.

Paris. Der Plan zur Vollendung des Louvre ist nun im Moniteur vom 9. März als folgender angegeben. Eine neue Gallerie wird von den Tuillerien zum Louvre fortgeführt, parallel mit der alten Gallerie, die sich längs der Seine hinzieht. Diese neue Gallerie wird sich an ein neues Flügelgebäude des Louvre anschließen, welches symmetrisch mit jenem seyn wird, wo sich gegenwärtig der Eingang ins Museum Napoleon befindet. Alle Häuser zwischen den Tuillerien und dem Louvre werden niedergerissen, und ein bedeckter Gang von der rue Richelieu bis an die Seine queer über den neuen Platz errichtet. Von diesem Gange aus werden zwey andere bedeckte Gänge bis zu den beyden Flügelgebäuden des Louvre geführt. Durch diese Gallerie bilden sich zwey große Höfe, wovon der eine den Tuillerien zu einem Waffenplatze, und der andere zum Vorhofe des Louvre dient. Diese bedeckten Gänge selbst werden nur bis zum ersten Stockwerke reichen, und obenauf mit Statuen und Orangenbäumen besetzt werden, und solchergestalt zu einem öffentlichen Spatziergange dienen, von dem man die Übersicht des ganzen großen Platzes der beyden Schlösser und der beyden Gallerien hat. Im Winter werden die Orangenbäume in die südliche Gallerie übergesetzt, und diese dadurch zu einem öffentlichen Winterspatziergange umgestaltet. Der bedeckte Gang, der von der rue Richelieu zur Seine führt, ist von Arkaden durchbrochen, und durch die Dicke der Mauern wird man die Rechtwinklichkeit der beyden Plätze herzustellen suchen, und dem Übelstande, daß die Thore der beyden Schlösser nicht auf einander passen, vorbeugen. In den beyden Seitengängen, die zu den Flügelgebäuden des Louvre führen, werden Buden angelegt. Diese bedeckten Gänge hat man aus dem Grunde gewählt, um die symmetrische Baumel der alten Gallerie längs der Seine zu verdecken, da es geschmacklos und selbst unmöglich wäre, die neue Gallerie ihr ganz ähnlich zu machen. Die beyden Nebenhöfe, welche durch diese Seitengänge gebildet werden, dienen zu Höfen für die kaiserlichen Kutschen und Pferde. Die große Gallerie im Süden (an der Seine) wird wie bisher zum Museum dienen, die neue im Norden zur Wohnung für Großofficiere der Krone und die Hausbeamten des Kaisers. Im Louvre selbst werden zwey vollständige Wohnungen für zwey Souveraine und für zwey Fürsten im ersten Stocke, und im zweyten für ihre Dienerschaft zugerichtet. Die großen Säle des Louvre zu ebener Erde werden zur Aufbewahrung der Meisterstücke der Bildhauerkunst, zu Sälen für Münzen, hetruskischen Vasen, und auch historischen Merkwürdigkeiten bestimmt.

Vor dem Louvre wird nach Niederreißung der Kirche St. Germain l'Auxerois ein halbzirkelförmiger Platz, Place de la Colonnade, angelegt, und von demselben dem Thore des Louvre gegenüber eine neue Straße bis zur Rue Antoine durchgebrochen. Die Rue Rivoli wird bis zum Place de la Colonnade verlängert. —

Auflösung der Charaden und des Räthsels in Nro. 67: 1. Trauerspiel. 2. Kantschuh. 3. Erdbeben.



Der Sammler.

Dinstag, den — 70. — 13. Juny 1809.

Erinnerungen aus Ostindien *).

Ich hatte mich zu Vizagapatnam einige Tage aufgehalten und meine Geschäfte glücklich abgemacht. Schon dachte ich meine Reise fortzusetzen, als ich von einem Begräbnisse hörte, das ich mit anzusehen beschloß. Es war zu Velur, nur anderthalb Stunden von Vizagapatnam. Eine junge Witwe von der Caste der Chetoirs sollte sich mit dem Leichname ihres Mannes in einer Grube verbrennen, statt daß es im südlichen Theile von Coromandel u. s. w. auf einem Scheiterhaufen geschieht. Ich glaubte diese Feyerlichkeit nicht versäumen zu müssen, ging zu Fuße nach dem genannten Dorfe, und wurde sehr bald nach einem Hause gewiesen, wo die Witwe in der Mitte ihrer männlichen und weiblichen Verwandten unter einer Art Baldachin saß. Es war ein junges wohlgebildetes Weib von höchstens acht und zwanzig Jahren, mit einer äußerst sanften Physiognomie. Sie theilte dann und wann unter ihre Verwandten Betel aus, bewegte die Lippen wie eine Betende, und schien vollkommen gefaßt zu seyn. Indessen konnte ich sie nicht ohne Mitleid betrachten, bis ich endlich durch die Menschenmasse mit fort und nach dem zur Feyerlichkeit bestimmten Platze gezogen ward.

*) Aus der Reize langs de Kusten Orixa en Choromandel door F. Haafner. Amsterdam by Allart 1808. 2 Vol. 8. Fischer.

Dieser lag außerhalb des Dorfes, ungefähr eine kleine Viertelstunde davon. Man hatte in der Mitte desselben eine Grube gegraben, die, bey zehn Fuß Länge, acht Fuß breit und tief zu seyn schien. Sie war bereits mit einer entsetzlichen Menge glühender Kohlen angefüllt, dennoch warf man von allen Seiten noch immer große Holzscheite hinein. Bald darauf rückte der Leichenzug an, und plötzlich ward die Grube mit hohen Matten umringt. Die Zuschauer zogen sich zurück, die ganze Masse bildete einen großen Kreis, da näherte sich das unglückliche Opfer der ehelichen Zärtlichkeit.

Sie war auf's prächtigste gekleidet und mit einer Menge Juwelen bedeckt. In der Hand hielt sie eine kleine mit Gewürznägeln besteckte Citrone, woran sie bisweilen zu riechen schien. Neben und hinter ihr gingen ihre Verwandten und mehrere Braminen; und eine große Menge Weiber folgte. Voran zog ein Haufe Musikanten, und spielte die fröhlichsten Lieder auf. Ehe sich indessen die Witwe der Grube näherte, legte sie ihre prächtigen Gewänder und Juwelen ab, vertheilte dieselben unter ihre Verwandtinnen, badete sich, während ihre Freundinnen einen dichten Kreis um sie schloßen, in dem benachbarten Weiher, und legte hierauf ein einfaches weisses Gewand von Baumwolle an. Jetzt trat sie muthig und mit kräftigem Schritte

wieder vor den Zug, und näherte sich unter den Lobgesängen der Braminen und den rauschenden Tönen der Musik allmählig der immer noch umhangenen Grube, an deren Rande der Leichnam ihres Mannes auf einer Bahre lag.

Als sie hier angekommen war, blieb sie einige Augenblicke davor stehen, sah ihn mit den zärtlichsten Blicken an, schlug sich vor die Brust, und brach in laute Thränen aus. Endlich verbeugte sie sich, verließ die Bahre, und ging drey Mahl um die Grube herum, wobey sie nie den Leichnam zu begrüßen vergaß. Jetzt bey dem letzten Mahle blieb sie wieder davor stehen, wendete sich zu ihren Verwandten, nahm mit völliger Ruhe Abschied von ihnen, empfing von einem der Braminen einen Krug mit Öhl, goß etwas davon auf den Leichnam, setzte sich das Gefäß auf den Kopf, rief dreymahl mit lauter Stimme: Naraina (Gott)! und sprang freudig und unverzagt in die brennende Grube hinein. Man hatte in demselben Momente die Matten fallen lassen, zu gleicher Zeit ward auch der Leichnam hinein geworfen, und Alles in einem Nu mit tausend bereit gehaltenen Bränden bedeckt. Die Trommeln, die Becken, die Trompeten tönten lauter, die anwesenden Weiber erhoben ein gräßliches Freudengeschrey, und hoch schlugen die knisternden Flammen zu den Wolken empor.

So sehr ich überzeugt war, daß die Unglückliche sogleich erstickt seyn mußte, so machte dennoch das Ganze einen sehr schmerzhaften Eindruck auf mich. Ich verließ den Platz, ging in das Dorf zurück, und trat meinen Rückweg nach Vizagapatnam an. Schon war es dunkel geworden, und tiefsinnig wanderte ich wohl eine Stunde Weges hin, endlich blickte ich auf und wurde gewahr, daß ich auf dem unrechten Pfade sey. Ein guter alter Mann, den ich eben einhohlte, bestätigt mir dies, räth mir nach Velur zurück zu gehen, und weißt mir einen bequemern und kürzern Fußsteig dazu an. Ich kehre demnach um, schlage den angegebenen Fußsteig ein, verfolge ihn einige Zeit doch nicht ohne Schwierigkeit, werde bey der zunehmenden Finsterniß und den beständigen Seitenwegen immer ungewisser, glaube endlich in der Entfernung einige Lichter zu erkennen, und beschließe gerades Weges darauf zuzugehen. So erreiche ich einen Hügel, finde, daß die Lichter verschwunden sind, irre in der finstersten Nacht und bey einem heftigen Regen weiter, komme an eine zweyte Anhöhe, denke sie hastig zu ersteigen, und fühle auf ein Mahl mit Entsetzen, daß unter meinen Füßen der Boden weicht. Vergebens suche ich mich einige Minuten an einem Busche fest zu halten, ich muß bey der Schwere meines Körpers wieder loslassen, und stürze mit lautem Geschrey in den Abgrund hinab.

Einige Augenblicke lag ich völlig besinnungslos, endlich aber kam ich wieder zu mir, und spürte in meiner Nähe einen scheußlichen Verwesungsgeruch. Ich griff rund um mich her, und fand, daß ich auf einem todten in Fäulniß übergegangenen Büffel lag. Hastig raffte ich mich auf, entfernte mich mit ängstlicher Vorsicht einige Schritte davon, und starrte verzweiflungsvoll in die dichte undurchdringliche Finsterniß hinein. Zorn und Wehmuth, Verdruß und Ungeduld wechselten unaufhörlich in meiner Seele ab. Doch suchte ich mich endlich zu beruhigen, beschloß den Anbruch des Tages zu erwarten, setzte mich auf den steinigen Boden nieder, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, spürte ich eine große Unbehaglichkeit, und glaubte im ersten Augenblicke, daß Alles nur ein böser Traum gewesen sey. Doch diese Täuschung verlor sich bald. Der Tag brach an; die finstere Gruft erhellte sich, und ich wurde jetzt mit Entsetzen mein ganzes Unglück gewahr. Ich befand mich nähmlich in einer Höhle, die sich zu beyden Seiten tief in die Erde zu erstrecken schien. Aus dem obersten Gewölbe war ein Stück von etwa 10 bis 12 Schuh im Umfange eingebrochen, und durch diese Öffnung fiel das Licht hinein. Die hohen Wände waren völlig steil, und auf allen Seiten von jener Öffnung entfernt. Jetzt errieth ich, wie ich in diese Höhle gefallen war, wie das hier faulende Thier dasselbe Schicksal gehabt hatte, und wie wenig oder gar keine Hoffnung zu meiner Errettung vorhanden schien.

Was sollte ich thun, was sollte ich beginnen? Die Gegend schien einsam und menschenleer, niemand würde mein Rufen hören, und wenn ich mich heiser schrie. Dennoch machte ich einen Versuch damit, und verstärkte meine Stimme, so sehr es nur möglich war. Allein vergebens; sie verhallte in diesem weiten Gewölbe, und stieg nur schwach bis zur Öffnung empor. Der Tag verging, das tröstende Sonnenlicht verschwand, und Finsterniß des Grabes hüllte mich abermahls ein. Diese zweyte Nacht war ungleich schrecklicher für mich. Tausende von schwirrenden Fledermäusen, flogen über meinem Kopfe aus und ein, und ganze Haufen heulender Schakals, durch den Aasgeruch angelockt, kamen von Zeit zu Zeit an der Öffnung vorbey. — „Hier werde ich sterben!" — sagte ich zu mir

selbst — „hier werde auch ich vermodern, wie dieses unglückliche Thier!" — Mit diesen tröstlichen Gedanken beschäftigte ich mich mehrere Stunden lang, bis endlich ein schwacher Mondstrahl in die Höhle fiel, und meine Stimmung etwas ruhiger ward. Bald darauf sank ich vor Müdigkeit in den Schlaf, wachte aber von Zeit zu Zeit in den schrecklichsten Träumen auf.

(Der Beschluß folgt.)

Epigramme.

Beyfallsbezeugung.

Belinde singt, und wüthend klatscht Herr Fiche
Sein Nachbar sieht ihn lächelnd an, und spricht:
„Fürwahr ich fasse nicht, wie Sie bey solchen Tönen
„Die mir das Ohr zerreißen, Beyfall zeigen können? —"
„So was Erbärmliches hört' ich bey Gott noch nie! —"
— „Das find' ich auch —" So ist's doch sonderbar auf Ehre,
„Sie finden's schlecht, und dennoch klatschen Sie? —"
„Nun ja, ich thu's, damit ich sie nicht singen höre. —"

Nächstenliebe.

Ihr Menschen liebet euren Nächsten stets
Befiehlt der Kirche heiliges Gesetz,
Seht wie gehorsam ihm die fromme Suse ist,
Sie liebet immer den, der ihr der Nächste ist.

Herr Schlag.

Gar ein seltner Mann ist Schlag
In Gesellschaft ist er stumm;
Wenn er klug ist, ist das dumm,
Wenn er dumm ist, ist es klug.

J. F. Castelli.

Die Griechischen Frauen neuer Zeit.

(Beschluß.)

Auf Patmos, Stampalia und Andros würden sie sich entehren, wenn sie mit einem Fremden äßen. Auf Stampalia würden sie die Achtung gegen ihre Männer zu verletzen glauben, wenn sie sich mit ihnen zu Tische setzten, selbst wenn kein Fremder zugegen ist. Fast eben so war es bey den Alten. Gilbert Gaulmin p. 488 not. ad Theod. Prodr. de Rhodantis et Dosiclis amoribus.

Wenn bey nen Vermählten auf den Inseln der Mann auf die Reise geht, so muß die Frau weinen, und ein großes Geschrey erheben, um ihre Betrübniß sehen zu lassen, und darf während seiner Abwesenheit nicht auf den Ball gehen.

Die Griechischen Frauen sind weit geistreicher, als ihre Männer, und durchaus Herr im Hause. Wenn sie Geld haben wollen, ohne ihren Männern etwas davon zu sagen, so verkaufen sie ihre Vorräthe an Korn, Gerste, Öhl ꝛc. Sie lieben ihre Männer weiter nicht, als so lange sie reich sind, und beynahe niemahls aufrichtig.

....

Feste, Gesellschaften, Hochzeiten bey den Griechen.

Wenn die heutigen Griechen einen Fremden zu Tische einladen, was sehr selten geschieht, so kommt am Tage des Gastmahls ein Verwandter und kündigt ihm an, daß man das Mahl auftragen will. Schon die Alten hatten, wie man aus dem Terenz sieht Heautont. act. 1. sc. 1. solche Tischbitter. Man setzt häufig Blumen auf die Tafel, welches ebenfalls vor Alters geschah, und speichert Pyramiden von schlecht zubereitetem Fleische auf. Die Verwandten warten bey Tische auf. Bey einer Hochzeit auf Scio waren 50 Personen bey Tische, jeder Gast hatte sein Huhn, und außerdem standen noch 20 welsche Hühner da; und so war Alles im Überflusse. Die Frauen und Töchter des Hauses essen niemahls bey Tische mit, sondern mit den Dienstbothen. Auf Andros und andern Inseln warten die Mädchen bey Tische auf.

Zwischen dem ersten und zweyten Gange singen sie gewöhnlich, und am öftesten geistliche Lieder, denn diese singen sie am liebsten, wenn sie sich belustigen wollen. Man hört die Schiffleute auf der Barke einen Theil des geistlichen Amtes singen, wie ehemahls die Gondelfahrer zu Venedig den Tasso. Doch ist nichts Traurigers, Ermüdenders und Einförmigers als die Musik der Griechen, deren größte Vollkommenheit darin besteht, durch die Nase zu singen. Vorzüglich haben sie ein Lied über die Räubereyen, welche die Albanesen begangen haben, sehr gern. Gemeiniglich sind ihre Gesänge ziemlich lang, und diese abgeschmackten Rhapsodien vertreten die Stelle der sinnreichen und angenehmen Skolien (Tischlieder) der Celten. Manchmahl lassen sie auch Leyerspieler und Sänger kommen, wie's vor Zeiten geschah. Sie trinken alle zugleich auf die Gesundheit jedes ihrer Gäste, und wenn sie einen ehren wollen, so leeren sie ihm zu ehren drey oder vier Gläser. Die Griechen begehen kein Fest ohne sich zu berauschen, und ohne viel Lärmen zu machen. Den 10. Januar 1786 speiste ich zu Mittage bey Sr. Hoheit Hrn. Crispi, Erzbischof von Naxos. Er selbst, so wie der Oberste der Lazaristen, sangen; alle folgten seinem Beyspiele. Diese beyden Lazaristen, Hr. Guibert, der neue Superior, Hr. Fournier, der Pater Liechtel, alle schrieen mit einander: Vivat, semper vivat, in aeternum vivat!

In mehrern Häusern zu Athen und Couruchisme

bey dem Prinzen Constantin Morousi, und im Fanal verscheuchen die Bedienten die Fliegen und fächeln mit dem Fächer Luft zu, welches auch noch ein alter Brauch ist. Terenz Verschnittner. Act. 3. Sc. 5.

Die Griechen trinken noch viel, und im Verhältniß eben so viel Branntewein, als Wein. Um Appetit zu bekommen beginnen sie den Tag mit einem Glase Branntewein, und nach dem Essen, wenn sie sich die Hände gewaschen haben, trinken sie ein gut Glas Wein von Samos oder Zante. Die Thebaner sind noch die größten Säuflinge unter allen, wie ehemahls. Bey ihnen gehört der zu den Nüchternen, der bey einem Mahle nur drey Bouteillen zu sich nimmt.

Die Türken von Negropont und die Mönche auf dem Berge Athos geben ihnen nichts nach. Fast alle Janitscharen lieben den Wein, und werden wüthend, wenn sie über Durst getrunken haben. Auf Nicaria hat man einen merkwürdigen alten Gebrauch beybehalten. Die Frau vom Hause trinkt zuerst aus dem Glase, und läßt es dann in die Runde gehen, wie Dido beym Virgil. Überhaupt trinken die Griechen aus einem Glase, und bringen sich viele Gesundheiten zu.

Vor und nach dem Fasten schmausen die Griechen tapfer; aber während der Osterwoche scheinen sie andre Menschen. Sie unterdrücken jeden Ausbruch von Feindseligkeit, wie auch ihre Vorfahren während der Feyer der Olympischen, Nemäschen und Isthmischen Spiele nie zu den Waffen griffen.

Männer und Frauen schneutzen sich mit den Fingern, die sie auch bey Tische als Gabeln brauchen. Sie trinken alle aus demselben Glase, demselben Wasserkruge, und ob sie sich gleich kein Gewissen daraus machen, alle Augenblicke nach unsern Begriffen den Anstand zu beleidigen, waschen sie sich doch vor und nach dem Essen die Hände.

Die Bälle der Griechen sind eben so einförmig als ihre Gesänge. Immer ist es ein und eben derselbe Tanz, der Romeïka, der in dem Werke des Hrn. Guys so zierlich beschrieben ist. Die Albanesen haben einen Tanz, der den Pyrrhischen oder kriegerischen der Alten gleicht, und die Kleidung der Albanesen scheint eben so zu seyn, wie die der alten Völker von Epirus. — Man tanzt immer nach der Leyer. Aber welche Leyer! Hier kann man das alte Sprichwort anwenden: onos pros lyran (wörtlich: der Esel bey der Leyer). — Die Spielleute singen Lieder, die sie manchmahl auf der Stelle dichten, denn es gibt viele Improvisatori in Griechenland. Sie bringen ihren Mädchen am Neujahrstage Ständchen. Nach einer alten Sitte dichten sie auf der Stelle schlechte Lieder, die sie sonst immer nach derselben Weise singen, was etwas sehr trauriges und melancholisches hat. Der Text ist meistens rein und fast immer sinnlos. Sie bekümmern sich weder um die Länge und Kürze der Sylben, noch um die Messung der Füße. Die Tänze finden bey den Griechen nur noch bey zwey Gelegenheiten statt, bey der panegyris oder bey den Hochzeiten. Die panegyris ist eine Lustbarkeit bey dem Feste eines Heiligen.

Die Griechen haben eine Menge von Heiligen, deren Kapellen auf den Feldern zerstreut sind, und gewöhnlich an den steilsten und unzugänglichsten Orten liegen. (Vergl. Tournefort. Bd. 1. p. 154 ff. p. 275 und 276).

Notizen.

Paris. Für Frankreich sind 10 kaiserliche Censuren für den Druck von Büchern und für die Aufführung von Schauspielen, verordnet worden.

Madrid. Die Gazeta di Madrid vom 7ten April benachrichtiget, daß der dasige Vorsteher der dortigen Taubstummen-Anstall Don Tiburzio Hernandez folgenden sehr richtigen Versuch zur Heilung der Taubstummen gemacht hat. Er ließ 40 Tage hinter einander heiße Wasserdämpfe durch eine trichterförmige Röhre Abends beym Schlafengehen dem Jünglinge in das Ohr steigen, und die Dauer des Versuchs in den ersten 20 Tagen um einige Minuten zunehmen, die letzten 20 Tage wieder gleichmäßig abnehmen. Der Erfolg war, daß schon nach 10 Tagen drey Zöglinge, Alvarez, Munoz und Paez auf 4 bis 6 Schritte Wörter vernahmen, und nach Verlauf von 23 Tagen noch drey, Morew, Scheoerera und Vidol zu hören anfingen.

Cultur und Landwirthschaft Englands im 16. Jahrhundert.

In den ersten Jahren der Regierung Heinrich VIII. (er gelangte 1509 auf den Thron) wuchsen in England kein Kohl, keine Rüben, überhaupt keine eßbaren Wurzeln. Man hat bemerkt, daß die Königinn Catharina nicht eher einen Salat auf ihrer Tafel haben konnte, als bis ihr Gemahl einen Gärtner aus Holland kommen ließ. Die Aprikosen, Artischoken, die feinern Pflaumenarten erschienen um die nähmliche Zeit zum ersten Mahle daselbst. Erst seit dem Jahr 1524 kennt man daselbst die Welschen Hühner, die Karpfen und den Hopfen. Man brachte 1539, von der Insel Zant, die Johannisbeeren dahin, und die Flammländer schickten die ersten Kirschbäume 1540. — Die Gegenstände des Luxus erschienen noch viel später. Der Gebrauch der Messer wurde 1563 erst eingeführt. Aus Deutschland kamen die Taschenuhren erst 1577 dahin.



Donnerstag, den ——— 71. ——— 15. Juny 1809.

B e l i s a r.

(Fortsetzung.)

Ein baebarisches Volk, die Gothen, ausgewandert vom tiefsten Norden Deutschlands, hatte sich seit einem halben Jahrhundert der blühenden Halbinsel Italiens bemächtigt, und aus ihr, Dalmatien, Sicilien und einen Küstenstrich des heutigen Feankreichs ein neues Königreich geschaffen. Doch was dee Stiftee dieses jungen Staates, König Theodoeich weise gegründet, verdaeb bald wieder unter der Charakterlosigkeit, Schwäche und Zwietracht seiner Nachfolger. Seine Tochter A m a l a s u e n t h a, von der Zeitgenossenschaft als die reitzendste und einsichtsvollste Fürstinn Europens oergöttert, Bundesgenossinn Justinians, der sie eben so hochschätzte, als die eifersüchtige Kaiseeinn Theodora sie haßte, ward oon dem Manne schändlich ermordet, den sie aus dem Staube zū sich auf den Thron erhöbt hatte. Von Rache entflammt, noch mehr vielleicht von Begieede, die entweihte Gothenkeone zu erobern, und eine Peovinz wieder zu gewinnen, von welcher aus einst die Welt beherrscht ward, eeklärte der Kaiser des Oeients den Gothen Keieg.

Belisae von kaum 8000 geübten Keiegern begleitet, landete mit den Teuppen zu C a t a n a in Sicilien. Seine Gemahlinn Antonina folgte ihm immee in den Feldzügen; so auch diesmahl. Das fruchtbaee Eyland unterwaef sich dem kaiserlichen Feldheeen, so bald sein Fuß das Ufer betreten hatte. Nue die Gothische Besatzung hinter den hohen Ringmaueen oon P a l e r m o drohte Widerstand und Aushaeeen. Abee der erfindsame General ließ die Kriegsschiffe bis untee die Mauern dee Stadt faheen, an den Masten die kleinen Böthe in die Höhe ziehen, droben befestigen, und mit Bogenschützen füllen. So tödtete ee den Feind auch jenseits der Gemäuer, und die Thore der Veste wueden ihm aufgeriegelt.

Nach dem leicht eefochtenen Siege zog er triumphieend in Siciliens schönste Stadt, in S y r a k u s ein, wo ee im Pallast der ehemahligen Könige den Winter des Jahees 536 verlebte, zwar umgeben oon allem Aufwand, allen Genüssen eines Eeoberees, aber nicht ohne häuslichen Kummee.

A n t o n i n a, seine Gemahlinn, hatte von iheer Mutter, einee feilen Schauspieleeinn, die Laster geerbt, denen sie vielleicht ihr Daseyn veedankte. — Daß sie mit einem Jüngling, T h e o d o s i u s genannt, oerbotnen Umgangs pflegte, war Allen im Pallast des Obeebefehlshabees, kein Geheimniß. Zwar hatte Belisar sein ungetreues Weib einst selbst schon, noch zu Karthago, allein mit jenem Theodosius, in einem unteeirdischen Gemach ertappt — dennoch ließ sich der zuoersichtliche Ehemann, den keine Klugheit des Feindes jemahls übeelistete, von den Woeten eines veeschmitzten Geschöpfes blenden.

Um so sorgloser gab sich Antonina seit dem zu

Syrakus den Ausschweifungen hin, bis ihre Dienerinn Macedonia den Muth faßte, der Allen andern fehlte, dem Gebiether die Schande seines Bettes zu entdecken. Zwey Kammerdiener wiederhohlten ihr Zeugniß. Wüthend gab Belisar Befehl, den treulosen Theodosius aufzufangen und nieder zu stoßen. „Ich an deiner Stelle," sagte sein Unterbefehlshaber Constantin, der es freylich nachher schwer büßen mußte: „ich würde die Ehebrecherinn lieber, als den verführten Jüngling bestraft haben."

Doch Theodosius entwischte der Rache, und verbarg sich im fernen Asien; und Antonina wußte durch schlaue Thränen den gutmüthigen Gemahl auch diesmahl von ihrer Unschuld zu überführen, gegen welche selbst ihr eigener Sohn Photius im gerechten Unwillen gezeugt hatte. Dieser Photius war Belisars Stiefsohn; denn Antonina war, ehe sie sich dem Belisar vermählte, schon eines andern Gattinn und vieler Weib gewesen.

Die häusliche Ruhe ward also durch die Verschlagenheit der Sünderinn und die Leichtgläubigkeit des Gemahls wieder hergestellt. Allein Macedonia und die beyden Kämmerer bezahlten ihre Wahrheitsliebe mit schmählichem Tode. Antonina, blutdürstig, ließ sie heimlich gefangen nehmen, ihnen die Zungen ausschneiden, welche das Laster verrathen hatten, und die zerstückelten Leichname in's Meer werfen.

Mit Anbruch des Frühlings entwarf der General seinen Feldzug in Italien. Doch eine Empörung der kaiserlichen Garnisonen in Afrika nöthigte ihn erst nach Karthago zu eilen, um die Mannszucht der dortigen Truppen herzustellen; und kaum hatte er hier die Rebellen zu Paaren getrieben, als Meuterey in seinem eignen Lager ihn wieder von Afrika's Küsten nach Sicilien zurück rief. Denn das, wodurch weiland Roms Heere die halbe Welt erobern konnte, Kriegszucht, war längst aus den wilden Horden gewichen, welche zu jedem neuen Kriege neu geworben wurden, und nicht um Ruhm, sondern um Beute nur stritten.

Als sich Belisar seiner Macht wieder versichert hatte, setzte er von Messina mit seiner Flotte nach Rhegium über, wo Theodats, des Gothischen Königs Schwiegersohn, Ebermor geheißen, mit einem Heere gelagert, Italiens Zugänge bewachen sollte. Ebermor, des weichlichen Hoflebens gewohnter, als des Schlachtfeldes, scheute den Kampf gegen Afrika's und Siciliens Eroberer; er floh mit seinen Anhängern in dessen Lager, und gab ihm mit schändlicher Feigheit ein Königreich preis, das so ruhmvoll durch die Waffen seiner Ahnen gegründet worden war. Sein König Theodat verbarg sich muthlos in Rom, vor der Ankunft Belisars zitternd. Da empörte sich, ob der Schlaffheit der Großen, der Gothen Stolz; sie tödteten den feigen Monarchen, der die Gefahr des Krieges scheute, und hoben Vitiges, einen ihrer Feldherren, auf den Thron, den nur der Muth der Verzweiflung noch retten konnte.

Doch Belisar langsam, aber sichern Schrittes, rückte tiefer gegen Italiens Herz. Nur Neapel, damahls schon weitläuftig und herrlich gebaut, voll Reichthums durch den Handel im Mittelmeer, widerstand eine Zeit lang. Allein vergebens verschloß es die Thore, da Belisars Soldaten eine ausgetrocknete Wasserleitung gefunden hatten, und durch sie nächtlicher Weile in die schlummernde Stadt gedrungen waren. Der menschenfreundliche Zuruf des Obergenerals hielt die Wüthenden nicht ab, Neapels Straßen und Häuser mit allen Grausamkeiten und Schandthaten zu füllen, zu welchen der Mensch fähig ist, wenn Leidenschaft seine natürliche Rohheit erhöht, und ihn zum grimmigsten macht unter allen Thieren.

Schaudernd vor Neapels Schicksal, und müde des sechszigjährigen Jochs der Gothen, öffnete Rom freywillig dem Bezwinger Italiens die Thore. Er überwinterte in der Hauptstadt der Welt. Doch Vitiges, den Ruhm und das Daseyn seiner Krone zu retten, erschien, ehe Belisar ihn vermuthen konnte, mit 150,000 Gothen in den ersten Frühlingstagen vor Rom. Es war die ganze Kraft seines wankenden Staates, welche er mit sich führte.

Belisar, von der Erscheinung überrascht, ritt mit tausend Reitern seiner Leibwache zum Flammischen Thore hinaus, das feindliche Heer zu recognosciren. Plötzlich war er umzingelt von den Barbaren, die alle gegen seine Person anstürmten. Überläufer hatten ihn verrathen, und auf den Rothfuchs mit weißer Bläße gezeigt, welchen er an diesem Tage bestiegen.

Die Garden, wie eine eiserne Mauer, schützten Rücken und Seiten des Helden, der fechtend voran den Tod in die unordentlichen Haufen der Gothen verbreitete; bis sie wichen. Er verfolgte sie bis in ihr Lager. Neue Heerschwärme flogen aus demselben hervor, und drängten die Sieger bis Rom zurück, das voll Entsetzens die Thore schloß. Belisar erkämpfte mit seinen Getreuen einen zweyten Sieg. Die Gothen flohen. Vom Staub und Blut unkenntlich kam Belisar wie-

der in die Stadt, welche seinen Tod schon beweint hatte.

Eiligst ließ er nach diesem gefahrvollen Abentheuer zur Befestigung Roms Bastionen um die Stadt ziehn, den Tieberstrom mit eisernen Ketten sperren, das Grabmahl Hadrians (die heutige Engelsburg) in eine Veste umschaffen, und alle junge Römer, 30,000 an der Zahl, zur Vertheidigung ihres Herdes in Waffen üben. — So ward die Belagerung muthig ausgehalten, während die Feinde von außen Sturm auf Sturm wagten, und von innen feile Menschen, selbst der Papst Sylverius verrätherischen Briefwechsel mit den Gothen führten. Belisar, ohne Furcht vor jenen, behandelte ohne Nachsicht diesen. Der Nachfolger Petri ward auf seinen Befehl verhaftet und ins Hauptquartier geführt. Da saß Antonina auf einem kostbaren Ruhebette, einem Throne gleich; zu ihren Füßen der Eroberer von Karthago und Rom. Er schwieg. Antonina aber überhäufte den Papst mit drohenden Worten ihres Zorns; dann ward er des hochpriesterlichen Schmuckes entkleidet, nach Asien verbannt, und seine Stelle um 200 Pfund Gold dem Diakon Vigilius verkauft.

Inzwischen ward Belisars Lage gefahrvoller, denn jemahls. Von seinen Veteranen, die mit ihm in Asien und Afrika gefochten, hatte er dem übermächtigen Feinde kaum noch 5000 Mann entgegen zu stellen, alle übrigen Soldaten waren frischgeworbene Söldlinge, ohne geprüften Muth, ohne Erfahrung im Krieg. Darum schrieb er dem Kaiser: „Sende uns Lebensmittel, wenn wir leben, sende uns Truppen, wenn wir siegen sollen."

Justinian hatte kaum 8000 Mann zu seiner Verfügung. Er ließ sie nach Italien segeln, und sandte große Geldsummen die Truppen Belisars zu löhnen. Auch diese geringe Hülfe erfrischte den Muth der vorhandenen, und die Gothen, vom Schwert der Orientaler oder von Seuchen und Fiebern um ein Drittel aufgerieben, ließen endlich von der fruchtlosen Belagerung ab. Wie ihr Todesengel aber folgte ihnen nun Belisar und sein Heer, bis Vitiges, in einzelnen Treffen geschwächt, mit dem Rest seiner Gothen sich verzweiflungsvoll in die Veste Ravenna werfen mußte.

Doch Belisar hatte den Untergang des Gothenreichs gelobt; trotz seiner eignen Schwäche an Truppen, trotz der Zwietracht in seinem Heere, wollte er das Gelübde erfüllen. Er belagerte Ravenna, und fand es unbezwinglich gegen Gewalt. Er rief den Hunger zu Hülfe; ließ heimlich des Feindes Vorrathshäuser anzünden, und die Wasser der Stadt durch eingelegtes Aas und ungelöschten Kalk vergiften. Schon wankte der Gothen Muth, da erschien unverhofft von Constantinopel ein Friedensvertrag mit Vitiges, unterzeichnet vom Kaiser Justinian.

Vielleicht Narses, ein Verschnittener, ein Mann von großen Feldherrntalenten, der des Kaisers Vertrauen erworben, und gegen Belisar mehr Neid als Bewunderung nährte, — vielleicht Belisars untergeordnete Kriegsbefehlshaber, die, seit er, wahrscheinlich auf Antoninens rachsüchtiges Anstiften, den freymüthigen Constantin wegen eines Vergehens hatte eigenmächtig hinrichten lassen, sein Weib verabscheuten und ihn haßten, vielleicht andre Umstände mochten den Kaiser bewogen haben, einen Vertrag zu unterschreiben, durch welchen Vitiges die Hälfte Italiens und seiner Schätze abtrat. Vitiges und seine Gothen priesen sich glücklich, wenn gleich theuren Kaufs, doch Frieden zu erhalten. Aber Belisar wollte ganz Italien, keinen Frieden.

Da bothen in ohnmächtiger Verzweiflung die Gothen, um nur den Nahmen, ihr Reich zu bewahren, dem furchtbaren Manne ihres Staates Krone an. Allein Belisar, stolz auf seine Treue und seinen Feldherrnstab, verschmähte das königliche Diadem, welches ihm Verrätherey darboth, ohne der List zu entsagen, unter Hoffnungen, die er den Gothen gewährte, in Ravenna einzuziehen. Sie öffneten ihm im December 539 die Thore. Als König von Italien begrüßt, rückte er mit seiner Macht ein; alle Städte folgten dem Beyspiel der Hauptstadt; alle Feinde streckten vor dem Manne die Waffen, den sie als Monarchen verehren wollten; Vitiges wurde in seinem Pallaste gefangen bewacht, und der Kern Gothischer Krieger nahm, vermischt unter den Römischen, Dienste.

Wie Belisar seine große Eroberung geborgen wußte, legte er sich ehrfurchtsvoll mit wandelloser Treue seinem Kaiser zu Füßen, und geboth den Völkern Italiens ihre Huldigung nicht ihm, sondern dem Beherrscher des Orients zu leisten. Doch Justinian, zu engherzig des Mannes seltne Größe zu begreifen, umflüstert von dessen Neidern, rief ihn nach Constantinopel zurück, und verhüllte den ängstlichen Argwohn mit ausgewählten Schmeicheleyen.

Gehorsam schiffte, aber allzu früh für Italiens Ruhe, der Zerstörer des Vandalischen und Gothischen

Thrones nach Constantinopel, mit seinen erlauchten Gefangenen und den Schätzen des eroberten Staates. Justinian und Theodora versagten zwar dem Helden, der ihnen zu groß ward, den zweyten Triumph; aber der Enthusiasmus einer ganzen Nation, deren Stolz auf diesen Mann, der an die größten der Vorwelt erinnerte, konnte ihm wohl mehr als triumphalisches Gepränge gelten.

Er genoß seines Ruhmes in den Liebkosungen einer glanzvollen Hauptstadt, in den Schmeicheleyen eines schwelgerischen Hofes. Die Freuden des häuslichen Lebens waren ihm aber fremd. Denn Antonina, abwechselnd von Theodorens Launen vergöttert und verfolgt, hatte längst schon ihren edlen Sohn Photius, weil er vor den Ausschweifungen der Mutter erröthete, vertrieben. Seine Entfernung hatte, schon in Italien, die Zurückberufung ihres Lieblings, Theodosius zur Folge gehabt, in dessen geheimen Umarmungen sie nach wie vor die Mühseligkeiten des Lebens in den Kriegeslagern vergaß.

Nach der Heimkunft in Constantinopel aber, nahm der begünstigte Liebhaber plötzlich Abschied, ging nach Ephesus und zog das Mönchskleid an. War es Furcht vor den Lauschern, vor Belisars minder zerstreutem Leben, oder Überdruß? — Wer enträthselt dies? — Nicht Antoninens zügelloser Schmerz um den verschwundenen Freund, selbst Belisars Einladungen nicht brachten ihn zurück, wohl aber endlich —— Belisars Entfernung. Denn sobald dieser, auf Geheiß des Kaisers (im Jahr 541) zum Commando der Armee abreisete, die gegen Persien agiren sollte, verließ Theodosius sein Kloster, und war wieder in Antoninens Pallast, der Gott ihres Tages.

(Der Beschluß folgt.)

Haidar an seine Söhne.

(Fortsetzung.)

Die Stunde des Vergnügens ist die Stunde eurer Prüfung. Auch der Weise kennt die Freude; aber ihm ist sie ein ernstes Object. Helden, die das Krachen des Himmels nicht erschüttert hätte, sanken im Kreise des Lachens. Seht euch vor, meine Söhne!

Die Stunde des Leidens ist die Stunde eures Ruhmes. Im Widerstande zeigt sich die Kraft des Stärkeren, und die Sonne hoher Unerschütterlichkeit strahlt nur durch Gewitterwolken. Das heroische Gefühl unbesiegbaren Gleichmuthes im Conflicte der Kräfte beyder Welten — ist die Krone des Bewußtseyns, und hohe Ruhe an der Stätte eines unersetzlichen Verlustes, gleich weit entfernt von Gefühllosigkeit und Betäubung — wahre Größe.

Nur Harmonie der Seele, Einheit der Kräfte in gemeinschaftlicher Thätigkeit für das Object großer Bestimmung ist vollendete Menschen-Existenz. Führet eure Handlungen vor dem Richterstuhle der Gottheit, und kümmert euch nicht um Menschenurtheile.

Hasset die Bosheit mit dem Aufgebothe kampfvoller Widerstrebung, aber die Schwäche verachtet, ob ihr sie im Kleide der Tugend oder des Lasters findet. Der Adel der Menschheit ist auch oft noch im Bösewichte erkennbar, indeß der Stämpel der Thierheit auf der Stirne des Niederen haftet.

Habt Mißtrauen gegen die Tugenden der Mode! Auf weichlichen Blumenbetten nistet kein Adler. Feigheit und Schwäche werden zur Sanftmuth und Duldung. Empfindsamkeit und Milde ist der Stolz unserer Weichlinge. Habt keine Gemeinschaft mit ihnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notitzen.

Dresden. Herr Flemming hat allhier, nach dem Beyspiele Zeune's zu Berlin und Kleins zu Wien, nach erhaltener allerhöchster Erlaubniß ein Blinden-Institut angelegt. Der König, dessen Landesväterlicher Huld Leipzig schon seit vielen Jahren ein blühendes Institut für eine nicht weniger bedrängte Classe, für die Taubstummen, verdankt, gewährte vor der Hand eine Unterstützung von 300 Thalern. In einem angemessenen Local vor dem Thore, wo die grünende Erde und erfrischende Luft das Werk der physischen Erziehung begünstigt, ist nun das Institut schon wirklich eröffnet worden. Es sind ihm von Seiten der Polizey-Commission zwey Zöglinge, weiblichen Geschlechts, übergeben worden, die bisher ganz unbeschriebene Tafeln, wahre Nieten gewesen waren, und in freudenloser Öde und Dumpfheit dahin gebrütet hatten. Denn beyde sind ganz blind, die eine blind geboren, die andre durch die Pocken in frühster Kindheit des Gesichts unwiederbringlich beraubt. Nach dem Unterricht, welchen die eine erst zwey Monathe, die andere dritthalb Monathe erhielt, sind beyde schon dahin gebracht worden, daß sie Filet und Geldbeutel stricken, und im Lesen, Schreiben und Rechnen die Anfangsgründe gefaßt haben. Auch verrichten sie mit Fertigkeit mehrere kleine häusliche Geschäfte, in der That eine erstaunungswürdige Metamorphose, wenn man erfährt, wie roh und rauh dieser Stoff unter die Hand seiner Bildner kam. Die Bedingungen, welche Flemming macht, sind die billigsten, und beweisen allein schon, wie wenig der bey solchen Unternehmungen oft vorwaltende Speculationsgeist im Spiele ist. Für ganz Arme fordert Fl. nicht mehr als 80 Thaler für Beköstigung, Unterhalt und Belehrung, erbiethet sich aber auch den Wohlhabendern zu den billigsten Bedingungen, die bey einer größern Zahl und mehr in einander greifenden Verpflegung noch annehmlicher gemacht werden können.



Der Sammler.

Samstag, den — 72. — 17. Juny 1809.

Belisar.

(Beschluß.)

Cosroes Nushirvan, unter welchem Persien noch ein Mahl in seltener Größe strahlte, der König, dessen Gerechtigkeit und Weisheit noch heut die Erzählungen des Orients rühmen, hatte mit zahlreichem Heer Syrien überfallen, und die Colchier und Lazier, Völkerschaften am schwarzen Meer, zur Abtrünnigkeit von Justinians Zepter gelockt. — Belisar rückte ihm entgegen; doch mit einem Heere ohne Sold, ohne Zucht. In fruchtlosen Anstrengungen, ohne Siege wie ohne Niederlagen, verstrich der Sommer, und Belisar ward vom Kaiser abgerufen mitten aus dem Beginnen seines Werks.

Wie immer, gehorchte auch dießmahl der Feldherr willig, und jetzt um so mehr, da er an seiner Gattinn ein großes Beyspiel gerechter Rache geben wollte. Denn Photius, ihr Sohn, hatte ihm den letzten Schleyer von Antoninens ehebrecherischen Geheimnissen gehoben. Beyde schworen den Untergang Antoninens und ihres Buhlen, der sich schüchtern wieder nach Ephesus zurück gezogen hatte. Photius eilte nach Ephesus, ergriff dort in der Kirche St. Johannes des Apostels den Theodosius, und schleppte ihn in ein abgelegenes Schloß von Cilicien, wo er ihn einer grausamen Hinrichtung aufsparte. Belisar hingegen ließ Antoninen verhaften, wie sie ihm bey seiner Rückkehr von Persien entgegen kam, und drohte das Ende ihrer Tage.

Kaiserinn Theodora aber schützte die Favoritinn. Es gelang ihr sogar, den Starrsinn des beleidigten Ehemanns zu beugen. Er mußte sich mit Antoninen abermahls versöhnen, und bey der feyerlichen Friedensscene sie umarmen. Antonina würde den neuen Sieg vielleicht in ganzer Süßigkeit genossen haben, hätte das Schicksal ihres Geliebten sie nicht bekümmern müssen.

Da führte die Kaiserinn sie lächelnd, und ihren Schmerz errathend, zu einer Thür, und sprach: „Ich habe eine köstliche Perle gefunden, theuerste Patricierinn, wie nie ein Sterblicher gesehn. Dies Kleinod hab' ich meiner Freundinn zugedacht!" Die Kaiserinn öffnete die Thür ihres Schlafgemachs. Da stand Theodosius, und Antonina's Harm ging in den Wahnsinn des Entzückens über.

Während die treulose Gattinn im Pallast Theodorens schwelgerische Feste geheimer Freuden feyern half, schmachtete ihr Sohn Photius, von mütterlicher Rache verfolgt, im unterirdischen Kerker und büßte für seine Entdeckungen. Er entrann endlich nach zwey Mahl vergeblichen Versuchen glücklich, flüchtete nach Jerusalem zum heiligen Grabe, und ward Mönch. Theodosius aber gab noch den gleichen Winter, von Wollüsten erschöpft, den Geist auf. Antonina beweinte ihn trostlos lange.

Belisar, mit beginnendem Frühling an die Persi-

schen Gränzen zurück gesandt, wo Nushirvans Waffen die Römer bedrängten, vergrub die Erinnerungen seiner häuslichen Schmach im Geschäftsdrang des Kriegerlebens. Nicht die Stärke seiner Heeresmacht, sondern seines Geistes blendete und schreckte den König der Perser über den Euphrat zurück. Dieser Sieg, um so schöner, da er blutlos war, hätte dem klugen Feldherrn die schönste Lorbeerkrone aus des Kaisers Hand verdienen müssen — statt dessen fand er Verachtung und Ungnade, da er Constantinopel wieder sah. Seine Schätze wurden auf kaiserlichen Befehl in Beschlag genommen; sogar seine Leibwachen, oft 7000 Mann stark, von ihm selbst für seinen Dienst besoldet, herrlich jederzeit mit Waffen und Pferden ausgestattet, die Tapfersten des Heers, meistens Krieger durch ihn überwundner Völker, die dem Sieger bewundrungs- und liebevoll gefolgt waren, wurden unter andere Kriegesbefehlshaber vertheilt. So alles Schmucks beraubt, und allen Einflusses, kehrte der Mann, der den Orient gerettet hatte, als ein Privatmann in seinen Pallast ein, und zitterte selbst um sein Leben.

Er hatte nähmlich, während er am Euphrat gestanden, bey einer falschen Todesnachricht des Kaisers, zu vorlaut kühn über diesen und Theodoren ausgesprochen. Dies war's, was ihn in die Ungnade stürzte, aus welcher ihn nur Antoninens treue Dienste retteten. „Nur Antoninens Verdienste," schrieb ihm Theodora selbst: „haben dir deine Tage gefristet, und dir einen Theil deines Vermögens bewahrt."

Schimpfvoller, als diese Begnadigungsart, war seine unmäßige Freude darüber. Man sagt, er habe sich dankbar vor seinem Weibe niedergeworfen, und mit dem Gelübde ihr unterthäniger Sclav zu seyn, ihre Füße geküßt. So macht Ehrgeitz den gleichen Menschen zum Wurm und zum Halbgott.

Inzwischen war, was Belisar in Italien gewonnen, durch die Schlaffheit eilf nach ihm daselbst ernannter Kriegsbefehlshaber verloren gegangen. Die Fahnen der Gothen wehten wieder fast in allen Städten vom Fuß der Alpen bis Sicilien; ihr neuer König Totilas, ein Jüngling an Jahren, ein Greis an Klugheit, tapfer und tugendhaft, wie keiner seines Volks, spottete der Krieger Justinians, die sich in einzelnen Vesten feig verschanzten und ergaben, weil sie ohne große Heerführer, ohne Unterstützung, ohne Sold, vereinzelt, mehr ihr eignes Leben, als den Ruhm des Kaisers verfechten mußten.

Justinian und Theodora erkannten zu spät, daß ihre Eifersucht gegen den Eroberer des Gothischen Reichs und seine zu schnelle Entfernung von Italien, ihnen das schöne Land wieder verscherzt habe. Belisar ward abermahls aufgebothen den Gothen die herrliche Halbinsel zu entreißen. Mit wenigen Truppen, nicht einmahl seine aufgelößten, verschenkten Leibwachen waren ihm zurück gegeben, kam er im Jahr 544 in Ravenna an. Er kam nur, um sich zu überzeugen, daß er hier Feldherr ohne Heer sey. Er sandte Bothen auf Bothen an Justinian um Hülfstruppen, und mußte unthätig den rastlosen Unternehmungen des Gothenkönigs zusehen, der Rom belagerte.

Nahe schon war die Stadt ihrem Untergange, deren Einwohner auf Belisars Hülfe harrend, lieber Pferdefleisch und Ungeziefer zu ihrer Nahrung wählen, als sich ergeben wollten. Mit der Kühnheit der Verzweiflung, und einer Hand voll Menschen machte sich daher Belisar auf, Rom zu entsetzen. Durch seine Klugheit war das Wagstück sogar dem Gelingen nahe; nur Bessas, der Commandant von Rom sollte noch durch einen Ausfall das Unternehmen erleichtern — er that es aber nicht, und Belisar mußte wieder zurück weichen. Den Schmerz glaubte der graue Held kaum überleben zu können. Er fiel in ein hitziges Fieber fast in die Arme des Todes, während die alte Hauptstadt der Welt von den Gothen eingenommen und ausgeraubt ward. So groß war Roms Elend zu dieser Zeit, daß nun die Weiber und Töchter der Senatoren in zerrissenen Gewändern das Brod vor den Pallästen ihrer Ahnen erbetteln mußten, daß endlich alle Bürger mit Weib und Kind aus ihrer Stadt verbannt, die ersten Senatoren in Campanische Festungen eingesperrt, und Anfänge gemacht wurden, Roms Mauern mit allen Denkmählern des Alterthums zu schleifen. Nur das letzte ward nicht vollbracht; denn Belisar selbst mahnte den Gothenkönig, seinen Ruhm nicht durch Verwüstung der köstlichsten Hinterlassenschaft einer edeln Vorwelt zu besudeln.

Totilas verließ darauf das öde Rom mit seinem Heere, und wandte sich gegen die Städte Apuliens und Lucanien. Der Orientalische Feldherr behauptete zwar den Ruhm, die Stadt, welchen vierzig Tage lang einer Wüste geglichen, wieder zu besetzen, zu bevölkern, und nach wieder ausgebesserten Mauern zu vertheidigen, aber von seinem Kaiser ohne Truppen, ohne Geld gelassen, führte er, nur an der Spitze einzelner Rotten, einen fruchtlosen Krieg ohne Ruhm auf Kosten des verheerten Landes.

Bereichert von der Beute der Gothen und den Schätzen der Italienischen Städte kam er im J. 548 nach Constantinopel zurück, um die längst verdiente Ruhe eines ehrenvollen Alters zu genießen. Wahrscheinlich sehnte sich Belisar selbst aus den ruhmlosen, Italienischen Raubzügen hinweg, da Justinian, sey es aus Unvermögen, oder Geitz, oder aus Trägheit oder allzu großer Nachgiebigkeit gegen Belisars Neider, ihn nie mit Nachdruck unterstützen mochte.

Zehn Jahre lang ruhte der Held auf seinen Lorbeern. Mit den höchsten Würden bekleidet, Herr unermeßlicher Reichthümer, und sein Nahme von allen Welttheilen verherrlicht; entschädigte das Andenken seiner Großthaten ihn für die entfliehende Kraft der Jugend. Doch noch ein Mahl ward der greise Held gezwungen, die Waffen wieder anzulegen, um Constantinopel selbst, und den hoch betagten Kaiser zu retten.

Jenseits der Donau, am linken Ufer des großen Stroms, wohnte ein wildes Volk, unbekannten Ursprungs, welches erst seit einem Jahrhundert aus den Steppen Mittel-Asiens bis hierher vorgedrungen war. Man hieß es die Bulgaren. Nach der Weise heutiger Tataren, von Jagd und Kriegsbeute lebend, schweiften sie wohlberitten weit umher, Dörfer zu plündern und Menschen zu entführen. Von Zeit zu Zeit wagten sie sich selbst über die Donau in die Provinzen des Griechischen Kaiserreichs.

Aber im Winter des Jahres 558, als die Donau mit festem Eise bedeckt war, zogen sie unter ihrem Fürsten, Zaber-Than geheißen, herüber, sieben Tausend stark, während Constantinopel und alle Landschaften umher von Truppen leer waren, die zerstreut in Asien, Afrika und Italien standen. Sie drangen auf ihren behenden Rossen so eilig vor, daß sie schon in Constantinopels Nähe standen, ehe man von ihrem Aufbruch erfahren hatte. Alle Landstraßen waren voller Flüchtlinge, die verzweiflungsvoll die Grausamkeiten der bulgarischen Horden erzählten. In der Hauptstadt herrschte Ohnmacht und Entsetzen; der zitternde Kaiser rüstete sich zur Flucht, und ließ aus den Kirchen von Constantinopels wehrlosen Vorstädten alle heilige Gefäße und Kostbarkeiten nehmen, indessen die verzagte Bürgerschaft auf die Wälle stieg.

In diesen Zeiten allgemeiner Hoffnungslosigkeit wandte sich jedes Auge auf den Helden des Jahrhunderts, und da Belisar, im Waffenschmuck aus seinem Pallaste trat, und seine Fahnen aufpflanzen ließ, um Volk zu sammeln gegen den nahen Feind, waren in wenigen Tagen mehr denn zehn Tausend Bewaffnete, die ihm zum Siege folgen wollten; doch unter Allen fand er nicht mehr, denn drey Hundert Veteranen, auf die er zählen konnte.

Sobald er den Feind erblickte, bezog er ein verschanztes Lager; durch aufgeworfene Staubwolken am Tage, durch zahllose Wachtfeuer in der Nacht, täuschte er die Bulgaren über seine Stärke. Dann ward am folgenden Morgen der Angriff gemacht; Verzweiflung stritt gegen Raublust, vielgeübte Klugheit eines erfahrenen Feldherrn gegen regellose Tapferkeit. Die Bulgaren, vorn von geschlossenen undurchdringlichen Haufen angefallen, von andern umgangen und im Rücken verwundet, flohn bestürzt, und eiliger noch, als sie erschienen waren, zur Donau zurück.

Constantinopels Enthusiasmus beym Einzug des Siegers in die befreyte Stadt war so laut und stürmisch, daß der Kaiser, ohnehin durch das Alter mißtrauischer, den Helden mit zurückstoßender Kälte aufnahm. Er ließ ihn in seine Ruhe zurück treten, und das begonnene Werk nicht vollenden, sondern er glaubte seinen Thron, durch Geldsummen an die Bulgaren gezahlt, kräftiger, als durch Belisars Siege zu sichern. So tief war schon der Monarch gesunken durch eigne Unwürdigkeit, daß er, dessen Ehrgeitz einst drey Welttheile erschütterte, einer Hand voll Barbaren den Frieden mit Gold abkaufen mußte.

Aber Gesetzlosigkeit, Ungehorsam, Zwietracht und Unordnung herrschten im Volk; Schwäche, Feilheit, Intrigue und Üppigkeit am Hofe. Der Anblick dieser verdorbenen und Alles verderbenden Staatsverwaltung empörte das Gemüth der Rechtschaffenen, und die Unsicherheit des Lebens und Gutes gab selbst den verrätherischen Anschlägen ehrgeitziger Bösewichter eine Rechtfertigung.

Wirklich zettelten einige Höflinge gegen den beynahe achtzigjährigen Kaiser eine weitläuftige Verschwörung an, ihm vom Throne zu stoßen, und dem zerrütteten Reiche neue Ordnung, neue Kraft zu geben. Schon war der Tag zur Ausführung des schwarzen Plans bestimmt, schon hatten sich die Verschwornen zum kaiserlichen Gastmahl mit Dolchen unter ihren Kleidern eingefunden, und die Vorhallen des Pallastes mit Sclaven angefüllt, die den Tod des Kaisers durch die Straßen Constantinopels ausrufen sollten. Aber ihr Anschlag ward verrathen, und brachte sie ins Gefängniß, auf die Foltern und zum Tode.

Da einer der Verschworenen auch zwey Haus-

beamte Belisars als Theilnehmer angegeben, da diese unter den Qualen der Folter die Schuld ihres Antheils auf Belisar wälzten, ward Belisar selbst vor Gericht gezogen.

Mit hohem Unwillen trat der Greis, den eine vierzigjährige schwer geprüfte, nie wandelbar erfundene Treue nicht vom Verdacht erlösen konnte, im December des Jahres 563 vor den Senat hin. Seine Unschuld war zweifellos, wie hätte er die letzten Tage eines ruhmvollen Lebens mit einem Verbrechen besudeln sollen, das er bey den schwersten Versuchungen im ganzen Lebenslauf verabscheut hatte? Dennoch ward sein Vermögen in Beschlag genommen, und er selbst in seinem Pallast als Staatsgefangener bewacht, bis Justinian, vor der schreyenden Ungerechtigkeit selbst erröthend, dem Greise nach einem halben Jahre (im July 564) alle entrissene Ehrenämter, mit feyerlicher Erklärung seiner Unschuld zurück gab.

Doch solchen Erschütterungen unterlag die Natur des alten Feldherrn; er starb ohngefähr acht Monathe nach der Wiederherstellung seiner Ehre, im J. 565.

Dieß ist die einfache Geschichte Belisars, welche zweyen berühmten Französischen Schriftstellern, Marmonteln und der Frau v. Genlis Stoff zu historischen Romanen gab. Die Erzählung, wie der undankbare Justinian ihm soll haben die Augen ausstechen lassen; wie er dann als blinder Bettler Almosen gesammelt, ist ohne Zweifel ein Mährchen, das erst etwa 500 Jahre nach seinem Tode ein Mönch vielleicht dichtete, der ein Beyspiel von der Unbeständigkeit des Glücks aufstellen wollte.

Belisars Witwe, Antonina, ward vom Kaiser, welcher das Vermögen seines Feldherrn erbte, anständig ausgestattet. Sie verwandte die Güter, welche ihr geblieben waren, zur Gründung eines neuen Klosters, in welchem sie bis zum Tode die Sünden ihres vergangenen Lebens abbüßte. Früher schon war Theodora gestorben, die ruchlose Kaiserinn, welche der schwache Justinian wie eine zum Himmel hingegangene Heilige beweinte, während der Fluch der Zeitgenossenschaft und Nachwelt über ihr Grab rauschte. Sie hatte im Sommer 548 an einem Krebsschaden, der ihren ganzen Leib zerfraß, den Tod gelitten.

Auch Justinian trat nun bald, und zwar acht Monathe nach dem Tode seines treuen Feldherrn, von der Bühne des Lebens ab, (im Nov. 565) und sein Neffe Justin bestieg einen Thron, den er mit Elend und Schande mehr, denn jeder seiner Vorfahren entwürdigte, so kurz auch seine Herrschaft war.

Heinrich Zschokke.

Dreyerley Spiegel.

Der treffliche Kaiser von China, Taitsong, sagte: es gibt dreyerley Spiegel; der Eine ist von Stahl (oder Glas), dessen sich die Frauenzimmer bedienen, um zu sehen, wie sie der Putz kleidet; der Andere sind die Schriften der Alten, in welchen wir die Entstehung, das Wachsthum und den Verfall der Staaten lesen; der Dritte sind die Menschen selbst: denn wenn man ein wenig die Menschen betrachtet, so sieht man gar bald, was man zu thun oder zu lassen hat.

Notitzen.

Wien. Am 15. Juny feyerte eine Gesellschaft von Tonkünstlern und Musikfreunden des unsterblichen Haydn's Andenken in der Stiftskirche zum Schotten mit einem Seelenamte, während welchem der Schwanengesang Mozarts, sein Requiem, unter der Leitung des Herrn Kapellmeisters Eybler aufgeführet wurde. Madame Campi, Mademoiselle Marconi, die Herren Pfeiffer und Frühwald sangen die Hauptstimmen. Das ganze Kunstwerk wurde vortrefflich executirt, und ließ jedem Musikfreunde mit einem Mahle den Verlust dreyer Tonkünstler betrauern: Haydns, dem zu Ehren es gegeben worden, Mozarts und Süßmayrs, des Vollenders desselben. Der würdige, alles Gute befördernde Herr Abt zum Schotten, Andrä, hielt die Seelenmesse, und eine große Anzahl Zuhörer, worunter man Se. Excellenz den kaiserlich Französischen Herrn Staatssecretär Maret, und viele Herren Generale und Staabs-Officiere, nebst dem gebildetsten Theil des hiesigen Publikums bemerkte, verherrlichten dieß Trauerfest mit ihrer Gegenwart. Die schönen Grenadiere des zweyten Regiments der Stadt-Miliz machten abwechselnd mit dem kaiserlich Französischen Militär eine Spaliere in der Kirche, und umgaben das in der Mitte derselben aufgerichtete Trauergerüste.

Die Herzoge des Französischen Reichs, nach dem Almanac de la noblesse, pour 1809.

Diese sind: der Erzkanzler des Reichs (Cambaceres) Herzog von Parma, der Erzschatzmeister (le Brün) Herzog von Piacenza; die zwölf Reichsmarschälle, nähmlich: Augereau, Herzog von Castiglione, Bessieres, Herzog v. Istrien, Davoust, Herzog von Auerstädt, Kellermann, Herzog von Valmy, Lannes, Herzog von Montebello, Lefebvre, Herzog von Danzig, Massena, Herzog von Rivoli, Moncey, Herzog von Conegliano, Mortier, Herzog von Treviso, Ney, Herzog von Elchingen, Soult, Herzog von Dalmatien, Victor, Herzog v. Belluno. Ferner die zwey General-Obersten, Junot, Herzog von Abrantes und Viesse de Marmont, Herzog von Ragusa. Desgleichen der Oberstallmeister Caulaincourt, Herzog von Vicenza, und der Großmarschall des Pallastes, Duroc, Herzog von Friaul. Endlich die zwey Divisions-Generale, Arrighi de Casanova, Herzog von Padua, und Savary, Herzog von Rovigo.



Der Sammler.

Dinstag, den — 73. — 20. Juny 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Madrid.

Wer irgend, so wie ich, vor dreyßig Monathen, das erste Mahl in seinem Leben von den Gräbern seiner Väter Abschied nahm, um gleichsam in ein neues Fabelland, Genosse einer neuen und erhabenen Bestimmung hinzupilgern: der begreift, wie mir zu Muthe war, als die Höhen jenseits von Aranjuez erstiegen, schon vier Stunden hierwärts Madrid, die unendliche Allee begann, in welcher Kutschen und Couriere nach dem Lustschlosse flogen, — als die Legua-Steine viertelmeilen Weise den ersehnten großen Anblick so viel näher sagten, — als die Hauptstadt Spaniens nahe am Fuße der blauen Quadaramas wie ein weißes Dunstgebilde vor uns auf ihren Bergen lag, das nebeligte Fantom mit jedem Schritte an Umriß und Gestalt gewann, — als Thürme, Dächer, Häuser einzeln aus dem Chaos stiegen, bey der letzten Post-Barake Voitel mit seinem braven Schmeller uns entgegen kam, ich ohne Hut, im vollen Trabe des Maulthieres, aus dem Fuhrwerke sprang, mich an die Brust des Hauptmannes warf, und dann in Schmellers Arme; — wie wir jetzt im fröhlichen Gewühle des Willkommens, treu der Deutschen Sitte, hier im Freyen unsere erste Flasche süßen Sitjes leerten, dann gelassener zusammen Paar und Paar behaglich nach dem Thore von Toledo schlenderten, von Osten her die neue große Porzellan-Fabrik aus dem Garten des „buen retiro" blendendweiß herüber schimmerte, im Westen dicht vor uns die goldenen Kugeln auf den Dächern des „palacio nuevo" glänzten; an des Manzanares Ufer Hunderte von Wäscherinnen — ähnlich Damen aus der Halle, oder besser Makbeths Hexen — unbarmherzig auf das arme Linnen schlugen; — wie wir über die bewunderte und colossale Brücke von Toledo, dann den steilen Thorweg aufwärts schritten, und nun endlich, endlich, auf das hundertdreyßigtausend Seelen fassende Theater meiner künftigen Bestimmung traten; — wie ich träumend, immer noch in der gespanntesten Erwartung, eine Straße nach der andern maß, wir unbewußt beym Hospitale „de les portugeses" um die letzte Ecke bog, und jetzt das schöne königliche Schild des „Real Instituto Pestalozziano militar," das letzte Ziel der Reise von zwey Monathen, den Schauplatz mannigfaltigerer Begebenheiten späterer Tage wies — — — da sank auf einmahl, wie durch Feenzauberschlag, das ganze Mährchen meines frühern Daseyns in die Fluthen der Vergangenheit, so wie einst vielleicht jedes Nachtstück dieses Lebens bey dem ersten Zuge aus Lethe in das Reich der Schatten sinkt, und freudig schauernd stand ich im Gefühle der Verjüngung an der Schwelle einer bessern Welt.

Als hätten wir uns Jahre lang vordem gekannt,

empfing uns Voitels Gemahlinn, eine Schweizerinn, die Spanien erzog, mit der freundlichen, sich ewig gleichen, hohen Ruhe, die in ihrer milden Seele wohnt, und die sie zu der besten Gattinn und zu einer der verehrungswürdigsten Personen ihres reitzenden Geschlechtes bildet.

Eine Reihe fröhlich heiterer Zimmer winkte mir zur häuslichen Bewohnung; ihre Decoration al fresco war das Werk von Voitels geübter Hand, und seinem feinen, richtigen Gefühle dankend, stand ich lange, von der angenehmsten Überraschung tief ergriffen, vor der ähnlich gut getroffenen Ansicht Yverdüns, durch welche mir die Freundschaft eine vielgeliebte Stelle meines Vaterlandes über meinen Schreibtisch zauberte.

Ein zweyter Pestalozzi, wenn auch nicht an Geist und That, doch gewiß an Liebe und an Hingebung, begrüßte uns Andujar, treu und bieder, wie ein solcher Spanier Deutsche grüßt, und nach zwey Stunden saßen alle — Spanier, Schweizer, Priester, Krieger, Damen und Erzieher — traulich um den heimischen Brasero.

Topographische Skizzen.

Madrid, „la villa" *) oder „corte" **) liegt im Mittelpuncte Spaniens, etwas östlich von dem Manzanares, und in einer sehr beträchtlichen Erhöhung, welche von den Thoren von Toledo und Segovia nach Nord und Osten, bis zu der Puenta von Fuencarrol, und weiter rechts bis auf die Höhe von der Straße Alcala hinan steigt, sich von dort hinabwärts nach dem „Prado" zu in etwas senkt, jenseits diesem wieder anhebt, und sich über das Gebieth der Gärten und Gebäude des „buen retiro" hin erstreckt. Madrids Umfang hält vier gute Stunden, ihre größte Länge an fünf Viertelstunden, und die größte Breite um zwey Fünftheile weniger; die Zahl der Häuser steigt in allem ungefähr auf achttausend an, worunter gegen achtzig Kirchen, und beynahe eben so viel Klöster beyderley Geschlechts sind.

Plaza mayor.

Der ungereiste Spanier sieht sie gern als etwas Großes an, und würde diese Zierde seiner Hauptstadt trauernd missen; sie liegt ziemlich in der Mitte Madrids, zwar geräumig, doch bey weitem nicht ein Platz der ersten Größe, zwischen alten, hohen Häusern mit Arkaden, die darum vier rechte Winkel bilden. Kleine Gassen führen in dieß Heiligthum, doch keine Straße steht damit gerade in Verbindung, oder geht darüber weg, und keine Equipage profanirt die abgelegene Stelle, die, gleich einer alten Jungfer hier versteckt, mehr einem großen Winkel ähnlich sieht, als einem eigentlichen Platze. Der Fremde, dem ihr Daseyn nicht voraus bekannt ist, und der seine Fische, sein Gemüse und seine Schinken nicht aus diesem Speisen-Magazine directe selbst beziehen will, kann Monathe in Madrid wohnen, ohne daß er je auf dieses Wunderviereck stößt. Unläugbar ist indeß der Anblick eines Platzes interessant, auf welchem sich beynahe alle Gegenstände der Consumtion von mehr als Hunderttausenden und alle Eß-Producte der verschiedenen Provinzen jeden Morgen in der schönsten Mannigfaltigkeit verjüngen. Hier vereinigt eine Fischbank den Besugo aus dem Busen von Biscaya und den Bacalao aus dem Mittelmeere; dort hängen Speck und Würste aus Estremadura; hier wird Schafkäse feil gebothen. Das Gewühl der Händler und Verkäufer macht den lieblichen Tumult vollkommen; gern weilt man eine Stunde in der bunten Vorrathskammer, und verläßt sie selten ohne wirklichen Gewinn für's Studium der Landessitten und Gebräuche.

Ehemahls war auch hier der Schauplatz jener fürchterlichen Executionen, die dem schwarzen Torquemada ihren Ursprung danken, jener Autos da Fe nach der Portugiesischen Benennung, deren letzter Zweck, der Scheiterhaufe, des fanatisirten Pöbels Brandwuth manches grause Opfer brachte. Vermuthlich dürfte auch die Höhe aller der Gebäude dieses Platzes jenen Tagen ihr Entstehen schuldig seyn, worin sie einer inhumanen Menge als die Logen des Theaters solcher Unmenschlichkeiten dienen mußten. Doch der Holzstoß hat verglüht; die Luft ist rein vom Kohlendampfe, die Asche der Verbrannten flog nach allen Winden; vielleicht düngte sie das Erdreich, dem die saftige Melone dort entkeimte, und wo einst vor hundert Jahren gelbe Kerzen um die Richtstätte flatterten, da biethet heute die Valencianerinn Citronen feil.

Puerta del Sol

liegt etwa tausend Schritte östlicher, und faßt die ersten Straßen auf, die calle alcalá, Jeronimo, mayor und del correo, die red de san Louis und einige geringere. Hier also ist das eigentliche Centrum

*) Villa, Flecken; **) corte, Hof.

beyder Indien, als deren Hauptstadt Madrid in gewisser Hinsicht gelten kann. Den Platz des „Sonnenthores (obgleich er kein Thor enthält) ziert das massive große Posthaus — el correo — und ein wasserreicher Brunnen, den die „Aquadores" *) dutzendweise den ganzen Tag umgeben, — diesem gegenüber dann die Stutzerkirche, das gemeine Rendevous der hübschen jungen Welt.

Was irgend Füße hat, strömt unaufhaltsam Mittags und an jedem Feste hier zusammen. Königliche Garden tragen ihre Uniform zur Schau, und wohlgenährte Priester ihre Demuth und — Talare; Freudenmädchen ihre Sträußerrestchen, Zeitungshändler den „Diario" **) und die „gazeta;" Bettler ihre Lumpen; Armesünder-Angesichter aus den Schweizer-Regimentern biethen Stiefelwichs feil; die Andacht ihren Rosenkranz, und alle Ecken sind mit Anschlagszetteln übersetzt. Der eine kündiget Schauspiel an und tonadilla, der andere eine neue Cur-Art der verschämten Seuche; gleich daneben sind „quarenta horas in iglesia di san Isidro" für die Gläubigen eröffnet, und zufrieden sein Cigarro rauchend, trabt ein wohlberittener Kastilianer auf dem leeren Esel wieder heim; die Straße Alcalá hinauf steht eine Reihe flüchtiger Caleschen, die Fiacres Madrids, eingespannt, und Kutschen aller Art durchkreuzen sich nach allen vier und dreyßig Himmelsstrichen, und zertheilen rasch die leichte Menge, die sogleich wie Wasser wieder in einander fließt.

Um Weihnachten und um Ostern predigt hier täglich ein Kapuciner, so wie auch auf andern Plätzen, öffentlich, und sammelt eine wahre Landsgemeinde um sich her, die dann der Eiferer nach dem Maße seines Lichts und seiner Einsicht unterhält. Drollicht ist es anzusehen, wie der Hintermann dem Vordermanne beym „Maria santisima" das Schnupftuch aus der Tasche stiehlt, und hier und dort ein leicht geschürztes Nymphchen nach dem andern Proselyten wirbt, indeß der braune Hirt mit voller Lunge von der Ecksteinkanzel seiner knienden Versammlung Stoßgebethe vorsagt, die sie hohl und dumpf, wie fernes Tosen eines Wasserfalles, halb zur Wuth fanatisirt, aus einem Munde nachspricht.

Red de san Louis ist eine breite Straße, die vom Sonnenthore nördlich aufwärts führt, und die sich, theils um ihrer gut garnirten, kostbar ausgefüllten Laden willen, theils um des beständigen Verkehrs der Auf- und Niederwallenden zu Fuß und Wagen, Pferd und Maulthier, unter die belebtesten und schönsten Straßen Madrids zählt.

*) Aquadores, Wasserträger.

**) Diario, Tageblatt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Ostindien.

(Beschluß.)

So kam der Morgen heran, und mit dem ersten Sonnenstrahle floß neue Hoffnung in mein Herz. Ich wiederhohlte mein Rufen, ich schrie so stark und anhaltend, bis ich völlig heiser geworden war. Vergebens! die Verzweiflung bemächtigte sich meiner nun auf's neue, und ich fühlte mich von großem Hunger, und dem brennendsten Durste gequält. Jetzt erst konnte ich es über mich gewinnen, etwas von dem faulenden Büffel zu genießen, so eckelhaft auch der Anblick dieses bläulichten, gallertartigen Fleisches war. Ich nahm meinen Hirschfänger, den ich zum Glücke behalten hatte, schnitt hier und da von dem Aase ein erträgliches Stückchen ab, würgte vor wüthendem Hunger die Paar Bissen hinunter, und fand mich wider Erwartung sehr merklich dadurch erquickt.

Jetzt kam mein Muth zurück, so daß ich ziemlich ruhig über meine Lage nachsann. Durch die obere Öffnung aus der Höhle zu kommen war unmöglich; aber durch einen der tiefen Seitengänge vielleicht einen Ausweg zu finden, schien trotz der Gefahren wohl eines Versuches werth. — „Wohlan!" — sagte ich zu mir selbst — „Ich will das Äußerste wagen! Ist mein Tod einmahl vom Himmel beschlossen, was kümmert's mich, ob ich hier oder einige Klafter tiefer verwesen soll!" — So raffte ich mich endlich, ungefähr um 1 Uhr Nachmittags mit Entschlossenheit auf, versah mich mit einigen Stücken Fleisch, und schlug mit klopfendem Herzen den Weg in den düstern Seitengang ein.

So lange ich noch etwas Tageslicht sehen konnte, ging es ziemlich gut; als aber der letzte Schimmer verschwunden war, wäre ich beynahe wieder umgekehrt. Doch auch dießmahl trug die Überlegung den Sieg davon. „Fort! Fort!" — sagte ich zu mir selbst, und stürzte mich muthig und mit geschlossenen Augen in die unermeßliche Nacht hinein. Indessen brauchte ich die Vorsicht, mich Schritt vor Schritt an der Wand zu halten, und allen ihren unzähligen Biegungen nachzugehen. Dieß schien mir das einzige Mittel, endlich

doch noch einen Ausgang zu finden, der gewiß mit dem Hauptgange in Verbindung stände.

Der Boden war rauh und ungleich. Steinhaufen und einzelne Felsenstücke, Erhebungen und Vertiefungen wechselten unaufhörlich ab. Ich rückte daher nur langsam, und mit vieler Beschwerlichkeit fort, indem ich den Weg immer erst mit meinem Hirschfänger zu untersuchen gezwungen war. So mochte ich ungefähr zwey gute Stunden fort gearbeitet haben, als ich an etwas Leichtes und Bewegliches stieß. Ich befühlte es mit dem Fuße, es schienen Knochen zu seyn; ich betastete es mit der Hand — Allmächtiger Gott! Es war ein Menschen-Skelett! — Welch ein Augenblick! — Noch jetzt denke ich mit eiskaltem Schauder daran. Ich mußte mich niedersetzen, ich war außer mir! — „Es ist das Bild deines Schicksals!“ — sagte ich zu mir selbst, und fing bitterlich zu weinen an.

Unterdessen glaubte ich einiges Geräusch zu hören, sprang auf und rufte mit lauter Stimme durch die schweigende Dunkelheit. Zugleich eilte ich hastig wie ein Verzweifelter über den knirschenden Felsenboden hin, entschlossen, dem Tode oder dem Leben in wenig Minuten entgegen zu gehen. Auf einmahl erblickte ich ein Paar kleine feurige Puncte, und starrte von Erstaunen wie eingewurzelt darauf hin. War es ein Schimmer von Tageslicht, oder waren es die glänzenden Augen einer Schlange, die auf mich angeschossen kam? — Doch hier galt keine Verzögerung! — Rasch schritt ich vorwärts, denn ein unbekanntes Etwas begeisterte mich.

Die feurigen Puncte blieben unbeweglich, nahmen aber beständig an Größe und Lebhaftigkeit zu. — „Nein! das ist keine Schlange!“ sagte ich freudig zu mir selbst — „das sind zwey Lampen, oder das einfallende Sonnenlicht!“ — In diesem Augenblicke machte die Wand einen starken Abfall, und ich erblickte — eine Felsenspalte, die von der glänzenden Abendröthe beleuchtet war. — Gott! Gott! — Mit welchen Empfindungen eilte ich nun auf die Pforte des Lebens zu! — Eilends kappte ich das dichtverwachsene Gesträuch hinweg, zwang mich mit mächtiger Brust durch das widerstrebende Gestein hindurch, und athmete nun wie neu geschaffen, in der freyen herrlichen Gotteswelt.

Die Sonne ging unter, und im Purpurglanze lag die ganze liebliche Landschaft, und Vizagapatnam in geringer Entfernung vor mir da. Ich eilte dahin, und ward mit Entzücken empfangen; jedermann hatte mich todt geglaubt. Es zeigte sich jetzt, daß ich in einer der unterirdischen Höhlen gewesen war, die ehedem mit den Tempeln in Verbindung standen, und deren Eingänge jetzt nur noch wenigen Braminen bekannt sind. So hatte ich mich denn abermahls überzeugt, daß man in keiner Lage verzweifeln, und die Hoffnung nur mit dem Leben aufgeben muß. Ich fürchtete jetzt in eine gefährliche Krankheit zu fallen; kam aber glücklich genug mit einem leichten Fieber davon, und konnte schon nach vierzehn Tagen, vollkommen wieder hergestellt, von Vizagapatnam weiter gehen.

Fischer.

Notizen.

Frankreich. Ein kaiserliches Decret vom 29. März gibt folgende Grundlagen über die Errichtung der Napoleonshäuser:

Erster Titel. Art. 1. Die Stiftung der kaiserlichen Häuser Napoleon soll unter dem besondern Schutze einer Prinzessinn von unserer Familie stehen, welche die Aufsicht über die Häuser haben und dafür sorgen wird, daß die Verordnungen pünctlich beobachtet werden. Sie wird uns alle Bedürfnisse dieser Anstalten vortragen. Sie nimmt den Titel Beschützerinn an. 2. Sechshundert Jungfern — Töchter, Schwestern, Nichten oder Geschwisterkinder von Mitgliedern der Ehrenlegion, sollen in zwey verschiedenen, der Legion gehörigen Häuser erzogen werden, nähmlich: Dreyhundert in dem kaiserlichen Hause von Ecouen, und dreyhundert in dem kaiserlichen Hause von St. Denis. 3. Von diesen sechshundert Jungfern werden zweyhundert auf Unkosten der Familie erzogen, dreyhundert auf die halbe Kost und hundert auf die ganze Kost der Legion. 4. Die Zöglinge auf Unkosten der Legion, es sey auf die ganze oder halbe Kost, müssen Töchter oder Schwestern von Mitgliedern der Ehrenlegion seyn. Die Zöglinge als Kostgängerinnen, müssen Töchter, Schwestern, Nichten oder Geschwisterkinder von Mitgliedern der Ehrenlegion seyn. 5. Der Preis der Pension ist auf tausend Franken jährlich gesetzt. Der Preis der halben Pension auf fünfhundert Franken. 6. Beym Eintritt im Hause legen die kostfreyen, so wie die zahlenden Zöglinge in die Kasse vierhundert Franken, als den Werth der Ausstattung (trousseau), die ihnen von dem Hause geliefert wird. 7. Die Verwandten der Zöglinge verpflichten sich, in den Schatz der Legion jährlich 400 Franken zu legen. Das Kapital sammt den Zinsen zu fünf Procent soll während zehn Jahren aufgehäuft und nach Verfluß dieser Zeit den Zöglingen zugestellt werden. 8. Die Verwandten der zahlenden Zöglinge sind nicht gehalten, diesen jährlichen Beytrag zu liefern; allein sie müssen eine bekannte Person, in Paris wohnhaft, darstellen, die sich verpflichtet, die Kostgängerinn bey ihrem Austritt aufzunehmen. 9. Kein Zögling kann von den Verwandten vor Beendigung der Erziehung und unter dem Alter von achtzehn Jahren zurück genommen werden. 10. Ohne besondere Genehmigung der Beschützerinn kann kein Zögling über zwanzig Jahre alt in dem Hause bleiben.

Das ganze Decret hat mehrere Titel und 33 Artikel. Im 32. Artikel behält sich der Kaiser vor, durch ein besonderes Decret auch für die Witwen der Mitglieder der Ehrenlegion zu sorgen, und den Frauen jener Mitglieder, die im Dienst abwesend sind, einen augenblicklichen Aufenthalt anzuweisen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 74. —— 22. Juny 1809.

Die schwarze Farbe an die weiße Welt.

Endlich reißt mir die Geduld. Die Menschen machen mir es mit ihrem ewigen Lobreden und Lobgesängen auf Weiß und Roth, und Grün, und Gelb, und Blau, und mit ihrem ewigen Schweigen von mir zu bunt. Wer hat größere Verdienste um die Welt als ich? Und doch bin ich selbst nicht so schwarz, als der Undank, mit welchem sie mir bisher gelohnt hat. Bey Gott! den Teufel selbst wollte ich zum Schiedsrichter zwischen euch und mir machen, wenn ihr nicht, zum Unglücke, seiner Haut wegen, einige Partheylichkeit für mich bey ihm argwohnen könntet.

Da ich einmahl beym Teufel bin, so beginne ich von Rechtswegen meine Lobrede auf mich selbst mit diesem Fürsten der Finsterniß und der Schwärze. Ich will einen Augenblick annehmen, der Abscheu, den ihr gegen ihn affectirt, gehe euch wirklich vom Herzen, müßtet ihr es mir nicht danken, daß ich mich großmüthig aufopfere, nur damit er nicht vom Kopfe bis auf den Pferdefuß (exclusive) einem Europäer, und also, wenn gleich nicht jeder Leserinn, doch jedem Leser dieser meiner Apologie gleich sieht? Allein, wer weiß es nicht, daß er der beste Freund der meisten von euch ist? Und mich, seine Leibfarbe, schätzt ihr geringer als alle meine Schwestern? Wo ist eine Dame, die Schwarz auflegt, sie müßte denn rothe Haare oder graue Augenbraunen zu schminken haben? Selbst die Schönpflästerchen sind bloß aus Neid gegen mich verschwunden; und welch ein Bürsten und Feilen, wenn ich mich einmahl auf den Zähnen irgend einer euerer Grazien blicken lasse! Überhaupt werden von dem ganzen weiblichen Geschlechte beynahe so ernstliche Vertheidigungsanstalten gegen mich getroffen, als wenn es nicht der Gesichtsfarbe der guten Kinder, sondern ihrer Unschuld gälte. Zahllose Parasols, Schleyer und Sonnenhüte, was sind sie anders als Schildwachen gegen mich? Und könnte ich nicht leichter eine Freystätte bey meinem Antipoden, dem Schnee, als auf den Wangen eurer blonden Blaffardinen finden? Desto willkommener bin ich ihnen in einer Kaffeh-Tasse, da bekanntlich dieses köstlichste aller Getränke beynahe seine ganze Kraft verliert, so bald die Todtenbläße der Milch mich von ihm getrennt hat. Doch was spreche ich von blassen Tassen! An den Kaffeh-Tischen selbst bin ich für die practische Menschenliebe unentbehrlich; denn wie könntet ihr euren Nächsten bessern, ohne ihn — anzuschwärzen?

Mein auserwähltes Volk und meine eigentlichen lieben Getreuen sind — die Neger. Aber wehe den Unglücklichen! Bloß um meinerwillen wird ihnen von den weißen — Engeln auf eine Art mitgespielt, daß ich, so sehr ich von mir selbst eingenommen bin, und so schwer mir der Abschied von diesen harmlosen Geschöpfen fallen würde, doch Alles darum geben wollte,

wenn ich zu ihrem Heile mich auf ewig von ihnen trennen könnte. Die Zigeuner verachte ich wegen ihrer Halbheit, und ärgere mich, daß dieses diebische Gesindel nicht völlig weiß ist.

Unter die empfindlichsten Kränkungen, die ich in dem jetzigen, so genannten aufgeklärten Zeitalter erfahren mußte, gehören auch die Gesetze, die man bey Sterbefällen gegen meine Rechte gegeben hat. Sonst konnten Kinder ihren Schmerz um ihre Ältern, und Frauen den ihrigen um ihre Männer nicht beredter und würdiger aussprechen, als durch mich. Aber jetzt findet man es eben so lächerlich, sich um einen Vater in mich zu kleiden, als Thränen um ihn zu vergießen. Doch ich fahre in der bescheidenen Rechenschaft von meinen Verdiensten fort, ohne mich wieder durch vergebliche Klagen zu unterbrechen.

Wo wolltet ihr eine Nacht hernehmen, wenn ich nicht wäre? Der farbenlose Tag mit seinem ewigen Lärmen und Gewühle würde euch nicht zu Athem kommen lassen, wenn ich ihn nicht, im Bunde mit ihr, regelmäßig alle zwölf Stunden das Feld, auf welchem er die tollste Wirthschaft treibt, zu räumen nöthigte. Ihr würdet also ohne mich nicht einmahl ruhig schlafen können. Und sagt mir einmahl, wann sollten eure Großen zu Mittage speisen, wenn es nicht Nacht würde?

Um euere Andacht steht es, wie man mir sagt, überhaupt sehr schlecht. Aber ich möchte wohl einmahl sehen, welchen Eindruck vollends die Ermahnungen eines Predigers auf euch machen würden, der in einem rothen oder grünen Rocke die Kanzel bestiege!

Der Wehrstand würde mich mehr achten, als es leider geschieht, wenn die Helden bedenken wollten, welche ewig glänzenden Thaten Friedrich der II. mit seinen schwarzen Husaren verrichtete. Und kann man vergessen, daß nicht nur das Pulver sein ganzes Ansehen durch mich erhält, sondern daß auch der hochverdiente Erfinder desselben seinen unsterblichen Nahmen von mir zu Lehen getragen hat? Ist endlich nicht das unentbehrlichste aller Metalle, das mörderische und kriegerische Eisen, zugleich das schwärzeste?

Von den Priestern der Themis sehe ich mich zwar längst schon verstoßen. Aber was kümmern mich die Sachwalter und Gerichtsschöppen, wenn mir nur die Raben bleiben!

Was ist ein Mensch ohne Hut, und was ist ein Hut ohne mich? Zwar gibt es leider auch hier zu meinem Nachtheile Ausnahmen von der Regel. Aber was beweiset eine Hand voll Cardinäle gegen alle Kaiser und Könige, und gegen die Mannschaft der ganzen cultivirten Welt?

So sehr ich aber dem äußern Menschen zur Zierde gereiche, so gern bescheide ich mich, wenn man an dem inneren mich verabscheuet, und wer trauert mehr darüber als ich, daß es so wenig schwarze Körper und so viele schwarze Seelen gibt?

In dem Augenblicke, da ich mich bemühe, der Welt über meinen vielseitigen Werth die Augen zu öffnen, sind Millionen Menschen, und unter ihnen die größten Geister, beschäftiget, mich auf dem Papiere erscheinen zu lassen. Erhabener Gedanke! Bloß auf dem schwarzen Meere der Dinte kann man in die Ewigkeit schiffen. Wo sind die Tafeln, auf welche Flaccus, und Virgil, und Cicero ihre unsterblichen Werke schrieben? Untergegangen sind sie, mit ihren mühsam eingekratzten Buchstaben, bloß weil diese nicht schwarz waren; und nur durch mich sind die Werke selbst der gänzlichen Vernichtung entrissen worden. Man nenne mir den Unsterblichen, der seine Unsterblichkeit nicht mir schuldig ist! Ihr möget schreiben, oder drucken, so geschieht es durch mich; und wenn ihr euch zuweilen aus Eitelkeit goldener Buchstaben bedient, was verursacht ihr dadurch dem Leser anders als Augenschmerz? Sind es obendrein nicht gewöhnlich Lügen oder Thorheiten, die ihr mit diesem Puncte verewigt? Verewigt, sage ich! Warum nicht gar? Was ist vergänglicher als jenes elende Metall, so bald es sich heraus nimmt, mit mir auf Marmor oder Papier zu wetteifern.

Aber nicht nur in den Wissenschaften, auch in den Künsten spiele ich die erste Rolle. Denn welche Kunst geht über die — schwarze? Will man andere Farben in Schriften und Büchern erheben, oder auch sie nur nennen, so nimmt man seine Zuflucht zu mir, und ich selbst kann, wie ihr seht, zu meinem eigenen Lobe meiner nicht entbehren. Meine Nebenbuhlerinnen, so stolz sie sind, haben bloß für Sehende Interesse. Aber ich bin der einzige Gegenstand des Gesichts, von welchem sogar die Blinden urtheilen können. Wer könnte die Sonne ausstehen, wenn ihr Glanz nicht durch die bekannten Flecken gemildert würde? Und, wem gehören diese Flecken als mir?

Ihr fragt wenig nach dem Himmel, und erkühnt euch wohl gar, ihn zu lästern, oder ihm zu trotzen. Aber wer unter euch hat nicht Ehrfurcht vor der Erde, dieser guten Mutter und milden Ernährerinn aller Lebendigen? Verschmäht aber diese, indem sie für euch

alle möglichen Farben hervor bringet, nicht für sich selbst jede andere außer mir? Ihr Erdensöhne und Erdentöchter stammt also sammt und sonders aus dem Schooße euerer schwarzen Gebärerinn, und seyd mir so nahe verwandt als euerer Mutter selbst; ja ich werde, kehrt ihr dereinst in ihren Schooß zurück, euer einziger Schmuck seyn.

Ich müßte mich selbst in lauter Dinte erschöpfen, wenn ich alle meine Vorzüge auch nur leicht berühren wollte. Ich schweige also, in der Hoffnung, daß ich genug gesagt habe, um von nun an nicht bloß in schwarzen, sondern auch in blauen Augen den Sieg über die reitzende Farbe der Rose, und selbst über das Blau des Himmels, welches ohnehin, wenn man es aus dem rechten Standpuncte betrachtet, schwarz erscheint, davon zu tragen. Kein Sterblicher kann mich entbehren, und keiner ist, den ich nicht mit Wohlthaten überhäuft habe. Darum wehe dem Frevler, der mich auch jetzt noch gering schätzt, oder gar mich zu lästern wagt! Wehe und abermahl wehe ihm! Die Nemesis wird ihn ereilen, und ihn nöthigen, jeden Tag seines unglücksvollen Lebens mir zur Genugthuung — mit einem schwarzen Steine zu bezeichnen.

Weisser.

Idealia.

Schön und freundlich, wie Cythere,
Stille, mild, wie Cynthia,
Jung, wie Hebe, hoch wie Here,
Wandelt Idealia.

Rosenkelch' und Lilienglocken
Kränzen ihr das braune Haar,
Fesselnd im Geflecht der Locken
Aller Liebesgötter Schaar.

Wie des Mondes klare Fülle
Silbern ein Gewölk umwallt,
Deckt des Sindons feine Hülle
Die durchschimmernde Gestalt.

Aus der Wimper sanftem Dunkel,
Das der Augen Glanz bewacht,
Blickt der Seele hell Gefunkel,
Wie Gestirn aus Äthernacht.

Hold umtanzt von Charitinnen,
In der Pieriden Kreis,
Streitet keine der Göttinnen
Der Beneideten den Preis.

Und die Schäferinn, erröthend,
Reicht den Kranz ihr auf der Flur;
Und der Schäfer nennt sie flötend
Blüthenperle der Natur.

Wie sie schwebt mit leichten Schritten
Atalanten gleich im Lauf!
Unter ihren Zephyrschritten
Sprossen Frühlingsblumen auf.

Balsamtrunkne Lüfte spielen
Mit dem flatternden Gewand,
Während alle Blicke zielen
Nach des Busens Rosenband.

Jeder Jüngling starrt und lauschet,
Jeder nahte sich so gern;
Aber wen der Reiz berauschet
Hält die hohe Würde fern.

Unschuld in dem Blick der Liebe
Gibt und nimmt der Minne Muth;
Lockt und bannt der Sehnsucht Triebe;
Regt und dämpft der Wünsche Gluth.

Wenn sie redet, wenn sie schweiget,
Jedes Herz sie hold bezwingt;
Doch der ganze Himmel neiget
Erst herab sich, wenn sie singt —

Aus dem Quell der süßen Kehle
Strömt der Töne Fluth dahin,
Und es schwimmt die reinste Seele
Nackt in voller Schöne drin.

Dann vergißt der Sinn die Hülle,
Taumelnd in der Töne Glanz;
Und des Zauberklanges Fülle
Schlingt den lennknen Horcher ganz.

Auch der Ungeweihte wittert
Dann, was Seel' an Seele zieht,
Und der frechste Satyr zittert
Vor der Heiligen, und flieht.

So in Blicken, so in Tönen,
Blüt' an Leib, und Perl' an Geist,
Ist das Urbild aller Schönen,
Das mein Lied als Göttinn preist.

Doch, der Jungfrau gleich am Himmel,
Über Zepter hoch und Stab,
Blickt sie auf das Erdgewimmel
Aller Männer kalt herab.

Keinem Schäfer ist gelungen,
Daß sie ward ihm liebehold;
Und kein König hat errungen,
Ihren kleinsten Minnesold.

Nur ich Seliger umfange
Sie mit voller trauter Lust —
Denn sie schlummert im Gesange
Liebewarm an meiner Brust.

Baggesen.

Polizey in China zur Sicherheit der Fremden.

Kleine Handelsbetrüge in diesem Lande.

Unerachtet in dem unermeßlichen Reiche China's die Polizey sehr strenge ist, so geschehen doch im Handel und Wandel, besonders mit Fremden, außerordentliche und höchst feine Betriegereyen.

Die Fremden sind in ihren Handelsverhältnissen nur auf Cantong eingeschränkt. Hier wohnen sie in einem bestimmten Quartier dieser großen Commercial-Stadt, welches sie ohne Erlaubniß und ohne Beglei-

tung von Chinesischen Polizey-Soldaten, und ohne daß sie sonst von muthwilligen Knaben und von dem Pöbel beleidiget zu werden sich aussetzen, nicht wohl verlassen können.

Die gemeinen und auch wohl vornehmen Chinesen ärgern sich hauptsächlich an den kurzen Beinkleidern der Europäer. Sie halten diese Bedeckung dem gesellschaftlichen Anstande zuwiderlaufend, und können nicht begreifen, warum die Europäer nicht lange, bis auf die Knöchel herabgehende, gleich einem Schlafrocke geschlossene Kleidung tragen, wie es bey alten orientalischen Völkern Sitte ist.

Lord Marcartney, der ungefähr vor 15 Jahren als Gesandter an den Chinesischen Hof geschickt ward, fügte sich auf einige Weise in die Forderungen der Landessitte. Er zog also bey der öffentlichen Audienz, die er bey dem Kaiser Kienlong erhielt, die Englische Ritterkleidung und Insignien des königl. Bath-Ordens an, die in einen langen Mantel herab geht, und einen großen Mann vorzüglich gut und majestätisch ausschmückt.

Sein Legations-Secretär, Georg Staunton, trug seinen Doctor-Talar, warf das dazu gehörige Mäntelchen um, setzte das viereckige Barett auf, und zog vorzüglich die Augen und Bewunderung der Mandarinen durch diese akademische Kleidung auf sich.

Wenn nun ein Fremder ohne lange Kleidung auf den Straßen von Cantong wandelt, so fallen ihn gleich die Knaben mit Schimpfworten, ja oft mit Steinen an. Allein sogleich sind auch die Policey-Soldaten bey der Hand, die den lärmenden Haufen mit langen Peitschenhieben aus einander treiben, um den Fremden sicher zu stellen.

Ein Fremder, der zum ersten Mahle nach Cantong kommt, kann sich vor Prellereyen im kleinen Handel nicht genug in Obacht nehmen.

Schweinenes Fleisch wird im ganzen Lande stark gespeiset. Kauft nun das Europäische Schiffsvolk geräucherte Schinken, so muß Stück für Stück von den Kaufenden untersucht werden; denn die Chinesen besitzen die Kunst, Schwarten mit Speck sehr passend über hölzerne Schinken zu ziehen, und das Holz so täuschend zu firnissen, daß auch der Vorsichtigste sich daran betriegen könnte.

Dem Schwedischen Prediger Osbeck ward einmahl eine herrliche blühende Pflanze, die Camellia Japonica, welche wir jetzt auch schon in Deutschen Gärten ziehen, in einem Blumenhafen gebracht; allein nach wenig Stunden verdorrten die Blumen, denn sie waren nur mit feinen Nägeln von Bambus-Rohr an den Stamm ganz unmerklich angeheftet.

Ein anderes Mahl brachte man ihm einen Wälschen Hahn mit außerordentlich krausen Federn. Er war das prächtigste Thier von der Welt. Das Gefieder erschien vorwärts gerollt, und auf das schönste frisirt. Osbeck kaufte den Hahn um einen ansehnlichen Preis. Als Natur-Historiker glaubte dieser Gelehrte einen merkwürdigen Fund gethan zu haben. Bereits machte er sich daran, die neue Erscheinung zu beschreiben, und meinte, wo nicht eine neue Gattung, doch wenigstens eine neue Art oder Spielart eines sonst genug bekannten Thieres vor sich zu haben; allein auf einmahl wurden die Federn nach einem Regen wieder stark, und das Thier gewann das Ansehen eines gewöhnlichen Hahnes; so verschwanden also Geld, Ausgabe und die Freude der neuen Entdeckung.

Notizen.

Ein Neapolitanischer Chemiker hat in dem Monitore di Napoli über die neuesten Ausleerungen des Vesuvs folgende Bemerkungen eingerückt.

„Der Vesuv fährt fort, brennende Materien auszuwerfen, doch mit geringerer Kraft. Was dabey merkwürdig seyn mag, ist, daß er salzsaures Gas in ungeheuerer Menge entwickelt. Diese also verlängerten Paroxismen sind ein bündiger Beweis, daß der Vesuv noch nicht so nahe daran ist, zu erlöschen, wie man wohl glaubt. Solch ein Glaube gründet sich aber doch nur auf die Berechnung der warmen Massen die schon ausgespieen sind; man meint, die innern Theile des Vesuvs müßten schon ausgeleert seyn. Wenn aber solch ein Grund gelten, und unterirdische Aushöhlungen vorhanden seyn sollten: so müßte man annehmen, Italien, besonders aber Neapel und Sicilien schwebten über einem unermeßlichen Gewölbe, dessen Ausdehnung und Tiefe selbst die kühnste Einbildungskraft erschrecken würde, vorzüglich wenn man daran denkt, daß nur ganz kleine Vulkane im innern Frankreichs, nach dem Kalkul des Herrn Faujas, bis jetzt 70 Millionen Kubikmeter Lava ausgestoßen haben. Man hat demnach wohl eher recht, anzunehmen, daß die Natur durch beständigen Kreislauf, im Verhältniß wieder ersetzt, was sie verzehrt, indem sie, wie Paton und tausend Thatsachen beweisen, solide Körper in Gasgestalt verflüchtiget, und Gasarten in ihren Urzustand wieder zurück kehren.

Das freundliche Fuldaer Ländchen, das auf einen Flächeninhalt von etwa 37 Quadratmeilen an 90.000 Einwohner hält, war für Westphalen eine treffliche Acquisition. Die Kameral-Revenuen dieses Ländchens betrugen im Jahre 1806 auf 558.000 Gulden, und die Steuer auf ungefähr 160.000 Gulden. Durch die Trennung der Domaine Johannesberg, welche im August 1807 den Reichsmarschall Kellermann, Herzog von Valmy, zu Theil wurde, haben sich diese Einnahmen vielleicht um 40.000 Gulden verringert. Dagegen haben sie auch durch die Aufhebung aller eigenen Verwaltung, und Einführung des Grundsatzes Alles zu verpachten, ansehnlich gewonnen. Außerdem ist seit dem October 1806 eine Kriegssteuer-Contribution von 1.300.000 Franken, die bedeutende Steuer zur Kriegscasse nicht mit gerechnet, bezahlt worden.



Der Sammler

Samstag, den — 75. — 24. Juny 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Der Prado.

Im Osten Madrids senkt sich ihre Höhe mit den Straßen Alcala, Jeronimo, Atocha u. s. w. abwärts; gegenüber steigt der Schloßberg des „buen retiro" an, und zwischen diesen Abdachungen bildet sich ein Thal, das südostwärts vom Thore Atocha anfängt, längst dem Fuße des Retiro hinstreicht, nordwestwärts am Thore Recoletos auslauft, eine starke halbe Stunde lang ist, und von obgenannter Straße, so wie auch von jener del jardin botanico durchschnitten wird: das ist der Prado *), jener oft beschriebene Tummelplatz, auf den sich Jung und Alt, Arm und Reich, Marquis und Invalide hinstellt, um „zu sehen und sehen zu lassen" — ist der Prado, ohne welchen Madrid eigentlich nicht Madrid wäre, jene sandig dürre, unfruchtbare Strecke, die Aranda's Genius in ein Asyl des freundlich heitern Genusses wandelte.

Vom Sonnenthore läuft die Straße Alcala nach Norden hin, — ihr Steigen endet bey der Aduana; breit und hell senkt sie sich nun abwärts, ihr zur Rechten eine Reihe großer und geräumiger Gebäude, und bey ihrem Auslaufe in den Prado, links im Hintergrunde eines Gartens, der Pallast der Herzoginn von Alba, den die Stadt Madrid für fünf Millionen *) an sich kaufte, und dem Friedensfürsten zum Geschenke gab. Da wo die Straße Alcala den Prado quer durchschneidet, steht am Ende seiner ersten unbesuchten Abtheilung vom Thore Recoletos ein bemerkenswerther Springbrunnen: eine Siegesgöttinn im Triumphgespanne, das zwey Löwen ziehen, thront auf ihm, und weiterhin steigt diese Straße nach dem Griechisch-schönen Thore Alcala hinan, das ebenfalls Aranda's unvergeßliche Verwaltung schuf.

Des Prado Hauptstück liegt in seiner Mitte, zwischen beyden Straßen Alcala und S. Jeronimo; zur Linken seines Fahrweges längst dem Graben am Retiro hin, ein Trottoir mit Bäumen eingefaßt; dem Fahrwege rechts liegt der Salon für die Spatzierenden, und diesem nach zwey hohe Ulmengänge, jenseits welchen noch eine ordentliche Straße an den Gartenmauern hinführt.

An dem untern Ende dritter Abtheilung, die sich an diese zweyte, von der Straße S. Jeronimo durchschnitten, anschließt, und die ebenfalls mit mehreren Alleen bis zur Straße del jardin botanico hinauf geht, steht ein zweyter Brunnen, der krystallene Wellen in das tiefe Marmorbecken schäumt, und eine colossale Neptuns-Gruppe trägt, wo der nervöse Meeresgott auf seinem Muschelwagen aufrecht mit dem allgewaltigen Drepzacke herrschend durch die Fluthen

*) Prado, Wiese.

*) Reales de Vellon, zwanzig auf einen Piastre.

führt. Das Werk ist mit erhabener Allegorie ausgeführt. Das eine Flußpferd ganz besonders macht bey Sonnenaufgang einen trefflichen Effect; denn seine Stellung ist so gut getroffen, daß sein Wiehern, welches man am offenen Munde, an der aufgeworfenen Nase und am wilden Flattern reicher Mähnen wahrnimmt, auf den ersten Blick der Feuerscheibe fällt, wann sie die Zinne des Retiro übersteigen, ihren Frühstrahl in die Lindengipfel senkt, die über diesem Denkmahle rauschen.

Des Prado vierte Abtheilung hält eine einzige Allee, und geht von „calle del jardin botanico" zum Thore von Atocha; diesem rechts das allgemeine Hospital (hospital general) und links hinauf im rechten Winkel eine breite Straße, ihre Seitengänge Ulmen und Kastanien, am Ende ein Dominicaner-Kloster.

Von der Straße del jardin botanico bis nahe an das Thor Atocha, links dem Prado, liegt der wohlgewählte, gut erhaltene „jardin botanico" *), die Schöpfung Carls des Dritten, laut der goldenen und humanen Inschrift dem Vergnügen aller Stände heilig, mit Gewächsen aller Zonen, und besonders der Amerikanischen, bepflanzt. Im Sommer werden Vorlesungen dort gehalten. Er steigt nach Nordost hin den Schloßberg an, den Reben kränzen, über welchen eine neue Warte steht, mit Kuppeldach und Säulen, die das Sternenlicht verklärt.

Bezaubert wandelt hier der Sohn des Nordens unter Pflanzen aller Breiten; um ihn blühen Sträucher, deren Heimath überm Weltmeere liegt, und in des Abends frischer Kühle öffnet jede Blume ihren Kelch, und schlanke reitzende Gestalten schlüpfen durch den Lorbeerwald.

Gleich unter diesem Garten, und damit so ziemlich in der gleichen Linie, prangt ein angefangenes Museum, eine halbe Viertelstunde lang; vollendet wird es Madrid und den Prado zieren. Bald wäre es, in abgeänderter Bestimmung, einst ein Pestalozzisches Gymnasium geworden.

Das ist die Laterna magica mit Glas und Rahmen und bemahltem Hintergrunde. Aber nun das Licht hinein, den Feentanz begonnen! — Fünf Uhr Abends fängt der zweyte Morgen Spaniens an, und aus dem trägen Schooße der stärkenden Siesta aufgestanden, eilt der Bettler und der Herzog auf den Prado hin. Zur rechten Seite des Salons steht eine unabsehbar lange Reihe niederer Sessel, die um eine Kleinigkeit an die Ermüdeten verliehen werden; kleine Aquadores mit dem Wasserkruge laufen emsig hin und her und schreyen „aqua fresca!" die Orangen-Frau: „naranjas!" — Auf dem stark bespritzten Fahrwege rollen an vierhundert Kutschen auf und ab; Dragoner halten Ordnung; Tausende aus allen Ständen drängen sich auf dem Salon, ein wimmelndes Ameisenheer, und taumelnd reißt der Menschenstrom dich fort; wohin du blickst, erscheinen neue Gegenstände, ewig wie des Flusses Welle wechselnd, und durch andere ersetzt. Dort drüben sitzt in jedem Wagen wenigstens auch eine Venus, halb verhüllt von leichtem Musselin, und unwillkürlich fesselt dich die Allgewalt der nie gesehenen Reitze. Ernsthaft wandelt neben dir der würdevolle Spanier; schalkhaft mit dem Fächer koquettirend schwebt mit hohem Auge und vollem Busen eine Gruppe junger Frauen grazienhaft vorbey. Im leisen, flüsternden Gespräche erzählen sich zwey Sitzende, was sie nur wissen sollen, und der liebetrunkene Ritter handelt mit dem Rosenmädchen um den schönsten Blumenstrauß für seine Herzensdame, die mit ihm aus einem Glase von der Silberquelle Nectar trinkt, indeß dem muntern Jungen, der den Mundschenk macht, die Freude über den erhaltenen Doppelquart aus dem schwarzen Auge blitzt, und eine lahme Alte um der Mutter Gottes Schmerzen willen eine milde Gabe heischt *).

Den reinsten und erhebendsten Genuß in der Betrachtung dieser kleinen Welt verschafft zuletzt der erste Ton der Glocken, die um sieben Uhr das „Angelus" läuten. Wie versteinert stehet die ganze Masse plötzlich still, und andachtsvoll entblößet sich jedes Haupt; zwey Minuten lang herrscht eine hohe Feyer des Gebethes, bey der du deinem Schöpfer näher fühlest, und mit den Tausenden gemeinsam zu den fernen Höhen blickest.

Nur spät erst zerstreuet die nächtliche Stunde den summenden Schwarm, und frühe schon findet am Morgen die junge Aurora des alten Endymions frischer-

*) Botanischer Garten.

*) „Una limosna à este pobrecito, por les dolores de la santisima madre de Dios" ist ein Spanisches Bettel-Formular, das aber die Betreffenden mit einem äußerst eindringenden Accente zu belegen wissen. Gewöhnlich fügen sie auch das Versprechen bey: „Dios se lo pagara à vmd." Gott wird es Ihnen vergelten. Übrigens muß ich zugleich bey diesem Anlasse bemerken, daß sich die edle Haltung im Charakter des Spaniers und der milde Einfluß seiner Religion auch durchgehends darin äußert, daß keinem Bettler mit roher Härte begegnet wird. „Vaya vdm. con Dios," Gehe mit Gott! ist die einzige Zurückweisungsart.

dings wieder den Prado mit Paaren besetzt. Jedermann liebet und schätzet die schattigen Bäume, und sieht mit Vergnügen der Wässerung zu, und reiniget mit Sorgfalt die Graben von Blättern und Zweigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Salzkörner *).

Ein nützlich Ding ist's um die edle Kunst
Des Kochens, wird sie nur nicht zu künstlich;
Und darum schrieb auch selbst erlauchte Hand
Von ihr, und die erlauchte Stirn ertrug's.
Es nennt sie Griechenland und Rom, es nennt,
Die neure Welt so hohe Kuchenstutzen.

In Asien begann — wo man sich stets
Gern gütlich that — in Asien begann
Der Zunge Werk, wie vorher schon — der Mensch.
Roms Adler faßt' mit kriegsgeübten Fängen
Die Enkel-Enkelschaft Sardanapals —
Und Asien erliegt dem Weltenjoch,
Doch seinem Schwelgersinn erliegt dann — Rom.
Von nun verlor das Bürgerrecht am Tisch
Der keusche Magen des Bedürfnisses;
Zur Sorge wird, was sonst nie Arbeit war,
Zur Kunst des Mannes wird die Sclavenmüh',
Der Gaumenkitzler nimmt den hohen Schwung
Des Weltentdeckers an, und geht im Stolz
Des neuen Consulats durch seine Hallen.
Mit unersättlich-tiefem Abgrund gähnt
Des Schmausers Rachen jede Tafel an;
Er hohlt aus Samos sich den Pfau, und Phrygiens
Haselhuhn, die Kraniche aus Melita,
Ambrazia gibt den jungen Ziegenbock,
Und Thunfisch, Austern, Muschelvolk, der Schwarm,
Der sich in Meeresgrund verbirgt und Felsenspalten,
Erhebt der leckerhafte Wütherich schnöd'
Und keck, kein Baum errettet seine Frucht,
Und selbst der Ekel muß ihm zinsbar werden.
Mit frecher Lüsternheit wälzt sich Begier
An dem entweihten Tisch auf den entweihten Pfühlen,
Um den entweihten Reichthum der Natur.
Die eigne Schule stiftet, wie sonst Sokrates,
Apizius jetzt; sein Nahm' wird Ehrenwort,
Die schwelgerische Schaar ermüdet endlich —
— Den eignen Gaumen? Nein! Gesetzgeduld.

Die Archia macht sie auf, das Fannische
Gesetz, und eine ganze Speisekammer
Geschrieb'nen Gegengift, Zensur-Essenz,
Entsteht — und wie der Freyheit Kämpfe sonst
In jugendlicher Kraft des Staates sich
Um Rednerbühn' und Volksversammlung wälzten;
So lechzt der Fresser Klagestöhnen nun
Um der Quiriten längst entmanntes Ohr.
Gefesselt hat man euch! ruft der Tribun,
Der schmachvoll steht, wo einst die Gracchen fielen,
Und duldet ihr das herbe Joch, das euch
Die Willkür des Genusses tückisch raubt?
Hinweg mit der Gewalt, die alter Rost
Bedeckt — was ist die Freyheit denn als Traum,
Wenn wir uns nicht zu Tode essen dürfen?

Die Freyheit siegt, der Zügel fällt vom Mund,
Und unnatürlich schwelgt die Üppigkeit
Im vollen Vorrath der Natur. Albin,
Einst herrschend, in den Gallischen Gefilden,
Speißt hundert Pfirsiche zum Abendessen,
Melonen zehn, und funfmahl hundert Feigen,
Drey volle hundert Austern — Maximin
Begnügt das Mittagsmahl mit vierzig Pfund
Gebratnen Fleisch, und einem Eimer Wein.
Nach alphabet'scher Ordnung speißt Herr Geta,
Und schlingt das Futter dreyer Tage ein.

Die Zeit ist kurz, doch lang die Kunst! so spricht
Mit ernstem Ton Erfahrung — und somit
Ist's klar, daß nur Jahrhunderte genügten,
Auch in der Küchen-Palingenesie
Den Geist der Menschheit durch Gewürz und Saufen
Zu höhern bis zum leckern Almanach.
Vollbracht ist — was die Enkel einst beklagen,
Die Väter nie geglaubt: die Ehre wird — Ragout.

*) S. Cornelius Agrippa a. a. O.

Haidar an seine Söhne.

(Fortsetzung.)

Seyd gerecht! Jedem das Seine mit Unbestechlichkeit, mit Treue und selbst mit Opfern. Seyd mäßig! Wer dem stärksten seiner Sinne nicht mit Freyheit und Übermacht zu gebiethen weiß wie dem geringsten, ist ein Sclave seiner Triebe, und verdient die Ehre der Mannheit nicht. Der Knecht seiner Sinne ist stets auch der Knecht niedriger Menschen.

Hoffnung — ist Thorheit: Furcht — ist Schwäche. Kein fürchtender handelt, kein Hoffender vollendet. Was fürchtet der Mann? Was hat der Weise zu hoffen? — Steht nicht die Täuschung am Eintritte in's Leben? —

Liebe — was ist sie dem Manne, der in der Wirksamkeit für ein großes Object den Werth seines Lebens findet? Er verachtet kleinliche Befriedigung, jenen erschöpften Gewinn eines elenden Haufens. Der Beyfall seiner Geliebten ist ihm ein Spiegelbild eigener Würde, verschönert durch verfeinerten Abdruck. Er verwirft die Unentbehrlichkeit dessen, was an sich unter des Daseyns gleichgültige Gaben gehört, die, aufgefaßt oder verworfen, nur durch das Ziel, dem sie dienen, zum Guten sich eignen oder zum Übel.

Ehre wie Liebe — auch sie spenden Zufall und Laune, auch sie kann sich adeln zum Antriebe des Großen, und abarten zur Verführerinn für's Kleine. Mißtraut ihr, aber verwerfet sie nicht!

Ehret euern Beruf, heiligt seine Pflichten, aber täuschet eure Genügsamkeit nicht durch seine Gränzen. Der Staat hat Rechte auf eure Thätigkeit, aber diese Thätigkeit erschöpft eure Kräfte noch lange nicht.

Strebt dem Außerordentlichen nach, meine Söhne! Gewöhnlichkeit ist der Maßstab der Heerde. Was die kleinen Kräfte der Thoren übersteigt, heißt ihm excentrisch: als ob sein Stumpfsinn der einzige Messer des Daseyns wäre!

(Der Beschluß folgt.)

Gattenliebe.

Selten hat wohl ein Weib aus Liebe für ihren Gatten so viel Beschwerlichkeiten mit so heldenmüthiger Größe getragen, als Lady Harriet Acland. Sie war die Gemahlinn des John Dyke Acland Esq. von Devonshire, der als Major bey einem Englischen Regiment mit demselben im Jahr 1775 nach Amerika segeln mußte. Seine Gemahlinn wollte ihn nicht verlassen; alle Warnungen, alle Bitten wurden vergebens verschwendet. Nur an die tausend kleinen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten der feinen Welt von London gewöhnt, mußte sie Alles entbehren lernen, auch oft das Unentbehrliche, und die unermeßlichen Einöden von Canada in den entgegengesetztesten Jahreszeiten durchstreifen, oder den kranken Gatten in einer elenden Hütte der Indianer pflegen. Unzählig waren ihre Lebensgefahren. Als sie sich z. B. am 19. Sept. 1777 nach dem Übergange der Englischen Armee über den Hudson in eine unbewohnte Hütte zurück gezogen hatte, während es zu einem heftigen Gefecht mit dem Feinde gekommen war, nahmen die Wundärzte auch dahin mit dem Lazareth ihre Zuflucht. Hier, vom Ächzen der Verwundeten und Sterbenden umringt, vernahm sie nun, daß ihr Mann an der Spitze der Grenadiere, auf dem gefährlichsten Puncte des Gefechts stehe. Mitten in dieser Todesangst sah sie Alles um sich niederstürzen. Der Feind richtete sein Geschütz gegen die Hütte. So stand sie lange im Kanonen- und Musketenfeuer da. Man kann sich die Empfindungen dieser Dame denken. Endlich wurde der Major am 7. October sogar von den Amerikanern zum Kriegsgefangenen gemacht. Ihre Verzweiflung stieg aufs höchste. Erschöpft von so vielen Strapatzen und Leiden, hungernd und dürstend, bat sie den General Burgoyne nur um einen Paß, ins feindliche Lager übergehen zu können. Sie wollte den Oberbefehlshaber Gates um die Gnade bitten, ihren verwundeten Gatten besorgen zu dürfen.

Burgoyne war eben so sehr durch die Kühnheit des Wagestücks, als durch die treue Zärtlichkeit der Brittinn gerührt. Seine Truppen waren im traurigsten Zustande. Er konnte der Lady kaum einen Trunk Weins zur Erquickung anbiethen. Er gab ihr, da sie nicht abließ zu bitten, eine schriftliche Empfehlung an Gates, und so machte sie sich, von einem Officier, einer Magd und einem verwundeten Kammerdiener begleitet, auf den Weg zum feindlichen Lager. Eine ganze Nacht mußte sie unter freyem Himmel am Ufer eines Stromes warten, der beyde Armeen schied, und immer in der bangen Ungewißheit, in welche Hände sie fallen, von welchen Wilden sie ohne Barmherzigkeit hinweg geschleppt werden könnte.

Sobald dem General Gates von den Vorposten die außerordentliche Erscheinung dieser Frau gemeldet ward, ließ er sie zu sich führen. Der Muth, mit dem sie alle Gefahren überwunden hatte, um den Gatten wieder zu sehen, fesselte seine Bewunderung. Er führte sie zu dem Major. Er both Alles auf, seine und ihre Lage so angenehm zu machen, als es irgend die Umstände erlaubten. Es war kein Gefangener, der nicht Gates Nahmen segnete, und in England noch mit Entzücken aussprach.

Notitzen.

Schweiz. Doctee Neff, Bezirksarzt zu Altstätten im Cantone St. Gallen, hat im May dieses Jahres in dem Dorfe Rebstein an dem Euter einer Kuh, Blattern angetroffen, die mit der Beschreibung der Jennerischen ganz übereinstimmten. Er impfte auf der Stelle ein Kind, erhielt vollkommen regelmäßige Kuhpocken, und pflanzte selbe auf mehrere Kinder fort, und es fehlt ihm nur an Kindsblatterstoff, um durch Impfung die Ächtheit derselben zu bewahren.

Aus Preußen. Wie man allgemein vernimmt, hat der Staatsrath von Humbold eine Reise nach Königsberg angetreten, um vorzüglich den Plan zur Errichtung einer Universität in Berlin zu betreiben; eine Idee, von welcher eine große Anzahl hier lebender Gelehrten im höchsten Grade begeistert ist, und von deren Realisierung sie sich großes Heil für den Preußischen Staat versprechen. In mehreren Brochuren und Blättern wird noch immer über diesen Gegenstand discutirt, und der Plan zur Errichtung einer Universität in Berlin eifrigst in Schutz genommen. Herr von Eggers hat in einer kleinen Schrift an unsern Klein einige Ideen über die Verlegung der Universität nach Berlin bestritten. Ich glaube aber nicht, daß der Ideengang einsichtsvoller Geschäftsmänner auf diejenigen großen Eindruck machen wird, welche die Universität in Berlin etablirt wissen wollen.

Bey nunmehr eintretendem dritten Vierteljahre dieser Zeitschrift, welche, ungeachtet der ungünstigsten Umstände, auf das beharrlichste und regelmäßigste fortgesetzt wurde, belieben die (Titl.) Hrn. Pränumeranten, welche dieselbe fortzusetzen gedenken, mit 5 fl. zu pränumeriren.



Dinstag, den — 76. — 27. Juny 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

El buen Retiro.

Französisch übersetzt es sich durch „sans souci," im Deutschen wohl am besten durch den Ausdruck „Witwersitz;" denn was war sonst ein König anders, der von Thron und Zepter Abschied nahm, und im Retiro seine Tage schloß, als — Witwer seiner Krone?

In des Prado Mitte, gleich am Ende seines Hauptstücks, steigt der ziemlich jähe Zugang nach dem Hofthore des Retiro an. Die sämmtlichen Gebäude, welche diesen ausgedehnten, jetzt verlassenen alten Sitz der Spanischen Monarchen bilden, sind aus Fachwerk aufgeführt, und werden durch verschiedene Höfe abgetheilt, die zwar dem Ganzen einen leeren Ton des Umfanges, aber nicht den Ton der wahren Größe geben.

Durch den Mittelhof, den des Pallastes klösterliche Wände rings umschließen, führt ein zweytes Thor zum Parke hinaus, der, wie gesagt, im fernsten Osten Madrids liegt, und einen Theil der tiefern Gegend, so wie auch die Straße nach Aranjuez, drey Stunden weit und weiter übersieht.

Vermöge der hohen Lage ist die Luft des Parkes beständig rein, und leise Kühlung wehet immer um ein großes Wasserbecken, das zugleich auch einen schönen königlichen Fischteich bildet; eine Menge schattiger Alleen, kleiner dunkler Haine dicht verwachsener Gebüsche u. s. w. biethen hier zu jeder Tageszeit einen sichern Zufluchtsort vor der erhitzten Atmosphäre, und die frischen Quellen, die im finstern Grüne der trauernden Cypressen rauschen, laden freundlich zu dem Mittagsschlummer ein.

Am Abende ganz besonders ist der Garten des Retiro immer stark besucht, und alle Stände ohne Ausschluß scheinen sich im freyen Aufenthalte dieser offenen Natur recht herzlich zu gefallen, wo kein Hufschlag und kein Kutschenrad die sinnende Betrachtung des bescheidenen Wanderers stört, und jeder Stimmung des Gemüthes irgend eine analoge traute Stelle winkt.

Noch überdieß enthält der Park auf seiner Gränze südostwärts die neue Porzellan-Fabrik, größer, eleganter selbst als der Pallast; gleich unter ihr am Abhange einen reichen Küchengarten, wo die Rebe und der Apfelbaum, das Kohlhaupt und die aufgebrochene Rose sich in reitzender Verwirrung lieblich mild umflechten, und durch fleißige Bewässerung dem glühend heißen Mittagsstrahle das frische Grün gemäßigterer Zonen abgewinnen.

Einsam liegt bey einem kleinen Teiche romantisch eine alternde Kapelle; einzeln zerstreute Wohngebäude, theils der Gärtner, theils der Porzellan-Fabrik-Arbeiter, machen mit derselben ein verstecktes Dörfchen aus, von ernster Ruhe still umlagert.

In des Gartens Westen liegt das zirkelrund gebauete Thierhaus stark vergittert; krumm gewundene Pfade führen durch die Hagebuchen-Hecken zu dem Wohnplatze der Hyäne und des weißen Bären. Auf dieser Seite liegt ein zweyter Obst- und Küchengarten, gleich dem erstern; eine Gitterpforte führt zur Straße Alcala hinaus.

Ein großer Theil des mitternächtlichen Gebiethes ist zur Jagd des Königs eingehägt, und hält eine Menge kleineren Wildes in sich, das der Monarch von Zeit zu Zeit, gewöhnlich Sonntags Nachmittag, mit eigener hoher Hand erlegt.

Bauart.

Gehorsam dem eisernen Gesetze der Nothwendigkeit, richtet sich zwar die Bauart eines Volkes nach dem Klima seines Landes, und nach den Bauerzeugnissen seines Bodens; zugleich aber läßt es sich auch von derselben mit ziemlicher Sicherheit auf den Grad der Kunstbildung einer Nation und auf ihren Genius im Allgemeinen schließen. Oder deutete wohl etwa die Jonische Säule nicht auf andere Erbauer, als die Troglodyten-Höhle in dem Klippenufer am rothen Meere, und stellt uns das zierliche Boudoir der eleganten Pariserinn nicht einen andern Zeitgeist dar, als des Rennthier-Tungusen durchräuchertes Zelt?

Eine leichte Skizze der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten in der Bauart Madrids mag daher als Theil der Sittenschilderung seiner Bewohner selbst gelten, und dem Leser das Gemählde dieses königlichen Fleckens etwas näher individualisiren.

Es bedarf nur einer leisen Vorerinnerung, daß die Wohngebäude dieser heißen Zone vorzugsweise auf den Theil des Jahres eingerichtet seyn, den der Deutsche ziemlich derb als „Hundstagswochen" im Kalender roth bezeichnet; daß sie also mehr auf Kühle, Schatten und sogar auf Zugwind absehen, als auf Wärme: hohe, lange Säle, und zum Schlafen dunkle, abgelegene Alcoven, tief im Hintergrunde, wo kein Strahl des Lichtes die süße Ruhe stört: nur selten eine Thür oder Fenster, die recht knapp und haarscharf anschließt, wie in kalten Ländern, wo man stets den Winter fürchtet.

Es versteht sich ferner auch, daß bey der großen Holztheurung mit diesem aus entlegenen Provinzen sparsam zugeführten Bau-Materiale im höchsten Grade ökonomisch umgegangen wird, und daß das ganze Täfelwerk des Nordens hier im Süden, wo „ein lauer Wind vom klaren Himmel weht," dem Ziegelboden und der Gypswand weichet.

Nur wenige der neuern Gebäude sind massiv und aus gehauenen Steinen aufgeführt; gewöhnlich und in Folge bestehender Verordnung ist es bloß das Fundament und allenfalls das Erdgeschoß; der Rest bestehet aus Fachwerk oder Backstein, welcher letztere noch einmahl roth und seine Zwischenlinien weiß bemahlt, den Häusern einen angenehmen, lebhaft bunten Anstrich gibt. Verschiedene Façaden sind auch wohl al fresco decorirt, und manche nehmen sich dabey vortrefflich aus. Indessen aber trägt doch der ältere Theil von Madrid noch im Allgemeinen jene erdengraue unbelebte Farbe, in welcher sich die Dörfer und die Flecken innerer Provinzen präsentiren, und die einen todten, tumpfen, freudelosen Anblick gibt.

Platte Ziegel scheinen zu der Dachung unbekannt; die hohle, gothisch schwere Ziegelart, die aber, wie ich glaube, Schindeln spart, ist allgemein, und sie verleiht auch freundlicheren Gebäuden jederzeit ein klösterliches Aussehen.

Eine schönere Eigenthümlichkeit der Landesbauart aber ist unstreitig der Balcon; so alt und vielleicht älter als die Monarchie, behauptet er auch seine Unentbehrlichkeit, gleichwie der Mantel, der Putschero, die Guitarre u. s. w. aus dem Grunde, weil sie gut und angemessen sind, und weil der Spanische Charakter von dem einmahl anerkannten Guten selten, oder doch nur gegen das erwiesen Bessere abläßt.

Jedes Fenster zählt zugleich als Doppelthür, die auf den Balcon führt. Und wie manchen lieblichen Genuß gewährt nicht dieser! — Wann der erste Sonnenstrahl den jungen Morgen grüßt, so trittst du hinaus auf den Balcon; der frische, kühle Hauch der reinen Atmosphäre bringt balsamisch durch das leichte Nachtgewand, und stärkt und stimmt jeden Nerve zu der schönsten Harmonie in dem Gefühle deines Daseyns. Unter dir beginnt nun in der Straße das gewohnte Werkeltagewerk der Menschen: die „Letschera"*) bringt auf ihrem Esel große Krüge voll Ziegenmilch; die Kohlfrau kündigt „col y flor" an, und das Maulthier schreitet schwer mit Brod bepackt vorbey. Nebenan eröffnet sich die Flügelthür; deine schöne Nachbarinn erscheint, ein neuer Stern des Tages, reitzend Morpheus Arm entwunden, leicht geschürzt und hold verschämt, wie eine junge Rose; daß süße Zweygespräch

*) Lechera, Milchfrau.

fängt schüchtern an, und spinnt sich weiter — der gefällige Balcon behält sein Recht.

Wenn nach einem glühend heißen Sommertage jede Faser, abgespannt, nach stärkender Erfrischung dürstet, trittst du wieder auf den offenen Balcon, und blickst ins unermeßlich große, helldesetzte, himmlische Gewölbe, trinkst die eisversetzte Nachtluft, die das wilde Blut in ruhigere Wellen zaubert; — eine leise, liebezitternde Guitarre tönt dann vielleicht durch die tiefe, feyerliche Stille, und versetzt dich freundlich in's Elysium.

Aber eine ungeheuere Last und eine gleiche Summe kommt heraus, wenn man den Eisenaufwand in Berechnung ziehet, welchen die Geländer der Balcone bloß von Madrid kosten.

Die Kirchen und die Klöster zeichnen sich durch ihre Bauart nicht besonders aus; ich kenne deren keine, die in Styl und Eleganz zum Beyspiele mit der Solothurnischen St. Ursus-Kirche nur von weitem zu vergleichen wäre; — ihre Mauern, nach dem ältern Geiste, Fachwerk oder Backstein, und das ganze meistens in die Häuserreihe nur so mit hinein gebaut — beynahe ohne Eigenthümlichkeit, nichts Imposantes, Großes, Helles — kein Effect!

Hat der König irgend ein Gebäude oder ein Privat-Haus je mit seiner Gegenwart beehrt, so verewigt dieß Ereigniß eine Kette oben an dem Thürgesimse; eine Sitte, welche manchen Fremden Anfangs etwas auffällt, weil er hinter diesem Zierrathe eher eine andere Beziehung suchen dürfte, als der Geist des Volkes damit verband.

Das Wasser wird durch irdene gebrannte Röhren hergeleitet, jedes Stück an ungefähr zwey Fuß lang, welche in einander eingefügt, mit Bley vergossen, feste, lange dauernde Gewölbe sind, und tief im Boden eingegraben, oft auf halbe Tagereisen fortgeführt, die reine, ungetrübte Fluth der Quelle wieder geben. Ob im Ganzen eine solche Leitung wohl nicht vortheilhafter wäre als die hölzerne? ist eine Frage, die der Kunstverständige entscheiden mag.

Ameublement.

Wenn es auf die Entscheidung der Frage ankäme, zwischen dem begüterten Schneider einer Deutschen oder Schweizer-Stadt und einem Grafen aus Kastilien, der jährlich hunderttausend Livres Renten zieht: wer von den beyden eine größere Menge raffinirter häuslicher Effecten aufzuweisen habe; so würde allerdings der Schneider Sieger in dem Luxus-Wettkampfe bleiben.

Im Norden, wo der arme Mensch neun Monathe von zwölfen friert, da mußte sich die Noth zur Kunst um Hülfe wenden. Unsere wärmenden Tapeten, unsere Doppelfenster, unsere Öfen, unsere Polsterstühle, überkleistern unsers Klima's Elend; aber in dem Lande der holden Gestirne braucht es dieser Krücken einer lahmen, kränkelnden Natur und jener kleinen Künste nicht, wodurch wir uns die Fesseln eines starren Himmels mit gemahlten Blumen zu umwinden suchen. In Valenzia, wo liebende die Brautnacht auf den platten Dächern unter Nachtigallenschlag und duftenden Orange-Blüthen feyern, braucht es wahrlich keine Prunkgemächer, keinen Gobbelin, und wo der Mensch den reinsten, heitersten Genuß des Daseyns in der freyen Schöpfung findet, stellt er nicht ein Heer von Tischen, Schränken, Kisten, Kasten, Bureaux, Schämeln, Teppichen und Toiletten, um sich her.

Ein leichter Sopha und zwey Reihen rohrgeflochtener Sessel, eine höhere für Mannspersonen, eine kleinere für Frauenzimmer, auf beyden Ecken eines langen Saales; in jeder Ecke einen Gypsabguß, die Büste Solons oder der Cleopatra; im Sommer leichtere, im Winter dichtere „esteras" (Bodendecken); einen Spiegel mittlerer Größe; wenige Gemählde oder Kupferstiche an den kühlen Wänden; einen simpeln Eßtisch; in der kältern Jahreszeit den „Brasero" *) in der niedern, runden, hölzernen „Tarima" **), nebst der kleinen Feuerschaufel; im Alcoven nächst dem Bette ein Kleiderkoffer, einen Heiland an dem Kreutze, einen Rosenkranz und einige Legenden: dahin würde sich das Inventarium des Hausgeräthes von dem größten Theile der rechtlichen Bewohner Madrids reduciren.

Etwas Zuthat von Vergoldung, größere Glacen, mehrere und köstliche Gemählde, eine Stutzuhr auf Französische Manier, ein Bücherschrank von Mahagoni, weichere Kissen u. s. w. füllen ganz den Abstand zwischen den Mobilien der Mittelclasse und denjenigen der Großen Spaniens aus, und selbst das königliche Brautbett im „palacio nuevo" gleicht in seiner Ausarbeitung nur dem Brautbette eines muntern Emmenthaler Küher-Paares. Aber eine Büßerinn mit aufgelösetem gelben Haare, das über einen vollen weißen Busen niederwallt, und blauen Augen, die zum Himmel

*) Brasero, Gluthpfanne von Messing, Kupfer oder Eisen.
**) Tarima, Gluthpfannengestell.

schmachten, in des Öhlgemähldes dunkeler Umschattung, und zwey hellgeschliffene Spiegeltafeln *), wenigstens acht Fuß hoch, sprechen Eleganz und Kunstsinn aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tsetang, oder der Saal der Vorfahren.

Immer liebte ich die Chineser wegen ihres nie erlöschenden zärtlichen Andenkens an die Verstorbenen, besonders die, welche durch Verwandtschaft mit ihnen verbunden sind. Nicht auf die Leichenbestattung und die gewöhnliche Trauerzeit schränken sich die Pflichten und Ehrenbezeugungen ein, die den Vorfahren von den Überlebenden erwiesen werden. Da ist keine Familie von Ansehen, die nicht einen Saal der Vorfahren (Tsetang) das ist, einen Versammlungsort erbauen ließ, in welchem sich wenigstens ein Mahl im Jahre alle Zweige eines Stammes zur Feyer der Verstorbenen vereinen. An der Mauer des Saales steht erhaben ein großer Tisch, dem man auf Stufen sich nahet. Hier sieht man das Bild des Mannes, der sich unter den Vorfahren des Stammes durch Verdienst vor andern auszeichnete. Auf kleinern Tischen zu beyden Seiten findet man, wo nicht die Bilder, doch die Nahmen der Männer, Weiber und Kinder aus dem Geschlechte, mit der Bemerkung, was sie waren, und in welchem Alter sie starben.

Im Frühlinge, wenn allenthalben neues Leben aus der todten Nacht hervor geht, und ein Sehnen den Menschen drängt, mit allen seinen Lieben sich dieses verjüngten Lebens zu freuen; dann ergreift uns peinlich oft der Gedanke: er, den ich vor Allen an mein Herz drücken möchte: er ist nicht mehr!

Den Frühling wählte daher der gefühlvolle Chinese zu der Versammlung im Saal der Vorfahren. Jeder findet hier die Bilder geliebter Todten, mit denen er seines Daseyns sich freuen möchte. Jeder strebet durch gegenseitige Mittheilung dessen, was der Hingeschiedene war und wirkte, dessen Züge zu beleben, und ihn gleichsam zu vergegenwärtigen. Es ist eine Scene der Auferstehung. Alle Unterschiede des Ranges und Standes weichen. Der Handwerker, der Ackersmann, und der Mandarin, die aus einem Stamme sprossen, mischen sich hier in voller Gleichheit; und nur der Älteste, wäre er auch der ärmste und geringste unter Allen, behauptet für den Tag einigen Vorzug; denn mit Verehrung und Liebe sehen Alle auf ihn, als den Nächsthinscheidenden.

Auf Kosten der Wohlhabendsten unter den Verwandten wird dann ein mäßiges Mahl von Reiß und Früchten, von Fleisch und Wein aufgetragen. Wachskerzen-Flammen und der liebliche Duft rauchender Gewürze erfüllen den geweihten Saal *).

Daß doch diese schöne Menschensitte in Europa Nachahmung fände! Wir Europäer wissen Alles, und Alles am besten, und blicken mit Dünkel auf andre Völker herab, die uns fast nur wie große Kinder erscheinen. Aber ach! unsere Vielwisserey, unser Dünkel entfernt uns immer weiter von der Natur und läßt nur zu oft uns die so nahe liegende Mittel versäumen, durch Zurückgehn in uns selbst, und durch rein menschliche Mittheilung uns die edelsten Freuden zu bereiten. Ein Schritt zurück — zurück! wäre ein Schritt vorwärts auf der Bahn der Veredlung.

v. Halem.

*) In Lageanja existirt eine sehe berühmte Glas-Fabrik, die sowohl vorzüglich große Tafeln, als auch Gläser von einer solchen Feinheit liefert, daß sie, vollgeschenkt, vom bloßen Deucke des Anfassens überlaufen, und bis zu 32 Piaster verkauft werden.

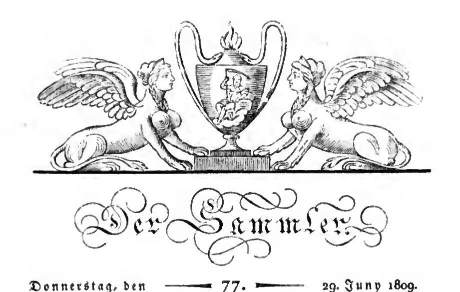
*) Nach Dü Halde.

Notitzen.

Wien, am 24. Juny 1809. Die Anwesenheit eines k. Französischen Heeres in unserer Stadt bewog die Hoftheater-Direction, durch das Personale der Deutschen Oper, und mit Zuziehung der sich eben hier aufhaltenden Sänger, Hrn. Bassi und Verri, einige Italienische Opern einstudieren zu lassen. In wenigen Wochen sahen wir Sargino von Paer, darin Mad. Campi glänzte; il matrimonio segreto von Cimacosa, gehoben durch Mad. Campi's kunstreichen und Hrn. Radicchi's angenehmen Gesang; la molinara von Paisiello, darin Mad. Tomeoni nach dem Wunsche der Kunstfreunde wieder erschien; und Griselda von Paer, die Hauptrollen von Dem. Fischer und Hrn. Radichi brav gesungen. Wir erwarten noch Angiolina von Salieri, l'amor marinaro von Weigl, und Così fan tutte von Mozart. Stets volle Häuser haben die Zufriedenheit des Publikums mit Auswahl und Aufführungen bewiesen.

Im Theater nächst der Burg gab eine Französische Schauspieler-Gesellschaft seither drey Vorstellungen, unter denen die von Adolphe et Clara den meisten Beyfall fand. Wenn auch unser Publikum dadurch einen allzu verjüngten Maßstab des jetzigen Französischen Theaterwesens erhielt, so blieb doch das rasche Eingreifen des Spiels, und die Geläufigkeit und Sicherheit des Vortrags jeder einzelnen Rollen nicht unbemerkt, und sey hiermit vielen Deutschen Künstlern zur Beachtung und Nachahmung empfohlen.

Bey nunmehr eintretendem dritten Vierteljahr dieser Zeitschrift, welche, ungeachtet der ungünstigsten Umstände, auf das beharrlichste und regelmäßigste fortgesetzt wurde, belieben die (Titl.) Hrn. Pränumeranten, welche dieselbe fortzusetzen gedenken, mit 5 fl. zu pränumeriren.



Donnerstag, den —— 77. —— 29. Juny 1809.

Letztes Schreiben des Doctors Hurpax an seinen hinterlassenen Sohn.

Mit jeder Zeile, die ich dir, geliebter Sohn, in diesem Augenblicke schreibe, rücke ich dem Tode näher. Meine Hand zittert, und es flimmert mir vor den Augen, wie in vorigen Zeiten, wenn ich zuweilen die Schwachheit beging, an eine Pharo-Bank zu treten, und nun die aufgethürmten Goldhaufen mich blendeten.

Präge dir tief ein, was ich dir sagen werde. Es ist dein sterbender Vater, welcher dir diese Lehren gibt.

Obwohl ich gern noch ein Weilchen auf dem großen Schauplatze hätte wirken mögen, so sehe ich doch meiner letzten Stunde mit dem Bewußtseyn entgegen, meine Pflichten gegen dich treu und redlich erfüllt zu haben. Ich habe dir eine halbe Million Thaler gesammelt. Gewiß eine achtungswerthe Summe für den, der mit so wenigem anfangen mußte, wie ich. Aber es hat mir auch manchen Tropfen sauern Schweißes gekostet, bis ich so weit kam.

Schon hundert Mahl habe ich dir meine Lebensweise in frühern Jahren erzählt, aber du kannst sie gar nicht oft genug hören. Ich wiederhohle dir jetzt nur das Nöthigste, damit du dir deine Lebensregeln daraus abstrahiren könnest.

Als ich die Akademie bezog, ging es mir trübselig. Nur durch vieles und demüthiges Bitten brachte ich es dahin, daß mir die meisten Professoren ihre Collegia frey gaben, einige wenige ausgenommen, die sich nicht erweichen ließen. Wie viel glücklicher bist du, mein Sohn! Ich habe dir gute Stipendia zu verschaffen gewußt, ich habe dir die gültigsten Testimonia paupertatis mitgegeben, und niemand wagt es, dir ein Honorarium abzufordern.

Von dem wenigen, was mir mein Vater geben konnte, legte ich täglich etwas als Nothpfennig zurück. Wenn ein guter Freund oder Bekannter in Verlegenheit war, so fragte ich ihn ganz unbefangen, verkaufst du nicht diesen Rock, diese Stiefeln u. s. w.? Und er verkaufte sie, denn er mußte Geld haben. So bekam ich oft die schönsten Sachen um die Hälfte des Werthes, und war nun, wenn auch etwas bunt, doch reinlich und gut gekleidet. Die Mediciner nannten mich daher spottweise muscicapa foliis variegatis; aber dergleichen Witzeleyen muß man nicht achten.

Mit allen meinen Landsleuten, die gut fochten, machte ich mich bekannt, und profitirte so viel als möglich von ihrer Geschicklichkeit. Dies setzte mich bald in den Stand, andern von selbst Unterricht zu geben, und verschaffte mir, als ich erst einigen Ruf hatte, eine gute Einnahme. Doch vor allen Duellen habe ich mich sorgfältig gehüthet, nicht etwa aus Feigheit, denn du kennst die Stärke meiner Klinge, sondern aus Ökonomie. Die Schlägerey mag ablaufen, wie sie will, so kostet sie Geld; auf alle Fälle wird dabey gegessen und getrunken, und schon das ist eine unnöthige De-

pense. Wird man verwundet, so will der Chirurgus bezahlt seyn; wird sie angezeigt, so kostet es Strafe, und am Ende bekommt man wohl gar noch den guten Rath, seiner Wege zu gehen: lauter fatale Geschichten, denen man sich nicht muthwilliger Weise aussetzen muß. Wenn einer kam und sich mit mir raufen wollte, so gab ich ihm ein Rapier in die Hand, und sagte: Komm, Herr Bruder, ich will dir zeigen, daß ich besser fechten kann, als du. Ich ließ ihn die ganze Kraft meiner Quarten fühlen, er erkannte mich für seinen Meister, und Alles ging ohne Blutvergießen ab. Gewöhnlich versöhnten wir uns, und wenn dabey getrunken wurde — wovon ich, wie du wohl weißt, eben kein Feind war — so geschah es wenigstens nicht auf meine Kosten.

Bey allen Waaren, die ich kaufte, bey allen Arbeiten, die ich machen ließ, sprach ich von meiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit reichen und vornehmen Leuten, von der Wichtigkeit meiner Empfehlung u. s. w. Auf diese Weise bekam ich Alles wohlfeiler und besser, als andere, denn ich gab mir mit dem glücklichsten Erfolge bey den niedern Volksclassen ein so genanntes Air de protection.

Hazardspiele habe ich immer sorgfältig vermieden. Man muß sich nie auf's blinde Glück verlassen, so lange man Talente hat sich selbst fortzuhelfen. Desto lieber spielte ich solche Spiele, wobey es auf Geschicklichkeit ankam, z. B. L'hombre, Whist, Billard, Kegel, Schach u. s. w.

Im L'hombre, welches mir manchen harten Thaler eingebracht hat, wählte ich mir immer Leute zu Mitspielern, die, was man sagt, so recht in's Zeug gingen, ich selbst aber spielte sehr zurückhaltend. Am Ende hatten sie gewöhnlich eine lange Reihe von Beten und ich ihr Geld.

Billard spielte ich immer nur mit solchen, denen ich weit überlegen war, und gab nie einen Point vor, auch dem schlechtesten Spieler nicht, denn man muß sich nie ohne Noth der Gefahr aussetzen, eine Parthie zu verlieren. Auch mußte ich immer etwas gewinnen können, wär' es auch noch so wenig gewesen; um das bloße Parthiegeld nahm ich keine Queue in die Hand, und so hatte ich auch von diesem Spiele jährlich eine nicht unbedeutende Einnahme.

Du weißt, wie stark meine Correspondenz war, besonders in Wechselgeschäften, dem ungeachtet habe ich von meinem dreyßigsten Jahre an bis jetzt nur 7 fl. 32 kr. für Siegellack ausgegeben. Ich löste nähmlich jedes Siegel, dessen ich habhaft werden konnte, sorgfältig ab, ließ es am Feuer zergehen, und benutzte es alsdann als Masse bey meinen Briefen. Um aber auch von diesem selbst gemachten Siegellack so wenig als möglich zu brauchen, denn man muß Alles zu Rathe halten, ließ ich mir ein ganz kleines Petschaft stechen, dessen du dich künftig bedienen sollst.

Auch meine Liebhaberey für die Jagd wußte ich immer zu befriedigen, ohne daß es mir etwas kostete. Ich ging nähmlich nur mit solchen Forstbedienten oder Jagdinhabern, die selbst nicht viel treffen konnten, und denen ich also ein willkommener Gast war. Ich bekam Pulver und Bley frey, gut zu essen und zu trinken, inclusive meiner Hunde, und noch überdieß einen guten Braten, ein Paar Hasen oder wildes Geflügel mit nach Hause. Mußten wir aber ja einmahl leer heimziehen, so trug ich gewöhnlich darauf an, daß eine kleine Schießübung bey den zahmen Hühnern, Gänsen, Änten oder Tauben angestellt wurde, und das Erlegte wurde mir fast immer zu Theil. Auch dressirte ich alljährlich einen jungen Hühnerhund, der mir in der Regel so theuer bezahlt wurde, daß ich nicht nur sein Futter frey, sondern auch noch einen Überschuß von mehrern Louisd'ors hatte.

Eben so bedachtsam und vorsichtig handelte ich in puncto des Umganges mit dem weiblichen Geschlechte. Nie hat sich ein Weib oder Mädchen rühmen können, auch nur einer Stecknadel groß von mir zum Geschenke bekommen zu haben. Meine Bekanntschaften waren immer von der Art, daß ich nicht nur keine Kosten, sondern noch sehr großen Vortheil davon hatte. Ich wählte mir dazu meist Frauenspersonen, die nicht mehr ganz jung waren, und doch noch Lebenssinn genug hatten, um die Verdienste eines Mannes gehörig zu würdigen. Betagte Demoisellen, Witwen und Frauen von gesetztem Alter, waren mir die liebsten. Sie erkannten den Werth meiner Freundschaft, und — was das Beste war — verlangten nie etwas von mir, was auf Geld oder Geldeswerth Bezug hatte. Höchstens ein Büschelchen von meinem Haupthaare — Backenbärte trug man damahls noch nicht — und das konnte ich ihnen ja wohl ablassen, denn es kostete mir nichts, und wurde auch von keinem Käufer gesucht.

Desto ansehnlichere Präsente bekam ich von ihnen, und bald wurde ich in so viele Häuser zu Tische invitirt, daß ich meinen Freytisch an einen armen Landsmann so quasi verpachten konnte, und befand mich dabey eben so wohl, als meine mit jedem Tage wach-

sende Casse. Schon konnte ich von Zeit zu Zeit gegen gerichtliche Verschreibungen kleine Capitalien ausleihen, und legte mich, so zu sagen, jeden Abend reicher nieder, als ich des Morgens aufgestanden war.

Meine erste Frau — Gott habe sie selig! — mochte ich zwar wegen ihres Munddustes eben nicht besonders gern leiden; doch war dies ein Naturfehler und nicht ihre Schuld. Dafür hatte sie aber auch schönes Vermögen, und einen tiefen Sinn für die wahre Ökonomie, so daß sie sogar mich in manchen Stücken noch übertraf. Zehntausend Thaler machen Alles wieder gut, dachte ich, und wandte geschickt genug meine Nase, als ich sie als Braut das erste Mahl küßte. Als Ehemann erinnere ich mich nicht, diese Höflichkeit, die ich ihr im Bräutigamsstande nothwendig bezeigen mußte, wiederhohlt zu haben, einmahl ausgenommen, wo sie durch ihre Verschmitztheit einen pfiffigen Juden um 10 Thaler geprellt hatte.

Noch so manche gute Lehre könnte und möchte ich dir geben, geliebter Sohn, doch es fängt an zu dunkeln vor meinen Augen. Die Züge der Feder fließen unkenntlich in einander, und ich fühle, daß die letzte Stunde mit starken Schritten heran rückt. Nur das Einzige versprich mir noch, mein Sohn, daß du gut wirthschaften, ein reiches Weib, gleichviel, schön oder häßlich, heirathen, und dich vor bösen Schuldnern hüthen willst. Diese drey Lebensregeln umfassen Alles, und ich lege mich ruhig schlafen, wenn du mir versprichst, sie genau und redlich zu befolgen. Lebe wohl, und Gott erhalte dich noch lange.

Dein bis in den Tod
treuer Vater.

N. S. Bey meinem Leichenbegängnisse steche das Fäßchen links in der Ecke an. Es hat zwar einen kleinen Stich, doch ist es noch gut genug bey einer solchen Gelegenheit, und der Wein wird jetzt alle Tage theurer. Ein Restchen Wacholderschnaps steht in dem großen Kleiderschranke deiner Mutter selig; es wird ja wohl genug seyn für den Todtengräber. Carl Dzl.

Die tugendhafte Nonne.

Der Mond wirft den ersten freundlichen Strahl
In Thekla's düstere Zelle,
Vom Klosterthurm tönet des Glöckleins Schall,
Und ruft zur heiligen Stelle,
Da nimmt die Fromme im härnen Gewand
Den Rosenkranz, und das Gebethbuch zur Hand,
Um hin vor den Altar zu treten,
Sie kniet mit gesammelten Sinn
Vor das Bildniß der heiligen Jungfrau hin
Den Abendsegen zu bethen.

Horch! wirbeln nicht Trommeln im nächsten Wald?
Ist das nicht Jauchzen der Krieger,
Was tosend aus der Ferne erschallt?
Sie sind es die feindlichen Sieger! —
„Ihr Schwestern entflieht der Barbaren Wuth,
„Daß ihr euer höchstes und einziges Gut:
„Die Ehre, vor ihnen errettet! —"
Und Alle sehen ihr nahes Grab
Und Alles eilt ängstlich herauf und hinab,
Nur Thekla hört nichts, — sie bethet.

Da tritt ein Litthauer Reitersknecht
Zur Thür herein mit Getöse,
„Auf Schätzchen! nicht wahr, ich komme dir recht,
„Daß ich dein Gelübde dir löse?"
So spricht er mit lüsternem schmunzelndem Blick,
Die fromme Bethende beugt sich zurück,
Und fleht, erstarret vor Schrecken,
Den stillen Wohnort der Frömmigkeit
Durch eines Mannes Eintritt entweihe,
Sieht ihn den Arm nach sich strecken.

„Allmächtiger!" — ruft sie; — „beschütze mich,
„Du wirst dich meiner erbarmen,"
Er wirft den eisernen Helm von sich,
Umschlingt sie mit kraftigen Armen,
„Gut ist nach geschehener Arbeit ruhn,
„Dem Sieger geziemt es, sich gütlich zu thun,
„Drum sträube dich nicht so vergebens;
„Verspare Gebethe und Frömmigkeit
„Auf eine andere, traurige Zeit,
„Genieße die Freuden des Lebens."

D'rauf sie: — „O sucht euch zum lüsternen Scherz
„Ein Dirnchen mit blühenden Wangen,
„Schon lange trägt nimmer dieß ruhige Herz
„Nach weltlichen Lüsten Verlangen,
„Dem Ewigen hab' ich allein mich verlobt,
„Und wenn in mir manchmahl das Blut auch getobt,
„Ich habe den Schwur mir gehalten,
„Der Wille ist eisern, ihn beugt keine Macht,
„Und wer's bis zum thätigen Wollen gebracht,
„Vor dem flieh'n die Schreckensgestalten."

Und hämisch lächelt der Mann vor sich hin,
Erwiedert: „Da darf dir nicht bangen,
„Verlaß dich auf mich, bald sollen sie glühn,
„Die blassen verhärmten Wangen."
Er preßt sie mit kaum zur verbergender Lust
An seine heiße, wild tobende Brust
Mit Küssen sie nun zu bestürmen; —
Da blickt sie zum Muttergottesbild auf
Und ruft mit bangem Erbeben hinauf:
„O Jungfrau! Du wirst mich beschirmen!"

Und wie ein Blitz durch die schwarze Nacht,
So fuhr es ihr nun durch die Seele,
Der Tugend unbezwingliche Macht
Strahlt aus den Augen ihr helle:
„Verschonest du, — ruft sie, — Frevler mich,
„So will ich dir die Kunst vor Hieb, Kugel und Stich
„Stets fest zu seyn dich lehren!" —
Er läßt mit Bitten und Drohen nach:
„Traun Schätzchen! Das wär' wohl 'ne herrliche Sach'
„Ich willige in dein Begehren!"

„Nur weniger Worte zaub'rischer Sinn," —
Spricht sie, — „schützt im Schlachtengetümmel,"
Und kniet dabey auf den Boden hin,
Streckt ihre Hände zum Himmel,
Ruft: „Spiritum meum accipe
„In tuas manus, o domine!"
„Nun tödtet mich niemand auf Erden!"
Der Litthauer, dessen gewiß zu seyn,
Zieht seinen Sabel, — schwingt ihn, — haut ein
Und — — spaltet den Kopf der Verklärten.

J. F. Castelli.

Haidar un seine Söhne.

(Beschluß.)

Laßt euch nicht irren, wandelt ruhig die Pfade sittlicher Größe, aber tragt sie nicht zur Schau unter Kindern! Wer die Monopole höheren Adels hingibt, verliert das Vorrecht der Klage über Schalheit des Haufens.

Überdehnt euch nicht! Bemesset die Gränzen euerer Kräfte. Der Scheideweg erscheint. Genuß der Gegenwart im Kreise unseres Daseyns, oder Hoffnung der Zukunft auf höheren Stufen. — Der Weise wählt — Entbehrung und doch nicht Hoffnung. Er achtet die Güter des Lebens nicht; aber er bettelt auch keinen Ersatz von der Zukunft.

Ehret die Gottheit, meine Geliebten! Sie ist das Urbild jeder Größe. Die Allerhabenheit ihres Wesens ist der Leitstern des Weisen und Starken. Die stufenweise Erhöhung unseres Verhältnisses zum Unendlichen ist der treuste Maßstab unserer Würde. Wohl dem, den die Nebel eines scheinbar vereinzelnten Daseyns nicht hindern, sich hinauf zu schwingen zum Anschauen der unendlichen Herrlichkeit dessen, der Alles in Allem ist! Strebt ihm nach durch Tugend und Größe! — Der Beseliger der Menschheit ist sein Engel auf Erden, seine Nähe der einzige Adel der Schöpfung.

Die Finanzverwaltung.

Der Kalif Abderam erwarb durch den Glanz seiner Waffen sich den Nahmen des Siegreichen. Nicht bloß sein Kriegsglück verdiente ihm diesen Nahmen. Er wußte auch, was oft schwerer ist, über die Launen der Weiber zu siegen. Die Schönsten, sagt man, sind am leichtesten dieser Krankheit unterworfen. Eine Kleinigkeit entzweyte ihn einstmahls mit der Schönsten seiner Schönen. Zürnend entfloh Fatime, verschloß sich in ihr Gemach, und schwur bey allen Houris des Paradieses, sie wolle lieber die Thür zumauern sehen, als sie dem Kalifen je wieder eröffnen.

Das Haupt der Verschnittenen zitterte über diese Reden, als ob es Gotteslästerungen wären. Er eilte, warf sich zu den Füßen des Fürsten der Gläubigen, und that ihm kund, was die rebellische Sclavinn zu drohen sich erfrechet habe. Abderam lächelte. „Geh hin," sprach er, „und laß vor der Thür der zürnenden Schöne eine Mauer von Goldstücken aufthürmen. Heilig verspreche ich, nicht durch die Mauer zu gehen, es sey denn, daß Fatime, um sich etwa der blinkenden Steinchen zu bemächtigen, sie selbst zerstören sollte.

Man will wissen (doch hüthe ich mich wohl, die Sage zu verbürgen), daß am nähmlichen Abend die Mauer verschwand, und der Kalif durch das geöffnete Pförtchen in der schnell versöhnten Fatime Gemach schlich *).

*) Cardonne hist. d'Afrique et d'Espagne. II.

Notizen.

Paris. Im Palais Royal, in 4 Sälen des Tribunats, lassen die HH. Guerin, Bildan und Lacoste einen Plan im Relief von dem berühmten Canal von Languedok (du midi) sehen, der sowohl den Canal selbst und alle dazu gehörigen Schleussen und Bauwerke, als auch alle daran befindlichen Mühlen, Magazine, Wohnungen, Wirthshäuser rc., im Verhältnisse eines Zolles für eine Klafter darstellt. Besonders bemerkungswerth ist das ungeheuer künstliche von Gebiegen und einer 36 Klafter dicken Mauer eingedämmte Wasserbecken St. Ferreol, das eine Stunde im Umkreise, und 100 Fuß Tiefe hat, und dem Canal zum Reservoire dient. Wenn das Becken von den Gebiegswassern angefüllt ist, so strömt es in Caskaden über; ist es aber nicht ganz voll, so läßt man durch eine in jener Damm-Mauer angebrachte Grotte am Fuße des Beckens Wasser ausströmen, indem man die drey großen kupfernen Hähne öffnet, die sich daselbst am Ende eben so vieler äusserst massiven Röhren befinden. In beyden Fällen sammelt sich das Wasser am Fuße jenes Gebirges im Becken von Nauroușse (bey Castel-Naudery), und geht von diesem Bassin oder Point de Partage auf einer Seite nach Toulouse, wo der Canal sich in die Garonne ergießt, und auf der andern Seite nach Agde, wo er sich bald darauf in's mittelländische Meer verliert. Erstere Entfernung beträgt 18, letztere 40 Stunden, also die ganze Länge des Canals beyläufig 60 Stunden. Diese Länge ist aber, um Einförmigkeit und Wiederhohlung zu vermeiden, nicht auch im Relief verhältnißmäßig gegeben. Das Modell ist übrigens mit Wasser angefüllt; Barken schwimmen darauf; Schleussen öffnen sich, und überall, wo der Canal auf Brücken (aquaducs) über Ströme, oder Ströme auf Brücken über ihn fortgeführet sind, findet man es angedeutet.

Bey nunmehr eintretendem dritten Vierteljahre dieser Zeitschrift, welche, ungeachtet der ungünstigsten Umstände, auf das beharrlichste und regelmäßigste fortgesetzt wurde, belieben die (Titl.) Hrn. Pränumeranten, welche dieselbe fortzusetzen gedenken, mit 5 fl. zu pränumeriren.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Erster Jahrgang.

1809.

July.



Samstag, den — 78. — 1. July 1809.

Über die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

1.
Lage von Tibet. Klima. Vielmännerey.

Vor dem Jahre 1774 hatte man nur wenige bestimmte Kenntnisse von dem neuern Zustande Tibets, wo die Lamische Religion, ein Zweig der Indischen, einheimisch ist. Tibet mit seinen Provinzen liegt oberhalb Indien, zwischen dem 29. und 30. Grad der Polhöhe; dehnt sich auch noch bis zum 35. aus. Das nächste Land, das nordöstlich an Bengalen, wo die Engländer herrschen, gränzt, hängt vom Dalai Lama, dem geistlichen und weltlichen Beherrscher Tibets, ab, und wird von einem Fürsten oder Rajah regiert. Es heißt Butan. Südwestlich von Tibet stößt das Gebieth des sonst unabhängigen Rajah von Nipal unmittelbar an Bengalen.

Tibet, Butan und Nipal (oder Napaul) bestehen aus sehr hohen, theils kahlen, theils waldigen Gebirgen, und aus engen Thälern. Die Gebirge, unter heißem Himmelsstrich gelegen, scheinen mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, und bilden die Hochlande oder das ächte Bild einer Indischen Schweiz, die nach Süden gewandten offenen Thäler ausgenommen, wo Pomeranzen und Citronen, Pfirsiche, Abrikosen und eine schlechte Art von sauern Äpfeln reifen.

Sonst ist der Boden steinigt, und ziemlich unfruchtbar. Die Bevölkerung ist sparsam, und — was doch selten in den Asiatischen Ländern gefunden wird — die Vielmännerey in den niedern Ständen durchaus eingeführt. Drey und mehrere Brüder haben ein Weib, und leben dabey verträglich.

2.
Lamische Religion. Klöster. Ehelosigkeit der Staatsbeamten.

Diese Einrichtung hat ihren Grund in der politischen, religiösen und natürlichen Beschaffenheit des Landes. Die herrschende Religion ist die des Dalai Lama, welche an die Seelenwanderung glaubt, und die hierarchische und politische Gewalt unter priesterliche Fürsten vertheilt. Ihre Bekenner, die ein heiliges Leben führen wollen, begeben sich in Klöster, wo sie, unter einem Obern, dem Gebeth, den innern Betrachtungen, und den landesüblichen Wissenschaften obliegen. Sie sind zum ehelosen Stand verbunden. Die Klöster sind meistens an die Gebirge, oder in niedern wärmern Thälern gebaut. Diese Mönche speisen nur von Pflanzen.

Wer zwey oder drey Söhne hat, ist verbunden, einen in das Kloster abzugeben. Dort bekommt der Knabe als Zögling Unterricht in der Religion, in den Wissenschaften, in dem Gesange, der Musik und den Künsten. Wird er groß, hat er die Wahl, entweder Mönch zu werden, oder in die Staatsämter des Landes nach und nach einzutreten.

Er mag nun aber wählen was er will, so lebt er doch künftig ehelos. Denn es würde in diesem Lande für große Schande gehalten werden, wenn sich ein Staatsbeamter verheirathen wollte. Es gibt dort ferner weibliche Klöster. In diese haben auch Männer, doch bey Tage nur, Zutritt.

Die Klöster des Landes sind von einem ungeheuern Umfange, sehr niedlich und geräumig gebaut. Manche enthalten dreytausend Mönche.

Bey Übung dieser Grundsätze kann die Bevölkerung des Landes nicht stark seyn. Jene stützen sich auf die Kargheit des Bodens, der keiner allgemeinen Cultur fähig ist, folglich keine große Volksmenge ernähren kann. Die Vielmännerey ist der Erzeugung einer zahlreichen Nachkommenschaft entgegen, entspricht aber hier ganz der angegebenen Beschaffenheit des Landes.

3.

Gränz-Provinzen, Bekanntschaft mit den Engländern in Bengalen. Ihr Krieg mit Butan.

Durch Handel und Umtausch läßt sich kaum mit vieler Schwierigkeit etwas in den Provinzen gewinnen. Nördlich hat das Land die unermeßlichen Steppen der großen Tartarey, östlich das Chinesische Reich, unter dessen Schutz die Lamischen Priester und ihr Gebieth stehen, westlich Nord-Indien, oder das gebirgige Kaschmir, und südlich das den Engländern unterworfene Bengalen, an welches die Gebirge Butans und Nipals stoßen, an deren Fuß sich aber unermeßliche und höchst ungesunde Moräste ausdehnen.

Aus Bengalen könnten die Tibetaner wohl alle Bedürfnisse ziehen. Allein die Abwechselung des Klima's bey einem Zug aus den kalten Gebirgsgegenden in die von Sonnenhitze glühenden Bengalischen Ebenen ist für Menschen und Vieh tödtlich, so, daß nicht leicht jemand solche Unternehmung wagt, Pilgrimme ausgenommen, welche die heiligen Orte der Bramischen Religion in Kalkuta, Benares und andern Gegenden des südlichen und westlichen Indiens zu besuchen, Wallfahrten anstellen.

Durch diese Pilgrimme kamen die Engländer zuerst in eine Verbindung mit Tibet, die endlich durch besonderen Zufall noch fester geknüpft ward.

Die Bewohner der Gebirge der Tibetanischen Provinz Butan nähmlich, ein rüstiger Menschenschlag, wie es alle Bergvölker sind, kamen zu Anfange der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit den nördlichen Bewohnern Bengalens, einem sehr weichgeschaffenen Volke, wegen eines Landstriches in Streitigkeit, griffen zu den Waffen, und bemeisterten sich bald des bestrittenen Bodens.

Die Engländer, als Gränznachbarn, blieben dabey nicht gleichgültig; sie sandten aus Süden zwey Compagnien Soldaten ab, die in langsamen Märschen gegen die Butanischen Gebirgsgegenden rückten, und endlich zu zwey förmlichen Bataillonen anwuchsen. Sie trafen auf die Feinde. Europäische Disciplin siegte hier wie sonst durchaus über die Asiatische Taktik der Butaner, die nur mit Bogen und Pfeilen und einem sichelartigen Säbel fochten, den sie zwar mit Kraft und Muth, aber ohne Erfolg gegen Bajonett und Feuergewehr führten.

Der Rajah oder Fürst von Butan, müde des Kampfes und billig besorgt für die Sicherheit seiner eigenen Länder, wandte sich an Teschu Lama, damahls Regenten von Tibet und Vormund des jungen Dalai Lama, seines Obern im religiösen Range.

4.

Der Vormund des Dalai Lama stiftet Friede. Sein Schreiben an den Gouverneur Warren Hastings. Muster des Orientalischen Styls.

Teschu Lama schickte eine Deputation an den Englischen Gouverneur nach Bengalen in Indien mit einem Schreiben, welches, mit Orientalischen Floskeln ausgeschmückt, herrliches Denkmahl eines scharfsinnigen Geistes, von Demuth, von Herzenseinfalt, und vorzüglich von einer Feinheit des Gefühls und Ausdrucks ist, die zugleich bey allen verbindlichen Schmeicheleyen, dennoch eine versteckte Drohung unter der Einkleidung sanfter und bittender Worte zu bergen verstand.

In diesem für uns Europäer nach seiner ganzen Anlage merkwürdigen Schreiben sagt der Lama:

„Die Angelegenheiten dieses Landes sind blühend. Ich bin Tag und Nacht beschäftigt für eure Glückseligkeit und euern Wohlstand zu bethen. Da ich durch Reisende euern erhabenen Ruhm und euer hohes Ansehen vernommen habe, fließt mein Herz gleich den Blüthen des Frühlings über von Zufriedenheit, Frohsinn und Freude. Dank sey Gott, daß der Stern eures Glückes im Aufsteigen begriffen ist. Weder verfolgen noch beleidigen ist meine Absicht. Es ist das Wesen unserer Religion, uns lieber die nothwendige Erhohlung des Schlafes zu opfern, als einem einzelnen Menschen zu schaden; aber ihr übertrefft uns, wie ich höre, an

Gerechtigkeit und Menschenliebe. Möget ihr immer den Sitz der Gerechtigkeit und der Macht zieren, daß die Menschen im Schatten eurer Blüthe die Wohlthaten des Friedens und des Überflusses genießen mögen."

„Ich bin, mit eurer Erlaubniß, der Rajah oder Lama dieses Landes, und herrsche über eine Menge von Unterthanen."

Nach dieser Ankündigung kommt Teschu Lama auf den Krieg, der zwischen dem Rajah von Butan, Deh' Terria, und den Engländern ausgebrochen war. Er gibt diesem Rajah vollkommen unrecht, sagt, er wäre von einem rohen und unwissenden Stamme, auch mit Grund und Fug von dem rächenden Heere der Engländer gezüchtiget worden, und fährt dann fort:

„Es ist klar, wie die Sonne, daß eure Armee siegreich gewesen ist, und daß ihr ihn hättet vertilgen können; aber ich übernehme es, Vermittler zu seyn, und euch vorzustellen, daß der Rajah von Butan ganz vom Dalai Lama abhängt, der in diesem Lande unumschränkt herrscht, wiewohl gegenwärtig während seiner Minderjährigkeit die Verwaltung des Landes mir anvertraut ist."

„Fernere Anfeindung eurerseits gegen des Rajahs Land würde sowohl den Dalai Lama als seine Unterthanen gegen euch aufbringen. Aus Achtung für eure Religion und Gebräuche ersuche ich euch, von allen Feindseligkeiten abzustehen. Ich habe dem Rajah sein Betragen verwiesen. Ich bin überzeugt, daß er meinem Rathe folgen werde, und es wird nothwendig seyn, daß ihr ihn schonend und mitleidig behandelt."

„Was mich betrifft, ich bin nur ein armer Fakir (Mönch). Es ist mir heilige Pflicht, mit dem Rosenkranz in der Hand für das Wohl aller Menschen, und für den Frieden und das Wohl der Einwohner dieses Landes zu bethen, und ich ersuche euch mit unbedecktem Haupte, in Zukunft von allen Feindseligkeiten gegen den Rajah abzustehen."

„In unserm Lande ist die Anbethung des Allmächtigen das allgemeine Glaubensbekenntniß. Wir armen Geschöpfe sind euch in nichts gleich. Da wir indessen einige Dinge in Händen haben, so senden wir sie euch als geringe Beweise unsers Andenkens, und hoffen auf Annahme derselben."

Dieser Brief, vom 29. März 1774, ward mit einigen artigen Geschenken von Landes- und Industrie-Producten begleitet, und an den General Warren Hastings, Präsidenten und General-Gouverneur von Bengalen, durch einen Gosein oder Pilgrim überbracht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Weit früher als das Reich von diesen Sonnen
Hat mein uraltes Reich begonnen;
Verlöscht sie einst das ewige Geschick,
Ford'r ich den Scepter mir, den bleyernen, zurück.

Mich Räthselhafte hüllt des Dichters Leyer,
Mit Großem spielend, dir in leichten Schleyer;
Mich, die des großen Alls fruchtbare Mutter war,
Stellt seines Räthsels erste Sylbe dar.

Mir und dem Chaos, meinem ersten Gatten,
Entsprossen Söhn'; es sind die düstern Schatten,
Die, farbenlos, wie ich, und von mir ungetrennt,
Das Räthsel doppelsylbig nennt.

Entflieh'n die Mächte, welche uns verbannten,
So kehren wir zurück zu unsern Landen,
Und mahlen trauernd uns auf dämmerndes Gefild,
Des alten, längst entthronten Königs Bild.

Im Abendthau, vom Einfluß dunkler Horen,
Ward einst ein Wunderblümchen uns geboren,
Das farbenlos, wie wir, und von uns ungetrennt,
Das Räthsel mit drey Sylben nennt.

Verkannt, wie ich, die ich nur dann gefalle,
Wenn ich im goldgestickten Mantel walle,
Und mit dem Diadem im finstern Haar
Mich als Monarchinn stelle dar. —

Verkannt, wie ich, entblößt von allem Reitze,
Im Dunkeln blüht's, und hält mit frommem Geitze
Den Ambra-Duft, den seine Brust verwahrt,
Für mich und meine Freunde aufgespart.

Dicht neben meinem Liebling blüht die Rose,
Die Nelke blüht: doch seinem zarten Schooße
Entquillt ein süßer Opferduft;
Neidlos durchwürzt es ihre Luft. — —

So blüht des Dichters Freundinn in der Stille,
Und ihrer Thaten reine Himmelsfülle,
Und was sie wirkt mit still verborg'ner Hand,
Wird schönen Schwestern zuerkannt! —

Die zwey Ritter und zwey Säcke.

Freylich ist die Mode, aus ganz begreiflichen Ursachen, ein sehr veränderliches Ding. Man hat, seit dem ersten Mode-Journal der Fuggere, gewaltig an unserer Kleidung sowohl in Form als Schnitt gekünstelt, und auf alle mögliche Art versucht, seine Wenigkeit ins Licht zu setzen. Dennoch ist ein Kleid aus dem zwölften Jahrhundert noch immer ein Kleid, und würde ganz gut auch auf unsern Leib passen, wenn es nähmlich von leichtem Zeuge und kein Panzerhemd nebst Ritterschwert wäre. Die Hauptsache, Bedeckung des Körpers, blieb unter allen Veränderungen dieselbe, so viel auch zugethan und abgeschnitten wurde. — Aber

unglaublich und riesenartig ist der Unterschied, den in den sittlichen Begriffen, nur ein Zeitraum von zweyhundert Jahren, unter den Menschen hervorbringt. Sie werden auf eine ganz andre Stelle gerückt, von der sie jenes alte Gemisch von Heldenthum, Rittertugend, Galanterie und Aberglauben unbegreiflich finden. Nur von vielen, ein Beyspiel! Wenn heut zu Tage, zwey Liebhaber, zu gleicher Zeit, ein und dasselbe Mädchen, zum ehelichen Gemahl begehrten, dann würde Neigung oder Zufall die Wahl entscheiden, und der durchgefallene Ehestands-Candidat durch ein mit den schönsten Blumen ausgeschmücktes Körbchen abgefunden werden. Die Entschuldigungen eines bereits gegebenen Wortes oder andere dergleichen zerstörliche Einreden würden ihn zufrieden stellen, und die Sache für seine Ehre und Würde keine weitern Folgen haben. Aber das Alles war nicht so vor zweyhundert Jahren! Helene Scharfeginn, die natürliche Tochter Kaiser Maximilian des Zweyten, war zu ihrer Zeit das schönste Mädchen Deutschlands. Natürlich brachte diese anziehende Eigenschaft mehrere auf den Einfall, diesen Phönix der Jungfrauen zu besitzen. Rauber, ein Deutscher Baron, und ein vornehmer Spanischer Edelmann, warben um sie, und ein jeder schmeichelte sich, der beglückte Schwiegersohn des Kaisers zu werden; denn Rauber war sein Günstling, und der Spanier ein Mann vom ersten Range. Aber gerade diese Concurrenz setzte den Kaiser in die größte Verlegenheit. Er wollte keinen durch eine abschlägige Antwort beleidigen, und doch fand er mit allem seinem Hin- und Hersinnen kein Mittel, dieß möglich zu machen. Endlich gab ihm sein guter Rittergenius den Einfall ein, es darauf ankommen zu lassen, wer den andern mit sammt seiner Liebe in den Sack stecken würde. Es ward ein Tag zum Zweykampf angesetzt, und jedem ein Sack, nach der Länge seines Gegners angemessen, zugestellt. Man denke sich zwey Athleten, in der Blüthe ihrer Jahre, und einen Kampf um einen solchen Preis, als die schöne Scharfeginn war. Alle Kräfte, Kunstgriffe und Kämpferstreiche wurden aufgebothen, um den hohen Sieg zu erringen. Kaum kann der Streit mit dem wüthenden Roland muthiger geführt seyn. Keiner wurde des andern mächtig. Endlich nahm der gewandte Deutsche die Gelegenheit wahr, umschlang den Spanischen Grandes mit gewaltigem Arm, und steckte ihn mit seiner brennenden Liebe und ganzen Spanischen Grandezza in den Sack, den er sich selbst hatte anmessen lassen. Der Kaiser freuete sich ob des Wohlverhaltens seines Landsmannes, und lohnte den Sieg mit dem Besitz der schönen Helene Scharfeginn. L.

Notizen.

Die Ackerbau-Gesellschaft des Seine-Departements in Paris hat in ihrer öffentlichen Sitzung am 9. April sehr viele und ansehnliche Preise ertheilt. — Für die öffentliche Sitzung 1810 sind folgende Aufgaben bestimmt:

1) Verbesserung des Pfluges. — Die bis jetzt der Gesellschaft vorgelegten Pfluge sollen geprüft werden, und bis zum 1. September 1809 werden noch dergleichen zur Concurrenz angenommen. — Der erste Preis ist 6000 Fr. — Zwey Accessit von 1500 Fr. jedes.
2) Abschaffung der Brache. — Eine goldene Medaille.
3) Einführung eines Düngmittels in irgend einem Departement des Reiches, wo es zuvor unbekannt war. — Eine goldene Medaille.
4) Ackerbau-Almanach. — 3000 Fr., welche unter mehrern vertheilt werden können.
5) Practische Beobachtungen in der Vieharzneykunde. — Eine goldene Medaille.
6) Register zum Gebrauche für den Landmann. — 600 Fr.
7) Anbau der Baumwollenstaude. — 1. Pr. 2000 Fr. 2. Pr. 1000 Fr.
8) Historische Darlegung der seit ungefähr funfzig Jahren in den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft in Frankreich eingeführten Verbesserungen. — Goldene Medaillen, landwirthschaftliche Bücher oder Titel eines Correspondenten der Gesellschaft.
9) Zur Aufmunterung des Gebrauches der Schober, das Getreide aufzubewahren. — Goldene Medaillen.
10) Eine Blaufarbe aus in Frankreich angebauten Pflanzen, zwey Preise von 1000 Fr. jeder: der eine für Indigo, der andere für den ganz reinen Satz des Waid.
11) Für die Baumzucht um Paris. — 1500 Fr.
12) Für den Anbau der Maulbeer- und Olivenbäume. — Zwey Preise für jede Art, der erste Preis 1000 Fr., der zweyte 500 Fr.
13) Anwendung der hydraulischen Maschinen auf den Landbau und die Ökonomie überhaupt, 1. Preis 3000 Fr., 2. Pr. 2000 Fr., 3. Pr. 1000 Fr.
14) Wie kann man der Blindheit bey den Pferden zuvor kommen? — 1000 Fr.
15) Für Übersetzungen von Manuscripten, oder gedruckten Schriften über den Ackerbau, welche in fremden Sprachen verfaßt sind, und neue und nützliche Beobachtungen oder Gebräuche enthalten. — Goldene Medaillen.

Zur Entscheidung für 1811.

16) Für den Anbau von Äpfel- und Birnenbäumen zu Cider. — 1. Pr. 1000 Fr., 2. Pr. 500 Fr.

Zur Entscheidung für 1812.

17) Fabrikation ausländischer Käsegattungen. — 1. Pr. 2000 Fr., 2. Pr. 1000 Fr.
18) Bienenzucht. — 1. Pr. 800 Fr., 2. Pr. 400 Fr.

Die Concurrenz-Schriften müssen postfrey vor dem 1. Januar des Jahres, in welchem die Entscheidung erfolgen soll, dem Secretär der Gesellschaft, oder unter dem Convert des Ministers des Innern eingesandt werden.

Der Sammler

Dinstag, den — 79. — 4. July 1809.

Über die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

(Fortsetzung.)

5.

Hastings sucht einen Handelsverkehr zu stiften. Absendung eines Gesandten im Jahre 1774.

Sir Warren Hastings war diese herrliche Gelegenheit erwünscht, eine Handelsverbindung mit Tibet anzuknüpfen. Auch ließ der Umstand, daß Tibet unter dem Schutze des Chinesischen Hofes stand, ja selbst mit bisher geographisch unbekannten Berührungen an China gränzte, die Möglichkeit vermuthen, daß man auf diesem Wege durch Vermittelung einer so hoch verehrten Person, wie der Lama ist, dessen Glaubensbekenntniß der Chinesische Kaiser selbst zugethan war, mit China auf dem Landwege in Handelsverkehr gelangen könnte, da sich die Chinesische Politik gegen jede fremde Annäherung von der Seeseite so eifersüchtig verschanzt hatte.

Hastings schickte daher im May des Jahres 1774 einen sehr geschickten und feinen Unterhändler, den Kapitän George Boyle, als Abgesandten nach Tibet, der sehr gute Geschäfte machte, auch von dem Teschu Lama eine ansehnliche Summe Geldes erhielt, um für die Verehrer und Anhänger seiner Religion in Bengalen an den Ufern des Ganges *) ein Wohnhaus zu erbauen, wozu auch jenseits Kalkuta ein Grundstück angekauft, und dem Lama auf dessen Ansuchen von dem General-Gouverneur bewilligt ward.

*) Der geheiligte Fluß Indiens, in welchem durch Baden Sündenvergebung gewonnen wird.

In dem Briefe, den der Lama an Hastings schrieb, gibt er als Beweggrund des Verlangens, ein Haus in Indien zu bauen, an, daß — während er in den verschiedenen Perioden seines Wiederauflebens zwar mehrere Gegenden zu Geburtsörtern gewählt habe — Bengalen das einzige Land sey, wo er zwey Mahl geboren worden wäre, mithin auch eine besondere Vorliebe für dieses Land hegte.

6.

Teschu Lama besucht den Kaiser Kien-long von China im Jahr 1779.

Einige Jahre nachher, nähmlich im Jahr 1779, trat Teschu Lama, auf besondere Einladung des Kaisers Kien-long von China, nach der Hauptstadt Peking eine mühsame Reise an, um das Geburtsfest dieses alten Monarchen, seines hohen Verehrers, der damahls siebenzig Jahre alt war, zu feyern. Er unternahm diese Reise sehr ungern, denn die Abhängigkeit vom Chinesischen Schutze war dem geistlichen Oberhaupte äußerst lästig. Allein er war fein genug, seine geheime Abneigung zu verbergen.

Teschu Lama, der auch den Nahmen Pujunnu Istinnee führt, brachte über zehn Monathe auf dieser höchst beschwerlichen Reise zu, ward bey

seinem Durchzuge durch die unermeßlichen Provinzen der Tartarey von den Fürsten der Tartarischen Stämme, von den kaiserlichen Verwandten und Söhnen, die ihm an der Gränze entgegen kamen, von dem Volke in den Chinesischen Städten, und endlich von dem Kaiser Kien-long selbst, mit göttlichen Ehrenbezeugungen empfangen.

7.

Der Lama stirbt in Peking an den Kindsblattern. Seine Wiedergeburt nach dem System der Seelenwanderung.

Allein einige Zeit nach seiner Ankunft ward der unglückliche Oberhirte der Lamischen Völker in Peking von den Kindsblattern ergriffen, von welchen ihn weder das Gebeth seiner Gläubigen, noch die Kunst der Chinesischen Ärzte zu retten vermochte.

In dem weitläuftigen Schreiben, mit welchem der Chinesische Kaiser dem Bruder des Lama, Cang u Kuschu, das Ableben des Oberhauptes der Tibetanischen Hierarchie ankündigte, sagte der Monarch: „Der Pujunnu Jstinnee veränderte schnell seine körperliche Wohnung, obwohl ich einsehe, daß Kommen und Gehen für ihn nun einerley sind." — Dieß sind die geheiligten Worte, mit welchen die Gläubigen das Ende des Lebens oder den Tod des Lama bey der nahen Hoffnung seiner Wiederauflebung auszudrücken pflegen.

Einige Monathe nachher kam nach Bengalen die Nachricht aus Tibet, daß der Lama wieder geboren worden, und, den Tibetanischen Glaubenslehren zufolge, in den Körper eines Kindes übergegangen wäre, dessen Identität vermöge der in jener Religion vorgeschriebenen Zeugnisse anerkannt, und unter dem Titel und Nahmen seines Vorfahrers ausgerufen ward.

Der Verstorbene Teschu Lama hatte schon an dem Chinesischen Hofe während seines Aufenthalts in Peking zum Besten der Engländer gearbeitet, und einige tröstliche Zusicherungen von dem Kaiser erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwey Gedichte von Gerstenberg.

Die im Jahre 1794 in drey Bändchen bey Schrämbl in Wien erschienene niedliche Taschenausgabe von Gerstenberg's poetischen Werken verdient, obgleich ein Nachdruck, doch den wärmsten Dank aller Freunde der schönen Literatur, da sie diese vorher zerstreuten reitzenden Kinder eines der liebenswürdigsten, feinsten, herz- und fantasiereichsten, mit eben so vieler Zartheit als Kraft fühlenden und darstellenden Genies zuerst vereinigt in's Publikum eingeführt hat. Schade nur, daß sie nicht so bekannt geworden zu seyn scheint, als sie's verdient, da sie außer dem Verdienste der Eleganz und Correctheit auch das der Vollständigkeit hat; wenigstens hat Einsender dieses, der sich, seit Gerstenberg ihm bekannt wurde, Alles, was nur von ihm aufzutreiben war, auf's fleißigste sammelte, nur zwey kleine Stücke vermißt, von denen noch dazu das eine (Pindar an Fr. L. Stolberg) nie gedruckt erschienen ist. Er theilt sie hier mit, und wünscht andre Freunde der Gerstenberg'schen Muse dadurch zu veranlassen, was sie etwa von Producten derselben, vorzüglich von noch ungedruckten, besitzen sollten, ebenfalls durch diesen Weg dem Publikum mitzutheilen. Wer weiß, würde nicht vielleicht der edle Dichter selbst veranlaßt, seine alte Schuld an alle Freunde des Schönen und Guten abzutragen, und uns endlich mit einer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, nach dem Beyspiele des vortrefflichen Jacobi, zu beschenken! Mehr als durch sonst irgend etwas konnte durch Aufstellung solcher Muster der unerhörten Barbarey, wodurch unsre neue poetische Poesie — oder hört sie sich lieber Altweiber-, Bänkelsänger- und Mönchs-Poesie nennen? — den ewig allein wahren und echten Geschmack unter uns zu ersäufen droht, kräftig Einhalt geschehen. —

Pindar an Fr. L. Stolberg.

Stimme der goldnen Kythare, vom Strande
Der dumpfen Kadanonia, bis hinauf
Zum miterklingenden Strahl des Lichts,
O jenseit meiner Urne mir
Urvertraute, stets mir noch und ewig
Geliebte, Thebische Päanertönerinn:
Aus zerriß'ner Luft herabgelehnt
Horch ich ernst dir zu, und erkenne mich!
Goldne Kythare, du bist Pindar's!
Geweiht hat, unter der schauertriefenden
Latonia leisestem Fußtritt, einen Zweig
In den Hainen Olymps, dich Aoide
Des Pieriers hachgestirnte Tochter
Brach den Zweig, und küßte mit purpurner
Lippe dich; an ihren Busen
Krümmte dich ihre freudezitternde Hand,
Und flocht aus ihrer Locken einer
Den ätherischen Schall um dich, ein Donner-
Sturm in die Seele deiner Feinde:
Aber in der Todesstunde
Deiner Gewahlten aller,
Himmelseröffnung!
Zwar mein Gebein war zermalmt,
Welttrümmer lagen dahin gewälzt
Auf meinem Herzen, und Vernichtung
Wandelte feyerlich durch die Blume des Lebens.

Doch ach! mit der Stimme der erhabenen Entzückung
Sangen, mich zu empfah'n, zehntausend Aoide herab
Aus allen weithin über der Unendlichkeit Gefilde
Verbreiteten Wolkenparasangen. Tönender nie
Hallte der Hall an den Ufern der Gestiene.
Welten blitzten glühender in den diamantenen
Achsen-Harmonien, und die Höhen stürmten,
Und die Ströme der lazurnen Thäler.

Schüchtern verbargen sich in Dünste
Der wallenden Mondsluth die zarteren Geister,
Umarmten sich sprachlos vor dem Nachklang
Ihrer silbernen Flügel. Nicht so Pindar.
Ungewiß der fernen Entscheidung, aber
Heiliger Natur voll stürzt' ich, ihnen
Vorüber, mich in das Meer des Gesangs,
In seinen Wogen noch jetzt kein leerer Nahme,

Jüngling, Jüngling, der du,
Thebische Flamm' in der Seele,
Jetzt die gold'ne Saite rührst,
Blick' empor in der Stunde
Der lauschenden Mitternacht:
Pindar schwebt um dein Lied.

An Mathilden.

O Schönste! schöner als Cythere!
Schilt deine Rosenlippe noch?
Gib nur — o daß es nie von mir gesungen wäre! —
Gib das verwünschte Lied dem Schneider oder Koch,
Daß in der Werkstatt es die Schere,
Und auf dem Herd, der immer fürstlich roch,
Am Schenkel des Fasans das Feuer es verzehre.

Der Schönen Zorn ist fürchterlich!
Gleichgültiger und minder scheu seh' ich
Kroaten und Kosaken wüthen,
Und Graf Totleben Brand und Hungersnoth gebiethen:
Er ist mir nicht so fürchterlich!

Unaufgehalten stürmt der Schönen stärkre Stimme,
Sobald der Zorn sie laut gemacht.
Der Nordwind braust, der Donner kracht,
Der Fels erliegt der Wogen Grimme,
Die Ceder sinkt, die Eiche bricht,
Die Erde bebt, und niemand spricht:
Die Schöne nur verstummet nicht.

Zum Scherz schuf Jupiter das zärtliche Geschlecht:
Nicht selten hat es sich gerächt.
Er gab der Hebe Reitz den buhlerischen Wangen,
Den Augen seiner Blitze Gluth,
Dem kleinen Kopf den Witz der Schlangen,
Der Brust des Häschens schwachen Muth. —
Ihr Männer scheut den Zorn der Schönen!
Umarmen mögt ihr sie, nicht höhnen.

Ich sag' es noch einmahl, ihr Zorn ist fürchterlich.
Ich sah ein holdes Weib, dem Helena kaum glich:
Sie höhnte der Gemahl kurz nach dem Morgenschlafe;
Ein Paris kam zu seiner Strafe;
Und ach! der Mann erhenkte sich!

Warum mußt' ich zum Zorne dich entflammen?
Warum, o Reitzende, verletzte dich mein Spiel?
Ich Thor! um schnell es zu verdammen,
Mit Zittern der zu fleh'n, der mein zu kühnes Spiel
So sehr und so gerecht mißfiel!

Ach! Allerschönste! Blick' in milder Güte
Versöhnt auf mich herab!
Gib mir dein Herz zurück, das einst mir glühte,
Als ich mein Herz — es war stets dein — dir gab!
Dann weh dem Frevler, dessen Lied
Mathildens Stirn in Runzeln zieht!
Dann töne nur wider ihn mein Lied.

F.

Die seltene Christus-Feyer.

Ich drang, so erzählt ein reisender Franke, unter Fackelschein tief in die Höhle von Antiparos, und gelangte endlich an einen pyramidalischen weißen Marmorblock. An dem Fuße desselben las ich in lateinischer Sprache die Worte:

Christus selbst
war hier zugegen.
Um Mitternacht
feyerte man hier
den Tag seiner Geburt.
1673 *).

Die nähere Erläuterung dieser Inschrift gab mir mein Führer.

„In jenem Jahre," sagte er, „befand sich der Marquis von Nointel während der drey Weihnachts-Feyertage wirklich in dieser Grotte. Ihn begleiteten seine Leute, viele Freunde und noch mehr Eingeborne. Es waren fünfhundert Personen, die sich hier auf einer Insel des Archipelagus in der unterirdischen Höhle zur Feyer der Geburt des Stifters ihrer Religion vereinten. Glänzend war die Feyer, und sicherlich in ihrer Art einzig. Hundert gelbe Wachsfackeln und vierhundert Lampen, die Tag und Nacht brannten, und trefflich vertheilt waren, verbreiteten einen solchen Glanz in dieser Tiefe, daß die Grotte der besterleuchteten Kirche an Helligthum glich. Am Ende der Höhle war der Altar, wo der Priester sein Amt verrichtete, und am Eingange der Grotte hatte man mehrere Stücke Geschütz aufgestellt. Vom Altare bis zum Eingange standen von Fernen zu Fernen an den Abgründen Leute, die sich mit ihren Tüchern das Zeichen gaben, wenn der Priester die Monstranz erhob. In dem Augenblick dieser Erhebung krachte der Donner des Geschützes, daß tief der Abgrund erbebte. Dann schmetterte unter Paukengewirbel die Trompete, und endlich stimmte eine feyerliche Symphonie die Seele zu sanftern Gefühlen der Rührung und Achtung. Die Feyer war geendigt. Ihr Andenken ist es, was durch jene Inschrift erhalten wird."

*) Hic ipse Christus adfuit,
eius natali die media nocte celebrato
MDCLXXIII.

So sagte mein Führer. Seine Fackel beleuchtete von neuem den Marmorblock, und auch mich durchbebten die Schauer der Gegenwart Gottes *).

Bemerkung.

Die meisten Geschichtschreiber, selbst diejenigen, welchen wir philosophischen Geist nicht absprechen dürfen, haben den Fehler gemein, daß sie das Volk, dem sie ihren Griffel weihen, unvermerkt lieb gewinnen, und ihm mit aller Kunst der historischen Muse, selbst auf Unkosten der treuen Wahrheit, ein Interesse zu erwerben suchen, welches sie nur ihrer Darstellungsart allein geben sollten. Gewöhnlich aber erschöpfen sie ihr Talent dann am meisten, wenn ihre Nation durch Thaten glänzt, die, vom Glück begleitet, Bewunderung erzeugen können. Ihr Gegenstand erscheint ihnen dann auf der höchsten Stufe der ihm erreichbaren Vollendung.

Bald hören wir daher eine kriegerische Nation rühmen, welche, umringt von schrecklichen Triumphen, den Feinden Frieden gebiethet; bald ein Volk, welches seit Jahrhunderten unter seinen Öhlbäumen ruhend, kein Waffengeräusch vernahm; bald ein Reich, welches durch Handel und Erwerbsfleiß die Schätze aller Indien sammelt, und mit seinem Golde die halbe Welt fesselt; bald einen Staat, der in dunkler Vergessenheit, ohne Reichthum und Cultur, an häuslicher Genügsamkeit eine Gesellinn seiner Armuth und Bildungslosigkeit hat.

Der Weltweise verachtet diesen wandelbaren Maßstab, wornach die Größe und das Glück der Nationen gewürdigt werden. Er prüft nicht die Thaten, sondern deren Quellen. Er beurtheilt im Volke die Menschheit, in wiefern sie mehr oder minder veredelt erscheint; er kennt das unwandelbare Ziel, dem die Menschheit durch Naturzwang nacheilen muß, und untersucht die gegebenen Bedingungen (äussere Verhältnisse, Charakter und Talente) des Volks, unter welchen es sich dem Ziele nähern könne.

Für ihn ist diejenige Nation allein Ruhmes werth, welche geachtet von ihren Nachbarn, unabhängig, frey dasteht, und durch ihre innere Verfassung jedem Bürger die meisten Anreitzungen und Gelegenheiten zur Vergrösserung des Wohlstandes, der Geistesbildung und strengen Sittlichkeit gewährt. Für ihn ist, auch ohne Thatengeräusch, jenes Volk auf den höhern Stufen der Vollkommenheit, welches die freygegebenen Mittel wirklich benutzt, und mit wachsendem Wohlstand, fortschreitende Cultur und Sitteneinfalt verknüpft.

*) Tournefort I. p. 192 sq.

Notizen.

Wien am 24. Juny. Dem Wunsche des Publikums, öfters einige der ältern guten Lust- und Schauspiele mit guter Besetzung zu sehen, ist in voriger Woche entsprochen worden, in welcher die Strelitzen, die Lästerschule, die Unvermählte, und die Indianer in England gegeben wurden. Die Hofschauspieler haben sich dabey als ächte große Künstler bewährt, die es unter ihrer Würde halten, unter was immer für Verhaltnissen nachlässig zu spielen, und die das Publikum stets gehörig zu respectiren wissen, es möge in großer oder kleiner Anzahl versammelt seyn: denn, ungeachtet — der heissen Jahreszeit wegen — in allen oberwähnten vier Vorstellungen nur ein kleines Auditorium zugegen war; kann man die genannten Schauspiele unmöglich besser geben sehen, als sie gegeben wurden. Man müßte jedes mitspielende Individuum nennen, wenn man derjenigen erwähnen wollte, die sich vorzüglich ausgezeichnet haben, und wir wollen daher nur bemerken, daß Hr. Lange als Czar Peter, die schon längst anerkannte Behauptung neuerdings bestatigte, daß er in Anstandsrollen einzig sey; daß der lobenswerthe junge Schauspieler, Hr. Koch, sich der Vollkommenheit immer mehr nähere; daß Mademoiselle Adamberger die schöne Hoffnung, sie werde uns ihre unvergeßliche Mutter ersetzen, stets mehr rechtfertige; und daß der bejahrte Künstler Weidmann, als Zollvisitator in den Indianern, dem, nun seit so langer Zeit ausgeruhten Herrn Ochsenheimer, als älteren Danholm in der Lästerschule, eine treffliche Lection über das Memoriren gegeben habe.

Wenn übrigens an jenen vier Abenden das Publikum auch nicht zahlreich war, so war es doch desto dankbarer; die vollkommenste Stille (in unsern Theatern leider so selten!) herrschte jedes Mahl durch das ganze Stück hindurch; die gespannteste Aufmerksamkeit bewies sich durch die Wirkung, die jede schön geschriebene, oder schön vorgetragene Stelle hervor brachte; und manches leise, der Rührung oder dem Vergnügen entlockte, Bravo — welches dem wahren Künstler erwünschter ist, als das lärmendste Händeklatschen — belohnte den rühmlichen Wettstreit der Hofschauspieler.

Möchten wir doch öfters mehrere der schon so lange entbehrten Producte Ifflands, Schröders, Kotzebue's, Jüngers u. dgl. so aufgeführt sehen! nie mehr aber eines unserer Lieblingsstücke durch übel gewählte Besetzung uns so vergällt werden, als Kotzebue's Bruderzwist! — Ohne uns anzumaßen, die Theater-Direction hierin belehren zu wollen, wagen wir es, einen Vorschlag zur Besetzung dieses, einst so beliebten Schauspiels zu machen, und glauben überzeugt zu seyn, daß dessen Aufführung nicht nur zum Vergnügen des Publikums, sondern auch zum Nutzen der Kasse gereichen würde.

Wie wäre es nähmlich, wenn die Rolle des Steuereinnehmers dem Hrn. Krüger, jene des Capitäns dem Hrn. Koch, die des Hanns Buller dem Hrn. Brockmann (obschon sie Hr. Lefer gut spielt), jene des Advocaten dem Hrn. Ochsenheimer, und endlich Lottchens Rolle, statt der Mademoiselle Goldmann, der Mademoiselle Adamberger zugetheilt würde? —

Es ist wohl außer Zweifel, daß viele der ältern Schauspiele gewiß nicht aus dem Grunde, weil sie alt sind, sondern weil sie nach und nach unvortheilhaft besetzt wurden, dem Publikum keinen Geschmack mehr abgewinnen können.

M.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 80. — 6. July 1809.

Zimeo, eine Negergeschichte.

Schreiben aus Jamaika von 1768. *)

Seit vier Wochen, lieber N., bin ich am Orte meiner Bestimmung. Ich wohne in einem Hause, das an dem Abhange der Gebirge nach der Mitte der Insel zu liegt. Mehrere Flüsse schlängeln sich um den Berg herum durch beblümte Wiesen, durchströmen die weiten Ebenen mit Pomeranzenbäumen, Zuckerrohr, Kaffehbäumen und Wohnungen besäet, und ergießen sich rauschend in's Meer. Das hübsche Haus, das ich bewohne, gehört meinem Freunde Paul Wilmouth von Philadelphia. Eine treffliche Frau, drey Kinder und eine Menge Neger machen meine Familie aus. Du wunderst Dich, daß ich die Neger zur Familie zähle. Ja, sie sind seine Gehülfen, nicht seine Sclaven. Er fordert von ihnen nur mäßige Arbeit. Zwey Tage in der Woche gibt er ihnen Erlaubniß, für sich zu arbeiten. Jedem von ihnen überließ er ein Stückchen Landes, das sie nach Willkür anbauen können, und wovon die Einkünfte ihnen bleiben. Ein Neger, der zehn Jahre lang sich gut betragen hat, ist seiner Freyheit gewiß. Aber, auch frey gelassen bleiben sie Wilmouth ergeben. Ihr Beyspiel ermuntert die übrigen zur Rechtschaffenheit, die auch ihnen Freyheit verspricht. Sie sind in kleine Familien vertheilt, wo Eintracht und Freude herrscht.

*) Nach dem Französischen des St. Lambert. Toussaint, in St. Domingo erinnert lebhaft an die Geschichte Zimeo.

Die Familien sind unter einander verbunden. Alle Abende wenn sie in ihre Wohnungen zurück kehren, höre ich Gesang und Musik, und sehe ihren Tänzen zu.

Dieß mußtest Du wissen, Lieber! um die Scene zu begreifen, wovon ich vor wenigen Tagen hier Zeuge war.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als Wilmouth in mein Zimmer trat. Die aufrührerischen Schwarzen, sagt er, die aus den unersteiglichen Mittelgebirgen der Insel ewig uns bekriegen, sind furchtbarer wie jemahls. Ein Neger von Benin, unter dem Nahmen John bekannt, ist an ihrer Spitze. Sie haben unsere Posten überfallen, und die Truppen, die sie vertheidigten, niedergehauen. Schon sind sie überall in der Ebene zerstreut. Man erwartet Hülfe aus der Stadt. Überall fesselt man die Sclaven. Wohl mir! die meinigen darf ich bewaffnen.

„Wohl Ihnen!" rief ich, und drückte feurig seine Hand. Schnell sammelten wir unsere Neger, und gaben ihnen Säbel und einige Gewehre.

„Meine Freunde!" so redete Wilmouth sie an, „nehmt die Waffen, die ich euch reiche. War ich euch ein harter Herr, so tödtet mich! Ich habe es verdient. Bin ich euch aber ein guter Vater gewesen, so kommt und vertheidigt mit mir meine Frau und meine Kinder!"

Alle brachen in einen lauten Ruf aus. Sie legten ihre Hand auf die Erde, und schwuren, daß sie alle ihr Leben für uns lassen wollten. Einige schlugen sich

mit ihrem Messer tiefe Wunden in's Fleisch, um uns zu zeigen, wie wenig es ihnen koste, ihr Blut für uns zu vergießen; andere schlossen Wilmouths Kinder in ihre Arme.

John hatte sich bereits der Ebene bemächtiget. Sich in die Stadt zu werfen, war nicht mehr möglich. Wir mußten uns in unserem kleinen Bezirk vertheidigen, so gut wir konnten.

Ich schlug den Negern vor, ein Magazin, das einige hundert Schritte vom Hause lag, mit Gräben zu umziehen, und es so gegen Feinde, die kein Geschütz hatten, zu vertheidigen. Willig folgten die Neger, und das Werk war, ehe es Nacht ward, vollendet.

Einer von Wilmouths Sclaven, der Neger Franz, trat jetzt zu uns. „Der Anführer der Schwarzen," sagte er, „der furchtbare John ist zu Benin geboren. Er bethet den großen Orissa, den Herrn des Lebens und den Vater der Menschen an; er muß also gerecht und gütig seyn. Die Feinde des Orissa zu strafen, darum kommt er. Ihr seyd seine Freunde. Sendet zu dem Manne des Schreckens einen Anbether des Orissa, einen unserer Brüder aus Benin! Er sage den Kriegern, wie Wilmouth seine Sclaven nährt. Er erzähle ihnen seine Freundschaft für uns. Er beschreibe ihnen die Ruhe, worin wir leben, unsere Freuden und unsere Feste. Die Krieger werden ihr Gewehr zur Erde senken, und ihre Spieße zu Deinen Füßen legen."

Wir folgten Franzens Rathe. Ein junger Neger ward zum Anführer der Schwarzen geschickt, und wir — legten uns, von unsern Negern bewacht, zur Ruhe.

In meiner Nähe blieb Franz. Er glaubte gegen mich besondere Verpflichtung zu haben; denn ich hatte ihn aus einer Spanischen Colonie mit nach Jamaika zu Wilmouth gebracht. Es war ein rührender Zustand, in welchem ich dort ihn fand. Eine junge Mohrinn stillte das Blut seiner Wunden, die die Barbarey eines Spaniers ihm geschlagen hatte. Der Spanier hatte ihn in Ausübung religiöser Gebräuche betroffen, die zu Benin üblich waren. Franz war kein Christ, obgleich ihm, wie das in den Colonien gewöhnlich ist, ein christlicher Nahme gegeben war. Dennoch war jene Ausübung der vaterländischen Religion dem Barbaren ein Verbrechen, und diente ihm zum Vorwand einer schrecklichen Mißhandlung. Die wahre Ursache war der Ingrimm über die Tugend der schönen Negerinn, die, Franzen treu, des Spaniers schändliche Anträge verworfen hatte. Ich suchte den Spanier auf, und durch eine große Summe erkauft, ward Franz der meinige. Maria, so hieß die schöne Negerinn, die seine Wunden verband, Maria bath flehentlich, daß ich sie nicht trennen möchte von ihrem Geliebten. Ich nahm sie, sammt dem Kinde, das sie vor wenigen Tagen geboren hatte, mit nach Jamaika. Die ganze kleine Negerfamilie hatte ich Wilmouthen übergeben. Maria war die Freundinn seiner Frau geworden, und Franz hatte durch seinen Verstand und seine Kenntnisse des Ackerbaues sich Wilmouths Vertrauen und aller Achtung erworben. Von ihm geschützt schlief ich sanften Schlaf.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als ein Geruf und der Knall eines Musketenfeuers mich aus dem Schlafe weckte. Es hallte von der Ebene herauf, und kam näher und näher. Als ich von der Anhöhe, worauf Wilmouths Wohnung gebauet war, den Abhang hinunter blickte, sah ich wie an allen Ecken düstere rothe Flammenwirbel von den rings um angezündeten Häusern zu dem Gipfel der Berge empor stiegen. In dieser Höhe wurde die Flamme durch eine weit ausgedehnte schwarze Wolke nieder gedrückt, die sich aus den Dünsten des Morgens und aus dem Rauche des Brandes zusammen gezogen hatte! Meine Blicke streiften unter dieser Wolke fort, und entdeckten das Meer, das von den ersten Strahlen der Sonne blitzte. Sie verklärten die Blumen und das schöne Grün dieser reichen Gegend; sie vergoldeten die Gipfel der Berge und der Häuser, die noch vom Feuer verschonet waren. Hier weidete noch in Sicherheit das Vieh auf der Weide. Dort flüchteten Vieh und Menschen von wüthenden Negern verfolgt. Ermordet sanken die unglücklichen Weißen am Stamme der Orangen- und Kaffehbäume und an den blühenden Zuckerröhren. Durch das Gemurmel der Flüsse hallte das Getöse des Musketenfeuers; durch den Gesang der Vögel tönte das Geächz der sterbenden Europäer und der Wuthausruf der mordsüchtigen Schwarzen. Dieser Anblick gesegneter und verheerter Landstriche; des Reichthums der Erde, und der Verwüstung des Menschen; dieser Contrast der stillen Schönheit der Natur mit dem Geschrey der Verzweifelung und der Wuth riß mich zu düstern Gedanken hin. Ich mußte weinen. Inniges Dankgefühl für das höchste Wesen und Mitleid gegen die Menschen, die ihre schöne Bestimmung verkennen, preßten die Thränen aus.

Ich ertrug nicht länger den Anblick. Mein Freund und ich verließen die Wohnung. Die Weiber und Greise wurden in das befestigte Magazin gesandt. Wir aber stiegen zu einem Lorberwäldchen hinab, das uns den Anblick eines Theils dieser Schreckensscene verbarg.

Bald sahen wir den jungen Neger, den wir zu den Feinden gesandt hatten, von 4 bewaffneten Schwarzen gefolget, zurück kehren. Er brachte gute Nachrichten; das verkündigte schon sein Geschrey und seine Geberde. „Lieber Herr!" sprach er jetzt zu Wilmouth, „der Anführer der Schwarzen ist Dein Freund. Die Dirschiak sind seine getreuesten Diener, und bald wird er selbst kommen."

Er kam. — An der Spitze eines Häufleins von dreyßig Mann kam der furchtbare John; und wir — durften ihn nicht fürchten. Mich erschütterte seine erhabene Miene. Er war noch in den Zwanzigen. Aber noch nie sah ich einen Mann, der mir wie er, zum Befehlen geboren zu seyn schien.

Noch glühte er von der Hitze des Kampfes. Aber, so wie er sich uns nahete, milderte Wohlwollen und Güte den Blick, und der Ausdruck entgegengesetzter Empfindung wechselte wunderbar in seinem Gesichte. Ein Augenblick trennte Traurigkeit und Freude, Wuth und Zärtlichkeit.

„Ich habe," sagte er, „mein Geschlecht und mich gerächet. Ihr Männer des Friedens! entfernet eure Herzen nicht von dem unglücklichen Zimeo! Das ist der Nahme, den mein Vater mir gab. Schauert nicht vor dem Blute zurück, das mich befleckt. Es ist das Blut der Gottlosen. Den Gottlosen mit Schrecken zu erfüllen, nur darum setze ich meiner Rache keine Grenzen. Sie mögen aus der Stadt kommen, eure Tieger! Sie mögen kommen, und die, so ihnen gleichen, an den Bäumen gehängt, und von ihren Weibern und Kindern umringt sehen. Männer des Friedens! entfernt eure Herzen nicht von dem unglücklichen Zimeo!"

Jetzt wandte er sich zu unseren Sclaven. „Wollt ihr mir in's Gebirge folgen, oder wollt ihr bleiben bey eurem Herrn? Wählet!"

In dem Augenblicke umringten ihn unsere Sclaven, und alle ergossen sich in Lob über Wilmouths Güte und über ihr Glück. Die noch Sclaven waren, zeigten ihm das Geld, das sie erworben hatten. Die Freygelassenen rühmten ihm ihre Freyheit. Alle bathen ihn, er möchte ihnen in ihre Hütten folgen, und mit eigenen Augen sehen, wie gesund und bequem sie eingerichtet seyn; alle fielen uns zu Füßen, und schienen stolz darauf zu seyn, uns so in Zimeo's Gegenwart ihre Liebe und Ehrfurcht zu bezeigen. Man sah es ihnen an, sie fürchteten, daß sie ihre Empfindungen der Dankbarkeit nicht lebhaft genug an den Tag legten. Alle weinten, und redeten, von Schluchzen unterbrochen. Alle schwuren, eher sterben, als uns verlassen zu wollen. Zimeo war gerührt, erschüttert, außer sich selbst. Seine Augen standen voll Thränen; er konnte kaum athmen. Bald sah er zum Himmel auf; bald blickte er auf unsere Sclaven, bald auf uns.

„O großer Orissa, Gott der Schwarzen und Weißen!" so rief er, „Du, der Du die Seelen gemacht hast; siehe diese Erkenntlichen, diese wahren Menschen, und strafe die Unmenschen, die uns verachten, und uns ärger begegnen, als wir den Thieren begegnen, die Du für die Weißen und für uns schufst."

Nach diesem Seufzer reichte Zimeo Wilmouthen und mir die Hand. „Ich werde zwey Weiße lieben; ganz gewiß werde ich zwey Weiße lieben. Mein Schicksal ist in Euern Händen. Alle Reichthümer, die ich erbeutet habe, sollen Euer seyn, wenn Ihr mir den Dienst leistet, den ich von Euch fordern werde."

Wir versicherten ihm, auch ohne Eigennutz würden wir ihm alle Dienste leisten, die irgend in unserm Vermögen stünden. Wir luden ihn in's Haus, und bothen ihm Erfrischungen an. Er zog den Schatten der Mandelbäume vor, die eine grüne Laube vor unserer Wohnung bildeten. Hier lagerte er sich auf dem grünen Rasen. In einiger Entfernung standen unsere Neger, und schauten auf Zimeo mit Neugier und Bewunderung.

(Der Beschluß folgt.)

Der Gang zu Pfeffels Grabe.

Bey meiner Reise durch Colmar konnte ich mich nicht enthalten, eine kleine Wallfarth nach dem Grabe des am 1. May im 73. Jahre seines Lebens erblaßten, unvergeßlichen Pfeffels zu unternehmen. Die Straße nach dem neuangelegten Gottesacker dieser Stadt führt durch freundliche Rebgelände, und zieht sich nach dem so genannten Ladhof hin, wo die Ill anfängt schiffbar zu werden. Ein schwarz gegittertes Portal eröffnet den Eingang zu dieser geweihten Ruhestätte der Todten. Eine säuselnde Pappel-Allee empfängt den eintretenden Wanderer, führt ihn mitten durch den geräumigen, grünen und vierseitigen Platz, und bildet zwey Abtheilungen, wovon die eine zum Begräbniß der Katholiken, die andere zur Beerdigung der Protestanten bestimmt ist. Dieses große, flach und feyerlich daliegende Viereck hat eine Umfassung von Pappeln, die, auf einen Erddamm gepflanzt, ihre schlanke Jugendgestalt himmelwärts erheben. Ein Graben umgibt drey Seiten dieses Gottesackers, dessen innerer Flächenraum da, wo das Erdreich noch keine Todten in sich schließt, vor der Hand zum

Getreideanbau bestimmt ist. Hier keimt also, unter derselben geweihten Erde, eine Saat für die Zeit und für die Bedürfnisse des Erdenlebens, und eine unendlich kostbarere Saat reift da der Ewigkeit entgegen. Auch eine Pflanzung von Maulbeerbäumen, zur Beförderung des Seidenbaues, hat der Präfekt des Oberrheins hier veranstaltet.

Treten wir näher zum frischen Grabeshügel des vollendeten Mannes, der mehr denn fünfzig Jahre lang des Lichts beraubt, Freude, Heiterkeit und Frieden auf seiner Erdenlaufbahn um sich her verbreitend, endlich aus der Dunkelheit und dem Labyrinth des Lebens mit seinem irdischen, auflösbaren Stoffe in das Dunkel des Grabes sank, und die Segnungen aller derer, denen er theuer und lieb, denen er Freund und Lehrer, Erzieher, Vater und Gefährte, Gönner und Wohlthäter war, mit sich in den Schoos der mütterlichen Erde nahm. Jedoch sein besserer Theil ist nicht dem Staube und der Verwesung Preis gegeben. Sein Geist hat sich von dem Gebiethe der Sterblichkeit aus den Fesseln der Sinnenwelt losgerissen, und lebt jetzt in dem vollen Anschauen des unendlich Schönen, in dem reinsten Genusse des ewig Wahren und Guten.

Die Stätte, worauf ich stehe, ist heilig; hier ruht ein Todter, der Gott fürchtete, der der Tugend und Wahrheit huldigte, und Freund der Menschen war. Diese Grabesstätte ist classischer Boden; hier liegt die Hülle eines Weisen, der geläuterten Geschmack, durchdringenden Verstand, scharfe Beurtheilungskraft, hochherzigen Sinn, mit alles verklärender Fantasie vereinte, und seine Gedanken, Fantasien und Gefühle eben so glücklich aufzufassen, zu ordnen und festzuhalten, als gefällig, ergreifend, bestimmt, zart und vollendet darzustellen wußte.

Pfeffel, der als Christ und Weiser starb, liegt in der Nähe der Vogesen, gleichsam am Fuße derselben, begraben. Sein Schwanenlied ist Psyche, das am Schluße des neunten Theils seiner poetischen Versuche steht, und sein Mausoleum hat ihm die Natur selbst errichtet. Das oberrheinische Hochgebirge, von ihm manchmahl mit seinen Freunden bestiegen und gefeyert, in kolossalen und pittoresken Gruppirungen und Gestaltungen zur Schau gestellt, und in ungeheuern Massen aufgethürmt, ist sein Grabmahl, und bildet die prächtige Felsenpyramide, die dem Zahne der Zeit trotzt, und durch nichts überlebt wird, als durch edle Handlungen und reine Gesinnungen, die eine Frucht der Tugend und Weisheit, ein ewig dauerndes Denkmahl sind.

M. W.

Notizen.

Wien. Unser geschickte Chemiker, Herr Dr. Fierlinger, fährt auch im heurigen Jahre fort, das Publikum mit seinen künstlichen Mineralwässern zu versehen. Bey der allgemeinen Hemmung des Handels ist diese Unternehmung um so viel verdienstlicher, und verdient im höchsten Grade die Unterstützung des Staates und des Publikums. Vorzüglich zeichnet sich sein Sauerwasser auf Selterser Art, und seine Stahlwässer aus, und bewähren sich im Medicinalgebrauch als vortreffliche Medicamente.

....

Jedermann weiß, daß Czar Peter der Große im Jahre 1667 auf seiner Reise durch Holland in den Flecken Saardam unter dem Nahmen Peter Michaeloff das Handwerk eines Schiffszimmermanns mit größtem Eifer erlernte, und vor seinen Kameraden durchaus nichts voraus haben wollte, als der fleißigste zu seyn. Hier ein Brief, den ein Paar Holländische Bauern aus Saardam, die wahrscheinlich seine Bekanntschaft daselbst gemacht hatten, an ihn schrieben.

Saardam, den 5. Dec. 1698.

Peter Alexiewiz, günstiger Freund und Bruder in Christo Jesu. Nach Anwünschung alles Guten hier und dort ewiglich. Unser letzter und erster Brief an Euer Edlen ist gewest vom 28. November, und ist dieser eine Copie von dem vorigen, worin gemeldet, da vor diesem nicht die Ehre gehabt, an Euer Edlen zu schreiben, so dient gegenwärtiges Euer Edlen bekannt zu machen, daß auf unser Dorf Saardam und andre umliegende Plätze in Holland gelegen, nachdem Ihr aus Holland weggereist seyd, sehr plötzlich eine große Theurung in Korn, vornähmlich Roggen, gekommen ist. So ist dann in diesen wenigen Zeilen, unsre inständige Bitte und Nachsuchung an E. E. daß wir die Freyheit haben mögen, eine Schiffsladung Roggen groß zweyhundert Tonnen zu kaufen und nach Saardam bringen zu lassen, welches thuend uns verobligiren und E. E. ruhmwürdigen Nahmen in einem ewigen Gedächtniß erhalten wird, bey E. E. sehr geneigten Saardamer Freunden. Ersuchen sehr freundlich um eine günstige Antwort auf das allerschleunigste, wornach wir uns reguliren werden, und worin wir E. E. wiederum können dienen, seyd unsrer Geneigtheit versichert. Wir thun E. E. freundlich grüssen, und danken, daß Ihr uns mit E. E. Person geliebt habt zu beehren. Geliebet anbey Alexander *) und Gabriel **) zu grüssen. Schließlich und in göttliche Obhut befehlende Euer Edlen sehr geneigte Freunde

Kornelis Migblatz Kalff.
Kornelis Karnelisse Kalff.

So geschwind Freyheit von E. E. erhalten, werden ein Schiff unter des Herrn Segen absenden ***).

*) Der Fürst Alexander Menzikof.

**) Graf Gabriel Golaskin.

***) Das Original dieses sonderbaren Briefes ist in den Händen des Herrn N. Molwoe, Kaufmanns zu St. Petersburg, und ist von Peter dem Großen selbst dem Admiral Cruys, Ältervater der Malwaoschen Kinder, zur Beantwortung übergeben worden. Nach einer Überlieferung kam im Frühling 1699 das Schiff in Rußland an, und der Czar schenkte den Saardamer Einwohnern die Ladung Roggen.



Der Sammler

Samstag, den ——— 81. ——— 8. July 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Kleidung.

Abgerechnet, daß die Göttinn Mode auch hierher ihr Reich erstreckt, wie überall, wo Völker wohnen, die dem Feigenblatte entwachsen, auch nur Kalbfellschürze tragen, und daß folglich Madrids feine Welt, dem Zepter ihrer Launen unterthan, bald à la coq, bald à la boeuf erscheint, wie ihr Gesetz es fordert, so besitzt der Spanier wirklich eine eigene nationelle Tracht, die zwar von Cadix bis Biscaya gegenseitig merklich abweicht, aber dennoch einen und denselben Ursprung hat, im Klima und im Rittergeiste des Volkes; und wenn auch der Hofnarrenkragen sammt der Hahnenfeder und dem kurzen Mäntelchen, in unsern Zeiten längst verjährt, in das Gebieth romantischer Erdichtung hin gehören, so hat dennoch der Iberier so gut ein eigenes Costume als die Grazien von Guggisberg *).

Der Männer wesentlichstes Kleidungsstück bestehet im Mantel, der bald blau, bald roth, bald weiß, doch meistens dunkelbraun von Farbe, einen ziemlich großen, oft bordirten Kragen hat. Gewöhnlicher noch als der Mantel ist der so geheißene „capote," der sich durch ein Ärmelpaar von jenem unterscheidet, in der Regel schwarz und reich gestickt: darunter dann ein seidenes Camisol mit schweren Silberknöpfen, eine rothe Schärpe um den Leib, und schwarze seidene Beinbekleidung, — Strümpfe gleichen Stoffes, spitze Schuhe, steinbesetzte elegante Schnallen, und ein preußisch aufgestutzter Hut von sechzehn Thalern, — seinen vollen Haarwuchs breit geflochten, aufgeschlagen, und mit einem abenteuerlich großen, ausgezackten Bande nahe am Kopfe in einen Stern gebunden, macht das Bild des „majo" *) aus; — dem schwächern Geschlechte Schutz, dem schönern Verehrung; — Arroganz zur Unverschämtheit gegen Männer, — gravitätisch wie Theater-Prinzen, ignorant wie mancher deutsche Edelmann, — von Ansehen lauter Matadores!

Aber wirklich schön erscheint der gut gemachte Spanier, wenn er in der Hitze des Affects des Mantels Hülle aus einander schlägt, und nun die männlichen, vollendet schönen Formen, von der knappen, ritterlichen Unterkleidung hoch gehoben, sich auf einmahl kraftvoll präsentiren, und die Zuverlässigkeit, mit der ein Majo spricht, der Stolz, mit dem er handelt, und die kalte Ruhe, die um seine Stirn schwebt, sind Dinge, die das Weib zu schätzen weiß; auch wird es schwerlich einem Fremden je gelingen, mit dem Anstande eines Spaniers seinen Mantel umzuwerfen, und ihn mit der Eigenthümlichkeit in jedem Ausdrucke der Bewegung zu handhaben, welche jenem angeboren scheint.

*) Guggisberg, ein Bergdorf im Canton Bern. Ein Trachtenmahler hat diejenige der gefälligen Schönen dieses Ortes unter dem Titel: „Les trois grâces du Gouggisberg," ich möchte sagen — topographisch aufgenommen.

*) Majo, incroyable, Stutzer.

Daß auch der Mantel die Motive seiner Allgemeinheit in dem Klima finde, leidet keinen Zweifel. Pelze braucht der südliche Bewohner nicht; doch da die Hitze äußerst delicat und sehr empfänglich für den Eindruck jedes kühlen Lüftchens macht, so ist ein Kleidungsstück, das Schirm und Wärme gibt, und äußerst leicht gewechselt wird, sowohl für die Gesundheit als Bequemlichkeit durchaus und immer angemessen.

Der Preis des Mantels steigt nach Stoff und Farbe je von dreyßig bis zu fünfzig, und auch wohl zu hundert Thalern an.

Die Weiber tragen die „mantilla" und die „basquiña" als Volkstracht. Erstere vertritt des Schleyers und der Haube Stelle, — meistens schwarz, von leichtem Zeuge und mit Sammetbändern rings garnirt. Wie vortheilhaft bedient die Spanierinn sich der Mantilla, um bald ein schwarzes Auge, bald ein rundes Kinn, und bald die Wölbung eines feinen Armes in's Licht zu stellen, — und wie schalkhaft weiß sich Amor in die Falten dieser nonnenartigen Bedeckung zu verbergen!

Die „basquiña" oder der Weiberrock ist meistens von schwarzem Taffet, mit drey Reihen schwarzer, viertelehlenbreiter, seidener Franzen (flecos) übersetzt; statt des gleichen Corsetts werden jetzt schon häufig andere Farben, als z. B. rosenroth, orangengelb und lila für das letztere genommen; das Corsett selbst wird wieder, gleich dem Camisole des Majo, mehr und minder reich verziert; der weiße seidene Strumpf macht nebst dem feinen Schuhe noch einen Haupttheil von der Damenkleidung aus. Der schönste Anzug aber ist unstreitig die Basquina von schwarzem Sammet, aus einem Stücke vom Halse zum Fuße, und ohne irgend einige Verzierung; schwerlich läßt sich eine idealere Figur denken, als der Körper einer Spanierinn in dieser Tracht. Der Fächer (abanico) endlich scheint das Erbstück aller Schönen Madrids, — in den Fächer legen sie den größten Zauber der Koketterie; er ist für sie so ziemlich, was der Blumenstrauß im Orient, und sein Gebrauch Bedürfniß.

Ziemlich rar und theuer ist das Linnen, um so theurer, weil fast Alles kalt gewaschen wird, und weil die Wäscherinnen schonungslos den Zweck der Reinigung durch Klopfen zu erreichen suchen.

Lebensmittel. — Kochkunst.

Es fehlt zwar unter den Producten Spaniens nicht an Leckerbissen; die verschiedenen Meere liefern Fische aller Art, Austern u. dergl.; die Schinken von Estremadura sind die besten, die Europa kennt, — im Zucker und im rothen Wein gekocht, wem sollte nicht der Schinken von Estremadura schmecken? — Katalunien, Valenzia und Andalusien versorgen Madrid mit Citronen, Mandeln, Feigen, Trauben und Melonen; Arragonien mit Wildpret und Fasanen: — aber diesem ungeachtet ist die Lebensart der meisten Classen äußerst einfach, und besteht nebst Brot und Wein in wenigen Gerichten, die vom ersten Jänner bis zum Sylvesterabend immer die gleichen sind: „puchero" *) und „guisado" **).

Der Topf besteht aus Kuhfleisch, Speck, chorisos ***), einer Art von Küchenerbsen, bald mit Kohl, mit gelben Rüben, oder mit Kartoffeln untermischt; das alles wird in einem Topfe weich gekocht, und gibt ein sehr gesundes, nährendes Gericht; der viele Pfeffer soll auch der Verdauung mächtig helfen. Immer und auf allen Tafeln macht der Topf das Hauptstück aus, bald mehr, bald minder komplizirt, und jeden Mittag kochen vielleicht an die zwanzigtausend Töpfe auf dem Kohlenfeuer.

Der Guisado ist gehacktes Fleisch an einer simpeln Sauce, meistens mit „temates" (Granatäpfeln) und mit Pfeffer stark gewürzt, und wird als Beythat oft des Mittags, öfter noch des Nachts gegessen; in der Regel aber macht Salat, zwey Eyer oder des etwas, die sehr frugale Nachtmahlzeit des Spaniers aus. Sein Frühstück dann besteht in einem kleinen Becher Chocolade, etwas Brot und einem Glas Wasser. Äußerst mäßig im Genuß von Speise und Trank, ernährt sich eine mittelmäßige Familie leicht von dem, was einem deutschen Magen nur ein repas macht.

Das Fleisch wird aus den nördlichen Provinzen zugeführt. Der Bauer ladet einen Karren von zwey Rädern ohne Eisenwerk mit einer carga Kohlen, spannt zwey Kühe vor denselben, und fährt so, oft fünfzig Meilen weit, der Hauptstadt zu, verkauft dort seine Kohlen, seine Kühe, seinen Wagen, und kehrt wieder heim. Natürlich muß das Schlachtvieh durch die lange arbeitvolle Reise an Geschmack und Fettigkeit den besten Theil verlieren.

Kuhmilch wird nur auf der königlichen Meyerey verkauft. Die frische Butter steht im Preise ungefähr das Pfund zu einem großen Thaler; bey der Speisen-

*) Puchero, Topf.

**) Guisado, Gekochtes.

***) Chorisos, kleine Würste von Schwein- und Eselsfleisch.

zubereitung wird sie durch das Öhl ersetzt. Viel hundert Ziegen, die auf den verbrannten Hügeln rings um Madrid weiden, werden täglich nach der Stadt getrieben, und auf öffentlicher Straße, vor den Häusern, wo man Milch verlangt, gemolken; theils auch bringen die „lecheras" jeden Morgen Ziegenmilch und Eselsmilch in Krügen.

Der ordentliche Tischwein ist Product der Mancha, roth und klar und ohne Säure. Wenn er gleich nur in der Bockshaut aufbehalten wird, so schmeckt er dennoch unvergleichlich; läßt man ihn drey Jahre oder länger liegen, und besorgt ihn gut, so wird er zu dem feinsten Lebensöhl, das die Rebe irgendwo erzeugt. Sein Preis ist moderat.

An Thee wird äußerst wenig consumirt; an Kaffeh etwas mehr; an Zuckerwerk vorzüglich viel, wie es der Frauenzimmer schwarze Zähne weisen.

Eis ist hier im Sommer ein Bedürfniß; nicht so unentbehrlich, als z. B. in Neapel, aber dennoch stark gesucht und dem Getränke beygemischt. Der Fremde mag sich vor dem übertriebenen Gebrauche desselben hüthen, wenn er anders seine eigene Gesundheit liebt. Weitaus angenehmer und im höchsten Grade erfrischend ist die kühlende Melone — wahre Schöpfers Wohlthat für ein heißes Land!

(Die Fortsetzung folgt.)

Jugendkraft und Schönheit.

Ach! sie welket so schnell die liebliche Blume der Schönheit,
Jugendlich blühende Kraft raubt ein Fieber dahin.
Schönheit der Seele nur trotzt dem Strome der Zeiten,
Diese sey, Jüngling, die Kraft, rosiges Mädchen dein Schmuck.

Anecdote.

Der verstorbene Herzog von Montagu war ein menschenfreundlicher Mann, der den Genuß der Wohlthätigkeit innigst empfand, und nach guten Handlungen, wie nach Abenteuern jagte. Es gelang ihm, ein unverdorbenes Gefühl im Kreis der großen Welt zu erhalten, und doch blieb er allen angenehm, weil er keinen Preis auf eigene Verdienste setzte, keine Tugend überspannte, und durch seine freudige gefällige Laune alle Herzen an sich zog.

Kurz nach dem letzten Aachner Frieden ward er im Park eines mitteljährigen Mannes von edler Miene gewahr, der eine zwar reinliche, aber veraltete Uniform trug, immer im einsamsten Gang längs dem Wasser hinschlich, zuweilen stille stand, und seine Augen mit einer traurigen Würde gen Himmel erhob. Der Herzog fand bald jemand, der ihm die Geschichte des Unbekannten erzählte. Sein Nahme, hieß es, ist Randall; er ist brav wie sein Degen, und erntete im letzten Kriege Wunden und Ehre genug; aber er hat seine Compagnie, die ihm sein ganzes Erbtheil kostete, durch die Reduction verloren, und nun ist er freylich zu beklagen, wenn er anders beklagt seyn will. Er lebt in London von der Hälfte seiner halben Gage, um ein besseres Glück in der Nähe abzuwarten, und seine Frau hungert mit zwey Kindern bey der andern Hälfte in Yorkshire. Man sagt, daß er das arme Weib schwärmerisch liebt, und vielleicht macht ihn ihre Abwesenheit schwermüthig. Hat der Mann keine Freunde? Allerdings, war die Antwort, aber er meidet sie, und begegnet ihnen zurückhaltend und kalt. Er nennt es eine gefährliche Prüfung, Hülfe zu fordern, und will, wie er sich gegen jemand herausließ, keinen alten Freund verachten lernen. Nun wissen Sie, Mylord, fuhr der Erzähler fort, daß man niemand seine Wohlthaten aufdringt, und daß es eine schiefe Art zu denken verräth, wenn uns das Unglück stolz macht. Dem Herzog klopfte das Herz geschwinder, und er entwarf sich auf der Stelle seinen Plan. Einige Zeit nachher, als eben Randall in tiefen Gedanken auf einer Bank des Parks saß, näherte sich ein Kammerdiener des Herzogs, und bath ihn im Nahmen seines Herrn auf den folgenden Tag zu Gaste. Randall stand mit einiger Bestürzung und wie vom Traum erwachend auf, maß den Fremden mit den Augen, und antwortete kalt, daß er sich in der Person irren müsse, weil er den Herzog nicht kenne. Wenn Sie, erwiederte der andere, Capitän Randall vom 18. Regiment sind, so gilt mein Auftrag Sie. Gut, sagte Randall; ich begreife das nicht, aber ich werde die Ehre haben aufzuwarten.

Der Herzog empfing ihn allein, und indem er ihn vertraulich bey der Hand ergriff, sprach er leise mit einer geheimnißvollen Miene: Sie errathen die Ursache meiner Einladung nicht, und ich bin ungewiß, wie Sie meine Freyheit aufnehmen werden. Ich habe durch einen Zufall erfahren, daß eine junge Dame von meiner Bekanntschaft nichts weniger als gleichgültig gegen Sie ist, daß ihr Herz und ihre Ruhe daran hängt Sie zu sprechen, und, weil es in dem Hause der Lady nicht seyn kann, so habe ich mir die unschuldige Freude gemacht, Sie beyde hier zusammen zu bringen — ich hoffe, daß Sie darum nicht geringer von mir denken. — Bey jedem Worte des Herzogs erweiterten sich die Augen des ehrlichen Capitäns, der endlich mit starrem Blick

und zitternder Unterlippe zum Worte kam. Mylord, sagte er feyerlich, entweder hat man Sie oder mich zum Besten — und wir sind, wie ich hoffe, bey Gott, die Leute nicht darnach. Der Herzog antwortete eben so ernsthaft: ich bin ein Mann von Ehre, Capitän, und was ich Ihnen sage, ist die reine Wahrheit. Hier flog die Seitenthüre auf, und Randall erblickte — seine Frau, die an den Hals ihres halb versteinerten Mannes flog, und seine Kinder, die sich fest um seine Schenkel klammerten, und an ihm hinaufsahn und laut weinten, weil die Unschuldigen die Freudenthränen im Aug ihres Vaters mißdeuteten. Hundert Fragen durchkreuzten sich. „Weißt du denn auch" — rief die Frau; „wie kommt ihr nach London?" der Mann. „Daß der Herzog" — fuhr die Frau fort, „das Werkzeug unseres Glückes ist? — daß er mir schrieb, eiligst nach London zu kommen, weil mein Onkel, der mit unserer Heirath unzufrieden war, ihm auf seinem Todbette — hier ist das Papier." (Es war eine Annuität auf 100 Pfund jährlich) — der ehrsüchtige empfindliche Randall errieth und verschlang das Geheimniß. „Ach, Mylord!" rief er aus. — „Lassen Sie es gut seyn," sagte der Herzog. „Wir wollen auf des Onkels Angedenken eins trinken." Der Onkel war wirklich todt, aber das Vermächtniß eine Fabel.

Über die großen und kleinen Bücher.

Ein großes Buch ist wie ein See. Man kann da die ganze Nacht fischen und nichts fangen. Ein kleines wie ein Bach, den man abgeschlagen hat. Da darf man nur greifen.

Es gehört viel Geduld dazu, ein großes Buch zu schreiben. Mehr Verstand zu einem kleinen.

Große Bücher werden selten mehr gelesen; kleine desto öfter.

Kleine Bücher werden oft mißverstanden; aber sie treffen immer; große treffen selten.

Man würde weniger schreiben, wenn man mehr zusammen lebte. Die Bücher sind Conversationen mit dem Publikum. Wer kann einen ausstehen, der Tage lang das Wort allein führen will?

Die Wahrheit hat einen Brennpunct, wie die Sonne; je kleiner, desto wirksamer.

Wenn Voltaire die Feder ausputzte, las man ihn lieber, als wenn Doctor und Magister bewiesen, demonstrirten und commentirten. Er schrieb Blätter; Folianten sie.

Warum wollt ihr große Bücher schreiben, damit ein anderer komme und den Esprit aus zehn Theilen in fünf Seiten fasse? Könnt ihr ihn nicht selbst distilliren?

Autoren! laßt euch warnen vor großen Büchern, wenn ihr gelesen seyn wollt. Man vergißt euch zwar nicht so leicht, denn ihr hängt an uns, wie der Kloz am Gefangenen; aber man schleppt euch ungern.

Habt ihr viel auf dem Herzen, so kommt desto öfter. Geht eins nicht zur Ewigkeit, so geht das andere — und geht keins; was ist's denn mehr?

S. R.

N o t i t z e n.

Deutschland. So wie schon vor mehreren Jahren zu Detmold unter den Auspizien der trefflichen Fürstinn Pauline eine Anstalt errichtet worden ist, wo kleine Kinder unbemittelter Ältern, während ihre Mütter außer dem Hause beschäftiget sind, genährt, verpflegt und versorgt werden; so ist jetzt auch in Wetzlar eine ähnliche Pfleganstalt gestiftet worden. In der Bekanntmachung, die deshalb von Seiten des Armenkollegiums unter dem 20. März erschien, wird über die Einrichtung dieser empfehlenswerthen Anstalt Folgendes bemerkt: „Um armen Taglöhnerfamilien die Pflege und Aufsicht ihrer noch nicht schulfähigen Kinder während der Arbeitsstunden und Abwesenheit von ihren Wohnungen zu erleichtern, ist die Einrichtung getroffen, daß dergleichen Ältern ihre kleinen Kinder an die Witwe Lutz auf dem Fischmarkte abgeben können, wo für dieselben bestens gesorgt werden wird. — Diese Anstalt stehet unter der Aufsicht des Viertelmeisters Zimmermann als Armenvorstehers, und derselben ist Philipp Kraft als Pfleger vorgesetzt. Der Witwe Lutz sind die zur Pflege kleiner Kinder nothwendigen Betten, Weißzeug und andere Geräthschaften zugestellt worden, und es sollen noch so viele Weibspersonen zur Aushülfe beygegeben werden, als die Zahl der zu verpflegenden Kinder erforderlich macht. Ältern, welche diese Anstalt zu ihrer Erleichterung benutzen wollen, haben sich bey dem Armenvorsteher ihres Districts zu melden, welcher ihnen einen Schein ertheilen wird, den sie bey Abgebung ihrer Kinder der Witwe Lutz zugleich einhändigen müssen. — Den Ältern bleibt es überlassen, wegen der Nahrung der Kinder mit der Witwe Lutz das erforderliche zu verabreden, auch ihre Kinder in der Mittagsstunde abzuhohlen, und dann wieder dahin zu bringen, bis sie Abends von der Arbeit wieder zurückkehren, und ihre Kinder mit nach Hause nehmen können. — Für die Nahrungsmittel der Kinder müssen daher die Ältern in der Regel selbst sorgen; es sey denn, daß wegen besonderer Unvermögenheit das Armenkollegium eine Ausnahme machen und besondere Verfügung treffen würde. — Für die Pflege und Aufsicht der Kinder wird von den Ältern nichts vergütet, indem diese Vergütung von dem Armen-Institute übernommen ist; es sey denn, daß vermögendere Ältern auch diese Anstalt zur Obsorge für ihre Kinder benutzen wollen. — Der bey dieser Anstalt bestellte Pfleger muß die Anstalt jeden Tag zwey Mahl besuchen, hält ein Verzeichniß über die daselbst befindlichen Kinder, mit Bezeichnung der Tage, Bemerkung halber und ganzer Tage, an welchen Kinder bey der Witwe Lutz sich befinden, und übergibt mit dem Schlusse der Woche das Verzeichniß an den Vorsteher, welcher solches der Sitzung des Armenkollegiums vorlegt."



Der Sammler.

Dinstag, den — 82. — 11. July 1809.

Zimeo, eine Negergeschichte.

Schreiben aus Jamaika von 1768.

(Beschluß.)

„Meine Freunde!" so begann er jetzt; der große Orissa weiß es, daß Zimeo nicht grausam geboren ist. Aber die Weißen haben mich den Göttern meines Herzens, sie haben mich dem weißen Matomba, der meine Jugend erzog, und der jungen Schönheit entrissen, die ich meinem Leben zugesellte. Meine Freunde! die Beleidigungen und Unglücksfälle haben meinen Muth nicht gebrochen, die Geschäfte meines Herzens nicht unterdrückt. Eure weißen Menschen haben nur eine halbe Seele: sie lieben nicht, und hoffen nicht. Das einzige, was sie mit ganzer Seele lieben, ist das Gold. Wir Schwarzen haben alle Leidenschaften; und alle sind heftig ohne Grenzen. Seelen, wie die unsrigen, können nie erlöschen von Unglück; aber leicht geht ihr Haß in Wuth über. Der Neger, zur Liebe geboren, wird er gezwungen zum Haß, so ist er ein Tieger; und ich — ich bin es geworden. — Jetzt stehe ich an der Spitze eines Volks. Ich bin reich und unglücklich. In Schmerzen verlebte ich meine Tage. Ich bejammere die, so ich verloren habe, sehe sie vor mir mit den Augen der Seele, unterhalte mich mit ihnen, und — weine. Wenn aber meine Thränen geflossen sind, o dann regt sich oft bey mir die Begierde, Blut zu vergießen und das Geschrey erwürgter Weißen zu hören. Nun, ich habe sie gesättiget diese schreckliche Begier, und dieß Blut, dieß Geschrey vermehrt noch meine Verzweifelung. Männer des Friedens, entfernt Eure Herzen nicht von dem unglücklichen Zimeo! — Und nun meine Bitte. Schaffet mir ein Schiff! Ihr wißt es zu lenken. Sie, die meinem Herzen unentbehrlich sind, sie sind nicht fern von dieser Insel!"

In dem Augenblicke warfen sich zwey junge Sclaven des Wilmouth vor dem Zimeo hin. „Ihr seyd von Benin!" rief der ältere, „und Ihr habt mich gekannt." — „Ja," sagte der jüngere, „wir sind geborne Unterthanen Deines Vaters, des mächtigen Damel. Dieser hier hat Dich an seinem Hofe gesehen; und ich sah Deine Jugend im Dorfe Onebo. Verräther haben uns unsern Ältern entrissen; aber Wilmouth ist unser Vater."

Der Neger wollte sich wieder entfernen. Aber Zimeo gab ihm ein Zeichen, zu bleiben, und neigte sich gegen den andern Neger, der bey ihm stand, und auf den er mit Zärtlichkeit blickte. Es schien, als würfe er vergnügter seine Augen auf die Fluren Jamaika's, als zög' er mit mehr Wollust die Luft ein, seit er wußte, daß sie von mehr Negern aus Benin eingeathmet werde.

Dann wandt' er nach kurzem Schweigen sich wieder zu uns. „Männer des Friedens!" sprach er, „der unglückliche Zimeo setzet seine ganze Hoffnung auf Euch, und er verdient Euer Mitleid. Wer ich bin, hörtet Ihr schon aus dem Munde meiner Landesleute. So höret denn auch meine Geschichte.

Der große Damel, dessen Erbe ich bin, hatte mich nach alter Gewohnheit in Benin zu den Ackersleuten von Onebo geschickt, die meine Erziehung vollenden sollten. Sie wurde dem Matomba, dem Weisesten unter ihnen, dem Weisesten unter den Menschen, anvertrauet. Er war lange Zeit einer unserer berühmtesten Kabashiren *) gewesen. Im Rathe meines Vaters hatte er oft das Böse verhindert und das Gute befördert. Noch jung, hatte er sich in dieses Dorf zurück gezogen, wo seit Jahrhunderten die Erben des Reiches erzogen werden. Hier lebte Matomba in Frieden mit der Erde, dem Himmel und seinem Gewissen. Zwist, Müssiggang, Lügen, Wahrsagerey, Priesterverfolgung, Hartherzigkeit finden keinen Zutritt in dem Dorfe Onebo. Nur gute Beyspiele kommen dort vor die Augen der Prinzen. Auch bey mir verloren sich bald unter des weisen Matomba Leitung die Regungen des Stolzes, die mir meine Wärterinnen eingeflößet hatten. Ich bearbeitete die Erde, wie die Diener meines Lehrers, und wie er selbst. Ich lernte in seinem ganzen Umfange den Ackerbau, welcher unsern Reichthum macht. Ich lernte, was noch wichtiger war, ich lernte gerecht seyn. Nur durch Ausübung der Gerechtigkeit konnten die Ackersleute von Onebo in Frieden ihre Kinder erziehen und ihr Feld bauen. Eben so, lehrte man mich, könnten die Fürsten nur durch wechselseitige Ausübung der Gerechtigkeit ihres Volkes Glück und ihr eigenes machen.

Mein Lehrer hatte eine Tochter; ich liebte sie, und die junge Ellarve, das fühlte ich bald, liebte mich. Wir erhielten unsere Unschuld; aber ich sah nur sie in der ganzen Natur; sie sah nur mich, und wir waren glücklich. Ihre Ältern nützten unsere gegenseitige Leidenschaft zu unserm Besten. Willig folgte ich Matomba's Lehren; denn so hoffte ich, Ellarve's würdiger zu werden. Auch ihr ward alles leichter, was sie begann, sie hoffte meinem Herzen dadurch näher zu kommen. Meine Fortschritte waren ihr Werk, und was ihr gelang, gelang ihr durch mich. So verlebten wir fünf selige Jahre. Jetzt bath ich meinen Vater um seine Einwilligung, daß Ellarve die meine werde. Mit Ungeduld erwartete ich seine Antwort, die über das Glück meines Lebens entscheiden sollte.

Immittelst kamen zwey Portugiesische Kaufleute in Onebo an. Sie verkauften uns Werkzeuge zum Ackerbau, mancherley Hausgeräth und verschiedene Kleinigkeiten zum Weiberputz. Wir gaben ihnen Elfenbein und Goldstaub dafür. Sie wollten auch Sclaven erhandeln. Aber man verkauft in Benin nur Verbrecher, und deren gibt es nicht im Revier von Onebo. Durch sie lernte ich die Europäischen Künste und Sitten kennen. In jenen fand ich viel Überflüßiges, in diesen viel Widersprechendes. Am meisten gefiel mir die Portugiesische Musik. Ihr wißt, wie leidenschaftlich wir Musik und Tanz lieben. Alle Abende spielten die Fremdlinge uns Stücke auf ihren Instrumenten, Stücke, die uns entzückten. Die Jugend des Dorfes versammelte sich und tanzte um sie her; und auch ich tanzte — mit Ellarve. Oft brachten uns die Portugiesen aus ihren Schiffen Wein, Liqueurs und Früchte, deren Geschmack unsern Gaumen kitzelte; sie bewarben sich um unsere Freundschaft, und wir liebten sie aufrichtig.

Eines Tages kündigten sie uns an, daß sie bald in ihr Land zurückkehren müßten. Alle Dorfbewohner trauerten bey dieser Nachricht; aber keiner so sehr, als Ellarve. Der Tag der Scheidung nahte, und die Fremden schienen mit uns zu trauern. Nur noch einmahl, sagten sie, möchten sie uns auf ihren Schiffen sehen, und uns ein Fest geben; das würde die Trennung weniger hart machen. Sie bathen so angelegentlich, daß wir nicht widerstanden. Von Matomba und einigen Greisen begleitet, begaben wir uns am folgenden Morgen an's Ufer. Es waren die wohlgebildetsten Jünglinge, die hübschesten Mädchen des Dorfes, die sich hier einfanden. Wir sahen zwey Schiffe neben einander liegen. Sie waren mit Baumzweigen bedecket; Blumen schmückten das Segel und Tauwerk, und Gesang und Saitenspiel tönte uns entgegen. Die Portugiesen hohlten uns ab, und wir bestiegen in gleicher Anzahl die beyden Schiffe.

Jetzt hörte man zwey Kanonenschüsse; die Musik verstummte, wir wurden in Fesseln geschlagen, und die Schiffe segelten ab.

....

Zimeo's Worte hemmte hier der Drang der Empfindung. Dann faßte er sich und fuhr fort:

„Ja, meine Freunde! diese Menschen, an die wir unsere Reichthümer und unser Vertrauen verschwendet hatten, entführten uns, um uns mit den Verbrechern zu verkaufen, die sie in Benin gekaufet hatten.

Das Gefühl des Unglücks Ellarves, Matomba's und des meinigen traf auf einmahl — mein Inneres. Ich brach in Vorwürfen und Drohungen gegen die Portugiesen aus; ich biß in meine Ketten: ich wollte sterben; ein Blick Ellarves hieß mich leben.

Drey unserer Jünglinge und ein Mädchen brach-

*) Eine Art Edelleute.

ten sich um. Ich ermunterte Ellaroe, sie nachzuahmen; aber die junge Freude, zu lieben und geliebt zu werden, fesselte sie an's Leben. Auch versicherten ihr die Portugiesen, das Loos, das unser warte, würde so glücklich seyn, wie das ihre. Wenigstens hoffte sie, wir würden vereinet bleiben, und ihren Vater wieder sehen, der sich auf dem andern Schiffe befand. Mehrere Tage beweinten wir den Verlust unserer Freyheit. Allmählig stillte das Vergnügen, fast immer vereint zu seyn, Ellaroes Thränen und sänftigte meine Verzweiflung. Ihre Worte gaben neue Kraft, und mir blieb einzig die Furcht, von ihr getrennt zu werden. In einer mondhellen Nacht schwuren wir uns im Angesichte des großen Orissa ewige Treue, und der Bund der Ehe war geschlossen. Der Liebe hingegeben, vergaßen wir unsern Sclavenstand, den Verlust eines Reiches, ja, die Hoffnung der Rache.

Eine lange Windstille hatte unsere Schiff-Fahrt verzögert. Mit dem sich hebenden Winde schwanden auch die Täuschungen über unsern Zustand. Schnell erreichten wir das Ufer von Porto Bello, und wir fühlten, daß wir Sclaven waren.

Die Freude, Matomba wieder zu sehen, seine Billigung unserer Ehe, die Wonne, Ellaroe's Gatte zu seyn, verdrängten bald jenes Gefühl. Ich fing an, die Sclaverey lieb zu gewinnen, die mich mit ihr verbunden hatte.

Aber ach! das schrecklichste stand uns bevor. Ellaroe und ihr Vater wurden an einen Einwohner von Porto Bello verkauft, und ich — ward das Eigenthum eines Europäers, der mit Sclaven nach den Antillischen Inseln handelt.

Dieser Augenblick hat mich verwandelt. Er hat mir diese Rachbegier, diesen Durst nach Blut eingeflößt, vor dem ich selbst erschrecke.

Meine Frau und ihr Vater warfen sich den Ungeheuern, die uns trennten, zu Füßen. Ich selber stürzte mich vor ihnen hin. Vergebliche Demüthigung! Man würdigte uns kaum, uns anzuhören. Ellaroe schlang sich fest um mich. Die Henker entrissen sie mir! Noch sehe ich ihr irres Auge, ihre ausgestreckten Arme; noch tönt mir ihr Schrey in die Ohren.

Man trug mich in's Schiff. Mein verhaltener Grimm ließ die Tyrannen fürchten, daß ich mir das Leben nehmen werde. Sie lähmten mir durch Fesseln das Vermögen. Aber Nahrung zu mir zu nehmen, dazu konnten sie mich auch durch Martern nicht zwingen.

Ein Neger aus Benin, seit zwey Jahren Sclave meiner neuen Gebiether, hatte Mitleiden mit mir. Er sagte mir, daß wir nach Jamaika gingen, und daß es nicht schwer sey, dort seine Freyheit zu gewinnen. Er gab Winke über die Neger-Maronen und über die Republik, die sie in dem Mittelpuncte der Insel errichtet hätten. Er erzählte, daß diese Negern bisweilen mit Englischen Schiffen auf Spanische Inseln streiften, und daß es möglich sey, Ellaroe und ihren Vater auf diese Weise zu befreyen. Der Gedanke der Rache und die Hoffnung der Liebe erfüllten schnell meinen Busen. Ich beschloß, zu leben. — Rache habe ich geübt. Die Geliebte meiner Seele wieder zu finden, das ist nun mein einziger Gedanke. Meine Freunde! nehmt alle meine Reichthümer, nur gebt mir ein Schiff!

In diesem Augenblick nahte sich Franz, von dem jungen Neger unterstützt, der zuerst seinen Prinzen erkannt hatte.

„Matomba! mein Vater!" rief Zimeo, und fiel ihm in die Arme. Dann nannte er mit leiser Stimme den Nahmen Ellaroe.

„Sie lebt; sie weinet um Dich; sie ist hier! Dieser Mann (er zeigte auf mich) hat uns gerettet."

Zimeo umarmte wechselnd Matomba, Wilmouth und mich, und wiederhohlte mit Geschwindigkeit und in einer Art von Geistesverwirrung: „Führe mich! Führe mich!"

Wir waren im Begriff zu der Verschanzung zu eilen, wo unsere Weiber eingeschlossen waren, als wir Marien, — Ellaroe — eilend zu uns herab kommen sahen. Derselbe Neger, der auf Matomba getroffen war, hatte auch sie herbey geführt.

Zitternd kam sie, ihr Gesicht von Thränen naß, Hände und Augen gen Himmel gerichtet, und mit gebrochener Stimme nannte sie den Nahmen Zimeo! Zimeo! —

Jetzt sank sie in seine Arme, und zeigte auf ihr Kind, das sie den Armen des Negers von Benin übergeben hatte.

„Es ist Dein Sohn, Zimeo! Nur seinetwegen haben Matomba und ich das Leben ertragen!"

Zimeo nahm das Kind, drückte es mit Entzücken an sein Herz, und rief: „Er soll kein Sclave der Weißen werden, der Sohn, den Ellaroe mir gab."

„Ohne ihn," wiederhohlte Ellaroe, „ohne ihn hätte ich die Welt verlassen, wo ich den nicht mehr fand, den mein Herz suchte." So wechselten Liebkosungen mit den süßesten Worten der Zärtlichkeit, und mit den wärmsten Ausbrüchen des Dankgefühls gegen uns.

Indeß hatten sich die Englischen Truppen genähert. Die Nachricht bewog Zimeo zum Rückzug. Ellarve und Matomba zogen mit ihm. Weinend verließen sie uns, und sie beruhigte nur unser Versprechen, daß wir sie besuchen wollten, sobald zwischen den Neger-Maronen und unserer Colonie ein Frieden geschlossen sey. Schon habe ich Wort halten können, und, ich hoffe noch öfterer sollen mich die Tugenden, der große Sinn und die Freundschaft Zimeo's, Matomba's und Ellarve's entzücken.

v. Halem.

Anecdote.

René le Pays, ein bekannter Französischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, erhielt vom Herzog von Savoyen den heiligen Moritzorden. Gehorsam, Keuschheit und Gastfreyheit waren das Gelübde, das jeder Ritter bey seiner Aufnahme angeloben mußte. Da die Glücksgöttinn dem guten le Pays, zur Hospitalität wenig geschenkt hatte: so bath er den Großprior um eine Commende, und schrieb darüber folgenden Brief:

Sie, Herr Prior! sind mein Oberer, und schon in dieser Rücksicht bin ich verpflichtet, Ihnen von Zeit zu Zeit Rechenschaft von meiner Aufführung zu geben. Ich bedarf mehr als jeder anderer Ihres Raths und Ihrer Unterstützung, und die bösen Alpen, die mich ohnehin schon von Ihrem persönlichen Umgang trennen, sollen mir diesen Vorzug nicht rauben. Sie kennen das Gelübde, das ich beschwor, und die Verpflichtungen, die ich übernahm. Dieses Gelübde und diese Verpflichtungen sind es, die mich jetzt äußerst beunruhigen. Zwar, ewig Dank sey es der Sprödigkeit unserer Schönen! die gelobte Keuschheit habe ich ritterlich gehalten, und meine Obern werden nicht über Mangel des schuldigen Gehorsams klagen können: sie befahlen nichts, und also hatte ich auch nichts zu befolgen. Aber, aber die Pflicht der Gastfreyheit, ich muß es aufrichtig gestehen, dieses theure Gelübde habe ich ganz vernachlässigt, und über diese Sünde mache ich mir nun die qualvollsten Vorwürfe. Mein guter Wille hilft mir dabey nichts, weil ihm die Ausführung fehlt. Ich soll Pilger aufnehmen, — und ich habe kein Haus. — Ich soll sie bewirthen, — und ich habe keine Mittel. Muß ich da nicht ganz natürlich auf den Gedanken kommen, daß ich mit jener Ritterpflicht auch die Verbindlichkeit übernommen habe, Commenthur zu werden? Urtheilen Sie selbst, mein Herr Prior! und Sie werden sich mit mir von der Nothwendigkeit meines Wunsches überzeugen. In welche Verlegenheit setzt mich oft die zudringliche Frage einiger Neugierigen, die sich nach den Einkünften erkundigen, die mit meinem Kreuztragen verknüpft sind? Nur die gebethene Präbende! und ich kann allen antworten. Sie aber, mein Herr Prior, geben dadurch die Ruhe einem Freunde wieder, der Sie innigst verehrt und mit wahrer Ehrfurcht ist ꝛc. ꝛc.

L.

Notizen.

Schweiz. Vor geraumer Zeit schon haben öffentliche Blätter den empörenden Kinderhandel oder die Überlieferung neugeborner Kinder aus verschiedenen Theilen der Schweiz in das Findelhaus nach Mayland — an's Licht gezogen, die Personen nahmentlich bezeichnet, welche diesen Gewerb um schnöden Gewinnes willen treiben, und überhaupt so bestimmte Angaben geliefert, von denen sich erwarten läßt, sie werden von den Regierungen, deren Gebieth sie betrafen, nicht unbeachtet gelassen werden. Seit wenigen Wochen haben die Regierung und die Gerichtsbehörden von Zürich einen dahin einschlagenden Fall mit hohem Ernste behandelt, und alle dabey Statt findenden Verhältnisse sind gerichtlich erwiesen. Ein gewisser Carl Huber, aus dem Kanton Uri gebürtig, und zu Küßnacht am Waldstättersee im Gebiethe des Kantons Schwytz seßhaft, treibt seit langer Zeit kein anderes Gewerbe, als im Lande herum zu reisen, und zu Verheimlichung der Früchte unerlaubter Liebe seine Dienste anzubiethen; er nimmt entweder neugeborne Kinder an, die er über den Gotthard nach Mayland zu bringen verheißt, oder schwangere Personen, die in seinem Hause ihre Entbindung abwarten, und deren Kinder alsdann ebenfalls nach Mayland gebracht werden. Im ersten Falle ist die gewöhnte Taxe, die er sich bezahlen läßt, sechszehn Louisd'or, die jedoch unter besondern Umständen Erhöhung oder Verminderung leidet; im zweyten Falle wird dabey noch für den Aufenthalt im Hause ein Wochengeld bezahlt. Der Transport über den Gotthard geschieht zu jeder Jahreszeit, und so oft als zwey Kinder beysammen sind. Der Unternehmer zahlt dann für eine solche Reise den zwey Personen, die er mit den Kindern sendet, vier Louisd'or. In Mayland selbst ist seine (des Huber) Schwester angesessen, welche die Kinder in Empfang nimmt, dieselben sogleich in das Findelhaus liefert, und den Trägern einen Empfangschein der Anstalt zustellt, womit diese zurück reisen. — Man versichert, die Regierung von Zürich habe diese von ihr gefundenen Umstände der Regierung des Kantons Schwytz, in deren Gebieth das Gewerbe des Hubers betrieben wird, überschrieben. Inzwischen mag es sehr zweifelhaft seyn, ob auch dadurch Abhülfe veranlaßt werden möchte. Die Thatsachen waren längst notorisch bekannt, und das Verhältniß wird in den innern Kantonen der Schweiz häufig genug als ein nicht zu verachtendes Privilegium, und als ein durch Sitte und Gewohnheit erworbenes Recht auf den Mitgenuß der Anstalt in Mayland betrachtet.

Auflösung der Charade in Nro. 78:
Nachtschatten.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Donnerstag, den — 83. — 13. July 1809.

Über die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

(Fortsetzung.)

8.

Hastings schickt den zweyten Gesandten nach Tibet, in der Person des Capitän Turner. Seine Audienz bey dem jungen Lama. Betragen dieses Kindes.

Es war nun dem Gouverneur Hastings daran gelegen, daß er die Bemühungen seines priesterlichen Freundes für den Englischen Handel bey dessen Nachfolger in der Regierung einerntete. In dieser Absicht schickte er einen neuen Abgeordneten nach Tibet, in der Person des Capitän Samuel Turner.

Turner reiste im Anfange des Jahres 1783 ab, ging durch die Provinz Butan, wo er von dem Rajah auf's freundschaftlichste aufgenommen und bewirthet ward. Dort erhielt er bald seine Päße in das Innere von Tibet, und kam endlich in dem Kloster Teschu Lumbu an, wo der Bruder des verstorbenen Lama Gangoo Cooschoo mit den Staatsministern des Landes regierte, und die Vormundschaft über den jungen wiedergebornen Lama führte, welcher damahls ein Kind von achtzehn Monathen war.

Turner hatte eine öffentliche Audienz bey dem königlichen und priesterlichen Kinde, haranguirte es und überreichte seine Geschenke. Es saß auf einem prächtigen Throne; sein Vater, seine Mutter standen ihm zur Seite, und das ganze Gefolge des Hofes füllten den Saal. Wirklich war dieses Kind die schönste und liebenswürdigste Figur, die man nur sehen konnte. Es betrug sich mit dem würdigsten Anstande, und nahm aus einer goldenen Büchse, die einiges Confect enthielt, etwas gebrannten Zucker, winkte seinen Aufwärtern, streckte den Arm aus, und ließ das kleine Geschenk dem Capitän Turner als Zeichen seiner Gewogenheit überreichen.

Man stellte dem Gesandten nach Tibetanischem Gebrauche Thee vor; der kleine Lama wandte nie die Augen von ihm weg, und als er bemerkte, daß die Tassen leer waren, schien er unruhig zu werden, warf den Kopf zurück, runzelte die Stirn, und machte, weil er nicht reden konnte, ein fortdauerndes Geräusch, bis die Tassen wieder gefüllt waren.

Die Ältern des jungen Lama's und seine Höflinge sagten, obwohl er noch ein Kind sey, und die körperliche Entwickelung abwarten müsse, ehe er sprechen könne, so verstände er dem ungeachtet alles, was der Gesandte zu ihm sprechen würde.

Capitän Turner sagte ihm also in orientalischen Floskeln: Auf die Nachricht von seinem Absterben in China sey der General-Gouverneur von Bengalen in großen Kummer verfallen, und habe seine Entfernung beklagt, bis die Wolke, die das Wohl dieser Nation überzogen hätte, durch seine Wiedererscheinung vertrieben worden wäre. Der Gouverneur wünsche, daß er die Welt noch lange mit seiner Gegenwart erfreuen möge, und hoffe, daß die zwischen ihnen während seinem vorigen Leben bestandene Freundschaft nicht gemindert,

sondern gemehrt, und ein ausgebreiteter Verkehr zwischen der Englischen und Tibetanischen Nation erwirkt werden möge.

Das kleine Geschöpf sah ihn mit aller Aufmerksamkeit an, und nickte wiederhohlt mit dem Kopfe, als verstände und genehmigte es jedes Wort. Es war still und gesetzt, blickte nie auf seine Ältern, gleichsam, als wenn es nicht unter ihrem Einfluß stände. So schwer es also auch gewesen seyn mag, den kleinen Lama so genau abzurichten, so war doch sein Benehmen bey dieser Feyerlichkeit so natürlich und eigen, daß keine seiner Handlungen von außenher und durch ein Zeichen der Autorität geleitet zu seyn schien.

9.

Gestalt des Lama's und seiner Mutter. Turner beendigt sein Geschäft. Aussichten der Engländer.

Der Gestalt nach war der kleine Lama wohl gebildet, seine Gesichtsfarbe etwas dunkel, aber nicht ohne Röthe. Seine Züge waren schön, die kleinen schwarzen Augen von lebhaftem Ausdruck, und das Mienenspiel bedeutungsvoll. Er bezeugte sich als ein liebreiches, reitzendes Kind. Seine Mutter, die Gynung hieß, mochte 25 Jahre alt seyn. Sie war klein von Person, aber hübsch; ihre Physiognomie war tartarisch, ihre Farbe etwas dunkler, als die ihres Sohnes. Nach Art vornehmer Asiatischer Damen waren die Winkel ihrer Augenlieder durch künstliche Mittel so weit als möglich nach den Schläfen zu ausgedehnt. — Sie trug einen carmesinrothen mit weißen Sternen besetzten Shawl bis auf die Knie, und erschien mit Rubinen, Perlen, Smaragden und goldenem Geschmeide am ganzen Körper bedeckt. Gyug, der Vater des Lama, ein sehr tapferer, geistreicher Mann, trug ein gelb atlassenes mit Gold und mit dem kaiserlich-Chinesischen Drachen durchwirktes Gewand.

Turner hielt sich viele Monathe am Hofe des Teschu Lama auf, brachte mit dem Regenten und seinen Ministern seine Handelsangelegenheiten in gute Ordnung, und ward endlich am 30. Dec. 1783 mit Geschenken und vielen Versprechungen entlassen.

Diese Verheißungen beruhten darauf, daß alle eingebornen Indischen Kaufleute, die mit einer Empfehlung des Gouverneurs Hastings versehen nach Tibet kommen würden, durchaus begünstiget werden sollten. Man würde ihnen allen Beystand zum Transport ihrer Güter leisten, und einen Wohnplatz anweisen, um ihre Waaren innerhalb des Klosters Teschu Lumbu, oder auch in der Stadt selbst, zu verkaufen.

Dieser Vertrag konnte aber doch nicht länger bestehen, als die Minderjährigkeit des Infanten Teschu Lama dauerte. Es war inzwischen zu vermuthen, daß derselbe dann von dem großjährig gewordenen Oberpriester bestätiget werden würde, da nach den Religionsgrundsätzen dieser Völker, welche die Seele des Lama durch ihre Wanderungen auf der Erde unsterblich machen, der Beweis der Identität des wiedergebornen Lama aus der frühern Wiedererkennung der alten Freunde, Bekannten, und der Verhandlungen, die während seiner vorhergehenden Existenz geschlossen worden waren, gefolgert werden mußte.

Der Aberglaube, verbunden mit der Anlage zu freundschaftlichen Gesinnungen, und den Vortheilen des Volkes, die es vom Handel erwartet, schien hier die sicherste Gewährleistung für die Englischen Erwartungen zu seyn.

10.

John Macpherson, Gouverneur von Bengalen. Dritte Gesandtschaft in der Person des Pilgrims Purunghir.

Auf die Abberufung des Generals Hastings nach England ward der Squire John Macpherson zum General-Gouverneur von Bengalen erhoben. Um die neu gestifteten Freundschafts- und Handelsverhältnisse wieder zu beleben, schickte die General-Direction der Indischen Compagnie den Gosein oder Pilgrim Purunghir, der den Engländern schon viele Dienste in Tibet geleistet, auch den verstorbenen Lama persönlich nach China begleitet hatte, und Zeuge seines Ablebens gewesen war, als Abgeordneten an den Regenten von Teschu Lumbu ab.

Auch dieser Gesandte ward mit den alten Freundschaftsbezeugungen empfangen, und dem jungen Lama, der damahls drey Jahre alt war, in einer feyerlichen Audienz, die in einem Garten gegeben ward, vorgestellt. In der Staatsverwaltung Tibets fand Purunghir eben so wenig eine Veränderung, als in den bisherigen Gesinnungen. Der Pilgrim wohnte der Einweihung des jungen Lama's bey, welcher aus dem Kloster Terpaling, in dem er bisher seine erste Kindheit verlebt hatte, mit allen Zeichen von Pomp und Verehrung, die nur ein enthusiastisches Volk geben kann, in den Tempel nach Teschu Lumbu geführt. Der Chinesische Gesandte und der Chinesische General, die beyde mit vielen Truppen aus der Stadt Lahassa oder Lassa, Residenz des Dalei Lama, eingerückt waren, verherrlichten den unermeßlichen Zug, der mehrere Tage von

Terpaling nach der Stadt Tuschu Lumbu fortgesetzt ward.

Purunghir kam mit günstigen Schreiben und Geschenken beladen zurück, und auf diesem Fuß standen die Angelegenheiten Tibets bis zum Jahre 1792. Dann traf die Nachricht ein, daß ein Volksstamm, welcher südlich von Tibet und nordwestlich von Butan, nördlich von Bengalen am Gebirge von Nipal wohnt, Feindseligkeiten gegen die Tibetanischen Staaten angefangen habe.

11.

Einfall der Bewohner von Nipal in das Gebieth des Teschu Lama. Chinesische Truppen eilen ihm zu Hülfe.

Unversehens war die Residenz des Teschu Lama durch die Nipalesen überrascht, und sammt ihren unermeßlichen Schätzen rein ausgeplündert. Diese Gewaltthätigkeit war gegen ein Volk leicht auszuüben, das nur schwache Waffen und wenige Soldaten, übrigens einen sanften, friedfertigen Charakter hat. Der junge minderjährige Lama hatte kaum Zeit, mit seinen dreytausend Mönchen über den Fluß Berrhumputer zu flüchten. Aber auch dort hielt er sich nicht sicher, und begab sich bald in das Innere von Tibet, in die Stadt Lassa, wo ein Chinesischer General mit zahlreicher Garnison seinen Standpunct hatte.

Schon früher, und seit der Beugung Tibets unter das Chinesische Joch, war der sonst unbeschränkte politische Einfluß der Lama's auf das Tibetanische Volk, wo nicht zernichtet, doch wenigstens sehr gehemmt. Chinesische Truppen, mit einem Chinesischen Residenten in Lassa, der mit der Oberaufsicht über das Land bekleidet war, verdunkelten den Glanz der priesterlichen Hierarchie, und schwächten ihren Einfluß auf die weltliche Regierung.

Dießmahl war jedoch jener angemaßte Schutz dem jungen Lama nach seiner Vertreibung aus der Hauptstadt Lumbu von wesentlichem Vortheil. Denn kaum war die Nachricht von dem Frevel, den die Nipalesen an dem geheiligten Gebiethe des Lama verübt hatten, dem kaiserlich-Chinesischen Hofe kund gemacht, so ward sogleich eine Armee von Tartarn und Chinesen in Bewegung gesetzt, um die Beleidigung zu rächen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jungfrau.

Das Schönste sey mein Lied! ihm weih' ich meine Kränze,
Ein Zauberbild begeistert meinen Sinn;
Die holde Jungfrau ist's, in ihrem schönsten Lenze,
Die Heilige — die Herzenskoniginn. —

Vollendet in sich selbst; — in allen ihren Zügen
Eint Liebe sich mit zartem Selbstgefühl.
So wird die Zauberinn, so muß sie ewig siegen,
Und siegend strebt sie nach dem goldnen Ziel.

Ein — Engel steht sie da, geschaffen um zu lieben,
Und von der Welt allein geliebt zu seyn;
Drum ist die Herrliche sich immer gleich geblieben,
Und spricht voll Huld: ich will es ewig seyn!

Dieß Auge — wie so rein, so frey und unbefangen
Es in des Lebens große Fernen blickt!
Wohin ihr milder Geist, und ihre Zauber drangen,
Hat sie die Welt bezaubert und beglückt.

Schon öffnet sich ihr Mund, des Jünglings Liebeküssen:
Doch der Geliebte ist ihr nicht bekannt.
Kaum ahnet sie im Traum ein schöneres Genießen,
Und der Umarmung heilig stilles Land.

Auf Rosenlippen schwebt die jungfräuliche Güte,
Wie uns kein Raphael noch Guido mahlt;
Auf Engelwangen lacht des Morgens frische Blüthe,
Wenn sie Aurorens goldnes Licht umstrahlt.

Ihr Busen, wunderschön von Grazien geschmücket,
Umwallt ein Herz voll süßer Lebensgluth.
Wer diese Rose einst mit treuer Liebe pflücket,
Gewinnt sich selbst der Liebe höchstes Gut.

Ihr reiner keuscher Sinn wird dem Juwele gleichen,
Der fleckenlos von seinem Werthe spricht.
Sie wird ein seltnes Herz dem Hochgeliebten reichen,
Und hoch sich freu'n der Mutter süßen Pflicht.

Die Unschuld wird sie selbst in Hymens Tempel ehren,
Noch da wird ihr die Jungfrau heilig seyn.
Des Weibes Adel kann nichts Irdisches zerstören,
Sich selbst getreu — bleibt sich auf ewig rein:

Rein — wie Urania die Heilige, geboren,
Kehrt sie zurück nach ihrem Sternenland.
Nie hat die Göttliche im Staube sich verloren:
Den Sturm der Sinne hat sie nie gekannt.

C. F. Pockels.

Beschreibung der Grotte Zinzanusa,

oder des alten Tempels der Minerva, unweit der Stadt Castro in Apulien.

Neapel, im May 1809.

Bey der kleinen Stadt Castro befinden sich unter dem steilen Ufer senkrechter Felsen mehrere Grotten, in welche man mit kleinen Kähnen hinein fährt. Unter diesen ist die Grotte Zinzanusa, von welcher alle den Nahmen haben, und die wegen ihrer zerrissenen Form — indem die Wellen unaufhörlich an ihre Seiten anprellen und sie aushöhlen — mehr einer Menge zerrissener Kleider, als einer festen Masse gleicht.

Gedachte Grotten liegen an einem kleinen Meerbusen, der in Form eines Halbzirkels gegen Morgen eine Art von Hafen bildete. Aus dem Hafen angesehen, erscheint nicht die Grotte, wohl aber sieht man einen

Haufen von Steinblöcken, die natürlich so gelagert sind, daß sie den Stufen einer Treppe gleichen. Zu oberst dieser Stufen entdeckt man eine Erhöhung, welche von hundert Säulen aus hartem Stein getragen wird. Innerhalb dieser Säulen befindet sich eine Quelle des süßesten Wassers, und unweit davon zur Seite ein kleiner Felsengang, welcher doppelt gefährlich ist, wegen der Ungleichheit des Bodens, und weil er über einen grausenvollen Schlund, von Meerwasser angefüllt, hinlauft. Über diesen Felsengang hinaus entdeckt man eine Grotte von rechtwinkelichter Form, die den interessantesten Theil des bisher entdeckten Umfanges der ganzen Höhle ausmacht. Vier Reihen Säulen theilen und zieren zugleich das natürliche Gebäude. Zwey derselben sind Halbsäulen zum Schmuck der Mauer; die beyden andern sind einzeln freystehende, oder Paarweise zusammen gefügte Säulen. Sie sind von gleichem Verhältniß, und theilen den Raum dieses Rektangels in drey Abtheilungen. Inschriften, von welchen diejenigen, die bisher diese Grotte sahen, nicht zu bestimmen wußten, in welcher Sprache sie abgefaßt seyn möchten, umgeben die Mauer.

Überall sieht man in der Mauer kleine Götzenbilder und Statuen, so wie Gestalten von Thieren, besonders das Bild der Nachteule, als Symbol der Minerva oder Athene; eben so Früchte und Blumen, mit verschiedenen Arabesken in hartem Stein und von guter Zeichnung.

In einem dieser Zimmerabschnitte findet sich ein breiter Tisch mit zwey Säulen auf jeder Seite. Die Decke dieses Raumes wird von der Höhle selbst gebildet, an welche das Mauerwerk anstößt. Man sieht an dem etwas gesenkten Gewölbe die niedlichsten Spielformen des glänzendsten Kristalls. Eine ähnliche Verglasung hat sich durch das Tropfsteinwasser den Säulen, wie dem ganzen Innern der Höhle, mitgetheilt, so daß man bey dem Schein von Fackeln alle Zaubereyen, welche die Fantasie des Dichters der Höhle der Armide beylegt, hier zu sehen meint.

Die höchsten Säulen haben etwa siebenzig Palm Höhe; ihr Diameter hat etwas mehr als zwey Palm. Viele kleine Öffnungen, welche mit ihren Steinen zum auf- und zumachen versehen sind, führen auf die Seiten hinaus in kleinere, minder merkwürdige, aber auch sehenswerthe Höhlen. Überall kennt man den künstlich gemachten Weg. Reste von Aschen und Kohlen verrathen, daß hier Menschen wohnten; auch findet man Gebeine und Gräber. In einer dieser dunkeln Höhlen ist ein Ziehbrunnen. In einer andern eine Säule von noch beträchtlicherer Höhe, als jene des Tempels; eine noch nicht aufgerichtete liegt noch auf dem Boden.

Der Umfang, den die sämmtlichen bisher entdeckten Höhlen einnehmen, wird auf eine Miglie geschätzt. Die größte derselben, welche nach der großen rechtwinkelichten folgt, ist noch nicht untersucht worden. Wegen des in ihr befindlichen Kothes und Gestankes, so wie wegen ihrer Tiefe, hat man es bisher nicht gewagt, hinab zu steigen. In dem ganzen Raum der erforschten Höhlen hat man nur eine einzige kleine Öffnung entdeckt, durch die etwas Tageslicht hineinfallen konnte.

Der gelehrte Prälat Monsignor Duca, der Bischof in Castro war, sandte an die vormahlige Neapolitanische Regierung eine kleine Statue und Stücke von Kristallen, die mit vieler Mühe abgelöset worden waren. Er machte den Vorschlag, daß man diese Grotte ganz untersuchen und alles zeichnen lassen möchte, was des Beachtens werth schiene; sodann theilte er seine Ideen über das Alter und die Bestimmung dieser Höhlen mit, aber niemand unterstützte ihn, und so blieb einer der denkwürdigsten Überreste des Alterthums in der Vergessenheit begraben.

Notizen.

Deutschland. Gregoire's Werk über die Gelehrsamkeit und Bildsamkeit der Neger ist nun auch in Deutscher Übersetzung erschienen. Hr. Professor Meiners in Göttingen, welcher bekanntlich die eigentliche ächte Negerrace für eine der untersten Stufen des menschlichen Geschlechts erklärt hat, fast unfähig höherer Geistesbildung, hat im Aprilstück der Jen. allgem. Literaturzeitung gegen Gregoire eine Apologie seiner Hypothese zu Ungunsten der armen Neger bekannt gemacht. Es geht daraus sehr evident hervor, daß Gregoire alle schwarzen und selbst andere gefärbte Menschen unter die Neger zählte, und in so fern machte er sich mit ihrer Vertheidigung leichtes Spiel. Hätte er sich aber auf die eigentliche Negerrace aus dem Innern Afrika's beschränkt, so würde die Arbeit über deren Talente, Künste und Wissenschaften sehr dürftig ausgefallen seyn.

Die Entdeckung des Ursprungs der Schutzblattern an Kühen in der Schweiz, welche in Nro. 75 des Sammlers angezeigt wurde, bleibt allerdings sehr wichtig. In den Magdeburg-Halberstädtischen Blättern von Barkhausen und Jakob, May 1801, S. 449, war einmahl eine ähnliche Angabe, die, so unbestimmt sie auch dort steht, doch vielleicht wieder in Erinnerung gebracht zu werden verdient. Nach Aussage zweyer glaubhaften Hauswirthe haben sich im Frühjahre 1801 in der Grafschaft Mansfeld und im Fürstenthum Halberstadt ebenfalls Pocken an den Eutern der Kühe gezeigt. Die Symptome dieser hier neuen Krankheit waren stark ulcerirte Euter, Verlieren der Milch, Mangel des Appetits und Fieberhitze. Die Milch fand sich auch nach der Krankheit nicht wieder ein. Einige Kühe sollen an dieser Krankheit gestorben seyn. Impfversuche hatte man von diesen Pocken nicht gemacht; die Frage bleibt also unentschieden, ob jene Geschwüre eigentliche Kuhpocken, oder eine andre Krankheit waren?



Samstag, den — 84. — 15. July 1809.

Die Sybariten.

Von allen Völkern des Alterthums sind die Sybariten eines der unbekanntesten; bloß der Ruf von ihrer Weichlichkeit und dem bey ihnen herrschenden Luxus entriß sie der Vergessenheit, die sie so sehr verdienten. Fast alle Schriftsteller, die von diesem Volke sprechen, thun es mit einer ausgezeichneten Verachtung, und bedienen sich des Nahmens der Sybariten oft bloß statt eines Gleichnisses, wenn sie die verdorbenen Sitten und die liederliche Lebensart irgend eines Volkes oder einer Person schildern wollen. Kein einziger von den Bürgern und Einwohnern der alten Republik Sybaris, die ursprünglich eine Achäische Colonie, und in Groß-Griechenland in der Gegend von Tarent gelegen war, machte sich auf irgend eine ehrenvolle Weise berühmt, weder durch die Waffen, noch durch Wissenschaften und Künste. Alles athmete bey diesem Volke Wollust, und kein einziger ihrer Mitbürger vermochte die Fesseln abzuschütteln, die ihm Weichlichkeit und Sinnlichkeit seit seiner ersten Jugend angelegt hatten. Es ist eben nicht die leichteste Sache, die Lücken zu ergänzen, welche aus dem Stillschweigen der Geschichtschreiber über die Regierungsform eines Volkes entstanden sind, welches allen Lastern willig seine Thore öffnete, und nur diejenigen öffentlich belohnte, welche die ausgesuchtesten Schmausereyen veranstalteten, und die wohlschmeckendsten Speisen erfanden. Ein jeder Erfinder dieser Art erhielt ein ausschließendes Privilegium, dem zufolge kein einziger Einwohner der Stadt sich unterfangen durfte, diese Speisen von einem andern als bloß von ihm allein zu kaufen, welches dann eine wahre Quelle des Reichthums für ihn war, und auch bey jedem andern den nähmlichen Erfindungsgeist erregte, um sich alsdann eben so, wie er, reich und öffentlich vom Volke belohnt zu sehen.

Das Reisen war eine den Sybariten sehr ungewöhnliche Sache; geschah es aber ja, so fuhren sie. Um ihren schwachen Kopf nicht zu sehr anzugreifen, pflegten sie gemeiniglich auf einem Wege, den jeder andere in einem einzigen Tage zurück gelegt haben würde, wenigstens drey Tage zuzubringen. Einer ihrer Mitbürger kam einst nach Sparta, wo er zu einem öffentlichen Gastmahle eingeladen wurde. Wie sehr erstaunte er, da er bloße hölzerne Bänke erblickte, die für die Gäste, ohne auf ihren Rang und Stand Rücksicht zu nehmen, bestimmt waren. Die frugale Mahlzeit, die ernsthafte Unterhaltung und die Härte der Sitze verursachten, daß er sich nicht länger enthalten konnte, in folgende Worte loszubrechen: „Ich bewundere nun nicht mehr den unerschrockenen Muth der Lacädemonier," sagte er, „denn wie wenig schätzbar muß ihnen ein Leben vorkommen, welches sie auf eine so strenge Weise zubringen." — Von den erstaunlichen Reichthümern der Sybariten hat uns die Geschichte gleichfalls ein Beyspiel aufbehalten.

Klisthenes, Tyrann von Sycion, der bey den olympischen Spielen im Wettrennen der vierspännigen Wagen (quadrigae) den Preis davon getragen hatte, ließ öffentlich bekannt machen, daß er Willens sey, seiner Tochter, einer Prinzessinn von großer Schönheit, einen Gemahl auszusuchen, und daß daher ein jeder, der Verdienste genug zu haben glaubte, und solche geltend machen könnte, sich bey ihm einfinden sollte. Der Sybarite Smindyrides hatte kaum diesen Ruf vernommen, als er sogleich eine mit fünfzig Ruderknechten, die er aus der Zahl seiner Fischer und Vogelfänger genommen hatte, bemannte Galeere ausrüstete. So kam er zu Sycion an, wo er in Rücksicht auf die Pracht und den Glanz seines Aufzuges nicht allein alle seine Nebenbuhler, sondern auch den Tyrannen selbst verdunkelte, obgleich die Sycionier sich äußerst bemüht hatten, Alles, was nur zur Verherrlichung des Festes ihres Fürsten dienen konnte, beyzutragen. Smindyrides begab sich gleich nach seiner Ankunft zu dem Gastmahle, welches Klisthenes für seine Gäste hatte zubereiten lassen; aber er wollte durchaus nicht zugeben, daß sich irgend jemand bey Tische neben ihm setze; denn an seiner Seite, sagte er, dürfe nur die Prinzessinn allein, um die er hergekommen wäre, sitzen. Es ist Schade, daß unser Geschichtschreiber hier abbricht, ohne zu melden, ob die stolzen Hoffnungen des Bürgers von Sybaris durch einen glücklichen Erfolg gekrönt wurden oder nicht.

Sogar die Kinder der Sybariten wurden in Purpur gekleidet, und ihre Haare mit golddurchwirkten Bändern gebunden. Alle Arten von Übungen, die auf Ausbildung der Seele und des Körpers abzwecken, waren ihnen gänzlich unbekannt; wenigstens geschieht nirgends davon Erwähnung. Hingegen merken die Geschichtschreiber an, daß die Sybariten Grotten hatten, die mit kühlen Quellen durchwässert waren. Hierher nahmen die jungen Leute in heißen Sommertagen ihre Zuflucht, und überließen sich daselbst allen sinnlichen Vergnügungen. Einer von diesen Jünglingen ward einst einen Sclaven gewahr, der mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte die Erde durchgrub. Dieser Anblick durchschütterte das Innere dieses weichlichen Knaben eben so sehr, als ob er selbst die Mühseligkeiten dieses Sclaven mit ihm getheilt hätte, und er rächte sich durch eine Menge Rippenstöße an demjenigen, der ihm diesen unglücklichen Eindruck verursacht hatte.

Die Sybariten waren die ersten, die sich in ihren Bädern durch gefesselte Sclaven bedienen ließen, um solche, wenn sie das Wasser zu heiß gemacht, oder das Bad nicht gehörig genug parfumirt hatten, desto leichter und ohne Gefahr bestrafen zu können. Sobald sie das Bad verließen, krochen sie in die weichsten mit frischen Rosen bestreuten Betten; aber selbst diese Blumen waren ihnen schon beschwerlich, so bald sie nur trocken wurden, und sich unter ihrem Leibe zu rollen anfingen. Auch führten sie beständig in den Bädern, so wie an allen Orten, wo sie nur hingingen, kleine Maltheser-Hunde bey sich, von welchen sie viel Wesens machten. Sie waren große Liebhaber von Zwergen, ließen mit großen Kosten überall Affen aufkaufen, und unter ihren Sclaven befanden sich immer eine Menge Verschnittener. Alle ihre Kleidung war von Miletischer Wolle gemacht, die beste, die man damahls kannte. Wenn sie auf ihre Landhäuser verreiseten, so ging ihre vorzüglichste Sorge nur dahin, sich auf das beste vor der brennenden Hitze der Sonne zu verwahren; ob sie sich aber hierbey bloß an dem Schatten dickbelaubter Alleen begnügten, oder auch über ihre Fuhrwerke einen Art von Himmel anbrachten, ist unbekannt.

Ihre Weinkeller lagen sämmtlich nahe am Ufer des Meeres. So wie es scheint, bereiteten sie ihre Weine auf eben die Art zu, wie es noch heut zu Tage in einigen Gegenden zu geschehen pflegt. Die Kufen wurden fast nie leer. Die Weinlese des gegenwärtigen Jahres wurde auf den Rest vom vorigen Jahre gelegt, und der benöthigte Wein jedes Mahl durch eine Röhre abgezogen. Durch dergleichen verlängerte Röhren von Kupfer leiteten die Sybariten ihre Weine aus den Kellern bis zu den auf den Transport-Schiffen befindlichen Gefäßen, und so brachten sie solche denn nach der Stadt.

Diejenigen Sybariten, welche sich durch öffentliche Gastmahle vor andern hervor thaten, und dabey weder Pracht noch Kosten scheueten, wurden von der Regierung mit goldenen Kronen belohnt. In den Tempeln und bey andern öffentlichen Versammlungen des Volkes lasen Herolde ihre Nahmen mit vielen Lobsprüchen ab. Frauenzimmer, die zu öffentlichen Festen eingeladen waren, wurden ein ganzes Jahr zuvor benachrichtigt, um Zeit genug zu haben, mit all dem Glanze, welchen ihnen ihre Schönheit und ihr Schmuck nur verleihen konnten, dabey zu erscheinen. Diejenigen, welche Aale fischten und verkauften, waren von allen Auflagen befreyt, und einen gleichen Vortheil genossen auch diejenigen, welche eine gewisse Gattung Austern, deren sich die Alten zur Bereitung der Purpurfarbe bedienten, fischten, verkauften, oder auch zu jenem End-

zwecke verarbeiteten. Hingegen waren ihnen alle mühsamen und nur irgend einiger Maßen geräuschmachenden Handwerker äußerst verhaßt.

Die Speisezimmer der Sybariten waren unterirdische und gewölbte Säle, in welchen sie sich vor der Kälte zu sichern suchten, und wo auch noch überdieß Wärmpfannen angebracht waren. Mit Verachtung sahen sie auf jeden herab, der Reisen gethan hatte, und schätzten es sich zur Ehre, nie ihre Vaterstadt verlassen zu haben. Besonders hielten sie viel auf einen Orakel-Spruch, durch den sie aufgemuntert wurden, sich ohne allen Rückhalt allem nur ersinnlichen Vergnügen zu überlassen. Und doch lebten sie in einem nur wenig fruchtbaren Ländchen, wo der einzige Seehafen, den sie besaßen, zur Handlung eben nicht der bequemste war, und durch die Trägheit des Volkes von Zeit zu Zeit immer mehr und mehr unbrauchbar wurde, wo die Sinnlichkeit der Einwohner selbst alle Früchte aufzehrte, und wo wegen der natürlichen Lage der Stadt eine sehr ungesunde Luft, und folglich auch manche Krankheiten herrschten.

Eine Gesandtschaft, welche die Crotoniaten nach Sybaris abschickten, und die aus dreyßig ihrer Mitbürger bestand, wurde von den Sybariten niedergemacht, und ihre Körper wurden über die Stadtmauer herabgestürzt. Die Strafe folgte dieser unmenschlichen That auf dem Fuße nach. Milo *), jener berühmte Athlete, der sechs Mahl bey den olympischen Spielen den Sieg davon getragen hatte, wurde zum Feldherrn der Crotoniaten erwählt. Er schickte heimliche Kundschafter nach Sybaris, die sich bey den öffentlichen Schmausereyen der Bürger einfanden, und unter andern sonderbaren Dingen, die sie erfuhren, auch die Bemerkung machten, daß die Pferde der Sybariten beym Tone der musicalischen Instrumente, besonders aber bey gewissen Melodien sich auf die Hinterfüße stellten, und eine Art von Tanz formirten. Die Sybariten hielten zu diesem Behufe fünftausend Pferde, die nun, da der Krieg unvermeidlich war, sämmtlich durch eben so viel Mannschaft beritten gemacht wurden. Die Reiter trugen Panzer mit kostbaren Franzen besetzt, und schienen überhaupt mehr zur Pracht als zum Kriege ausgerüstet zu seyn. So zog diese saubere Cavallerie an der Spitze des Sybaritischen Heeres dem Feinde entgegen. Milo ließ, sobald er ihre Annäherung vernahm, in allen Ecken seines Lagers öffentlich kund thun, daß niemand sich unterstehen sollte, irgend einem Sybariten, weder in der Schlacht, noch auf der Flucht, das Leben zu schenken. Mit einem Mahle ertönten die Kriegs-Instrumente der Crotoniaten, die nähmlichen Melodien, nach welchen die Pferde ihrer Gegner bey jenen prunkvollen Gastmahlen zu tanzen pflegten. Das ganze Sybaritische Heer gerieth darüber in Unordnung; ihre Pferde gehorchten nicht mehr den Reitern, und flohen dem Lager der Crotoniaten zu, aus welchem ihnen jene, ihren Ohren so bekannte Musik entgegen schallte. Milo benutzte diesen Augenblick der Verwirrung seiner Feinde, drang auf ihre, von ihrer Cavallerie verlassene Infanterie ein, brachte auch diese in Unordnung, und verfolgte die flüchtigen Sybariten bis an die Thore ihrer Hauptstadt. Er belagerte hierauf Sybaris, eroberte diese Stadt nach Verlauf von drittehalb Monathen, und zerstörte sie gänzlich, indem er das Wasser aus den zwey nahe gelegenen Flüssen über die Ruinen derselben leiten ließ. Ein solches Ende nahm diese, durch ihren Luxus und ihre Weichlichkeit so berühmt gewordene Republik.

*) Milo ist in der alten Geschichte wegen seiner großen Stärke und seines unerschrockenen Muthes berühmt. Er war aus Crotona gebürtig. Von seiner erstaunlichen Stärke und seiner eben so erstaunlichen Gefräßigkeit erzählen uns die Geschichtschreiber verschiedene Beyspiele, die beynahe unglaublich zu seyn scheinen. Er soll einen vierjährigen Ochsen ein ganzes Stadium lang auf seinen Schultern getragen, ihn mit einem einzigen Faustschlage getödtet, und seinen ganzen Körper in einem Tage aufgezehrt haben. Aber eben seine Stärke veranlaßte endlich seinen Tod; denn als er versuchte, den Stamm eines Eichbaumes, den er schon ein wenig gespalten fand, vollends von einander zu reissen, schloß sich das Holz über seinen Händen zusammen, und da er sich nicht mehr heraus helfen konnte, wurde er von den wilden Thieren gefressen.

Der Herzog von Lausan.

Eine Anecdote.

Ehe der Herzog von Lausan, der dem König Ludwig XIV. viele Dienste leistete, zu der großen Auszeichnung, welche er in der Folge genoß, empor stieg, führte er den Nahmen Pequilhem. Er kam sehr jung, ohne Vermögen, und als ein nachgeborner Sohn seiner Familie, aus Gascogne nach Paris.

Nach und nach erhob er sich in der Gnade des Königs, und erhielt von diesem die Zusage, daß er ihn zum General der Artillerie, oder Grand-Maître de l'artillerie, ernennen wolle, jedoch mit der Bedingniß, daß er nur einige Tage die Ernennung und die Gnade, die ihm der König zudachte, verschweigen solle. Allein Pequilhem beging die Unvorsichtigkeit, dem ersten Kammerdiener des Königs seine Erhebung zu vertrauen, der sogleich den alles vermögenden Minister von Lou-

vois davon benachrichtigte. Louvois ward äußerst darüber entrüstet, und machte dem Könige über die Unzulässigkeit dieser Erhebung Vorstellungen. Der Monarch hielt sich nun nicht mehr an sein Wort gebunden, verschob die Ernennung von einer Zeit zur andern. Da aber der Ernennte bey jeder Gelegenheit dem Könige durch Zudringlichkeiten zusetzte, machte der Monarch ihm endlich Vorwürfe über den Bruch seiner Verschwiegenheit, und nahm sein Wort zurück.

Pequilhem gerieth darüber in eine solche Entrüstung, daß er dem Könige den Rücken wandte, seinen Degen im Angesichte des Hofes zog, seinen Fuß darauf setzte, die Klinge entzwey brach, und in voller Wuth ausrief: nie würde er mehr einem Fürsten dienen, der sich nicht mehr an das ihm gegebene Wort gebunden hält.

Der König, den jetzt der Zorn übernahm, that eine Handlung, die unter die ausgezeichnesten seines Lebens gehört. Er ging sogleich nach dem Fenster, öffnete es hastig, warf seinen Stock hinaus, und sagte: er würde in Verzweiflung seyn, wenn er einen Edelmann über eine Ungezogenheit bestrafen müßte, denn er sonst schätzte.

Nach diesen Worten entfernte sich der König unwillig aus dem Saale. Den Tag darauf ward Pequilhem in seinem Zimmer arretirt, und nach der Bastille geführt, bald darauf aber wieder entlassen, und erhielt endlich vom Könige die Anstellung als Capitän seiner Garde.

Historischer Patriotismus.

Eine Anecdote aus dem Strabo.

Ephorus, ein griechischer Geschichtschreiber, schrieb die Geschichte seines Vaterlandes bis auf das zwanzigste Regierungsjahr Königs Philipp von Macedonien. Der glänzende Sieg der Athenienser bey Marathon, die Spartanische Heldenthat des Leonidas, die Niederlage der Perser bey Platäa und der 27jährige Peloponnesische Krieg waren die großen Begebenheiten dieses Zeitraums. Eine solche Geschichte mußte bey Ephorus natürlich den Wunsch erzeugen, daß neben Athen und Lacedämon auch seine Vaterstadt genannt werden möchte: aber zum Unglück war Kuma oder Cyme eine unbedeutende Stadt, die an den Schicksalen ihrer Mitschwestern nie Theil genommen hatte, und überhaupt in Griechenland für ein zweytes Abdera galt. Das war nun gerade das Gegentheil von allem, was Ephorus so gern von ihr gesagt hätte! Indessen half ihm sein Patriotismus aus der Verlegenheit, durch eine Wendung, die seitdem von manchem Lobredner mit dem besten Erfolg benutzt worden ist. — Was that er? Er schloß jede Erzählung jener Denkwürdigkeiten mit den Worten:

„Die Einwohner von Kuma hingegen blieben bey allen „diesen großen Begebenheiten ganz ruhig!!" L.

Notizen.

Frankreich. Der diesjährige Almanac impérial ist erst im Monathe April ausgegeben worden, und im Wesentlichen, seiner Form nach, wie die vorjährigen.

Unter der Rubrik Französisches Reich stehen folgende Länder: Frankreich, Italien, Sizilien, dann folgt Rom, darauf Lucca und Piombino, endlich Holland. — Sowohl der rheinische Bund, als Spanien haben ihre eigenen Rubriken, eben so Österreich, Preußen, Rußland, statt Portugalls Brasilien u.s.w. Hingegen stehet unter der Rubrik Schweiz auch noch das Fürstenthum Neuchatel; die Republik Wallis aber, welche sonst zur Schweiz gehörte, ist unter eigener Rubrik an ihren alphabetischen Platz gestellt. Da dieser Almanach als offiziel anzusehen ist, indem alle Ministerien dazu ihrerseits die Data liefern müssen, und das Staatssecretariat, vor der Herausgabe, immer erst einen Probeabdruck zur Durchsicht erhalten muß, so ist jene Classification der Staaten allerdings wichtig.

Das gegenwärtige Ministerium in Brasilien bestehet aus Don Fernando, Finanzminister; Don Juan d'Almeida, Minister des Innern; Don Rodriguez de Souza Cotinho, Minister des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten; Vicomte d'Anadia, Minister des Seewesens und der Colonien; Marquis de Bellas, Justizminister.

Frankreich hat eigentlich nur zwölf Reichsmarschälle, außerdem aber noch vier Titular-Reichsmarschälle, die zugleich Senatoren sind; diese letztern sind die Herzoge von Valmy und Danzig, die Grafen Perignon und Serrurier.

Den großen Adler der Ehrenlegion tragen gegenwärtig, mit Zurechnung auswärtiger Prinzen u. dgl. 115 Personen.

Der Goldadler der Ehrenlegion schmückt 132 Französische Groß-Officiere und 3 fremde; ferner 547 Commandanten der Ehrenlegion.

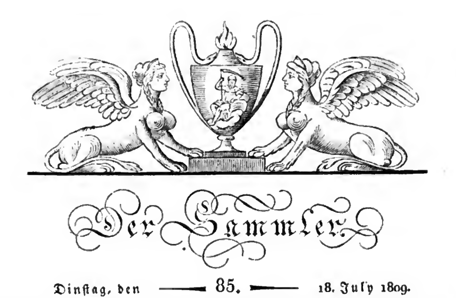
Der Orden der eisernen Krone zählt gegenwärtig, außer dem Kaiser, dem Kanzler Marescalchi und dem Schatzmeister Aldini, 16 Italienische und 13 Französische Großwürdeträger, und 28 Commandeurs.

Die Französische Armee zählt jetzt 3 Lieutenants Seiner Majestät des Kaisers, nähmlich den König von Spanien, den König beyder Sizilien und den Vice-König von Italien. Ferner 12 Reichsmarschälle, 4 Titular-Reichsmarschälle, 8 Inspectoren und General-Obersten, 156 Divisionsgenerale, 285 Brigadegenerale, und 137 Adjutans-Commandans.

Bey der Französischen Marine (Groß-Admiral des Reichs ist der König beyder Sizilien) zählt man jetzt 8 See-Praefecturen, 7 Vice-Admirale, 16 Contre-Admirale, 134 Schiffs- und 140 Fregatten-Capitans.

Frankreich besteht jetzt aus 127 Departements; zwölf derselben aber bilden die Colonien von St. Domingo (die allein 5 Departements in sich begreifen), Guadeloupe, Martinique, Guiana und Cayenne (nur eins), St. Lucie und Tabago (ebenfalls nur eins), Isle de la Reunion (sonst Bourbon geheißen), Isle de France, und Ostindien.

Das Institut von Frankreich zählte Anfangs dieses Jahres in und außer Frankreich 192 Mitglieder.



Der Sammler

Dinstag, den —— 85. —— 18. July 1809.

Katharina die Zweyte, Kaiserinn von Rußland.

(Vom Prinzen de Ligne geschildert. *)

Katharina's Äußeres ist nicht minder aus gelungenen Beschreibungen, als aus Gemählden bekannt. Noch sechszehn Jahre vor ihrem Tode war sie sehr wohl erhalten. Man sah's, sie war einst mehr schön als artig gewesen. Liebliche Augen und ein bezauberndes Lächeln milderten die imponirende Majestät ihrer äußerst sprechenden Stirn, auf der man, ohne eben ein Lavater zu seyn, Genie, Gerechtigkeit, Wahrheit, Muth, durchdringenden Verstand, Gleichförmigkeit des Betragens, Sanftmuth, Ruhe und Festigkeit las. Die Breite dieses Stirngewölbes ließ den Reichthum des Gedächtnisses und der Fantasie ahnen; dieses herrliche Haupt verdiente der Wohnsitz eines Herrschergeistes zu seyn. Das ein wenig zugespitzte Kinn hatte etwas Edles, und wenn es schon nicht im reinsten Ebenmaß hervor ragte, zog es sich doch auch nicht allzustark einwärts. Durch eben diese Form des Kinns zeichnete sich das Oval ihres Gesichts zwar nicht ganz idealisch, wohl aber verbreiteten Frohsinn und Offenheit, auf ihren Lippen thronend, über die Physiognomie unbeschreiblichen Reitz. Einst muß Katharina sehr frische Farbe und eine schöne Brust gehabt haben; doch scheint es, der letztern Zierde habe sie auf Unkosten ihrer Taille erkaufen müssen. Die Monarchinn war nähmlich, was in Rußland öfters der Fall ist, in ihren spätern Jahren sehr fett geworden, da früher ihre Taille außerordentlich fein und schlank gewesen war. Ganz besondere Sorgfalt verwandte sie auf den Kopfputz; doch wäre es ihr besser gestanden, hätte sie ihre Locken, statt sie in die Höhe zu ziehen, tiefer sinken und das Gesicht von dem Gekräusel derselben umschatten lassen.

Daß sie von kleiner Statur war, merkte man beynahe nicht, und daß sie über alle Vorstellung lebhaft gewesen sey, sagte sie mir mit langsamer Gesetztheit. Wenn sie in ein Zimmer eintrat, machte sie immer auf Russisch und nach männlicher Sitte drey Verbeugungen; eine auf die rechte, die zweyte auf die linke Seite und eine dritte gegen die Mitte. Alles war bey ihr methodisch und abgemessen. In der Kunst zu hören und in der Geistesgegenwart hatte sie es zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß sie selbst dann zu horchen schien, wenn sie an etwas anders dachte. Sie selbst sprach nie bloß um zu reden; desto mehr hingegen suchte sie die geltend zu machen, die mit ihr sprachen.

Bey dem allen lag in Maria Theresia's Wesen noch ein mächtigerer und unwiderstehlicherer Zauber. Sie gefiel beym ersten Anblicke ungleich besser, als Katharina, und nahm um so stärker ein, da sie eifrig und unablässig zu gefallen strebte, und natürliche Grazie ihr weniger studirte Mittel darboth.

*) Aus dem Buche: Oeuvres choisies du maréchal prince de Ligne, faisant suite aux lettres et pensées du même auteur, publiées par Mad. la baronne de Staël-Holstein.

Maria Theresia wußte sich der Herzen schnell und mit Gewalt zu bemächtigen; Katharina nur den ersten schwächern Eindruck allmählich zu verstärken.

Beyde Kaiserinnen aber glichen einander darin, daß sie groß und unerschüttert sich unter den Ruinen des Weltalls hätten begraben lassen können. Ihre Gemüther waren gegen alle Unglücksfälle, gegen jeden Wechsel des Schicksals gewaffnet. Hoher Enthusiasmus eilte der einen voran, und folgte den Schritten der andern.

Wäre es Katharinen, als Weib, möglich gewesen, mit der Thätigkeit eines Mannes zu wirken, der alles mit eigenen Augen sehen, überall mit dabey seyn, in allen Detail persönlich eintreten kann, so bin ich versichert, daß in ihrem ganzen Reiche auch nicht ein Mißbrauch mehr hätte zu finden seyn müssen. Unstreitig war sie, mit Ausnahme desjenigen, was den Detail betrifft, größer als Peter der Erste, dessen schändliche Capitulation vom Pruth sie wohl nie unterzeichnet hätte. Hingegen würden Anna und Elisabeth als Männer sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben haben, wo doch beyde, als Weiber, nicht unrühmlich regiert haben. Katharina aber wußte die guten Eigenschaften, die sie an ihren Vorgängerinnen entdeckte, mit einer großen Anzahl anderer zu verbinden, vermög deren sie mehr noch Schöpferinn als Selbstbeherrscherinn ihres Reiches geworden ist.

Es kostete sie wenig Mühe, größer in der Politik zu seyn, als Anna und Elisabeth; nie setzte sie etwas auf das Spiel, wie Peter der Große, und bald siegreich, bald Friedensstifterinn hat sie sich nie von Unglücksfällen betroffen gesehen.

Sie besaß alles Gute oder vielmehr alles Große Ludwigs XIV. In allem, was öffentliche Feste, Pensionen und Käufe betraf, wie in Prunk und Prachtliebe, war sie ihm ähnlich; doch wußte sie ihren Hofstaat besser zu führen, weil sie das Theatralische und Übertriebene aus ihren Umgebungen verbannt hielt. Und doch machte die militärisch-Asiatische Mischung von mehr als dreyßig sich im reichsten Costume präsentirenden Nationen ein erhabenes Schauspiel. Um einen wohlfeilern Preis wandte Ludwig das: Nec pluribus impar auf sich an; hielt Alexander sich für Jupiter Ammons Sohn. Es war nicht äußere Verehrung, auf welche sie Ansprüche machte. Bey dem Anblicke Ludwigs XIV. zitterte man; wer Katharinen sah, dem wurde wohl zu Muthe. Ludwig war von seinem Ruhme trunken; Katharina suchte und vergrößerte den ihrigen, ohne darüber den Kopf zu verlieren. Anlaß dazu gab es zwar genug unter den Feereyen unsers romantischen Triumphzuges durch die Taurische Halbinsel und unter allen den Überraschungen von Escadern, Escadrons, Illuminationen von zehn Meilen in der Runde, von Zauberpallästen, und in einer Nacht für sie geschaffenen Garten, so wie unter den glücklichen Ereignissen und allen den Huldigungen, in denen sie die Hospodaren der Wallachey, Könige vom entfernten Kaukasus her, ganze Familien verfolgter Fürsten, die um Beystand oder um eine Freystätte flehten, zu ihren Füßen erblickte. Sie aber, statt durch alle diese Wundererscheinungen schwindelig zu werden, sagte zu mir, als wir das Schlachtfeld von Pultawa besichtigten: „Da sehen Sie es, wovon die Herrschaft über die Reiche der Welt abhängt. Ohne diesen Fehler der Schweden, auf den Sie mich eben aufmerksam machen, würden wir nicht hier seyn."

Bisweilen sprach sie von der Rolle, die man in der Welt zu spielen habe, wußte aber wohl, daß es eine Rolle sey. Was immer indessen für eine Parthie ihr selbst und unter welcher Classe von Menschen sie ihr wäre übertragen worden, sie hätte dieselbe vermöge ihres tief eindringenden Verstandes nicht weniger vortrefflich, als ihre eigene, zu spielen gewußt. Unter allen möglichen Rollen des Lebens aber war für ihre Physiognomie, für ihren Gang, für die Erhabenheit ihres Geistes und die Größe ihres Genies, ungeheuer, wie ihr Reich, keine so durchaus passend, wie die einer Kaiserinn.

Ludwigs Wahlen bestimmte die Gunst und das Glück; Katharina traf die ihrigen mit ruhiger Besonnenheit, und wies jedem den Wirkungskreis an, der sich für ihn schickte. „Ich muß oft im Stillen lachen," sagte sie einmahl zu mir, „wenn ich sehe, was es einem General oder einem Minister für Unruhe und unangenehme Empfindungen erweckt, wenn ich seine Feinde wohl behandle. Sie sind um deßwillen nicht auch meine Feinde, sage ich dann bey mir selbst. Ich gebrauche sie, weil sie Talente haben, und lache über die, welche sich einbilden, ich werde mich solcher Personen nicht mehr bedienen, die nicht das Glück haben, ihnen zu gefallen." Öfters hielt die Kaiserinn sogar den Credit des einen durch den des andern im Gleichgewichte; eine Maßregel, die beyder Parteyen Eifer und die gegenseitige Beobachtung verdoppelte. Mit Hinsicht auf alle diese Mittel, die sie anwandte, um gut bedient und von niemand in's Gängelband genommen zu werden, schrieb ich ihr einmahl: „Man spricht so häufig von dem Cabinet in Petersburg; es ist von allen, die ich kenne, das kleinste; denn es hat nicht mehr als einige Zolle im

Durchmesser, und erstreckt sich von einer Schläfe zur andern; von der Wurzel der Nase bis zur Wurzel des Haupthaars."

Sie hatte einmahl eines ihrer Gouvernement besichtigt. Als sie es wieder verlassen wollte, machte sie beym Einsteigen in ihren Wagen den Umstehenden noch Complimente, stattete Dankbezeugungen ab und theilte Geschenke aus. „Ew. Majestät scheinen mit diesen Leuten überaus wohl zufrieden zu seyn," sagte ich zu ihr. „Nichts weniger als das," erwiederte sie, „aber ich pflege gern recht laut zu rühmen, und recht leise zu schelten."

Solche Worte der Güte hat sie unzählige ausgesprochen; nicht ein einziges Mahl hingegen erinnere ich mich, einen witzigen Einfall von ihr gehört zu haben. „Nicht wahr," sagte sie einst zu mir, „Sie haben wohl noch nie ein Epigramm aus meinem Munde gehört? Das hätten Sie wohl nie gedacht, mich so geist- und witzlos zu finden?" Ich erwiederte, daß ich in der That geglaubt hätte, immer gegen Sie den Geist unter Waffen haben zu müssen, daß sie sich alles erlauben und ein wahres Feuerwerk seyn werde. Aber gern gäbe ich dieser natürlichen Conversation bey weitem den Vorzug. — Wirklich wurde auch ihre Unterhaltung nur dann erhaben, wenn von schönen Thatsachen aus der Geschichte, von Zügen des Gefühls oder der Seelengröße und von Gegenständen der öffentlichen Verwaltung die Rede war.

„Wie stellten Sie sich vor, daß ich aussähe?" fragte sie mich eines Tages. „Groß," antwortete ich, „etwas steif, mit einem großen Reifrock, und die Augen wie funkelnde Sterne." Diese Äußerung machte ihr Freude, so oft sie sich daran erinnerte, und mehr als ein Mahl wurde mir dieselbe von ihr vorgerückt. Ich hätte geglaubt, setzte ich noch hinzu, fortwährend alles an ihr bewundern zu müssen; ein solcher Zustand ununterbrochener Bewunderung aber gehe sehr bald in Ermüdung über.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Mein Erstes ficht mit Schwert und Kiel;
Auch rührt es sanft das Saitenspiel;
Zum Mahlen hat es große Gaben,
Und schämt sich dennoch nicht zu graben.

Es reicht, und fordert keinen Dank,
Oft reicht's euch Speise, reicht euch Trank,
Und — glaubt, daß ich die Wahrheit spreche! —
Und zahlt sogar für euch die Zeche.

Doch ach! so oft und viel es gibt,
Ist's doch im Stehlen wohl geübt;
Auch soll es, hör' ich täglich klagen,
Auch soll es gar die Leute schlagen.

Mein Zweytes, jenes schöne Kind
Dankt's einem Wurm, und dieß dem Rind;
Wenn Reiter stets sich seiner schämen,
Läßt sich's dafür kein Tänzer nehmen.

Mein Ganzes, Kunst erschafft es nur,
Borgt meist vom Ersten die Figur,
Und dient ihm, will es sich verstecken,
Zur Freystatt, wie das Haus dem Schnecken.

Wenn ihr die Nase höhnisch rümpft,
Und auf mein Räthsel kritelnd schimpft;
Nur her mit eurer stumpfen Lanze!
Ich werf' euch trotzig hin das Ganze.

Weisser.

Über die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

(Fortsetzung.)

12.

Erfolg des Krieges. Mißtrauen des Chinesischen Generals gegen die Engländer. Er besetzt die Grenze nach dem Frieden gegen Bengalen.

Das Heer sammelte sich in der weiten Ebene Tingri Maidan, auf der Hälfte des Weges zwischen Nipal und Teschu Lumbu. Der Chinesische General rückte ohne Verzug mit den Tartarn vor, und ließ die friedensgewohnten päpstlichen Truppen Tibets im Rücken, um nur geübte und kriegskundige Soldaten neben sich zu haben. Die Nipalesen wurden heftig angegriffen; man focht auf beyden Seiten mit gleichem Muthe. Allein nach zwey Gefechten mußten die Nipalesen der überlegenen Chinesischen Kriegszucht weichen. Es kam zu Unterhandlungen. Die Nipalesen, vom siegreichen Feinde überall gedrängt, riefen dazu die Vermittelung der Britten, ihrer Nachbarn in Indien an.

Der Capitän Kirkpatrik, Officier in Englischen Diensten, befand sich in andern Angelegenheiten zufällig als Gesandter in Nipal. Allein das Mißtrauen des Chinesischen Generals betrachtete diese Gesandtschaft und die Verbindung der Britten mit dem Lande voll Mißtrauens. Die Engländer behaupten, daß die Ähnlichkeit der Englischen Kriegskleidung und der Waffen, deren sich die Nipalesen bedienten, dem General des Kaisers von China den Verdacht eingeflößt habe, als hätte die Englische Handlungsgesellschaft geheimen Antheil an diesem Kriege genommen. Wenigstens stattete dieser Feldherr sehr ungünstige Berichte an den Chinesischen Hof ab.

Am Ende ward mit den Nipalesen Friede geschlossen. Sie mußten das Gebieth von Teschu Lumbu räumen, zur Sicherheit Geiseln geben, und alles, was sie geraubt hatten, wieder erstatten. Der Chinesische Befehlshaber zog ab, und hinterließ mehrere militärische Po-

sten in starken Positionen auf der südlichen Grenze; nahm auch noch den Rajah von Sekum, einen minder mächtigen Fürsten, den die Nipalesen bisher durch Einfälle in sein Gebieth sehr beunruhigt hatten, in kaiserlichen Schutz, und ließ bey ihm zur Sicherheit eine starke Besatzung zurück.

Auf diese Weise erhielten die Chinesen eine militärische Postenkette unmittelbar ob dem Gebiethe vom Brittischen Bengalen. Die übeln Wirkungen, welche die Berichte des Generals bey dem Hofe von Peking erzeugt hatten, empfand Lord Markartney bey seiner Gesandtschaft in China nur zu sehr. Er traf am Hofe zu Peking den nähmlichen General in hohen Ehren, aber zugleich einen feindseligen Gegner in seiner Person an, der ihm alle Schwierigkeiten bey seinen politischen Unterhandlungen in Weg legte.

So weit gehen nun die bestimmten Nachrichten der Englischen Verbindungen mit dem Tibetanischen Volke bis in das Jahr 1793. Seitdem ist in Deutschland wenigstens nichts weiter Bestimmtes ruchbar geworden. Der unbefriedigte Ausgang des gesandtschaftlichen Gewerbes, das Lord Markartney am Hofe zu Peking angesponnen hatte, und die starken Posten des Chinesischen Militärs an den nördlichen Grenzen von Bengalen, als Folge des Nipalesischen Krieges, erwecken die sehr wahrscheinliche Voraussetzung, daß man den Britten den Weg nach Tibet, wo nicht ganz verrammelt, doch wenigstens sehr erschwert haben möge.

13.

Absicht der Engländer, ihre Producte durch Tibet nach China zu bringen.

Ohne diese Schwierigkeiten hätten die Engländer die erwünschte Gelegenheit gehabt, die Producte ihrer Industrie gegen Goldstaub, Tinkal, d. i. Borax, Steinsalz, und vorzüglich gegen den kostbaren Moschus umzutauschen, der von einem einheimischen Thiere Tibets gewonnen, in der Arzney jetzt als unentbehrlich gehalten wird, und dermahlen in Europa dem Gold im Preise fast gleich steht. Auch hat Tibet in seinem Binnenlande viele Bergwerke, die Gold, Zinnober mit Quecksilber vermischt, das die Landeseinwohner aber nicht zu scheiden wissen, dann vortreffliches Kupfer und Bley enthalten, in welchem vieles Silber eingeschlossen ist.

Worauf die Engländer vorzüglich gerechnet haben, war, ihre Erzeugnisse auf einem Landwege nach China zu bringen. Der Haupthandel nach China durch Tibet findet auf einer westlichen Grenzstadt dieses großen Reichs seinen Umsatz, in der Stadt Sinning oder Silling, wo eine Chinesische Besatzung liegt, und in welcher man gegen Bengalische Waaren Thee, Silberbarren, Brokatarbeiten und Früchte eintauscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdote.

Der Dichter Scudery hatte der Königinn Christine sein Gedicht Alarich dedicirt, und es wurde ihm dafür eine goldene Kette, tausend Louisd'ors an Werth, zum Geschenk bestimmt; allein die Königinn machte die Bedingung, er solle den Nahmen des Grafen de Lagardie, ausstreichen, eines ihrer Günstlinge, der unterdessen in Ungnade gefallen war. Scudery antwortete: „und wenn die goldene Kette so groß und schwer wäre, als diejenige, deren in der Geschichte der Inkas erwähnt wird: so wollte ich doch nie den Altar umstürzen, auf dem ich einmahl geopfert habe." — Statt das Geschenk zu verdoppeln, war Christine schwach genug, ihm nun die goldene Kette nicht zu schicken.

Notitzen.

Deutschland. Das Königreich Würtemberg ist, seinem Staatshandbuche vom J. 1808 zufolge, in 12 Kreise getheilt, die wieder in 63 Oberämter zerfallen. Die Bevölkerung aller 12 Kreise beträgt 1,181,966 Seelen. In diese Volkszahl ist auch die Population von Stuttgard mit 22,771 Seelen, und von Ludwigsburg mit 5890 Seelen begriffen.

Neapel, 3. Juny. Man gräbt noch immer, wenn gleich nur langsam, in Pompeja. Ein neues Zimmer, worin eine Tänzerinn gemahlt ist, ist gefunden worden. Es ist die erste, die Schuhe an den Füßen trägt. Sie sind den Schuhen der heutigen Operntänzerinnen nicht ungleich.

Eben so wird das Ausrollen der herkulanischen Rollen fortgesetzt. Man ist noch immer mit einem philosophischen Buche des Epikur beschäftigt.

Nichts, was die Verschönerung Neapels betrifft, und kein Zweig der Künste und Wissenschaften ruht ganz, aber alles geht nur mit dem Schritt eines Kranken vorwärts, weil die dermahlige Zeit viel erstet, und die Cassen bis jetzt erschöpft waren.

Auf der Bühne von S. Carlo zeichnet sich eine Deutsche, Nahmens Mad. Suzza, als Virtuosinn aus. Sie ist nicht mehr jung, aber ihre Stimme und ihre Kunst sind noch in voller Blüthe.

Der Vesuv speyt noch immer, wiewohl nur mäßiges Feuer. Ohne Zweifel wird er bald ganz ruhen, da die neueste gewaltige Eruption des Ätna in Sizilien alles übertreffen soll, was man von neuern Ausbrüchen dieser beyden Vulkane kennt. Man staunt im weitesten Calabrien über die Feuersäule, welche selbst die Höhe des Berges übersteigen soll. Man gibt ihre Höhe, ich weiß nicht mit welchem Grunde, auf sieben Miglien an. Immer dient diese Angabe dazu, den außerordentlichen sinnlichen Eindruck zu bezeichnen, den diese Naturerscheinung hervor bringen muß.



Der Sammler

Donnerstag, den — 86. — 20. July 1809.

Katharina die Zweyte, Kaiserinn von Rußland.

(Fortsetzung.)

Was die Kaiserinn mehr denn alles andere anziehend und interessant machte, war der auffallende Contrast zwischen der Größe ihrer Handlungen und der Einfachheit desjenigen, was sie in Gesellschaft sprach. Eine Armseligkeit, eine Citation, mitunter auch wohl eine Dummheit, konnten sie lachen machen. Sie war im Stande, sich mit Kleinigkeiten zu amûsiren; theilnehmend hörte sie bisweilen den unbedeutendsten Scherz an, und machte selbst dann wieder davon den drolligsten Gebrauch. So hatte ich ihr zum Beyspiel einmahl erzählt, daß ich, um mich gegen Vorwürfe zu decken, die mir von einer Dame in Petersburg wegen der Langeweile gemacht waren, welche ich in ihrer Gesellschaft zu haben schien, geantwortet: ich hätte eben Nachricht, eine Tante, die mich erzogen, läge in den letzten Zügen. Wenn nun Katharina an den großen Hof-Galla-Tagen sich ennuyirte, sagte sie etwa zu mir: „Ich bin in Gefahr, meinen Onkel zu verlieren." Ah, hieß es dann hinter mir, wir werden in kurzem Trauer anziehen müssen; und wenn man den Onkel im Hofkalender suchte, da gab's dann Räthsel.

„Nicht wahr," sagte sie ein anderes Mahl zu mir, „für Paris hätte ich doch nicht genug Geist? Ich bin versichert, wäre ich, wie meine dahin reisenden Landsmänninnen, es hätte mich keine Seele zum Nachtessen gebethen." — Zuweilen sagte sie zu mir, indem sie von sich selbst sprach: „Ich bin Ihre Imperturbable," weil ich einmahl, als wir von den Eigenschaften der Seele redeten, gesagt hatte, es sey das eine ihrer ersten Eigenschaften. Eine ganze Viertelstunde konnte sie sich mit dem Worte zu thun machen, indem sie seinen Wohlklang durch eine sehr gedehnte Aussprache zu verdoppeln suchte, oder es als Substantiv gebrauchte: „Ich besitze also Imperturbabilität!"

„Was ist zu machen," sagte sie bey einer andern Gelegenheit, „Mademoiselle Gardel hat mich die Sachen nicht besser gelehrt. Sie war eine jener alten Französischen Gouvernanten von den Refugiés. Ich hatte allenfalls genug von ihr gelernt, daß ich mich in meiner Nachbarschaft hätte verheirathen können. Aber auf das alles hatten wir uns nicht gefaßt gemacht, Mademoiselle Gardel und ich."

In ähnlichem Geiste hieß es in einem beym letzten Kriege gegen Schweden, während eines Seetreffens, an mich geschriebenen Briefe: „Unter dem Donner der Kanonen, der die Fenster meiner Residenz erzittern macht, schreibt Ihnen Ihre Imperturbable."

Es ist außerordentlich, wie schnell und wohl berechnet die Dispositionen für diesen unvorgesehenen Krieg gewesen sind. Von ihrer eigenen Hand geschrieben, sandte sie dieselben, während wir Oczakow belagerten, dem Prinzen Potemkin. Unten am Briefe hieß es: „Habe ich meine Sache gut gemacht, mein Herr und Meister?"

Die Kaiserinn beklagte beständig ihre Unwissenheit. Als sie mir eines Tages darüber anfing, bewies ich ihr, daß sie Montesquieu, Locke, Perikles, Lykurgus und Solon, die schönern und traurigern Zeiten Athens, Sparta's, Roms, des heutigen Italiens, Frankreichs, kurz die Geschichte aller Länder auswendig wisse. „Und weil denn Ew. Majestät es so haben wollen," setzte ich noch hinzu, „werde ich von Ihnen eben das sagen, was mir Griffets Kammerdiener von seinem Herrn sagte, der nie wußte, wo er Feder, Schnupftuch oder Tabaksdose hingelegt hatte. Glauben Sie mir, sagte er, der Mann ist gar nicht das, wofür Sie ihn halten; seine Wissenschaft ausgenommen, weiß er durchaus nichts."

Die Kaiserinn benutzte nicht selten ihre angebliche Unwissenheit, um sich recht naiv über Ärzte, Akademien, Halbgelehrte und Pseudo-Kunstkenner lustig zu machen. Ich war mit ihr einverstanden, daß es ihr an Kenntnissen in der Mahlerey und Musik fehle; ja noch mehr, ich bewies ihr einmahl, vielleicht einleuchtender, als ihr lieb seyn mochte, ihr Geschmack in der Baukunst erhebe sich nicht über das Mittelmäßige. „Sie werden doch nicht läugnen," sagte sie zu mir, indem sie mir ihren neuen Palast zu Moskwa zeigte, „daß diese Enfilade prächtig ist?" — „Für ein Hospital dürfte sie allerdings schön seyn," antwortete ich; „aber für eine Residenz ist sie erbärmlich. Die Thüren sind für jedes Zimmer allein zu hoch, und können denn doch nicht anders als für eine so lange Reihe von Gemächern zu klein seyn, — Gemächer, die noch dazu alle, wie die Ihrer Eremitage, einander ganz gleich sehen."

Einige architektonische Fehler und eilf gothische Gebäude, die ich in Petersburg kenne, und an denen die Kaiserinn ein besonderes Gefallen fand, abgerechnet, wird Petersburg durch seine öffentlichen sowohl als Privatgebäude, denn doch zur schönsten Stadt in der Welt.

Katharina's anderweitige Liebhabereyen vertraten bey ihr die Stelle des Geschmackes, den ich ihr, um sie nicht unaufhörlich bewundern zu müssen, wohl abzusprechen Lust hätte. Sie hat trotz dem in ihrer Residenz Kunst- und Meisterwerke aller Art zusammen gehäuft. Auch rühmte sie sich, eine Kennerinn von Medaillen zu seyn; eine Behauptung, deren Wahrheit ich aber auch eben nicht verbürgen möchte.

Da sich ihr unmusicalisches Ohr ihren Fortschritten in dem Mechanismus des Versbaues entgegensetzte, und wir beyde, der Graf von Segur und ich, auf ihrer Galeere auf dem Borysthenes ihr einmahl im Versbau nachhelfen wollten, sagte sie zu uns: „Sie sehen es selbst, meine Herren, Sie sagen mir nur im Großen Gutes nach; im Detail halten Sie mich für eine Ignorantin." — „Ew. Majestät können doch nicht in Abrede seyn," erwiederte ich, „daß sie wenigstens eine Wissenschaft gründlich inne haben!"

— Und das wäre?

„Die Wissenschaft des rechten Tempo's."

— Nun, das verstehe ich doch wirklich nicht!

„Was Ew. Majestät noch irgend gesagt, aufgetragen, befohlen, geändert, angefangen oder beendigt haben, thaten Sie es je zur unrechten Zeit?"

— Was jetzt vielleicht so erscheint, nimmt näher betrachtet ganz andere Gestalt an. Z. B. Prinz Orlow ist es, dem ich einen Theil des Glanzes meiner Regierung schuldig bin; denn er rieth mir, meine Flotte in den Archipelagus zu senden. Prinz Potemkin ist es, dem ich das Königreich Taurien und die Vertreibung der mein Reich bedrohenden Tartarhorden zu danken habe. Das einzige, was ich mir dabey Rühmliches anrechnen darf, ist etwa, daß ich diese Herrn erst gebildet habe. — Dem Marschall Romanzow habe ich meine Siege zu danken. Ihm habe ich die einzigen Worte gesagt: Herr Marschall, es wird Schläge absetzen; besser ist's, man gebe, als daß man bekomme. — Michelson ist es, durch den Pugatschew mein Gefangener wurde, bey dem es stand, bis Moskwa, wo nicht weiter noch, vorzudringen. Glauben Sie mir, ich bin alles nur dem Glücke schuldig, und ist man nicht ganz unzufrieden mit mir, so kommt es etwa daher, daß ich ein wenig Charakterfestigkeit und Grundsätze habe. Ich lege natürlich viel Gewalt in die Hände derer, die ich zu meinem Dienste gebrauche. Bedient man sich aber in den entlegenen, an Persien, China und die Türkey grenzenden Statthalterschaften dieser Macht zum Bösen, desto schlimmer! Wohl weiß ich, daß es in jenen Gegenden heißt: Gott und die Kaiserinn allein können uns strafen; aber jener thront zu hoch über uns, und diese ist zu entfernt. Das sind nun Männer, die so sprechen, und ich bin nur ein Weib. —

Einmahl sagte sie auch zu mir: „Ich wollte wetten, ihr andern in euerm Europa sagt mir wenig Gutes nach. Immer heißt es, ich werde Bankerot machen, ich treibe so ungeheuern Aufwand! Trotz dem geht meine kleine Haushaltung doch ihren ordentlichen Gang." Dies war einer ihrer Lieblingsausdrücke; denn rühmte man ihre Regelmäßigkeit, ihre Beharrlichkeit in Geschäften, so bekam man gewöhnlich zur Antwort:

„Man muß ja wohl seine kleine Haushaltung in Ordnung halten."

Auch in dem, was man ziemlich uneigentlich Schwäche des Herzens nennt, offenbarte sich noch die Stärke ihres Geistes. Nie ist es einem von denen, die sie aus Bedürfniß der Erhohlung oder zur Erleichterung ihrer Arbeiten in den Palast berief, gelungen, ungeachtet sie dieselben hohen Vertrauens würdigte, allmächtig zu werden durch diesen großen Credit. Wen sie selbst zu den Geschäften gebildet, und wer die Geschäftsproben, die sie ihn machen ließ, bestanden hatte, der wurde ihr im eigentlichen Sinne nützlich. Auf wen einmahl solche, beyde Theile ehrende Wahl gefallen war, der hatte denn auch das Recht, Wahrheit nicht nur zu hören, sondern auch zu sagen. Ich war Augenzeuge, wie Graf Momonow, dieser eifrige Freund und Verfechter der Wahrheit, immer bereit, die Gunst der Gebietherinn aufzuopfern, ihr widersprach; wie er vertheidigte, empfahl, in Schutz nahm, auf seinen Forderungen beharrte, oder sich widersetzte; wie ihm dieses alles sehr gut aufgenommen wurde, und wie man seine Treue in der Freundschaft nicht weniger, als seinen biedern Charakter und sein Bestreben zum Guten, bewunderte.

„Meine angeblichen Verschwendungen," sagte sie einmahl, „sind eigentlich Ersparniß; das bleibt alles im Lande, und kommt mir einst wieder zu gute. Ich hätte freylich wohl noch etwas zu verschenken; weil Sie mir aber gesagt haben, daß Sie, was ich Ihnen an Diamanten zu geben gedächte, verkaufen, verspielen oder verlieren würden, so schenke ich Ihnen hier nicht mehr Diamanten, denn für hundert Rubel, zu einer Ringeinfassung meines Porträts."

Freygebig war sie auf die mannichfaltigste Art. Als Beherrscherinn des größten Reichs gab sie mit verschwenderischer Hand; ihre schöne Seele gab mit Großmuth, ihr mildes Herz mit wohlthätiger Liebe; als Weib gab sie mit Gefühl, und aus Dankbarkeit um gut bedient zu werden. Nicht in dem, was, sondern wie sie gab, lag oft der Gabe höchster Werth. An den Grafen Suwarow schrieb sie: „Sie wissen, ich befördere niemanden anders, als wenn ihn seine Reihe trifft, und mag keinem, der mehr Dienstjahre zählt, wehe thun. Was aber Sie betrifft, haben Sie sich durch Ihre Eroberung von Pohlen selbst zum Feldmarschall gemacht."

Auf ihren Reisen führte sie immer eine Tabatiere mit dem Bildnisse Peters des Ersten bey sich. „Das thue ich," sagte sie zu mir, „um mich den ganzen Tag hindurch alle Augenblicke zu fragen: Was würde er befehlen, thun oder verbiethen, wenn er sich jetzt an meiner Stelle befände?" Eben so versicherte sie mich, eine der Ursachen, warum sie Joseph den Zweyten, auch ungerechnet die hohe Anmuth seines Umgangs, besonders lieb gewonnen habe, sey die Ähnlichkeit gewesen, die er mit Peter dem Großen in Thätigkeit, Wißbegierde und leidenschaftlicher Liebe seiner Staaten gehabt habe. „Er ist ernst und denkend," sagte sie, „dennoch aber heiter und angenehm. Immerfort sinnt er dem Nützlichen nach, nie hört er zu arbeiten auf."

(Der Beschluß folgt.)

Wörtliche Übersetzung einer im Todtenbuche des Klosters St. Onofrio befindlichen Nachricht, das Leben und Ende des Torquato Tasso betreffend.

„Torquato Tasso, den sein Genie so berühmt gemacht hat, starb in dem Kloster dieser Mönche (padri) von St. Onofrio und wurde in dieser Kirche begraben. Dem geneigten Leser wird es nicht zuwider seyn, folgende kurze Lebensbeschreibung, ihn betreffend, zu lesen. — Torquato Tasso, ein Dichter vom ersten Rang, ein unvergleichlicher Philosoph und ausgezeichnet in jeder Wissenschaft, war ein Sohn Bernhards Tasso, eines Bürgers der Stadt Bergamo, der als ein ebenfalls berühmter Dichter, als ein trefflicher Secretär mehrerer Fürsten (principi) und durch zurückgelassene Werke und Schriften der Welt genugsam bekannt ist."

„Torquato Tasso wurde geboren im Jahre des Herrn 1544. Er war in der Lateinischen und Griechischen Sprache unterrichtet, und widmete sich auf Verlangen seines Vaters dem Studium der Civil-Gesetze von Padua; aber da ihn seine natürlichen Anlagen zur Toscanischen Poesie und zur Philosophie hinzogen, so leuchtete er alsbald mit solchem Glanze des Genies hervor, daß er von vielen Fürsten Italiens verlangt wurde, und bey jedermann (da tutto il mondo) Bewunderung und Beyfall erhielt. Er verweilte lange Zeit am Hofe des Herzogs von Ferrara, wo er sein Gedicht verfertigte und einen Theil seines erhabenen Geistes an's Licht förderte. Hierauf machte er verschiedene Reisen, und hielt sich an mehreren Höfen auf. Endlich, nachdem er fast ganz Italien durchstrichen hatte, kam er, von seinem melancholischen Temperament getrieben, dem er sehr unterworfen war, nach Rom, wo er sich unter die Protection des Cardinals Cintius Aldobrandini begab. Zuletzt aber, müde des Hoflebens und des Weltgetümmels, verfügte er sich im Aprill 1595

in das auf dem Janikulus gelegene Kloster dieser Väter von St. Onofrio, um, wie er sagte, ungestörter (con più sicurezza) und andachtsvoller sich auf den Tod zu bereiten, von dem er eine Vorempfindung zu haben behauptete."

„Er wurde von diesen Vätern höflich aufgenommen, und in die Zimmer gebracht, welche Zimmer die Loge heißen (dette della loggia) — von welcher Loge man seines Orts ausführlicher reden wird — und hier wurde ihm alles nöthige geschafft. Bald darauf bekam er eine schwere Krankheit, daher wollte er beichten und das heiligste Sacrament des Altars durch den P. Prior dieses Klosters empfangen. Auf das Ersuchen, daß er seinen letzten Willen schreftlich aufzeichnen lassen möchte, äußerte er, wie er in St. Onofrio begraben seyn wollte, und hinterließ einige fromme Legate zum Besten seiner Seele, wie dies alles aus dem Archiv der gedachten Väter erhellt. Es wurde selbst, auf sein Begehren, von Sr. Heiligkeit dem Papst Clemens dem Achten der Segen erbeten, der ihm auch reichlich ertheilt wurde, zur Vergebung seiner Sünden. Er hatte auch in den letzten Tagen die heilige und letzte Öhlung. Hierauf gab er den Geist dem Schöpfer wieder — indem er sein Crucifix, das er in der Hand hatte, betrachtete, und das heilige Mutterbild (la pietosa stampa) mit christlicher Reue und Andacht küßte, während die andächtigen Mönche um ihn her den Rosenkranz betheten — im Jahre 1595 den 25. April, zwischen 11 und 12 Uhr, in dem 51. Jahre seines Alters."

„Sein Leichnam wurde nach der Pfarrkirche Santo Spirito in Sassia gebracht, weil jene Kirche geräumiger und geeigneter zu einem feyerlichen Leichenbegängnisse war. — Man legte ihn daselbst auf einen prächtigen Katafalk (Bara), und sein Haupt wurde mit Lorbern geschmückt. Am Abend aber ward der Leichnam, unter dem größten Zulauf vom Volk und der Geistlichkeit, nach dieser Kirche von St. Onofrio gebracht, wo er ehrenvoll begraben ward beym Hauptaltar. Die erwähnten Väter ließen, zum Gegenzeichen ihrer Achtung, auf einen am Boden hingestellten Stein folgendes Andenken eingraben, wie man es noch dermahlen lieset:

D. O. M. TORQVATI . TASSI . OSSA . HIC . IACENT .
HOC . NE . NESCIVS . HOSPES . FRATRES . HVIVS . ECCLESIAE .
P. P. M. DCI. OBIIT. AO. M. DXCV.

In der Folge aber errichtete der Cardinal Bonifacius Bevilaqua das Monument, das man gleich beym Eingang in die Kirche zur linken Hand sieht, mit dem wahren Bild des besagten Torquato Tasso."

„Ich F. Ermenegildo Marchioni."

Notizen.

Frankreich. Hr. Lechenaud, einer von jenen Naturforschern, welche den Capitän Baudin auf seiner Expedition nach Süd-Indien begleiteten, hatte von den Inseln Java und Borneo eine beträchtliche Quantität Extracts von einer Pflanze mitgebracht, die von den Javanern Uepas tianleh genannt und zum Vergiften ihrer Pfeile gebraucht wird. Lechenaud wird diese Pflanze, die er dem Geschlechte der Strychnos verwandt findet, und auf die Apocynum's folgen läßt, noch besonders beschreiben. Unterdessen haben die Hrn. Magendie und Delille über die Wirkungen dieses Pflanzengiftes viele Versuche angestellt, und ersterer las am 24. April dieses Jahres dem Institut von Frankreich eine Abhandlung vor, in welcher er alle über diesen Gegenstand gemachten Erfahrungen sammelt. Um dem Verfahren der Insulaner beym Vergiften ihrer Waffen ganz gleich zu thun, benetzten sie die Spitze eines Holzes, von der Größe und Form einer Schreibfeder, mit dem Safte vom Uepas. Als das Gift vollkommen getrocknet war, stachen sie mit dem Holze einem Hunde in die Muskeln der Lende. Drey Minuten lang schien das Thier nicht mehr, als von einer gewöhnlichen Wunde zu leiden, dann aber stieg der Schmerz. Fast alle Muskeln zogen sich convulsivisch zusammen; der Kopf schlug immer rückwärts, der Rückgrath krümmte sich heftig. Diese Convulsionen dauerten einen Augenblick; doch nach einigen Secunden Ruhe begannen sie wieder heftiger; der Odem ging schnell und schwer; die Abwechselungen von ruhigen Momenten und Zuckungen wiederhohlten sich, nur wurden die letztern bey jedem neuen Anfall stärker, und endeten zuletzt in erstarrenden Krampf. Der Hund fiel auf die Seite; die vordern und hintern Pfoten wurden steif, hinterwärts gestreckt; der Odem hörte fast ganz auf; Zunge und Zahnfleisch wurden blau. Von den ersten Symptomen der Wirkungen des Giftes, bis zur letzten krampfhaften Verzuckung, in welcher das Thier starb, waren nur 7 Minuten verflossen. Selbst während der heftigsten Convulsionen schienen die Functionen seines Gehirns ungeschwächt, ausgenommen wenn der Krampf fast gänzlich den Odem unterbrach. Die gleiche Erfahrung ward an 6 Hunden, einem Pferde und 3 Kaninchen wiederhohlt. Je stärker und kräftiger das Thier, je heftiger und zahlreicher waren die Zuckungen. Bey Öffnung dieser getödteten Thiere fand man das Fleisch, mit welchem das Gift in der Wunde unmittelbar in Berührung gekommen war, bräunlichgelb gefärbt, die Blutgefäße vom Blute angeschwellt, das Blut dunkel schwarz. Beträchtlich langsamer wirkte das Gift, wenn man mehr oder weniger Tropfen in Wasser aufgelöset, und so erst in die Wunde des Thieres gebracht hatte, oder wenn man es erst durch einen langen Übergang vermittelst der Zirkulation auf das Nervensystem wirken ließ. Hingegen ein starkes Pferd, dem man 30 Tropfen des Giftes in die Halsader brachte, fiel sogleich in Krämpfe, und starb nach 3 Minuten. Mehrere am Rückenmark während der Vergiftung gemachte Versuche bewirsen, daß der Saft vom Uepas, wie man auch immer verfahre, um das Gift in den Körper zu bringen, vorzüglich auf das Rückenmark einwirke; und daß die durch Uepas vergifteten Thiere an einer Asphyxie sterben, die eben so schnell eintritt, als der Krampf die Muskeln in der Brust ergreift. Wenn der Uepas-Extract in sehr kleiner Dosis in Wunden gebracht, oder unter Nahrungsmittel genossen wird, tödtet er nicht, sondern dringt nur Wirkungen hervor, die aus jeder andern lebhaften Excitation des Rückenmarks entstehen könnten. Es ist die Frage, ob man das Javanische Pflanzengift nicht mit Nutzen bey Krankheiten anwenden könnte, die vielleicht aus Schwäche oder Unthätigkeit dieses Körpertheiles entstehen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 87. — 22. July 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Klima.

Das Klima von Madrid ist hart; im Sommer variirt die Hitze von 25 wenigstens zu 28 Graden Reaumur, und im Winter fällt der Thermometer oft zehn Grade unter den Gefrierpunct. In den heißen Monathen erscheint die Gegend Morgens frühe nebeldicht von gräulich-weißem Dampfe überwallt, und schon um 6 Uhr drückt die Sonne unausstehlich; nach und nach entflammt sich nun die ganze Atmosphäre; die Reflection der Strahlen wirkt von jedem Pflasterstein und von jeder Mauer gleichsam mit gedoppelter Gewalt zurück. Wenn endlich, nach dem Mittagsessen, die Verdauung im Verein mit dem Feuerluftstrom die gelähmten lechzenden Organe und das aufgeregte Blut vollends in Anspruch nimmt, dann mußt du schlafen, oder eine tödtende Ermattung, die so lange als die Hitze dauert, ist die Folge des Verstoßes gegen eine Lebensweise, die der Eingeborne nicht aus Faulheit, sondern aus Bedürfniß wählte.

Die Siesta, wenn sie auch nur eine halbe Stunde ausfüllt, wirkt balsamisch und erfrischend auf den ganzen Menschen; keine Apothekerbüchse, keine Absolution, kein Ordensband und keine Nectarflasche hat die segensreiche Kraft, den unfehlbaren Einfluß auf Regeneration der athmenden Geschöpfe, den die Schlummerkörner Morpheus unter allen Zonen um sich streuen. — Das Glühende verliert sich zwar nach 4 Uhr Nachmittags allmählich aus dem Dunstkreis; die geschlossenen Laden öffnen sich, der Lastenträger dehnt im Schatten seines Baumes die Glieder zum Erwachen, der Gewerbsmann riegelt seine Bude auf, der Schuster klopft sein Leder, und der ausgeruhete Müßiggänger langeweilt den blauen Himmel an. Indessen tritt die eigentliche Kühle viel später ein, und oftmahls erst nach neun Uhr Abends; von der Guadarama-Kette weht alsdann die Nachtluft geisterähnlich, und in einer halben Stunde schwindet jede Spur des heißen Tages. Dieser leise regulare Zugwind ist vielleicht das einzige, was Madrid noch bewohnbar macht, das mitten in dem Lande alle Seeluft ganz entbehrt, und also leicht erstickende und fürchterliche Inflammation erfahren müßte, wenn z. B. in zwey Monathen kein Regentropfen fällt; doch wie die Stimme in der Wüste tönt, so wehet aus den nahen Klüften unsichtbar der Odem der erhaltenden Natur, allein so fein und so durchdringend, daß er den Erhitzten tödtet, der sich seinem Einfluß auch nur eine halbe Stunde an dem offenen Fenster aussetzt. Daher auch das Sprichwort: „El ayre de Madrid no mata a un condil, pero mata a un hombre." „Die Luft von Madrid löscht kein Licht aus, aber tödtet einen Menschen."

Gewitter sind in dieser Gegend ziemlich selten. Vielleicht ist die Luft zu rein und trocken, um dergleichen zu erzeugen; wenigstens erscheint oft Wochen lang

kein Wolkenflor an dem kristallreinen Äthermeer, und wenn es ja auch einmahl donnert, so verhallt der leichte Knall am unbegrenzten Himmel ohne Echo; Kinderspiele der Natur für den, der jemahls Ungewitter auf den Schweizerischen Hochgebirgen sah und hörte.

Die Wintermonathe sind naß und kalt; gewöhnlich Regen oder Schnee, der höchstens zwey, drey Tage liegen bleibt, und eine Feuchtigkeit des Bodens, die durch alles dringt. Der Frühling tritt nur im April oder May ein, und das sämmtliche Geschlecht der Pflanzen keimt, blüht und welkt im Zeitraum von sechs Wochen. Anfangs Juny hat die Ernte Statt, d. h. die Weitzenfelder werden abgemäht, und jede Vegetation, die nicht durch künstliche Bewässerung erhalten wird, geht in Verdorrung über. Ausgebrannt und öde lagern die Gefilde sich, so weit das Auge blickt, umher; nur selten winkt ein grüner Fleck wie eine Zauberinsel in der dürren Sandwelt Lybiens, und wenig oder keine Villen zieren die Umgebung. Nur des Manzanares Ufer und die Gegend am Canal enthalten Garten und Gebüsche; da aber des erstern Wasser sich im July und im August fast verliert, und das des letztern schlammig wird, so ist der Aufenthalt daselbst, besonders in des Tages Mitte, der Gesundheit sehr gefährlich, und erzeuget häufig Wechselfieber.

Im October fällt gewöhnlich Regen ein, der 14 Tage, auch wohl einen Monath dauert; hernach aber bricht ein zweyter Frühling auf. Ich sah um Weihnacht junges Gras im Park, und Rosen, Nelken in den Garten des Retiro.

Das Klima ist im Ganzen für den Angewöhnten gar nicht ungesund; nur eine Nervenkolik (colica de Madrid) tritt manchmahl ein; doch glaube ich, man könne ihr durch Vorsicht leicht entrinnen. Die Ärzte halten häufigen Genuß von Pflanzenspeisen für Beförderer der Krankheit, und verordnen eher Fleisch und Backwerk. — Schwerlich dürfte je ein Pesthauch bis nach Madrid dringen; ihre Lage ist zu hoch, die Luft zu rein.

Wer mäßig lebt, und diese Mäßigkeit besonders auf die Weiber und den Wein erstreckt, wird in der Regel alt, und kann sich lange conserviren; Malaga und Chocolate tragen vielleicht auch das ihre bey.

Auf den intellectuellen Theil der Menschheit wirkt die warme Sonne Madrids vortheilhaft; sie bringt die sämmtlichen Organe der Empfindung und Vernunft zu einem hohen Grade von Reife, welcher eine jugendliche Fantasie zur Seite geht; sie bringt auch eine sanfte, heitere Genügsamkeit hervor, und wenn der Spanier weniger nach außen strebt und wirkt, als manches andere Volk, so ist vielleicht sein inneres Daseyn höher, milder, sein natürliches Gefühl humaner.

Sprache.

Es dürfte schwer halten, zu zeigen, wie die erste Sprache entstand, wenn man nicht annehmen will, sie sey, ein Geschenk der Götter, aus dem Schoose der Unsterblichen gefallen — sey ein Feuerfunke in den düstern Moorgefilden dieses Lebens, uns als Leitstern durch die Nacht der Körperwelt gegeben, um den Gott-gebornen Geist vom Sinnenband, vom Sclavenjoch der Thierheit, zu befreyen. Richtig aber ist es, daß die meisten Sprachen in Europa, wie sie heute sind, als Composition betrachtet werden müssen; denn schwerlich wird der Philologe unter allen eine finden, die in ihrem Fortgange nichts von andern Sprachen angenommen hätte, wie der Fluß im Weiterströmen andere Wasser aufnimmt.

So betrachtet, mag dem Spanischen Latein zum Grunde liegen, mit Arabischem versetzt; sowohl der Sprachbau, als die wesentlichsten Perioden der Geschichte, geben dieses mit. Zwar sprosset in Biscaya gegenwärtig noch ein Zweig der frühesten Sprache Deutscher Völker, und die Schrift ist gothisch; diese Mundart aber ist nur jenen seltenen Völkerstämmen eigen, die sich in den Klüften ihrer Berge, Römern und Arabern unzugänglich, fremden Schwertern und dem Einfluß fremder Sitten mit Beharrlichkeit und unbezwingbar widersetzten. Allein so wie in Deutschland Sachsen Deutsch, und in Italien Toscana und Rom nur reines Italienisch sprechen *), so ist auch das eigentliche Spanische in den Kastilianischen Provinzen heimisch; daher der Spanier seine Sprache selbst nicht espagnol heißt, sondern castillano.

Dios, madre, casa, agua, pan, espiritu, und tausend andere Nahmen, so wie auch die meisten Adjectiva, tragen das Gepräge ihres Ursprunges aus dem Vaterlande Cicero's und Cato's offenbar an sich. Im gleichen Grade unverkennbar schreiben eine Menge anderer Wörter, z. B. almohada, aljosayna, zapato, almacen, almanzor, zorayde u. s. w. sich aus dem Arabischen; und diese gegenseitige Amalgamation der einen dieser beyden Sprachen durch die andere ist es, was dem Kastilianischen den unaussprechlich hohen

*) Laut dem bezeichnenden Ausdruck der Italiener: Lingua toscana in bocca romana.

Zauber ernster Würde mit dem unvergleichbar zarten Ausdruck des Gefühls verleiht — was Carl den Großen einst bewog, es zu vergöttern *). Die Aussprache des Kastilianischen erfordert einen eigenen Sprachsinn und eine Anneigung der Organe, die dem Deutschen wie dem Britten und dem Russen öfter eigen sind, als dem Franzosen und Italiener; diese beyden letztern Nationen finden sich beynahe niemahls in die offenen, vollen, starken Töne, die, verbunden mit der Zartheit und der Milde, welche auf den meisten Consonanten liegt, das höchste Ideal des Dialects erzeugen.

Wenn der Zufall und der Mittheilung Bedürfniß einer Sprache Stoff geschaffen haben, so wird dieser zwar durch den Grammatiker geordnet, aber erst der Dichter **) bildet ihn. Nun hatte Spanien den Cervantes, als der Deutsche noch in fremden Sprachen schrieb, und schwerlich hat wohl irgend eine Nation ein Buch, in welchem eine reinere, correctere und elegantere Sprache lebt, als in Cervantes Werken; Sancho Pansa spricht mit einer würdevollen Einfalt, die gerade aus der Seele in die Seele quillt, und zierlicher als Don Quixote schwatzt im heiligen römischen Reiche kein Professor.

Spätere Autoren, ganz besonders eigentliche Dichter, wie z. B. der moderne Spanische Anakreon, Melendez Valdes, unser Zeitgenosse, und auch Spaniens Schiller, der Verfasser der „Candesa de Castilla," Cienfuegos, stehen am Ziele möglicher Vollendung. Aber Spanien läßt auch nicht, wie manchmahl Deutschland, seine besten Köpfe hungern. Wenn ein Mann Talent, Kraft und Willen äußert, so behandelt ihn der aufgeklärtere Große als ein Heiligthum der Nation, und weiset ihm eine Sphäre an, in welcher seine Seele Schwung, und seine Feder ihre Laufbahn findet. So ward einst Melendez vom Minister Jovellanos seiner Dunkelheit entrissen, als er an des letztern Tafel durch ein Trinklied ***) aus dem Stegreif höhern lyrischen Beruf verrieth, und von des Nothzwangs Hundekette losgebunden, stand der reife Dichter da, wie Schillers Herkul von dem Irdischen entbunden.

*) Laut seinem Ausspruch: „Rede Deutsch mit deinem Pferd, und Englisch mit den Vögeln; Französisch sprich mit deinem Bruder, Italienisch mit dem Weibe deines Herzens; Spanisch nur — vor Gott!

**) Es ist hier unter Dichter der Schriftsteller überhaupt verstanden, der vermöge der Behandlung seines Vorwurfs mit der Sprache ringt.

***) Bebamos, bebamos
Del suave licor
Cantando beodos
A Baco, y no à Amor.

Poesias de D. Juan de Melendez de Valdés, T. I. p. 116.

Theater.

Die Thaten der Vorzeit und die Sitten der Völker wandeln über die Bretter der Bühne. Der Spanier liebt in seinen größern Stücken das hohe Tragische, und weiß in Ödips Söhnen die Stelle trefflich gut zu declamiren: „Ein König falle nur mit seinem Throne." Cienfuegos und auch andere, aber keiner mit so vielem Glück, wie dieser, haben angefangen, aus dem Saracenen-Alter große Charaktere und Begebenheiten auszuheben, durch welche jene Periode, der Muse mit dem aufgelöseten Haar und mit dem stillen Blick der Resignation, so reichen Stoff zur Dichtung liefert. Auf diesem Wege wird auch Spanien früher oder später sein Theater denjenigen der cultivirtern Nationen an die Seite stellen. Indessen aber ist das Haus doch nie so gedrängt voll, als wenn ein Stück voll Wunder spielt, worin Verwandlung auf Verwandlung folgt, die Hölle mit dem Himmel mühsam um die arme Seele des Verführten kämpft, bis denn zuletzt ein frommer Erzbischof den Ausschlag gibt, das Zauberschloß beym Krachen eines fürchterlichen Donners aus einander springt, das Innere einer Kirche sich im frommen Lampenschimmer dem erstaunten Auge darstellt, und der Böse in Gestalt des Magiers, vor dem Bilde des Gekreuzigten, zernichtet in den Abgrund sinkt.

In der Regel folgt das Nachspiel oder sogenannte soynete. Hier erscheint der Spanier aus den untern Classen, wie er leibt und lebt; so ernsthaft komisch, voller Salz und Witz, und unbeschreiblich heiterer Laune; ein phlegmatischer Alkalde, kurz und dick mit langem Stabe; sein verbuhltes jüngeres Weibchen und ein hagerer Schreiber, gut zur Rabenscheuche, treten auf. Der wohlbestellte Secretarius ist sportelnlustig; er fordert von dem dicken Manne die Pflege der Gerechtigkeit; doch dieser stellt gelassen seinen Stab zur Erde, und sagt: „Ei nun, so lasse sie sich pflegen." So geht das Ding im gleichen Tone noch eine Weile fort, bis endlich auf dem Lieblingsthiere Silens ein halb bezechter Bothe anlangt, und das Carneval verkündet. Eine Truppe junger schwarz bemäntelter Studenten folgt dem vollen Zuge, und biethet sich zum Singen an; das finstere Gesicht der Frau Alkaldin heitert sich bey ihrem Anblick merklich auf; ihr kalter Eheherr balgt sich im Taumel seiner Freude brüderlich mit einem ganz total besoffenen Scherenschleifer, welcher den Franzosen macht,

aus einer Kürbisflasche nippt, und kauderwälsche Dinge schwatzt. Zwey große Andaluser, deren Waffen ihren unternehmenden Gewerb verrathen, sprechen nur von Mord und Brand und abgeschnittenen Ohren; schalkhaft necken diese zwey ganz allerliebste Müllermädchen, die der Knebelbart mit sammt der Goliathsgestalt und alle Unverschämtheit der Galeeren-Candidaten nicht erschreckt. Die Scene endet singend, — ernsthaft reißt der Scherenschleifer das erhaltene Musikblatt entzwey, und gibt dem Nachbar, welcher keines hat, die andere Hälfte. Jeder Zug und jedes Wort in einem solchen Nachspiel ist charakteristisch, und der Beyfall meistens ungetheilt.

Ich sah auch einmahl Kotzebue's Menschenhaß und Reue auf das Spanische Theater bringen; aber solche Kinder einer leichten Laune kommen nicht auf diesem Boden fort, und der naive Deutsche Peter mit der pudelnassen Excellenz ist hier ein Panza von der traurigen Gestalt.

Was die Bretterwelt Iberiens verklärt, das sind die seelenvollen Tänze, welche als ein wesentlicher Theil derselben angesehen werden: der Fandango und Bolero. Ersterer ist uns aus Italien her bekannter, als der letztere; beyde gehören zum Geschlecht der Contre-Tänze. Der Bolero füllt gewöhnlich einen Zwischen-Act aus; rasch und freudefordernd rauscht die volle Musik im Orchester, und ein allgemeiner heiterer Enthusiasmus faßt die glänzende Versammlung; jede Falte schwindet von den Angesichtern, und jede Nerve wird electrisirt. Der Bolero tanzt sich bald zu einem Paar und bald zu zweyen. Wenn die Tänzer jetzt in aller Üppigkeit der Landestracht und höchst vollendet schöner Körperformen, feurig, Liebe und Verlangen glühend, schlank und ideal auf das Theater fliegen, schlüpft ein leises „Ah!" von jeder Lippe; jedes Herz erkennt und fühlt die Macht der Schönheit und der Grazien; die castanetas klappern lieblich in den Rosenfingern. Unvergleichlich ist das Spiel der zarten Glieder; in dem Tänzer spricht sich Männlichkeit und Vollkraft aus: die Tänzerinn erscheint als Weib, das die Natur zur Liebe schuf; doch keusche Scham hält sie zurück, und zwey Mahl waren sich die Dürstenden schon nahe, zwey Mahl öffneten die Arme sich, die Augen schwammen zwey Mahl in der Thräne des Entzückens, zwey Mahl klopften sich die Pulse wild entgegen, Erd' und Himmel schwanden sichtbar um die Trunkenen — doch eine unbekannte feindliche Gewalt riß beyde Mahl die schon fast Vereinten unerbittlich aus einander; immer fällt die Musik rascher ein, der Töne Strom und eigene Empfindung treibt sie vorwärts. In den Logen athmet jeder Busen schwer und tief, der Hauch der Wollust schwebt wie eine schwüle Wolke über allen, bis die Seligen sich endlich in die Arme stürzend, dicht verflochten, angenehm erschöpft, den Zustand höchster Wonne in der Gruppe des befriedigten Verlangens weisen — und der Vorhang fällt.

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Rußland. Durch die Russisch-kaiserliche naturforschende Gesellschaft zu Moskwa und auf ihre Kosten wird gegenwärtig eine neue Untersuchungs- und Entdeckungsreise nach Sibirien veranstaltet, welche drey Jahre dauern soll, und am 9. Februar dieses Jahres wirklich schon ihren Anfang genommen hat.

Die Reisegesellschaft bestehet aus dem durch seine Beschreibung von Plauen bekannten Geognosten und Oryktognosten Tauber, Professor-Adjuncten an der Universität zu Moskwa; dem ebenfalls durch seine practischen Kenntnisse und vielen Reisen in Deutschland, Frankreich, Schweden und England bekannten Oryktognosten J. Mohr, und dem Botanisten und Chemiker Helm, der auch schon mehrere neue Pflanzen und chemische Analysen beschrieben hat. Die drey genannten Gelehrten werden von zweyen ihrer Zöglinge, Kotoroff und Lestinsky, begleitet, und sind nicht nur mit allem, was zu einer solchen Unternehmung erfordert wird, mit Büchern, Karten, physischen und anatomischen Instrumenten, einem chemischen Apparate u. s. w. hinlänglich ausgerüstet, sondern es ist ihnen außerdem auch ein geschickter Zeichner, nebst noch mehreren Personen zu Hülfleistungen aller Art, wie zum Ausstopfen von Vögeln, Thieren u. s. w. zugegeben worden.

Im ersten Jahre soll die Uralsche, im zweyten die Altaische, und im dritten die Daurische Gebirgskette der Gegenstand ihrer Untersuchungen seyn; auch werden sie, wenn es je die Umstände gestatten, Kamtschatka besuchen. Die Gesellschaft selbst, unter deren Auspicien diese Unternehmung veranstaltet worden ist, glaubt sich von dieser zu desto größern Erwartungen berechtigt, da die drey genannten Männer sich nicht bloß durch ihre Kenntnisse und ihren Eifer für die Sache selbst auszeichnen, sondern auch überdieß durch die Bande einer vertrauten Freundschaft mit einander verbunden, und mehrere Mitglieder durch Particular-Beyträge darauf bedacht sind, die Gesellschaft in ihren numerärischen Anstrengungen zu erleichtern.

Auflösung der Charade in Nro. 85:
Handschuh.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Dinstag, den — 88. — 25. July 1809.

Katharina die Zweyte, Kaiserinn von Rußland.

(Beschluß.)

Auch von dem Clerus ihres Reiches wurde die Kaiserinn, obwohl sie seine Reichthümer und sein Ansehen ziemlich geschmälert hatte, sehr geliebt. Als Pugatschew an der Spitze seiner Räuberhorden das Land durchzog, und mit gezücktem Säbel in die Kirchen drang, um für seine Person Gebethe anzuordnen, ergriff einst ein Priester das Allerheiligste vom Altar, trat dem Rebell entgegen, und donnerte ihn mit den Worten an: „Füge nur noch ein Verbrechen zu den andern allen, Verruchter, tödte mich, während ich unsern Erlöser in den Händen halte. Schlage mir den Kopf ab, wenn du es wagen darfst. Ich habe so eben für unsere große Kaiserinn gebethet."

Nie war es erlaubt, in Gegenwart der Kaiserinn über Peter I. oder Ludwig XIV. ein nachtheiliges Wort, oder die leiseste Beleidigung wider Religion und gute Sitten zu sagen. Höchstens lächelte sie nur sehr flüchtig zu einer solchen Freyheit, die aber das Zartgefühl doch nicht verwunden durfte; sie selbst erlaubte sich keine Unüberlegtheit. Und wenn sie über eine gegenwärtige Person einmahl zu scherzen wagte, geschah es mit einer Schonung, die den Scherz, statt beleidigend, dem, welchem er galt, willkommen machte.

„Ew. Majestät werden doch zugeben müssen," sagte ich einmahl auf einem Spaziergange zu ihr, „daß der große Ludwig, wenn er eine Promenade wollte, immer eine schnurgerade Allee, hundert und zwanzig Fuß in die Breite, und dann darin entlang einen eben so breiten Canal haben mußte. Was ein Bach sey, oder ein Fußpfad, oder eine Wiese, davon wußte er nichts!" — Ich hatte wahrhaftig alle Mühe, daß sie über die Bemerkung nicht böse ward.

Auch von Katharinens persönlichem Muth habe ich mehr als einen Beweis gesehen. Einst rissen uns nahe bey Barczisari zwölf Pferde, zu schwach, um unsern großen sechsplätzigen Wagen aufrecht zu halten, an einen jähen Abhang hin, oder vielmehr wurden selbst fortgerissen, und es war nur zu wahrscheinlich, daß wir den Hals brechen müßten. Die Kaiserinn blieb so gelassen und ruhig, wie sie beym Frühstücke gewesen, von dem wir eben erst aufgestanden waren.

In der Auswahl ihrer Lectüre fand man sie sehr schwierig. Sie las nicht gern etwas allzu Tragisches, und noch weniger etwas, das von Geist und Gefühl allzu fein quintessenzirt war. Die Romane des Lesage, den Moliere und Corneille liebte sie vorzüglich. „Racine," sagte sie, „ist nicht mein Mann, ausgenommen in seinem Mithridates." Über Rabelais und Scarron hatte sie in frühern Zeiten lachen können, späterhin aber erinnerte sie sich ihrer nicht mehr. Für alles Frivole oder weniger Interessante hatte sie kein Gedächtniß, das hingegen für alles Ächtschöne unvergänglich war. Auch Plutarch von Amyot, Tacitu

von Amelot de la Houssaye und Montaigne gehörten unter ihre Lieblingsschriften. „Ich bin," sagte sie, „eine Gallierinn des Nordens, und verstehe nur das alte Französisch; von dem neuen hingegen habe ich keine Begriffe. Ich habe zwar von ihren geistreichen Herrn isten Parthie ziehen wollen, und dazu mehr als einen Versuch gemacht; ich habe einigen zuweilen geschrieben, andere zu mir kommen lassen: allein die Herren machten mir einer wie der andere Langeweile, und verstanden mich nicht. Voltaire war es allein, der mir seinen freundschaftlichen Schutz angedeihen ließ, und mich von meiner Unkunde der Mode zurück brachte. Er hat mich dafür schadlos gehalten, daß ich mein ganzes Leben hindurch so viel Geschmack am Lesen gefunden, und mich eine Menge Neues gelehrt, indem es mich zugleich amüsirte."

Was die neue Literatur betrifft, so war Katharina weder Liebhaberinn noch Kennerinn derselben; auch wußte sie mehr von der Logik, denn von der Rhetorik zu sagen. Ihre literarischen Producte von der leichten Gattung, wie etwa ihre Comödien, hatten einen moralischen Zweck, wie z. B. die Reisenden, die Leute nach der Mode, die Moden selbst, die Secten und nahmentlich die Martinisten zurecht zu weisen, welche letztere sie für gefährliche Leute hielt. Die Briefe, die ich von ihr besitze, sind voll großer, starker und außerordentlich lichtvoller Gedanken, mitunter enthalten sie, besonders wo etwa in Europa etwas ihren Unwillen reizte, auch beissenden Tadel. Sonst spricht sich darin überall Gutmüthigkeit und fröhlicher Sinn aus. Ihre Schreibart ist mehr deutlich als fliessend. Ihre ernstern Werke sind reich an tiefen Gedanken. Ihre Geschichte von Rußland hat, meines Erachtens, eben so viel Werth, als die chronologischen Tafeln des Präsidenten Henault; das Colorit hingegen, die kleinern Nüancen und eine gefällige Behandlung des Details war ihre Sache nicht. Friedrich der Zweyte besaß zwar auch kein Colorit; jene übrigen Vorzüge aber konnte man ihm manchmahl nicht absprechen: auch war er überhaupt mehr Gelehrter, als Katharina. Mehr denn einmahl sagte sie zu mir: „Sie möchten sich gern über mich lustig machen! Was habe ich denn gesagt? Habe ich mich etwa einer alten Französischen Phrase bedient, die heut zu Tage nicht mehr gebraucht wird, oder ein Wort falsch ausgesprochen?" — „Ew. Majestät," antwortete ich bey einem solchen Anlasse, „sprechen zum Beyspiel aus: baschante, statt bacchante." Sie versprach mir, diesen Fehler zu verbessern, und machte mich dann noch auf ihre Unkosten lachen, gerade wie wenn sie mit der feinsten Manier, und während sie jemand eine Gnade ertheilte, auf dem Billard einen coup de trois machte, der mir einen Gewinn von einem Dutzend Rubel einbrachte.

Wenn irgendwo in ihrem Betragen Verstellung Statt fand, war es darin, daß sie nicht alles sagte, was sie dachte und wußte; nie aber ist etwas Hinterlistiges und Unlauteres über ihre Lippen gegangen. Sie fühlte sich zu groß, um jemand zu hintergehen. Und wann sie etwa sich selbst betrog, verließ sie sich zuletzt auf ihr Glück und auf ihre Gewalt über die Zeitereignisse, die zu bemeistern ihre größte Freude war. Die Unglücksfälle, womit das Ende der Regierung Ludwigs XVI. begleitet war, erweckten bey ihr zwar einiges Nachdenken; doch nicht lange, so waren diese Ideen, gleich einem leichten Gewölke, vorüber gegangen. Ich allein bin Augenzeuge gewesen, wie sie bey Anlaß der letzten Türkischen Kriegserklärung sich eine Viertelstunde lang in Demuth mit dem Gedanken beschäftigte, nichts in der Welt sey sicher und dauerhaft, und Ruhm und Glück eben so wandelbar, als alles andere. Dann aber trat sie mit heiterer Miene aus ihrem Cabinet hervor, als wollte sie selbst ihrem Courier und dem unumschränkten Vertrauen, das sie auch damahls allen ihren Unterthanen einflößte, voraneilen.

Irgend ein Zug von Menschenfreundlichkeit verschönerte jeden ihrer Tage. „Ich habe heute das Caminfeuer selbst angezündet," sagte sie einmahl zu mir, „damit meine Leute bey der großen Kälte nicht allzu früh aufstehen müssen. Ein Schornsteinfegerjunge, der glaubte, daß ich erst um halb 6 Uhr aufstehen würde, befand sich schon in dem Rauchfang, und fing an, wie ein Besessener zu schreyen, daß ich nichts Eiligeres hatte, als mein Feuer auszulöschen, und mein Versehen bey ihm abzubitten."

Es ist bekannt, daß Katharina nur äußerst selten jemanden nach Sibirien schickte, wo man noch dazu sehr menschlich behandelt wurde, und daß sie nie ein Todesurtheil ausgesprochen hat. Wohl aber suchte sie oft bey den Richtern gegen die ausgefällten Urtheile zu intercediren. Sie befahl ihnen, die Prozesse gehörig in's Klare zu setzen, damit sie einsehe, daß sie Unrecht gehabt habe, und gab so den Beklagten nicht selten Mittel zu ihrer Vertheidigung an die Hand.

Das einzige, was man ihr vielleicht als eine Art von Bosheit hätte ausdeuten können, war etwa ein Blick voll Güte, oder eine Wohlthat, womit sie zuweilen jemand in Verlegenheit setzen wollte, über den

sie sich zu beschweren hatte, und den sie gleichwohl nicht ohne Verdienst wußte; wie etwa einen Großen des Reiches, der sich indiscrete Äußerungen über sie erlaubt hatte. Ein despotischer Zug dieser Gattung war es zum Beyspiel, daß sie einem ihrer Höflinge sein eigenes Haus mit diesen Worten verboth: „Sie werden in meinem Hause zwey Mahl täglich eine Tafel von zwölf Gedecken finden. Die Leute alle, die Sie so gern bey sich sehen, sollen Sie bey mir auch antreffen. Ich verbiethe Ihnen, sich zu ruiniren, und befehle Ihnen hingegen, daß Sie fortfahren, Aufwand zu machen, weil ich weiß, daß Ihnen das Freude macht.

Was ich hier über Katharina niedergeschrieben habe, schrieb ich Tags nach erhaltener Bothschaft, daß das glänzendste Gestirn unserer Hemisphäre verschwunden sey. Manches von diesen Nachrichten würde ich bey Lebzeiten der Kaiserinn eben so wenig bekannt gemacht haben, als ich es, aus Liebe zur Wahrheit, jetzt nach ihrem Tode verschweigen will. Und wenn ich mit der Behauptung schließe, daß — was auch immer so geheißene Anecdotenjäger, Libellisten, Pseudo Historiker und Indifferentisten, ja was Gewinnsucht, Übelwollen und Bosheit anwenden sollten, die große Kaiserinn zu verkleinern und ihr ihre Lorbern zu entreissen — sie dennoch ihren Ruhm, triumphirend gegen alle dergleichen Bemühungen, bis auf ferne Geschlechter behaupten werde; so vergesse man nicht, wie viel ich auf einer durch ihre Staaten mit ihr gemachten Reise von mehr als 2000 Meilen selbst habe beobachten können. Ich bin Augenzeuge gewesen, wie ihre Unterthanen sie verehrten und liebten, und bey den Armeen habe ich mich von der Liebe und dem Enthusiasmus ihrer Soldaten überzeugen können, und es selbst mit angesehen, wie diese in den Laufgraben dem Kugelregen der Unglaubigen und allen Stürmen empörter Elemente Trotz bothen, und wie der Nahme Matauschkas, ihrer Mutter und ihres Abgottes, Trost und Leben über ihre Gemüther verbreitete.

Das gegenwärtige Loos der Negersclaven in den West-Indischen Colonien.

Die steigende Civilisation der Europäer hat ihre Wohlthaten bis zu den entferntesten Zonen hingestreut. Sonst war der Sclave nur frey, wenn er die Europäische Erde mit seinem Fuß berührte; jetzt beschäftigt die Aufhebung des Sclavenhandels in den Colonien sogar die Mächte, welche ehemahls ohne ihn kaum bestehen zu können glaubten.

Das Loos der Negersclaven in den Westindischen Baumwollen-, Kaffeh-, Tabak- und Zuckerplantagen ist bey weitem nicht mehr so gräßlich, wie noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Man sieht im Neger nicht mehr eine Mittelstufe zwischen Affen und Menschen, sondern ehrt auch den Menschen in ihm. — Das mildere Schicksal der von Afrika entführten Schwarzen ist einer der schönsten Zeugen für die allgemeiner werdende Humanität, welche von den Weltweisen des vergangenen Jahrhunderts so mächtig angeregt wurde.

Das Gemählde, welches Harry Bolingbroke voriges Jahr in seiner Reise zum Demerarystrom im Holländischen Guiana, von dem Loose der Westindischen Negersclaven überhaupt entworfen hat, verdient sowohl wegen seiner Neuheit als wegen seiner Wichtigkeit, wie ein merkwürdiger Beytrag zur Kulturgeschichte der menschlichen Gesellschaft ausgehoben zu werden.

Wenn ein Pflanzer, sagt Bolingbroke, erst ganz frisch ausgeschiffte Neger kauft, fängt er damit an, sie dem neuen Himmelsstriche anzueignen, welchen sie gegen die heiße, vaterländische Zone Afrika's vertauschen mußten. Man behandelt sie mit zarter Sorgfalt, wie die Kinder. Ehe man sie in die Pflanzungen schickt, versieht man sie mit einem Paar Pantalons, einem Hemd, einer Weste und einem Hut. Es macht oft ein komisches Schauspiel, sie im neuen, Europäischen Costüm zu sehen. Zuweilen entschließen sie sich nur mühsam zum Anziehen dieser Kleider, nicht eben weil sie schon bessere, oder nur eben so gute gewohnt gewesen wären zu tragen, sondern weil sie sich für Leute von höherem Rang halten, und auch nur Kleider wie Colonial-Officiere verlangen. Woraus sie gewöhnlich das meiste machen, ist eine Decke, die ihnen so lange statt des Bettes dient, bis sie eins haben.

Nach Ankunft nun in der Colonie werden sie der Aufsicht und Sorge einer Pflegemutter anvertraut, die sie mit Essen, Trinken, Pfeifen, Tabak, kurz mit allem versieht, was ihnen die neue Lage angenehm machen kann. Man spricht ihnen Muth ein, läßt sie Bekanntschaften machen, und beschäftiget sie anfangs nur mit leichten Arbeiten in der Nähe des Hauses. So gewöhnen sie sich an Ordnung und Öconomie der Pflanzung. Hernach gibt man sie in die Vormundschaft und Führung eines ältern Negers, der den Ankömmling zu seinem Aufwärter macht, ihn seine Speisen zubereiten, und für seine Bedürfnisse sorgen lehrt. Dann endlich

fangen sie an, den übrigen Arbeitern zu folgen und sich an's Werk zu machen, was ihnen um so leichter wird, da sie meistens schon in ihrer Heimath Sclaven waren, und weit mehr Noth und weniger Nahrung hatten.

Um 9 Uhr läutet es in den Colonien zum Morgenessen. Man gibt ihnen für den gemächlichen Genuß des Frühstücks eine volle Stunde Zeit. — Um 1 Uhr kommen sie zum Mittagsessen nach Hause. Da läßt man sie fünf Viertelstunden lang beym Tische sitzen. Mit Sonnenuntergang verlassen sie ihre Arbeiten, und kehren heim, ein Pfeifchen zu schmauchen und ihr Nachtessen zu verzehren. Dieß ist die Hauptmahlzeit der Neger. Außer der üblichen Nahrung und Speise gibt man wöchentlich jedem noch ungefähr eine Pinte Rum und zwey Pfund Tabak zum Rauchen. Dieß sind die Luxusartikel, die man ihnen für ihre Lebensfreude gewährt.

Sind die Neger erst einmahl an das Klima gewöhnt, so halten sie sich auf eigene Kosten Geflügel, Schweine, Ziegen, und bauen den kleinen Küchengarten an, den man ihnen überläßt. Wer ein Handwerk versteht, arbeitet in Nebenstunden für seine Rechnung allerley zum Verkauf. Oft halten sie im Alter, wenn die Kräfte abnehmen, einen kleinen Kramladen. Es ist in den Guianischen Colonien gar nichts seltenes, Neger zu sehen, die so viel zusammen sparen, daß sie sich frey kaufen können. Ich habe andere gekannt, die ihren Herrn nur etwas an Zahlung gaben, und sich verpflichteten, den Überrest durch Arbeit bey ihm abzutragen nach ihrer Freysprechung. Der größere Theil von ihnen aber verthut das Geld lieber in Putz und Schmuck. Andere sparen, und begehren gar die Freyheit nicht, sondern legen ziemlich starke Summen zurück. — Ich kannte eine alte Negerinn in einer Zuckerplantage zu Essequebo, die nach ihrem Tode 300 Pf. Sterl. hinterließ, welche an ihre Kinder, die in der Colonie lebten, als rechtmäßige Erben vertheilt wurden. Sie hatte das Geld bloß durch Handel mit Geflügel gewonnen.

In der Regel kommt alle Woche drey Mahl ein Arzt in die Pflanzung, der vom Herrn abonnementsweise zwey Dollars im Jahr für jeden seiner Neger bekommt, wofür er ihn ärztlich besorgen und die Medicin liefern muß. Für die Weißen muß ein Abonnement von vier Dollars bezahlt werden, weil sie mehr Sorge und Medicin heischen.

So wie ein Neger einmahl gekauft und der Colonie zugeeignet ist, erwirbt er darin sein Recht zu einem Etablissement. Krank oder gesund, jung oder alt; er muß ernährt, verpflegt, gekleidet und behauset werden. Ich habe es oft mit recht innigem Vergnügen angesehen, wenn so ein alter, weißbärtiger Neger mit seiner Frau vor der Thür der Hütte saß, und um sich her die muntern Enkel und Enkelinnen im Schatten der Kokospalmen spielen ließ, während die Väter und Mütter derselben mit verschiedenen Arbeiten im Felde beschäftiget waren. Alle ältere Pflanzungen haben schon Neger von der dritten und vierten Generation.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Wien, den 20. July. Gestern wurde in dem k. k. Hof-Theater die Italiänische Oper: Il matrimonio secreto, gegeben, in welcher Hr. Campi als Geronimo zum ersten Mahle hier auftrat, und gerechten Beyfall erntete. Sein Spiel ist kein komisch, ohne in's Übertriebene, dem sonst so allgemeinen Fehler eines Italiänischen komischen Sängers, zu fallen. Sein Gesang ist, ohne eben vorzüglich zu seyn, richtig und angenehm; ja er hat sogar vor seiner Gemahlinn den wichtigen Vorzug: daß man ihn im Singen jedes Wort versteht.

Wer übrigens diese Oper nicht mit ihrer ursprünglichen Besetzung gesehen hat, kann mit der gegenwärtigen zufrieden seyn. Mad. Campi hat uns wieder die ihr besonders eigene Kunst bewundern lassen, mit der Stimme schwere Violin-Passagen nachzuahmen. Ob dieses jedoch der eigentliche Gesang sey? Hierüber gibt Sulzer in seiner „Theorie der schönen Künste" Antwort. — Mlle. Kilitschky hat man wenig gehört, und noch weniger verstanden. — Mlle. Auenheim kam ihrer Vorgängerinn in dieser Rolle, der trefflichen Madame Bussani, ziemlich nahe. Herr Campi spielte, wie gesagt, mit echt komischer Laune, ohne jemahls den Anstand außer Augen zu sehen, oder in's Übertriebene zu fallen. Das sehr gute Spiel des Herrn Bassi konnte gleichwohl nicht verhindern, daß man sich nicht mit einem Seufzer an den unvergeßlichen Benucci erinnert hätte, der meisterhaftes Spiel mit einer trefflichen Stimme verband. Durch Hrn. Radicchi aber hat die Rolle des Paolino, gegen ihre einstmahlige Besetzung mit Hrn. Calvesi, unstreitig gewonnen.

Den 14. July wurde in eben diesem Theater: Angiolina, eine Italiänisch-komische Oper in zwey Acten, mit Musik von dem k. k. ersten Hof-Kapellmeister Salieri, aufgeführt. Dieses Singspiel wurde unter dem Titel: Angiolina, ossia: il matrimonio per sussuro, bereits vor einigen Jahren gegeben, und fand schon damahls wenig Beyfall. Das Sujet, ein completter Unsinn, ist so sehr unter aller Kritik, daß es ihm selbst mit Hülfe der Salierischen Musik, und der guten Aufführung von Seite der Sänger nicht gelingen konnte, dem Publikum, das durch die neuen, bessern Deutschen und Französischen Opern von der gewöhnlichen Opera buffa ohnehin entwöhnt worden ist, Geschmack abzugewinnen.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 89. — 27. July 1809.

Rede,

gehalten im Staatsrathe des Chinesischen Kaisers Kien-long, von dem Mandarin Sun-ta-Dschin *).

(Aus dem Lateinischen des P. Josephus, Mandarin.)

Blume des Kaiserstammes, Sonne am Himmel der Ehre, funkelndes Kleinod der Welt, erhabener Beherrscher von Sina! und ihr, Säulen des Vaterlandes, Männer mit goldenen Kugeln, höret mich!

Wenn ich gestern vor dem Throne des Kaisers, dessen Jahre Fo mehren wolle, meine gutachtlichen Gesinnungen nicht vortrug, so geschah es, um nochmahls die Rede des erhabenen Ton-Sin-Tchu in mir selbst ruhig mit der Fackel meines Geistes zu beleuchten, und um euch heute mit größerer Muße die Übersicht meiner Nachforschungen vorzulegen.

Tong-Sin-Tchu, ich rufe dich auf! Leihe mir dein Ohr; wende dein Auge auf die Gründe, mit denen ich es wage, die Strahlen der deinigen in Schatten zu stellen. Du willst, wir sollen die Stadt mit tausend Thürmen, das meerbeherrschende Can-Tong, die Reiche, die Ruhmbekrönte, die täglich fünfhundert Fahrzeuge in ihrem Hafen beherbergt, oder durch die Canäle in das Innere des Reiches versendet, den Fremden auf ewig verschließen?

Sagt uns nicht Confutzé, der Erhabene, der Weise: „Ehret die Fremden, übet Gastfreundschaft aus gegen jene, die das Land Sina besuchen, ob sie das System des Himmels kennen, benutzet ihre Einsichten, und belehret sie, daß sie weiser von euch weggehen, als sie gekommen sind, tauschet Waaren und Bedürfnisse mit ihnen um."

Unsere Voraltern, die wir nach den ewigen Gesetzen des Reiches ehren und lieben, haben diese Maxime beobachtet, — wer gibt uns das Recht, davon abzuweichen?

Die Fremden, behauptest du, seyen stolz, verderben unsere Sitten, verachten unsere Wissenschaften, höhnen unsere Religion. Aber du bleibst uns die Beweise schuldig. Das Auge des Kaisers wacht auf alles, der Adler seines Geistes schwebt über diesem unermeßlichen Reiche, und übersieht von der Höhe alles, was geschieht und was geschehen kann. Unsere Sitten sind in dem Geleise der Gesetze unverändert, wie sie vor tausend Jahren waren; das Tribunal der Mathematik beobachtet die gestirnten Häuser des Himmels, regiert die Mo-

*) Unter der Regierung des Kaisers Kien-long, der damahls fast 80 Jahre alt war, kam bekanntlich Lord Makartney, als außerordentlicher Englischer Großbothschafter, im Jahre 1793 nach China, um einen Handelsvertrag abzuschließen. Einige Minister am Hofe von Peking waren der Meinung, man solle überhaupt den Europäern das Kaiserthum öffnen, ja durch Gesandtschaften mit ihnen wechselseitiges Verkehr unterhalten. Tong-Sin-Tchu, einer der angesehensten Mandarine im Staatsrath, widersprach diesem Antrage; allein Sun-ta-Dschin widerlegte ihn in einer Rede, die am 25. Sept. 1793 unserer Zeitrechnung gehalten, späterhin in einer Zeitung von Peking abgedruckt, durch einen Missionar übersetzt, und nach Europa geschickt wurde.

mente der Zeit, den Lauf des Mondes und der Sonne, und selbst diese Fremden, die du verachtest, die du auf ewig weggebannt wissen willst, haben uns Werkzeuge mitgebracht, welche die auf Zahlen und mühsame Berechnung gegründete Arbeiten uns erleichtern. Ihre Religion kann und wird nie in unserm Lande die herrschende werden. Und wo ist das Gesetz, das einem Bewohner von Sina verbiethet, eine Religion anzunehmen, in der er für seinen Geist Trost und Beruhigung findet? Der glorreiche Beherrscher unsers Reiches huldigt dem Lama in Tibet — viele von uns dem Brama der Hindus; die meisten und einsichtsvollsten unserer Mandarinen dem Ewigen, dem Unsichtbaren, dem Wohlthätigen, dem Unwandelbaren, in keinen Raum, in keine Zeit eingeschlossenen, dessen Verehrung uns Confutze empfiehlt. Einige von den gelehrten Fremden, die die Gnade des Kaisers zu Mandarinen an dem Tribunal der Himmelskunde erhoben hat, verehren den Lama im südlichen Reiche des Nordens, in Italien. In Sina lebt das Volk treu der Religion, die es von seinen Vätern ererbet hat. Überall ist Harmonie und Übereinstimmung im innern Gottesdienste unserer Familien, aber nirgends Staatsverboth für ihre Häupter, einer bessern Überzeugung zu folgen.

Du rügest den Stolz der Fremden, und die Rohheit, die sie unsern Sitten, unsern Gebräuchen abhold macht. Unwissenheit ist die Mutter des Stolzes. Wie kann bey ihnen die Achtung für dieses glückliche Reich erwachen, wenn wir selbst ihre Unwissenheit nähren, wenn wir ihnen das Heiligthum unserer Wissenschaften, unserer Religion, unserer Gesetze versperren. Bewachen wir sie nicht gleich Verbrechern, so bald sie in dieses Land einen Fuß setzen. Selbst die Gesandten der Nationen, die gegen Norden und Westen wohnen, wenn sie den Tribut der Ehrerbietung an das goldene mit tausend Glocken behangene Haus unsers Beherrschers, des Enkels der Sonne, bringen, werden eifersüchtig zu Wasser und zu Lande begleitet, um die volkreichsten Städte herum geführt, bewacht, in die Klöster der Bonzen einquartiert, und ihren Augen alles entzogen, was sie nicht zufällig aus ihrer Sänfte oder vom Pferde herab auf der Reise sehen können. Wir nähren ihre Unwissenheit gegen das Gesetz des großen Confutze.

Zwanzig Jahre war ich Statthalter des Kaisers in Can-tong. Ich habe diese Fremden beobachtet, ich habe ihre Sprachen gelernt, ihre Sitten geprüft, die Bücher ihrer Weisheit, ihrer Geschichte, und die Blätter der westlichen und nördlichen Völker gelesen. Wenn sie nun auch minder unterrichtet, minder belehrt sind, als die Einwohner von Sina, die Söhne dieses glücklichen Reiches, die das Erbe der Erziehung und Wissenschaft seit tausend und tausend Jahren, von Confutze dem Erhabenen, von ihren Voreltern genossen haben, so sind sie doch eines bessern Unterrichts würdig, lehrbegierig, verschmähen nicht den Keim des fremden Sinnes, der ihrem Geiste eingeimpft wird. Sie sind empfänglich, gastfreundlich, nehmen ohne Eifersucht und Bewachung die Fremden und die Gesandten der Nationen auf, die ihre Reiche und Städte besuchen; sie zeigen ihnen ihre Werkstätte, ihre Künste, ihre Erfindungen und die Thürme, von denen das Reich der Gestirne und der Himmelskörper beobachtet wird.

Warum üben wir nicht gleiche völkerrechtliche Gastfreundschaft gegen sie aus, die uns das Gesetz des großen Confutze gebiethet.

Erlaube mir nun, Sohn des Himmels, glorreicher Beherrscher von Sina! du, der du wohlthätig wie die Gottheit dieses unermeßliche Volk mit Güte regierest: erlaube mir, daß ich mich niederwerfe vor dem Glanze deiner sonnenumstrahlten Weisheit, daß ich dich bitte, den Fremden dein Reich aufzuschließen, daß ich dich beschwöre im Nahmen Confutze's des Erhabenen, Himmelsbeglückten! Gib deinem Volke freyen Handel und Verkehr mit den Ausländern, damit die Unwissenheit der Fremden verschwinde, wie die Nacht bey dem anbrechenden Strahle des Morgensterns entweicht. Dann wirst du der Wohlthäter der Welt und aller Völker. Die Nationen, welche Norden und Westen bewohnen, wenden dann ihre Blicke zu dir, und werden in dir den Vater des Lichts erkennen.

Sie werden sich überzeugen, daß wir, das älteste Volk der Erde, den glücklichsten Erdstrich bewohnen, daß sie nur die jüngern Brüder der Schöpfung sind; daß wir schon Gesetzgebung, Verfassung, Moral und Geschichte hatten, ehe sich ihre Voraltern auch nur in Gesellschaft gesammelt hatten; daß wir die Kunst, Gedanken und Erfahrungen durch Buchstabenschrift auf ewig zu fixiren, längst vor ihnen besessen haben; daß wir die herum schwärmenden Söhne der Wüste von unserm Lande erst durch eine ununterbrochene, himmelanstrebende Mauer, dann durch die Erfindung des Donners, den wir ihnen aus unserm Geschütz entgegen warfen, abgewiesen haben.

Bey uns herrscht ewige physische Ruhe und politische Stille; jeder Empörer, der sie zu stören wagt, wird leicht von dem über seinem Haupte schwebenden

Gewichte der Gesetze unterdrückt. Nicht so ist es bey den nördlichen und westlichen Völkern. Ihre Begriffe sind ewig wandelbar, wie die Buchstaben, mit denen sie ihre Gedanken verewigen. Sie haben keine bestimmte Zeichen, wie wir, mit welchen wir die Erfindungen unserer Voraltern, die Weisheit der Gesetzgebung, den Sinn der Weisen unsers Volkes in ihre aus Nachdenken und Erfahrung geschöpfte Sätze, seit Jahrtausenden nieder gelegt, gestempelt haben.

Welche Wohlthat würde es also für diese Völker seyn, wenn sie den reichen Gehalt unserer unwandelbaren Zeichenschrift kennen, unter sich einführen, und eine Weltsprache einführen würden, die nur der äußern Augen, und innerlich einer Intuition bedarf, um in den Ideen eines jeden lebenden und gebildeten Volkes ausgesprochen zu werden.

Schon längst haben sich die Weisen dieser nur halb kultivirten Nationen mit Erfindung dieser Zeichen beschäftigt, ohne ihre Bemühungen durch den Erfolg gekrönt zu sehen. Nur allein in den Zahlzeichen und ihrer Versetzung, in den Zeichen des Gewichtes und des Maßes ist es ihnen gelungen, daß sie nach der eigenen Sprache von jedem Volksstamm ausgesprochen werden können, so abweichend auch ihre Sprachlaute von einander sind. Dem Geiste unserer Nation war es allein vorbehalten, den Schatz der menschlichen Kenntnisse rein und unverfälscht auf Zeichen, wie auf unzerstörbare Metalle geprägt, zu bewahren. Einige Völker, die näher um uns wohnen, die Völker von Concinchine, die nördlichen Mandischus, die Bewohner der Insel Nipon, einige Gebirgsbewohner von Tibet, wo der unsterbliche, ewig selige Lama auf der Höhe des Gebirges, nahe an den Sternen thronet, haben uns diese erhabene Kunst abgelernt. So wenig auch ihre Sprachlaute mit den unsrigen einige Ähnlichkeit haben, so sprechen sie doch in ihren eigenen Mundarten die Bedeutung unserer Zeichen aus, ohne daß der mindeste Irrthum in dem politischen, wissenschaftlichen oder Handelsverkehr, den wir mit ihnen unterhalten, vorfallen könnte.

Durch die Mittheilung dieser Zeichen, durch die Lehre von ihrem Gebrauche, würde der Unwissenheit der Europäischen Nationen abgeholfen werden. Weich und biegsam, wie sie sind, für fremdes Beyspiel und Lehre, würden sie bald die Eindrücke unsers Geistes annehmen, und wir hätten ein ewiges Band, durch welches Völker, so verschieden an Sitten, Sprachen und Gebräuchen, an das älteste und weiseste Stammvolk der Erde angeknüpft würden.

Unter den Völkern, die unter der nördlichen Zone, nahe unter den Siebengestirnen, in einem rauhen, Wind, Schnee und Eis beherrschten Klima wohnen, lebt eine Nation, die vorzüglich meine Aufmerksamkeit erweckt. Man heißt sie Teutonen oder Deutsche. Wenn wir unsern Jahrbüchern nachspüren, so ist es ausgemacht, daß ihre Voraltern zwischen den nördlichen Gebirgen und den Ebenen der großen Tartarey, und in den Ebenen bis an die südlichen Gebirge von Tibet gewohnt haben, dann aber, da sich ihre Heerden gemehrt, Wind und Jagd durch den Anwachs des Stammes und den Genuß des Friedens sehr beengt wurden, sich bis an die westliche große See von Persien in das Gebirge Al Borosch gezogen, von da aber durch das Vordrängen der Stämme, die ihnen im Rücken lagen, vorwärts gegen Norden und Westen geschoben worden sind. Dieses Volk theilte sich dann in verschiedene Stämme, eroberte mit Waffengewalt einen Theil der südlichen Welt, und noch heut zu Tage sprechen die Lande, wohin es verdrungen worden, die verschiedenen Mundarten des Urstammes.

Nur selten geschieht es, daß die Söhne dieses Volkes mit den Schiffen unser Land besuchen. Aber doch geschah es zuweilen. Unter den Bonzen, die der Lama von Italien schon vor Jahrhunderten in unser Land sandte, um unser Volk und unsere Weisen mit den Grundsätzen seiner Lehre und Moral bekannt zu machen, befanden sich einige, die die Kunde des Himmels, die Verfertigung der Werkzeuge zu den Beobachtungen der Gestirne, und die Kunst, das Zeitmaß durch die Macht der Gewichte und Räder zu bestimmen, sehr wohl verstanden. Den jüngsten von dieser Nation sah ich unter den Begleitern des Gesandten, die der König der nördlichen, von der ganzen Welt geschiedenen Insel hieher schickte, um sich vor dem Throne des Beherrschers von Sina nieder zu werfen.

(Der Beschluß folgt.)

Anagramm.

Wie stark ist nicht mein Zauberton!
Von Nation zu Nation,
Von Herz zu Herz, von Mund zu Mund
Thut meine Macht sich ewig kund!
Was wäre ohne mich das Menschenleben?
Ein thierisch Daseyn nur, dem Nichts zurück gegeben.

Versetze meine Zeichen nun, und sprich!
Wär' ein lebendig Daseyn ohne mich?
Vermöchte Pflanzenduft dich zu erquicken,
Der Fluren Pracht dein Auge zu entzücken?
Und fändest du, nach durchgelauf'ner Kette
Der Lebensjahre', ein friedlich Ruhebette?

v. Lobbauer.

Carl der Fünfte und de Bossü.

Folgender edle Charakterzug, den Varillas *) in seiner Lebensgeschichte König Franz des Ersten von seinem großen Nebenbuhler Kaiser Carl dem Fünften in der ausführlichen Parallele zwischen beyden Fürsten erzählt, verdient um so bekannter zu werden, je seltner solche Beyspiele von zärtlicher Liebe und Freundschaft gegen Untergebene in den Biographien der Großen sind.

Als Carl der Fünfte nach dem Tode seines Großvaters, des Königs Ferdinand, zur Besitznehmung des Reichs nach Madrid ging, folgte ihm ein junger Französischer Graf aus dem Hause de Bossü. Des Jünglings vorzügliche Bildung, seine körperliche Gewandtheit, die ihn zu einem der trefflichsten Reiter machte, seine Dienstgeflissenheit, sein zuvorkommendes Wesen und andere liebenswürdige Eigenschaften hatten ihn dem Kaiser so werth gemacht, daß er immer um ihn seyn mußte. Eines Tages, da Carl eine große Jagd veranstaltet hatte, und beym hitzigen Nachsetzen eines wilden Ebers tief in den Wald gerathen war, hatte keiner als de Bossü es gewagt, ihm zu folgen. Während des schnellen Reitens hatte sich der treue Begleiter unvorsichtiger Weise mit dem giftigen Dolch, — den er nach damahliger Gewohnheit der Spanischen Jäger bey sich trug, — verwundet. Als der Kaiser das häufig aus der Wunde strömende Blut gewahr ward, erschrack er, und fragte de Bossü, ob ihn etwa der Eber angefallen habe? Dieser aber gestand, wie es zugegangen war, und sagte: er habe keinem als sich selbst wegen seiner Unvorsichtigkeit Vorwürfe zu machen. Carl, als er seinen Liebling in so naher Todesgefahr sah, ward innigst bewegt. Er kannte die unaufhaltsam tödtliche Wirkung des Giftes, worin der Dolch getaucht war, wenn nicht der Übergang in's Blut verhindert würde.

Ohne an eigene Gefahr zu denken, sprang er vom Pferde, hieß den Grafen, Trotz aller seiner Weigerungen, absteigen, und befahl ihm, sich schlechterdings seinem Willen zu unterwerfen. Dann riß er ihm die Kleidung von der Wunde, und sog zu wiederhohlten Mahlen das Blut heraus, das er von sich spie, und wodurch er seinem Freunde das Leben rettete.

St.

*) Varillas ist zwar kein ganz unverdächtiger Schriftsteller, weil er mit sichtbarer Parteylichkeit den Helden seiner Geschichte in einem glänzenden Lichte darzustellen sucht. Aber desto eher verdient er wegen obiger Anecdote Glauben, weil er sonst gern die Gelegenheit ergreift, auf Carls Character einen nachtheiligen Schatten fallen zu lassen.

Notitzen.

Wien. Den 20. July wurde im k. k. Hof-Theater zum ersten Mahle gegeben: Paul und Virginie, oder die zwey Creolen, ein pantomimisches Ballet in drey Aufzügen, von Hrn. Aumer, Mitglied der Akademie der Musik zu Paris, und neu engagirten Balletmeister der hiesigen k. k. Hof-Theater. Deutliche Darstellung der Handlung, vortreffliche Gruppirungen, und Neuheit in den Tänzen, unter denen sich besonders einige Amerikanische National-Tänze auszeichnen, qualifiziren dieses Ballet zu einem der vorzüglicheren: doch muß man auch dem Ballet-Personale die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es durch eine musterhafte Ausführung, die in Rücksicht auf Mimik, Tanz und Präcision nichts zu wünschen übrig ließ, einen beträchtlichen Antheil an dem Beyfall habe, der diesem Ballet gezollt wurde. Eine besonders rühmliche Erwähnung verdient der mit Recht so sehr beliebte mimische Tänzer, Herr Rainoldi, der dem Ganzen, welches hie und da etwas gedehnt ist, Leben und Feuer gab. Die Musik unterstützte die Handlung ziemlich gut, so wie auch Decorationen und Kleidungen durch Geschmack und Richtigkeit des Costums alles Lobes werth sind.

Vor dem Ballette wurde das kleine artige Lustspiel: der Buchstab, aufgeführt. „Kein Wort hören" ist sonst eine Redensart, wir können aber auf Ehre versichern, daß wir von dem ganzen Stücke, im strengsten Sinne genommen, kein Wort hören konnten, so arg war das Lärmen und die Unruhe unter den Zuschauern. Freylich müssen wir jedoch, der Billigkeit zur Steuer, bemerken, daß die Wahl dieses Lustspiels, dessen Werth allein in dem feinen Witz des Textes liegt, für ein Publikum nicht gut getroffen war, dessen größere Hälfte den Text gar nicht verstehen kann, und folglich sich bloß an die Handlung hält, die in diesem Stücke, ohne den Text, nothwendig läppisch scheinen muß.

Wir bedauerten hiebey vorzüglich die Schauspieler, und glauben, daß, ungeachtet Herr Koch bey der letzten Vorstellung des Intermezzo es sich heraus nahm, auf das geringzählige Auditorium anzuspielen, es einem Künstler gleichwohl angenehmer seyn müsse, sein Talent von dreyßig oder vierzig Zuschauern anerkannt und geschätzt zu sehen, als vor eilf oder zwölfhunderten — — sich selbst nicht zu hören.

Gestern wurde Weigl's nie genug zu lobendes Singspiel: Die Schweizerfamilie, mit einer Abänderung in der Besetzung gegeben; statt der Mad. Marconi spielte nähmlich Mlle. Auenheim, und statt Herrn Cache — Herr Demmer d. j., letztere Rolle hat dabey gewonnen, erstere verloren. Es ist doch sonderbar, daß unsere Sängerinnen eines der ersten Erfordernisse ihrer Kunst, verständlichen Vortrag des Textes, so sehr vernachlässigen. Bey einer Italianischen Opera buffa, wo man froh ist, den Text nicht zu hören, und die Musik gewöhnlich auf alle möglichen Worte paßt, mag das wohl hingehen; aber bey einem Deutschen Singspiele, dessen Tonsetzer mit Recht sein größtes Verdienst auf richtigen Ausdruck des Textes und der Gefühle gründet, geht hierdurch der größte Theil des Interesse, zum empfindlichen Schaden des Componisten und der Zuhörer, verloren.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 90. — 29. July 1809.

Rede,

gehalten im Staatsrathe des Chinesischen Kaisers Kien-long, von dem Mandarin Sun-ta-Tschin.

(Beschluß.)

Ich habe bey jener Gesandtschaft viele Nachrichten über diese Nation, über ihre Wissenschaften, Kenntnisse und Geschichte eingezogen. Sie war die erste, welche vor dreyhundert Jahren die bewegliche Buchstabenschrift erfand, und kraft dieser Erfindung den Erzeugnissen des Geistes der Europäischen Völker ewige Dauer und Festigkeit verschaffte. Diese Schrift drucken sie auf ein weißes Material ab, das aus Lumpen ihrer Kleidungsstücke bereitet wird. Diese Lumpen sind die Unterlage ihres Ruhms bey der Nachwelt. Ohne diese Behelfe könnten die Beherrscher der Nation weder ihre Befehle allgemein bekannt machen und vervielfältigen, noch die Gelehrten ihre Systeme ausbreiten, noch die Vorsteher der Religion Moral und Gottesgeboth dem Volke verkündigen, noch die Weisen das, was am Himmel vorgeht oder vorgehen wird, auf Jahrhunderte der Nachwelt vorher sagen, noch das Volk Zeitungen lesen, und sich mit den öffentlichen Angelegenheiten vertraut machen. Seit dieser Erfindung ist die Geschichte nicht mehr in die Jahrbücher der Bonzen und Klöster gebannt. Sie ist ein Eigenthum der Staatsmänner und der Lehrer des Volkes, die sie dem Könige und den Bürgern gleich einem Spiegel vorhalten.

Wie leicht wäre es nun, dieses große erfinderische Volk von den Vortheilen unserer festen und unabänderlichen Zeichenschrift zu unterrichten, und die ewig wankenden Systeme endlich auf einen unerschütterlichen Grundstein fest zu bauen, welche unter seinen Lehrern und Mandarinen Meinungen und Herzen theilen, ihre Moral und ihre Lehren von den überirdischen Mächten in ewige Widersprüche und feindselige Deutungen verwirren.

Der Nachahmungstrieb, der diesem Volke eigen ist, hat bereits die Anlagen unserer Naturgärten in den gegen unser Reich so kleinen Quadrat der nordischen Welt verpflanzt; sie sammeln in unserm Lande, was sie auftreiben können, bauen, freylich kindisch genug — wie es bey einem halb barbarischen Volke, das nach Kultur strebt, nicht anders seyn kann — unsere Thürme und die Form unserer Gebäude in ihren Garten nach, und behängen sie mit hölzernen, vergoldeten, oder mit metallenen Glöckchen, bemahlen sie schön und fein, um wenigstens einen Begriff zu geben, wie es in unserm Reiche aussieht.

Ihre Schaubühne hat einen hohen Grad von Bildung erhalten. Die Geschichte von Helden, von guten und bösen Menschen wird dort im Zusammenhange vorgestellt, und bald werden sie auch den Fehler verbessern, daß ihre Helden auf dem Theater nicht unter den Augen der Zuschauer, wie bey uns, geboren werden, leben, handeln und sterben.

Sie haben ihre Poesie durch einen Aufschwung der Fantasie auf eine Höhe erhoben, daß sie nur die Gelehrten und Eingeweihten der Nation noch zu verstehen im Stande sind. Ihre Bilder sind Sterne, Sonne, Mond, Luft, Elemente, Wind und Wasser, Thränen und Seufzer, Berge und Thäler, belebte und unbelebte Wesen. Sie bringen diese Bilder in ganz ungewöhnliche Verbindungen. Ihre Sprache reicht kaum hin, den dunkeln Zusammenhang dieser Verbindungen aufzuhellen. Was würden ihre Dichter gewinnen, wenn sie den Reichthum der unsrigen, oder vielmehr die unwandelbaren 80,000 Zeichen benutzen könnten, mit denen wir unsere Grundbegriffe auszudrücken gewohnt sind.

Sie haben die Würmer, welche uns Seiden ausspinnen, in ihr Land eingeführt. Sie machen unsere Stoffe nach, aber schlecht und dünn, daß sie dem Eindrucke der Luft nicht zu widerstehen vermögen. Sie behangen ihre Weiber und Töchter mit diesen Stoffen, die kaum ihre Blöße damit bedecken können, und Theile des Körpers den Augen preis geben, die bey andern gesitteten Völkern verhüllt sind.

Bey diesem Volke gibt es im Norden eine Provinz, in welcher sie die durchsichtigen, glasartigen, weißbläulichen Gefäße nachbilden, die die Kunst unserer Voreltern durch die Macht des Feuers hervor gebracht hat. Aber sie können weder die Umrisse, noch die Größe, noch die Feinheit, noch die unvergänglichen Farben der unsrigen nachbilden. Andere westliche oder nördliche Völker haben ihnen diese Erfindung mit größerer oder minderer Vollkommenheit nachgemacht. Sie bemahlen sie mit Figuren, die in unserm Lande nicht gefallen können, weil der Geschmack unsers uralten Volksstammes von jenem dieses neugebornen Volkes sehr abweicht. Wer mag Richter in den Gegenständen des Geschmackes seyn? Auch können wir keinen Geschmack an den langen, breiten, spitzigen oder stumpfen Füßen gewinnen, welche den Frauen und Mädchen dieser Nation eigen sind, bey uns aber schon von Kindheit an in die kleinste und eleganteste Form gezwungen werden. Ob ihre musicalischen Instrumente bey uns Beyfall finden würden, getraue ich auch nicht zu entscheiden. Die meisten bestehen — sonderbar genug — aus getrockneten und zusammen gedreheten Schafdärmen, die sie über größere oder kleinere hölzerne Hohlgefäße spannen, und aus denen sie, vermöge eines Büschels Pferdehaaren, die auf gebogenen Stäben befestiget sind, klägliche oder muntere Töne entlocken. Diese Schafdärme sind fähig, unzählige Gesellschaften von Menschen zur Fröhlichkeit zu stimmen, und sie Tage und Nächte lang, selbst auf Kosten der Gesundheit, in Bewegung zu setzen.

Der sinnreiche Geist dieser Nation leitete sie noch auf eine Erfindung, durch welche sie bey allen Völkern, von denen sie umgeben sind, eben so viele Flüche und Verwünschungen, als Segnungen eingeerntet haben. Ich spreche hier von der Erfindung des Schießpulvers, und des Feuergeschützes, auf die sie vor etwa vierhundert Jahren gerathen sind. Wir besaßen diese Kunst schon längst, vor mehr denn tausend Jahren, und es würde zum Heil der Welt erwünschlich gewesen seyn, daß diese nördliche Nation nie auf die Spur eines so verderblichen Mittels gekommen wäre, welches unsere Kaiser nur zur Vertheidigung Sina's gegen auswärtige Feinde, nie aber zu Eroberungen mißbraucht haben. Seit dieser Erfindung, die andere Nationen den Teutonen abgelernt haben, herrschen ewige Kriege im Norden und Süden; keine Stadt und keine Festung ist mehr unüberwindlich; persönlicher Muth gibt nicht mehr in Schlachten und Gefechten den Ausschlag, sondern nur strenge Beharrlichkeit mit Aufopferung von tausend und tausend Kriegern, sich vor die Feuermündungen hinzupflanzen, und den Platz zu behaupten, den ein Heer eingenommen hat. Nur allein diese Beharrlichkeit und die Verachtung der Gefahr und des Todes wird von dem Sieger gekrönt.

Ihre Helden, die durch Tapferkeit und Muth sich in den Gefechten auszeichnen, werden von ihren Beherrschern durch äußerliche Ehrenzeichen belohnt. So wie unser erhabener Kaiser die Diener des Krieges oder des Friedens mit rothen, gelben oder grünen Kugeln beschenkt, die sie an der Spitze unserer Mützen zu tragen berechtiget werden, so ertheilen die Souveräne Europens den verdienten Männern ihrer Reiche verschiedene Thierzeichen von Metall, nähmlich Löwen, Adler, Elefanten, Tieger, Leoparden und Schafe, die sie an seidenen Bändern um ihre Gewänder aufhängen, und als Ehrenzeichen zur Schau tragen. Auf diese legen sie den nähmlichen hohen Werth, den wir auf die Farbe unserer Mützen und der Kugeln legen, mit denen die kaiserliche Gnade uns geschmückt hat.

Sollten diese Nationen, die unser Stolz wohl sehr ungerecht Barbaren nennt, die auf dem halben Wege der Kultur uns entgegen zu kommen bereit sind, nicht verdienen, der Wohlthat unserer Kultur theilhaftig zu werden?

Erlaube nun, Sohn des Himmels, deinem unterwürfigen Diener, daß er dir demüthig einen Vorschlag

darbringe. Erhaben über alle Gesetze, wie du bist, stehet es dir frey, den Einfluß deines thätigen und über die westliche und nördliche Welt erleuchteten Volkes nach deinem Willen zu lenken. Ist es dein erhabener Wille, der Wohlthäter jener Nationen zu werden, so befehle die Ausrüstung von zwanzig Kriegsschiffen, belade sie mit Bonzen aus verschiedenen Klöstern, lasse diese in den verschiedenen Ländern der westlichen Erde, besonders in jenem Reiche, das in Süden Europa's gleich einem Stiefel sich in das Meer erstreckt, landen, — dort, wo der Lama oder Oberpriester der christlichen Religionsbekenner, hochgeehrt von seinen Glaubigen, lebt. Schon oft hat er Bonzen seiner Secte in dein glückliches Reich geschickt. Dort hin sende unsere Bonzen, und gib ihnen eine Gesellschaft von erfahrnen Kriegs- und Friedens-Mandarinen mit. Sie werden bald mit der Sprache der Europäer bekannt werden, werden den fremden Völkern bald einen Begriff von unserer Sprache und von dem großen Umfange unserer Wissenschaften beybringen. Die Bonzen werden den Lama von Italien und seine vielen Priester von den erhabenen Lehren unserer Moral und unserer Religion unterrichten und überzeugen. Wenn dieser Lama ein gerechter Mann ist, wie ich nicht zweifele, so wird er sie mit der nähmlichen Duldung, Zuneigung und Gastfreundschaft aufnehmen, wie deine glorreichen Vorfahren im Reiche seine Bonzen aufgenommen haben, und wie du noch selbst die seinigen an deinem Hofe aufnimmst, wenn sie sich als wissenschaftliche und in der Himmelskunde erfahrne Männer ankündigen und beweisen.

Verschließe nicht mehr deine Seehafen den Europäischen Kaufleuten, erlaube freyen Handel und Verkehr. Sie werden kein Silber, kein Gold, keine kostbare Metalle aus diesem großen Reiche schleppen, weil unser Handel nur durch Tausch geschieht, und weil wir ihre Waaren gegen die Blätter eines der gemeinsten Gewächse unsers Landes, des Theestrauches, und gegen Geschirre, die in unsern Ofen so leicht gebrannt werden, und gegen Seidenzeuge, gefirnißtes Holz und Blech umsetzen. Diese Erzeugnisse der Natur und unserer Kunst sind Bedürfnisse für die Europäer. Je häufiger diese ausgeführt werden, desto höher muß der Feldbau und die Industrie bey uns steigen. Denn unser Volk, gewöhnt an die unabänderliche Lebensart seiner Vorväter, bedarf wenig oder nichts von den Europäischen Erzeugnissen. Wollen und wünschen wir nicht zu tauschen, so zahlt der Europäer das, was er sucht, baar mit seinen Metallen; wir werden dann Meister seiner Schätze.

Besorgen wir nicht, daß die Europäer an unsern Sitten je etwas ändern. Wir übertreffen sie bey weitem an Bildung, Kunst und Wissenschaft. Und in allen Provinzen wacht das Auge des Kaisers — der erhabene, alles sehende Minister der Polizey! —

Das gegenwärtige Loos der Negersclaven in den West-Indischen Colonien.

(Beschluß.)

In neuen Pflanzungen sucht man sich am liebsten Neger von reiferm Alter, fähig die Arbeiten des ersten Aufbrechens zu verrichten. Nachher gibt man ihnen Weiber. Dann arbeitet der Mann mit größerm Eifer, und wird sparsamer, um der Frau allerley kleinen Schmuck anschaffen zu können. Gemeiniglich leben die Neger in ihrer Familie sehr glücklich beysammen. Sie beobachten sehr sorgfältig Anstand und gute Sitte. In den seltenen Fällen, wo eine Frau Untreuen begeht, klagt der Mann beym Intendant oder beym Eigenthümer der Pflanzung, der dann die Scheidung erklärt, und den Eheleuten Freyheit gibt, neue Verbindungen zu schließen. Einige Neger in der Plantage meines Freundes fanden an den schon dort befindlichen schwarzen Schönheiten keinen Geschmack. Sie gingen nach Stabroek auf den Markt, und kauften sich, für Rechnung ihres Herrn, jeder ein Schätzchen nach eigener Wahl. Zwey von ihnen suchten sich recht hübsche Mädchen aus; der dritte wählte sich hingegen eine ziemlich Häßliche, aber groß und stark von Gliedern. „Warum nahmst du dir auch keine Hübschere?" fragte ich ihn. „O ich brauche keine Hübsche," antwortete er mir in seinem Kauderwälsch, „aber eine Gute, die eben so brav für unsern Herrn arbeiten kann, wie ein Mann." Wirklich war die Häßliche auch mehr werth, als die beyden schönen Negerinnen zusammen.

Ein Neger im Schoos seiner Familie, mit seinem Weibe, seinen Kindern, seinem Garten, seinen Ziegen, Schweinen, Hühnern u. s. w. hängt mit innigerer Theilnahme an der Colonie, als man vielleicht von einem Afrikaner erwarten möchte, der so weit von seinem Vaterlande entfernt wurde. Beständig in der Nähe civilisirter Menschen, wirft er seine angestammte Rohheit ab, wird aufgeklärter und humaner. Er fühlt den Unterschied sehr gut, der zwischen der Behandlungsart von einem sanften Herrn, und derjenigen ist, die er in Afrika von einem rohen Despoten erfahren haben würde, der über seine Untergebenen die absoluteste und härteste Gewalt üben kann. — Die Strenge, mit welcher vor Zeiten die Neger in den westindischen Colonien gehalten

wurden, rührte größten Theils daher, daß man ihre Aufsicht Negern selbst anvertraute. Seit dieß Geschäft den Weißen übergeben ist, haben sich die Sachen ungemein geändert. So lange ich in Demerary war, habe ich auf meinen vielen Reisen und zu den entferntesten Gegenden nie unterlassen, die Neger, die ich in den Pflanzungen fand, zu fragen, ob ihnen dieß Land und Leben besser, als das vorige in Afrika gefiele. Und ich erkläre es hier feyerlich, unter mehreren hundert Negern, denen ich die Frage that, fand ich nicht einen einzigen, der noch die leiseste Sehnsucht nach seinem ehemahligen Zustande in Afrika bezeigt hätte. Ja, ich wage es zu behaupten, würde man alle Neger dieser Colonien befragen, man würde von Hunderten nicht einen hören, über seine gegenwärtige Lage Unzufriedenheit äußern.

Will ein Neger freygelassen werden (oft geschieht's, daß ein Neger frey werden könnte, und es gar nicht will): so erscheint er vor dem Magistrat und gibt Caution (von 2000 Gulden oder 166 Pf. St.), daß er der Colonie zu keiner Zeit zur Last fallen werde.

Man hat immer behaupten wollen, die Zahl der Neger nehme in Westindien durch harte Behandlung und häufiges Hinsterben wegen Ungewohnheit des Klima's ab. Vielleicht war dies vor Zeiten der Fall; jetzt gewiß nicht. Um die Masse der Neger zu vermehren, oder den Abgang zu ersetzen, wären wahrlich keine weitere Exportationen aus Afrika nöthig. Umgekehrt, ihre Zahl mehrt sich, obgleich man es in den ungeheuern Landstrichen, wo immer neue Anlagen gemacht werden, kaum empfindet. Dazu kommt noch, daß die Urfarbe der reinen Neger-Racen durch den Commerz mit Weißen und Mulatten, Creolen und Mestizen immer mehr verschwindet, und nothwendig verschwinden muß, ohne daß darum der Menschen weniger würden.

Im J. 1787 betrug die gesammte zu den Brittischen Inseln Westindiens gehörige Population 50,000 Weiße, 10,000 farbige Leute, und 465,000 Sclaven. Im J. 1805 belief sie sich auf 55,000 Weiße, 18,000 farbige Leute, und 510,000 Sclaven. In Jamaika allein hatte sich während dieses Zeitraums (von 1787 bis 1805) die Zahl der freyen farbigen Leute von 4000 auf 9000 vermehrt, und die der Sclaven von 256,000 auf 280,000. Wahr aber ist es auch, daß die jährliche Sclaven-Einfuhr die schwarze Population dieser Insel immer um 4000 Seelen vergrößerte.

Das Klima in den tropischen Ländern ist wahrlich den Negern nicht halb so nachtheilig, als den Europäern. Man kann die relative Sterblichkeit der Weißen und der Schwarzen in Westindien nicht bestimmter erkennen, als wenn man den Etat der Englischen Regimenter vom J. 1796 bis 1802 vergleicht. Daraus sieht man, daß, wenn ein Schwarzer starb, gewiß dagegen mehr als vier Weiße starben.

Notitzen.

Deutschland. — Kassel, die Hauptstadt des neuen Westphälischen Königreichs, hat seit wenigen Jahren manche unerwartete Veränderung erfahren. Ein großer Theil von den öffentlichen Zierden dieser Stadt ist verschwunden oder andern Bestimmungen geweiht. Aus der Bildergallerie sind die kostbarsten Stücke weggeführt. Das Gebäude selbst, so wie die noch in den Zimmern und Nischen befindlichen Gemälde und Porzellan-Ornamente, wurden ein Geschenk vom Könige für den Kriegsminister. „Den Rest von Gemählden," sagt Hr. Remnich in seiner neuesten Reise, „hat man nach dem Museum gebracht, wo es nicht der Mühe werth gefunden wird, sie in Ordnung zu bringen. Das seit 1776 vorhandene Gebäude der Mahler- und Bildhauer-Akademie diente dem verstorbenen Staatsrath v. Müller zur Wohnung. Unter demselben Dache befindet sich die neu etablirte königliche Französische Buchdruckerey, woraus der Westphälische Moniteur hervor geht. Der Unterricht für Mahler und Bildhauer wird seitdem im Museum ertheilt. Das Museum, sagt Hr. Remnich weiter, hat die besten Statuen und andere Kostbarkeiten verloren. Die Medaillen, obgleich nebst andern Schätzen in Sababurg verborgen, konnten dem Schicksal des Auswanderns nicht entgehen. — Das herrliche, wohl eingerichtete Schulgebäude, Lyceum Fridericianum ist, nebst dem daran stoßenden Schulmeister-Seminarium, zur Hälfte in ein Finanz-Bureau verwandelt. Hingegen das Cadetten-Haus, jetzt Ecole militaire, vom Landgrafen Friedrich dem Zweyten im J. 1778 errichtet, ist vom Könige beybehalten, und die Zahl der Zöglinge darin von 24 auf 50 vermehrt. Von diesen leben 10 ganz frey, 10 bezahlen die Hälfte, und 10 zwey Drittel; die übrigen müssen das Ganze bezahlen, welches für Unterhalt und Unterricht jährlich etwa 160 Thlr. ausmacht. Von der Hessenkasselschen Alterthumsgesellschaft hat man seit der politischen Veränderung nichts mehr vernommen; sie hat wenigstens seitdem keine Sitzung gehalten. Dagegen dauert die seit 1765 in Kassel bestehende Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste fort. Das Observatorium ist ganz verschont geblieben. Die Universität Göttingen hatte im vergangenen Sommer nur etwa noch 600 Studenten, meistens entfernte Ausländer; darunter befanden sich einige Russische Fürsten.

Hr. Remnich in seinem neulich erschienenen „Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise" erklärt die seit 1799 vom Herrn Oberhofrath Diel zu Diez angelegte Baumschule für Stein- und Kernobst, in Rücksicht der Obstsortenmenge, für diejenige, mit welcher keine Baumschule in der Welt verglichen werden könne. Selbst die National-Baumschule in Paris muß, in Mannichfaltigkeit an Äpfeln, dieser noch weit nachstehen. Von Äpfeln hat Hr. Diel gegen 700, von Birnen an 300, Pflaumen über 100, Kirschen über 60, Pfirsichen 44, Apricosen 22 Sorten. Dieß wäre also für Pomologen der wichtigste Platz Europens; die Versendungen geschehen in naher und weiter Entfernung, vornähmlich nach Hamburg, Petersburg, Moskwa und andern Gegenden des Nordens. Die ganze Baumschule nimmt etwas über drey Morgen Landes ein; hauptsächlich sind die Bäume in Zwergform gezogen.

Der

Sammler.

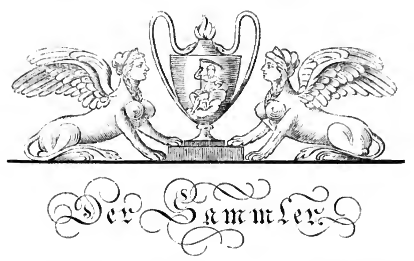
Ein

Unterhaltungsblatt.

Erster Jahrgang.

1809.

August.



Der Sammler.

Dinstag, den — 91. — 1. August 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Beschluß.)

Real Instituto militár Pestalozziano.

Die Einführung von Pestalozzi's Lehrmethode in Spanien, in dem vorgeblich finstern Spanien, ihr schneller Fortschritt daselbst, und die thätigen, kraftvollen Versuche, welche die Regierung damit anstellte, zu einer Zeit, wo in aufgeklärtern Ländern Europens bloß noch theoretisch für und gegen den Werth dieser neuen Erscheinung am Himmel der Menschheit gestritten wurde — hat wie billig die Aufmerksamkeit denkender Zeitgenossen erregt, und diese werden nicht ungern einige Hauptepochen der Geschichte dieses Instituts, von einem Augenzeugen flüchtig hier berührt erblicken. Mir selbst erscheint jetzt die Erinnerung an jene früh verwelkte reiche Aussaat, wie das weiche, schwermuthsvolle Angedenken auf den stillen Aschenhügeln meiner Lieben.

Der ehemahlige Feldprediger in Spanischen Diensten und nachherige Caplan von Sarmenstorf im Canton Aargau, Herr Döbeli, trug eigentlich den ersten Keim der Pestalozzischen Erziehungsweise von Burgdorf aus nach Madrid, und errichtete bereits zwey Jahre früher, als Voitel, eine Privat-Elementarschule daselbst. Indessen war der einfache Geistliche nicht gewandt genug, um auf dem schlüpfrigen Boden des Hofes das Gebäude der Methode haltbar und imponirend aufzuführen. Die kantabrische Gesellschaft, an ihrer Spitze der Herzog von Frias, wies ihm zu seinem fernern Wirkungskreis das Seminarium von San Ander an, und der aufgeglimmte Funke schien in Spaniens Hauptstadt ganz verloschen, bis Don Francisco Amoros, von Don Juan Andujar aufgemuntert und bestimmt, den Friedensfürsten auf die Resultate der Regiments-Schule Voitels in Tarragona aufmerksam machte, dieser vielseitig gebildete Staatsmann in der sie erzeugenden Lehrart ein Beförderungsmittel der Kultur seines Vaterlandes ahnete, und dieselbe darin einzuführen beschloß. Voitel wurde also nach Madrid berufen, und die Leitung des Unterrichts von Anfangs dreyßig Kindern unbedingt in seine Hände gelegt. Don Francisco Amoros erhielt den ökonomischen Theil der werdenden Anstalten. Die sämmtlichen Auslagen wurden aus einer Casse bestritten, die sich nach der Seeschlacht von Trafalgar durch freywillige Beyträge der Nation zu Kriegsrüstungen gegen England gebildet hatte, deren ursprünglich bestimmte Verwendung jedoch unterblieben war, und nun von der Willkür des Fürsten abhing.

Die erste öffentliche Prüfung im Winter 1806 rechtfertigte die Erwartungen der Beförderer des Unternehmens, und entkräftete alle Gegenwirkungen seiner Feinde. Die Zahl der Kinder wurde bis auf 100 vermehrt, und dem Institut eine Schule von 50 beobachtenden Zöglingen (discipulos observadores) aus allen Ständen zugegeben, stärkere Einkünfte nebst einem angemes-

fern Local angewiesen, mehrere Lehrerstellen, ein königlicher Schild, so wie die Censur aller Werke über die Methode zugestanden, und die frohesten Aussichten für die Zukunft eröffnet. Absichtlich entzog auch der Fürst die Anstalt der gewöhnlichen Direction des Erziehungswesens dadurch, daß er solche unter seine eigene persönliche Protection nahm, und indem er sie zu einem militärischen Institut ernannte, wollte er ihr den gesammten Wehrstand gleich von Anfang zum Freund und zum Beschützer geben. Eine Junta, von dem Stifter eingesetzt, beobachtete genau den Gang des Unterrichts, und stattete jeden Monath motivirte Commissional-Berichte darüber ab; dieser dann umfaßte den damahls ausgebildeten Elementartheil der Methode in Sprache, Zahl, Form und Maß, und deren nächste Anwenden auf Reden, Lesen, Rechnen, Schreiben, Zeichnen, Messen u. s. w.

Obschon die Zöglinge nur einige Stunden des Tages in der Anstalt zubrachten, äußerte sich dennoch der Einfluß derselben sehr bald in doppelter Hinsicht bey ihnen: eine humane Behandlung erzeugte Gefühl menschlicher Würde, Achtung für sich selbst und Sinn für Recht und Wahrheit. Diese neue Schöpfung ihres innern Menschen sprach sich auch in ihrem häuslichen Benehmen gegen Ältern und Verwandte aus; ein Geist der Liebe und des Frohsinns drang durch alle. — Ferner: was die Kinder lernten, faßten und begriffen sie; es war kein Galimathias, kein Heidelberger-Katechismuszwang; sie übersahen den Zusammenhang der Kette ihres Wissens; die schöne Morgenröthe der Erkenntniß trat erleuchtend, nicht verblendend in die jungen Seelen, und ein recht lebendiges Gefühl erhöheter Kraft belohnte das Ersteigen jeder neuen Stufe.

So geschah es bald, daß Abgeordnete aus den verschiedenen Provinzen Spaniens kamen; daß sogar Havannah auf der Insel Cuba seinen Deputirten sandte, und daß, nach Schmellers treffender Bemerkung, kein Kesselflicker mehr in Madrid war, der nicht in seinem Leben wenigstens auch ein Mahl „Pestalozzi" gesagt hätte. Freylich nistete sich auch mancher Strohkopf, mancher Egoist und mancher Schmarotzer ein, der durch seine Theilnahme ein Steckenpferdchen des Fürsten zu schmeicheln, und bey der weitern Ausdehnung der Sache eines jener bequemen Ämtchen zu erhaschen hoffte, die der selige Pfeffel in seinem Nachtwächter beschreibt:

> Für Esel, die auf Polstern ruhn,
> Und Sold beziehn, um nichts zu thun.

Don Francisco Amoros hatte durch Verwendung seines Einflußes auf den Fürsten das meiste zu Gründung der Anstalt beygetragen, und ließ sich in der Folge die Erhaltung seiner Schöpfung angelegen seyn. Vielleicht allzu sehr Höfling, um rein menschlich von dem Geiste der Methode angesprochen zu werden, sah er in ihr nicht die erhabene Göttinn, sondern die Gelegenheitsmacherinn, und da sein eigenes Interesse mit dem glücklichen Fortgang der Sache genau verflochten war, so trieb er die werdende Pflanze nach außen, und rang nach Erfolg und nach Glanz. Ihm war die Lehre des Zürcherschen Sokrates Mittel, nicht Zweck.

Kaum waren in der ersten Hälfte des Jahres 1807 einige Zöglinge so weit gereift, um in einer nähern Prüfung mit Ehre bestehen zu können, so bewerkstelligte Amoros eine Vorstellung derselben vor des Königes Majestät. Georg Burgermeister, der ältere der beyden Zöglinge, die Voitel aus Tarragona mitgebracht hatte, machte den Anfang; sein Gedächtniß wurde mit einer beträchtlichen Anzahl arithmetischer Probleme befrachtet; sein Auge, so wie seine Hand, hatten bereits eine fertige Übung erlangt. In Sommer-Uniform des Instituts, den Habersack mit inbegriffen, fuhr er mit Amoros nach Aranjuez hinaus, und wurde dem Landesvater in Gegenwart des Fürsten zum Examen vorgestellt. Die Resultate fielen wirklich überraschend aus; zufrieden und stolz sagte der Fürst: „Wenn ich etwas unter meine Protection nehme, so ist es gut!" und der huldreiche Monarch forderte Voitels Schüler auf, sich eine Gnade zu erbitten. „So bitte ich Eure Majestät, daß ich als Soldat dienen darf!" war die Antwort des Genügsamen. — „Willst du nicht lieber Officier seyn?" fragte Carl IV. „Nur Soldat!" erwiederte Georg. — Man war entzückt, und fuhr nach Hause.

Acht Tage später wurden drey Zöglinge des Madrider Instituts präsentirt. Vier Officiers-Brevets an die Vorgestellten und der allerhöchste Befehl, den Infanten Don Francisco de Paula nach Pestalozzi's Lehrart zu unterrichten, war die Folge dieser Auftritte. Einen Monath später erschien ein königliches Decret, durch welches Hr. Amoros zum ersten Director en chef aller gegenwärtigen und zukünftigen Pestalozzischen Schulen in Spanien, und zum Prinzen-Erzieher mit Obersten-Rang ernannt wurde. Ein bisher an diesem Horizont nie erblickter Stern, der Oberst-Lieutenant Don Gregorio de Castilla, ward als zweyter Chef in's Institut berufen; die Adjutanten er-

hielten verstärkte Besoldung, und der bisherige Director Voitel wurde als — Lehrer (meestro) beybehalten, jedoch mit dem Grad eines Oberst-Lieutenants dotirt. Die brevetirten vier Zöglinge folgten dem Prinzen-Erzieher nach den Lustschlössern als Unterrichtsgefährten des Infanten; der zweyte Director, außer diesem Amt ein würdiger loyaler Mann, zog bey uns ein. An die Tagesordnung traten Pestalozzisch-militärische Exercitia, Tagesbefehle, Pestalozzisch-militärisch-geometrische Zeichnungsstunden, Gymnastik, und ein pädagogisch-babylonischer Thurmbau, neben den Fleischtöpfen Ägyptens.

Voitel zog sich privatisirend zurück, und betrat keinen Lehrsaal weiter. Er hatte dem Fürsten über das Unwesen schriftlich reines Wasser eingeschenkt, und Amoros natürlich suchte seine Rechtfertigung im Erfolge gewandter Vertheidigung. Es bildeten sich zwey Partheyen. Der Groß-Admiral stand ruhig über der Verwirrung, ließ den neuen Director debütiren, und versicherte den alten seiner Gnade. Andujar stand da, wie die weinende Tugend an der steinernen Urne des Edeln; Schmeller begrub seinen Georg an dem Fuße der Guadaramas — ein Faulfieber raffte den Hoffnungsvollen in seiner frühsten Blüthe von der Seite seines königlichen Gespielen weg, und die Bruchtabelle recitirend verschied er in den Armen des herbey gerufenen verlangten Lehrers.

Den Neujahrstag 1808 füllte eine öffentliche General-Prüfung der hundert Kinder aus. Polyhistormäßig wurde eine ungeheure Reihe Elementar-, wissenschaftliche und Kunsterkenntnisse und Fertigkeiten aufgeführt. Das Bildniß des Fürsten schmückte den Saal; die Boden krachten vom Gedränge der Anwesenden. In vier Stunden war alles vorbey, und der rasche Gang der Scenen ließ dem Beobachter zur Beobachtung keine Zeit.

Aber achtzehn Tage später erschien ein königliches Decret, durch die Motive begründet: „Andere kultivirte Europäische Staaten hätten, dem Vernehmen nach, die Pestalozzische Methode noch nicht bey sich eingeführt; ihre Unfehlbarkeit sey noch nicht erwiesen, und die Zeitumstände erlauben die Fortsetzung der beträchtlichen Unterstützung nicht, welche die Unterhaltung des Instituts erfordere. Dieses sey also voreinst und von nun an aufgehoben; die an demselben arbeitenden Officiere sollen sich unverzüglich zu ihren Corps begeben, und die fremden Gehülfen eine Gratification erhalten, zur Heimreise (para los gastos del viage)." Während diese Ukase vor dem versammelten Personale verlesen wurde, besetzte ein Detaschement Soldaten die Hausflur, und den Zöglingen wurde am Schluße bedeutet, weg zu gehen und nicht wieder zu kommen. Bestürzung faßte die Unvorbereiteten, und viele der Kleinen mußten zum Hause hinaus gedrängt werden. Diese Aufhebungsart war in mancher Hinsicht derjenigen eines Jakobinerklubbs ähnlich, obschon ich glaube, daß die Männer, welche sie betraf, wohl eine würdigere Behandlung verdient hätten. Ewig unvergeßlich wird mir aber der Nachmittag dieses merkwürdigen Tages bleiben, denn beynahe auf jeder Straße begegnete ich Gruppen von Kindern mit verweinten Augen, die im stummen Schmerz an ihren Lehrern hingen; eine große Familie war heute zur Waise geworden.

Mit der ausgezeichneten und lukrativen Stelle eines Beysitzers des Rathes von Indien belohnt, verschmerzte Amoros sehr leicht den Fall des Instituts.

Der Friedensfürst schrieb an Pestalozzi: „Staatsmänner können nicht immer ihrem Herzen folgen. Undankbarkeit und Unwissenheit haben sich gegen das Institut erhoben; ich war genöthiget, es abzudanken. Aber was ich als Privatmann thun kann, soll geschehen. Ich lasse zwölf verwaisete Officiers-Kinder in meinem Palast nach der Methode unterrichten" u. s. w. — Dieses letztere Versprechen war auch wirklich Ernst, denn bereits wurde das verzeichnete Lokal eingerichtet; und als sich Voitel am nächsten Cour-Tage vor den Fürsten stellte, und Abschied nehmen wollte, um nach der Disposition des Aufhebungs-Decrets zu seinem Regiment zurück zu kehren, sagte dieser: „Bleiben Sie auf mein Geheiß noch hier, damit Sie Pestalozzi einst als Augenzeuge sagen können, wie ich ihn und seine Lehrart ehre." Er fügte ferner bey: „Ich bin zufrieden mit den Diensten, die Sie mir und meinem Vaterlande geleistet haben; wer Ihnen etwas anders sagt, der lügt."

Zwey Wochen später traten die bekannten schrecklichen Begebenheiten ein, die eine Dynastie vom Thron in den Privatstand riefen — mich in meine Berge.

St.

Gelindes Urtheil König Peters des Grausamen.

Unter der Regierung des katholischen Königs Peter, mit dem Zunahmen der Grausame, ließ der damahlige Erzbischof von Toledo einen armen Schuster tödten, weil er von Seiner Eminenz schlecht gesprochen haben sollte. Der Sohn des Schusters, ein entschloßener junger Mensch, glaubte seines Vaters Tod rächen zu müssen, und belangte den geweihten Mörder vor dem

geistlichen Gericht. Er bewies den Mord seines Vaters durch den Erzbischof, so sonnenklar, daß die Richter, so gern sie auch wollten, doch nicht daran zweifeln konnten, sondern sich genöthigt sahen, den Erzbischof als schuldig zu verdammen, und ihm zur wohlverdienten Strafe, — das Messelesen auf ein Jahr lang zu untersagen. Dem Schuster, der mit dem geistlichen Recht unbekannt war, schien diese Strafe viel zu gelinde für einen Mord; seine Rache ward dadurch nicht befriedigt, und er wartete nur auf eine Gelegenheit, die sich bald darboth.

Der König pflegte jährlich zum Frohnleichnamsfest nach Toledo zu kommen. Er kam auch dieses Jahr, und der Schuster warf sich ihm zu Füßen, um Gerechtigkeit für den Tod seines Vaters zu fordern. Der König fragte: „Ob ihm denn vor Gericht nicht Gerechtigkeit widerfahren sey?" — „Ew. Majestät," antwortete er, „ich bin nur ein armer Schuster, und der Mörder ist Erzbischof von Toledo; man hat ihm auf ein Jahr das Messelesen verbothen, aber dazu kann er lachen, denn er hat ohnedieß zu leben." — „Würdest du wohl das Herz haben, ihn mit eigner Hand zu tödten?" fragte der König weiter. — „O mit Freuden, wenn Ew. Majestät es erlauben!" versetzte der Schuster. — „Nun so thue es!" war die Antwort, „und sey für die Folgen unbesorgt." — Mit Ungeduld erwartete nun der Schuster die Prozession am folgenden Tage, welcher die Erzbischöfe von Toledo und Sevilla folgen mußten. Er versah sich mit einem tüchtigen Dolch, stellte sich vor des Königs Palast, vor welchem der feyerliche Zug durchging, faßte seinen Mann schon von weitem aufs Korn, und gab ihm, indem er sich plötzlich heran drängte, zwey Stiche, wovon er sogleich todt zur Erde sank.

Ganz Toledo erstaunte über ein so beyspielloses Verbrechen, den ersten Geistlichen der Monarchie, mitten in der feyerlichen Prozession zu morden. Der Thäter wurde auf der Stelle ergriffen, und man wollte mit ihm zum Gefängniß eilen; aber er schrie so laut, daß der König, welcher vom Balcon der Prozession zusah, es hörte, und befahl: den Verbrecher vor ihn zu bringen. Man gehorchte, und jedermann glaubte, nun würde die Strafe des Schusters außerordentlich schrecklich seyn, weil man den Charakter des Königs kannte. Alles drängte sich herzu, des Königs Urtheil zu hören, der den Schuster in einem sehr ernsten Ton anredete: „Verräther! welcher böser Geist ist in dich gefahren, daß du dich erkühnst, vor Gottes und meinen Augen eine solche That zu begehn?" — Der Schuster erzählte mit einer Freymüthigkeit, welche die Umstehenden in Erstaunen setzte, den Mord seines Vaters, seine Klagen gegen den Mörder, und die vom geistlichen Gericht ihm versagte Gerechtigkeit. — Die Freunde des Erzbischofs versicherten dagegen dem Könige, daß die Sache allerdings gehört sey, und der Schuster alle mögliche Gerechtigkeit erhalten habe; denn dem Erzbischof wäre auf ein ganzes Jahr das Messelesen untersagt, welches für einen Geistlichen seines Standes eine außerordentliche Beschimpfung sey.

Der König fragte, welches Handwerk der Verbrecher treibe? Und als er hörte, er sey ein Schuster, fällte er das gerechte Urtheil: „Daß ihm, zur Strafe für sein Verbrechen, das Schuhmachen auf ein ganzes Jahr lang untersagt seyn sollte!" Damit er aber indeß zu leben habe, wies er ihm ein Jahrgeld aus den Gütern des getödteten Erzbischofs an.

Schwarz.

Notizen.

England. Eine der Folgen von der Unterbrechung aller Verbindungen und dauerhaften Communicationen mit dem Continent ist, wie das Monthly Magazine klagt, gänzlicher Mangel der fremden literarischen Journale seit einer langen Reihe von Monathen, und folglich Unbekanntheit mit dem Gang und Fortschritt der Wissenschaften in Europa. Ausgenommen, was man in England aus kurzen Notitzen erfuhr, die in politischen Zeitungen standen, und gelegenheitlich nach der Brittischen Insel kamen, bleibt man in allen Entdeckungen für Kunst und Wissenschaft des übrigen Europa fremd.

Nicht minder drückend ist für den Zustand der jetzigen Englischen Literatur die steigende Theurung des Papiers. Ein Ries, dafür man sonst zwanzig Schilling zahlte, kostet jetzt fünf und dreyßig. Diese Preiserhöhung ist eine natürliche Folge des Lumpenmangels, da von Holland und Deutschland her gar keine Zufuhr mehr ist. Die Buchhändler schränken sich daher ein; man läßt so wenig neue Werke drucken, als möglich. Dem ungeachtet dauert in allen übrigen Artikeln des Luxus die enorme Papier-Consumtion fort; man mindert, man erschwert sie nicht, und außer dem schmachtenden Zustand der Literatur, leiden auch viele tausend Arbeiter, Künstler und deren Familien durch diese Theurung und Verschwendung, die Hand in Hand gehen.

Unter den interessanten Werken, die im Lauf des gegenwärtigen Sommers zu London erscheinen sollen, ist auch John Carr's Reise durch Schottland, von der man sich viel Gutes verspricht. Weit begieriger aber ist man auf Robert Bakwells von Wakefield Arbeit, die nächstens unter die Presse kommt, und für Wollenhändler und Wollen-Manufacturen vom höchsten Interesse seyn soll, indem er alles, was über die Wolle, als Fabrikstoff, gesagt werden kann, angeleitet durch die gründlichsten Erfahrungen, zu erschöpfen sucht.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 92. — 3. August 1809.

Über die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

(Fortsetzung.)

14.

Schwierigkeit der Reisen in Tibet. Hohes Gebirge. Eis und Schnee. Lebensart des Bergvolkes.

Die unermeßlichen Schwierigkeiten, die den Reisenden und Kaufleuten in den Tibetanischen Staaten aufstoßen, und den Handel natürlich sehr erschweren müssen, sind in Turners Reisen mit gräßlichen Farben bezeichnet. Wie gesagt ist das Land von dem höchsten und steilsten Gebirge durchschnitten. Überall trifft man auf enge Schluchten und tiefe reissende Ströme. Brücken sind an vielen Orten angebracht, aber höchst gefährliche; denn über die tobenden Gewässer und Abgründe sind in einer abgemessenen Entfernung von einander Ketten gespannt, die im Diameter durch Flechtwerk verbunden und mit kleinen Brettchen belegt sind, auf welchen Menschen und Pferde nur mit einem unstäten und wankenden Tritt zu wandern vermögen. Werden diese Ketten abgelöset, so ist alle Verbindung im ganzen Lande sogleich aufgehoben. Die Brückenköpfe sind an den Grenzen der verschiedenen Provinzen mit Truppen besetzt, welche den Reisenden die Pässe abfordern, untersuchen, und den Zoll erheben.

Das ungesegnete Land liefert nur sparsam Lebensmittel; die Kälte, durch den hohen Schnee der Gebirge noch verschärft, macht schon im October dann in den Wintermonathen alle Quellen und Flüsse gefrieren. Capitän Turner, der Ende Decembers seine Rückreise antrat, hatte mit seinen Gefährten das Vergnügen, auf zwey zugefrornen Seen bis Chalu, die den Schweizer-Landseen an Größe nichts nachgaben, zum größten Erstaunen der Landesbewohner, sich den Eiskothurn anschnallen, d. i. mit Schlittschuhen auf dem Eise laufen zu können, und zwar in einem Erdstriche zwischen dem 28. und 29. Grad nördlicher Breite, der folglich nach der gewöhnlichen Temperatur des Klima's und seiner geringen Entfernung vom Wendezirkel noch sehr heiß hätte seyn sollen.

Das Bergvolk wohnt den Sommer hindurch in Hütten oder Zelten, wo es in den kalten und frischen Nächten großes Ungemach erduldet. Im Winter zieht es den wärmern Thälern zu, und verkriecht sich in die Gebirgshöhlen, um bey angezündetem Feuer die strenge Temperatur der Luft zu mildern.

Jedes Bergvolk ist schon von Natur Hirtenvolk. Auch diese Bemerkung bestätigt sich bey den Tibetanern. Ihr großer Reichthum besteht in Vieh. Heerden ersetzen die Kargheit des Bodens. Die Nutzungen davon verschaffen ihnen Lebensunterhalt, Mittel zur Erleichterung des Handels, und endlich den Handel selbst.

Die Gattungen und Arten des Viehes, die in diesem sonderbaren Lande und auf diesen unersteiglichen Höhen einheimisch sind, verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit, da ich es möglich halte, daß sie auch in andern

hochgelegenen, kalten und an Futter kargen Gebirgsgegenden eingeführt werden könnten, so bald sich nur die Völker durch den Handel einmahl hülfreiche Hand biethen wollen.

15.

Der Grunzochse. Seine Beschreibung und sein großer Nutzen. Handel mit Ochsenschweifen.

Hierher gehören erstlich der Yok, eine Art Büffel, die Linné Bos grunniens heißt, oder den Grunzochsen nennt, weil er nicht zu brüllen pflegt, wie die Stiere, sondern leise grunzt, wie ein Schwein. Diese Büffel nähren sich unter dem Stabe ihrer Aufseher heerdenweis auf den höchsten und kältesten Gebirgen, von dem kurzen und sparsamen Grase, das den Berggipfeln eigen ist. Während dem Winter treibt man sie in die südlichen Thäler, im Sommer wieder auf die nördlichen Höhen.

Zum Ackerbau werden sie nicht gebraucht, aber als Lastthiere sind sie sehr nützlich, ja unentbehrlich. Sie sind stark, haben einen sichern Tritt in den engen Pfaden der Gebirgspässe, und man ladet ihnen große und beschwerliche Lasten auf den Rücken, die sie über die Berge hintragen müssen.

In dieser Eigenschaft sind sie in diesem Lande ein kostbares Eigenthum für einen Stamm wandernder Tartarn, Dubka genannt, der diese Anhöhen besucht. Die Kühe dieser Grunzochsen geben reichlich Milch, Käse, und vortreffliche Butter, die ihre Besitzer in Schläuchen von Häuten, und in Blasen aufbewahren, worin dieselbe bey der Kälte des Klima's ohne Schaden sich erhält.

Die Figur dieser Thiere ist naturhistorisch charakteristisch. Sie haben die Größe von gewöhnlichen starken Büffeln oder Stieren. Die Ohren sind klein, der Vorderkopf ist mit sehr lockigen Haaren besetzt, die Nasenlöcher sind ziemlich klein, der Hals kurz, unten und oben ziemlich gleich gekrümmt. Die Schulterblätter sind hoch und gewölbt. Über den Schultern erhebt sich ein dicker Buckel oder Muskel, der mit vielen weichen Haaren bedeckt ist, die im Ganzen häufiger und länger sind, als an dem Rücken und gegen dem Schwanze zu.

Die Schultern, der Rumpf und der obere Theil des Körpers sind mit einer Art dicker weicher Wolle besetzt, die untern Theile des Körpers mit geraden, hängenden, bis über die Knie herab gehenden Haaren bedeckt, welche einige Thiere sogar auf der Erde nachschleppen. Die Natur scheint die Bekleidung darauf berechnet zu haben, daß dieser Stier in hohen kalten Gegenden hausen muß. Was aber den Grunzochsen besonders noch außer dem ungewöhnlichen Höker auszeichnet, ist sein Schweif. Er ist mit einer ungeheuern Menge langer, sanfter, glänzender Haare so stark bewachsen, daß man kein Gelenke sehen kann, und er das Ansehen eines vollkommenen Pferdeschweifes hat.

Mit diesen Ochsenschweifen wird ein großer Handel im ganzen Orient getrieben, so weit nur immer Luxus und Prachtliebe Einfluß haben. Sie nehmen sich auch wegen den feinen seidenen Haaren vortrefflich aus, und man findet die schönsten davon in den Händen der ersten Staatsminister der Indischen Fürsten, so wie die schlechtern in den Fäusten der Pferdejungen. Man wehrt damit Fliegen und Moskitos ab, oder aber braucht sie zu Zierden für Pferde und Elephanten. Die feinern so genannten Roßschweife der Türkischen Paschen, mit denen sie ihre Würde bezeichnen, sind von diesen Thieren.

Die Farbe der Stiere ist zwar verschieden, aber doch meistens weiß oder schwarz. Aus ihren Haaren kann man Zeuge, Zelte und Stricke verfertigen. In den Gebirgen, auf Reisen und Zügen leisten sie vortreffliche Dienste, weil sie dann geduldig und mit voller Sicherheit Bagage tragen.

16.

Turner sendet zwey Thiere dieser Art nach England. Ihr Schicksal.

Mit der angegebenen Charakteristik werden nun diese Thiere vom Kapitän Turner beschrieben, der zwey Stück von verschiedenem Geschlecht an den Gouverneur Hastings in Bengalen geschickt hat, nachdem derselbe bereits Indien verlassen hatte. Man schiffte sie darauf nach England ein; allein nur das Männchen oder der Stier kam glücklich in Brittanien an, die Kuh ging zufällig auf der Reise zu Grunde.

Man darf annehmen, daß diese Thiere aus den kalten Gebirgsgegenden Tibets über die feuchten von Sonnenglut erhitzten Ebenen Bengalens zu Land wandern, und dann zu Wasser nach England gebracht worden sind, auf dieser langen Reise durch den Wechsel der verschiedenen Erdstriche unendlich gelitten haben müssen.

Nachdem das männliche Thier in England angekommen war, lebte es einige Zeit nach der Landung in einem starren, matten Zustande, bis es sich nach und nach erhohlte, und dann wieder zu Kräften gelangte.

Es erzeugte nachher mit Landeskühen mehrere Kälber, die aber ohne Nachkommen starben, ein weibliches Kalb ausgenommen, das von einem indischen Stiere besprungen, ein Junges zur Welt brachte.

Ungeachtet dieser Tibetanische nach England versetzte Stier von Natur aus nichts weniger als ungelehrig war, so ward er doch durch unvernünftige Behandlung seiner Wärter auf der Reise sehr wild, so, daß es am Ende gefährlich war, ihn frey herumlaufen zu lassen. Besonders hatte man an ihm eine entschiedene Feindseligkeit gegen Pferde bemerkt, denn einmahl stieß es ein Kutschpferd des Hrn. Hastings auf der Waide todt.

17.

Die Bergziege, eine unschätzbare Thierart. Sie gibt das Material zu den theuern Shawls von Kaschemir.

Ein anderes Thier, welches bey den Tibetanern einen unschätzbaren Werth hat, ist die Bergziege. Sie lebt von dünnen durch die Winde ausgetrockneten Grashalmen, welche die nackten Berge und Felsenritzen bekleiden.

Diese Ziegenart ist die schönste unter allen, und übertrifft noch bey weitem die angorischen. Die Thiere sind von verschiedener Farbe, weiß, schwarz, bläulich, und schattirt, bisweilen so, wie die Hirschkälber. Sie erreichen nicht die Größe der kleinsten Schafe in England, und haben gerade Hörner. Unmittelbar auf der Haut haben sie zarte, leichte, feine wollige Haare, über denselben eine grobe Bedeckung von langen Haaren, welche die Sanftheit der untern Wolle schützt.

Dies gute Geschöpf dankt die Wärme und Sanftheit seines Pelzes ohne Zweifel den hohen, rauhen Gebirgen, auf denen es weidet. Das Kostbarste an diesem Thiere ist die Wolle, die auf der Haut liegt, und die das Material zu jenen geschätzten Shawls hergibt, welche in Kaschemir verarbeitet werden, wovon dann die Elle in Indien selbst oft auf hundert Reichsthaler zu stehen kommt.

Turner traf ganze Heerden dieser Thiere auf den Gebirgen an. Er machte auch Versuche, mehrere über Bengalen nach England zu bringen; allein sie konnten weder das heiße Klima von Bengalen ausdauern, noch die Beschwerlichkeiten der Seereise ertragen. Wenn auch einige nach England kamen, so waren sie doch so sehr entkräftet, daß sie bald darauf starben. Meistentheils wurden diese Ziegen schon in Bengalen krank. Sie verloren unter dem heißen Himmelsstrich sehr bald ihre schöne Wolle, und eine Hautgeschwulst entstaltete ihr ganzes Fell. Vermuthlich kam dieser Unfall von der sengenden Glut der Sonne her, denn man hat die Erfahrung gemacht, daß wenn unsere Schafe, z. B. in das heiße Klima von Afrika versetzt werden, so verlängert sich ihre krause Wolle, und artet in grobes herabhangendes Ziegenhaar aus.

18.

Möglichkeit, diese Thiere nach Europa zu verpflanzen durch die Kalmukenstämme.

Indessen halte ich es nicht für unmöglich, daß man diese nützlichen tibetanischen Thiere in die hohen europäischen Gebirge verpflanzen könne. Die meisten Stämme der Kalmuken und Tartarn, die in den Russischen Steppen wohnen, bekennen sich zu der lamischen Religion. Viele von ihnen machen fromme Züge und Wallfahrten nach Tibet, und tragen dort ihre Opfer hin, die in Pferden, Kamehlen, auch in Silber und andern Waaren bestehen. Sie werfen sich vor dem Lama nieder, entledigen sich ihrer Gelübde, empfangen von ihm den Segen, und kehren auf einem unermeßlichen mühseligen Wege, ihrer geistlichen Wiedergeburt vergnügt, nach Hause zurück.

Turner traf dergleichen Horden von Kalmuken in dem Vorhofe des lamischen Palastes an. Sie streckten Stunde lang ihre Arme in die Höhe, und schauten unverwandt nach den Fenstern des Lama. Sobald er sich sehen ließ, warfen sie sich auf den Boden, und stießen mit dem Kopf auf die Erde; dann gaben sie den geistlichen Beamten ihre Geschenke, die in unförmlichen Gold- und Silberklumpen von verschiedenem Gewichte, in 200 bis 300 Pferden, Pelzwerk und bulgarischem Leder bestanden.

19.

Bettler in Tibet. Wunsch an unsere junge Kosmopoliten.

Allein dieß sind nicht die einzigen Fremden, die sich am Hofe des Lama versammeln. Man sieht dort, besonders an Festtagen, Haufen von Bettlern in Spalieren auf beyden Seiten, von allen Nationen und Religionen, die in Asien einheimisch sind. Sie flehen in allen Sprachen um Almosen aus Liebe zu Gott und seinem Propheten. Viele, die Turnern ansprachen, waren aus Turkestan und Kaschmir, und er ward oft in persischen und allen Dialekten der indischen Sprachen angefleht. Über eine solche Versammlung muß man sich

nicht wundern, wenn man bedenkt, daß dort, wo die Gaben der Wohlthätigkeit ohne Unterschied und Auswahl ausgespendet werden, sich gleich die Kinder der Armuth und auch der Faulheit zusammen einstellen, so daß sich oft mehr Bittende einfinden, als Mittel sie zu befriedigen. So ist es nun in Asien, wie in Europa.

Allein kein menschliches Wesen geht ungetröstet und unbeschenkt von der Pforte des menschenfreundlichen Lama von Teschu Lumbu weg, wenn es auf seine Mildthätigkeit Anspruch macht. Ausser den armen Muhamedanern, die dahin wandern, werden täglich über dreyhundert Pilgrime verschiedener Nationen durch die freygebige Hand des Lama gefüttert.

Aus diesem scheint es offenbar zu seyn, daß das Land Tibet nicht so geschlossen sey, wie man sich vorstellt, und ich wünschte sehr, daß einer unserer jungen gelehrten Kosmopoliten, dem die ganze Welt Vaterland ist, in der Gestalt eines Arztes, die in Asien am leichtesten fortkommt, oder auch in dem Gewand eines Derwisch, über das kaspische Meer, durch Turkestan, das Land der Usbeken, durch die Bucharey und Kaschmir zum Besten und Frommen der Geographie und Naturgeschichte nach Tibet wanderte. Ein solcher heroischer Wunderzug, der die Züge des Bacchus noch bey weitem überträfe, schickte sich allerdings für ein Original-Genie in zerrissenen Hosen, da die Fakirs in diesen Ländern sogar unbekleidet herumwandern.

Die Kalmuken, die man auch Tartarn von Khumbak hieß, und die Turner in Tibet sah, kamen, wie sie sagten, vom Fluße Sullum, der zwey und fünfzig Tagereisen von Teschu Lumbu entfernt war, zwölf englische Meilen auf eine Tagereise gerechnet. Ihre Rückreise war so bestimmt, nähmlich von Lumbu nach Lassa zwölf Tage, von Lassa nach Daum zehn Tage, und von da nach Sullum dreyßig Tage. Da ich keine gute Karte von Rußland und der Tartarey habe, so kann ich die Lage dieser Orte nicht in der Absicht bestimmen, um den Beweis zu führen, wie nahe sie an Rußland gelegen sind.

(Der Beschluß folgt.)

N o t i t z e n.

Frankreich. Ein Freund des in der mörderischen Schlacht bey Aspern und Eßling am 21. May 1809. tödtlich verwundeten Marschall Lannes, Herzogs von Montebello, theilt in den Französischen Blättern einige Züge aus dem Privatleben dieses Helden mit, die ihn als einen der liebenswürdigsten Menschen bezeichnen. So furchtbar Lannes in den Tagen der Schlacht dem Feinde war (und gewiß nicht umsonst gab ihm die Armee den Nahmen des Rolands von Frankreich), eben so häuslich, sanft, und, man sollte fast sagen, kindlich gut war er, wenn er auf seinem Landgute zu Maisons im Schooße seiner Familie lebte. Er war ganz Landmann; sein Gut ward eines der schönsten, da es vorher bey der Übernahme fast einer Wildniß glich. Besonders legte er auf Schafzucht einen Werth. Er hatte eine Heerde von reinen Merinos angelegt, die eine der schönsten ist, welche man gegenwärtig in Frankreich nur finden kann. Dieser einfache, innige Sinn für das Ländliche, dieser Hang für das Stillleben in der Zurückgezogenheit ging so weit, daß auch schon der Anblick irgend eines Fremden ihn dann genierte. Schrecklich auf den Schlachtfeldern, hatte er daheim die Schüchternheit eines Kindes. Sein durch die Welt verbreiteter Ruhm setzte niemanden mehr in Verlegenheit, als ihn selbst.

„Als der Marschall," so erzählt sein Freund Guillard, „nach den Bädern von St. Sauveur reisete, um sich von den Folgen der in der Schlacht von Jena empfangenen Wunde zu erhohlen, nahmen wir unsern Weg nach Leitaure im Gers-Departement, des Marschalls Geburtsstadt. Schon in Astafort fand er eine Ehrenwache, die seiner seit acht Tagen geharrt hatte, und einen prächtigen Triumphbogen mit Inschriften aller Art. Mich rührte der Anblick dieser Ehrenbezeigungen, die er so sehr verdient hatte, ich redete ihm davon; er aber war in der sichtbarsten Verlegenheit. Da wir von Meile zu Meile immer neue Ehrenpforten sahen, konnte er sich nicht länger halten, und sagte, er wolle erst Nachts in Leitoure ankommen. So hoffte er dem glänzenden Empfange auszuweichen, den man ihm in seiner Vaterstadt bereitete. Aber seine Bescheidenheit ward getäuscht. Er fand des Nachts die ganze Stadt illuminirt, die Ehrenwachen unter den Waffen, und die Magistratspersonen ihn erwartend, da er aus dem Wagen trat. Er war außerordentlich bewegt. Ich war allein mit ihm. Die erste Person, welche er in seinen Armen empfing, war sein ehrwürdiger Vater. Er stellte mich ihm vor, und des Greises Thränen benetzten meine Wangen. Mit Entzücken betrachtete ich die wahrhaft himmlische Freude des guten Vaters, die ihm der allgemeine, durch die Ankunft seines Sohnes erregte Freudentaumel der Stadt verursachte. — Wohl war Lannes der zärtlichste Sohn. Das Andenken seiner Mutter ehrte er mit einer Art religiöser Feyerlichkeit. Nie sprach er von ihr, daß ihm nicht Thränen in die Augen traten. Aus mütterlicher Zärtlichkeit für ihn war sie gestorben. Er war damahls in Ägypten. Eine lügnerische Zeitung hatte seinen Tod mit schrecklichen Nebenumständen erzählt. Die Mutter bekam das Blatt in die Hände. Sie konnte die falsche Nachricht nicht überleben. — Wenn ich an meine Mutter denke, dann — sagte der Marschall oft — ach, dann ist mir all mein Glück gleichgültig; sie kann's ja nicht mehr sehen! o, sie wäre allzu glücklich gewesen."

Ein solches gefühlvolles Herz, wie Lannes trug, war bey fremder Noth gewiß nicht gelassen. Er war der Wohlthäter vieler seiner Kriegsgefährten; er zahlte für viele Soldatenkinder die Pensionen aus seiner Tasche, für die er doch leicht von der Regierung Unterstützung ausgewirkt haben würde. Aber auch dieß war ein Charakterzug von ihm: er wollte lieber zahlen, als sich Gnaden ausbitten. — Seine Freymüthigkeit im Reden, seine Offenheit war zum Sprichwort geworden. Bey einer wichtigen Gelegenheit, umringt von den Häuptern der Armee, und unter den Augen des Kaisers, hatte er seine Meinung allein, und behauptete sie mit jener männlichen Festigkeit, die ihm eigen war. Seine Meinung drang wirklich durch. „Maréchal, je vous aime comme cela!" sagte Napoleon zu ihm mit einer Herzlichkeit, die es bewies, wie sehr des Monarchen Seele mit der des Helden im Einklang war.

Er liebte seine Gattinn mit seltener Treue. Er war der glücklichste Gemahl. Fünf Kinder vermehrten den Reitz dieser Ehe. Zu jung noch, um die Größe ihres Verlustes zu fühlen, werden sie erst aus der Geschichte den hohen Ruhm des Nahmens erfahren, den sie tragen.



Der Sammler.

Samstag, den — 93. — 5. August 1809.

Giletta, eine Novelle.

(Giletta von Narbonne heilt den König von Frankreich von einem Geschwüre, erbittet sich den Beltrama von Russillon zum Gemahle, welcher, wider seinen Willen mit ihr getraut, aus Verdruß nach Florenz geht: dort gewinnt er ein Fräulein lieb, an deren Statt Giletta bey ihm liegt, und davon zwey Söhne empfangt, weshalb sie ihm nachher theuer und als seine Gemahlinn von ihm gehalten wurde.)

Im Königreiche Frankreich war ein Edelmann Nahmens Isnardo, Graf von Russillon, welcher, da er selten gesund war, immer einen Arzt bey sich hatte, mit Nahmen Meister Gerardo von Narbonne. Es hatte der erwähnte Graf einen noch kleinen Sohn, genannt Beltramo, welcher überaus schön und artig war, und mit welchem andere Kinder seines Alters erzogen wurden. Unter diesen befand sich eine Tochter des erwähnten Arztes Nahmens Giletta. Dieselbe wurde von einer unendlichen, ihrem zarten Alter ungewöhnlichen Liebe zu jenem Beltramo entzündet, mit dem es sich fügte, daß er, nach des Grafen Tod in die Hände des Königes gegeben, nach Paris ging, und das Fräulein ganz und gar untröstlich zurück ließ; und als nicht lange darauf ihr Vater gestorben, würde sie gern, wenn sich eine anständige Ursache gefunden hätte, nach Paris gegangen seyn, um Beltramo zu sehen. Allein unter strenger Aufsicht gehalten, weil sie reich und die einzige Hinterlassene war, sah sie keinen anständigen Weg. Schon war sie in's jungfräuliche Alter getreten, und hatte, da sie niemahls den Beltramo vergessen konnte, Viele, an welche sie ihre Verwandten hatten verheirathen wollen, zurück gewiesen, ohne die Ursache anzugeben. Nun geschah es, daß sie, mehr als jemahls von Liebe zu Beltramo entbrannt, indem sie vernommen, er sey ein überaus schöner Jüngling geworden, eine Neuigkeit erfuhr, wie dem Könige von Frankreich von einer Beule, welche er auf der Brust gehabt hatte, und welche schlecht geheilt worden, ein Geschwür zurück geblieben sey, welches ihm den größten Kummer und die größte Qual verursache. Noch war kein Arzt gefunden worden (so viele sich auch daran versucht hatten), welcher ihn davon hätte heilen können; weßhalb der König von keinem mehr weder Rath noch Hülfe verlangte. Dessen war die Jungfrau über die Maßen froh, und gedachte hierdurch nicht nur eine rechtmäßige Ursache zu haben, nach Paris zu gehen, sondern, wenn jenes Übel das war, wofür sie es hielt, auch zu erlangen, daß Beltramo ihr Gemahl würde.

Demnach bereitete sie, die mancherley von ihrem Vater gelernt hatte, ihre Pulver aus gewissen, für das Übel, welches sie vermuthete, heilsamen Kräutern, stieg zu Pferd und begab sich nach Paris. Anfangs that sie nichts anders, als daß sie sich bemühte, den Beltramo zu sehen; darauf vor die Augen des Königes gebracht, bath sie um die Gnade, seinen Schaden sehen zu dürfen. Der König, die schöne und artige Jungfrau erblickend, vermochte nicht, es ihr abzuschlagen, und zeigte

ihr denselben. Wie ihn jene betrachtet, faßte sie sich alsbald, ihn heilen zu müssen, und sprach: Gnädigster König, wenn es Euch gefällt, so hoffe ich zu Gott, Euch in acht Tagen, ohne allen Schmerz oder Mühe für Euch, von jenem Übel gesund zu machen. Der König spottete bey sich selbst über ihre Worte, und sagte: Was die größten Ärzte von der Welt nicht gekonnt oder gewußt haben, wie könnte dieß eine zarte Jungfrau wissen? Er dankte ihr daher für ihren guten Willen, und antwortete, daß er bey sich beschlossen habe, nicht ferner dem Rathe eines Arztes zu folgen; worauf die Jungfrau sagte: Gnädiger König, Ihr spottet meiner Kunst, weil ich zart und eine Jungfrau bin; aber ich erinnere Euch, daß ich nicht mit meiner Wissenschaft curire, sondern vielmehr durch Gottes Beystand und die Wissenschaft des Meister Gerardo von Narbonne, welcher mein Vater und weiland ein berühmter Arzt war. Der König sprach darauf bey sich: Vielleicht ist mir diese von Gott gesendet; warum versuche ich nicht, was sie auszurichten vermag, da sie verspricht, in kurzer Zeit mich ohne Schmerzen herzustellen? Und indem er mit sich eins geworden, eine Probe zu machen, sprach er: Fräulein, und wenn Ihr, unsern Vorsatz umstoßend, uns nicht heilet, was wollt Ihr, daß Euch widerfahre? Gnädiger König, antwortete die Jungfrau, laßt mich bewachen, und wenn ich Euch innerhalb acht Tagen nicht heile, so laßt mich verbrennen; aber wenn ich Euch heile, welche Belohnung wird mir dafür? Der König antwortete: Ihr scheint mir noch ohne Gemahl; wenn Ihr jenes vollbringt, so werden wir Euch gut und vornehm verheirathen. Wogegen die Jungfrau sprach: Es gefällt mir vollkommen, daß Ihr mich verheirathen wollt; aber ich begehre einen solchen zum Gemahle, als ich mir ausbitten werde, ohne Euch um einen von Euern Söhnen oder aus dem königlichen Hause bitten zu dürfen. Der König gab sogleich seine Einwilligung. Die Jungfrau begann ihre Cur, und in kurzem, noch vor dem Termine, hatte sie dem Könige die Gesundheit gegeben. Daher der König, als er sich geheilt fühlte, sprach: Fräulein, Ihr habt den Gemahl wohl gewonnen. Worauf sie antwortete: Sonach, mein König, habe ich den Beltramo von Russillon gewonnen, welchen ich schon als Mägdlein zu lieben anfing, und nachher immer inniglichst geliebt habe. Es dünkte den König eine große Sache, ihr denselben zu geben; aber da er es versprochen hatte, um seinem Worte treu zu seyn, ließ er ihn vor sich rufen, und sprach also zu ihm: Beltramo, Ihr seyd jetzt groß und mannbar; Wir wollen, daß Ihr heimkehrt, Eure Grafschaft zu regieren, und ein Fräulein mit Euch führet, welches wir Euch zur Gemahlinn bestimmt haben. Beltramo sprach: Und welches ist das Fräulein, mein König? Worauf der König antwortete: Es ist dieselbe, welche mir durch ihre Heilmittel die Gesundheit verschafft hat. Beltramo, welcher sie kannte und sie gesehen hatte, so schön sie ihm vorkam, da er wußte, sie sey nicht von solchem Geschlechte, als sich für seinen Adel schickte, sprach ganz entrüstet: Gnädiger König, also wollt Ihr mir eine Heilfrau zur Gemahlinn geben? Nimmer wird Gott wollen, daß ich ein solches Frauenzimmer nehme. Worauf der König sprach: Also wollt Ihr, daß wir unser Wort brechen, welches wir, um die Gesundheit zu erlangen, dem Fräulein gaben, welche Euch als Belohnung dafür zum Gemahle begehrte? Gnädiger König, sprach Beltramo, Ihr könnt mir nehmen, so viel ich besitze, und mich, als Euern Unterthan, geben, an wen es Euch beliebt, aber dessen haltet Euch versichert, daß ich nie mit dieser Heirath zufrieden seyn werde. Doch werdet Ihr es seyn, sprach der König, weil das Fräulein schön ist und verständig, und Euch sehr liebt; darum hoffen wir, Ihr werdet ein vergnügteres Leben mit ihr führen, als Ihr mit einer Dame aus höherm Stande nur immer führen würdet. Beltramo schwieg, und der König ließ große Zurichtungen für das Hochzeitfest machen; und als der dazu bestimmte Tag gekommen war, verheirathete sich Beltramo, so groß auch seine Abneigung war, in des Königes Gegenwart mit dem Fräulein, die ihn mehr als sich selbst liebte. Und als dies geschehen war, bath er, indem er schon bey sich überlegt hatte, was er thun sollte, unter dem Vorgeben, er wolle in seine Grafschaft zurückkehren, und dort die Ehe vollziehen, den König um Urlaub. Und nachdem er sein Pferd bestiegen, begab er sich nicht nach seiner Grafschaft, sondern wandte sich nach Toscana; und da er wußte, die Florentiner seyen mit den Sanesern im Kriege, so entschloß er sich, ihre Partey zu ergreifen; von ihnen wurde er freudig und ehrenvoll aufgenommen, und zum Hauptmann einer Anzahl von Truppen gemacht, und da er von ihnen guten Sold erhielt, so blieb er in ihren Diensten, und dies dauerte geraume Zeit.

Die Neuvermählte, wenig zufrieden mit einem solchen Ausgange, begab sich in der Hoffnung, sie werde ihn durch ihr Wohlverhalten in seine Grafschaft zurückziehen, nach Russillon, wo sie von allen als Herrinn empfangen wurde. Weil sie hier durch die lange Zeit, in welcher kein Graf da gewesen war, alles wüste und

verwildert fand, so stellte sie als eine verständige Frau mit großer Ämsigkeit und Sorgfalt alles wieder in Ordnung, worüber die Unterthanen sehr zufrieden waren, und sie sehr werth hielten, und ihr mit großer Liebe anhiengen, den Grafen sehr darum tadelnd, daß er mit ihr nicht zufrieden sey. Als die Dame das ganze Landgut eingerichtet hatte, that sie es dem Grafen durch zwey Ritter kund, mit der Bitte, daß, wenn er um ihretwillen nicht nach seiner Grafschaft kommen wollte, er es sie wissen ließe, und sie würde sich ihm zu Gefallen weg begeben; worauf er mit der größten Härte antwortete: Darin mag sie nach ihrem Belieben thun. Ich werde erst zurückkehren, um bey ihr zu bleiben, wenn sie diesen Ring am Finger, und auf dem Arm einen von mir empfangenen Sohn tragen wird. — Der Ring war ihm sehr werth, und er gab ihn niemahls von sich, wegen einer Kraft, welche, wie er vernommen, demselben beywohnen sollte. Die Ritter vernahmen die harte auf zwey gleichsam unmögliche Dinge gesetzte Bedingung, und weil sie sahen, er sey durch ihre Worte nicht von seinem Entschluße abzubringen, so kehrten sie zur Dame zurück, und erzählten ihr seine Antwort.

(Der Beschluß folgt.)

Kaiser Otto I. und Heinrich von Kempten.

Kaiser Otto I. feyerte ums Jahr 962 zu Pavia das Osterfest, das heißt, er gab nach geendigtem Gottesdienst den anwesenden Herren und Rittern einen stattlichen Schmaus. An seinem Hofe befanden sich unter andern ein junger Herzog von Schwaben und sein Hofmeister Heinrich von Kempten. Beyde kamen früher in den Speisesaal, als der Kaiser, weil wahrscheinlich damahls besondere Vorzimmer noch nicht üblich waren. Der junge Herzog, dem der Kaiser zu lange ausblieb, hatte große Eßlust, und war so dreist, sich von einem aufgetragenen großen Osterkuchen ein Stück auf Abschlag abzubrechen. Unglücklicher Weise ward die Näscherey von dem kaiserlichen Truchseß bemerkt, der, als ein steifer Ceremonienmeister, über das beleidigte kaiserliche Tischrecht in solchen Eifer gerieth, daß er dem jungen Herzog, mit seinem Truchseßstab, einen derben Schlag über den Kopf gab. Heinrich von Kempten, dessen Aufsicht der Herzog anvertraut war, gerieth über diese Beleidigung außer aller Fassung. Blitzschnell sprang er auf den Truchseß ein, und erstach ihn auf der Stelle. Der Kaiser hörte indessen den Lärm, und ging, um die Ursache davon zu erkundigen, in den Speisesaal. Man denke sich den Schrecken des guten Otto, als er hier seinen Truchseß im Blute schwimmend fand. Ergreift den Mörder! war der Befehl des halb erstarrten Kaisers, und er büße den Frevel mit seinem Blut! Heinrich wollte sich entschuldigen, den Vorfall erzählen und die That rechtfertigen, allein der Kaiser hörte ihn nicht. Mit steigendem Unwillen betheuerte Heinrich seine Unschuld, und bath, um der Heiligkeit des Festes willen, ihm nur wenigstens ein Verhör zu verstatten, aber der Kaiser schlug ihm auch dieß ab, und bestand unerbittlich auf der Vollziehung des Bluturtheils. Den verlassenen Ritter trieb diese Strenge zur Verzweifelung. Er ergriff, um die Todesstrafe wirklich zu verdienen, mit der Wuth eines Rasenden den Kaiser, riß ihn nieder, und schlug ihn mit Faustschlägen. Alles sprang zur Rettung des Kaisers herbey, und fortgerissen ward der heillose Verbrecher zum Richtplatz. Indessen erhohlte sich der Kaiser wieder, und sein erstes Geheiß war, Heinrich von Kempten vor ihn zu führen. Er kam, um aus dem Munde des Kaisers ein dreyfach geschärftes Todesurtheil zu hören. Aber — wie erstaunte er, als ihn der Kaiser also anredete:

„Heinrich von Kempten, ich erkenne, daß nicht Du, sondern daß mich Gott durch Deine Hand geschlagen und gezüchtiget hat. Ich, Dein Richter, versagte Dir, vom Zorn übereilt, Verhör und Entschuldigung, und sprach an diesem großen Tage des Herrn ein Urtheil, das mir Leidenschaft, nicht aber reife Überlegung eingegeben hatte. Dafür hat mich nun Gott durch Dich züchtigen lassen. Meine Pflicht sey es jetzt, Dich zu hören, und ein gerechtes Urtheil zu sprechen. Rede also, und verantworte Dich."

Heinrich, so nahe am Rand eines schimpflichen Grabes, glaubte die Rede eines Engels vom Himmel zu hören. Er erzählte die Veranlassung des Streits, entschuldigte das begangene Majestätsverbrechen mit der Verzweifelung, in die er über das abgeschlagene Verhör gerathen sey, und bath um Gnade und Verzeihung. Als er ausgeredet hatte, sprach Otto, nach einer kleinen Pause folgendes Urtheil:

„Daß du meinen Truchseß ermordet, verzeihe ich dir; daß du dich an meiner Person vergriffen, ist eine Züchtigung Gottes, dessen Werkzeug du bloß warst; daß du mir aber den Bart ausgerauft, dafür entferne dich auf eine Zeit lang von meiner Person und meinem Hofe."

— —

Odessa.

Aus einem Schreiben vom Febr. 1809. an Hrn. Ch. Pictet in Genf.

Alles, was in der Monarchie des Russischen Reiches die Fortschritte der Gesittung, des Gewerbfleißes und der Bevölkerung bezeichnet, verdient wohl die vorzüglichste Beachtung.

Odessa, an den Ufern des schwarzen Meeres, eine der ersten Russischen Handelsstädte, war vor zehn bis fünfzehn Jahren noch allen Geographen ein unbekannter Ort; keine Landkarte nannte sie. Und da wo vor zwanzig Jahren noch wilde Tartarnstämme zuweilen ihre Zelte aufschlugen in der Einöde, prangen jetzt ganze Straßen von massiven Gebäuden in Europäischem Styl, Gewölbe mit allen Bedürfnissen des Luxus angefüllt, Hospitäler, Tempel, Schauspielhäuser und Casino's. Keine neuere Stadt, wie Odessa, kann als Zeuginn der hohen Macht des Handels gelten, welcher einst ein Palmyra in den Wüsten, ein Samarcand in Tartarensteppen, ein Amsterdam und Venedig in Sümpfen gründete. Das schwarze Meer war seit 300 Jahren die ausschließliche Domaine der Türken gewesen. Und wie sie in die Beherrschung desselben getreten waren, verschwanden alle Wohlthaten, welche der Commerz über die Uferprovinzen gestreut hatte. Beständige Kriege, Härte und Unverständigkeit der Regierung, Plünderung der Begüterten, zerstörten die Bevölkerung und den Anbau des Landes in solchem Grade, daß man zuletzt an den Nordküsten des Meeres nur noch einzeln umher schwärmende Räubernomaden erblickte. Ehe Katharina II. diese Provinzen eroberte, waren jene unermeßlichen fruchtbaren Ebenen unbewohnte Wildnisse, nur von herumirrenden Tartaren belebt, die kaum genug Nahrung für ihr Vieh fanden. Jetzt blüht dies herrliche Land unter einer wachsenden Volkszahl immer mehr auf, und der Boden zeugt einen Überfluß der ersten und nothwendigsten Bedürfnisse.

Der Friede zu Kutschuk-Kajnardschi am 21. July 1774, welcher die Unabhängigkeit der Krimm, und die Vereinigung von Azow, Kinburn, das Land zwischen dem Dnieper und Bug mit Rußland, so wie die freye Schiff-Fahrt der Russen auf dem schwarzen Meere festsetzte, verwandelte plötzlich das bisher traurige Loos dieser Gegenden. Um die Schiff-Fahrt des schwarzen Meeres benutzen zu können, mußte ein Hafen zur Sicherheit der Kriegsschiffe und des Handels vorhanden seyn. Er fehlte. Darum fing man im J. 1778 den Bau der Stadt Cherson am rechten Ufer des Dnieperstromes an, ungefähr 17 Stunden weit von dessen Mündung entlegen. Die Kaiserinn bewilligte dieser jungen Stadt mehrere Privilegien, die bald eine große Zahl von Fremdlingen, und einen beträchtlichen Handel dahin zogen. Cherson setzte sich sogleich in merkantilische Verbindungen mit Constantinopel und dem Archipel, endlich auch mit Marseille, Triest und andern Plätzen. Die Handelsartikel aus dem Innern kamen meistens auf dem Dnieper; die fremden Kauffahrteyschiffe fuhren den Strom aufwärts, doch nicht immer ganz bis Cherson.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Wien, den 2. August. Gestern wurde das beliebte Italiänische Singspiel: L'Amor marinaro, in dem k. k. Hof-Theater aufgeführt. Das Buch ist eines der so seltenen Italiänischen Opernbücher, die doch eine zusammenhängende Handlung darstellen; auch findet man, statt der sonst gewöhnlichen albernen Späße, manchen witzigen Scherz darin. Über den Werth der Musik hat der allgemeine Beyfall längst entschieden: sie ist vortrefflich! Ohne von dem Typus einer Italiänischen Opernmusik ganz abzuweichen, ist sie doch von dem Schlendrian derselben völlig entfernt, und zeichnet sich durch Feuer des Ausdrucks, durch schöne Tongänge, und die dem Herrn Weigl so sehr eigene geschmackvolle Instrumentirung sehr vortheilhaft aus. Die Aufführung dieses Singspiels war durchaus befriedigend. Mad. Tomeoni, Herr Saal, Herr Vogel und Herr Lotti hatten ihre vormahls gespielten Rollen beybehalten, und trefflich ausgeführt. Mad. Campi sang den Part des Pierotto mit gewohnter Bravour, welcher besonders im zweyten Act, in einer entweder eingelegten, oder neu componirten, Passagenreichen Arie hinlänglicher Spielraum gegeben war. Herrn Radichi's angenehme Tenorstimme entschädigte uns vollkommen für den brillantern Gesang des Hrn. Brizzi. Hr. Verri trug zum Gelingen des Ganzen das seinige redlich bey. Das höchste Lob aber verdiente Hr. Bassi in der Rolle des Kapellmeisters Cifolfaute, in welcher er seinen meisterhaften Vorgänger, Hrn. Angrisani, ganz erreichte, wo nicht übertraf. — Es ist so selten, und verdient daher doppelten Ruhm, in dem Spiele eines Italiänischen Komikers Übertreibung und Lazzi vermieden, und dafür durchdachte Feinheit, und richtiges Auffassen des vorgestellten Charakters herrschen zu sehen! — Das Publikum ließ aber auch Herrn Bassi, der es diesen Abend hindurch so angenehm unterhielt, volle Gerechtigkeit widerfahren, der Beyfall, den er erntete, war einstimmig!

Da die Italiänische komische Oper wieder an die Tagesordnung gekommen ist, können wir uns des Wunsches nicht enthalten, des unsterblichen Mozart's unvergleichliches Singspiel: Le nozze di Figaro, wieder zu hören, in welcher Hr. Bassi als Figaro seinen Ruhm noch vergrößern, und Mad. Tomeoni als Susanne neue Lorbeern sammeln würde. M.

Auflösung des Anagramms in Nro. 89:
Rede — Erde.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der Sammler.

Dinstag, den — 94. — 8. August 1809.

Giletta, eine Novelle.

(Beschluß.)

Sie, in großer Betrübniß, beschloß nach langem Nachdenken, versuchen zu wollen, ob sich jene beyden Dinge wirklich machen ließen, damit sie solchergestalt ihren Gemahl wieder erhielte. Und nachdem sie ausgesonnen, was zu thun sey, versammelte sie einen Theil der vornehmsten und besten Männer ihrer Grafschaft, und erzählte ihnen nach der Reihe und in frommen Worten, was sie schon aus Liebe zu dem Grafen gethan habe, und zeigte, was ihr dafür geworden. Zuletzt sprach sie, ihre Absicht sey nicht, daß der Graf durch ihren Aufenthalt dahier in beständiger Verbannung bleibe; vielmehr gedenke sie den Rest ihres Lebens in Wallfahrten und barmherzigen Diensten für das Heil ihrer Seele hinzubringen. Sie bath jene, daß sie die Aufsicht und die Verwaltung der Grafschaft übernähmen, und dem Grafen kund thäten, sie habe seine Besitzung geräumt und in fertigem Stande für ihn verlassen, und sich entfernt mit der Absicht, nie wieder nach Russillon zurück zu kehren. — Während sie so redete, vergossen die guten Leute viele Thränen, und überhäuften sie mit Bitten, daß sie ihren Entschluß ändern und da bleiben möchte; aber sie richteten nichts aus. Nachdem sie diese Gott empfohlen hatte, trat sie mit einem Verwandten und einer Kammerfrau in Pilgerkleidern, wohl mit Geld und köstlichen Edelsteinen versehen, ohne daß irgend einer wußte, wohin sie ginge, die Reise an, und rastete niemahls, bis sie in Florenz war. Da sie hier von ungefähr in einer kleinen Herberge, welche eine brave Witwe hielt, angelangt war, bezeigte sie sich allmählig nach Art einer armen Pilgerinn neugierig, Nachrichten von ihrem Herrn zu erhalten. Darauf traf es sich, daß sie den Beltramo mit seinen Leuten vorbey kommen sah. Ob sie ihn nun gleich wohl kannte, so fragte sie dennoch die gute Frau von der Herberge, wer er wäre? Worauf die Wirthinn antwortete: Dieß ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Beltramo nennt, artig und höflich, und sehr geliebt in unserer Stadt; und er ist über die Maßen verliebt in eine unserer Nachbarinnen, welche von edler Geburt, aber arm ist. In Wahrheit, sie ist das züchtigste Fräulein: aus Armuth ist sie noch nicht verheirathet, sondern lebt bey ihrer Mutter, der verständigsten und besten Frau, und vielleicht, wenn ihre Mutter nicht wäre, hätte sie schon gethan, wonach jenem Grafen gelüstet. Die Gräfinn, diese Worte vernehmend, behielt dieselben wohl, und indem sie sich noch genauer erkundigte, jeden kleinen Umstand berührend, faßte sie, nachdem sie alles wohl erforscht, ihren Entschluß. Sie hatte das Haus und den Nahmen der Dame und ihrer Tochter, welche vom Grafen geliebt wurde, erfahren, und ging in der Stille im Pilgerkleide dahin, und als sie die Dame und ihre Tochter in ziemlich dürftigen Umständen gefunden, grüßte sie solche, und sprach zu jener, sie wünschte, wenn es ihr gefiele,

mit ihr zu reden. Die Edelfrau stand auf und sagte, sie sey bereit, sie anzuhören. Und nachdem sie allein in eine Kammer gegangen, und sich nieder gesetzt hatten, begann die Gräfinn: Es scheint, daß Ihr zu den vom Glücke Verfolgten gehört, gleich mir: aber wofern Ihr wollt, so könnt Ihr vielleicht Euch und mir helfen. Die Dame erwiederte, daß sie nichts mehr wünsche, als sich anständig aufzuhelfen. Die Gräfinn fuhr fort: Ich bedarf Eures Vertrauens. Wenn ich mich diesem hingebe, und Ihr täuscht mich, so würdet Ihr Eure und meine Sache verderben. Sagt mir zuversichtlich, sprach die Edelfrau, alles was Ihr wollt: nimmer werdet Ihr Euch in mir betrogen finden. Worauf die Gräfinn bey dem Entstehen ihrer Liebe anhub, und erzählte, wer sie wäre, und was ihr bis auf diesen Tag begegnet, auf eine solche Weise, daß die Edelfrau ihrer Rede, indem sie dieselbe zum Theile schon anderswo gehört hatte, Glauben beymaß, und anfing Mitleid mit ihr zu haben. Und nachdem die Gräfinn ihre Umstände erzählt hatte, fuhr sie fort: Ihr habt also unter meinen andern Widerwärtigkeiten vernommen, welches jene beyden Dinge sind, die ich haben muß, wenn ich meinen Gemahl besitzen will. Nun kenne ich keine andere Person, die mir zu diesen verhelfen kann, als Euch, wenn nähmlich das wahr ist, was ich höre, daß der Graf mein Gemahl Eure Tochter über die Maßen liebt. Worauf die Edelfrau sagte: Edle Frau, ob der Graf meine Tochter liebt, weiß ich nicht, aber er thut sehr, als ob es sich so verhielte. Allein was kann ich darum für das thun, was ihr begehret? Edle Frau, antwortete die Gräfinn, ich werde es Euch sagen: aber vorher will ich Euch zeigen, was Euch dafür werden soll, wenn Ihr mir dienet. Ich sehe Eure Tochter ist schön und reif für einen Gemahl, und nach dem, was ich gehört habe, und was mir auch wahrscheinlich vorkommt, heißt das Unvermögen, sie zu verheirathen, Euch sie im Hause behalten. Ich gedenke als Belohnung für den Dienst, den Ihr mir erweisen werdet, ihr von meinem Gelde eine solche Mitgift zu geben, als Ihr selbst für erforderlich achten werdet, um sie ehrenvoll zu verheirathen. Der Frau, da sie dürftig war, gefiel das Anerbiethen; aber auf alle Weise mit einer hohen Seele begabt, sprach sie: Edle Frau, sagt mir, was ich für Euch unternehmen kann, und wenn es anständig für mich seyn wird, so will ich es gern thun, und Ihr möget sodann thun, was Euch gefällt. Darauf sagte die Gräfinn: Ich bedarf, daß Ihr durch eine Person, welcher Ihr traut, dem Grafen, meinem Gemahl, sagen lasset, daß Eure Tochter bereit sey, in allem seine Wünsche zu erfüllen, wofern sie gewiß seyn könne, daß er sie liebe, wie er vorgebe; was sie nimmer glauben würde, wenn er ihr nicht den Ring schickte, welchen er an der Hand trüge, und den er, wie sie gehört, so sehr liebte. Diesen, wenn er ihn Euch schickt, gebt Ihr mir, und laßt ihm darauf sagen, Eure Tochter sey bereit, ihm zu Willen zu seyn, und laßt ihn verborgen hieher kommen, und legt mich ihm heimlich an Eurer Tochter Statt an die Seite. Vielleicht erweist mir Gott die Gnade, daß ich schwanger werde; und so werde ich ihn, seinen Ring am Finger tragend, und ein von ihm erzeugtes Söhnlein im Arme, nachher wieder gewinnen, und mit ihm leben, wie eine Frau mit ihrem Manne leben soll, und zwar durch Euren Beystand. Dieß schien der Edelfrau eine große Sache zu seyn, fürchtend, es möchte ihrer Tochter Tadel zuziehen; aber in dem Gedanken, es sey ein geziemendes Werk, sich Mühe zu geben, daß die gute Dame ihren Gemahl wieder erhielte, und sie ließe sich zu einem ehrbaren Zwecke bewegen, jenes zu thun, versprach sie nicht allein, auf ihre redliche und anständige Absicht vertrauend, der Gräfinn zu willfahren, sondern in wenigen Tagen hatte sie, nach dem von jener erhaltenen Auftrage, den Ring, so schwer es auch dem Grafen ankam, und richtete es meisterhaft ein, daß die Gräfinn statt ihrer Tochter bey dem Grafen lag. Aus welcher ersten so inbrünstig vom Grafen begehrten Umarmung die Dame, wie es Gott gefiel, von zwey Söhnlein schwanger wurde, wie die zu ihrer Zeit erfolgte Geburt offenbarte. Und nicht nur ein Mahl erfreute sich die Gräfinn der Umarmungen ihres Gemahls, sondern viele Mahle, indem sie so geheim zu Werke ging, daß niemahls ein Wort verlautete, und der Graf immer glaubte, nicht bey seiner Gemahlinn, sondern bey der, welche er liebte, gewesen zu seyn. Als er am Morgen von ihr weg gehen wollte, hatte er ihr einige schöne und kostbare Juwelen geschenkt, welche die Gräfinn alle sorgfältig aufhob. Da sie sich schwanger fühlte, wollte sie die Edelfrau nicht länger mit solchem Dienste beschweren, sondern sprach zu ihr: Gott und Euch sey's gedankt! ich habe das, was ich begehrte; und deßhalb ist es Zeit, daß ich meines Theil erfülle, was Ihr wünschen werdet, um mich nachher auf die Reise zu machen. Die Edelfrau sagte zu ihr, daß, wenn sie etwas hätte, was ihr anstände, sie damit zufrieden sey, aber daß sie dieß nicht gethan habe in Hoffnung eines Lohns, sondern weil sie gedünkt, sie müsse es thun, wenn sie wohl thun

wollte. Worauf die Gräfinn sagte: Edle Frau, dieß gefällt mir wohl; und so gedenke ich anderer Seits auch das, was Ihr von mir bitten werdet, nicht zur Vergeltung zu geben, sondern um wohl zu thun, da mich dünkt, es sey Pflicht so zu thun. Die Edelfrau bath sie also nothgedrungen mit der größten Verschämtheit um 100 Lire zur Verheirathung ihrer Tochter. Die Gräfinn, wie sie ihre Verschämtheit bemerkte und ihre bescheidene Bitte vernahm, gab ihr 500, und so viel schöne und köstliche Edelsteine, welche vielleicht noch eben so viel betrugen. Wofür die Edelfrau, weit mehr als befriedigt, der Gräfinn so große Dankbezeugungen, als sie nur vermochte, erwies. Diese verließ sie und kehrte in die Herberge zurück. Die Edelfrau, um dem Beltramo die Gelegenheit zu benehmen, ferner weder in ihr Haus zu schicken, noch zu kommen, begab sich sammt ihrer Tochter auf's Land in das Haus von Verwandten. Beltramo, darauf in kurzem von seinen Leuten nach Hause gerufen, kehrte, da er hörte, die Gräfinn habe sich entfernt, dahin zurück. Als die Gräfinn vernahm, er habe Florenz verlassen, und sey in seine Heimath gekehrt, war sie sehr erfreut, und sie blieb so lange in Florenz, bis die Zeit ihrer Niederkunft da war. Sie gebar zwey Söhnlein, ihrem Vater ganz ähnlich. Diese ließ sie sorgfältig säugen, und als es ihr Zeit schien, machte sie sich auf den Weg und gelangte, ohne von irgend jemand erkannt zu werden, nach Montpellier. Nachdem sie hier mehrere Tage geruht, und ausgekundschaftet hatte, wo sich der Graf aufhielt, und vernommen, daß er am Tage aller Heiligen in Russillon ein großes Fest von Damen und Rittern geben werde, ging sie blos in Gestalt einer Pilgerinn, wie sie ausgezogen war, dahin. Und als sie bemerkte, die Damen und Ritter seyen im Schlosse des Grafen versammelt, um zur Tafel zu gehen, eilte sie, ohne ihr Gewand zu wechseln, mit ihren beyden Söhnlein im Arme, durch alle Menschen in den Saal hinauf, und ging dahin, wo sie den Grafen gewahrte. Diesem sich zu Füßen werfend sprach sie mit Thränen: Mein Herr, ich bin deine unglückliche Gattinn, welche, um dich heim kehren und in deinem Hause wohnen zu lassen, lange unstät umher gegangen ist. Ich flehe dich an bey Gott, daß du die zwey von den Rittern, welche ich zu dir schickte, mir auferlegten Bedingungen nun anerkennst. Schaue hier in meinen Armen nicht nur ein Söhnlein von dir, sondern zwey, und sieh hier deinen Ring! Es ist also Zeit, daß ich von dir als deine Gemahlinn aufgenommen werde, deinem Versprechen gemäß. Der Graf wurde ganz stutzig, als er dies hörte, und erkannte den Ring und auch die Kindlein, so ähnlich waren sie ihm. Indessen sprach er: Wie kann das gekommen seyn? Die Gräfinn erzählte zur großen Verwunderung des Grafen und der andern, die dabey waren, nach der Reihe alles, was und wie es geschehen war, weßhalb der Graf, die Wahrheit ihrer Rede erkennend, und ihre Beständigkeit und ihr Gemüth sehend, und denn zwey so schöne Kindlein, und um zu halten, was er versprochen, und um allen seinen Herren und Damen zu willfahren, welche ihn alle bathen, daß er sie als seine rechtmäßige Gattinn annähme und ehrte, seine hartnäckige Strenge ablegte, und die Gräfinn aufhob, sie umarmte und küßte, und sie für seine rechtmäßige Gemahlinn erkannte und dieß wegen seiner Söhnlein: und nachdem er sie mit geziemenden Gewändern hatte bekleiden lassen, stellte er zum großen Vergnügen der anwesenden und aller seiner andern Vasallen nicht nur diesen ganzen Tag, sondern mehrere andere hindurch ein sehr großes Fest an; und von diesem Tage an sie immer als seine Gattinn und Gemahlinn ehrend, liebte er sie und hielt sie über alles werth.

Georg Keßler.

Diese Novelle ist als Probe einer Übersetzung des Decameron von Boccaccio hier mitgetheilt. Sie ist genommen aus Giornata III. Nro. 9.

Odessa.

(Fortsetzung.)

So vortheilhaft auch die Lage dieser Stadt zu seyn schien, doch sie doch bald genug eine Menge von Unbequemlichkeiten dar. Die Schiffe des schwarzen Meeres konnten nicht alle bis zur Stadt gelangen. Gingen sie über 6 Schuh im Wasser, mußten sie bey Glubow, einem Dorfe 7 Stunden unterhalb der Stadt, anhalten. Schon im October führt der Dnieper Eisschollen, und er erstarrt von denselben oft bis im März. Der Handel ließ sich also von dieser Seite kaum 7 Monathe des Jahrs mit Sicherheit machen. — Von der andern Seite verursachten die Katarakte des Dnieper außerordentliche Verzögerungen des Waaren-Transports. Man mußte die Waaren bey den Wasserfällen umladen, 70 Werste zu Lande verführen, und dann erst wieder nach Cherson einschiffen. Man fand selbst die Luft von Cherson nicht gar gesund.

Indeß die Sache ließ sich nicht abändern. Weil der Bug die Grenzlinie beyder Staaten machte, konnte man keinen tüchtigern Platz auswählen. Der Handel aber stieg doch sichtbar mit jedem Jahre, und gewann durch

den Russischen Commerz-Tractat mit der Pforte vom 10. Juny 1783 neue Sicherheit und Kraft. Denn kaum war dieser Tractat bekannt, so wollte Österreich die gleichen Begünstigungen auf dem schwarzen Meere genießen, und erhielt sie auch durch den Vertrag vom 24. Februar 1784.

Jetzt empfing der Handel einen mächtigern Schwung. Über 200 Russische und Österreichische Fahrzeuge beförderten den Waarenverkehr von Galatz durch die Donau, von Cherson durch den Dnieper, und selbst von Caffa. Denn auch Caffa war an Rußland gefallen, da der Chan Khain Geray 1783 die ganze Krimm, mit Einwilligung der Pforte, an Katharinen abgetreten hatte.

Aber der Krieg von 1787 zwischen den drey Kaiserreichen lähmte plötzlich den Handel wieder. Der Friede zwischen der Pforte und Österreich im J. 1790 den 27. July belebte ihn nur sehr schwach wieder; erst nach dem Frieden Rußlands mit der Pforte im J. 1792 erhob er sich in die alte Kraft zurück und ward mehr als er jemahls war. Denn eben dieser Friede hatte Rußlands Grenzen vom Bug nun bis zum Dniester vorgeschoben, und dann gab die letzte Theilung Pohlens im J. 1793 diejenigen Provinzen des zerstückelten Königreichs an Rußland, welche dem schwarzen Meer am nächsten lagen.

Jetzt waren nun auch die frühern Hindernisse schnell genug verschwunden, welche die Auswahl eines vortheilhafter gelegenen Handelsplatzes erschwert hatten. Noch mehr, man mußte für die Producte der neu erworbenen fruchtbaren Provinzen Pohlens eine bequemere Niederlage ausfindig machen, als Cherson bisher war. Dazu fand man vor allen das Tartarische Dorf Kodjabey am geeignetsten. Die Bay desselben liegt zwölf Stunden westwärts von den Dniepermündungen, und neun Stunden ostwärts vom Ausflusse des Dniesters, unter dem 46. Grad 35 Minuten nördlicher Breite, und 29. Grad 20 Minuten östlicher Länge, Pariser Meridians.

Auf dieser Stelle befand sich, wie gesagt, nur das Dörfchen Kodjabey, und ein elendes Tartarisches Fort. Aber schon immer hatten alle Schiffe des schwarzen Meeres während der Stürme oder des Winters hier ein Asyl gefunden.

Dieser nichtige Punct Landes in dem unermeßlichen Umfang ihres Kaiserreiches ward nun für Katharinens großen Geist ein Lieblingsgegenstand. Sie stattete ihn mit reichen Privilegien aus, und gab ihm im J. 1796, in ihrem Todesjahre, den Nahmen Odessa. Es konnte nicht fehlen, Handel und Population zogen sich von allen Seiten dahin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Zu Smrdiatka, einem Badeorte bey Buchlowitz, Hradischer Kreises in Mähren, starb Österreichs Howard, Leopold Graf von Perchtold als das Opfer seiner menschenfreundlichen Bemühungen. Wessen Auge füllt sich nicht mit Thränen über den Hintritt dieses edlen Menschenfreundes, der dreyzehn Jahre Europa, vier Jahre Asien und Afrika durchreiset, und alle Gefahren zu Lande und zur See bestanden hatte, um Menschenglück und Menschenelend kennen zu lernen, überall und durch sein ganzes Leben unablässig thätig war, das erste zu befördern, das letzte zu mildern. Alles, was die Menschheit zu beglücken, zu veredeln, zu erheben im Stande ist, umfaßte er sein ganzes Leben hindurch mit dem wärmsten, lebhaftesten Eifer. Seinen Erfahrungen auf Reisen verdanken wir die Bekanntmachung der Öhleinreibungen als eines specifischen Mittels gegen die Ansteckung der Pest. Er war der Stifter der Humanitäts-Gesellschaft in Mähren, der Rettungsanstalten in Prag und Brünn; er verschaffte sich mit einer rastlosen Thätigkeit aus allen Weltgegenden Nachrichten von Erfindungen, Modelle von Maschinen, und Vorkehrungen um Menschenleben zu retten oder zu verlängern. Seinen Preisaufgaben verdanken wir Fothergill's und Poppe's Abhandlungen über die Rettungsmittel aus Gefahren zur See und zu Land. Ihm verdanken wir die Struvischen Hülfstafeln beynahe in allen Europäischen Sprachen; die Tabellen über die Gefahren, welche der Gesundheit der Handwerker drohen, und eine Menge anderer ähnlicher Schriften. Er both die Summe von tausend Gulden für ein Lehrbuch der Humanität. Er sammelte bey dem in Böhmen eingetretenen Mangel für die fleißigen Bewohner des Riesengebirges; er verbreitete die Vaccine; er errichtete Rettungs-Apparate, er unterstützte dürftige Familien, Waisen und öffentliche Humanitätsanstalten; kurz er gab, half, rettete, tröstete, wo er immer weilte, und keine Stunde seines edlen Daseyns strich ungenützt für die Menschheit dahin.

Seine Gesinnungen sprach er selbst so schön in den beyden Werken aus, welche wir seiner Feder verdanken, nahmlich in dem Versuche, die Grenzen der Wohlthätigkeit gegen Menschen und Thiere zu erweitern (Wien 1800.), und in seinen Beyträgen zur Veredlung des Österreichischen Landwehrmannes (Wien 1809.)

Was sein Vaterland, seine Unterthanen, Freunde, seine Familie an ihm verloren, verschwindet unter dem Verluste, welchen durch seinen Hintritt das ganze Menschengeschlecht erleidet. Ihm gehörte er an, für dieses war er thätig, wenn auch die nächsten Folgen seines Strebens nur seinem Vaterlande, seinen Mitbürgern geweihet seyn konnten.

Er hatte auch in gegenwärtigem Zeitpuncte auf seinem Gute Buchlau in Mähren, das schöne Schloß Buchlowitz zu einem Spitale für die erkrankten und verwundeten Österreichischen Krieger gewidmet. — Hier riß den Patrioten und Menschenfreund die ansteckende Seuche des dortigen Nervenfiebers aus der Zahl derjenigen hinweg, welche er sein ganzes Leben hindurch zu beglücken und zu veredeln bemüht war.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Donnerstag, den — 95. — 10. August 1809.

Über die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

(Beschluß.)

20.

Verkehr der Russen mit Tibet.

Daß die Russen mit Tibet Verkehr haben, ist ausgemacht. Turner entdeckte während seinen Unterhandlungen, daß der Ruhm der großen Kaiserinn Katharina der Zweyten, und der Handel ihrer Unterthanen mit China über Kiachta am See Baikal, dem Regenten von Teschu Lumbu und seinem einsichtsvollen Minister Supun Lumbu nicht unbekannt waren. Beyde Staatsmänner erkundigten sich näher über die Regierung des unermeßlichen Russischen Reiches. Auch waren von Seiten Rußlands mehrere Eröffnungen geschehen, den Handel in's Innere von Tibet auszudehnen.

Einige Jahre vorher hatte die Kaiserinn den Jaronaut Lama, der näher an den Russischen Grenzen wohnt, zu einem Handelsverkehr durch Abgeordnete eingeladen. Sie brachten mannichfaltige Geschenke mit, von denen Turner eine Bibel in Russischer Sprache mit Kupfern sah. Jaronaut Lama beförderte die Briefe und Geschenke an Teschu Lama, als den Vormund des Oberpriesters der Tibetanischen Hierarchie, um seine Gesinnungen zu vernehmen.

Allein dieser gab den Russen doch nur wenige Hoffnung, und zwar zu einem sehr eingeschränkten Verkehr, welchen sie von Zeit zu Zeit nach Kharka, der Hauptstadt des Jaronaut Lama, mit beträchtlichen Artikeln trieben, vorzüglich mit Russischem oder Bulgarischem Leder, und kostbarem Pelzwerke, welches einen Hauptgegenstand des Handels ausmacht.

21.

Der Chinesische Schutz ist den Lamas höchst lästig. Ihre Furcht und Behutsamkeit vor den Persischen Officieren.

Obwohl der Hof zu Teschu Lumbu, so wie alle Lamas oder Oberpriester des Staates Tibet, nur unter dem Schutz des Chinesischen Kaisers stehen, so erzeugt dieses Verhältniß bey den geistlichen Regenten einen Charakter von Furchtsamkeit in ihrem Betragen, der mehr pflichtig-unterworfenen Unterthanen als freyen Bundesgenossen angemessen ist.

Die Eifersucht, mit welcher die Regenten von Tibet die Zudringlichkeit der Chineser ansehen, und der Verdruß, den sie darüber empfinden, daß der Hof von Peking eine Garnison in der Tibetanischen Stadt Lassa und einen Gouverneur hielt, welcher damahls unter dem Nahmen Gesup Nimbochay bekannt war, verriethen das Gefühl eines unangenehmen Joches, so leicht es auch auf ihnen zu liegen schien. Die Tibetanischen Hierarchen behandelten die Chinesischen Officiere mit sichtbarer Zurückhaltung. Sie ließen sie nie innerhalb dem Palast oder Kloster wohnen, und begegneten ihnen mit einer Stimmung, die ein ungewöhnliches Ansehen

von Heimlichkeit hatte, damit die Chinesischen Befehlshaber ja nichts von ihren innern Angelegenheiten erfahren sollten. Als endlich die Chinesischen Officiere abmarschirten, bemerkte man an den Ministern des Klosters die Empfindungen eines augenscheinlichen Vergnügens.

So erzeugt das Gefühl von Abhängigkeit die gleichförmigen Symptome bey Priesterkönigen, die zu herrschen gewohnt sind, unter allen Erdezonen, sie mögen nun mit einfachen Mönchskappen, oder mit Kronen geziert seyn. Der königliche Priester in Rom befand sich in eben der unangenehmen Lage vor den Gesandten und Heeren Kaiser Carls des Fünften, und Pius der Siebente in unsern Tagen noch schlimmer vor dem fest ausgesprochenen Willen des siegreichen Kaisers Napoleon.

22.

Jüngste Gesandtschaft des Russischen Kaisers an den Hof von Peking.

Vor einigen Jahren fertigte der Hof von Petersburg eine zahlreiche Gesandtschaft an den Chinesischen Kaiser ab. In ihrem großen Gefolge befand sich der Sohn eines meiner Deutschen Freunde als Arzt von vorzüglichen Talenten. Ich hatte Gelegenheit, ihm vor seiner Abreise aus Petersburg eine Note zu übersenden, in welcher ich ihm die Möglichkeit bewies, durch Verbindung mit den mungalischen und kalmukischen Stämmen, auf welche die Gesandtschaft nothwendig in ihren langen Zügen stoßen müßte, den Grunzochsen und die Bergziege, die ich beschrieben habe, nach Rußland mitzubringen.

Der junge Mann sah selbst die Möglichkeit ein. Wir erhielten Briefe von ihm, die aus Irkuzk am See Baikal und aus Kiachta an der Chinesischen Grenze geschrieben waren. Das gesandtschaftliche Gefolge war allerdings auf herum wandernde Horden von Mungalen gestoßen, unter denen es mehrere so genannte Ärzte dieser Nation antraf, von welchen auch mein junger Freund Moschus, und andere Arzneymittel, die meisten Theils aus unbekannten Nüssen, Früchten und Vegetabilien bestanden, einhandelte. Er machte die Anwohner des Sees Baikal und die Mungalen mit der Einimpfung der Kuhpocken bekannt, und ward hierdurch der unvergeßliche Wohlthäter dieser Stämme.

Nachdem sie fast vierzehn Tage in der Steppe über Kiachta hinaus fortgerückt waren, und noch eine Monathsreise zur Chinesischen Mauer hatten, kamen sie mit den Officieren, die ihnen der Hof von Peking entgegen sandte, in Streitigkeiten über die große Zahl des gesandtschaftlichen Personals, das fast aus 300 Köpfen bestand. So viele Köpfe wollten die Mandarinen nicht passiren lassen. Der Russische Gesandte kehrte daher nach Irkuzk an den See Baikal *) zurück, wo er den Winter zubrachte, um die weitern Verhaltungsbefehle von Petersburg abzuwarten. Sie kamen an, und gebothen dem Gesandten, seinen Rückweg zur Hauptstadt Rußlands anzutreten.

Gedichte.

Vorschlag, den Exorzismus betreffend.

Der Exorzismus, sag' ich keck,
Ist bey der Taufe sonder Zweck.
Doch soll er denn und muß er seyn,
So — führt ihn bey der Trauung ein.

Nichts ist billiger.

Im Schauspielhaus zu Conventry
Fiel einstens von der Gallerie
Ein ungeschickter Judenknabe,
Und brach — es war noch vor dem Stück —
Brach ohne Rettung das Genick.
Man trägt ihn fort im Augenblick.
Auf eigne Kosten läßt der Director zu Grabe
Ihn ehrenvoll bestatten, stellt
Der Mutter fünf Guineen und ihres Moses Kleider
Theilnehmend zu, und fragt, da sie noch immer, leider!
Auf ihrem Herzen was behalt,
Nach ihrem heimlichen Verlangen.
„Nun, da der Moses noch vor'm Stück hinaus gegangen,
Bekömmt er doch retour sein Geld?"

Historische Anecdoten.

1.

General Aldringer.

Johann Aldringer, von niedriger und dürftiger Herkunft, war aus dem Luxemburgischen gebürtig. Um sein Brod zu verdienen, vermiethete er sich bey zwey jungen Französischen Edelleuten, die ihn mit auf die Akademie nach Paris nahmen. Aldringer, der ohnehin einen natürlich guten Verstand hatte, benutzte diesen Aufenthalt so gut, daß er bald nach seiner Zurückkunft eine nicht unbeträchtliche Stelle in der Kanzley des Bischofs von Trident erhielt. Gewöhnlich hat ein Ausländer, wenn er andern vorgezogen wird, doppelt die Verfolgungen des Neides und der Eifersucht zu erwarten. Seine Collegen machten ihm so viele böse Stunden, daß er den Entschluß faßte, seinen Posten

*) An diesem See kommen, so eben erhaltenen Nachrichten zu Folge, 5 Männer auf 1 Weib. Woher dieses Mißverhältniß?

zu verlassen, und jede Lebensart zu ergreifen, die sich ihm zuerst darbiethen würde. Mit dieser trotzigen Stimmung ging er auf's Gerathewohl von Trident weg, und weil ihm gerade ein Soldat aus Inspruk entgegen kam, sah er dieß Ungefähr für die Losung an, der er folgen müßte. Er nahm sogleich kaiserliche Kriegsdienste, wurde bald Sergeant, stieg von Stufe zu Stufe, und erhielt zuletzt vom Kaiser Ferdinand dem Zweyten den Feldmarschallsstab. — So entschied das Ungefähr, ob Aldringer eine Armee commandiren, oder vielleicht ein Handwerk treiben soll, und so sind es oft die unbedeutendsten Kleinigkeiten, die dem Menschen seinen eigentlichen Wirkungskreis anweisen.

L.

2.

Unserer lieben Frauen Brüder zu Straßburg.

Als die Stadt Straßburg die Lieben-Frauen-Brüder wegen ihres ärgerlichen Lebens verjagt hatte, und vom Kaiser Carl V. deßhalb zur Verantwortung gezogen wurde, schickte sie den gelehrten Sturm an den Kaiser. Dieser ließ den Abgeordneten vor sich kommen, und fragte mit sehr ernsthaftem Gesicht: Was die Stadt zu einer solchen Gewaltthätigkeit gegen die unschuldigen Brüder bewogen habe? — „Gnädiger Herr!" antwortete Sturm, „so lange sie unserer lieben Frauen Brüder waren, und thaten, was recht und billig ist, haben wir sie gern geduldet, und ihnen nichts Leides gethan. Da sie aber unserer lieben Frauen Männer wurden, wußten wir uns nicht anders zu helfen, als daß wir sie zum Thore hinaus jagten." — Dieß zwang dem ernsten Kaiser ein Lächeln ab, und die Stadt wurde begnadigt.

Sz.

Odessa.

(Fortsetzung.)

Doch seit dem Tode Katharinens bis zur Thronbesteigung Alexanders machte Odessa nur geringe Fortschritte; die Ansichten der Regierung, vielleicht auch ihre Mittel, waren wenig begünstigend. Es dauerte bis zum Frieden von Amiens 1801, dem der Friede Frankreichs mit der Pforte folgte, wodurch die Französische Nation, gleich einer der begünstigsten, ebenfalls freye Schiff-Fahrt auf dem schwarzen Meer erhielt. Bald nachher genossen endlich auch Engländer, Preußen, Spanier, Neapolitaner, Ragusaner, Holländer und Siebeninseler der gleichen Gunst. So ward dieß Meer vom Türkischen Despotismus frey, ein offenes Gemeingut, und der Centralpunct der weitläufigsten Handels-Speculationen. Odessa aber war der Ort, wo sich alle zu ihren Zielen vereinigten.

Der lebendige Aufschwung des Handels an den südlichen Küsten ihres Europäischen Reiches lenkte den Blick der Russischen Regierung auf diese Gegenden mit unwiderstehlicher Gewalt. Sie suchte ihn zu befördern nach Kräften, und es geschah vorzüglich, indem sie, gleich Katharinen, in allen Hafen des schwarzen Meeres die 25 Procente für Aus- und Einfuhrzölle nachließ. Odessa ganz besonders, als der vornehmste Hafen, gewann Kaiser Alexanders Interesse. Er machte im Jahre 1803 daselbst den Herzog von Richelieu zum Generalgouverneur mit ausgedehnten Vollmachten. Neunhundert Schiffe waren dieses Jahr in's schwarze Meer gekommen, und 536 kamen von diesen gen Odessa, meistens nur mit Ballast, doch einige auch mit Spanischen, Französischen, Italiänischen und Levantischen Waaren. Alle luden Korn, der einzige Artikel, der gerade damahls die meiste Nachfrage hatte, und der einzige, den Odessa auch liefern konnte; denn die Handelsverbindungen mit dem Innern Rußlands waren noch nicht gehörig angeknüpft. Man bezog dieß Korn aus Podolien, Volhynien, der Ukräne und Cherson. Die drey ersten Länder brachten ihr Getreide auf der Achse nach Odessa, hingegen Cherson den Dnieper abwärts auf Kähnen.

Schlägt man jede Schiffsladung Getreide im Durchschnitt auf 1200 Tschewerts an, so exportirte man in diesem einzigen Jahre 643,200 Tschewerts *), zu $6\frac{1}{2}$ Rubel an Bord geliefert; welches eine Summe von 4,020,000 Rubel macht, die im Lande blieb. Man kann kühn versichern, daß die Hälfte dieser Summe baar in Holländischen Ducaten und Spanischen und Türkischen Piastern bezahlt ward.

Wo solche Geschäfte gemacht werden, darf man auf eine ansehnliche Population rechnen. Odessa hatte im Jahre 1803 wirklich schon beynahe 8000 Seelen; aber — es war noch nicht einmahl eine Stadt vorhanden; alles stand noch in schönen Zeichnungen auf dem Papier; man wohnte noch in erbärmlichen, flüchtig hingeflickten Hütten; man hatte noch keine Waarenmagazine, keine öffentliche Anstalten u. s. w. Die Umgegend war noch unangebaut, und beynahe 20 Stunden weit in der Runde bloße Einöde. Diese Isolirung schwäch-

*) Der Tschewert ist nicht ganz so stark, als ein Pariser Setier (Scheffel).

te alle Handelsverbindungen. Die Leute in der Stadt, wenn man diese Hütten- und Barakengruppen Stadt nennen darf, hatten freylich an den nothwendigsten Bedürfnissen Überfluß, aber keine Früchte, kein Gemüse und andere Annehmlichkeiten. Sogar nicht einmahl des süßen Wassers war genug vorhanden zur Tränke des Viehes, das nach Odessa Korn brachte.

Aber Alexander ließ die junge, interessante Colonie nicht aus den Augen. Er hatte ihr schon die Einnahme von der Pacht des in Odessa consumirten Branntweins und den Zehnten vom Ertrag der Zölle gestattet. Er wies ihr neue Fonds für die nothwendigsten Ausgaben an; gab dem Verwaltungsausschuß der Stadt andere Summen zur Disposition, die derselbe zu sechs Procent Zinsen an Einwohner ausleihen konnte, welche neue Häuser bauen wollten, u. s. w. Wirklich erstanden nun auch in kurzer Zeit ganze Reihen bequemerer und ansehnlicher Gebäude. Die Stadt ihrer Seits ließ die Arbeiten zur Verbesserung des Hafens anfangen, legte eine neue, geräumigere, für die öffentliche Gesundheitssicherheit wie für die Bequemlichkeit des Handels zweckmäßige Quarantaine an; legte den Grund zu einer Russischen und katholischen Kirche, zu einem Gymnasium, Hospital, Theater — kurz zu allen öffentlichen Gebäuden, die nun wirklich vollendet sind, und Odessa auch im Äußern andern großen Städten Europens gleich stellen.

Die Einöde rings um die Stadt sollte aber auch noch belebt werden. Die Administration von Odessa etablirte daselbst mehrere Colonien Bulgaren, Ungarn, Slavonier und Deutsche, die freywillig ihr Vaterland verließen, um sich in Rußland ein ruhigeres und besseres anzubauen; die Colonisten wurden nationenweise auf das Land vertheilt; denen, die nichts hatten, machte man Vorschüsse mit Vieh, Ackergeräthe u. s. w. Die Vorschüsse müssen binnen zwanzig Jahren zurück gezahlt werden, vom zehnten Jahr seit Ankunft des Colonisten an gerechnet.

Mitten in diesen wichtigen Unternehmungen erneuerte sich abermahls im J. 1803 der Krieg zwischen Frankreich und England. Doch die Administration von Odessa verzagte nicht. Das Interesse und die Bedürfnisse Europens und die Schiff-Fahrt der Neutralen schienen immer noch hinreichend, das Leben dieses Platzes zu erhalten. Sie irrte nicht. Das Jahr 1804 erfüllte alle Hoffnungen.

Der Krieg in Italien, die Unruhen in Ägypten und der Barbarey, die Verbothe gegen das Korn aus Ungarn hatten die Kornkammern Europens verschlossen oder erschöpft. Nur Odessa blieb für dieß große Bedürfniß der Völker offen, und wirklich erschienen im Jahre 1804 im Hafen von Odessa 449 Schiffe, um Getreide einzuladen. So wurden also, eine Schiffsladung zu 1200 Tschewerts gerechnet, 538,800 Tschewerts Getreide exportirt, die eine Summe von 3,367,500 Rubel abwarfen.

Der Wohlstand stieg; die begonnene Gebäude stiegen über den Boden empor; Künstler und Handwerker sammelten sich in der werdenden Stadt; der Pflug des Landmanns verwundete den jungfräulichen Boden; ungeheure Ebenen, in denen man vorher keine Hütte, keinen Baum entdecken konnte, fingen an, sich mit anmuthigen Dörfern und Obstgarten zu schmücken; die Cultur des Maulbeerbaums ward eingeführt und begünstigt, und die inländische Schafzucht mit fremden, zartwolligen Racen veredelt. Durch die verwandelte Einöde zogen sich neue Straßen, um die Verbindung Odessa's mit dem Handel des festen Landes zu erleichtern. Die Regierung, um Odessa's Flor und den Flor Neurußlands gleichzeitig zu heben, suchte beyder Interessen dadurch zu verknüpfen, daß sie den Herzog von Richelieu im Jahre 1805 zum General-Gouverneur der Gouvernements von Ekaterinoslaw, von Tauris oder der Krimm, und von Cherson machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notitzen.

Italien. Der Vice-König von Italien hat die Kirche del Foppone zu Mayland in ein Italienisches Pantheon verwandelt, worin die Großbeamten des Reichs, die Minister, Senatoren und Staatsräthe, die während der Ausübung ihrer Functionen sterben, ferner die verdienstvollen Civil- und Militärpersonen, so wie überhaupt diejenigen Bürger begraben werden sollen, welche ihr Vaterland durch Verdienste und Kunst und Wissenschaft verherrlicht haben. Dieser Tempel erhält nun eine vergrößerte Eingangspforte, mit zweckmäßiger Inschrift, und Pflanzungen von Zypressen werden ringsum die Zugänge beschatten. Das Dekret des Vice-Königs Eugen, welches diese Stiftung anordnet, ist vom 22. Juny 1809, aus seinem Hauptquartier bey Comorn in Ungarn datirt. — Die ersten Todten, welche die Ehre des Pantheons empfangen sollen, sind der General Theulie, der im Jahr 1805 vor Kolberg durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, der Gelehrte Cesarotti und der Dichter Bettinelli.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Samstag, den —— 96. —— 12. August 1809.

Bruchstücke aus dem Leben des Grafen Michael von Dzirzanowsky *),

Kammerherrn des Königs v. Pohlen, Stanislaus Augusts.

Er hatte sein Vaterland verlassen, um nach Frankreich zu gehen, als der berühmte Löwendal in dessen Dienste trat, und sein Regiment aus Pohlen errichtete. Die Fregatte, auf welcher sich Dzirzanowsky mit vielen Landsleuten zu Danzig eingeschifft, wurde von den Engländern genommen. Nach London gebracht, erhielt er dort seine Freyheit, und ging nach Flandern; er machte zwey Feldzüge mit der Französischen Armee, die, von zwey Fremden angeführt, damahls die beste Kriegsschule war. Der Friede führte ihn nach Pohlen zurück; er fand seine Familie zerrüttet. Mitten unter den fürchterlichsten Leidenschaften herrschte ein Gefühl der Billigkeit in seiner Brust. Er vermocht' es nicht, ohne Wuth zu sehen, wie eine Stiefmutter sein Hausvermögen zernichtete, und seine Schwestern beraubte. Gewaltsam nahm er 15,000 Gulden zurück, welche sein Vater dieser Frau geschenkt, eignete sich nichts davon zu, überbrachte seinen Schwestern diesen einzigen Rest ihrer Habe, und ging dann — von Gewissensbissen über diese Auflehnung gegen den väterlichen Willen beunruhigt, als Pilger nach Rom. Auch als Pilger kam er nach Frankreich zurück, dessen strenge Polizey diese Art zu reisen nicht gestattend, ihn fest nahm und als verdächtig einschloß. Die Verwendung einiger Landsleute, und einige andere Protectionen, die er fand, verschafften ihm seine Freyheit, und vom Hofe Anstellung in Ostindien. Dort brachte er es zum allgemeinen Erstaunen dahin, das von ihm angeführte Corps Seapois auf Europäische Weise zu üben, und kampffest zu bilden. Er führte sie mehrmahls in's Feuer, sie wichen nie, und mehr als ein Mahl erkannten die Engländer die Überlegenheit derselben gegen die ihrigen, die sie eben so zu bilden bemüht waren. Bald aber zerfiel er mit dem Commandanten, und kehrte nach Frankreich zurück, um gerichtlich gegen ihn aufzutreten. Sein Schiff kam nach den Amerikanischen Inseln, wo er, als Französischer Officier, vieler Freyheit genoß; er nützte sie, alle Plane aufzunehmen, alle Ankerplätze zu bemerken. Da sein Prozeß in Frankreich seiner Erwartung nicht entsprach, trieb ihn die Entrüstung nach England, wo er mit Pitt (dem Vater) in Unterhandlung über seine in Martinique gesammelten Papiere trat. Ein damahls in London befindlicher, berühmter Portugiese beredete ihn, mit der nach Paraguai bestimmten Armee dahin zu gehen. Doch war er kaum zu Lissabon angekommen, als ihn die Ausgelassenheit seiner Reden in die Hände der Inquisition lieferte. Diese Strenge empörte seinen unabhängigen Geist; er begab sich nach Spanien, dessen Regierung milder, und den Fremden günstiger zu werden schien. Der Bruder eines Brühlischen Günstlin-

*) Aus Rulhières Histoire de l'Anarchie de Pologne. 1807.

ges war als Sächsischer Resident in Madrid. Dzirzanowsky, entrüstet über einige Ausfälle des Sachsen gegen die Pohlen, gab ihm eine Maulschelle. Trotz der Hindernisse, welche diese Übereilung ihm zuzog, erhielt er seine Ernennung zum Obersten, und reisete nach Pohlen, dort ein Regiment zusammen zu bringen. Seine Heiterkeit und Unterhaltungsgabe gefielen dem neuen Könige, der ihn als Kammerherrn bey sich behielt; aber heftige Liebe zum Vaterlande mischte sich in alle seine Tugenden und Mängel, und bald fiel die Kühnheit auf, mit welcher er zu seinem Fürsten sprach.

Eines Tages behauptete er, die Amerikanischen Wilden hätten ihn zum Könige erwählt. — „Und wie kamen Sie um diese Krone?" fragte Stanislaus August. — „Sire," sagte er, „ich war von einem freyen Volke erwählt; es bemerkte, daß ich es unterjochen wolle: da jagte es mich von dannen." — Die Art von Gunst, deren er fortdauernd bey Hofe genoß, hielt ihn nicht ab, sich mit allen guten Bürgern zu befreunden, und auf dem letzten Reichstage hatte er Wärme und Wachsamkeit zu ihrem Besten gezeigt. Sein Rath und Bitten verhinderten den Bischof von Krakau, in das Schauspiel zu gehen, wo er aufgehoben werden sollte. Der König hatte ihn desfalls im Verdachte, und wurde seit dem eiskalt gegen ihn. Dzirzanowsky begehrte desfalls eine Erklärung. Die tiefe Verstellung des Königes erweckte des Kammerherren edle Offenheit. Bey dieser Unterredung fragte Stanislaus, wie das Publicum von ihm denke. Dzirzanowsky verbarg ihm nicht, „daß ihm die Nation alle Demüthigungen beymesse, die sie während seiner Regierung erdulde; seine innige Verbindung mit Repnin lasse ihn als den Genossen aller Gewaltthätigkeiten gelten, welche sich der Bothschafter erlaube; vor seiner Erhebung zum Throne habe er ganz andere Meinung eingeflößt, auch seine bittersten Feinde hätten ihm damahls Fähigkeiten, Kenntnisse, Hochsinn nicht abgeläugnet; aber jetzt sähen sogar seine Anhänger mit Erstaunen alle diese glücklichen Gaben vernichtet, und in ihm den Mann, welcher den Thron nur bestiegen, um der Tyranney nur zum Werkzeuge gegen seine Nation zu dienen; zwar habe ihr Endurtheil noch eine kleine Anzahl aufgeschoben, die seine Schonung gegen die Russen aus der ihm nahen Gefahr der Entthronung erkläre; in allen Ränken der Republik und der Höfe erzogen, sey er kein Anfänger in der Verstellungskunst, und man könne noch sein Benehmen entschuldigen, oder vielmehr seinen gänzlichen Mangel an Benehmen, sein Entsagen auf das Steuerruder, sein Hingeben in den Sturm zu einer Zeit, da sich ihm kein Rettungszweig zeigte, vergeben; aber nun sey ihm die Bahn vorgeschrieben, und die Entscheidung der Nation, des ganzen Europa's, der Nachwelt einer unwiderruflichen Bestimmung nahe." — Mit thränenden Augen fragte der König, was er thun solle? „Die Nation," erwiederte Dzirzanowsky, „ist gegen die Russen aufgestanden; vereinigen Sie sich mit ihr, und sie verzeiht Ihnen Alles. Unsere Verfassung gewährt, wenn gleich nur unmittelbar, der Macht des Königes einen großen Wirkungskreis; er stellt das Idol des Glückes dar: eine Menge von Leuten, welche die Hoffnung zu erhaltender Stellen fesselt, werden mit ihrer Erklärung zögern, so lange Sie nicht erklärten; so vermehren sich die Schwierigkeiten dieser Unternehmung; die nicht anerkannte Conföderation wird für Empörung gelten; aber schmeicheln Sie sich nicht mit dem Gedanken, es sey irgend eine Vermittelung zu hoffen: die Mehrzahl des Adels will frey oder vertilgt seyn. Nur als Befreyer Ihres Reiches mögen Sie fortan mit Ehre regieren. Was bleibt Ihnen als Sieger neben den Russen, wenn der Nation Unglücksstern diesen Sieg verleiht? ein verwüstetes Land, die Sclaverey auf dem Throne, ewige Schmach Ihres Andenkens." — Der König führte die Art von Gefangenschaft an, in welcher ihn Repnin hielt. Dzirzanowsky stellte ihm vor, daß für einen solchen Mann das Völkerrecht nicht mehr sey, schlug vor, ihn aufzuheben, und übernahm die Ausführung. Der König verlangte seinen Entwurf schriftlich. Bey diesem Verlangen faßte ihn Dzirzanowsky fest in's Auge. Der König fühlte den vollen Ausdruck des Mißtrauens in diesem Blicke: er gab seinem Kammerherrn die heiligsten Versicherungen. Der Entwurf wurde niedergeschrieben, und dem Könige zugestellt: Alles war bereit zur Ausführung. Dzirzanowsky hatte von Repnin selbst eine sehr bedeutende Summe zu erhalten gewußt. Das Complot war im Regimente der Dragoner-Garde angelegt, obgleich dieß ganz aus Dissidenten bestand. Repnin sollte aufgehoben werden, wenn er von einem lustigen Orte zurück käme, wo er, wie jedermann wußte, diesen Abend zubringen sollte. Aber Dzirzanowsky aß denselben Mittag in einem Hause, wo der gesammte Adel zusammen kam; ein Edelmann trat eilig ein, und hinterbrachte als allgemein verbreitete Stadtnachricht: es bestehe ein Plan, Repnin zu entführen, aber er sey entdeckt, und der Befehl gegeben, seinen Urheber zu verhaften. Dzirzanowsky fühlte bey dieser Erzählung seine ganze Gefahr, forderte eine Flasche Champagner, leerte sie, goß dieser

Erhitzung einige Tassen Kaffeh nach, um sich möglichst hoch zu spannen, und ging auf Spähe aus. Auf einem öffentlichen Spaziergange begegnete er einem Freunde, der mit einem Russischen Generale ging — mit eben dem Generale, welcher Dzirzanowsky'n verhaften sollte. Schon waren die sichersten Vorkehrungen getroffen, um ihn bey einbrechender Nacht aufzuheben. Dzirzanowsky trat zu ihnen, indem er ihnen sagte, er bedürfe eines Passes zur Ausführung eines nützlichen und eiligen Entwurfes. Er war als ein Günstling des Königs bekannt; sein Freund nannte ihn nach Landessitte nur bey seinem Amtsnahmen, und der Zufall wollte, daß er seinen Paß eben aus der Hand dessen erhielt, der ihn seiner Freyheit berauben sollte. Indessen fand sich sein Haufe Verschworner am Abende vor der Thür des Bothschafters ein; aber das Gitter war verschlossen, die Wache lärmte, der Anführer fehlte, der Haufe zerstreute sich.

Als die Nachricht von seiner Flucht erscholl, setzte Repnin 5000 Ducaten darauf, wer ihn todt oder lebendig liefere. Dzirzanowsky aber hatte aus seinem Anhange sieben der Entschlossensten gewählt, und, mit ihnen entkommen, bald zwanzig bis dreyßig Mann gesammelt. Indem er durch eine kleine Stadt kam, wo sich der benachbarte Adel um irgend einer gerichtlichen Versammlung willen befand, sprengte er mit gezogenem Säbel ein, nahm das Crucifix von den Richtern hinweg, nöthigt die Versammelten, ihn zum Marschalle zu erwählen, und schwört in ihre Hände nach der Conföderations-Formel von Bar. Nachdem er sich auf diese Weise einen Platz in der Conföderation und Ansehen in der Republik erworben, zog er mehrere Edelleute an sich. Die Russen verfolgten ihn erbittert, und erreichten ihn bald. Er befahl seinen sieben entschlossenen Gefährten, eine Brücke zu vertheidigen. Sie thaten dieß mit Heldenmuth, und gaben ihm Zeit genug, seine Schaar durch ihre Zerstreuung zu retten. Er geboth einem Manne aus jedem Zuge, sich für ihn selbst auszugeben. So erwarben diese mehr Achtung auf ihrer Flucht, und er größere Sicherheit auf der seinigen. Er wurde auf mehreren Straßen zugleich verfolgt. Von ganz verschiedenen Seiten erhielt Repnin bald Nachricht von seinem Tode, bald von seiner wirklichen, bald von seiner nahen Gefangennehmung, indeß er, als Mönch verkleidet, durch Pohlen eilte, um sich an die Spitze eines andern Haufens zu stellen; im Innersten überzeugt, der König habe ihn verrathen, und den glühendsten Haß gegen ihn nährend. Auch gab er ein Manifest heraus, worin er daran erinnerte, Johann Casimir habe — da er das Unglück seiner Regierung gesehen, und an Hülfe für das Leiden des Vaterlandes verzweifelt, lieber die Krone abgelegt, als zum Ungemache des Gemeinwohles König bleiben wollen.

Nach langem Herumirren kam Dzirzanowsky endlich nach Wien, wo er Anfangs mit dem äußersten Elende zu kämpfen hatte; bald aber verschaffte ihm sein angenehmer, unterhaltender Umgang, seine gute Laune, seine vielen, auf seinen abenteuerlichen Reisen gemachten Erfahrungen, die er auf die angenehmste Weise mitzutheilen wußte, den Eintritt in die Häuser mehrerer Großen vom ersten Range; er wurde bey Hofe vorgestellt, von dem Staatsminister Fürsten v. Kaunitz fast täglich zur Tafel gezogen, und erhielt von mehreren Seiten Unterstützung. So verlebte er die letzten dreyßig Jahre seines Lebens unter einem divino far niente, geschätzt und geliebt von allen, die ihn näher kannten. Sein vorzüglichster Aufenthaltsort war Krammer's Kaffehhaus. Hier besuchten ihn seine Freunde; hier empfing er die Einladungen zu den Tafeln der Großen; hier sammelte er einen gebildeten Zirkel um sich, mit dem er sich über die Ereignisse des Tages, an denen er lebhaften Antheil nahm, unterhielt. Mit warmer Anhänglichkeit liebte er sein neues Vaterland und dessen Monarchen, und wehe dem, der in diesem Puncte nicht seiner Meinung war. Strenge hielt er über die Polizey des Kaffehhauses, schlichtete unter den Gästen vorgefallene Streitigkeiten, rügte Unartigkeiten. Nie kannte sein colossaler Körper eine Krankheit, nur drey Tage vor dem Ende seines Lebens wurde er mit einer Gelbsucht befallen, die ihn aber nicht hinderte, auszugehen. Als ein Arzt ihm Medicamente verordnen wollte, sagte er: „Über diese Zunge ist nur Gutes gekommen, geben Sie mir lieber ein Glas Malaga." — So starb er im 86. Jahre seines Alters am 2. Februar des laufenden Jahres.

Der geschickte Mahler, Herr Monsorno, hat der Gesellschaft in Krammer's Kaffehhaus mit seinem gut getroffenen Bildniß ein angenehmes Geschenk gemacht, welches über dem Sitz, den er durch mehr als dreyßig Jahre mit so vieler Jovialität behauptete, aufgemacht ist.

Odessa.

(Fortsetzung.)

Der Kornhandel von Odessa nach Spanien und andern Ländern hatte im J. 1804 ein Benefiz gewährt

von achtzig Procent im Durchschnitt. Natürlich lockten so glänzende Vortheile nun zu immer größern Unternehmungen im Jahre 1805, wo 643 Schiffe einliefen. Dieser Zufluß von Begehrenden steigerte den Preis des Getreides über acht Rubel, an Bord geliefert, so daß 771,600 Tschewerts, die exportirt wurden, ungefähr 5,772,800 Rubel eintrugen; der Holländische Ducaten im Cours von R. 3 = 65 bis 70, und andere Münzsorten in gleicher Proportion.

Allein Europa's politische Verhältnisse im J. 1806 wurden der Schiff-Fahrt der Neutralen wieder äußerst ungünstig. Daher kamen in diesem Jahre nur 279 Schiffe nach Odessa. Hingegen was hier verloren ging, ersetzte nun der Levantische Handel, da die alten Wege desselben sämmtlich gesperrt waren, wodurch also Odessa in neuen Verbindungen gewann, das bey einer immer stärker anschwellenden Population, und bey den Nachfragen aus dem Innern des Russischen Reichs, beträchtlichen Absatz fremder und besonders Levantischer Waaren verschaffte. Als aber gegen das Ende vom Jahre 1806 Rußland mit der Türkey brach, fiel endlich auch der Commerz mit der Fremde ganz hinweg. Nun entschädigte sich Odessa bloß durch den steigenden Preis der in seinen Magazinen aufgeschichteten Waaren, und die Besetzung der Wallachey und Moldau von den Russischen Armeen both ein neues Feld zu guten Speculationen dar.

Der Tilsiter Friedensschluß führte auch einen Waffenstillstand mit der Pforte herbey, und sogleich fing man an, es war schon im September 1807, mehrere Schiffe mit Getreide und andern Artikeln nach Constantinopel zu schicken. Die Witterung war dem neu erwachenden Handel in den drey letzten Monathen von 1807 besonders hold. Man schiffte im Winter so sicher über das schwarze Meer hin, wie in der schönsten Jahrszeit. Auch berechnet man den Handel Odessa's in diesem einzigen Vierteljahr mit 90 Schiffen auf beynahe 3,000,000 Rubel. Die Ausfuhr-Artikel bestanden weniger in Korn, als in Talg, Butter, Kerzen, Caviar u. dgl.

Der Krieg zwischen Rußland und der Pforte, und die Aufhebung aller Verhältnisse zwischen beyden Reichen hatte gegenseitig große Bedürfnisse gezeugt. Die Türkey besonders, in der Entbehrung von Unschlitt, Butter und Getreide, so es vormahls aus der Moldau und Wallachey bezog, litt den größten Mangel daran. Da die Dardanellen blokirt waren, konnte kein Korn von Morea nach Constantinopel kommen; Anadoli lag in Anarchie, Ägypten hatte mit der Hauptstadt des Osmannischen Reichs fast gar keine Verbindung mehr. Diese außerordentlichen Ursachen, nebst manchen andern noch, beschränkten Constantinopel, Smyrna und die übrigen Plätze der Levante fast einzig auf die Ressourcen, welche ihnen die Russischen Küsten am schwarzen Meer gewährten; und darum war das J. 1808 das glänzendste Jahr in den Handels-Annalen der jungen Stadt Odessa. Man denke nur: Odessa allein empfing oder expedirte 399 Schiffe, die an Levantischen Artikeln für Rußland ungefähr 5,000,000 Rubel einführten, und an Transit-Waaren ungefähr für 10 Millionen! Man rechnet, daß sie für ungefähr 6 Mill. Russischer Waaren, z. B. Korn, Unschlitt, Butter, Kerzen, Caviar und viele andere bisher im Handel noch nicht bekannte Exportations-Artikel Rußlands ausführten. — Nun scheint es zwar, daß die Handels-Bilanz, wegen der ungeheuern Überlegenheit der Einfuhr-Artikel, zum Nachtheil Odessa's sey; aber wenn wachsende Bevölkerung und immer kräftiger aufblühender Landbau die sichersten Bürgen für den Wohlstand eines Landes sind: so sind sie auch zugleich ein Beweis für die Unrichtigkeit des Systems der Handels-Bilanzen. In eben diesem Jahre, da alle Umstände so tödtlich auf das Leben anderer Plätze wirkten, hingegen immer zum Vortheil Odessa's, blühte hier auch ein neuer Zweig für den Handel an, nähmlich der Transit der Baumwolle und anderer Levantischen Artikel für Europa, die nach Odessa kommen, von da über Brodi nach Wien gehen, und so umgekehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Wien. Die Gesellschaft des Deutschen Schauspieles, so wie die der Deutschen und Italianischen Opern, nebst dem Tanzer-Chor, hat die Ehre, drey Mahl die Woche zu Schönbrunn vor Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon Vorstellungen zu geben. Der Anfang wurde den 1. August mit Herrn von Collin's Phädra gemacht, welche Seine Majestät selbst gewählt haben sollten. Auch wohnten Sie der Vorstellung bis zu ihrem Ende bey.

Im 94. Stücke des Sammlers wurde bey der Anzeige des Todes, des vortrefflichen Grafen Leopold von Perchtold, die Angabe des Todestages vergessen: der Verklärte starb den 26. July 1809. Auch ist zu berichtigen, daß das schöne Schloß Buchlowitz nicht erst jetzt zu einem Spitale eingerichtet worden, sondern daß der Selige mit vielen Kosten, schon durch mehrere Jahre daselbst ein Spital für seine Unterthanen unterhalt, und dasselbe jetzt nur für die Landwehre benutzt worden sey.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Dinstag, den — 97. — 15. August 1809.

Die Rüsselphoka.

(Aus der noch ungedruckten Entdeckungsreise nach den Süd-Ländern.)

Ungeheure Verhältnisse von 20, 25, ja sogar 30 Fuß Länge, und von 15-bis 18 Fuß im Umfange; eine bald grauliche, bald grau-bläuliche, seltener braun-schwärzliche Farbe; in Abwesenheit der Ohrläppchen, zwey untere, lange, starke, gebogene und vorstehende Lappen; Bärte von harten, rauhen, sehr langen und wie eine Art von Schraube gewundenen Haaren; andere ähnliche Haare über jedem Auge, welche die Stelle von Augenbraunen vertreten; äußerst große und vorragende Augen; starke und kräftige Vorderflossen, an deren Enden ganz nahe am hintern Rande man fünf kleine schwärzliche Nägel sieht; ein sehr kurzer, zwischen zwey horizontal abgeplatteten und gegen ihren hintern Theil breitern Flossen, so zu sagen, versteckter Schwanz: dieß sind die Züge, welche die Rüsselphoka im Allgemeinen auszeichnen. Aber ein eigenthümlichers Merkmahl zeigt sich an jener Art von Verlängerung der Schnauze, oder vielmehr der Nasenlöcher, wegen welcher man diesem Amphibium den Nahmen See-Elephant gegeben hat. Wenn das Thier in Ruhe ist, so geben ihm diese gesenkten und herab hängenden Nasenlöcher ein breiteres Gesicht; aber wenn es sich erhebt, wenn es stark athmet, wenn es angreifen oder sich vertheidigen will, dann verlängern sie sich, und nehmen die Gestalt einer ungefähr 32 Centimeter (1 Fuß) langen Röhre an: nicht allein stellt alsdann der vordere Theil des Kopfes eine ganz verschiedene Figur vor, sondern die Beschaffenheit der Stimme wird dadurch ebenfalls sehr geändert. Die Weibchen haben diese Organisation nicht; ihre Oberlippe ist vielmehr am Rande leicht ausgeschweift.

Die Thiere von beyden Geschlechtern haben äußerst kurzes Haar. Die Rüsselphoka bewohnt ausschließlich die Südgegenden, und wohnt besonders gern auf wüsten Inseln; jedoch so, daß sie einige derselben, mit Ausschluß der andern, vorzüglich liebt. Da sie weder allzu große Hitze noch allzu heftige Kälte leiden kann, so rückt sie mit dem Winter dieser Seegegenden von Norden gegen Süden vor, und geht mit dem Sommer von Süden gegen Norden zurück. In der Mitte des Junius unternimmt sie ihre erste Wanderung: sie landet alsdann in großen Haufen auf den Gestaden der Insel King; diese Gestade sind, nach der Aussage der Englischen Fischer, zuweilen ganz von ihnen bedeckt.

Einen Monath nach ihrer Ankunft fangen die Weibchen an, Junge zu werfen; sie sind alle mit einander auf einem Puncte des Ufers beysammen, und von den Männchen umgeben, welche sie nicht mehr in das Meer zurück kehren lassen (und selbst auch nicht dahin zurück kehren), nicht allein bis sie von ihrer Frucht entbunden sind, sondern auch während der ganzen Zeit des Säugens. Wenn die Mutter sich von ihren Jungen zu entfernen suchen, so treiben die Männchen sie durch Beißen zu-

rück. Die Geburtsarbeit dauert nicht länger als 5 oder 6 Minuten, während deren die Weibchen sehr zu leiden scheinen; in gewissen Augenblicken erheben sie vor Schmerzen ein langes Geschrey; sie verlieren wenig Blut. Während dieser peinlichen Arbeit liegen die Männchen um sie her ausgestreckt, und sehen sie gleichgültig an.

Die Weibchen werfen niemahls mehr als ein Junges, und in dem Zeitraume von 5 bis 6 Jahren, seitdem die Fischer diese Phoken auf verschiedenen Puncten der Südgegenden beobachtet haben, haben sie nur ein einziges Beyspiel von einem doppelten Wurfe gesehen. So findet man also bey dieser Gattung einen neuen Beweis für den allgemein wahren Grundsatz: die Zahl der Jungen ist um so viel kleiner, als die Thiere größer sind.

Der See-Elephant ist bey seiner Geburt 4 bis 5 Fuß lang; er wiegt ungefähr 34 Kilogramme (70 Pfund); die Männchen sind schon größer als die Weibchen; übrigens zeigen die verschiedenen Größen von beyden keinen merklichen Unterschied oon der Größe, die sie einst erreichen sollen.

Um ihrem Säuglinge zu trinken zu geben, wendet sich die Mutter auf die Seite und hält ihm ihre Brüste hin. Das Säugen dauert 7 bis 8 Wochen, während deren kein Glied der Familie weder ißt, noch in das Meer geht.

Die Säuglinge wachsen so schnell, daß sie in den ersten acht Tagen nach der Geburt ungefähr vier Fuß länger und 100 Pfund schwer werden.

Nach vierzehn Tagen erscheinen die ersten Zähne; in vier Monathen sind alle heraus. Die Fortschritte des Wachsthumes sind so schnell, daß die jungen Phoken am Ende des dritten Jahres die Länge von 60 bis 80 Decimeter (18 bis 25 Fuß) erreicht haben, welches das gewöhnliche Ziel ihres Wachsthumes ist; von dieser Zeit an wachsen sie nur noch in die Dicke.

Wenn die Säuglinge 6 bis 7 Wochen alt sind, so führt man sie in das Meer; die Ufer werden auf einige Zeit verlassen; der ganze Haufe rudert, wenn ich so sagen darf, im Einverständnisse. Diese Säugethiere schwimmen ziemlich langsam; sie sind genöthigt, in sehr kurzen Zwischenräumen wieder an der Oberfläche des Wassers zu erscheinen, um die Luft einzuathmen, deren sie bedürfen. Man bemerkt, daß die Jungen, wenn sie sich ein wenig von dem Haufen entfernen, sogleich von einigen der ältesten verfolgt werden, welche sie durch Beißen nöthigen, zu der versammelten Familie zurück zu kehren.

Nachdem die See-Elephanten drey Wochen oder auch einen Monath in dem Meere geblieben sind, theils um ihre Jungen mit diesem Elemente bekannt zu machen, theils um ihre, durch eine lange Enthaltung erschöpften, Kräfte wieder herzustellen, so kommen sie zum zweyten Mahle auf das Ufer; ein dringendes Bedürfniß, das Bedürfniß der Fortpflanzung führt sie dahin zurück.

Ich habe eben gesagt, daß diese Thiere in dem Alter von drey Jahren ihr ganzes Wachsthum erreicht haben; alsdann entwickelt sich auch jener merkwürdige Rüssel des Männchens, wovon wir oben gesprochen haben. Bis zu dieser Zeit war es, so zu sagen, mit dem Weibchen vermengt; man kann also dieses Organ als ein Zeichen ansehen, daß es die Kraft, sich zu vermehren, erlangt hat.

Auf die dringende Stimme der Liebe verschwindet die allgemeine Vereinigung für die ganze Zeit, welche die von ihr eingeflößte Trunkenheit dauern soll. Die Männchen, von einerley Begierden beseelt, stoßen sich unter einander; sie schlagen sich mit Erbitterung, aber immer das einzelne gegen das einzelne Thier. Die beyden colossalen Nebenbuhler schleppen sich schwerfällig einher; sie kommen zusammen; und, indem sie, so zu sagen, Rüssel gegen Rüssel halten, richten sie auf ihren Floßen den ganzen vordern Theil ihres Körpers auf; sie öffnen einen weiten Rachen; ihre Augen scheinen von Begierden und Rachsucht entflammt; dann stoßen sie einander mit ihrer ganzen Masse, und fallen einer auf den andern, Zähne gegen Zähne, Kinnbacken gegen Kinnbacken; sie bringen sich wechselsweise große Wunden bey; bisweilen werden ihnen bey diesem Kampfe die Augen ausgestoßen, noch öfter verlieren sie dabey ihre Fangzähne; das Blut fließt häufig; aber diese hartnäckigen Gegner scheinen dieß nicht gewahr zu werden, und verfolgen den Streit bis zur völligen Erschöpfung ihrer Kräfte. Doch sieht man ihrer selten einige auf dem Schlachtfelde bleiben, und die erhaltenen Wunden vernarben unbegreiflich schnell. Eine solche Heilung hängt vielleicht weit weniger von der Beschaffenheit ihres Fettes ab, wie die Englischen Schiffer glauben, als von der dicken Schicht selbst, die es um das Thier her bildet, und deren nothwendige Wirkung ist, daß sie die verwundeten Theile vor der Berührung der Luft schützt, und zugleich die Blutflüße hindert.

Während dieser mörderischen Gefechte erwarten die Weibchen gleichgültig, wie es scheint, bey der Wuth, die sie entflammen, von dem Schicksal den Gebiether, den es ihnen geben will. Stolz über den errungenen

Sieg schwimmt er mitten durch den schüchternen Haufen, und nähert sich der Gattinn, die ihm am besten zu gefallen scheint.

So lange dieser erste Besuch dauert, ist es den andern Männchen unmöglich, sich einem Weibchen zu nähern. Admiral Anson erzählt, daß seine Matrosen das eifersüchtige und despotische Phokenmännchen dem Herrn eines Türkischen Harems verglichen, und demselben den Beynahmen der Pascha gegeben haben.

Die Tragezeit scheint ein wenig mehr als 9 Monathe zu währen; so daß die gegen das Ende Septembers befruchteten Weibchen gegen die Mitte des Julius zu werfen anfangen.

Indessen, so wie die Sonne sich der antarktischen Hemisphäre nähert, wird die Hitze stärker; sie ist für Thiere, welche aus kältern Gegenden stammen, bald zu stark; nichts hält sie mehr auf diesen Gestaden zurück. Unter Begünstigung der sanften Temperatur des Frühlinges haben die Weibchen ihre Junge geworfen. Diese sind durch die Männchen mit dem Elemente bekannt gemacht worden, für welches sie geschaffen sind; das ganze Werk der Fortpflanzung ist vollbracht. . . . Der ganze Haufen nimmt wieder den Weg nach Süden, um daselbst bis zu dem Zeitpuncte zu bleiben, wo die Wiederkehr der Reise sie wieder auf die, alsdann gemäßigteren, Gestade der Insel King zurückführen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Heimath.

„Unser Wandel ist im Himmel."

Was soll im Leben
Des Geistes Streben?
Kühn kommt er auf strudelnden Wogen
Ein Kämpfer daher gezogen;
Enttauchen will er der Strudelfluth,
Erklimmen ein Land, wo er freyer ruht.

Des Daseyns Engen
Will er zersprengen,
In unermeßliche Weiten
Die leichten Schwingen verbreiten,
Will überflügeln der Sonne Lauf,
Und über die Ufer der Zeit hinauf.

Dann sinkt er wieder
Zur Erde nieder:
Die Kraft ist allmählig dem Stolzen
Im Strahl der Sonne geschmolzen.
Doch ruht er auch in der Entkräftung nicht;
Sein Blick hängt hoch an der Sterne Licht.

Der Geist muß sehen
Nach Sternenhöhen,
Und kann er auch aufwärts nicht schweben,
So kann er den Fittig doch heben:
Und sinkt auch kraftlos ihm dieser herab,
So schaut er freudig in's offne Grab.

Wohl nicht vergebens
Entstrebt des Lebens
Beengten drückenden Schranken
Der Geist auf kühnen Gedanken:
Er ahnet die Heimath, woraus er stammt,
Wo der Freyheit Flamme dem Freyen flammt.

J. G. Rosanhenn.

Anecdote.

Desessarts, ein ziemlich berühmter Schauspieler, der 1793 starb, war ausnehmend wohl beleibt. Vor der Revolution starb der einzige Elephant, welcher in der königlichen Menagerie war. Dugazon kam zu Desessarts und bath ihn, er möchte doch mit ihm zum Minister gehen, denn er sollte ein proverbe bey ihm aufführen, und brauchte einen einsichtsvollen Gehülfen. Legen Sie Trauer an, sagte Dugazon, denn Sie sollen einen Erben vorstellen. Desessarts that es, und man ging zum Minister. Dugazon sagte zu ihm: die Französischen Schauspieler betrauern aufrichtig den Tod des schönen Elephanten, welcher die Zierde der königlichen Menagerie war, und ihr einziger Trost ist, daß Se. Majestät dadurch eine gute Gelegenheit erhalten wird, die langen Dienste unsers Collegen Desessarts zu belohnen. Ich komme daher in ihrem Nahmen zu bitten, daß er die Stelle des Elephanten einnehmen dürfe. Ein schallendes Gelächter erhob sich unter allen Anwesenden. Der arme Desessarts verließ das Zimmer wüthend, und schickte dem Dugazon eine Ausforderung. Als beyde im Bois de Boulogne, den Degen in der Hand, einander gegenüber standen, rief Dugazon aus: Warten Sie noch einen Augenblick, lieber Freund, ich habe einen Gewissenszweifel. Die Oberfläche, welche Sie mir zum Spießen darbiethen, ist wahrhaftig so ungeheuer, daß ich einen zu großen Vortheil habe. Lassen Sie uns unter gleichen Bedingungen kämpfen. Er nahm dann ein Stück Kreide aus der Tasche, mahlte einen Zirkel auf Desessarts Bauch und sagte zu ihm: „So, nun wollen wir ausmachen, daß, wenn ich Sie außer dieser Linie treffe, es nichts gilt." Es war unmöglich, Zorn genug zu behalten, um mit einem solchen Manne zu schlagen.

— —

O d e s s a.

(Beschluß.)

Odessa ist wie durch Zauberey dahin geschaffen. Wer hier vor fünf Jahren war, und sich der Einöde und Dürftigkeit erinnerte, oder der Tatar, der hier vor zwanzig Jahren umherzog, und jetzt diese Stadt; diesen Prunk, diese öffentlichen Feste, diese Abendgesellschaften sieht, muß an Wunder glauben. — Die Straßen der Stadt sind breit und schnurgerade; die Häuser sind massiv, meistens zwey Stockwerke hoch, in Europäischem Styl; der Magazine sind so viel, daß sie über 300,000 Scheffel Getraide fassen; die Population Odessa's beträgt 18 bis 20,000 ansäßiger Einwohner.

Nach den jährlichen Listen sind der Geburten doppelt mehr, als der Sterbefälle. Die Luft ist rein und sehr gesund. Man zählt zwanzig Stunden in der Runde um Odessa 50 bis 60 Dörfer, mit 35 bis 40,000 Seelen bevölkert.

Das Land liefert der Stadt nicht nur Gemüse im Überfluß, sondern auch schon Handelsartikel, wie Butter, Unschlitt, Wolle, Bohnen, Erbsen, Erdäpfel und über 100,000 Scheffel Arnautenkorn. Die Maulbeerpflanzungen bringen den Eigenthümern schon Gewinn. Die Veredlung der Wolle ist schon so weit gediehen, daß ein einziges Etablissement, etwa zwanzig Werste von Odessa gelegen, sich anheischig gemacht hat, der Regierung binnen zwey Jahren 3000 Schafe und Widder von feiner Wolle abzulassen, die hernach an verschiedene Eigenthümer in leichten Zahlungsterminen vertheilt werden sollen. Die Arbeiten im Hafen sind bald vollendet. Das Gymnasium ist schon seit drey Jahren in Thätigkeit, und begreift, außer den öffentlichen Classen, ein Pensionat von 80 Zöglingen in sich.

Seit zwey Jahren hatte man in Odessa ein provisorisches Theater, auf welchem man Schauspiele in Russischer, Polnischer und Deutscher Sprache gab. Das neue Schauspielhaus wird nach einem vortrefflichen Plan gebauet. — Menschlichkeit und gute Ordnung forderten ein Krankenhaus; seit einem Jahre schon steht es vollendet.

Noch sind die Straßen dieser neuen Stadt nicht gepflastert; damit aber doch die Fußgänger nicht im Koth wathen müssen, sind Trottoirs angelegt. Auf öffentlichen Plätzen und in einigen großen Straßen sind Alleen gepflanzt. Gegenwärtig wird auch ein öffentlicher Garten eingerichtet, wozu die Stadt besondere Fonds gibt.

In wenigen Jahren wird Odessa zu einer der wichtigsten und ansehnlichsten Städte Europens gezählt werden, während sie selbst wie ihr Nahme erst seit dreyzehn Jahren existiren.

N o t i t z e n.

Berlin. Bekanntlich besuchte Gall bey seinem Aufenthalte zu Berlin die hiesigen Gefängnisse, und ließ sich die Verbrecher vorstellen. Er bezeichnete einen gewissen Columbus, der mehrerer Diebereyen wegen im Kerker der Stadtvogtey saß, als den gefährlichsten Menschen in dem großen Haufen von Gefangenen, deren Hirnschädel er untersucht hatte, und rieth, man möge denselben, den er für incorrigibel halte, so lange als möglich oder für immer bewachen. Die Äußerung des Organologen fiel den Vorstehern des Gefängnisses um so mehr auf, als der Bezeichnete ein ganz junger Mensch war; man nahm deshalb über den Vorfall ein eignes Protocoll auf. Columbus wurde darauf zu dreyjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, und im Jahre 1808 entlassen. Kaum aber war er einen Monath frey, so wurde er verübter Diebereyen wegen auf's neue eingezogen, und bey der Untersuchung fand es sich, daß er innerhalb vier Wochen zehn, mehr oder weniger bedeutende, Diebstähle begangen habe, deren Ausführung durch große Hindernisse war erschwert worden. Zufällig mag der Umstand eingetreten seyn, aber merkwürdig bleibt er immer, und Gall kann mindestens nichts dabey verlieren, wenn seine Wahrnehmungen sich auf ähnliche Weise bestätigen. Ob dieser Columbus unverbesserlicher Verbrecher ist, muß freylich erst die Zukunft beweisen; daß er aber für die Gesellschaft ein gefährliches Individuum ist, wie G. behauptete, scheint nicht zweifelhaft. Die beste Art, über das System der Organosophie einiger Maßen auf's Reine zu kommen, wäre wohl, wenn man Thatsachen, welche dafür oder dawider zeugen, zur Publicität förderte. Daß das Object wichtig genug ist, dürfte wohl Niemand abläugnen.

Paris. Die kaiserliche Druckerey ist künftig bloß für das kaiserliche Haus, den Staatsrath, und das Bulletin der Gesetze bestimmt. Die Inspection darüber ist dem Herrn Anisson-Duperron, dessen Urgroßvater der Stifter, und dessen Großvater und Vater schon Vorsteher dieses Instituts waren, anvertraut worden.

Einer Entscheidung des Appellations-Gerichts von Grenoble zufolge kann ein Kind, was 318 Tage nach dem Tode des Mannes seiner Mutter zur Welt kömmt, nicht mehr auf die Verlassenschaft des Verstorbenen Anspruch machen.

Die Wohlthätigkeits-Gesellschaft in Marseille hat seit ihrer Entstehung 464,447 Rumfordische Suppen ausgetheilt, 3342 kranke Familien unterstützt, 600 Mütter entbunden, und von 26 behandelten Verunglückten 8 zum Leben zurück gerufen.

Berichtigung. Durch ein Versehen stand in Nro. 96 des Sammlers statt: Racine's Phädra, von Schiller übersetzt, Hrn. von Collin's Phädra.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den —— 98. —— 17. August 1809.

Die Rüsselphoka.

(Fortsetzung.)

Die meisten bekannten Phocaceen wählen vorzüglich gern die Felsen zu ihrem Aufenthalte; die Rüsselphoke hingegen findet sich bloß auf sandigen Ufern; sie sucht die Nachbarschaft des süßen Wassers, das sie freylich entbehren kann, in welches aber die Thiere dieser Gattung sich gern tauchen, und das sie mit Vergnügen zu schlürfen scheinen. Sie schlafen ohne Unterschied ausgestreckt auf dem Sande, oder schwimmend auf der Oberfläche des Meeres. Wann sie auf dem Lande in großen Haufen beysammen sind, um zu schlafen, so wachen beständig einer oder mehrere derselben. Im Falle einer Gefahr machen diese Lärm bey der übrigen Gesellschaft; alsdann suchen alle miteinander das Ufer wieder zu erreichen, um sich in die schützenden Wellen zu werfen. Nichts ist sonderbarer als ihr Gang; es ist eine Art von Kriechen, wobey die vordern Floßen die einzige bewegende Kraft sind; und ihr Körper scheint bey allen seinen Bewegungen zu schlottern, wie eine ungeheure mit Gallerte angefüllte Blase, so dick ist die Schicht von öhligem Speck, womit sie umhüllt sind, und wovon ich bald zu reden haben werde. Ihr Gang ist nicht allein langsam und beschwerlich, sondern alle 15 oder 20 Schritte sind sie auch genöthigt, ihren Marsch einzustellen, indem sie von Ermüdung keichen, und unter ihrer eigenen Last erliegen; wenn in dem Augenblicke ihrer Flucht sich jemand vor sie hinstellt, so halten sie sogleich stille; und wenn man sie durch wiederhohlte Streiche nöthigt, sich in Bewegung zu setzen, so scheinen sie sehr zu leiden. Das Merkwürdigste bey diesem Umstande ist, daß ihr Augapfel, welcher in dem gewöhnlichen Zustande grün und leicht bläulich ist, alsdann tief blutroth wird. Ungeachtet dieser Langsamkeit und Beschwerlichkeit der fortschreitenden Bewegung gelingt es den Rüsselphoken doch auf der Insel King über 5 bis 6 Meter (15 bis 20 Fuß) hohe Sandhügel zu kommen, jenseits deren sich kleine Lachen von süßem Wasser finden. Diese Thiere wissen durch Geduld und Hartnäckigkeit Alles zu ersetzen, was ihnen an Gewandtheit und Behendigkeit fehlt.

Das Geschrey der Weibchen und der jungen Männchen gleicht ziemlich dem Brüllen eines starken Ochsen; aber bey den erwachsenen Männchen gibt die röhrenartige Verlängerung der Nasenlöcher ihrer Stimme eine solche Biegung, daß das Geschrey dieser letztern, seiner Beschaffenheit nach, viel Ähnlichkeit mit dem Geräusche hat, das ein Mensch macht, wenn er sich gurgelt. Dieses rauhe und sonderbare Geschrey hört man von fern; es hat etwas Wildes und Fürchterliches: und wann wir in den stürmischen Nächten durch das verwirrte Geheul der zahlreichen Colossen, welche die Ufer in der Nähe unserer Zelten bedeckten, plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt wurden, so konnten wir uns eines Gefühls von Unruhe nicht erwehren, welche bloß die Gewißheit

von der wirklichen Schwäche dieser Thiere zu zerstreuen vermochte.

Wenn die periodischen Auswanderungen der Rüsselphoken augenscheinlich beweisen, daß sie die allzustarke Hitze nicht leiden können, so gibt es in ihren Gewohnheiten noch einen andern Umstand, welcher dieses ebenfalls beweiset. Wenn eines von diesen Thieren auf dem Sandufer ausgestreckt ruht, und die heissen Sonnenstrahlen ihm beschwerlich fallen, so sieht man es zu wiederhohlten Mahlen mit seinen breiten Vorderfloßen sehr vielen vom Seewasser feuchten Sand aufheben, und ihn auf seinen Rücken werfen, bis es davon gänzlich bedeckt ist. Alsdann besonders konnte man in Versuchung seyn, mit Forster die See-Elephanten für große Felssteine zu halten.

Die meisten äußern Sinne scheinen bey diesen Amphibien nicht sehr fein zu seyn. Die Platheit des Auges, die schon von Hrn. de Labillardiere beobachtete sehr merkwürdige Dichtigkeit der gläsernen Feuchtigkeit, die eben so außerordentliche Dichtigkeit der Krystall-Linse, alles zeigt an, daß das Werkzeug des Sehens vollkommen für die Natur der Flüssigkeit, in welcher diese Thiere vornähmlich zu leben bestimmt sind, eingerichtet, und eben deßwegen nicht sehr geschickt ist, sie in einem andern Elemente zu leiten; auch können sie, besonders wenn sie aus dem Meere kommen, die Gegenstände nur ganz in der Nähe unterscheiden. Von einer andern Seite trägt vielleicht der Mangel an Ohrläppchen zur Unvollkommenheit ihres Gehöres bey, welches ziemlich schlecht zu seyn scheint.

Die See-Elephanten sind von Natur äußerst sanft und verträglich; man kann ohne Furcht unter ihnen herum irren; nie hat man gesehen, daß sie gesucht hätten, auf den Menschen los zu gehen, wenn sie nicht etwa auf die gewaltsamste Weise angegriffen oder gereizt worden waren. Nicht allein auf dem Ufer zeigen sie sich so sanft und unschädlich; oft schwimmen, wie mir die Fischer gesagt haben, junge Phoken von einer um Vieles (infinement) kleinern Gattung, als die ihrige ist, mitten unter diesen ungeheuern Amphibien, ohne daß diese jenen schwachen Fremdlingen das Mindeste zu Leide thun. Die Menschen selbst können ohne Gefahr in dem Wasser baden, wo die Elephanten beysammen sind, ohne etwas von ihnen befürchten zu dürfen, und die Fischer sind gewohnt, es zu thun. Diese Thiere scheinen sogar einer wirklichen Zuneigung und einer gewissen besondern Erziehung fähig zu seyn. Einer von den Englischen Fischern hatte in den ersten Zeiten ihrer Ankunft auf der Insel eines von diesen Säugethieren liebgewonnen, und bey seinen Cameraden zuwege gebracht, daß man seinem Günstlinge nichts zu Leide thun sollte. Lange lebte diese Phoka mitten unter dem Gemetzel friedlich und verschont. Täglich näherte sich ihr der Fischer, um sie zu liebkosen, und in wenig Monathen hatte er sie so zahm gemacht, daß er ihr ungestraft auf den Rücken steigen, ihr den Arm in den Rachen stecken, sie zu sich her rufen konnte: mit Einem Worte, dieses gelehrige und gute Thier that Alles für seinen Beschützer, und litt von ihm Alles, ohne jemahls über etwas böse zu werden. Zum Unglücke hatte dieser Fischer mit einem seiner Cameraden einen geringen Streit gehabt, und dieser tödtete, aus niederträchtiger und wilder Rache, die Lieblings-Phoka seines Gegners.

Was die Lebensdauer der Rüsselphoka betrifft, so haben mir die Engländer freylich keine sehr bestimmte Nachrichten darüber geben können; aber sie sind nach der großen Menge von Thieren, welche sie auf den Ufern natürlichen Todes sterben sehen, geneigt zu glauben, daß das mittlere Ziel ihres Daseyns nicht viel über 25 bis 30 Jahre gehe. Wir finden also auch hier wieder einen neuen Beweis von der allgemein angenommenen Regel: „Die Dauer des Daseyns steht im Verhältnisse mit der Zeit der Entwickelung; sie ist um so geringer, je schneller diese ist."

Bey der Periode, welche den Lebenslauf dieser Thiere schließt, ist dieß der merkwürdigste Umstand, daß sie, sobald sie sich krank fühlen, weiter als gewöhnlich in das Innere der Insel gehen, sich an dem Fuße eines Strauches niederlegen, und daselbst bis zu ihrem Tode bleiben, ohne in das Meer zurück zu kehren, gleichsam als wollten sie das Leben an eben den Örtern verlassen, wo sie es empfangen haben. Was die Fischer auf die Vermuthung bringt, daß das Ende dieser Thiere in diesem Falle natürlich sey, ist, daß sie ohne eine Spur von Verwundung oder Quetschung viel zu leiden scheinen, und wirklich nach einigen Tagen sterben. Steller hatte ähnliche Beobachtungen über den Tod der nördlichen See-Bären gemacht.

Die Rüsselphoken haben in den stürmischen Meeren, die sie bewohnen, andere Zufälle zu fürchten, als die von Krankheiten oder vom Alter. Bisweilen werden sie von dem Sturme überfallen, von den Strömungen und Wogen fortgerissen, und an die Felsen geschleudert und zertrümmert. Ich selbst habe, in jener fürchterlichen Nacht, wo unser Schiff seine Anker, seine

Schaluppe verlor, und sich in der größten Gefahr befand, ich habe, sage ich, zwey solche an den Granitmassen, aus welchen die Landspitze Plumier in der Elephantenbay besteht, zerscheiterte Thiere gesehen.

Andere Gefahren warten ihrer in dem Grunde des Meeres. In gewissen Fällen, sagen die Fischer, sieht man sie unversehens ganz erschrocken aus dem Schoße des Oceans herauf kommen; viele sind mit sehr großen Wunden bedeckt; sie verlieren Ströme von Blut; ihr Schrecken und diese Wunden zusammen beweisen, daß sie von einem oder mehreren furchtbaren Feinden verfolgt worden sind. Welches können diese schrecklichen Feinde seyn? Die Fischer sind einstimmig der Meinung, daß kein bekanntes Thier so große und so tiefe Wunden machen könne; sie vermuthen bloß, daß diese Ungeheuer sich weit von den Küsten und in den Abgründen des Meeres aufhalten, indem sie nie die mindeste Spur von denselben haben entdecken können; sie setzen hinzu, daß die Rüsselphoken ohne Zweifel deßwegen ihre Jungen so sorgfältig verhindern, zu weit in die offene See hinaus zu gehen und zu tief unterzutauchen, wie wir bereits angezeigt haben.

Ein weit furchtbarerer Feind erwartet diese Thiere auf dem Lande — der Mensch. — Einige dieser Thiere werden von den Strömungen und Stürmen auf das feste Land von Neuholland oder auf Diemensland geschleudert. Sobald die Wilden dieser Gegenden eines derselben entdecken, so umringen sie es; vergebens sucht es wieder an das Ufer zu gelangen; jeder Rückweg ist ihm versperrt; mit langen, an dem einen Ende brennenden Stücken Holz bewaffnet, belagern die Wilden den unglücklichen Schiffbrüchigen; kaum hat er seinen Rachen halb aufgethan, um die einzigen Waffen zu zeigen, die er von der Natur empfangen hat, so stößt man ihm auf ein Mahl mehrere solche brennende Fackeln in den Hals. Das riesenmäßige Amphibium erhebt ein langes Gebrüll, schüttelt seine ungeheure Masse mit Ungestüm, und stirbt bald an Erstickung, weil es nicht athmen kann, und aus Schmerz. Alsdann erhebt sich auf allen Seiten ein Freudengeschrey; man denkt an nichts als an die Aufzehrung des getödteten Thieres; die wilden Sieger stellen sich um ihr Schlachtopfer her; man zerreißt es auf allen Seiten auf ein Mahl; jeder ißt, schläft, wacht wieder auf, ißt und schläft wieder. Der Überfluß hatte die feindlichsten Stämme vereinigt; der Haß schien verloschen; aber kaum sind die letzten verdorbenen Stücke ihrer Beute aufgefressen, so erwachen die Beleidigungen wieder, und mörderische Gefechte schließen gewöhnlich diese eckelhaften Gelage. Vor einigen Jahren gab es in der Gegend von Port Jackson einen doppelten Auftritt dieser Art, bey Gelegenheit eines ungeheuern Wallfisches, welcher daselbst gestrandet war, und auf dessen Gebeinen sie sich erwürgten.

Die Thiere, von welchen wir hier reden, haben, geleitet von einem weisen Naturtriebe, sich bis jetzt der Wuth der menschlichen Gattung zu entziehen gewußt. Weit von den Wohnplätzen derselben, zurück gezogen auf wilde und einsame Inseln, konnten diese großen Phoken, ohne Feinde, ohne Störung, sich daselbst um die Wette vermehren und wachsen. .... Alles hat sich nun für sie geändert; und wenn es ihnen möglich war, einen Zufluchtsort vor der Gefräßigkeit der Einwohner dieser Himmelsstriche zu finden, so werden sie doch keinesweges der kaufmännischen Habsucht entgehen, welche ihrem Geschlechte Vernichtung geschworen zu haben scheint.... Die Engländer haben sich nun dieser so lange schützenden Zufluchtsörter bemächtigt; sie haben dort Metzeleyen eingerichtet, welche die Anzahl dieser Thiere unfehlbar bald merklich und unersetzlich schwächen müssen.

Um sie zu tödten, bedienen sich die Englischen Fischer einer 40 bis 50 Decimeter (12 bis 15 Fuß) langen Lanze, deren äußerst stark gestählte eiserne Spitze nicht weniger als 6 bis 10 Decimeter (24 bis 30 Zoll) hat; sie benutzen geschickt den Augenblick, wo das Thier, um vorwärts zu gehen, seine linke Vorderfloße aufhebt; unter diesem Theile wird die Lanze so hinein gestoßen, daß sie das Herz durchbohrt; und die Menschen, welche dieses grausame Geschäft verrichten, sind darin so geübt, daß sie selten fehlen. Das unglückliche Amphibium fällt sogleich, und verliert Ströme von Blut.

So sanft und fromm diese Thiere gewöhnlich sind, so ist es doch nöthig, ihre Bewegungen mit der größten Aufmerksamkeit in Acht zu nehmen, wenn man sie treffen will; gleich als ahneten sie das Ende, das man ihnen bereitet, nehmen sie alle ihre Kraft zusammen, um über ihre Mörder herzufallen. Der Admiral Anson verlor einen seiner Matrosen, dem eine aufgebrachte Phoka die Hirnschale zerschmettert hatte, daß er wenige Tage darauf starb. Aber überhaupt können diese Amphibien sich nur schwach vertheidigen; ihre ungeheure Masse dient nur, sie zu hindern, und ihre Zähne haben nichts furchtbares, als den Anschein. Vergebens sperren sie, gleichsam durch einen Naturtrieb, einen ungeheuern, mit drohenden Fangzähnen besetzten Rachen auf; diese an und für sich so schrecklichen Waffen werden von so schwerfälligen und plumpen Hebeln in Be-

wegung gesetzt; daß das Thier auf dem Lande sie zu nichts weiter benutzen kann, als zu dem Schrecken, welchen der erste Anblick derselben einflößen kann.

Die Weibchen wehren sich selten mit Gewalt; sie haben andere Waffen empfangen, aber noch unwirksamere, als die Waffen der Männchen. Kaum sehen sie sich angegriffen, so suchen sie zu fliehen; wenn ihnen der Rückweg versperrt ist, so schütteln sie sich heftig; ihr Blick trägt den Ausdruck der Verzweifelung; sie weinen heftig. Ich selbst habe eines von diesen jungen Weibchen häufige Thränen vergießen sehen, während daß einer von unsern Matrosen, ein bösartiger und grausamer Mensch, ihm, so oft es den Rachen aufthun wollte, mit dem dicken Ende eines Ruders von unserer Schaluppe, zum Zeitvertreibe die Zähne einschlug; man mußte Mitleiden mit dem armen Thiere haben; sein ganzer Rachen war voll Blut, und die Thränen rannen ihm aus den Augen.

Wenn man einen wilden, mit einem plumpen Stocke bewaffneten, Matrosen zuweilen zum Zeitvertreibe unter diesen Heerden von Seethieren umher laufen, so viele Phoken, als er schlägt, tödten, und in kurzer Zeit ihre Leichname um ihn her liegen sieht, so kann man nicht umhin, über die Art von Sorglosigkeit oder Grausamkeit der Natur zu seufzen, welche diese so gewaltigen, so sanften und so unglücklichen Wesen nur geschaffen zu haben scheint, um sie stiefmütterlich allen Streichen ihrer Feinde preiszugeben..... Übrigens ist diese Niederschmetterung der Phoken durch einen einzigen Stockstreich auf die Schnauze eine von den sonderbarsten Erscheinungen in der thierischen Physiologie.

Man hat regelmäßige Jagden auf die See-Elephanten angestellt, nicht um ihres Fleisches willen; es ist nicht nur unschmackhaft, thranig, unverdaulich und schwarz, sondern es ist auch beynahe unmöglich, es aus den Schichten von Fett, womit es eingehüllt ist, heraus zu nehmen. Die Zunge allein gewährt eine ziemlich gute Speise; die Fischer salzen diese Zungen sorgfältig ein, und verkaufen sie so theuer, als die besten eingesalzenen Waaren. Unsere Matrosen aßen auch das Herz, aber das Fleisch davon hat mir sehr fest, sehr hart und unverdaulich geschienen. Was die Leber betrifft, die man bey verschiedenen Phoken-Gattungen besonders schätzt, so scheint sie bey dem See-Elephanten irgend eine schädliche Eigenschaft zu haben; denn da die Englischen Schiffer den Versuch gemacht hatten, sie als Speise zu gebrauchen, so empfanden sie eine unüberwindliche Schläfrigkeit, welche viele Stunden dauerte, und jedesmahl wieder kam, so oft sie von dieser verrätherischen Speise gekostet haben.

Das frische Fett der Rüsselphoke steht bey den Fischern auch als Heilmittel für Wunden in großem Ansehen. Dieser Substanz schrieben sie die schnelle Vernarbung der tiefen Wunden zu, welche diese Thiere einander machen, oder welche sie von ihren Feinden erhalten. Die Engländer selbst gebrauchen kein anderes Mittel wider die täglichen, und oft tiefen Schnittwunden, welche sie sich machen, indem sie diesen Thieren die Haut abziehen, das Fett derselben zerstücken rc.; und nichts läßt sich, sagen sie, mit der Schnelligkeit vergleichen, womit diese Schnittwunden heilen.

Die Haut der Rüsselphoke gewährt größere Vortheile, als alle bisher erwähnten Theile. Wenn sie, wegen der Beschaffenheit ihres sehr kurzen und sehr steifen Haares, von der Classe des eigentlich so genannten Pelzwerkes ausgeschlossen ist, so machen ihre Dicke und Stärke sie für verschiedenes häusliches Geräthe sehr schätzbar. Man gebraucht sie, große und starke Coffer zu überziehen; man hält sie besonders für sehr tauglich zu Pferde- und Kutschengeschirr. Unglücklicher Weise sind die Häute von den alten Thieren, und also die schätzbarsten in Ansehung der Größe und Stärke, die schlechtesten wegen der zahlreichen und großen Narben, womit sie bedeckt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Frankreich. Am 30. Juny 1809. starb M. P. Laurent zu Paris, einer der ausgezeichnetsten Französischen Meister in der Kupferstecherkunst. Er ist Verfasser und Mitherausgeber des großen Werks: Plan de gravure du Musée français, das künftig durch seinen Sohn Henri Laurent, den Erben seiner Talente und Tugenden, fortgesetzt werden wird. — Geboren im J. 1739 zu Marseille, und von seinen Ältern zur Zeichenkunst angehalten, gewann er schon als Jüngling durch seine seltenen Talente die Aufmerksamkeit der Professoren an der Akademie zu Marseille. Ein Vierteljahr lang genoß er zu Avignon die Anweisung des in seiner Kunst berühmten Balechou; kam dann als zwanzigjähriger Jüngling nach Lyon, und endlich nach Paris, wo die Meisterwerke Poussins, Berghems, Lauterburgs u. a. seinen Grabstichel mit vorzüglichem Glück übten. In Poussins Sündfluth, der Frucht seiner letztern Jahre, entwickelte er die ganze Reife seiner Anlagen. Am meisten aber excellirte er in der Landschaft und in Thierstücken; diese waren es auch, durch welche er seinen Ruhm am meisten begründete.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Samstag, den — 99. — 19. August 1809.

Schilderung der Deutschen Wirthshäuser zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

(Aus dem Lateinischen des Erasmus v. Rotterdam.)

Wilhelm und Bertulf.

Wilhelm. Ich habe niemahls Gelegenheit gehabt, Deutschland zu sehen; ich bitte Dich also, wenn es Dir keine Mühe macht, mir zu erzählen, wie man dort die Reisenden aufnimmt?

Bertulf. Ob die Bewirthung überall völlig gleich sey, weiß ich nicht: was ich gesehen habe, will ich erzählen.

Niemand grüßt einen Ankommenden, damit es nicht aussähe, als wolle man Gäste werben, denn das halten sie für niedrig und der Deutschen Gravität ganz unanständig. Wenn man lange gerufen hat, so schiebt sich endlich ein Kopf aus einem Fensterchen der warmen Stube, der wie die Schildkröte aus dem Schilde heraus guckt. Diesen muß man fragen, ob Quartier zu haben sey; wenn er nicht schüttelt, so weiß man, daß Platz vorhanden ist. Fragst Du nach dem Stalle, so weiset Dich eine Bewegung der Hand dahin. Dort steht es Dir frey, Dein Pferd nach Belieben zu besorgen, denn kein Hausknecht legt eine Hand an. Doch in besuchtern Wirthshäusern bringt Dich mitunter ein Knecht nach einem Stalle, der eben nicht der bequemste ist; denn die bessern hebt man für künftige Fremde, besonders für Edelleute auf. Wer sich über etwas beschwert, muß sogleich hören: „Wem's nicht ansteht, der mag sich eine andere Herberge suchen." In den Städten hält es schwer, ein wenig Heu zu bekommen, und es wird fast so theuer bezahlt, als der Hafer selbst. Ist das Pferd versorgt, so wandert man, wie man geht und steht, mit Stiefeln, Mantelsack und Koth in die Stube, und zwar dient eine einzige zum Gebrauche für alle.

Wilhelm. Bey den Franzosen bekommt man sein Gemach, um sich auszukleiden, zu reinigen, zu wärmen, auch, wenn's beliebt, auszuruhen.

Bertulf. Hier passirt nichts dergleichen. Man zieht in der Gaststube die Stiefeln aus, Pantoffeln an, wechselt die Wäsche, trocknet die nassen Kleider u. s. w. Auch steht Waschwasser bereit, es ist aber meistens so rein, daß man wieder anderes braucht, um das erstere abzuspülen.

W. Ich lobe mir solche Männer, die sich durch keine Bequemlichkeiten weibisch gemacht haben.

B. Wer Nachmittags ankommt, muß immer bis 9, ja 10 Uhr auf's Essen warten.

W. Warum das?

B. Es wird nichts eher zubereitet, als bis man keine Gäste mehr erwartet, damit alle auf ein Mahl bedient werden.

W. Sie befleißigen sich der Kürze.

B. Das ist's. Es kommen oft 80 bis 90 Fußgänger, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Weiber und Kinder, Gesunde und Kranke zusammen.

W. Das nenne ich eine wahre Brüdergemeine.

B. Einer kämmt sich, der andere trocknet den Schweiß ab, der dritte schabt sich die Stiefeln rein; kurz, es ist eine Sprachen- und Menschenvermischung wie beym Thurmbaue zu Babel. Merken sie einen Ausländer darunter, der nach etwas Vornehmen aussieht, so sind aller Augen scharf auf ihn gerichtet, als ob er ein Wunderthier aus der neuen Welt wäre, und selbst bey Tische verwenden sie kein Auge, und denken kaum an's Essen.

W. In Rom, in Paris und in Venedig staunt niemand etwas so an.

B. Ist es dann recht spät, so kommt ein alter Kahlkopf von Hausknecht mit grauem Barte, gräulicher Miene und in schmutzigem Anzuge zum Vorschein.

W. So einer sollte den Herren Cardinälen in Rom den Wein kredenzen.

B. Ganz stumm überzählt er die Gäste mit den Augen. Je mehr er deren sieht, je stärker wird eingeheizt, wenn auch draußen die Sonne noch so warm schiene; denn das ist bey ihnen ein Hauptstück einer guten Bewirthung, wenn alle vor Schweiß zerfließen. Kann jemand den Dunst nicht ertragen, und lüftet ein Fenster, so heißt's flugs: „Mache zu!" Antwortet er: „Ich halt's nicht aus," so hört er: „Suche dir eine andere Herberge." — Doch vernimm weiter. Unser bärtiger Ganymed kommt bald wieder, und deckt Tischtücher auf; aber, du lieber Himmel! weder Holländische noch Schlesische. Man glaubt, sie wären eben erst von den Segelstangen herunter gethan. Nun setzt sich alles, Reich und Arm, Herr und Knecht, ohne Unterschied, meistens ihrer 8 an jeden Tisch.

W. Das ist ja die uralte Gleichheit, die jetzt von der Gewalt aus der Welt verbannt worden ist.

B. Nun kommt der grämliche Ganymed, und zählt seine Gäste noch ein Mahl, endlich bringt er jedem einen hölzernen Teller und einen Löffel von dem nähmlichen Metalle, nebst einem Glaskruge; alsdann Brot, womit man sich die Zeit vertreibt, bis der Brey gekocht ist. Es wird bisweilen ein Stündchen so gesessen.

W. Schreyt denn keiner von den Gästen nach dem Essen?

B. Keiner, der seine Leute schon kennt. Endlich kommt Wein, und, guter Gott! was für Wein! Keinen andern sollten die Sophisten trinken, so subtil und scharf ist er. Wollte auch ein Gast heimlich Geld biethen, um sich eine andere Sorte Wein zu verschaffen, so thun sie erst gar nicht, als ob sie's hörten, und besteht er darauf, so antworten sie mit einer Miene, als ob sie ihn fressen wollten: „Hier sind so viele Grafen und Markgrafen eingekehrt, und niemand hat über den Wein geklagt. Wem's hier nicht ansteht, der kann sich ein anderes Quartier suchen." Denn sie halten bloß die Edelleute ihrer Nation für Menschen, und hängen deren Wappen zur Schau auf. Endlich kommen mit vielen Umständen die Schüsseln, und zwar in der ersten gewöhnlich Brotschnitte in Fleischbrühe, oder, an Fasttagen, in Gemüßbrühe getunkt. Dann ein Ragout oder aufgewärmtes Salzfleisch. Dann ein Brey, wieder eine derbere Speise, und wenn man beynahe satt ist, so kommt ein ganz guter Braten oder Fisch, der eben nicht weit reicht, und bald wieder abgetragen wird. Der ganze Schmaus wechselt, wie auf dem Griechischen Theater die Scenen mit dem Chore, mit Stücken Fleisch und Brey, und der letzte Act ist der beste.

W. So machen's die guten Poeten.

B. Es hilft auch gar nichts, wenn jemand ruft: „Abgeräumt! Wir essen nicht mehr." Man muß gleichsam eine gewisse Bußzeit absitzen, die sie, glaub' ich, nach der Uhr abmessen. Endlich kommt jener Graubart, oder der Herr Wirth selbst, der sich nicht viel besser ausnimmt, als seine Leute, und fragt: ob noch ein Appetitchen vorhanden. Gleich wird etwas edlerer Wein gebracht. Man sieht die gern, die stark trinken, obgleich die mäßigen Trinker eben so viel bezahlen müssen.

W. Ich bewundere das Genie der Nation.

B. Du solltest nur erst den Teufelslärmen hören, wenn der Wein die Köpfe erhitzt hat. Alles wird taub davon. Nun kommen oft Schalksnarren zum Vorscheine, oder Hannswurste; denn es ist unglaublich, was sich die Deutschen für einen herrlichen Spaß aus diesen erbärmlichen Kerlen machen. Diese treiben einen Singsang; sie jauchzen, springen und pochen, daß die Stube einfallen möchte, und keiner den andern mehr reden hört. Gleichwohl finden sie ein solches Leben gar köstlich und behende, und unser einer muß im Guten oder im Bösen bis in die tiefe Nacht mit ausharren.

W. Bringe nun einmahl dein Gastmahl zu Ende; ich habe der Umständlichkeit zur Genüge.

B. Gut. Sobald der Käse abgetragen ist, der faul und voller Maden seyn muß, wenn er ihnen recht schmecken soll, so kommt mein Graubart mit einer Schiefertafel, worauf mit Kreide etliche Kreise und Halbkreise gezeichnet sind. Diese legt er stillschweigend und verdrüßlich auf den Tisch; er selbst steht wie ein Charon dabey. Jeder, der sich auf die Mahlerey versteht, legt nach

der Reihe seine Zeche darauf, er zählt sie stillschweigend durch, und wenn nichts fehlt, nickt er sachte mit dem Kopfe.

W. Erinnert denn niemand etwas, wenn die Rechnung unbillig ist?

B. Niemand, wenn er gescheut ist; denn er würde gleich hören: Weß Menschenkind bist du? Du wirst nicht mehr zahlen, als die übrigen.

W. Du schilderst mir da ein freyes Menschengeschlecht.

B. Will sich jemand vor Müdigkeit gleich nach dem Essen niederlegen, so heißt man ihn warten, bis die andern schlafen gehen.

W. Das kommt mir ganz wie eine Platonische Republik vor.

B. Dann zeigt man jedem sein Nestchen oder kahles Lager; denn da gibt's, außer dem Bette, weder ein Geräth zur Bequemlichkeit, noch was zu mausen.

W. Aber reinlich ist's doch wohl?

B. Völlig so gut wie bey Tische. Die Laken sind höchstens vor einem halben Jahre gewaschen.

W. Ist denn dergleichen Bewirthung allenthalben üblich?

B. Hier ein wenig artiger, dort ein wenig schlimmer; im Ganzen immer dieselbe. —

Der feine Erasmus hat hier unsere Vorfahren eben so lebendig als schalkhaft geschildert, und das Interesse der Darstellung erhöht sich, wenn man jene Unbeholfenheit, jenen Mangel an den Bequemlichkeiten des Lebens u. s. w. mit unsern Sitten und dem heutigen Luxus vergleicht. Sollten aber die Reisenden in vielen unserer Wirthshäuser nicht noch deutliche Spuren von jenem stummen Ernste, und von Verdrossenheit in der Bedienung finden? Awe.

Der alte Invalide.

(Eine Anecdote aus Malouet's Reise in die Wälder von Guiana.)

(Aus dem Französischen.)

Sechs Meilen von dem Posten Oyapock fand ich auf einem Inselchen mitten in dem Flusse (Ouanary), der hier einen prächtigen Wasserfall macht, einen Soldaten von Ludwig XIV., der bey Malplaquet verwundet und unter die Invaliden versetzt worden war. Er war (1777) 110 Jahre alt, und lebte seit 40 Jahren in dieser Wüste. Er war blind, nackend, ziemlich gerade, voll Runzeln; auf seinem Gesichte lag die Zerstörung, aber nicht in seinen Bewegungen. Sein Gang, seine Stimme waren wie bey einem starken Manne; ein langer weißer Bart bedeckte ihn bis an den Gürtel. Zwey alte Negerinnen, die seine Gesellschaft ausmachten, ernährten ihn durch den Fischfang, und von einem kleinen Garten, den sie am Ufer des Flusses anbauten. Es war das ganze Überbleibsel einer ansehnlichen Pflanzung und mehrerer Sclaven, die ihn nach und nach verlassen hatten. Meine Begleiter hatten ihn auf meinen Besuch vorbereitet, der ihn sehr glücklich machte; denn es war mir nichts leichter als dafür zu sorgen, daß ihm nichts mehr abgehe, und daß er seine lange Laufbahn in einer Art von gutem Auskommen beschließe. Seit 25 Jahren hatte er weder Brot noch Wein genossen; die gute Mahlzeit, die ich ihm bereiten ließ, war ein köstliches Labsal für ihn. Er unterhielt mich von der schwarzen Perücke Ludwigs XIV., den er einen schönen und großen Fürsten nannte, von dem kriegerischen Ansehen des Marschalls Villars, von der bescheidenen Haltung Catinat's, von der Gütigkeit Fenelon's, vor dessen Thüre er zu Cambrai Wache gestanden. Er war im Jahre 1730 nach Cayenne gekommen, war bey den Jesuiten Verwalter gewesen, und war selbst in guten Umständen, als er sich bey Oyapock niederließ. Zwey Stunden brachte ich in seiner Hütte zu, erstaunt, gerührt von dem Anblicke dieser lebendigen Ruine. Mitleid und Achtung hielten meine Neugierde im Zaume; ich war ganz mit dem Eindrucke beschäftigt, den diese Verlängerung der Armseligkeiten des Lebens, in der Verlassenheit und Beraubung von allem Beystande der Gesellschaft, bey mir hervor brachte. Ich wollte ihn auf die Schanze bringen lassen; er schlug es aus und sagte mir, das Geräusch der Wasserfälle sey sein Genuß, und die reichliche Fischerey seine Hülfsquelle: da ich ihm eine Ration Brot, Wein und Pöckelfleisch zusichere, so bleibe ihm nichts zu wünschen übrig.

Er hatte mich beym Eintritte mit großen Freudenbezeigungen empfangen; als ich aber im Begriffe war ihn zu verlassen, so bedeckten Thränen sein ehrwürdiges Gesicht, er zog mich am Kleide zurück, und als er, seiner Blindheit ungeachtet, meine große Gemüthsbewegung merkte, sprach er in dem Tone der Würde, welcher dem Alter so wohl ansteht: Warten Sie. Nun kniete er nieder, bethete, und indem er mir seine Hände auf das Haupt legte, entließ er mich mit seinem Segen.

Die Kosaken.

(Nach Peeri's neuestem Gemählde von Lief- und Esthland.)

Die Wohnsitze der Kosaken sind am Don, Ural, dem schwarzen Meere und der Wolga, wo sie in

Stanitzen, d. h. Städten, Flecken und Dörfern, leben. Ihr Nahme kommt wahrscheinlich von dem Tartarischen Worte Kasak her, d. h. freye, unansäßige, herum streifende Leute, die leicht bewaffnet sind, und vom Rauben und Kriegen leben. Sie sind noch jetzt ein muthiges, kühnes und ungemein wohl berittenes Volk, das von jeher Rußland in seinen Kriegen sehr viele und wesentliche Dienste geleistet hat. Sie leben von Landgrundstücken, welche sie als ein von allen Abgaben und Diensten völlig freyes Eigenthum besitzen. Dagegen müssen sie, sobald ein Aufgeboth erfolgt, wohin sie commandirt werden, im Auslande so gut wie im Vaterlande, Kriegsdienste thun, sich dazu stets fertig und beritten halten, sich auf ihre Kosten kleiden und bewaffnen. Die im Dienste stehenden Kosaken erhalten monathlich einen Rubel Sold, und eine Ration Heu und Hafer für ihr Pferd. Sie wählen sich ihre Befehlshaber selbst, und haben überhaupt ihre eigene Kriegsverfassung. Das ganze marschfertige Corps der Donschen Kosaken, ungefähr 25,000 Mann stark, bestehet aus Ploks (Regimentern), welche von Pokulniks oder Atamans (Hetmans) commandirt werden. Jeder Plok ist wieder in mehrere Sots (Compagnien) eingetheilt, welchen Sotniken (Hauptleute) vorgesetzt sind. Ein Sot ist hundert Mann. Die Stanitzen, oder befestigten Ortschaften, liegen längs den großen Flüssen ihres Landes, und enthalten 50 bis 200, einige auch mehr Wohnungen. Die größte ist Tscherkask am Don, mit 2000 Häusern und 10,000 Einwohnern. Außer dieser ihrer Hauptstanitze sind noch 112 in dem ganzen Gebiethe der Donschen, und etwa 50 im Lande der übrigen Kosaken. In den meisten dieser Orte hat ein Sot oder eine Compagnie mit ihrem Sotnik ihren Wohnsitz; in manchen leben aber auch mehrere Sots zusammen. Jeder Ort hat noch seinen Ataman, welcher unter dem Ataman des Regiments steht. Alle diese stehen dann wieder unter dem Ataman oder Hetman der ganzen Völkerschaft, welche Stelle aber seit des Fürsten Potemkin Tode niemand wieder erhalten hat.

Das Genie dieses Volkes übertrifft alles, was man sich nur von einem rohen Volke vorstellen kann. Eine Sache sehen, sie fassen und nachmachen, ist selbst bey schwerern Kunstproducten für sie das Werk einer kurzen Zeit, und es fehlte diesem Volke, so wie der Russischen Nation überhaupt, zeither nur an Schulen und Normen, um alle fremde Künstler und Handwerker zu entbehren.

Eine der herrschenden Leidenschaften dieses Volkes ist die Liebe zum Gelde, welche eine Folge seiner Verschwendung und des Hanges zum Vergnügen und Wohlleben ist, dem sie alles aufopfern, und im Rausche des Branntweins, den sie höher als alles schätzen, sich dem größten Muthwillen und Frevel zu überlassen.

Spiel, Musik, Gesang und Tanz, der in Deutschland zu bekannt ist, als daß er einer Beschreibung bedürfte, sind in ihren Gesellschaften zu Hause, und enthalten die Charakteristik dieses Volks sehr zeichnend. Alle ihre Leidenschaften sind heftig, und werden von einem gewissen kriegerischen Ansehen, das selbst in der Äußerung der Liebe und Zärtlichkeit sie nicht verläßt, begleitet. Allenthalben folgt ihm der Stolz des Mannes und des Kriegers, der sogar in dem ersten Liebesantrag etwas Erniedrigendes fühlt, ihn, dem Costume aller Völker entgegen, von weiblicher Seite erwartet, und dann noch, nach Art unserer ehemahligen Spröden, Schwierigkeiten affectirt, die erst nach Verlauf einer gewissen Zeit das verliebte Spiel — hier zum Vortheil des Mädchens, so wie bey uns zum Vortheil des Liebhabers — endigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notitzen.

Amsterdam. — Holland besitzt bekanntlich die zahlreichsten Anstalten für Arme und Nothleidende. Man rechnet in Amsterdam allein, in der gegenwärtigen Zeit, 106,000 Personen, die durch milde Unterstützungen leben; das macht beynahe die Hälfte dieser Stadt aus.

Die menschenfreundlichen Institute in Holland sind von vielerley Art. Doch hat sich bis jetzt noch keines derselben der Blinden angenommen, in der Absicht, um diesen Unglücklichen auf eine oder die andere Weise eine nützliche Erziehung zu geben. Jetzt ist ein solches Institut in Amsterdam im Entstehen. Verschiedene Maurer, worunter sich der verdiente Wilhelm Holtrop mit vieler Wärme für das Gute auszeichnet, haben es auf die Bahn gebracht. Man hat mit sieben blinden Knaben und Mädchen den Anfang gemacht, und ihnen ein gutes Lokal, und einen geschickten Lehrer gegeben. Sie sollen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Musik, Geographie rc., im Stricken, Nähen, und anderen passenden Arbeiten erhalten; vornähmlich will man suchen, sie für die Buchdruckerey zu bilden. Einen ausgedehnteren Umfang verspricht sich dieses Institut, wenn es, woran wohl kein Zweifel ist, von Maurern und Nichtmaurern unterstützt wird.

Das im Jahr 1790 vom Französischen Prediger Guyot in Gröningen errichtete Institut für Taubstumme dauert unter demselben würdigen Manne glücklich fort, und gewinnt an Umfang und Vollkommenheit zunehmend.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Dinstag, den — 100. — 22. August 1809.

Les Martyrs, ou le triomphe de la religion chrétienne, par F. A. de Chateaubriand.

Ein Auszug aus diesem so berühmten Gedichte wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn.

Cymodocen, Tochter eines heidnischen Priesters in Achaja, verirrt sich in der Nacht. Sie sieht einen jungen Menschen auf dem Grase schlafen, hält ihn für Endymion, den Diana besuchen wollte, und macht sich Vorwürfe, das Geheimniß gestört zu haben, ein Beweis, daß das junge Mädchen in ihrer Religion sehr unterrichtet war. Der Jüngling erwacht, und es entspinnt sich zwischen beyden Personen das sonderbarste Gespräch, das man sich vorstellen kann. Die Heidinn spricht von Mythologie, der Jüngling antwortet nach der christlichen Lehre, ohne sich zu bekümmern, ob er verstanden werde. Cymodocen sucht ihre Gelehrsamkeit zu zeigen: „Wenn du nicht," sagt sie zum Christen, „ein Gott in menschlicher Gestalt bist, so bist du ohne Zweifel ein Fremder, welchen die Satyren in den Wäldern so wie mich irre geführt haben. In welchen Hafen ist dein Schiff eingelaufen? Kommst du von Tyrus, berühmt durch den Reichthum seines Handels; kommst du von dem reitzenden Corinth, wo deine Gastwirthe dir reiche Geschenke gegeben haben? Handelst du auf den Meeren bis an die Säulen des Herkules? Folgst du dem grausamen Mars in den Schlachten, oder bist du vielmehr der Sohn eines der Sterblichen, die sonst mit dem Scepter geschmückt, über ein fruchtbares Land voll Heerden regierten, und von den Göttern geliebt waren?"

Man muß gestehen, daß es für ein Mädchen genug Fragen waren, das sich mit einem jungen Menschen, den sie zum ersten Mahle sah, eine Nacht hindurch allein befindet. Die Weiber, und hauptsächlich die jungen Mädchen, waren bekanntlich bey den Griechen immer von männlicher Gesellschaft getrennt. Chateaubriand scheint zwar hier Homer's Helden nachgeahmt zu haben, allein was einem weit gereisten erfahrnen kriegerischen Fürsten natürlich ist, wird bey einem Mädchen lächerlich. Sey es nun, wie es wolle, sie fügt hinzu: „ich bin die Tochter Homer's, des Sängers unsterblicher Lieder." Der Unbekannte antwortet ihr: „ich kenne ein schöneres Buch als das seinige." Das junge Mädchen, über diese Apostrophe ein wenig beschämt, sprach doch einige Worte über die Reitze der geheiligten Nacht, der Gemahlinn des Erebus und der Mutter der Hesperiden und Amor's. Dieß wäre nun ziemlich einladend gewesen, allein der unbeugsame Eudor macht sie zum zweyten Mahle schweigen, indem er sagt: „Ich sehe nur Gestirne, welche den Ruhm des Allerhöchsten verkünden."

Nach dieser nächtlichen Unterhaltung führt Eudor Cymodocen zu ihrem Vater, weigert sich aber hinein zu gehen. Die Jungfrau erzählt dem Alten, auf welche Art sie sich verirrt hätte, und wie sie auf den rech-

ten Weg zurück geführt worden wäre. Demodocus schließt sie in seine Arme, und einige Augenblicke lang hört man nur schluchzen. Der Vater bildet sich ein, daß seine Tochter den jungen Menschen nicht eingeladen hätte, in's Haus zu kommen, und fängt an, sich darüber zu ärgern; Cymodocen sagt ihm aber: „mäßige die Heftigkeit deines Zorns; der Zorn, wie der Hunger, ist die Mutter schlechter Entschlüsse." Das Herz des Vaters wird durch diese sanfte Überredungsart erweicht, und entschließt sich, dem zu danken, der ihm seine Tochter gebracht hat. Demodocus führt seine Tochter zu Eudor. Hier macht uns nun der Verfasser ein reitzendes Gemählde von dem Innern einer christlichen Familie. Die Lage wird interessant durch den Contrast der beyden Religionen und des heidnischen Priesters, welcher dem Herkules immer Opfer bringen will, während sein Gast nur von dem Gott der Christen redet. Cymodocen nimmt ihre Leyer und besingt die Wunder der Mythologie, Eudor die Wunder des Gottes von Israel. Der h. Cyrill kommt in der Folge dazu, und verlangt von dem Eudor eine Erzählung seiner Begebenheiten. Das erste Buch endigt sich mit dem Gebethe der heiligen Person.

Im folgenden Buche versetzt uns der Dichter in's Paradies, wovon er uns eine prächtige Beschreibung macht. Man bemerkt hier hauptsächlich hundert Stufen von Rubin, Carfunkeln und Smaragd, die von der Wohnung der Maria zum Heiligthume des Menschenerlösers führen. — Der Gott des Hrn. Chateaubriand gibt uns kein Beyspiel, wie wir Prunk und Reichthümer verachten sollen. Überdieß bilden hundert Stufen eine große Treppe, und wenn die Seligen zu Fuße gehen, welch Geräusch mag es im Himmel verursachen! Fliegen sie aber, so haben sie keine Treppen nöthig. Chateaubriand läßt die Dreyeinigkeit mit einander sprechen — die Wirkung davon ist nicht die beste. Es ist sehr natürlich, die Götter des Heidenthums mit einander sprechen zu hören, da jeder Gott seine besondere Leidenschaft und Plane hatte. — Aber eine nach den Lehren des Glaubens ungetrennte Einheit?! — — Die Apokalypse wird ewig keine Quelle des poetischen Wunderbaren seyn.

Der ewige Vater winkt mit seinen furchtbaren Augenbraunen, und die Zeiten setzen beruhigt ihren Lauf fort. Die Augenbraunen des Jupiter machten die himmlischen Sphären zittern, die Augenbraunen Jehova's beruhigen sie. Das Gebeth des h. Cyrill kommt vor den Thron des Ewigen, der es mit Güte aufnimmt. Es ist gut, daß der Verfasser es nicht hinkend darstellt, wie Homer seine Bitten. Es hätte auf der Treppe von hundert Carfunkelstufen eine schlechte Figur gemacht. Hierauf richtet der Vater eine schöne Rede an den Sohn, der ihm zierlich dankt, und durch seine Verbeugung alles zittern macht, was nicht der Fußschemmel Gottes ist. Der Gott des Herrn Chat. spricht als ein ganzer Politikus; er sagt, daß er Cyrill's Aufopferung seines Lebens nicht annehmen wolle, weil dieser Heilige schon eine Marter überstanden habe; er müsse ein vollständiges Schlachtopfer haben; er wolle auch die Aufopferung des Prinzen Constantin nicht, weil man dieselbe als eine berechnete Wirkung des Ehrgeitzes und der Politik betrachten könnte. — Jehova hat also Furcht vor dem: „was wird die Welt dazu sagen?" Endlich und nach reifer Überlegung beschließt er, daß Cymodocen und Eudor die Märtyrerkrone erhalten sollen.

Die Erzählung, die Eudor seinen neuen Freunden von seiner Geschichte macht, nimmt mehrere Bücher ein. Wir ersehen daraus, daß dieser Christ in seiner Jugend kein exemplarisches Leben geführt, daß aber der Aufenthalt in Rom seine Sitten und seinen Glauben verändert habe. Seine Reise von Achaja nach Rom zeigt uns die tiefe Gelehrsamkeit des Verfassers. Eudor's Aufenthalt daselbst und die Schilderung der reinen Vergnügungen im Hause Aglajens ist mit ungemeinem Zauber durchgeführt. Eudor entzweyt sich aber mit einem gewissen Hierocles, Sophisten und Prokonsul von Achaja, der ein niedriger und schlechter Mensch ist. Der junge Christ wurde vom Hofe verbannt, und nach Gallien zur Armee von Constantin geschickt. Hier wird er Sclav von Pharamond, welchem der Verfasser die Christinn Chlotilde zur Frau gibt, die nach der Geschichte Clovis Gattinn war. Mit der Chronologie nimmt's der Verfasser nicht so genau; Pharamond, Chlotilde, Cyrillus und andere läßt er alle zu gleicher Zeit, und zwar unter der Regierung Diocletian's leben. Indessen kann man das einem Gedichte nachsehen. Die Fränkischen Prinzen machen eine Reise nach Norden von den Ufern des Rheins bis an den Strand des schwarzen Meeres. Eudor, der sie begleitet, hat Gelegenheit, dem Merovens einen Dienst zu erweisen, und erhält zur Belohnung seine Freyheit.

Der Dichter läßt uns, nachdem er uns das Paradies gezeigt hatte, auch in die Hölle hinab steigen. Der höllische Abgrund ist mit einer wahren Beredsamkeit geschildert, und so schön und angenehm die Farben in andern Stellen dieses poetischen Romans sind, so fürch-

terlich sind sie hier. Satan selbst in seiner Wuth gibt vortreffliche moralische Lehren, und von den verschiedenen Dämonen, welche die menschlichen Leidenschaften vorstellen, hat jeder einen Charakter und eine Physionomie, die sie auszeichnen, und eben so viel besondere Wesen bilden. Vorzüglich staunt man über das fürchterliche Gemählde, wie alle Dämone, im Rathe versammelt wie bey Milton, die Hölle vergessen zu bewachen; wie die Verdammten aus ihren Löchern hervor gehen, und einen Theil ihrer Martern mit sich ziehend, halb verstümmelt und verbraunt in die heißen Tribunen des höllischen Senats steigen. Allein ungeachtet dieser lebhaften und gewagten Züge wird die Hölle des Herrn Chateaubriand sich mit der des Dante nie vergleichen können, wo eine ungeheure Spiral in jeder ihrer Windungen eine Art von Verbrechen und Qualen in sich faßt, die an Zahl abnehmen, so wie sie an Intensität zunehmen, und in deren Grunde ein unreiner Geist ewig fortbrüllt, am äußersten Ende dieses abscheulichen Conus festsitzend, als der Centralpunct, als der Eckstein der Hölle.

(Der Beschluß folgt.)

Die Rüsselphoka.

(Beschluß.)

Die kleinen, bisher erwähnten, Vortheile kommen bey dem wesentlichen Zwecke der Englischen Niederlassungen auf diesen Gestaden wenig in Betrachtung. Bloß auf das Fett der See-Elephanten ist die Absicht der Brittischen Kauffahrer gerichtet; dieß allein ist der unmittelbare Gegenstand ihrer Unternehmungen und weiten Fahrten; dieses Fett ist es in aller Rücksicht auch sehr wohl werth, sowohl wegen seines Überflusses, als wegen seiner leichten Zubereitung, und endlich wegen der Beschaffenheit des Thranes, den es liefert. Die Rüsselphoke, die mehrern großen Cetaceen in Ansehung der Größe gleich kommt, steht ihnen auch in Ansehung der Dicke der Speckschichten, womit sie eingehüllt ist, gar nicht nach. Anson hat gesagt, sie betrage mehr als einen Fuß, und er hat nicht übertrieben. Auch ist die Menge Thran, welche ein einziges solches Thier liefern kann, erstaunlich. Die Fischer schätzen sie bey den größten Thieren auf 700 bis 750 Kilogrammen (14 bis 1500 Pfund).

Sobald das Thier getödtet ist, zieht man ihm die Haut ab; sodann nimmt man mit breiten, stark gestählten Messern das Fett in langen Streifen weg, ungefähr so, wie man es bey der Zerstückung des Wallfisches macht; darauf schneidet man dieses Fett in kleine Würfel, und läßt es bey geringem Feuer in unermeßlichen Kesseln schmelzen, welche zu diesem Zwecke auf dem Ufer aufgestellt sind; wann es bis auf den gehörigen Grad gesotten ist, so gießt man es in Tonnen. Diese Arbeit geht so leicht und schnell von Statten, daß zehen auf der Insel King aufgestellte Männer täglich, mit Einrechnung der Zeit der Jagd, des Hautabziehens, der Zerstückung und des Transports, bequem 3000 Pfund Thran machen konnten. Auch waren alle Fässer, welche man diesen Männern übergeben hatte, seit langer Zeit angefüllt, als wir auf der Insel King ankamen, und der Vorsteher dieser Niederlassung beklagte sich, daß seine Rheder ihm nicht den zwanzigsten Theil von den Fässern lieferten, die er hätte anfüllen können.

Die Menge öhliger Substanz, die man von jedem See-Elephanten erhält, steht ziemlich durchaus im Verhältnisse mit der Größe des Thieres, von welchem Geschlecht und Alter es übrigens seyn mag; aber sie ist bey allen Thieren um sehr vieles geringer in dem besondern Zeitpuncte, wo sie Junge werfen und säugen, und wo die Männchen und Weibchen mehrere Wochen nach einander ohne irgend eine Nahrung bleiben. Was die Beschaffenheit betrifft, so beobachtet man keine sehr merkliche Verschiedenheit zwischen dem Thrane von den Jungen oder von den Alten, von den Männchen oder von den Weibchen; bey allen ist er gleich gut. Der Thran ist hell, geruchlos, und bekommt nicht den ranzigen Geschmack, wovon man den Wallfisch- und Fischthran nie frey machen kann. Zu was für Speisen man ihn auch gebrauchen mag, nie theilt er ihnen einen unangenehmen Geschmack mit; in der Lampe gibt er eine lebhafte und reine Flamme, ohne Rauch zu machen, ohne den stinkenden Geruch der meisten thierischen Öhle von sich zu geben; endlich dauert er länger, als andere Erzeugnisse dieser Art; denn der sechszehnte Theil einer Pinte ist hinreichend, um einen gewöhnlichen Docht 12 Stunden lang zu unterhalten. Aller dieser Thran ist für England bestimmt, wo man ihn zu verschiedenen häuslichen Bedürfnissen, vornähmlich aber in den Tuchmanufakturen gebraucht, um die Wolle geschmeidig zu machen. Nach den Beobachtungen Mortimer's scheint es gewiß, daß die Einfuhr dieser Substanz nach Sina sehr vortheilhaft seyn würde; und ich zweifle gar nicht, daß sie für die Engländer bald ein neuer und schätzbarer Tauschartikel werden wird.

Wie es sich auch mit dieser letzten Ansicht verhalten mag, so ist der Fang der See-Elephanten so leicht, er

erfordert so wenig Capitalien, er gewährt so beträchtlichen Gewinn, daß alles dazu beygetragen hat, ihm seit einigen Jahren in den Südgegenden eine schnelle Entwicklung zu geben. Bereits sind auf der Insel King und auf den Inseln du Nouvel-An zwey Fischereyen in voller Thätigkeit; eine dritte findet sich auf Kerguelens-Land, und eine vierte, wie man mir gesagt hat, auf Sandwichsland; andere haben sich eben auf dem Staatenlande gebildet. Die Maluinen sind den Englischen Fischern eben so wohl bekannt, und neue Haufen dieser thätigen Menschen werden sich unfehlbar bald auf der Insel Juan-Fernandez festsetzen, wenn ihnen daselbst nicht die Spanier zuvorkommen.

So wird sich also diese große Phoken-Gattung auf ein Mahl auf allen Puncten angegriffen sehen. In Ansehung ihrer wird noch früher, als in Ansehung der Wallfische, ohne Zweifel jene beredte Voraussagung eines meiner ersten Lehrer, in Erfüllung gehen: „Diese große Gattung wird aussterben, wie so viele andere; entdeckt in ihren verborgensten Zufluchtsörtern, erreicht in ihren entferntesten Freystätten, überwunden durch die unwiderstehliche Gewalt des menschlichen Verstandes, wird sie von dem Erdballe verschwinden; man wird von dieser riesenmäßigen Gattung nichts mehr sehen, als einige Überbleibsel; ihre Trümmer werden zu Staub werden, welchen der Wind zerstreuen wird. — Sie wird nur noch in dem Andenken der Menschen, und in den Werken des Geistes fortdauern."

Anecdote.

Brusquet, der Lustigmacher am Französischen Hofe, amüsirte sich an seiner Villa mit Kegelschieben auf eine sehr eigene Art. Die Kegel hatten von ihm Nahmen von Leuten bekommen, die er nicht leiden konnte, die Kugeln aber führten seinen und seiner Gesellen Nahmen; damit ging er nun seinen Feinden zu Leibe. Der Marschall Strozzi, der davon hörte, sagte lächelnd: „Ein sinnreicher Poltron ist doch der Brusquet; er schießt nach denen, die nicht wieder zurück schießen!"

Notitzen.

Von dem Wedgwood-Geschirre in England.

Die vornehmsten und ältesten Töpferfabriken Englands befinden sich im Norden der Grafschaft Staffordshier. Die andern großen Fabriken der Art sind in Lancashire, Yorkshier und Northumberland; die Fabriken in Walis und Schottland sind nur Zweige der von Staffordshiee. In Staffordshire bilden die Fabriken eine Gruppe von kleinen Städten und Dörfern, die einander so nahe sind, daß man das Ganze eine große Stadt nennen könnte.

Burslem ist von allen Orten der älteste, und seit Jahrhunderten sind diese Töpferfabriken bekannt; aber sie lieferte nur sehr plumpes und gemeines Geschirr. Im Jahre 1690 ließen sich zwey Deutsche Töpfer, Elers mit Nahmen, da nieder, und bewirkten mehrere Vervollkommnungen, zumahl was die Glasur betraf; ihre Entdeckungen wurden bald ausgebreitet. Bald darauf erfand ein Töpfer, Nahmens Astburg, das weiße Geschier aus Sandstein (gemeines Porzellan), indem er eine Mischung des Feuersteines mit der Pfeifenerde zusammensetzte.

Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erschienen zuerst Thee-Geschiere, und späterhin auch Tafel-Service; schon in der Mitte dieses Jahrhunderts machte man davon beträchtliche Versendungen in das Ausland. Da jedoch die Englischen Töpfer immer eine Glasur aus Salztheilen beybehielten, und lieber ein wohlfeiles, als ein Geschier von guter Beschaffenheit, liefern wollten, so wurden diese Services von den Tafeln der Großen wieder verbannt, und das weit schönere, weißere und besser glasirte Geschier aus Frankreich dafür eingeführt. Bald verlor jedoch Frankreich, Holland und Sachsen ihre beträchtliche Ausfuhr an Fayence-Porzellan; denn im J. 1763 erfand der Töpfer Wedgwood aus Staffordshire eine ganz neue Art weißen Geschiers, das von besonderer Güte ist; England selbst lieferte dazu die besten Materialien, und hiedurch vervollkommnete er dieses Geschier dergestalt, daß es alles bisher bekannte übertraf: es zeichnete sich zumahl durch eine schöne und weiße Glasur aus, und war sehr wohlfeil. Die Königinn nahm diese Fabrik in besondern Schutz, und bewirkte, daß man dem Geschirre den Nahmen des Porzellans der Königinn (Queen's Ware) gab. — Wedgwood war der Sohn armer Ältern, der das Töpferhandwerk erlernt hatte. Sein gutes Genie machte, daß er sowohl sein Geschäft von Grund aus lernte, als auch die dazu nöthigen Materialien untersuchte, das ihn zu dem Studium der Chemie trieb; womit er eine weitläuftige Kenntniß der alten Modelle verband, welches seinen Geschmack zu dem Grade von Vollkommenheit ausbildete, den man in seinen Arbeiten bewundert. Da diese Artikel ein Gegenstand des täglichen Bedürfnisses ist, so fand man bald Geschmack an diesen Geschirren, und dadurch wurde eine fast gänzliche Reform in verschiedenen Gegenständen des Luxus bewirkt; es mußten die plumpen Modelle aus Frankreich den gefälligen und anmuthigen Gestalten weichen, wozu die Griechen und Römer die Formen entworfen hatten.

Jetzt schuf Wedgwood in den Töpferwerkstätten eine so schnelle Umänderung, daß sie aus ihrem kleinen Stande nicht nur zur größten Höhe stiegen, sondern daß sie auch dem Reiche einen der wichtigsten Handelszweige eröffneten. So stieg seit 40 Jahren Staffordshire durch die Qualität und Schönheit seiner Waaren, so wie durch alle Arten von Erfindungen und Ausführungen neuer, in der Haushaltung nöthigen Artikeln. Wedgwood selbst erwarb sich bald ein ansehnliches Vermögen und großen Ruhm, und machte sich durch die Erfindung des seinen Nahmen tragenden Pyrometers unsterblich. Er starb im J. 1795; seine Fabrik aber wird von seinen Söhnen und Anverwandten unter der Firma: Wedgwood und Byerley fortgesetzt.

Man findet in dieser Provinz Steinkohlen im Überflusse, und einen Thon, der eine schieferartige Gestalt hat. Dieser Thon ist in den Fabriken von der größten Wichtigkeit; denn von diesem Stoffe werden die Futterale oder Kapseln gemacht, mit welchen die Waaren in den Ofen gesetzt werden. Der Thon erhält bey dem Brennen eine gelbe Ockerfarbe. Hat man diese Kapseln gebraucht, so zerbricht man sie, mengt sie unter frischen Thon, und macht so neue Kapseln daraus, die man den vorigen noch vorzieht. Der beste Thon kommt aus Poal, in Dorsetshire; man nennt ihn blauen Thon. Es gibt auch noch schwarzen und braunen Thon.



Donnerstag, den — 101. — 24. August 1809.

Les Martyrs, ou le triomphe de la religion chrétienne, par F. A. de Chateaubriand.

(Beschluß.)

Aus der Hölle führt Chateaubriand den Leser wieder auf die Erde zur Geschichte Eudor's zurück. Unser christlicher Held wurde nach Britannien geschickt, wo er sich auszeichnet und darauf zum Commandanten des Armoricum, des heutigen Bretagne ernannt wird. Hier folgt eine neue Beschreibung Galliens und ein recht niedliches Abenteuer. Die Soldaten benachrichtigen Eudor, daß alle Abende ein weibliches Wesen aus den Wäldern heraus käme, über den See setzte und verschwände. Eudor, wohl gerüstet, begibt sich an den bezeichneten Ort, und nachdem er lange wartete, erblickte er wirklich ein Weib auf einem Kahne, das singend gegen das Gewitter kämpfte, und in den See Schaffelle, Wachskuchen u. dgl. von Zeit zu Zeit hinein warf. Endlich steigt sie aus, und geht nahe an Eudor vorüber, der sehr wohl ihre schwarze und kurze Tunik ohne Ärmel, ihre goldene Sichel, die an einem ehernen Gürtel hing, ihre Rosenlippen und ihre langen blonden Haare bemerkte, die mit ihrem kühnen Schritte angenehm abstachen. Es spinnt sich eine Bekanntschaft an. Die Unbekannte ist Velleda, die berühmte Druidinn und Prophetinn, schön wie die Liebe, und noch Jungfrau. Sie verliebt sich in Eudor, der anfangs den Grausamen machte, in der Folge aber nicht zeitig genug an's Fliehen dachte, als er sich mit der schönen Priesterinn allein am Ufer des Meeres befand, und sie entschlossen sah, sich hinein zu stürzen. Eudor hält sie bey ihrem Schleyer zurück, und ruft aus: „Nein, für einen Christen bin ich nicht stark genug!" — Wenn Gott uns strafen will, so kehrt er unsere Weisheit gegen uns, sagt der Verfasser. Es erneuert sich nun die Scene Äneas mit Dido in der Grotte. Zum Ruhme unsers Märtyrers muß man aber hinzu fügen, daß er sein Abenteuer bitterlich bereute und beweinte. Er ging noch weiter, und legte sich sogar eine öffentliche Buße auf, und entschloß sich, seine Stelle nieder zu legen. Dazu hatte er aber des Kaisers Erlaubniß nöthig. Diocletian befand sich dazumahl in Ägypten, und der Büßer Eudor schifft sich dahin ein. Ungeachtet der Zerknirschung seines Herzens beschreibt er uns die Küsten und den Nil sehr genau. Nachdem er den Kaiser in der Thebaide getroffen hat, will er in's steinige Arabien gehen. In der Wüste zwischen dem Nil und dem rothen Meere trifft er Heimchen an, die umsonst in diesem unwirthbaren Sande nach dem Heerde des Ackermannes seufzen, und bald darauf einen Löwen, welcher das beste Thier von der Welt war, denn er gehörte Paul dem Einsiedler an, und war eben beschäftigt, seinem Herrn ein Grab zu graben. Unser Büßer wohnte den letzten Augenblicken des h. Anachoreten bey, der während 100 Jahren nur zwey Menschen gesprochen hatte, den h. Anton und unsern Eudor. Im zwölften Buche

endigt sich endlich Eudor's lange Erzählung, die er Cymodocnen und ihrem Vater machte. Erstere verliebte sich in den Christen, der so artige Fehler beging, und sie schon bereute, der so herrliche Reisen machte, und sie so gut erzählt. Demodocus hat gegen die Liebe seiner Tochter zu einem Christen nichts einzuwenden, er billigt selbst ihre Vereinigung; aber Eudor will sich nur mit einer Christinn verheirathen, und Cymodocne beeilt sich außerordentlich, sich zu bekehren, um sich zu verheirathen, oder sich zu verheirathen, um sich zu bekehren.

Der Dämon der Wollust will indessen Eudorn dieselbe Liebe für Cymodocnen einflößen, die er für Velleda empfand. Hier bemerkt man wieder das Unangenehme der Vermischung der beyden Gattungen des Wunderbaren.. Der Dichter sagt: „Der Dämon, eine wohlriechende Fackel in der Hand, schwebt durch die Wälder Arkadiens. Zephyre machen die Flamme der Fackel sanft hin und her flattern; so spielen sie in den Wäldern Amathunts mit dem duftenden Haare der Mutter der Grazien." Es gibt also im Gedichte eine Venus und einen Dämon Astarte, den Chat. an ihre Stelle setzen will; so wie andere Teufel den Platz des Bachus und Mars einnehmen sollen.

Hören wir nun den Dichter weiter: „Dieses magische Fantom (nähmlich der Dämon) macht unter seinen Schritten eine Menge Wunder entstehen; die Natur scheint sich in seiner Gegenwart zu beleben, die Taube girrt, die Nachtigall seufzt, der Hirsch verfolgt stöhnend seine flüchtige Geliebte." O das herrliche neue Wunderbare! Das ist also der Teufel, welcher die Natur belebt, und die Taube girren läßt, und wenn die Nachtigall singt, so hat sie den Teufel im Leibe! Was für schöne Verse werden wir künftig mit so lachenden Ideen dichten! Wie armselig sind dagegen die Dichtungen von den Göttern Amathunts, Paphos und Gnidos!

Cymodocne, entschlossen eine Christinn zu werden, sagt den Musen ein Lebewohl; als Enkelinn Homer's kann sie aber nicht umhin, sich von seinen schönen Dichtungen mit Wehmuth zu trennen. „Sie war," sagt Chat., „unterjocht von dem Genie des Vaters der Fabeln. So windet sich eine Schlange von Gold und Azur durch grüne Wiesen; die Taube sieht sie von fern, und bezaubert von dem glänzenden Reptil senkt sie den Flug auf einen benachbarten Baum, hüpft von Zweig zu Zweig abwärts, und liefert sich der magischen Macht, die sie von den Höhen des Himmels herab zog." Welche Vergleichung! Das Mädchen mit einer Taube mag hingehen; aber Homer's Dichtungen mit den schillernden Schuppen eines glänzenden Reptils!

Unterdessen hatte Diocletian befohlen, alle Christen in seinem Reiche abzuzählen. Hierocles, den wir schon kennen, war damit in Achaja beauftragt, und ist nun bestimmt, die künftigen Gatten zu verfolgen. Ein Teufel flößt ihm Liebe für Cymodocnen ein, ein anderer Teufel Eifersucht gegen Eudor. Er schickt Soldaten ab, um die Gläubigen aus einander zu jagen, im Augenblicke, wo die Trauung geschehen sollte. Eudor, auf das Grab des Leonidas gestützt, vertheidigt Cymodocnen allein gegen die Schaar, und jagt sie zurück. Er wird nach Rom gefordert, und Cymodocne von ihren Ältern aus Vorsicht nach Jerusalem geschickt. Neue Reise, neue Beschreibung. Als sie bey der Insel Cypern vorbey fuhr, hörte sie eine Hymne an die Venus herüber hallen, und wurde dadurch in schönen, aber gefährlichen innern Aufruhr gesetzt, der sich nicht eher legte, als bey dem Anblicke des Berges Carmel und der Küsten Palästina's.

Damit die Überfahrt glücklich von Statten gehe, schickte Gott einen Engel an den Engel der Meere ab, um ihm die Barke Cymodocnen's anzuempfehlen. Die Erdichtung dieses Engels der Meere ist eines der lebhaftesten, schönsten und bewundertsten Gemählde dieses Gedichtes, aber sie wird gegenstandlos, zwecklos, und folglich uninteressant, sobald man sich denkt, daß ein Gott, der einen unveränderlichen, unbeschränkten Willen hat, einen Gesandten an einen seiner Diener abschickt! — Wenn Jupiter an Pluto oder Neptun Bothen sendet, so ist das natürlich; er vermag nichts durch Gewalt über diese Götter, die wie er unabhängig sind. — Sehr richtig sagt daher der Kritiker: „Seyen wir Christen in der Kirche; im Theater und der Poesie aber Heiden!"

Im sechszehnten Buche wird die Sache des Christenthums im Römischen Senate verhandelt, unter Vorsitz Diocletian's und Galerius; Gott erlaubt den Engeln und Teufeln beyzuwohnen, und die Redner zu beseelen. Was nützen aber die Einlispelungen der Engel, da Gott schon im dritten Buche beschlossen hat, die Christen zur Marterkrone zu berufen? — Die Rede des heidnischen Oberpriesters ist ein Muster von Sanftmuth und Mäßigung, obschon gegen die Christen gerichtet. Hierocles greift sie mit mehr Wuth an, und predigt zugleich öffentlich den Atheism, was in Mitte des großen Senates ziemlich unwahrscheinlich ist. Eudor vertheidigt die christliche Religion in einer sehr schönen,

meisterhaften Rede; aber trotz dieser Rede, trotz des Beystandes der Engel, trägt der Teufel den Sieg davon, und die Verfolgung der Christen wird decretirt.

Unterdessen wurde Cymodocne vom h. Hieronymus im Jordan getauft. Sie will nach Achaja zurück kehren, aber der Engel der Meere erhält Befehl, einen Sturm zu erregen, und sie an die Küsten Italiens zu verschlagen. Ihr Gebeth errettet sie zwar vom Schiffbruche durch ein Wunder, aber kaum an's Land gestiegen, wird sie von den Trabanten des Hierocles gefangen und vor ihn geführt. Er erneuert seine Anträge, und will sie mit Gewalt unterstützen. Ein Volksaufstand rettet Cymodocnen im kritischen Augenblicke. Hierocles erklärt sie nun für seine Sclavinn, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Zwar wird sie nochmahl gerettet durch die Dazwischenkunft des Kaisers selbst, der sie für Demodocus Tochter erkennt; allein da sie sich als Christinn zu erkennen gibt, wird sie in die Gefängnisse Roms geführt, wo schon Eudor sich befand, und woraus beyde nur heraus gehen, um die Märtererkrone sich zu hohlen.

Anecdote von Meißner.

Bekanntlich war Meißner einer der angenehmsten, geistreichsten Gesellschafter. Die Lebhaftigkeit seines Geistes, das Treffende seines Witzes wußte jedem kleinen Vorfalle des Lebens einen Anstrich von Neuheit zu geben, eine unbemerkte, nicht selten komische neue Wendung oder Ansicht zu verleihen. Diese Gabe verließ ihn auch dann nicht, wenn körperliche Schmerzen, mit denen er, wie er selbst behauptete, in immerwährender offener Fehde lag, um einige leidensfreye Augenblicke zu erkämpfen, ihn auf's Lager warfen. Bey einem etwas heftigern Kampfe dieser Art, dem er schon beynahe zu erliegen drohte, behandelte ihn sein Freund, der Arzt O'Reilly in Prag. Er verboth dem erschöpften Kranken jede Lectüre, jedes Gespräch; was soll ich nun machen, fragte Meißner; womit soll ich der Langenweile, die im Wechsel mit den Leiden des Körpers auf mich einstürmet, begegnen? Dafür will ich sorgen, antwortete O'Reilly. Er schickte ihm mehrere auf Holz geklebte, und in kleine Stücke zerschnittene gemahlte Kupferstiche, welche Meißner geduldig zu ordnen und zu fügen begann. Neugierig erwartete er, was aus den Trümmern, die er da zusammensetzte, entstehen werde; und siehe da! das erste Bild, welches auf diese Art vollendet war, stellte die Teufelsbrücke dar. Meißner schickte sie alsobald seinem Arzte zurück, und begleitete dieselbe mit einem kleinen Gedichte, welches er mit Bleystift niedergeschrieben hatte:

Hier, liebster Freund! hier schicke
ich dir die Teufelsbrücke
mit tausend Dank zurucke.
Ich selber habe sie —
trotz Kränkeln meines Leibes,
trotz Spötteln meines Weibes —
als wär' es ernste Müh',
vom Grund aus aufgebauet;
und gönnt mir das Geschick
ein längst gewünschtes Glück,
daß einst mein eigner Blick
sie in Natura schauet,
dann denk' ich sicherlich
bey ihr zuerst — an Dich.

Doch, leider, leider! Freund,
Morbonens Finger scheint
mir jetzt zum nächsten Reisen
ein weit entfernt'res Land
als jene Felsenwand
großgünstig anzuweisen.

Mein'twegen, angespannt!
Nur bitt' ich dann Herr Schwager,
der dort so ernst und hager
vom Bock herab visirt,
und ganz nach eigner Nase,
wohin er will, kutschirt —
daß mich nicht seine Straße
zur — Teufelsbrücke führt.

Meißner dachte wohl damahls nicht, daß sein jüngerer blühender Freund, dem er jetzt seine Rettung dankte, vor ihm dahin scheiden; daß er selbst noch eher eine Stadt, ein Land verlassen würde, wo er durch mehr als zwanzig Jahre als öffentlicher Lehrer nützlich gewirkt, und zur Geistesbildung eines kräftigen, fleißigen Volkes thätig mitgearbeitet hatte.

J.

Die Kosaken.

(Fortsetzung.)

Die kleinrussischen (malorossiiskischen) Kosaken, welche meistens in der Ukräne wohnen, nähren sich vom Ackerbau und der Viehzucht, mitunter aber auch von Raub und Plünderung. Man darf sie nicht mit den Zaporogischen Kosaken verwechseln, welche ein wildes, grausames, räuberisches und blutdürstiges Volk sind. Von Jugend auf zu Gefahren im Wasser, bey wilden Pferden erzogen, an den Gebrauch der Waffen gewöhnt, und durch Erzählung der Thaten seiner Väter angefeuert, folgt der Kosak blindlings dem kühnsten Unternehmen, wobey freylich mehr Mangel an Kenntniß der Gefahr als Tugend die Grundlage ist. Vor der Schlacht bey Chotim lagerte das Russische Heer un-

ter dem Fürsten Gallitzin dem Türkischen gegenüber, und wurde durch die Kühnheit einiger Arabischen Spahis (Reiter), die sich von den Russischen Vorposten einen Kopf nach dem andern hohlten, beunruhiget. Besonders brachte den General, der diesem Spiel lange zugesehen hatte, die Unverschämtheit eines Arabers, der in kurzer Zeit 13 Russen die Köpfe abgehauen hatte, nicht wenig auf. Er befahl daher einem Kosaken-Obersten, ihm einen gekannten und gut berittenen Kosaken kommen zu lassen. „Du," sagte Gallitzin, „siehst du den dort herum schwärmenden Reiter? Du sollst hin, dem Kerl den Kopf herunter hauen, und mir ihn bringen!" — „Gut!" antwortete der Kosak. — „Bringst du mir ihn aber nicht, so kostet es dir auf der Stelle den deinigen!" — „Karascho, karascho!" (gut, schon gut!) war die Antwort des Kosaken, der endlich, nach einem langen und zweydeutigen Gefechte unter den Augen der Armee, sich des ihm aufgetragenen Geschäfts durch Überbringung des Kopfs entledigte.

Nicht alle Kleinrussen führen den Nahmen Kosaken, sondern nur die in Kriegsdiensten stehenden; die übrigen machen verschiedene Stände aus, als Edelleute, Geistliche, Kaufleute, Bürger und Bauern. Folglich ist das Wort Kosak nicht der Nahme eines Volkes, wie viele fälschlich glauben, sondern es bedeutet ein Landheer, eine bewaffnete und berittene Landmiliz. Der Kosak muß sein eigenes Pferd, seine Waffen und alle zur Bewaffnung erforderlichen Geräthe haben, und immer zum Dienste bereit seyn, sobald er Befehl dazu von seinem Oberhaupte erhält. Sie besitzen eigene Ländereyen, und genießen in Ansehung des Kaufes und Verkaufes derselben gleiche Rechte mit dem Adel. Abgaben entrichten sie nicht, und außer dem Kriegsdienste wird nichts von ihnen gefordert. Im Felde bekommen sie (einen geringen) Sold, im Frieden aber leben sie von ihren Einkünften, die sie sich durch den Ackerbau, die Viehzucht, die Jagd, Handthierungen und Gewerbe verschaffen.

Die Kosaken sind durchgängig mehr von mittlerem als großem Schlage. Sie tragen kurze Knebelbärte und abgeschnittenes Haar. Ihr Anzug besteht aus einem langen und weiten Kleide nach Art der Asiaten, langen und weiten, bis auf die Füße herunter hängenden Beinkleidern, Stiefeln oder Stiefeletten ohne Sporn, und einer Filzmütze oder rundem Hute. Über dieser Kleidung haben viele noch einen Filzmantel, dessen sie sich nicht selten auch vermittelst eines Paars untergestützter Stangen als ein Obdach bedienen, zumahl in ihren Feldzügen. Ihre Waffenrüstung ist sehr stark, und besteht aus einer Pike, einem Säbel, Carabiner, zwey Pistolen, und einem großen Streitmesser. Ihr vornehmstes Waffenstück, woran man sie gleich erkennt, ist die 10 bis 12 Fuß lange Pike, welche an der Spitze mit Eisen beschlagen ist, und am untern Ende einen ledernen Ring hat, in welchem, so wie in dem Steigbügel seines Pferdes, der Kosak mit dem rechten Fuße steht. Damit sie beym Reiten nicht zu sehr hin und her schwanke, ist sie mit einem gelbledernen Bande an einen Brustknopf befestiget, von dem er sie zur Zeit des Angriffs losmacht, und mit der rechten Hand, so wie vermittelst des ledernen Ringes, in welchem er mit dem Fuße steht, mit dem Leibe seines Pferdes in gerade Richtung bringt, und ihr beym Zustoßen mit dem rechten Fuße den Nachdruck gibt. Auf der linken Seite hängt ein langer Säbel, quer über den Rücken der Carabiner, ein Feuergewehr, das gewöhnlich eine Kugelbüchse ist; vorn in einem Gurte oder in zwey Halftern ein Paar Pistolen, und ein gewaltiges Messer oder Dolch, das in einer Scheide oder einem Futteral steckt, ungefähr wie das, worin bey uns der Infanterist das Bayonnet verwahrt.

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Frankreich. — Herr Etienne Quatremere in seinen recherches critiques sur la langue et la littérature de l'Egypte (Paris 1808.) hat mit hoher Wahrscheinlichkeit dargethan, daß die Sprache der alten Ägypter nicht ganz verloren sey, daß sie noch unter der Regierung der Ptolemaer gesprochen und geschrieben ward, daß die Bibel darin übersetzt worden, und daß die coptische Sprache, besonders zur Zeit der Römischen Kaiser, mit der altägyptischen verschmolz. Die altägyptische Schrift bestand noch in der Mitte des dritten Jahrhunderts; denn Capitalinus erzählt, daß beym Tode des Kaisers Gardian die Römischen Soldaten ihm an den Grenzen Persiens ein Mausoleum errichtet haben, mit einer Inschrift, in Griechischer, Lateinischer, Persischer, Judischer und Ägyptischer Sprache, ut ab omnibus legeretur. — Die coptische Sprache hörte erst im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf, Sprache zu seyn in Unter-Ägypten; im obern Ägypten aber, fern von der Residenz der Araber, ward sie noch im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert gesprochen. — Außer dieser mit vieler Gründlichkeit bearbeiteten Geschichte der Ägyptischen Sprache findet man in Quatremere's Werk Arabische, Syrische, Griechische, Coptische Texte u. s. w. abgedruckt, unter andern auch einige Capitel des Propheten Jeremias, in's Baschmurische, oder wie es Quatremere nennt, in's Oasitische übersetzt, welches ein minder bekannter Dialect der coptischen Sprache, als das Saidische war.

Bey dieser Gelegenheit verdient noch bemerkt zu werden, daß Friedrich Schlegels im vorigen Jahr zu Heidelberg heraus gekommenes Werk: „Über die Sprache und Weisheit der Indier" im Auszuge, nebst Adam Smiths „Versuch über die Bildung der Sprachen" vom Professor Manget in Lausanne in's Französische übersetzt, und so eben heraus gekommen ist.



Der Sammler

Samstag, den —— 102. —— 26. August 1809.

Odilia.

Ich machte einst, in Begleitung einiger Freunde, von Straßburg aus eine dreytägige Reise in die Gegend umher. Dreyßig Jahre verliefen seit dem. Aber die Erinnerung an diese Fahrt strahlt noch heute so lebhaft in meinem innern Sinn, als das Andenken an die Feuersäule des Münsterthums, den ich um die nähmliche Zeit bis zum Gipfel erleuchtet sah.

Erst thaten wir vom Zabernsteig den großen Blick auf das Lothringerland; dann gingen wir über Zabern nach Mauersmünster und Molzheim, besuchten dort die Benediktiner, hier die Carthäuser in ihren Klöstern, durchfuhren das angenehme Klingenthal, und fanden uns am dritten Tage am Fuß des Odilienberges. Nach einem stündigen Steigen erreichten wir die Ruinen des Schlosses Rathsamhausen, das (so ist die Sage) Rudolph von Habsburg einem seiner Getreuen mit der Erinnerung schenkte, rathsam zu hausen. Damit die Ermahnung ihm stets gegenwärtig bleibe, nannte der Beschenkte die Burg nach des Kaisers Wort, und der Nahme der Burg ward in der Folge der seine. Viele von der Familie lebten noch damahls in der Gegend von Straßburg.

Von dieser schönen Trümmer der Vorzeit stiegen wir empor bis zum Kloster der h. Odilia, und immer weiter öffnete sich der herrliche Blick auf die paradiesische Gegend. Außer einer Saat von Dörfern zählten wir zwölf Städte, die hier deutlich dem Auge sich zeigten. Gern weilte es auf den Trümmern der großen Römischen Mauer, die vor Alters den ganzen Burg umgeben hat.

Endlich traten wir ein in das, der h. Odilia gewidmete Prämonstratenser-Kloster. Der Heiligen Bild war hier zu schauen, von unzähligen Exvoto's umringet. Die Mönche erzählten eine ganze Iliade von Wundern, und zeigten zwey Zuber mit Thränen, die die Heilige weinte. Auch zwey Höhlungen waren zu sehen, die ihre Thränen, im Gebethe vergossen, in die Erde drückten. Höchlich rühmte man endlich einen Quell, den wir am Abhang des Berges finden würden, Odiliens Thränenquell, welcher Blinden das Gesicht wieder gebe.

„Aber warum weinte denn die Heilige?" fragte ich, „und warum dürfen denn, vor andern Unglücklichen, die Blinden sich ihrer Hülfe trösten?"

Man war sehr bereitwillig, meine Neugier zu befriedigen, und so hörte ich folgende Geschichte *).

Zu den Zeiten Hilderichs, Königs von Frankreich, lebte hier auf seiner hohen Burg der mächtige Herzog Adalrich, ein jähzorniger, gewaltsamer Herr. Er hatte das Unglück, daß seine Gemahlinn Berswinda eine blinde Tochter zur Welt gebar.

*) S. Königshofens Elsaßische Chronik, von J. Schilter herausgegeben. Straßburg 1698. 4. S. 515.

„Wozu soll ich," so dachte er, „dieß Kind zu seinem Unglücke aufziehen? Besser, daß es sterbe, als lebe, und nie die Sonne sehe!"

Doch vertrauete er vor der Ausführung den schrecklichen Mordentschluß der trauernden Mutter des Kindes. Die erschrockene Berswinda ließ nun nicht ab mit Flehen, bis sie ihres Herrn Sinn wandte: „So mag die Blinde dann leben!" sagte endlich Adalrich, „aber das schwöre ich, nie soll, so lange ich lebe, das Kind wieder vor meine Augen kommen!"

Berswinda freute sich nur, daß sie ihrem Kinde das Leben erhielt. Ungesäumt schaffte sie dasselbe in das nahe Kloster Palma, und gab ihm eine gute Amme zur Nährerinn.

In ihrer Einsamkeit flehte aber die gute Mutter mit heißen Thränen zu Gott, daß er ihrem Kinde beystehe. Der Tugendsamen frommes Gebeth fand Gnade vor dem Höchsten.

Zur selbigen Zeit lebte ein heiliger Bischof im Bayerlande, Sanct Erhard genannt. An diesen gelangte ein Geboth vom Himmel, daß er über den Rhein gehe nach dem Kloster Palma; da werde er ein Mägdlein finden, blind von Geburt, die solle er taufen und Odilia nennen.

Gehorsam dem himmlischen Befehle, zog Sanct Erhard ohne Verzug über den Rhein, und fand das Mägdlein, wie ihm verkündiget war. Er taufte es, und sprach: „Odilia ist dein himmlischer Nahme!"

Bey diesen Worten that das Kind die Augen auf, und sah mit einem Blicke, in dem der ganze Himmel lag, dem heiligen Wohlthäter in's Angesicht. Und wonnevoll rief der Heilige: „liebe Tochter, gebe Gott, daß wir mit diesem Blick dereinst uns wieder schauen im ewigen Leben!"

Sanct Erhard erzählte jetzt den staunenden Nonnen den göttlichen Auftrag; und mit doppelter Zärtlichkeit pflegten von nun an die Klosterfrauen das Wunderkind, und tränkten es mit der Milch der Gottseligkeit. Die kleine Odilia ward früh eine Heilige. Sie widmete sich mit großem Ernst allen Tugenden, verschmähte alle Hoffahrt, und begehrte allein, dem zu dienen, der sie so wunderbar erleuchtet hatte.

Der Bischof Erhard war indeß wieder in seine Heimath zurück gekehret. Von hier aus meldete er dem Vater Odiliens alles, was geschehen war, und bath ihn, daß er das unschuldige Kind wieder in seine Gnade aufnehmen möge. Aber der Bischof erhielt keine Antwort. Odilia wandte sich nun selbst an ihren einzigen Bruder Adelbert, und flehte ihn in einem Schreiben, daß er ihr Gnade erwürbe bey ihrem Vater, damit sie einmahl mit Freuden ihren Blick zu ihrem Erzeuger aufschlagen könne.

Als der Bruder den Brief der Schwester empfing, trat er vor den Vater, und sprach: „Vater! ich flehe daß du deines Sohnes Bitte erhören wollest." Da antwortete der Vater: „Bittest du unziemlich Ding, so ist es unbillig, daß ich dich erhöre." Aber der Sohn erwiederte: „Nein, Vater, es ist eine gar ziemliche Bitte; nichts anders begehrte ich, als daß deine Tochter, meine Schwester, die lang im Elende ohne Trost blieb, wieder in deine Huld aufgenommen werde, und deine gnädige Gegenwart genieße!"

Aber der Vater, seines Schwurs eingedenk, runzelte die Stirne und hieß ihn schweigen. Der gute Jüngling ward durch die erste Versagung nicht abgeschreckt. Von brüderlichem Mitleid getrieben, ließ er eines Tages heimlich einen Wagen bereiten, und Odilia nach der väterlichen Burg hohlen. Der Herzog saß, von edeln Rittern umringt, auf der hohen Burg, und die zahllos kreisenden Humpen Weines hatten die Köpfe erhitzt. Da erblickte er einen zierlichen Wagen den Berg herauf fahren.

„Kennt jemand den Wagen?" fragte er.

„Vater, ich kenn' ihn, deine Tochter Odilia ist es!" antwortete schnell der Sohn.

Aber der Vater fuhr auf: „Wer ist der Frevler, der es wagen durfte, sie ohne mein Geheiß zu berufen?"

Was sollte der erschrockne Sohn anfangen? Daß er die Ankunft veranstaltet habe, konnte nicht verschwiegen bleiben. „Zürne nicht Vater!" sprach er. „Ich Armer berief sie. Ich ertrug es nicht, daß meine einzige Schwester schuldlos fern von uns in Armuth lebe. Habe Mitleid mit ihr, wie mit mir!"

Aber den Vater übernahm der Zorn. Er hob seinen Stab auf, und schlug den Jüngling. Verwundet entwich er; Odilia mußte zurückkehren.

Der gute Adelbert härmte sich dergestalt ob des Vorganges, daß er erkrankte und starb.

Nun kam zu spät die Reue über den Vater, der sich selbst seiner Kinder beraubt hatte. Er baute bey seiner Burg ein Kloster, und büßte durch Fasten und Bethen seine Sünde. Vor seinem Ende sah er von ungefähr in einem nahen Kloster seine Tochter, wie sie einer armen Kranken Speise brachte. Ihr Anblick hatte ihn tief gerührt, und nun schenkte er sein neu erbautes Kloster und all sein Gut dieser verstoßenen Tochter,

mit dem Begehr, daß sie mit ihren Klosterfrauen für sein Seelenheil bethe.

Treulich befolgte die leicht versöhnte Odilia des Vaters Auftrag. Sie sammelte hundert und dreyßig gottselige Jungfrauen, und diente Gott mit ihnen ihr Lebelang. Ihre Genossinnen versah sie mit allem, was geistlich und leiblich ihnen frommen konnte. Sie selber aber aß nur Gerstenbrod. Eine Bärenhaut war ihr Bette, und ihr Kissen ein harter Stein. Ein ewiger Thränenstrom entfloß ihren Augen zur Sühne der väterlichen Missethat. Zum Zeichen, daß Gott ihr Gebeth erhöre, erhielten die vergossenen Thränen Odiliens Wunderkraft. Blinde wallfahrteten zu dem Heiligthume der Blindgebornen, wuschen die kranken Augen mit ihren Thränen, und Gläubige genasen. Odilia gab dem Berge den Nahmen bis auf den heutigen Tag.

Dieß ungefähr war es, was ein Mönch mir erzählte.

Damit, wenn einst die Thränen versiegen, der Blinden Glaube nicht hülflos bleibe, entsprang nach der Weinenden Tode am Abhang des Berges ein Quell von gleicher Wunderkraft. Wir fanden ihn beym Herabgehen, und stärkten durch sein Krystallwasser unsere Augen gegen künftige Blindheit.

Ungleich beschwerlicher als der Hinaufgang, war dieser Niedergang, da der schroffe, rauhe Fels keinen sichern Tritt erlaubt. In schwarzen, grauenvollen Bergklüften sahen wir hier und da Einsiedeleyen und andächtig Bethende. Auch begegneten uns mehrere Pilger mit Stäben und Bettelsäcken, und mit entblößten Füßen. Um sich baß zu kasteyen, wählten die Bethörten die rauhesten Wege, und färbten, unter kläglichem Geheul und Gesang, mit ihrem Blute den Felsensteig.

v. Halem.

Die Kosaken.

(Beschluß.)

Außer diesen Waffen hat er noch einen Kantschu in der Hand, eine kleine kurze Peitsche, mit welcher er sowohl sein Pferd, als den überwundenen oder wehrlosen Feind züchtiget. So reitet er gewöhnlich einher, ohne eben allemahl genau Reihe und Glied zu halten. Bey einigen Kosaken sieht man statt des Schießgewehrs noch Bogen und Pfeil. Außer dem Kantschu haben sie zuweilen noch eine Schlinge, durch deren Hülfe sie die Gefangenen fortschaffen, oder feindliche Schildwachen aufheben und mit sich fortschleppen. Ihre Pferde sind unansehnlich, klein, aber lebhaft, schnell, und zu Mühseligkeiten abgehärtet. Nie reiten sie gerade aus, sondern galoppiren in verschiedenen Richtungen, wodurch ihr Angriff gefährlich wird, besonders gegen regelmäßige Cavallerie. Jedes Regiment hat zwey, auch wohl mehrere seidene Fahnen; aber Pauken, Trompeten, überhaupt Feldmusik, Bagage-Wagen, Artillerie und Zelte haben sie nicht.

Zu Hause ist das Ansehen der Officiere und der Gehorsam der Gemeinen nicht groß; aber im Felde findet strengere Disciplin Statt. Vergehungen werden theils mit Geldstrafen an die Regiments-Casse, noch häufiger aber mit Peitschenhieben geahndet; mit Stockprügeln läßt der Kosake, als ein freyer Mensch, sich nicht bestrafen. Wegen der Abneigung der Kosaken gegen jede Art disciplinirter Einrichtung regulärer Truppen, hat man sie bis jetzt noch nicht dahin bringen können, Escadronweise zu manövriren. Ihre Taktik und Art zu fechten im Felde besteht vorzüglich darin, daß sie sich in kleine Haufen abtheilen, mit solchen auf allen Seiten, unter einem lauten, fast dem Geheul ähnlichen Geschrey, mit gefällten Piken in der stärksten Carriere angreifen; sobald es gelingt, durch den wüthenden Anfall den Feind zu theilen, dann die Pike fallen lassen, und vermittelst des Riemens nachschleppen, aber an deren Statt sich der Pistolen oder lieber des Säbels bedienen, und eben dadurch Niederlagen anrichten. Man läßt sie auch den Feind auf der Flucht verfolgen, und dann werden sie ihm durch ihre Schnelligkeit und Angriffsart gefährlich. Einem Corps, das solche Menschen auf dem Nacken hat, fällt es bey dem besten Willen unmöglich, sich wieder zu sammeln. Finden sie hingegen Widerstand, und keine Hoffnung zum Eindringen, so zerstreuen sie sich augenblicklich wieder, fliehen an einen bestimmten Sammelplatz zurück, setzen sich daselbst wieder in kleinen Haufen, und versuchen so lange neue Angriffe, bis der durch öfteres vergebliches Nachsetzen abgemattete Feind zur Flucht genöthigt wird, worauf sie ihn so weit als möglich verfolgen, immer mehr zerstreuen, und Gefangene zu machen suchen.

Alle Kosaken sind unter einander völlig gleich, und heißen Brüder; sie lassen daher keinen Unterschied des Standes, nahmentlich keinen Erbadel, unter sich zu. Sie können Fremden keine größere Ehre erweisen, als wenn sie ihn unter ihre Brüderschaft aufnehmen. Dabey sind sie sehr gastfrey, und von einer fast immer heitern Gemüthsart, obgleich stets ein gewisser Ernst über ihre Stirn ausgebreitet ist. Munterkeit und Treue, Liebe zum Tanz und Gesang, Erfindsamkeit und grenzenlose Freyheitsliebe charakterisiren sie deutlich. Die letztere

Tugend vermochte sie oft zu Empörungen gegen ihre Herren, wenn sie von ihnen zu sehr gedrückt wurden. Die Russische Regierung weiß dieß gar wohl, daher sie diese Völker auch bey ihrer freyen Verfassung schützt, und manche Vorrechte genießen läßt. Daher ist 1) kein Kosak leibeigen, welches doch alle Bauern in Rußland sind. 2) Keiner bezahlt die Kopfsteuer, die doch alle Unterthanen (mit Ausnahme des Adels und der Geistlichkeit) geben müssen. 3) Keiner bezahlt von seinem Landeigenthum Grundsteuer, sondern sie genießen in vielen Gegenden noch dazu freye Jagd, freye Fischerey, das Recht für sich Salz zu machen, Branntewein zu brennen, u. s. w. 4) Sie machen einen eigenen freyen Staat aus, und regieren sich selbst, durch die aus ihrer Mitte gewählten Oberhäupter oder Hetmane.

Nach den neuesten Zählungen, die aber nie ganz genau noch zuverläßig sind, belauft sich die Anzahl der wirklich dienstfähigen und streitbaren Männer unter den Kosaken auf 800,000 Mann, wovon sie zu jeder Zeit ungesäumt 200,000 auf die Beine bringen können. Die Donschen Kosaken stellen allein auf erforderlichen Fall 100,000 Mann, die ein furchtbares Corps ausmachen, das, wegen der besondern Art zu fechten, im Stande ist, der disciplinirtesten Armee die Spitze zu biethen. Ehemahls hörte man bey Aufgebothen noch sehr starke Debatten und lebhafte Widersprüche, jetzt wenige oder gar keine. Diejenigen Corps, an denen die Reihe ist, welche sich ohnehin immer marschfertig halten müssen, gehen sogleich zur Armee ab. Andere halten erst Versammlungen in der Stanitze, dann rücken sie außer derselben zusammen, und treten ihren Zug an.

In Kriegszeiten müssen die Kosakischen Völkerschaften folgende Contingente auf den ersten Wink liefern:

Die Donschen Kosaken	45,000 Mann.
Die Orenburgschen, Uralschen u. s. w.	16,000 —
Die Astrachanschen	6,600 —
Die in und bey Tobolsk u. s. w. .	16,500 —
Zusammen	84,100 Mann.

Die Syrerinn.

König Ludwig IX. sandte auf seinem unglücklichen Kreuzzuge während seines Aufenthalts zu Acre in Syrien eine Gesandtschaft an den Sultan von Damaskus. Der Jakobinermönch, Bruder Yves, der diese Gesandtschaft ausrichtete, erzählte, nach Joinville's Bericht, bey seiner Heimkehr Wunderdinge von seiner Reise.

„In einer Wüste," sagte er unter andern, „begegnete mir eine alte Frau von kleiner Statur. In der einen Hand hielt sie ein Gefäß voll glühender Kohlen, in der andern einen mit Wasser gefüllten Krug. Geschäftig ging sie bey mir vorüber. Aber ich wandte mich, und fragte: „Weib, was willst du mit den Kohlen und mit dem Kruge voll Wassers?" — „Was ich will?" erwiederte ernst das Weib: „Mit dem Feuer will ich das Paradies anzünden, und löschen will ich mit dem Wasser die Hölle, auf daß man ferner auf Erden nichts Gutes thue in Hoffnung des Lohnes, nichts Böses unterlasse aus Furcht vor der Strafe."

Welcher Strahl Orientalischen Lichtes in der Nacht des Aberglaubens! Bruder Yves las oder hörte vielleicht in Damaskus diesen Morgenländischen Apolog. Als solchen erzählte er ihn auch bey seiner Heimkunft; und der gute Ritter Joinville, der ihn nacherzählt, stellt nun, wunderlustig wie er war, den Mythus, als eine wirkliche Reisebegebenheit des Mönchs dar.

Notizen.

Florenz. — Mit dem neuen Jahre soll ein seinem Titel und seiner Inhaltsanzeige nach merkwürdiges, und durch eine wesentliche Lücke in der Bearbeitung jener Zeitgeschichte hervor gerufenes Werk erscheinen: Italien vor der Herrschaft der Römer. Es wird in fünf Theile zerfallen, und mit einem Atlas von etwa 60 Blättern begleitet seyn, an denen hauptsächlich die Gebrüder Riepenhausen in Rom, der Künstler Coedien in Paris u. a. gearbeitet haben, geographische, topographische und noch nie heraus gegebene Monumente enthaltend.

Der Verfasser, Nahmens G. Micali, ist ein Florentiner, und hat 25 Jahre an diesem Werke gearbeitet, und Italien in allen seinen Theilen bereiset. Das Werk setzt nach der Angabe seiner Hauptkapitel eine ungeheure Belesenheit in den Werken der Alten voraus, wie etwa die Reise des jungen Anacharsis, deren Verfasser bekanntlich auch beynahe 30 Jahre lang den Stoff dazu sammelte und zusammen trug. Entspricht das Werk des Hrn. Micali dem Rufe, der sich davon verbreitet, und hat er zu dem Fleiße, der sich bey dem so schwierigen Unternehmen, und dem was davon gesehen worden ist, nicht bezweifeln läßt, philosophischen Scharfsinn und Tiefblick zu vereinigen gewußt, so müßte es allgemeines Aufsehen erregen.

Selbst eine Dame tritt als Beleuchterinn des Alterthums auf; dieß ist eine Römerinn, Nahmens Dionigi, die Mutter einer Dichterinn gleichen Nahmens. Erstere bereitet die Ausgabe eines Kupferwerks vor, das die Alterthümer der ältesten Städte des alten Latiums, Anagni, Ferentino, Alatri, Atina und Arpino (beyde letztere in Abruzzo) enthalten soll. Die mehrsten Kupfer werden nach den eigenen Zeichnungen der Dame, oder nach Zeichnungen von Architekten, die von ihr beauftragt wurden, durch Hrn. Gmelin oder unter seiner Leitung gestochen. Unter andern wird es viele Fragmente und Ausmessungen der so genannten cyklopischen Mauern enthalten. — Wenn es so genau ist, als es elegant werden soll, so dürfte man sich darauf freuen. — Der Preis wird zwölf Scudi betragen.

Nachrichten aus Newyork vom 11. Juny zu Folge, ist der bekannte Thomas Payne gestorben.



Der Sammler.

Dinstag, den — 103. — 29. August 1809.

Bemerkungen über Persien.

(Aus Gardane's Journal d'un voyage dans la Turquie d'Asie et la Perse, fait en 1807 et 1808.)

Den 10. September 1807 reiste die Französische nach Persien bestimmte Gesandtschaft von Scutari, der Vorstadt Constantinopels, ab. Sie bestand aus dem General de Gardane, Aide-de-Camp Sr. Maj. des Kaisers, und bevollmächtigtem Minister in Persien; drey Gesandtschafts-Secretären, zwey Dollmetschern, dreyzehn Officieren von verschiedenen Waffen, einem Arzte (Salvatori), zwey Missionairen und noch 5 Personen. Ein Persischer Abgeordneter begleitete diß Gesandtschaft. Der erste Gesandtschafts-Secretär, Hr. Ange de Gardane, machte sein Reise-Journal bekannt, aus dem das Merkwürdigste hier mitgetheilt wird. Er verließ Persien den 27. Jänner 1808 vor der übrigen Gesandtschaft, weil er den Auftrag erhielt, Depeschen und den großen Sonnenorden für die Minister Talleyrand und Maret nach Bayonne zu überbringen, wo er den 9. Juny 1808 ankam. Sein Werk ist eilfertig geschrieben, und unordentlich, und auch der gegenwärtige Auszug hat diesen Fehler nicht ganz vermeiden können.

Den 24. Oct. langte die Gesandtschaft in Erzerum an. Die Stadt hat 130,000 Einwohner *), ist aber schlecht gebaut, und unreinlich sind die Straßen. Issuf-Pascha, Gouverneur der Provinz, hat daselbst seinen Sitz. Er war immer bey der Pforte in Gunst, befehligte die Türken in Ägypten gegen General Kleber, und vor kurzem gegen die Russen. Er ist 65 Jahre alt, und verlor ein Auge im Dschyrid-Spiele mit einem seiner Pagen. Dieses Spiel wird zu Pferde und im Galoppe gespielt; man wirft sich mit einem Stocke, welchen der Gegentheil mit dem Schilde aufzufangen sucht. Issuf ließ dieses Spiel, eine Art Turnier, vor den Franzosen aufführen. Der Gesandte beschenkte ihn mit Pistolen aus der Fabrik von Versailles, und mit dem Bildnisse des Kaisers, gemahlt von Andrieur. Sogleich ließ Issuf eine goldene Kette bringen, um es in seinem Zimmer aufzuhängen. Er sprach mit Bewunderung vom Kaiser, dem er den Beynahmen Löwenherz gibt. In einem offenen reich geschmückten Zelte außer der Stadt empfing er den Abschiedsbesuch des Gesandten, dem er zu diesem Ende für ihn und sein ganzes Gefolge Pferde zugeschickt hatte. Große kriegerische Bewegungen wurden von seinen Truppen zur Belustigung der Gesandtschaft aufgeführt. Plötzlich änderte sich die Scene; Tartarische Reiter, den entblößten Säbel im Munde und mit drohenden Blicken, sprengten gegen das Zelt an, und gaben Feuer mit ihren Carabinern; die Leute des Pascha griffen zu den Waffen. Auch das war ein Spiel. Zuletzt stieg der Pascha selbst zu Pferde, und zeigte seine Geschicklichkeit im Dschyrid.

*) Tabei gibt 25,000 Einwohner an. Überhaupt stehen Gardane's Angaben und seine Orthographie sehr von jenen unserer Geographen und Historiker ab, ohne daß man entscheiden kann, auf welcher Seite die Wahrheit sey.

Unfern vom Gebirge Ararat, das einer Tradition nach unbesteigbar ist, zog die Gesandtschaft die Armenische Abtey Etzmiatzin vorüber. Kurden, welche die ganze Gegend durch beständige Einfälle unsicher machen, griffen sie an, und die Mönche vertheidigten sich tapfer von den Wällen herab. Einmüthig beschlossen die Franzosen, sie zu entsetzen, und sprengten im Galoppe an. Allein die Mönche hielten sie für eine Verstärkung der Kurden, und gaben Feuer auf sie, während die wahren Kurden die Flucht ergriffen. Bald löste sich das Mißverständniß; die Thore des Klosters öffneten sich den Franzosen, und diese hielten ihren Einzug durch Reihen von mehr als hundert Mönchen, sämmtlich mit Carabinern bewaffnet. Das Kloster hat den Prinzen Heraklius von Georgien zum Stifter, und ist in edelm gothischen Style gebaut, reich an Kirchenschätzen. Die Russen plünderten es 1805, und gleich darauf die Perser, die aus den Büchern der Bibliothek Patronen, und aus den Schriften der Druckerey Kugeln machten. — Merkwürdig ist, daß viele katholische Priester in der Türkey in ihren Kirchengebethen täglich für den Kaiser Napoleon bitten.

An der Gränze von Persien errichtete der Gesandte eine Art Denkmahl. Er ließ den Nahmen Napoleon auf einen Stein graben, und unter denselben Gold- und Silbermünzen mit des Kaisers Bildnisse legen. Unmittelbar darauf (den 3. Nov.) betrat die Gesandtschaft die Türkische Gränzstadt Bagasied von 3000 Häusern, in deren Fort Hr. Joubert, bekannt durch seine Reise nach Persien, acht Monathe lang gefangen saß. — Der Türkische Gouverneur Ibrahim Pascha empfing den Gesandten des Nachts in einer langen Gallerie, die von drey Armleuchtern nur sparsam erhellt, und mit einer doppelten Reihe Soldaten besetzt war. Die tiefe Stille, die hier herrschte, die schauerliche Beleuchtung, der Anblick der langen Reihen von bewaffneten Kriegern, an deren Ende Ibrahim saß, flößten Ehrfurcht ein. Der Gesandte gab ihm unter anderm das Bulletin der Schlacht von Jena, in's Türkische übersetzt. Der Empfang hatte des Nachts Statt, weil der Ramazan angefangen hatte, und die Türkischen Großen, um sich die Entbehrungen desselben zu erleichtern, des Tages schlafen, und erst mit Sonnenuntergange, wo es ihnen wieder erlaubt ist zu essen, aufwachen. — Die Reise ging seit dem Ramazan schneller vor sich, indem das Persische Gefolge sich beeilte, mit Sonnenuntergange im Nachtlager anzukommen. — Clissa (d. i. Griechische Kirche) war der erste Persische Ort. Die Kurden, noch vor kurzem auf Türkischem Boden als Räuber gefürchtet, dienten auf Persischem der Gesandtschaft zum Geleite. Sie sind Persische Unterthanen. In Quoye begegneten sie dem Persischen, nach Paris bestimmten Gesandten, Hastire-Chan (Asker Chan), der dem Französischen Kaiser die Säbel Tamerlan's und Thamas-Kouli-Chans überbrachte. — An der Tafel des Chans speisten auch Damen mit.

Bald zeigte sich der große See vom Van am Horizonte zur Rechten. Er soll 150 Stunden im Umkreise haben. Sein Wasser ist so salzig, daß keine Fische des süßen Wassers darin fortkommen. Der Boden der ganzen Provinz ist mit Salz geschwängert, und wiedertönt unter dem Pferdehufe. Der Baumwollenstrauch gedeiht gut.

Den 11. Nov. langte die Gesandtschaft in Tauris (oder Tebris) an. Abbas Mirza, dritter Sohn und Kronerbe des Königes von Persien, residirt hier als Gouverneur der Provinz Azorbaidschan. Er ist 27 Jahre alt, von angenehmer Figur und lebhaftem Blick. Er liebt seine Nation, die er wieder emporheben will, und den kriegerischen Ruhm. Wenn er einen tapfern Krieger verliert, so zerreißt er aus Schmerz seine Kleider. Unlängst verlor er einige seiner Kinder, ohne darüber Kummer zu bezeugen. So ist es Landessitte. Jemand von der Gesandtschaft fragte einen Persischen Großen, wie viel er Kinder habe. „Ich weiß es nicht," antwortete dieser ganz unbefangen, und wandte sich zu seinem Secretär, der ihm sagte, daß er siebzehen besitze.

Der Gesandte ließ dem Abbas Mirza durch den Visir desselben sagen, daß er zwar nicht mit Briefen, aber mit Worten für ihn beauftragt sey. „Briefe sind blos Papier," versetzte der galante Orientaler, „aber die Worte eines Gesandten sind kostbare Steine." Abbas Mirza schickte dem Gesandten zum Geschenke ein Pferd, dessen Zaum von Gold war. Man kennt in Persien nicht die Kunst, Gold und Silber aufzulegen.

Abbas Mirza empfing die Gesandtschaft in einem Pavillon im Hintertheile seines Pallastes. Zwey große mit Soldaten angefüllte Höfe führten dahin. Im ersten stieg die Gesandtschaft von den Pferden, und durchwandelte den zweyten zu Fuß. Abbas Mirza saß allein im Pavillon, die Großen standen in weiter Entfernung außer demselben. Der Ceremonienmeister führte die Gesandtschaft ein. Das Gespräch drehte sich vorzüglich um die Beschäftigungen des Kriegers. Mit Sonnenuntergang wurde sie zum Abendessen eben dahin geladen. Die Großen saßen nach dem Range ihrer Geburt. Sie sind geistreich und liebenswürdig. Nach der Tafel be-

schenkte Abbas Mirza den General mit einem reichen Säbel, und sein Gefolge mit Shawls und Goldstoffen.

Den folgenden Tag bath er die Französischen Officiere, seinen Soldaten die kriegerischen Bewegungen zu commandiren; er selbst ersuchte den General, ihm das Exercice mit der Flinte zu befehlen. Hierauf überreichte er diese dem General, der sich nun das Exercice von ihm commandiren lassen mußte.

Taueis besitzt eine Kanonengießerey. In den Ruinen einer tausend Jahre alten Moskee entdeckt man schöne Reste von Mosaik. Die Gesetze werden im Nahmen des Abbas Mirza bekannt gemacht.

In Sultanieh kam ein Perser, den Gesandten um Vergebung zu bitten, daß so schlechtes Wetter in Persien wäre. Dieser Ort ist in der Geschichte durch den Rückzug Xenophons berühmt. Einst war er eine große Stadt von mehrern Meilen im Umfange, und mit prächtigen Kirchen versehen, die in Moskeen verwandelt wurden. In den Ruinen einer derselben findet man Säulen von Alabaster und prächtige Mosaiken. Jetzt hat der Ort nur 80 Häuser. Der König und sein Hof bringen den Sommer in Sultanieh unter Zelten zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Wandrer.

(Des Sarbiewsky 14te Ode 4ten Buches.)

Nah' ich leichter Wandrer, mit Reisebündeln
Unbepackt, dem winkenden Heimathlande:
Sing' ich, reich bey weniger Habe, fröhlich-
Scherzende Lieder.

Du Gefährte schweigest so traurig. Scheucht die
Musen blasse Sorge, des Goldes Bürde,
Und der Wust von Sachen, die dich am Ziele
Treulos verlassen?

Wer nichts hat, nur der ist ein wahrhaft Reicher,
Schätze, die kein Räuber der Hand entwindet,
Und sein Ich, begleiten ihn treulich, wo die
Wallfahrt auch hingeh.

Mir, der nichts begehret, was kann mir mangeln?
Mir gefallen einzig des Pindus Thale,
Mir, holdsel'ge Musen! des Lorbeerhaines
Heil'ge Umschattung.

Welch ein Pfad auch mein in der Zukunft harre:
Mit mir geh'n die Delphischen Hügel, lagern
Um den müden Sänger sich her mit lieblich
Säuselnder Kühle.

Mag der Geth' in Ketten mich grausam schmieden;
Schleppe mich der Scythe gefangen: freyen
Geists, Camönen! werd' ich mit euch die furchtbaren
Könige schauen.

Buri.

Das Weib von Nonoi.

Ich stand, so erzählt ein Englischer Reisender *), auf der Ebene von Marathon, und mächtig hob mich der Gedanke: hier ward die erste große Freyheitsschlacht geschlagen, und es siegte die Freyheit!

Den Pausanias in der Hand, wanderte ich weiter nach dem Berge des Pan, als in der Gegend von Nonoi mich in einem Thale, nahe bey den Trümmern eines Grabmahls, eine verstümmelte weibliche Bildsäule weilte. Eine vorübergehende Frau mit einem Kinde an der Hand, blieb neben mir stehen. „Gott bewahre uns vor Übermuth!" sprach sie und seufzte. „Gott bewahre uns!" sprach das Kindlein ihr nach. Ich wandte mich freundlich zu der Seufzenden: „Was bewegt euch zu diesem Ausruf?" redete ich sie an.

„So kennt der Herr denn nicht das Weib von Nonoi?" sagte sie verwundernd.

„Ich kenne es nicht," erwiederte ich; „aber ich wünschte, es zu kennen. Erzählt mir die Geschichte!"

„Ja, Herr!" hub sie an, und das Kind hing an ihrer Lippe. „Die Bildsäule da hat gelebt. Es war einst eine reiche Frau. Sie besaß eine zahlreiche Heerde, und in dieser Gegend hatte sie Hürden. Ihr Wohlstand war ununterbrochen, denn alles was sie unternahm, gelang ihr. Ein rauher verderblicher Winter hatte das ganze Land umher verwüstet; aber ihre Schafe und ihre Ziegen wurden verschont. Mit ihrem Überfluß hätte sie nun Bedürftigen aus ihrer Noth helfen, und so dem guten Gotte danken sollen. Aber das that sie nicht. Das Glück machte sie übermüthig. Ohne Furcht vor der Zukunft trotzte sie dem Himmel, und verschloß ihr hartes Herz dem Mitleid. Die Strafe blieb nicht aus. Als einstmahls die Nachbarn an einem Morgen auf's Feld gingen, fanden sie das reiche Weib von Nonoi versteint; versteint ihre Heerden. Die Felsenhügelchen dort sind die Schafe und Ziegen und ihre Hürden, und das Weib von Nonoi ist dieser Stein. Er mahnt uns arme Baueersleute, daß wir an unserer geringen Habe uns genügen lassen sollen; und segnet uns Gott, dann bethen wir, wann wir vorüber gehen: „Gott bewahre uns vor Übermuth!"

„Nun Gottes Segen über dich und dein Kind, du gute Frau!" sagte ich gerührt, und erfreute das Kind mit einem Geschenke. Sie zogen ihre Straße.

Ich setzte mich unter einen Öhlbaum, und verlor mich in Gedanken. Genügsamkeit und Mäßigung, ihr Göttinnen, ohne deren Beystand die Marathons-Schlach-

*) Chandler.

ten umsonst geschlagen werden, ich wähnte euch mit Asträa von der Erde entwichen; aber verstoßen von Thronen und Volkstribunen, floht ihr in die Wüste von Nonoi. Hier ist euer Tempel, und in dem Munde einfältiger Hirten und ihrer Kinder habt ihr euer Lob bereitet. v. Halem.

Die Jugend des Künstlers.

Der Vater des berühmten Mahlers Anton Raphael Mengs war ein rauher Mann; aber seine Härte war genialisch und originell. Seine Eigenheiten wuchsen auf der verwilderten Anlage zum Künstler. Als Miniatur-Mahler August's II. von Sachsen war er nicht unberühmt; aber ihm schwebte eine höhere Kunst vor, als welche er selbst erreicht hatte, und bey den Hofmahlern, seinen Genossen, erblickte. Daß er durch sein eigenes Beyspiel ihnen die Wahrheit dieser Überzeugung nicht zeigen konnte, vermehrte den natürlichen Trotz seines Gemüthes. Als ihm sein zweyter Sohn (1728) geboren war, sagte er daher aus der Fülle seiner Seele, und mit der Hoffnung der künftigen Triumphe über seine Genossen: „Ich habe ihm den Nahmen Anton Raphael gegeben, daß er wie Raphael Urbino zeichnen und wie Anton Correggio coloriren lernen müsse!" Die Zweifel des Freundes über die sichere Erfüllung dieser Worte, beantwortete er kurz: Er soll und muß!

Unter der härtesten väterlichen Zucht ward Anton Raphael in zartester Jugend zur Kunst geführt, um dieses Machtgeboth nicht unerfüllt zu lassen. Eingeschlossen mit seinen Geschwistern in das einsamste Zimmer eines Hauses im entferntesten Theil der Stadt Dresden, achtete er des tyrannischen Geistes des Vaters, welcher den Kunstgenius in ihm stets höher anfachte, so wenig, daß die schreckhaften Strafen, denen er unterworfen wurde, keine Spur von Bitterkeit in seinem Gemüth zurück ließen, und eine freundliche, milde Ansicht der Welt ein Eigenthum seiner liebenswürdigen Natur blieb.

Der zwölfjährige Knabe wußte kaum den Nahmen von Dresden; nur in der Nacht führte ihn der Vater bisweilen an die Ufer der Elbe, wenn die Sterne, der Mond die Seele himmelan zogen. Wie eine Blume wuchs er am Tage nur im Äther der Kunst; dem balsamischen Thau der Natur öffnete er den Kelch zur Nachtzeit.

Plötzlich brach der Vater mit seinen Kindern von Dresden auf. Die Wunder der Welt reden auf einmahl zum erstaunten Anton Raphael. Er reiset in ein unbekanntes Land, dessen Nahme ihm verschwiegen wird. Endlich zeigt ihm der Vater die Zimmer Raphaels, die Sixtinische Kapelle von Michael Angelo, und sagt: wir sind in Rom!

Wie wenig ist alle Rede, um die drey Jahre zu beschreiben, die Anton Raphael im Heiligthum der Kunst verlebte. Bey der kärglichen Nahrung von Brod und einigen Früchten versank er den Tag über in das Streben, der großen Weihung würdig zu werden, welche ihm sein Vater mit zwey Nahmen gegeben hatte.

Düsterer hing das Leben über ihm seit der Rückkehr nach Dresden; aber die Liebe des Vaters zur Tonkunst, in deren Harmonien seine rauhe Seele zerfloß, klärte bald die Tage des Sohnes auf.

Eines Tages hörte der alte Mengs mit Wollust den Gesang des Hofsängers Dominico Annibali, und bath erschüttert, eine Arie zu wiederhohlen. Gern, antwortete Annibali, aber dann verlange ich auch ihre verborgene, aber brave Familie zu sprechen. Aus Rom erhielt er Kunde von ihr; nun erfuhr man auch in Dresden ihr Daseyn.

Annibali kam. Im ersten Zimmer fand er zwey lederne Peitschen von verschiedener Erfindung, die Antriebe zur göttlichen Kunst; im zweyten sah er zwey schlecht gekleidete Mädchen an einem kleinen Tisch zeichnend, und an einem andern einen Jüngling mit langen über die Schultern herab hangenden Haare, mit stillen, feyerlichen Gesichtszügen. Keines der Kinder blickte auf, keines dankte seiner Begrüßung, bis es der Vater erlaubte.

Gereitzt durch die vortrefflichen Bildnisse des Vaters und Sohnes, die er an den Wänden erblickt, fragt Annibal den Jüngling, ob er auch ihn so mahlen könne? Dieser sieht ihn starr an, und sagt: wenn es der Vater befiehlt! Ja ich will, ruft der alte Mengs, seit gestern Abend kann ich Herrn Annibali nichts mehr abschlagen.

In einer Stunde war das Bild vollendet, voll Wahrheit und Schönheit. Auf die Bibel wollte der alte Mengs den Sänger schwören lassen, daß er den Urheber des Bildes geheim halten werde. Allein der Ruhm des jungen Mahlers flog an den Hof August's. Anton Raphael Mengs! sagte die Kunst mit dem alten Vater.

Woltmann.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Donnerstag, den — 104. — 31. August 1809.

Bemerkungen über Persien.

(Fortsetzung.)

Casbin (das alte Arsacia) zählt 60,000 Einwohner. Die Provinz (Irak-Adscham) erzeugt Stahl, der in Casbin und in Herat (der Hauptstadt von Korassan) zu Klingen verarbeitet wird. In Ispahan und Schiras bedient man sich dazu des Indischen Stahls. Casbin hat eine Tapeten-Fabrik, und eine andere von Ackergeräthen. Am Kulma-Fluße, unweit der Stadt, liegt ein Pallast der alten Könige von Persien.

Der Chan oder Gouverneur der Stadt empfing den Gesandten in seinem Pallaste, und gab ihm zu Ehren Feste, Feuerwerke, die recht artig waren, und Marionettenspiele sogar. Diese Palläste bestehen nur aus einem Geschosse zu ebener Erde. Hr. Gardane erzählt bey dieser Gelegenheit, daß sein Großvater, der ebenfalls Gesandter in Persien war, dem Persischen Hofe von der Pracht des Versailler-Schlosses erzählte, und dabey auch besonders der marmornen Treppe erwähnte. Nachdem der König von Persien sich lange erklären ließ, was eine Treppe sey, rief er verwundert aus: „Wie, du rühmst mir deinen König als so mächtig, und er hat nicht einmahl Raum genug, um zu ebner Erde zu wohnen?"

Im Umkreise von 20 Stunden um Teheran, die königliche Residenz, darf niemand, als der König, einer Sänfte sich bedienen, selbst seine Kinder nicht. Auch der General mußte die seinigen verlassen. Die Reise ging nun wieder langsamer von Statten, denn bey der größten Bereitwilligkeit können die Perser ihre Trägheit nicht überwinden. Vom Großvezier bis zum untersten Bedienten herrscht gleiche Langsamkeit. Genuß in Ruhe ist ihre einzige Tendenz. Um eine Ordre zu schreiben, bedürfen sie einer Stunde Zeit. — Dr. Salvatori fand keine offizinellen Kräuter auf dem ganzen Wege durch Persien. Die Cultur des Landes und der Straßen ist vernachläßigt; Kirchen, Brücken, Städte, alles zeigt Ruinen. Seit langer Zeit wird in Persien nichts ausgebessert. Indessen reiset man sicher; es gibt nirgends Räuber. Aber für die Bequemlichkeit auf Reisen ist schlecht gesorgt; die Karavanserais gleichen Ställen. Die reichen Perser nehmen Zelte mit. Doch sind die Einwohner gut und sehr gastfrey. — Wenn sie sich einen Tisch oder Stuhl machen lassen, so bringt der Schreiner ein Stück Holz und seine Werkzeuge in's Haus, und arbeitet daselbst. — Nach einer Reise von 620 Stunden befand sich die Gesandtschaft an den Thoren von Teheran. Der 4. Dec. wurde zum Einzugstage angesetzt, weil der Astrolog des Königes ihn für einen glücklichen Tag hielt. Der Einzug war glänzend. Ein General an der Spitze von 4000 Mann zu Pferde hohlte den Gesandten eine Stunde vor der Stadt ein, und geleitete ihn zum Pallaste des Großvisirs. Hier fand der Gesandte eine Ehren-Garde und den Gesandtschafts-Secretär, Hrn. Rousseau, der ihm voraus

geeilt war, und dessen Großvater, in gleicher Eigenschaft, den Großvater des Gesandten 1715 nach Persien begleitet hatte.

Mirza Chefi, der Großvisir, ist ein Greis von edelm Betragen. Er erzählte dem Gesandten von dem Eindrucke, den Lord Malcolm, Gesandter der Englisch-Ostindischen Compagnie, in Persien hervor gebracht hatte. Lord Malcolm hatte ein Gefolge von 1000 Personen, und warf Gold und Silber mit vollen Händen unter das Volk. Als der Dr. Salvatori dem Großvisir Vaccine vorschlug, hatte er alle Mühe, seine Höflichkeit über seinen Reitz, ihn auszulachen, siegen zu lassen. — Bey einer andern Gelegenheit verrieth er die geringe Meinung, welche die Perser von der Bildung des Europäischen Kriegers haben. Er fragte, ob die Officiere von der Gesandtschaft lesen könnten, vergalt aber das wieder durch Orientalische Höflichkeiten, indem er z. B. versicherte, daß die Perser Paris als die Hauptstadt Persiens betrachten u. s. w. Diese Übertreibungen sind im Oriente gemeine Art zu reden. Ein Hausbesitzer sagt dem Reisenden, daß ihm sein ganzes Haus — der Gouverneur einer Provinz, daß ihm seine ganze Provinz zu Gebothe stehe. Nur dem Harem darf sich niemand nahen, und die Unvorsichtigkeit eines Franzosen hätte bald einen Auflauf verursacht. — In ihrer Ehrfurcht gegen den König und den Großvisir sind sie ausschweifend. Beamte werfen sich am Eingange der Zimmer nieder, und erwarten da die Befehle.

Den 7. Dec. wurde die Gesandtschaft zur Audienz des Königes geführt. Sein Pallast ist ein Schloß mit Zinnen, umgeben mit Gräben und Erdwällen. Das Innere ist sehr weitläufig. Der Ceremonienmeister führte sie erstlich in ein Gemach, um auszuruhen, dann zum Könige. Dieser saß in der Ecke eines großen Saales auf einem reich verzierten Throne. Seine Kleider von Goldstoff waren mit Diamanten und kostbaren Steinen bedeckt. Feth-Ali-Schah trägt immer einen Reiher von Diamanten, das Zeichen der königlichen Würde, auf dem Haupte. Er ist ungefähr 46 Jahre alt. Zwey seiner Kinder und die Minister waren bey Überreichung der Beglaubigungsschreiben gegenwärtig. Der König gab dem Gesandten, seinem Bruder (dem Verfasser des Journals), und Hrn. Rousseau den Titel Chan, ursprünglich ein Tartarisch-militärischer Titel, der erblich ist.

Goldene Gefäße, Wasserkannen mit Diamanten besetzt, herrliche Tapeten, schöne Kronleuchter schmücken den Saal. Dieser Aufwand an kostbaren Steinen läßt sich erklären, wenn man weiß, daß die Könige seit langer Zeit es sich zum Gesetze machten, alle Jahre für 2 Millionen Steine einzukaufen. Das sonderbarste und angenehmste im Audienzsaal des Königes waren mehrere Springbrunnen, die sich aus Marmorbecken erhoben.

Nach der Zurückkunft in ihre Wohnung empfing die Gesandtschaft Geschenke, und die Nachricht, daß der König, nach dem Rathe seiner Astrologen, den 22. Dec. als einen glücklichen Tag zur Abhandlung von Geschäften bestimmt habe. Immer gleiche Langsamkeit in allen Angelegenheiten. So erhielten die Gesandtschafts-Officiere, ungeachtet der wärmsten Freundschaftsversicherungen, erst den vierten Tag nach ihrer Ankunft Quartier. So sehr sich die Franzosen über diese Saumseligkeit verwunderten, so sehr fanden die Perser die Eilfertigkeit der Franzosen unerklärlich und unnöthig. Eine andere Verschiedenheit der Sitten liegt in dem Umstande, daß die Perser, selbst der Großvisir und die Minister, alle Geschäfte öffentlich verhandeln. Garden, Secretäre, Neugierige sind gegenwärtig. Man konnte keine Privat-Unterredung erhalten. — Zahlreiche Dienerschaft und ein großes Gefolge von Sclaven, wenn man sich auf der Straße zeigt, gehört zur feinen Lebensart. Höchst unanständig wäre es für einen Mann von Rang, allein auszugehen, und die Gesandtschaftsglieder mußten sich diesem Zwange unterwerfen. Die Perser spotten über Europäische Lebensart und Kleidung, und besonders über die Achtung, welche die Frauen in Europa genießen.

Der König von Bokara, der Vaid oder Waly von Sinde, dessen Hauptstadt Tatta ist, haben Gesandte in Teheran. Alle Abende ertönen die Straßen von Raketen und Feuerwerken, bald wegen einer Hochzeit, bald wegen der Rückkehr eines Freundes, oder wegen eines andern Festes. Die Gärten des Großvisirs, wo die Gesandtschaft wohnte, waren mehrere Nächte beleuchtet, und mit ungeheurer Volksmenge angefüllt, die Freudengeschrey anstimmte. — Mitten unter diesem Freudentaumel werden vier Köpfe von Verbrechern an den Pforten des Pallastes aufgepfählt, und jeder Vorbeygehende gibt ihnen einen Fußtritt.

Den 22. Dec. (den zweyten Audienztag) erhielt die Gesandtschaft Erlaubniß, das Innere des königl. Pallastes zu besehen; eine bisher niemand zugestandene Gunst. Nach Durchwandlung mehrerer Höfe und Gärten, wo die Höhe der Cypressen und Platanen sie in Erstaunen setzte, wurden sie in den Pavillon des Königes geführt. Einer nach dem andern trat vor den

Thron des Königes, und wurde mit dem Sonnen-Orden beehrt. Der große Orden, den der Gesandte erhielt, hat die Persische Umschrift: „Le roi élève l'ambassadeur de poisson à la lune *).“ Auf dem gewöhnlichen Orden, der den Secretären, Dollmetschern, Officieren, und dem Arzte der Gesandtschaft ertheilt wurde, liest man: „Zeichen des Wohlwollens eines Fürsten, der seine Freunde liebt. Feth-Ali-Schah, Souverain, der seine Feinde zerstreut und vernichtet.“

Der Pavillon, wo die Scene vor sich ging, ist viereckig, und mit Wasseranlagen und Gärten umgeben. Es ist schwer, seinen Reichthum und seine Verzierung zu beschreiben. Die Tapeten sind von Goldstoff, und mit Stickerey von getriebenem Golde besetzt, die Plafonds von Krystall, die Säulen mit Spiegeln umgeben, worin sich die Wasserkünste und die Gärten abbilden. Die Thüren sind von Ebenholz und Perlenmutter, und mit Mosaik eingelegt. Rings um den alabasternen Thron des Königes standen die Großen mit goldenen Gefäßen und mit Pfeifen, die mit Diamanten besetzt waren. Der Glanz dieses Orientalischen Luxus blendete die Augen. — Auch die Palläste der Großen sind lachend, die Zimmer hoch, und die Fenster gehen immer nach Auf- und Niedergang.

Die Serais oder Harems sind eben so angenehm, und man täuscht sich, wenn man ihre Bewohnerinnen unglücklich glaubt. Schöne Gärten, Feste, Spiele, Musik, Tanz, die Reichthümer des Orients, und die Reitze der Freundschaft machen, daß sie das Loos der Europäerinnen nicht beneiden. Sie lieben ihre vaterländischen Sitten, und tadeln jene Perser, die eine Vorliebe für Europäische verrathen. Die Erneuerung der guten Verhältnisse mit den Franken ist ein steter Gegenstand ihrer Vorwürfe.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Du schönes Land, von Himmelblau umflossen;
Du reiches Thal, wo gold'ne Saaten sproßen —
Mein kleinstes Theil, wo doch das Ganze lebt,
Das in drey Sylben sich verwebt!

Der Lenz ist hin! die Vög'lein all ermatten:
Da regt es sich in zarter Halme Schatten,
Da tönt den langen heißen Tag,
Was man auch doppelsylbig nennen mag.

Noch stärkee tönen seine Schlummerlieder,
Noch trauernder gibt sie der Nachhall wiedee,
Wenn nun des Schnitters Sichel sinkt,
Und Hesperus hernieder blinkt.

Denn dieses zarte, geistergleiche Wesen
Hat Sternenlicht und Schatten sich erlesen:
Es tönt die lange schwüle Nacht,
Von Lieb' und Schwärmerey bewacht.

Sein Nahmensschwesterchen, kein holdes Wesen,
Hat auch die stillen Schatten sich erlesen!
Am liebsten flüstert's in der Nacht,
Von Eigensinn und Gram bewacht.

Ganz geistig ist dieß: willst du ihm entfliehen,
So mußt du nach der ersten Sylbe ziehen;
So nimm die Sichel, die dem Schnitter blinkt,
Bis Hespers Schein herniedee sinkt.

Denn endlos foltern seine Martertöne
Des satten Müßiggangs verwöhnte Söhne,
Und gleich dem Thierchen, das Horaz besang,
Folgt dir's durch Roßgewühl und Wegendrang.

Der Mahler Hörberg

unweit Norköping in Schweden ist ein armer Kaffäte, den ein unauslöschlicher Trieb zum Mahlen hinzog. Alles Materiale, alle Entwickelung fehlte ihm aber, und so zeigt er Freyheit, Richtigkeit, Größe, Charakteristik; nur Ideal und Zierde fehlen ihm.

Schon 30 Jahre alt, kam er nach Stockholm. Sergel lernte das hohe Bauern-Genie bald achten, und unterstützte es. Indessen riefen ihn Weib und Kind wieder heim, und nun führt er abwechselnd Pflug und Sense, Pinsel und Palett. Jetzt ist er etwa 60 Jahre alt. Wäre er im 15. Jahre in eine Akademie, im 20. nach Rom gekommen, so hätte Schweden ohne Zweifel einen Titian gehabt. Alle, die ihn kennen, rühmen seinen kindlichen Sinn und hellen Verstand. Er nennt sich nur Bauermahler, bildet sich nichts auf seine Kunst ein, und taxirt seine größten Stücke, die er meist für Kirchen mahlt, nicht über 100 Rthlr.

Königliche Fragen.

Wie der Hr. v. Silhouette mitten im siebenjährigen Kriege die Stelle eines General-Controlleurs durch die Vermittelung der Pompadour erhalten hatte, sollte er die erste Unterhaltung mit Ludwig XV. bey dieser Dame haben. Sie sagte ihm vorher: le Roi est grand questionneur, und die damahlige Lage der Französischen Finanzen war äußerst kritisch, die Bedürfnisse des Staats höchst dringend. Silhouette schloß

*) Der Persische König sieht, nach Orientalischer Übertreibung, alle Völker als tief unter sich, als gleichsam noch unter der Erde sich befindend an. Nun abee leben die Fische unter der wässerigen Oberfläche der Erde; folglich vergleicht man sie den Fischen. Wen aber der König durch den Orden auszeichnet, den erhebt ee aus der Classe dee Fische, und zwar, da die Auszeichnung ungeheuer ist, bis zum Monde. —

sich einige Tage ein, um auf alle Fragen sich zu präpariren, und auf jede, die er von seinem Monarchen erwarten konnte, gefaßt zu seyn. Er hatte doch nicht an alle gedacht. Der Tag erschien, wo er zum ersten Mahle in seinem Leben den König sehen sollte. Er fand sich bey seiner Beschützerinn ein; plötzlich war der König da. Ah! Vous voilà Monsieur de Silhouette (profonde reverence) le lambris de Votre Cabinet sont-ils vernisséz? Hr. v. Silhouette verstummte, glaubte kaum den König vor sich zu sehen, und dieser ging verdrießlich weg. Frau v. Pompadour war außer sich, versicherte, daß sie in acht Tagen das nicht wieder gut machen würde. Mais Madame, je n'y ai jamais regardé, J'ignore s'ils sont vernisséz, s'ils ne le sont pas. — Imbecile, est qu'il y auroit été voir? — Silhouettens Finanzverwaltung dauerte nur $4\frac{1}{2}$ Monath.

Eben dieser Monarch sah den Venetianischen Ambassadeur, Gradenigo, bey seinem Lever. — à Venise, frug er ihn, combien sont ils au conseil des *dix* — Sire, *quarante*. Ihre Allerchristlichste Majestät waren zufrieden, und der ganze Hof sagte sich in's Ohr: Le Roi a parlé à l'Ambassadeur de Venise.

Der Marschall von Richelieu kam von der Eroberung Port-Mahons zurück, voll Hoffnung der Lorbern, die ihm entgegen gebracht würden, wie Cicero aus Sicilien. Mit Sehnsucht erwartete er die erste Erscheinung bey Hofe, die alle seine Mühe belohnende erste Anrede des Königs. Der Augenblick erschien, und der König fragte: Monsieur de Richelieu les figues de Mahon sont-elles bonnes? — Auch den Held, wie den Finanzminister, machte die Frage stumm. Doch fiel er nicht in Ungnade, wie die Hofleute vermutheten.

Edler Jüngling! der du einst deine Kräfte dem Staate widmen willst, laß dich dieses nicht niederschlagen. Suche deinen Lohn in dir selbst und in dem Beyfall weniger wahren Edeln, und mache dich stark, auch allenfalls Fragen, wie diese, anszuhalten.

Notizen.

Neueste Statistik von Rußland.

1.) Arealgröße. Der Europäische Antheil dieses unermeßlichen Reiches enthält 82.695 Quadr. Meil., der Asiatische 228.000, das Ganze über 310.000. Das Europäische Rußland nimmt beynahe so viel Flächenraum ein, als alle übrigen Europäischen Länder zusammen; das Asiatische Rußland ist mehr als der dritte Theil von Asien, und mehr als doppelt so groß als das übrige Europa; ganz Rußland ist fast halb so groß als ganz Asien, mehr als drey Mahl so groß als das übrige Europa, und beträgt den siebenten Theil des ganzen Erdbodens, und beynahe die ganze uns sichtbare Oberfläche des Mondes. Der durch den Tilsiter Frieden dem Russischen Reiche einverleibte Theil von Neu-Ostpreußen, oder der Bezirk von Bialystock enthält 480 Quadr. Meilen, auf denen 335.638 Menschen wohnen. (Das neu acquirirte Finnland ist in der angegebenen Arealgröße nicht mit begriffen.) Die Herrschaft Jever, die Rußland in diesem Frieden abtrat, die aber keinen eigentlichen Theil von Rußland ausmachte, enthält zwischen 5 und 6 Quadr. Meilen, und 14.580 Einwohner.

2.) Volksmenge. An einer wirklichen Zählung, diesem einfachsten Mittel, die Volksmenge eines Landes zu bestimmen, fehlt es in Rußland gänzlich. Die Volksmenge von ganz Rußland beläuft sich aber sicher auf 42 Millionen.

3.) Einkünfte. Diese belaufen sich jährlich auf 109 Mill. Rubel, wozu also jeder Einwohner im Durchschnitte 2 Rubel 60 Kopeken beyträgt. In ganz Europa kann nur die Schweiz allein sich des Glücks rühmen, mit so geringen Abgaben belastet zu seyn. Peter der Große, der beym Antritt seiner Regierung nur 5 Mill. Einkünfte fand, brachte sie während seiner Regierung auf 9 Millionen.

4.) Landmacht. Gegen das Ende der Regierung Peter des Großen, 1724, bestand die Russische Armee aus 106.000 Mann, worunter 43.000 Mann Cavallerie waren. Im Jahre 1802 bestand die Armee aus 260.715 regulären, und 70.000 irregulären Truppen; am 1. Januer 1805 aus 406.096 regulären, und 100.934 irregulären Truppen. Hiezu kommen noch 30.000 Matrosen, und 8000 Seesoldaten, so daß sich die ganze Russische Kriegsmacht auf 550.000 Mann belief; ein Heer, das hernach noch vergrößert worden. In Rußland ist also ungefähr der 90ste Mensch Soldat.

5.) Seemacht. Die Russische Flotte existirte vor 100 Jahren, noch nicht. Ihr erhabener Stifter, Peter I., erbauete selbst 1698 zu Saardam das erste Russische Linienschiff von 60 Kanonen. Im Jahre 1805 war der wirkliche Besitzstand der Flotte folgender: — 1) Die große Flotte im Baltischen Meere bestand aus 1 Schiff von 130 Kanonen, 1 von 120, 1 von 110, 2 von 100, 1 von 88, 2 von 80, 12 von 74, und 12 von 64, in allem 32 Linienschiffe, worunter 25 von Eichen-, und 7 von Lerchenholz, 16 mit Kupfer beschlagen, 5 fast unbrauchbare, 20 vollkommen gute; ferner aus 11 Fregatten, und 29 kleinern, in allem aus 72 Kriegsschiffen, die 3540 Kanonen trugen. 2) Die Ruderflotte im Baltischen Meere war aus 20 Galeeren, 25 schweren Batterien, 81 Kanonenböthe, und aus 63 kleinern, in allem aus 189 Fahrzeugen zusammen gesetzt, die 705 Kanonen führten. 3) Die große Flotte des schwarzen Meeres bestand aus 2 Schiffen von 110 Kanonen, 6 von 74, 3 von 66, 1 von 64, in allem aus 12 Linienschiffen, worunter 9 von Eichenholz und 3 mit Kupfer beschlagen; ferner aus 4 Fregatten und 25 kleinern, in allem aus 41 Kriegsschiffen, die 1225 Kanonen trugen. 4) Die Ruderflotte im schwarzen Meere hatte 40 Kanonenböthe rc. mit 132 Kanonen. Außerdem befinden sich im Caspischen Meere 6 Schiffe von 6 bis 18 Kanonen, und im Ochozkischen Meere 11 bewaffnete Fahrzeuge. Der ganze Bestand der Russischen Flotte betrug an vollkommen guten Schiffen: 32 Linienschiffe, 18 Fregatten, 59 kleinere, und 226 Ruderfahrzeuge, die 5600 Kanonen führten. — Nach dem 1803 bestättigten Etat solle beständig die Flotte in der Ostsee bestehen aus 27 Linienschiffen und 26 Fregatten; die Flotte des schwarzen Meeres aus 21 Linienschiffen und 8 Fregatten; die ganze Mannschaft eines Schiffes von 100 Kanonen beträgt 839, eines Schiffes von 74 Kanonen aus 630, eines von 64 Kanonen aus 571, einer Fregatte von 44 Kanonen aus 368, einer von 36 Kanonen aus 299, und eines von 24 Kanonen aus 243 Mann.

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Erster Jahrgang.

1809.

September.



Samstag, den — 105. — 2. September 1809.

Bemerkungen über Persien.

(Beschluß.)

Teheran, die Hauptstadt des Königes von Westpersien, hat nicht viel über 50,000 Einwohner des Winters. Im Sommer bleiben daselbst blos die Armen zurück. Wilde Hunde, Schakalls genannt, durchirren des Nachts die Straßen, und werden von den Einwohnern mit Stöcken erschlagen. Die Stadt liegt nur 38 Stunden vom Caspischen Meere, aber dennoch befahren es die Perser selten. Sie haben einen Abscheu vor Seefahrten. Man sieht daselbst nur Russische Schiffe, die, wegen der vielen Stürme, eine besondere Bemastung haben.

Persiens Handel mit Indien ist vortheilhaft. Die Schiffe bringen Zucker, Cochenille, Mousselin und Baumwolle aus Bengalen nach Bender-Abassi, und führen Wein (von Schiras), Tapeten, Kuhhäute (aus Rußland), und Salz von Ormus dahin aus. Von Frankreich handelt es (über Aleppo, Tyr und Sidon) Tücher, wollene Zeuge, Seidenstoffe, Spiegel, Krystalle, Korallen, Uhren, Zinn, Bley, Waffen, Papiere und Bijouterie-Waaren gegen Seide, Tabak, Wolle, Schaffelle, Pelzwerke, Tapeten, gemahlte Leinwand, Goldstoffe, Senesblätter, und andere Arzeneyen, Harz, Lapislazuli, Turkisen, Agathen, Onyxe, Diamanten, Rubinen und Perlen ein. Dieser Handel machte einen Theil des Verkehrs mit der Levante aus, welcher Frankreich rein jährlich 60 Mill. Livres (im Frieden) eintrug. Im 17. Jahrhunderte waren die Säbelklingen von Kumm (Komm) berühmt; allein die Afgenen zerstörten den Ort, und seine verarmten Einwohner leben vom Allmosen der Pilgrimme, welche in die von Feth-Ali-Schah 1802 wieder hergestellte Moskee wallfahrten. Diese Moskee ist ungemein prächtig, und durch das Grabmahl Fatme's berühmt, Mahomet's ältester Tochter, die ihren Vetter Ali heirathete.

Die Turkisen sind in Teheran wohlfeil, die Perlen aber theurer und geringer, als in Bagdad und Constantinopel.

Als Thamas-Kuli-Chan 1747 kinderlos starb, trat ein Interregnum von 4 Jahren ein. Die Gouverneure der Provinzen strebten jeder nach der obersten Gewalt. Endlich gelang es dem Gouverneur von Schiras, Kerim-Chan, den größten Theil von Persien sich zu unterwerfen.

Er regierte 30 Jahre. Bey seinem Tode 1774 (vermuthlich 1778), folgte ihm sein Sohn (Abul-Fat.) Der Gouverneur von Teheran, dessen Vater sich schon gegen Kuli-Chan empört hatte, empörte sich nun auch gegen Abul-Fat, und entriß ihm die Krone, die er auf seinen Neffen, Feth-Ali-Schah, gegenwärtigen Regenten von Westpersien vererbte *).

*) Über Persiens neuestee Geschichte liegt das größte Dunkel. Unsere Geschichtschreiber sprechen von einem Babu-Chan, der sich 1797 oder 1798 zum Herrn von Persien (Westpersien) machte. Vermuthlich ist dies der Onkel Feth-Ali-Schah's.

Feth-Ali-Schah liebt die Dichtkunst, und ist selbst Dichter. (Die Schönheiten seines Harems sind die Gegenstände seiner Oden). An seinem Hofe findet man die Stellen eines Prinzen der Dichter (Hofpoeten), und eines ersten Mahlers. Er regiert über 20 Mill. Unterthanen. (Diese Angabe scheint übertrieben). Seine Armee besteht aus 60,000 Mann Fußvolk, und aus mehr als 120,000 Mann Reiterey. Die Artillerie ist nicht von Belang. Die Persischen Soldaten sind stark, nüchtern, vortreffliche Reiter *) und worthaltend **). Der Schatz des Königes ist groß. Seine Kinder und die Großen sind Feth-Ali ergeben. Er hat Alles, was glücklich machen kann.

Ostpersien (oder der Staat von Kandahar, wozu Kischmir, das schöne Alpenthal, gehört), ist noch immer vom Bürgerkriege zerrissen. Die Afganen, die im Jahre 1730 den Umsturz der alten Persischen Dynastie veranlaßten (sie wurden zwar von Thamas-Kuli-Chan, damahls noch General, geschlagen, verschafften ihm aber eben durch diesen Sieg Gelegenheit, sich des Thrones zu bemächtigen), sind aus diesem Reiche hervor gegangen. Nach Thamas-Kuli-Chan's Tode bemächtigte der Gouverneur von Kandahar, Ahmed, sich dieser Provinz und Ostpersiens, und regierte ruhmvoll bis zu seinem Tode 1774. Seit dieser Zeit streiten seine Söhne und Enkel um die Thronfolge.

Feth-Ali-Schah hat 30 Söhne; die Zahl seiner Töchter ist nicht bekannt. Der älteste der Söhne, Muhammed-Ali-Chan, ist Gouverneur von Irak-Adschem und Lurestan. Er residirt in Kerman-Schah. Der zweyte, Muhammed-Veli-Mirza, ist Gouverneur von Korassan, und wohnt in Meschhed. Meschhed (d. i. Ort der Marter), dankt seinen Ursprung dem Grabe von Iman-Riza, Fathme's Bruder. Man verwechselt Meschhed oft mit Tus, was 3 Parasangen nördlich liegt, und das Vaterland Ferdussi's — des Persischen Homer's, ist. Der dritte Sohn Feth-Ali's ist Abbas-Mirza, Gouverneur von Azerbaidschan, und wohnt in Tauris. Er commandirte die Perser gegen die Russen in Georgien (1803). Da seine Mutter aus der Familie der Kadschar, der edelsten in Persien ist, so wurde Abbas-Mirza sowohl von seinem Onkel als seinem Vater zum künftigen Thronfolger bestimmt. Der vierte Sohn, Hessan-Ali-Mirza, ist Gouverneur von Teheran. Der fünfte, Hussin-Ali-Mirza, von Schiras, und der sechste, Muhammed-Kuli-Mirza, von der Provinz Mazanderan, dem Vaterlande der regierenden Familie. Die übrigen Kinder sind bey ihrem Vater.

Westpersien, oder das Reich Feth-Ali-Schah's, besteht aus zehn Provinzen: 1) Azerbaidschan (das alte Medien), wo das Land gut angebaut, aber ohne Holz ist; die Hauptstadt ist Tauris. 2) Guilan, wegen seiner Seide berühmt. 3) Mazanderan (das alte Hyrkanien). 4) Korassan, wo man Turkisen, Gold- und Silberminen findet. 5) Kurdistan, dessen Hauptstadt Sine ist. 6) Irak-Adschem (das alte Parthien). Hier liegen Ispahan, Casbin, Komm. 7) Lurestan, wo der köstliche Bergbalsam (Mumia nativa) aus einem Felsen quillt, des Jahrs 8 bis 10 Unzen. Die Grotte ist für den König und versiegelt. 8) Farsistan, dessen Hauptstadt Schiras. 9) Kerman (Caramanien). 10) Derhtistan *).

Im Westen von Teheran liegen die Ruinen von Rei (Rhages), der Vaterstadt Harun-el-Raschid's. Die Perser sagen, daß sie einst 3 Millionen Einwohner hatte. Ispahan ist gegenwärtig nichts als eine ungeheure Einöde, wo man 4 Stunden lang durch Ruinen wandelt. Reiche Moskeen, ungeheure regelmäßige Plätze und Bazars (Kaufplätze) bezeugen noch jetzt die Pracht der alten Königsstadt. Das Land ist da herum gut angebaut, und durch eine Menge kleiner Canäle bewässert. Statt Holz brennt man nur Strauchwerk und Viehmist. Die bürgerlichen Kriege haben die Städte verwüstet.

Die Perser beginnen ihr Jahr im März, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt. Diese Epoche, wo alle Große an den Hof kommen, vom Könige bewirthet werden, und die ganze Nation Feste feyert, heißt Nevrus.

Über alle diese Puncte hat man mir zuverlässige Belehrung versprochen, die ich ihnen sogleich berichten werde. Ostpersien oder der Staat von Kandahar ist bekanntlich seit Kuli-Chan's Tode von Westpersien getrennt; oft verwechselte man ihre Regenten und ihre Geschichte.

*) Die ältesten Estaffetten sind die Persischen. — Die Schlacht von Austerlitz wußte man in Teheran in 45 Tagen.

**) Joseph der Zweyte zeigte einst dem Grafen Wildseck einen Soldaten mit den Worten: „Er ist ein geborner Perser, und ich habe ihm drey Jahre Urlaub gegeben, um seine Familie in Ispahan zu sehen. Sie sehen, daß er sein Wort, zurück zu kommen, gehalten hat."

*) In dieser Eintheilung, die authentisch seyn dürfte, ist Irvan oder Erivan ausgelassen, das zum Türkischen Reiche gekommen zu seyn scheint, und dafür Korassan gerechnet, das unsere Geographen zu Ostpersien zählen. Kurdistan nennt Fabri Schirwan; ein Theil davon gehört zu dem nun Russischen Georgien. Derhtistan ist vermuthlich die Provinz Schusistan bey Fabri. (der übrigens Teheran's nicht erwähnt).

Anm. d. Eins.

Orientalische Gedichte *).

1.

D e r B e s u c h.

Kahiea 1808 im Jan.

Nimmer, nimmer werde ich vergessen
Jener Holden, die mit schüchternem Vermessen
Kam zu meinem Zelte her.
Auf der Augenlieder sanften Bogen
Ruht der läst'ge Schlaf; doch Herzens Federn flogen;
Denn der Armen bangte sehr.

Vor dem Drachen ihres Stamms verhehlet,
Schwand der Schauder für Gefahr, der sie gequälet:
Ablegt' sie das Ringepaar,
Schmückend ihrer Füßchen zarten Änkel **).
Daß verrieth sie Spähern nicht sich durch Geklinkel,
Stürzend sie in Todsgefahr.

Sie beklagt' sich ob des Pfades Dunkel,
Bergend ihr des Morgensternes hell Gefunkel.
Eine Nacht wár's, wenn geschwärzt
Sich der Mond der Augenränder Helle
Mit des Köhhels Düsterheit, wenn, wie Komehle,
Emsig grasen und beherzt

Wolken an den Sternen, und wenn scheinen
An dem hellen Rand' des Firmaments zu weinen
Himmelsaugen kummervoll;
Selbst erstaunend ob dem Phänomene
Der Veränd'rung zeigt' der Blitz die Flammenzähne;
Felsen, wenn der Donner scholl,

Fast zerschmettert' er die tauben Ohren. —
Zu umarmen mich ach! hatt' ihr Herz erkohren:
Doch, zu sittsam, wehrt' sie mich
Zu umfoh'n sie. Von dem Thränenthaue,
Netzend ihre Wangen, eine Rosenlaube
Dünkt' zu sehn gewässert ich.

Sprach sie: fühle ich in dem Herzen schlagen
Flammen, angefacht von ihren Seufzern. Klagen
Lockt ihr aus mein Wanderhang.
O! rief sie, du hast mein Herz erweichet,
Und gemacht, daß es des Kummers Zinn' erreichet,
Heißer inn'ger Liebe krank!

Lohnst du so die zärtlichsten Gefühle,
Folgend blindlings nur dem weit entfernten Ziele,
Das dein Roth, dich täuschend, zeigt?
Wandernd stets umher von Land zu Lande,
Bist zufrieden nie mit einem festen Stande,
Welcher stille Ruhe reicht.

Bald rollst du umher auf wilden Wogen;
Bald seh' unstatt ich von dir das Land durchflogen.
Mühe nur, nie Nutzen fließt
Vom Durchstreifen fremder Regionen.
Stehst im Bund' mit Antilopen, die bewohnen
Wilde Wüsten, und vergißt

Zahmer Hindin? Bist du unsrer Nähe
Überdrüßig? — Wer Geliebte flieht, dem Wehe! —
Hab' Erbarmen ach! mit mir!
Tiefer Kummer hat mein Herz erfüllet;
Überall sucht linden Trost es: doch verhüllet
Ist der Pfad zur Ruhe mir!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vom Russisch-kaiserl. Collegien-Assessor S e e z e n.
**) A n k e l, Fußknöchel; ein den Plattdeutschen sehr bekanntes Wort; ich bin aber ungewiß, ob es schon, wie es verdiente, D e u t s c h e s Bürgerrecht erlangt habe? Es ist das Englische A n k l e s.

Vom Leuchten des Meeres.

Das Leuchten des Meeres gehört zu den wunderbarsten, noch nicht ganz enträthselten Erscheinungen der Natur. Es zeigt sich dieses Phänomen am häufigsten um den Äquator bis gegen den 12. Grad nördlicher und südlicher Breite. Innerhalb dieser Gränzen sind im Meere die gewaltigsten Ströme und Gegenströme nach allen Richtungen; der Ocean scheint dort in einem ewigen elektrischen Prozesse begriffen, wozu die stärkere Sonnengluth auch das ihrige beyträgt.

Vorzüglich häufig bemerkt man das Leuchten um das Schiff her, und in der nächsten hinter ihm zuschlagenden Welle. Das Gebäude des Schiffes ist reich an elektrischen Stoffen, Harz u. dgl.; auch ist das Wasser als guter Ableiter für Elektricität bekannt. Doch würde diese Erklärung nur für jenes Leuchten hinreichen, das man zunächst am Schiffe bemerkt.

Allein nicht selten sieht man, vorzüglich bey trockener Luft und hellem Nordwinde, die Meeresfläche weit und breit mit einem sanften milchweißen Scheine leuchten. Ein andermahl erblickt man helle Flammen oft 2 bis 3 Fuß unter der Oberfläche. (So entstehen auch Funken in dem nicht leuchtenden Meerwasser, wenn man es mit einer Klinge berührt: ein deutlicher Beweis für die ursprünglich elektrische Natur des Seewassers).

Dem allgemeinern, über die ganze Meeresfläche verbreiteten Leuchten scheint Windstille und heiteres Wetter bey mäßiger, gleichförmiger Bewegung der Wellen vorzüglich günstig. Dieses Leuchten scheint mehr aus der Tiefe zu kommen, da hingegen jenes Meerlicht, von Stürmen oder dem eilenden Schiffe erregt, mehr auf der Oberfläche spielt. Ausgeschöpft leuchtet das Seewasser fort, und selbst nach erloschenem Glanze von neuem, wenn man das Gefäß schwenkt.

Über die Quellen dieses wunderbaren Lichtes ist viel geschrieben und viel gedichtet. Indeß, die häufigsten Ursachen des Meerleuchtens mögen wohl folgende seyn:

1) Verwesung von Fischen und andern Seekörpern. Man findet bekanntlich auch außer dem Wasser die Ver-

wesung organischer Körper sehr häufig von einem Leuchten begleitet. Faules Holz leuchtet, zerfallende Moose und faulende Erdschwämme geben einen Glanz. Dasselbe hat man nicht selten an faulendem Fleische bemerkt. Das von verwesenden Fischen leuchtende Seewasser behält in der Regel seinen Glanz bis in die sinkende Nacht, alsdann mag kein Schütteln des Gefäßes und kein anderes Mittel das erloschene Licht wieder erwecken. Auch süßes Wasser, worin Fische faulen, nimmt einen Glanz an, sobald man in dem Wasser so viel Salz auflöst, daß es so schwer wie Meerwasser wird. (Es leuchtet auch das Seewasser vom aufgegossenen Weingeiste). Man will bemerkt haben, daß das Seewasser desto stärker leuchtet, je mehr Eyer der in ihm faulende Fisch legt. So leuchtet das Wasser stärker von dem fruchtbarern Heringe, als von dem mehr enthaltsamen Weißfische. Starke Sonnenhitze befördert die Fäulniß ungemein, und mithin auch das Leuchten der See; doch wenn diese Hitze einen gewissen Grad überschreitet, so wird kein Leuchten erzeugt.

2) Eine andere oft bis in die Tiefe gehende Art des Meerleuchtens kommt von einer Gattung sehr kleiner Polypen. Sie sind kaum so groß als ein Nadelkopf, ungefähr ein Sechstel einer Linie lang, und fast wasserklar. Sie leuchten bey bewegtem Meere, und wenn ein Insect ihnen naht, das gleichsam mit entgegengesetzter Elektricität geladen ist. (So geben auch in der höhern Gattung der Fische der Zitterroche und andere bey der Berührung eines fremden Körpers elektrische Schläge.) Man will bemerkt haben, daß jene kleinen Polypen eine öhlige Feuchtigkeit von sich geben, die auf dem Meere schwimmt, und einen lebhaften bläulichen Glanz, gleich dem Lichte der Johanniswürmchen, verbreitet. Wer in solchem leuchtenden Wasser badet, der leuchtet am ganzen Körper.

Ein ähnliches Leuchten, wie an jenen erwähnten Polypen, bemerkt man noch an andern, vorzüglich gallertartigen, Seegeschöpfen, z. B. an der Sepia (dem bekannten Tintenfisch), an Nereiden, Medusen u. a.; vorzüglich leuchtet die Seefeder (pennatula marina phosphorea) so stark, daß man die Menge und Größe der im Netze mitgefangenen Fische sehen kann. Dieses allgemeiner verbreitete Meerleuchten verkündet den Schiffern oft Sturm und Unwetter. Es ist ein bewundernswürdiges Schauspiel, bey stiller Nacht diese Seegeschöpfe in den dunkeln Meerestiefen wie kleine Blitze funkelnd neben und über einander wegschießen zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Wien. Den 23. August wurde im k. k. Hof-Theater nächst dem Kärnthnerthore das große Meisterwerk Schiller's: Don Carlos, zum ersten Mahle gegeben. Er war mit Schonung verkürzt und umgearbeitet; nur hatte im letzten Act die Scene des Königs mit dem Groß-Inquisitor nicht fehlen sollen; denn diese allein zeigt uns im hellen Lichte, was der Infant zu erwarten habe. — Herr Lange und Brockmann bewährten ihren alten Ruhm; Herr Korn spielte mit großem Studium, mit wahrer Kunst; Madame Kaberwein that als Elisabeth ihr Möglichstes; was hatte sich von Mad. Roose in dieser Rolle erwarten lassen! Die Aufführung war im Ganzen genommen sehr brav.

Den 26. August wurde im k. k. privil. Theater an der Wien der Gallatag in Krähwinkel, als Fortsetzung der Deutschen Kleinstädter, von A. v. Kotzebue, aufgeführt. Dieses Stück steht, wie die meisten Fortsetzungen, dem ersten Theile weit nach. In der Rolle des Sperlings, welche Herr Ochsenheimer spielte, vermißte man Herrn Roose, der dieselbe in dem ersten Theile im k. k. National-Theater vortrefflich gab, sehr.

Frankreich. Unter den verdienstvollen Männern, deren Tod das Reich der Wissenschaften beklagt, gehört nun auch Johann Senebier, der in seiner Vaterstadt Genf, wo er im J. 1742 geboren war, am 22. July 1809 starb. Von einem schmerzlichen Gichtfluß gequält, der die Amputation seines linken Armes nothwendig gemacht hatte, überlebte er diese Operation nur 20 Tage. Eben so bescheiden, als kenntnißvoll, gütig, human und hülfreich, war ihm durch seine Tugenden die Liebe aller seiner Mitbürger geworden. Wie sein berühmter Freund de Saussure hatte auch Senebier die Naturgeschichte und Physik mit mehrern interessanten Werken bereichert; denn die Theologie, der er als Geistlicher zu Genf huldigen mußte, fesselte ihn minder, und seine Theses gegen die Vielweiberey, welche er im J. 1764 drucken ließ, sind wohl nur das einzige größere theologische Product von ihm. Dagegen haben seine mit Spallanzani in verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte unternommenen Arbeiten, seine Pflanzen-Physiologie, seine zahlreichen Versuche über die Gasarten u. s. w. ihm unter den Naturforschern unserer Zeit einen ganz vorzüglichen Rang gegeben. Auch als Bibliograph machte er sich in seiner Bibliothekarstelle bey der aus 40,000 Bänden bestehenden Bücher-Sammlung der Stadt Genf ein bleibendes Verdienst durch seinen raisonnirenden Catalog der daselbst befindlichen Manuscripte. Er war unermüdlich arbeitsam, und weihte den gewöhnlichen Vergnügungen, zu welchen sein Stand und sein Vermögen ihn einluden, nur die wenigsten Augenblicke.

Vernunft-Assecuranz.

Schon vor 5 Jahren hat sich zu London, wo alles assecurirt werden kann, eine Gesellschaft gebildet, welche bekannt gemacht hat, daß jedes Kind, welches ihnen zur Erziehung anvertraut würde, gewiß gebildeten Verstand und Genie in hohem Grade erhalten solle, ja daß sie dieses Versprechen mit einer verhältnißmäßigen Summe assecurirten. Nun soll diese Gesellschaft den Nahmen der Vernunft-Assecuranz angenommen haben. Diese Assecuranz ist neu, und wird sicherlich großen Zuspruch haben.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 106. — 5. September 1809.

Das Podagra.

Von Laun.

Der Oberste und sein Haus.

Die ganze kleinstädtische Christenheit des Ortes sagte vom Obersten, daß er ein wunderlicher Heiliger wäre. Er fand das gar nicht. Alles, was er that, kam ihm ganz natürlich vor, und manches darunter war auch in der That recht natürlich. So hatte ihn z. B. vor zehn Jahren das Podagra aus dem Dienste auf seine Güter getrieben, und böse Augen vor einiger Zeit in die Stadt, wo ein Oculist wohnte, der vielleicht berühmt geworden wäre, wenn er nicht in dem Neste hätte versauern wollen.

Seine eigenen Maximen besaß der Oberste freylich. Das große Haus zum Beyspiel, das er in der kleinen Stadt gekauft hatte, bewohnte kein Mensch als er und seine 15jährige Nichte. Sodann der Corporal Barthel, der zugleich Haushofmeister und Hausknecht, Kammerdiener und Laufbengel war, und die Frau Barthelinn, sein Eheweib, welche den ganzen weiblichen Dienst, von der Kammerjungfer des Fräuleins bis zum Küchenmädchen herab, so gut versah, daß kein Mensch über sie Klage führte, ihren Ehemann ausgenommen. Der aber hatte sich's gleich beym Einzuge in das Haus vom Obersten zur Gnade ausgebethen, daß er, damit die glückliche Ehe sich nicht zerschlüge, wenigstens eine Scheidewand zwischen sie ziehen lassen möchte. An der Scheidewand aber verdroß, wie sie fertig war, Bartheln gar nichts, als daß die Zwischenthür weder Schloß noch Riegel hatte.

Übrigens lebte dieses höchst ungleiche vierblättrige Kleeblatt so einförmig als möglich. Der reiche Oberste sah bey sich im Hause keine Leute, weil so was Geld kostete, und er, wie er sagte, sie in der Kirche umsonst sehen könnte. Er kam auch nicht zu Leuten.

Nichte Therese fand das höchst sonderbar. Aber er ließ sich, wie er gerade einmahl zum Reden aufgelegt war, darüber heraus, und sagte: „Die Menschen sind sich überall gleich, und man braucht nicht weit zu gehen, um sie kennen zu lernen. Wenn du Bartheln und seine Frau ansiehst, so hast du sie alle mit einander gesehen."

Das aber wollte dem Fräulein aus mancherley Gründen nicht in's Köpfchen. „Es ist doch ein wahres Elend um böse Augen!" seufzte sie. „Denn wenn der Onkel die bösen Augen nicht hätte, so müßte er's ja wohl merken, daß der junge flinke Rudolf von Kronau ganz anders aussieht, als der steife hölzerne Barthel."

Die stille Musik.

Der Kammer-Referendarius Rudolf von Kronau schien auch gemerkt zu haben, daß Therese ganz anders aussah, als Barthel's alternde Frau. Wenigstens hatte er sich um 11 Uhr Abends niemahls mit der Guitarre unter die Fenster des Hinterhauses gestellt, wo die Frau Barthelinn wohnte, sondern allezeit unter Theresens Fenster. Therese öffnete das auch gewöhnlich, aber nicht

um dem Spiele und Gesange des jungen Dilettanten eine begeisternde Muse zu werden, sondern vielmehr um ihm Schweigen aufzulegen. Und wenn er dann die Achseln zuckte und seufzte, so zog sie diese stille Musik der lauten bey weitem vor. Zeither hatte der Onkel diese einer Caprice des Nachtwächters zugeschrieben. Es befremdete ihn freylich einmahl, daß der Magistrat dem Nachtwächter erlaubte, weltliche Lieder anzustimmen. „Aber du lieber Gott, dachte er billiger als gewöhnlich, hat doch ein jeder Stand heut zu Tage seine Moden und Schwachheiten, warum sollten denn Magistrate und Nachtwächter allein keine Moden und Schwachheiten haben dürfen?" Dazu legte er sich ganz gelassen von einem Ohr auf das andere, und schlief wieder ein. Therese glaubte bey alledem nicht ganz trauen zu dürfen. Daher kann man leicht denken, daß der Onkel aus der Haut gefahren wäre, wenn er die nächsten Abschnitte gelesen hätte, die aber zum Glück damahls noch nicht geschrieben waren.

Schwesterlicher Rath.

Bis zur Nachtmusik war es auf folgendem Wege gekommen.

Rudolf war eben erst in der Residenz aus einem juristischen Candidaten zum Kammer-Referendarius gemacht worden, und hatte sich nachher auf 6 Wochen Urlaub erbethen, um seiner Vaterstadt zu zeigen, daß aus Kindern Leute zu werden pflegen. Es wollte indessen bald verlauten, daß dergleichen Leute manchmahl fatale Gewohnheiten bekämen. So hatte Rudolf auf der Universität die breiten Steine in den Straßen allezeit in Beschlag genommen, und glaubte dieses Befugniß auch jetzt noch geltend machen zu dürfen. Allein der Oberste, der sich für den ersten Mann in der Stadt, vielleicht in der Welt, hielt, kam darüber gleich den zweyten Tag nach Rudolf's Ankunft so mit ihm zusammen, daß er beym Landrathe Kronau auf exemplarische Bestrafung seines Sohnes drang, und ihm, da diese nicht erfolgte, die Freundschaft völlig aufkündigte.

Cäcilie, Rudolf's Schwester, klagte am meisten darüber. „Die arme Therese," sagte sie, „nun darf sie nicht einmahl mehr zu mir kommen, und ich war noch ihre einzige Freundinn!" Sie schalt ihren Bruder tüchtig aus, und sagte, daß er gewiß nicht so unhöflich mit dem Obersten umgegangen wäre, wenn er dessen schöne Nichte gekannt hätte. — Und als er Theresen endlich gesehen hatte, sprach er zu seiner Schwester: „Ach, liebe Cäcilie, du hast vollkommen recht."

So eine Gestalt wollte er in seinem Leben noch nicht bemerkt haben. Eine Halbgöttinn konnte das gar nicht seyn, sondern gleich eine ganze.

„Und was für ein Ungeheuer ist der Onkel, dem sie gehorchen muß!" rief die reitzende Cäcilie in einem heftigen Ausbruche ihres Mitleids.

Ein Ungeheuer! Der Referendarius fuhr unwillkürlich an seine linke Hüfte, wo sonst das Studentenschwert gehangen hatte. Er gelobte, die Dame von dem Ungeheuer zu befreyen. Allein seine Schwester bath ihn um Gotteswillen, daß er ja nicht wieder, wie ein Mann aus dem Mittelalter, mit der Thür in's Haus fallen, sondern zufolge unserer heutigen Cultur höchstens versuchen solle, auf den Zehen hinein zu schleichen.

Die Zusammenkunft.

Rudolf konnte die breiten Steine auf der Straße vor Verdruß nicht mehr ansehen, denn sie waren Schuld, daß Therese nicht aus dem Hause kam. Er ging vor ihren Fenstern vorbey, sah aber nichts als Vorhänge.

Am Sonntage endlich auf dem Kirchenwege ward er Theresen neben dem Obersten ansichtig, und fand sogar Gelegenheit, ihren Blicken einen ehrerbiethigen Gruß zuzustecken. Sie schien den Gruß nicht übel zu nehmen, wenigstens sah sie sich an ihrem Hause noch ein Mahl schüchtern nach Rudolfen um.

Bey alledem würde der Referendarius nicht viel weiter gekommen seyn, wenn er kein so scharfsichtiges Schwesterchen gehabt hätte. Denn die war es, die ihm um 11 Uhr ihre Guitarre in die Hand gab, und sagte: „Jetzt damit unter ihr Fenster. Der Oberste schläft im Seitengebäude, und wird vermuthlich nichts davon hören, und die Nachbarn — — wenigstens kommen sie nicht mit ihm zusammen."

Rudolf ließ sich das nicht zwey Mahl sagen. Er trat auch nicht ohne Erfolg mit der Guitarre unter Theresens Fenster. Und das kam besonders mit davon her, daß er selber Theresen als ein überaus wohl gebildeter junger Mann aufgefallen war. Darum hatte sich denn auch sein ehrerbiethiger Gruß so freundlich an ihr Herzchen gelegt, daß der Schlaf eifersüchtig wurde, und sich dießmahl nicht zur gewöhnlichen Zeit einstellte. Eine Musikfreundinn war sie obendrein, und sie mußte ihre Freude recht zurück halten, als sie beym Öffnen des Fensters trotz dem Mantel, den er um hatte, entdeckte, wer es war, der im Mondschein unter ihrem Fenster musicirte. Auch sagte ihm ein ganz leises Wort und Winken mit der Hand, daß sie die Musik lieber einbü-

ßen würde, als ihn selber. So erklärte sich's der Referendarius wenigstens. Denn sonst hätte sie ihn ja ganz laut wegweisen können. Wohl eine Viertelstunde blieb sie im Fenster liegen, und Rudolf setzte einige Mahl an, sein Herz auszuschütten. Allein immer winkte sie ängstlich mit der Hand, nickte aber doch, als sie sich endlich zurück zog, so freundlich, daß der Referendarius sich schon Glück wünschte.

Der Brief.

Im Bettchen überlegte Therese erst, was es für Lärm würde gegeben haben, wenn der Onkel den Musikus inne geworden wäre. Sie überlegte das die Nacht über, und den ganzen Tag nachher.

Als es aber am folgenden Abende wieder unter ihrem Fenster musikalisch wurde, da mochte sie gerade mit Überlegen fertig seyn. Denn wie am Abend zuvor, sah sie hinaus.

Ein Brief, den Rudolf aus der Tasche brachte und hinauf reichte, konnte nichts als ein mitleidiges Achselzucken von Theresens Seite erregen. Damit aber allein war dem jungen Manne noch nicht gedient. Daher nahm er einen kleinen Kiesel von der Straße, wickelte ihn in den Brief, um diesem die gehörige Schwere zu geben, und warf ihn mehrere Mahle vergebens hinauf. Weil er jedoch durch kein Winken davon abzuhalten war, und die Sache gar kein Ende zu nehmen drohte, so entschloß sich Therese dazu, den Brief aufzufangen. Wenn sie sich aber auch nachher sogleich mit ernster Miene unsichtbar machte, so war doch der Referendarius vollkommen zufrieden. Denn — schloß er — wäre es ihr mit ihrem Ernste wirklich Ernst gewesen, so hätte sie gewiß die Fenster viel früher schon zugemacht, und ich hätte jetzt noch den Brief in meinen Händen, um den ich nun mein Herz leichter nach Hause trage.

Progressen.

„Wenn man den Leuten nur den Finger erlaubt!" seufzte Therese, und beschloß den Brief schlechterdings nicht zu lesen. Darauf beschloß sie, ihn zu lesen, aber sorgfältig in die alten Brüche gelegt dem Schreiber wieder zukommen zu lassen. Wie sie aber den Brief gelesen hatte, da beschloß sie, ihm einen andern dafür zu schreiben. Und dieser andere wurde wirklich Abends dem Musikus an einem Faden herunter gelassen, der auch nicht leer wieder hinauf gezogen wurde.

Seitdem waren alle Abende zärtliche Klagen auf diese Weise herunter und hinauf gelaufen. Auf die Letzt that Rudolf den Vorschlag, daß Therese, da denn doch nun seine Abreise immer näher rücke, ihm erlauben möge, den Zwirnsfaden in ein Seil zu verwandeln, an dem er seine Depeschen mündlich hinauf brächte. Aber Therese sagte Nein. Solche Seiltänzerstückchen wenigstens sollte die Nachbarschaft ihrem Fenster nicht nachsagen!

Weil indessen der Referendarius seine Briefe gar zu beweglich machte, so mußte sie ihm wohl zeigen, daß sie auch kein Herz von Stein unter dem schön geordneten Busentuche mit sich herum trug, und versprach ihm daher drey Tage vor seiner festgesetzten Abreise den vorletzten Abend Punct sieben Uhr das Haus leise zu öffnen. Sie setzte hinzu, daß sie um diese Stunde allezeit dem Onkel Wein aus dem Keller hohlen müsse, und daß die Unterredung an der Hausthür nicht länger als eine halbe Minute dauern könne.

Um Schlag sieben Uhr am folgenden Abende that sich des Obersten Hausthür dem schon lauernden Liebhaber auf.

Aber die Seligkeit der halben Minute ging gar bald vorüber, wenn sie schon der gewöhnlichen Zeitrechnung nach drey ganze Minuten gedauert hatte.

Der Referendarius schalt sich auf dem Heimwege, daß er nicht einmahl so viel Herz gehabt hätte, Theresen um einen Kuß anzusprechen. Morgen! das war noch sein Trost. Denn, daß auf morgen als den letzten Abend wieder ein solches Zusammenkommen verabredet worden war, das brauche ich keiner lieben Leserinn erst zu sagen, kaum den Lesern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

Freundinn! trübt in deinen frohen Tagen
Ein Mißgeschick dein gutes Herz,
So thu', was dir die erst' und zweyte Sylbe sagen,
Es fliehen sicher Gram und Schmerz.

O! wäre doch nach meiner Seele Hoffen
Dein Herz die dritte Sylbe mir;
Dann bliebe ich, und stünd' mir selbst der Himmel offen,
Geliebte, immer gern bey dir.

In dieser Sylbe ist mein Glück enthalten,
Sie öffnet mir des Paradieses Thor;
Doch sicher würde ich vor Gram erkalten,
Stünd' ja die vierte Sylbe mir davor.

Und will's das Schicksal, sollen wir uns trennen,
So thu', was die Charade spricht:
Es wird dich immer meine Sehnsucht nennen,
Weil du immer unvergeßlich bist.

Vom Leuchten des Meeres.

(Beschluß.)

Bisweilen sieht man das Meer weit und breit bis in seine tiefsten Abgründe in vollen Flammen stehen; es brennt in stiller Gluth der ganze Ocean. Nächst jenen ungeheuern mit Donnern und allerley wundersamen Stimmen begleiteten Nordlichtern zwischen den Strömen Jenisey und Lena in Sibirien ist diese flammende Verklärung des unermeßlichen Weltmeeres das imposanteste Schauspiel, das diese Erde darbiethet. Der große Naturforscher Forster, Cook's Begleiter, schöpfte aus dieser Feuergluth, und fand das Wasser wimmelnd von leuchtenden Kügelchen, weit kleiner als ein Nadelkopf, die sich ungemein schnell bewegten. So wie das Wasser bewegt wurde, zeigten sich diese Kügelchen unter den lebhaftesten Bewegungen in hellem Feuer; war das Gefäß ruhig, so verschwanden sie unsichtbar in's klare helle Wasser.

3) Scheint es noch eine andere tiefer liegende Ursache des Meerleuchtens zu geben. Das Meer selbst, von elektrischen Stürmen aufgeregt, von heftiger Sonnengluth gleichsam entzündet, scheint unter diesen Umständen in ganz eigene innerliche Bewegungen zu gerathen. Die Masse des Meerwassers selbst scheint sich in solchen Augenblicken zum Theil in Millionen lebendiger Wesen zu verwandeln, deren Seyn vielleicht nur Momente dauert; jeder Tropfen scheint ein leuchtender, belebter Atom. Läßt die elektrische Bewegung des Meerwassers nach, so werden diese Kinder des Augenblickes allem Anscheine nach wieder aufgelöset, und zerfließen im Elemente des Meeres. Diese augenblicklichen Schöpfungen und Zerstörungen sind mit Licht, mit dem Freywerden elektrischer Kraft begleitet. Man hat diese tiefsten aller Lebendigen Chaos genannt, und in der That ist das große Meer ein Bild des Chaos, ein ewig unerschöpfter Quell immer frischen Lebens.

Wir bringen durch unsere kleinen zwischen vier Wänden angestellten elektrischen Versuche schon mancherley Figuren hervor; sollte die bildende Kraft der allmächtigen Natur, die, mit ganz andern Mitteln gerüstet, in ewiger Werkstätte arbeitet, nicht dasselbe in andern höhern Formen bewirken können? Sollte es ihr nicht möglich seyn, im Organischen die Formen aus dem ewigen Elemente durch elektrische Schöpferkraft zu erzeugen, die wir im Mechanischen und Chemischen hervor bringen? Es gibt so manches in Erd' und Himmel, wovon sich unsere Philosophie nicht träumen läßt! sagt der große Shakespear — beherzige man diesen Spruch, und verwerfe nicht geradezu gewisse Erklärungsarten von Naturwirkungen, weil sie vielleicht mit einer herrschenden Theorie streiten. X.

Notizen.

Amsterdam. Der in Holland bewunderte Dichter Bilderdyk besuchte vor einiger Zeit Deutschland. Nach seiner Rückkehr bezeugte er seinen Landsleuten seinen Unwillen gegen Deutschland, und seine Reue, es betreten zu haben, in einem Gedichte, das zur Überschrift hat: Myn Buitenverblyf (mein Aufenthalt im Auslande). Es steht in dem vor kurzem erschienenen vierten Bande seiner Mengelingen. Unter andern redet er seine Landsleute folgender Maßen an:

Wreekt, wreekt de Dichtkunst van den Waan dier Dwingelanden,
Die't ware Dichtervuur van uit onze eeuw verbanden,
Wien, Vreemdelingen met de Grieksche Zanggodes,
Geen Schillers drekhoop walgt by't goud van Sofokles,
Die Klopstoks droomgebulk voor echte Heldenzangen,
En Hallers laf gezwets voor Godentaal ontfangen.

Wörtlich übersetzt:

Rächt, rächt die Dichtkunst von dem Wahne jener Tyrannen,
Die das wahre Dichterfeuer aus unserm Zeitalter verbannt haben,
Denen, fremd mit der Griechischen Sanggöttinn,
Kein Schiller'scher Misthaufen Ekel erweckt beym Golde des Sophokles,
Die Klopstock's Traumgebrüll für ächte Heldengedichte,
Und Haller's fedes Geschwätz für Göttersprache empfangen.

Weit entfernt, durch den Unwillen des gebildeten Theils des Holländischen Publikum beschämt, und zum Schweigen gebracht zu seyn, hat Bilderdyk noch kürzlich, ich glaube in der Vorrede zu seinen Trauerspielen, von Schiller, als von einem Tollen oder Verrückten (Raaskallend), gesprochen. Hingegen wurde in Felix Meritis von Hrn. Gerhard Johann Meyer eine Lobrede auf Schiller gehalten. Die Würde und Begeisterung im Vortrage auf der einen, und die Andacht einer ziemlich zahlreichen Versammlung auf der andern Seite, trugen zur Feyerlichkeit dieser Handlung Vieles bey. Nach Verlauf von einer Stunde schien alles in Erwartung zu seyn, ob nicht gegen Bilderdyk, diesen Schänder der Schiller'schen Unsterblichkeit, irgend ein Unwille geäussert werden würde. Der Redner hatte diesen Punct, gewiß sehr schicklich, bis zum Ende aufbewahrt. Man hörte ihn mit folgenden Worten schließen: „Welcher Freund der Musen, ist er nicht hingerissen durch einen gewissen voreingenommenen Dichter, der so viel Wahres, Schönes und Gutes, man verzeihe mir den Ausdruck, — einen Misthaufen nennt, welcher Freund der Musen sage ich, welcher Verehrer der Philosophie, welcher Weltbürger und Menschenfreund wird wohl ferner an Schiller denken, ohne sich der Worte aus seinem Don Carlos zu erinnern:

— — — — Ihr wart so reich!
So warm! so reich! ein ganzer Weltkreis hatte
In Eurem Busen Raum! Das alles ist nun weg!"

Nun versammelte sich alles um den Redner. Ein Theil dankte ihm mit lauter Empfindung, ein anderer mit einem stillen Händedrucke.

Die Rede selbst wird in dem nun bald herauskommenden ersten Theile der Werke: Hollandschen Maatschappy van vryen Kunsten en Weteuscheppen, unter der besondern Abtheilung von Amsterdam, erscheinen.



Donnerstag, den — 107. — 7. September 1809.

Das Podagra.

(Fortsetzung.)

Die Lieblinge.

Aber die Lieblinge, die Lieblinge! Schon manches sollen sie in der Welt verdorben haben, und auch diesen letzten Abend ——— doch zuerst von den Lieblingen selber.

Von den vier Personen im Hause hatte ein jedes seinen besondern Liebling. Aber keine einzige hatte mit so viel Geschmack gewählt, als Therese.

Des Obersten Favorit war ein großer Englischer Hund, der Mylord hieß, und immer vor seinem Zimmer lag, um keiner fremden Seele eher den Eingang zu gestatten, bis der Oberste Herein gerufen hat.

Der Frau Barthelinn Liebling war schon viel manierlicher, als der Tölpel von Mylord. Das war ein Rothkehlcheu, das in ihrem Gemach frey und froh herum flog, und dem sie recht oft die Noth klagte, die ihr die heilige Ehe aufgebürdet hatte. Sie sagte einmahl dem Vögelchen, als es eben eine häßliche Kreuzspinne zu speisen beliebte, ganz unverhohlen, daß das ein dummer Appetit wäre, und daß sie nicht wisse, wer ihr mehr zuwider sey, ob ihr Ehemann oder eine Kreuzspinne.

Weil sie's aber mit gutem Bedacht dicht an dee Zwischenthür und recht laut sagte, so hörte das der Corporal Barthel, und daraus entstand bald wieder eine Lieblingschaft. Barthel ließ nähmlich von nun an keine Kreuzspinne mehr von seinen Fenstern kehren.

In der Folge nahm jedoch das Spinnengewebe so sehr überhand, daß er eine Auswahl treffen mußte. Daher behielt er denn das korpulenteste Thier, das sein Liebling geworden war. Er nannte diese Kreuzspinne, wegen ihrer Behendigkeit auf der Fliegenjagd, seinen Nimrod, und behauptete, daß das Thier mehr Verstand hätte als mancher Mensch. Dabey pflegte er gern seine Frau anzusehen.

Unglücksfälle.

Es ist bis diese Stunde noch nicht ausgemacht, ob Frau Barthelinn einmahl beym Ausgehen die Zwischenthür mit Fleiß offen gelassen hatte, oder nicht. Geschehen war es jedoch, und Barthel kam, wie er Nachmittags in sein Gemach trat, zu der schauerlichsten Scene seines Lebens. Seine Kreuzspinne nähmlich warf ihm eben die letzten Blicke aus Rothkehlchens tödtendem Schnabel zu. Barthel war außer sich über den Verlust. Rothkehlchen sollte alles entgelten, aber seine blinde Wuth hatte schon zwey Fensterscheiben entzwey geschlagen, und das flinke Rothkehlchen nicht getroffen. Es retirirte sich endlich hoch auf die Ofenvase, und Barthel suchte eben nach einem Stocke, um es zu erlangen, als Frau Barthelinn ankam, und seinem Zorne zum Ableiter diente. Die Nachbarschaft versichert, eine ganze halbe Stunde lang die Ausbrüche ihrer gegenseitigen Gesinnungen mit angehört zu haben. Eine dritte Fensterscheibe, die im Verfolg ihrer Unterhaltung herab klirrte, ließ eine große Öffnung zurück. Rothkehlchen

nahm sie wahr, und schlüpfte hindurch auf einen Gang, von dem es sich einen friedlichern Aufenthalt versprechen mochte.

Das arme Rothkehlchen hatte falsch gerechnet. Bartheln war in der Wuth nichts weniger, als die Pflicht eingefallen, so bald es dunkel wurde, die Hausthür zu zu machen. Er dachte noch nicht daran, da es doch schon stockfinster war.

Ein starkes Flattern auf dem Gange machte die Frau Barthelinn jetzt aufmerksam. Das mußte Rothkehlchen seyn. Und wie sie hinaus eilte, um ihren Liebling zurück zu hohlen, ward sie eine Katze gewahr, welche die Rolle der Nemesis sich nicht hatte nehmen lassen, und gerade so mit Rothkehlchen verfuhr, wie Rothkehlchen vor kurzem mit der Kreuzspinne verfahren war.

Jetzt fing die vorige Ehescene von neuem an. Die Katze war nur in's Haus gekommen, weil Barthel seine Schuldigkeit an der Hausthür versäumt hatte. Er lachte um so herzlicher über den Vorwurf, weil ihm die Katze eine so schöne Genugthuung verschaffte.

Aber er lachte auch nicht mehr, als der Oberste mit kirschbraunem Gesicht und einem Mund voller Flüche herein stürmte, und fragte: warum das Haus nicht gehörig zugemacht worden wäre?

„Weil er ein Taugenichts ist, und ein Bösewicht!" schrie Frau Barthelinn.

Sie wollte erzählen, aber Barthels Stimme war stärker. Der Oberste wurde immer zorniger, und das beyderseitige Bitten konnte sie nicht von der Strafe retten, die er ihnen zugedacht hatte. Er sperete sie nähmlich in ein enges Behältniß zusammen, vor welches sodann ein Schloß gelegt wurde.

Seine Erbitterung rührte hauptsächlich daher, daß die nähmliche Katze, durch welche Rothkehlchen um's Leben gekommen war, mit dem Mylord einen Kampf bestanden, und diesem dabey ein Auge ausgeschlagen hatte.

Der Oberste ging selbst nach einem Hundearzt, dessen Pflege er den armen Verwundeten bis zum andern Morgen übergab. Sein Trost war, daß er die Katze zur Gefangenen gemacht hatte. Vor Mylords Augen, oder vielmehr Auge, sollte sie den folgenden Tag exemplarisch hingerichtet werden.

Sieben Uhr.

Cäcilien war bey diesen Dingen gar nicht wohl zu Muthe, und es gereichte ihr noch zum einzigen Troste: daß es endlich doch einmahl sieben schlagen müßte, so tief auch, ihrer Meinung nach, die Zeit die Schlafmütze über die Ohren herunter gezogen hatte.

„Was siehst du denn immer nach der Uhr?" fragte der Onkel Theresen mürrisch, als die Stunde heran kam.

„Ich wollte das Weinhohlen nicht versäumen," antwortete sie zaghaft.

„Ich trinke heute keinen Wein."

Kein Wunder, wenn dieses Wort das arme Mädchen in Ohnmacht gestürzt hätte. Der letzte Abend, und Rudolfen nicht sehen! Sie sann, und sann nach einem Vorwande zum Hinuntergehen. Allein es schlug sieben, und noch war keiner erfunden.

„Indessen," sagte jetzt der Oberste, „ein Glas Wein wird nicht schaden!"

„O ganz gewiß nicht!" frohlockte Therese, und hätte sicher noch, ehe sie wie der Blitz hinunter lief, den alten häßlichen Onkel in der Geschwindigkeit ein bischen umarmt, wenn das nicht verdächtig heraus gekommen wäre.

Die schöne Maja.

Die Menschen würden mich auslachen, wenn ich behaupten wollte, Theresens erstes Wort nach aufgeriegelter Hausthür wäre die Nachricht von der morgenden Hinrichtung der Katze gewesen. Und doch war es so.

Aber was für eine Katze war das auch! Das schönste unter allen Thieren auf der bekannten Welt, wenn man Rudolf's reitzender Schwester glauben wollte. Ein Thier, mit dem selbst die Mäuse zufrieden waren, weil es ihnen die vollkommenste Duldung zugestand. Aus Verachtung freylich, aber die Mäuse hatten entweder nicht Ambition genug, um ihr dieses nachzutragen, oder sie besaßen so viel natürlichen Verstand, um einzusehen, daß die schöne Maja, die das Privilegium hatte, ihrer Gebietherinn stets zur Seite zu seyn, die mitunter sogar an Cäciliens schönen Armen ihre undankbaren Krallen ungestraft zeigte, deren Bildniß schon als Dosengemählde in die glänzende Residenz gereiset war, den Übelstand nicht begehen durfte, sich mit Mäusen herum zu schleppen.

Aus zärtlicher Liebe zu seiner Schwester erschrack der Referendarius sehr über die Nachricht.

Therese setzte hinzu, daß es Cäcilien, wenn sie aber noch diesen Abend herkommen und bitten wolle, vielleicht gelänge, der Katze Gnade auszuwirken, weil die hübschen Mädchen überhaupt und Cäcilie insbesondere viel über den Onkel vermöchten.

Der Überfall.

Therese gab zugleich einen Wink, daß Cäcilie noch die einzige Person sey, welche vielleicht in der Folge einmahl eine Aussöhnung zwischen ihm und dem Ober-

sten bewirken könne, und Rudolf küßte Theresen von Herzen die Hand für den Fingerzeig.

„Nun aber, leben Sie wohl!" sagte das Fräulein.

„Es ist das letzte Mahl, Therese!" sagte der Geliebte.

„Ich bin schon so lange weg, der Onkel!"

„Sie lieben mich nicht!"

„Nicht?"

Konnte Therese wohl dem Munde ausweichen, der sich jetzt näherte? Mußte sie nicht bey dem liebenden Herzen, das sie vielleicht nie wieder an sich drückt, die eilende Zeit aus der Acht lassen? Mußte sie nicht bey den Eiden, welche der Geliebte ihr ablegte, den Onkel überhören, der ihr nach gegangen war, um zu sehen, ob ihr im Keller etwas begegnet wäre, und der nun, in eine Salzsäule verwandelt, vielleicht noch lange unbeweglich in einiger Entfernung von dem Paare würde gestanden haben, wenn ihn nicht ein Nießen angewandelt hätte, dessen Schall wie ein Donnerschlag die Liebenden aus einander schlug.

„Um Gotteswillen, fort, fort!" so viel Bewußtseyn hatte Therese noch, um das zu bitten. Doch würde es ihr kaum gelungen seyn, Rudolfen, der ihr Anwald werden wollte, zur Thür hinaus zu schieben, wenn das Podagra dem Obersten nicht eben einen so heftigen Stich gegeben hätte, daß sein Vordringen um mehrere Augenblicke verspätet wurde. Hierdurch gewann sie nähmlich Zeit, um dem Geliebten noch zu sagen, daß sie, wenn der Onkel ihn erkennen sollte, noch einmahl so viel würde auszustehen haben, als wenn das nicht geschähe. —

Nach einigen Ausrufungen, die das feine Papier nicht vertragen will, fragte der Onkel grimmig: „Wer war das?" Aber selbst die Wiederhohlung der Frage riß der armen Therese kein Wort aus den bleichen Lippen.

„Marsch!" schrie er hierauf, und schlenderte das weinende Kind in ein Gewölbe, das der Unbarmherzige sogleich wieder verschloß.

Was die hübschen Mädchen vom Obersten halten.

Der betrübte Referendarius fand zu Hause alles in solcher Bestürzung, als ob der Feind rein ausgeplündert hätte. Auf seine Erkundigung hörte er, daß die schöne Maja vermißt würde. Die Auskunft, die er geben konnte, war nicht die tröstlichste.

„Sie hinrichten!" rief Cäcilie. „Der Barbar, der Unmensch, der Tieger!"

Rudolf that ihr den Vorschlag, zum Obersten zu gehen.

„Ja!"

Die Liebe zur Maja gab ihr schnell einen Shawl um, aber der Gedanke an den Obersten nahm ihm wieder von dem lieblichen Nacken. Cäcilie hielt nähmlich von dem Obersten ungefähr gerade so viel, wie die andern hübschen Mädchen in der Stadt. Er sah, wie schon gesagt, die lustige Menschenart recht gern. Aber gerade darum sahen ihn die hübschen Mädchen gar nicht gern. „Und" meinten sie, „daß er uns manchmahl in die Backen kneipt, das ist recht häßlich von dem Manne. Denn, meinten sie ferner, wenn wir ja einmahl auf den tollen Einfall geriethen, uns von jemand in die Backen kneipen zu lassen, so würden wir doch gewiß keine solche altbackene Obersten, sondern ganz andere Leute dazu aussuchen."

Übrigens gebe ich das bloß für ganz unverbürgte Gerüchte aus, weil ich um alles in der Welt nicht den Schein haben möchte, als wollte ich an den Meinungen der hübschen Mädchen in jener Stadt, oder wohl gar sämmtlicher hübscher Mädchen auf dem Erdboden zum boshaften Verräther werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Orientalische Gedichte.

(Fortsetzung.)

2.

S a i d.

Eine Elegie aus dem Arabischen des Abdel Malek el Haeiszy.

Ja! neiden muß ich Verblichener Heimath:
Ruht beym Gräbervolk Said doch nun!
Ihn misse ich, und die feindliche Menge
Mehret sich immer!

Wen, ihm gleich, riefe zu Hülfe ich jetzund?
Ach! schon seh' ich mein schneidendes Schwert
Besiegt, und fühle die Wunde vom Stahle
Suhnloser Rache!

Wir kamen, ihn zu besuchen. Bewirthet
Mit dem Mahle von Kümmerniß und
Der Krankheit wurden wir, welche befället
Freunde des Zechens.

Gestreuter Samen der Sehnsucht entkeimte
Unsrer Brust, und er schoßte empor,
Das Beet gewässert als wurde vom Gusse
Fließender Thränen.

Als hin wir gingen, zu theilen den Nachlaß,
Fanden Schätze von Spendungen wir;
Des Ruhmes Schätze, vergeßlich traun! nimmer
Kommender Nachwelt.

Bey seiner schweigenden Stille vernahmen
Dennoch deutlich die Antworten wir.
In ihm o! sehet das Wunder der Redner,
Schweigend der redet!

(Der Beschluß folgt.)

Vergötterungs-Ceremoniel bey dem Leichenbegängnisse der Kaiser im alten Rom.

(Nach Herodian.)

Es ist Sitte der Römer, diejenigen Kaiser der Unsterblichkeit zu weihen, welche Söhne oder Nachfolger hinterlassen, und die, welchen diese Ehre widerfährt, werden als Vergötterte angesehen. Es ist aber in der ganzen Stadt eine mit hoher Feyerlichkeit vermischte Trauer, und der Leichnam wird nach menschlicher Weise mit großem Gepränge zur Erde bestattet. Dagegen wird ein dem Verstorbenen auf das genaueste gleichendes Wachsbild im Vorhofe des kaiserlichen Pallastes ausgestellt, das auf einem großen und erhabenen Bette von Elfenbein liegt, mit golddurchwebten Gewändern bedeckt. Dieses Bild hat die Bläſse eines Kranken. An dem Bette sieht man den größten Theil des Tages über den ganzen Senat auf der linken Seite in schwarzen Kleidern sitzen: auf der rechten aber die Frauen, denen Geburt oder Ehe einen Rang verleiht. Keine von ihnen ist mit einigem Gold oder mit Halsketten geschmückt, sie sind in geringer Kleidung, nach Art der Trauernden. Dieses währt sieben Tage nach einander; jeden Tag kommen Ärzte, welche den Kranken zu besuchen scheinen, und von Zeit zu Zeit erklären, das es schlimmer um ihn stehe. Sobald er endlich für todt ausgegeben wird, nehmen auserwählte edle Jünglinge aus dem Senatoren- und Ritterstande das Bette auf die Schultern, und bringen es durch die geweihte Straße*) auf das alte Forum, wo die römischen Obrigkeiten ihre Ämter niederzulegen pflegten. Auf beyden Seiten sind stufenartige Erhöhungen angebracht. Auf der einen steht ein Knabenchor aus edeln patrizischen Geschlechtern; auf der andern ein Chor vornehmer Jungfrauen, welche Hymnen oder Loblieder auf den Verstorbenen in einer feyerlichen und wehklagenden Melodie recitiren.

*) Via sacra, wo einst Romulus und Tatius ein Bündniß geschlossen hatten.

Hierauf trägt man das Bette zur Stadt hinaus auf das Marsfeld, wo über die ganze Ebene eine hohle Erhöhung in's Gevierte in Form eines Zeltes emporsteigt. Diese ist von innen mit dürren Zundermaterien angefüllt, von außen aber mit goldgewirkten Decken, Bildsäulen von Elfenbein und verschiedenen Gemählden geschmückt.

Über diesem Gerüste steht noch ein ähnliches, aber kleiner, mit offenen Thüren, und so erhebt sich noch ein drittes und viertes u. s. f. immer verjüngter eins über dem andern. Man kann die Gestalt des Baues jenen Thürmen vergleichen, die wie Leitsterne die Schiffe in die Häfen fördern, und die man Leuchtthürme nennt. Wenn nun das Bette auf den zweyten Absatz gebracht worden ist, so strömen Gewürze, Räucherwerk aller Art, Früchte, duftende Kräuter und Wohlgerüche zusammen, die man aufthürmt. Denn jedes Volk, jede Stadt, jeder Mann von Stande und Ansehen wetteifert, das letzte Geschenk zu des Fürsten Ehre zu opfern. Ist alles Gewürz zusammengebracht, und der Platz angefüllt, so wird ein Ritt um das Gebäude angestellt, und alle Mitglieder des Ritterstandes bewegen sich nach einem gewissen Tacte oder in kurzem Galopp*) im Kreise herum.

Auf gleiche Weise fahren Wagen herum, von Führern in Purpur besetzt, welche die Büsten aller römischen Feldherrn und berühmten Männer mit sich führen. Nach dieser Feyerlichkeit greift der Thronfolger nach der Fackel, und berührt das Gebäude. Und nun bringen alle und jede Feuer herbey, und gar bald wird das Ganze, das mit Zunder und Räucherwerk erfüllt ist, von der mächtigen Gluth verzehrt. Zugleich mit der Anlegung des Feuers wird von dem kleinsten Aufsatze, gleichsam von dem Gipfel, ein Adler entlassen, der, wie man glaubt, den Geist des Fürsten gen Himmel trägt. Und von da an verehrt man den Kaiser gleich andern Gottheiten.

*) Das Original hat: πυρρίχιῳ δρόμῳ καὶ ρυθμῷ, was man nicht anders zu geben wußte.

Notitzen.

Paris. — Hr. Cadet de Vaux hat nach einer Idee, die Malherbes vor 30 Jahren bekannt machte, Brod und Schiffszwieback von Erdäpfeln verfertigt. Der Zwieback verdirbt nicht, wie der von Weitzen; die Insecten, Milben und Würmer, greifen ihn nicht an; keine nahrhafte Substanz kann so lange erhalten werden. Für die Marine wäre diese Entdeckung äusserst vortheilhaft. — In England hatte Hr. Sinclair eben dieselbe Idee, aber viel später als Malherbes.

In der Kirche St. Etienne du Mont wird ein Monument errichtet, um darin das Reliquien-Kästchen der heil. Genovefa, der alten Schutzpatroninn von Paris, aufzubewahren. Es besteht aus einer Gruppe von vier 25 Fuß hohen parallelen Säulen, die von demselben Piedestal ausgehen, und sich oben in eine gemeinschaftliche Krone vereinigen, auf welcher dann die heil. Reliquie zu stehen kommt. Dieses Monument hat den doppelten Zweck, als Einfassung für den Hochaltar zu dienen, und die Aussicht auf die Statue der heil. Jungfrau, die in der Entfernung auf einem besondern Altar sich befindet, nicht zu benehmen.

Auflösung der Charade in Nro. 104:
Heuschrecke (Grille).

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den —— 108. —— 9. September 1809.

Das Podagra.

(Fortsetzung.)

Die Verkleidung.

Der Referendar erzählte Cäcilien nun den andern Vorgang auch, und wie sie vielleicht ihm selbst durch eine Visite zur Glücksgöttinn werden könnte, ihm und Theresen.

„Aber der Oberste, liebster Bruder, der mit unserm Hause deinetwegen gebrochen hat!" sagte sie achselzuckend.

Rudolf mahlte ihr hierauf die Hinrichtung der Maja mit den grausamsten Farben. Doch grausamer als alles schien es Cäcilien, wenn der Oberste sie in die Backen kneipte, oder, was doch Gott für immer verhüthen wolle! seine blutrothe Nase an ihr Gesicht drückte.

Cäciliens scharfsinniges Köpfchen blieb indessen keinesweges müßig, und es währte nicht lange, so sagte sie: „Höre, Brüderchen, ich weiß etwas. Erkannt wird dich der Oberste vorhin in dem Mantel, den du am Tage noch niemahls getragen hast, gewiß nicht haben. Und hätte er's oder wüßte er durch ein scharfes Examen, wer der Ruhestörer gewesen, so könntest du dennoch in meinem Nahmen für dich und Theresen und die Maja zugleich ein gutes Wort einlegen. Drum zur Sache. Du weißt, Rudolf, daß wir schon als Kinder der Ähnlichkeit wegen verwechselt worden sind, und daß mich nachher nur der Anzug, wenn du dich leichtfertiger Streiche wegen aus dem Staube gemacht hattest, von ihren Folgen lossprach. Noch jetzt bewundert alle Welt die Gleichheit unserer Gesichter. Wie wenn du in meinen Kleidern zu ihm gingest?"

Rudolf umarmte das schlaue Schwesterchen auf der Stelle, und die Verkleidung wurde vorgenommen.

Allerliebst! Ein Bedienter redete den Referendarius statt des Fräuleins an; und der Bediente hatte ganz andere Augen, als der halbblinde Oberste.

Rudolf versuchte Cäciliens Sprache. Und obgleich der helle Discant nicht heraus zu bringen war, so sprach er doch ohne große Mühe gerade wie sie, wenn einmahl ihre schöne Stimme durch eine starke Heißerkeit gedämpft wurde.

„Und nun," rief Cäcilie dem Fortgehenden noch hinten nach, „verdenke es der Natur ja nicht wieder, daß sie sich mit dem Barte an deinem Kinne nicht übereilt hat!"

Die Gewissensbisse.

Die Hoffnung, Theresen wieder zu sehen, führte Rudolfen in größern Schritten über den Markt, als seine jetzige Rolle gutheißen wollte. Keine seiner Erwartungen aber würde in Erfüllung gegangen seyn, wenn der Oberste vorhin in seiner Ärgerniß an das Verriegeln der Hausthüre gedacht hätte. So aber stand diese offen.

Ohne alle Ahnung ging der Referendarius bey dem Gewölbe vorüber, in dem Therese seinen Nahmen wohl schon hundert Mahl ganz leise ausgesprochen hatte. Er ging die einsame Treppe hinauf. Erst im Vorsaale kam

ihm ein schwaches Wimmern entgegen. So aber konnte Therese unmöglich wimmern. Eine ganz andere Masse von Körper mußte das seyn, aus der die Töne so unförmlich heraus quollen. Der Oberste selbst, wie Rudolf beym Hereintreten gewahr wurde, und zwar im Lehnstuhl ohne alle Bewegung.

Der Oberste war nähmlich seit einer halben Stunde ein ganz anderer Mensch geworden, und lag voller Gewissensbisse da. Von seinem eigentlichen Gewissen rührten zwar die Bisse nicht her, denn diesem schienen schon lange, wenn man so sagen darf, die Zähne ausgefallen zu seyn. Dafür hatte ihm aber die weise Natur, oder wie andere wollen, die unweise Lebensart seiner frühern Jahre ein Surrogat von Gewissen an die Beine gehangen. Denn sobald die Gicht ihm einmahl in die beyden Beine trat, so wurde der barsche Mann außerordentlich mild, und das war eben wieder der Fall. Das Podagra, das schon seit mehrern Wochen gemuckt hatte, war vielleicht durch die Schreckensscenen dieses Abends mit ziemlicher Gewalt erschienen. Die Treppe kam er zwar, nachdem er Theresen eingeschlossen hatte, noch recht gut hinauf, als er aber eine Viertelstunde später vom Stuhl aufstehen wollte, zeigte sich die völlige Unmöglichkeit, und nun sah er wohl, wie hülflos er sich gemacht hatte. Was ihm beystehen konnte, hatte er selbst eingesperrt. Um auf die Straße zu wirken, dazu stand sein Lehnstuhl zu weit vom Fenster, und stark zu schreyen, hatte er ein Mahl versucht und nicht wieder; denn es war ihm dabey gewesen, als ob man ihm die Beine mit einem stumpfen Messer abschnitte, eine verfluchte Empfindung, wie er hinterher in gesündern Tagen zu versichern pflegte.

Der Lärm, der sich von Zeit zu Zeit zwischen Bartheln und seiner Frau erhob, war ihm auch ein schlechter Trost. Sein halbes Vermögen würde der geitzige Mann jetzt darum gegeben haben, wenn er nur hätte bis zum Tische hingehen, und das eine Licht auslöschen können, das herunter gebrannt war, und schon das Wachspapier ergriffen hatte. Diese Flamme konnte ihm Haus und Leben und alles kosten, die Nichte ungerechnet.

Aussichten.

Rudolf hätte zu keiner gelegnern Zeit kommen können. „Ich bitte, ich bitte!" rief der Kranke leise, noch eh' er wußte, mit wem er's zu thun hatte, und zeigte ängstlich auf die Flamme, welche eben den Schirm ergriff. Rudolf hob sogleich alle Besorgniß. — Der Oberste, der das scheinbare Mädchen, welches er jetzt für Cäcilien erkannte, wie seinen Schutzengel betrachtete, wies bittend auf einen Stuhl, und Rudolf setzte sich. Hierauf erzählte der Oberste seinen unglücklichen Zufall, und fragte dann, wie er noch so spät zu diesem sehr werthen Besuche käme?

Je gewisser sich der Verkleidete überzeugte, daß der Kranke die Scene in der Hausflur nicht auf seine Rechnung schrieb, desto fester wurde er in seiner Rolle, und gab zu erkennen, daß er der Katze wegen da wäre.

„Sie gehört also Ihnen zu?"

Rudolf bejahte.

„Wer hat Ihnen denn das schon zugetragen?" fragte der Oberste, Rudolf in die Backen kneipend.

In diesem Augenblicke aber dachte der Verkappte zum ersten Mahle an diese so natürliche Frage. Ihm, als einer guten ehrlichen Mannsperson wäre das allenfalls zu verzeihen gewesen, aber daß zwey scharfsinnige Mädchen, wie Therese und Cäcilie, sie nicht vorausgesehen hatten, das war unverzeihlich, besonders was die feine Cäcilie anlangt; denn Therese hatte vorhin freylich das Köpfchen vom Abschiede zu voll gehabt.

Rudolf räusperte sich bey der unbequemen Frage, und antwortete dann mit ziemlichem Muthe: „Therese weiß, wie lieb mir das Thier ist, und sah eben, wie ich jetzt vorbey ging, zu ihrem Fenster heraus."

„Eben jetzt?" fragte der Oberste.

„In diesem Augenblicke."

„Wenn ich Ihnen nun aber sage, bestes Fräulein, daß das ganz unmöglich ist. — — Nun, nun! erschrecken Sie nur weiter nicht darüber! Ich merke schon, mein Hundearzt hat geschwatzt, und Sie sollen ihn nicht verrathen."

Rudolf mochte ungefähr eine Miene machen, wie der Missethäter, der sein Ende erwartet, und statt dessen Pardon erhält. Er gab von Herzen gern zu verstehen, daß des Obersten Verstand doch auch alles mögliche durchdränge, und der Oberste fuhr zu seiner nicht geringen Verwunderung dermaßen fort:

„Sie sollen die Katze haben, aber um das möglich zu machen, müssen Sie mir zuvor einen Gefallen erzeigen. Meine Nichte ist seit einer Stunde etwa, eines kleinen Versehens wegen, im Arreste. Dort hängt der Schlüssel. Die Thür ist unten der Treppe gegenüber. Aber Sie müssen mir's ja nicht übel nehmen."

„Ey behüthe der Himmel!" sagte Rudolf, und seine Freude polterte die Worte heraus, ehe sie sich's überlegen konnten, daß sie auch fräuleinmäßig aussehen müßten, wie er selber. „Sie haben einen verzweifelten Katharr!" sagte der Oberste, „erkälten Sie sich ja nicht unten in der Niederlage."

Ich, und so weiter.

Wenn ich mir aber auch, aus Höflichkeit gegen die Herrn Kupferstecher, nicht gerade alle Darstellungen von Scenen aus meinen Erzählungen verbitte, so soll doch Rudolfs jetziges Hinunterlaufen mit meinem Willen weder gezeichnet, noch gestochen werden. Ich müßte ja dem Menschen ganz gram seyn, wenn ich ihn darstellen ließe, wie seine großen, eiligen Schritte der Schwester enges seidenes Röckchen recht ungraziös zersprengen. Auch will ich die darauf folgende Scene und die Augen, die Therese machte, als sie Rudolfs Stimme hörte, nicht gezeichnet wissen. Denn erstens zeichnet mir keiner Theresens Augen, und die bittern Thränen darin von dem neu aufgehenden Sonnenblicke herrlich erleuchtet, und zweytens war es auch ganz unmöglich, Theresens Augen in dem Gewölbe zu sehen, indem die Nacht eine ganz andere Finsterniß hatte, als zum Exempel auf dem Theater.

Enthielte ich mich doch selber jeder möglichen Schilderung dieser Zusammenkunft, wenn ich nicht gewisser Leute wegen sagen müßte, daß Therese Rudolfen keinen einzigen Kuß in dem finstern Gewölbe gab. Erst bey der Laterne auf der Treppe bekam er einen, ja wohl zwey oder drey. Genauer bin ich nicht im Stande die Zahl zu bestimmen; denn ich glaube, es gibt keine undankbarere Arbeit, als ein Paar Verliebten die Küsse nachzählen zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Epigramme.

Der Prediger.

Lang predigte Fra Cyprian
Von Wundern und von Wundergaben.
Zuletzt kam ihn ein Gähnen an;
Er muß sich selbst behorchet haben.

Pfeffel.

Anecdote.

Arzt.

Nur des Weins entschlage dich,
Daß dein Übelhören sich
Bis zur Taubheit nicht vermehre! —

Bibus.

Wasser trinken? — Doctor, wißt:
Lieber völlig taub, auf Ehre!
Eh' ich meines Weins entbehre;
Denn unendlich besser ist,
Was ich trink', als was ich höre.

Hg.

Antwerpen

zeigt dem Fremden zuerst seine ungeheuern Festungswerke, die noch im vorigen Jahre auf der Seite zwischen dem Thore von Mecheln und der Schelde beträchtlich sind vermehrt worden. Bis hart an dieselben erstrecken sich schöne, durch schattige Alleen von einander abgesonderte Landhäuser und Gärten, zwischen welchen sich in vielen kleinen Gasthöfen, und in einigen schönen Dörfern, jeden Abend, und besonders an Sonn- und Feyertagen, das Volk und die schöne Welt in glänzendem und freudigem Gedränge versammelt. Die meisten Einfahrten sind sehr schön, und führen sogleich in eine oder die andere der prächtigen, breiten, und zum Theil mit sehr schönen Häusern besetzten Straßen, von denen diese Stadt auf der dem Strome entgegen gesetzten Seite durchschnitten ist. An der Schelde hin, die hier schon breiter ist als der Rhein bey Mainz, und die bald nachher ein wahrer Meeresarm wird, sind die projectirten neuen Staden noch nicht gebaut, und die Stadt hat von dieser Seite her ein schlechtes Ansehen. Der Strom selbst aber ist durch die vielen, selbst in dieser Kriegszeit, theils vor Anker liegenden, theils ab- und zufahrenden beträchtlichen Schiffe, die auf mehrern Canälen selbst in das Innere der Stadt fahren können, sehr lebhaft. An der obern Seite, bey der Citadelle, sind die neu angelegten Schiffwerfte und das große Zeughaus; ehedem war hier eines der häßlichsten Quartiere der Stadt, und noch jetzt sind die gegenüber liegenden Straßen von dem verworfensten Gesindel bewohnt. Auf 9 Werften sind hier schon 10 Kriegsschiffe erbaut worden, die jetzt vor Vliessingen vor Anker liegen; 9 andere werden erbaut, und sind auf verschiedenen Graden der Vollendung. Eines der größten soll den 15. Juny vom Stapel laufen. Ich hatte das Glück, daß mir einer der ersten Ingenieure des Seewesens den ganzen Bau dieser bewundernswürdigen ungeheuern Maschinen erklärte, der zum Theil durch sehr wissenschaftliche Berechnungen, zum Theil durch eine auf langer Erfahrung beruhende Praxis bestimmt ist. Es ist erstaunenswerth, wie ein solches von Menschenhänden aufgeführtes Gebäude, das schon ohne Mast und Segel 2 Millionen Pfunde wiegt, hier zuerst auf festem Lande erbaut, und dann den Stürmen zum Trotz dem Ocean anvertraut werden kann. Der hiesige Präfect des Seewesens, Hr. Malouet, ist einer der verdienstvollsten Männer Frankreichs, der von allen seinen Untergebenen wie ein Vater geliebt wird. Auf der untern Seite der Stadt wird ein großes Becken gegraben, worin die Schiffe im Winter in Sicherheit gebracht werden können. Auf dieser Seite liegen am Strome hin dem Wasser durch Dämme abgewonnene Wiesen, in der Landessprache Polders genannt,

die nebst den vielen unter der Erde die Stadt durchschneidenden Canälen, und dem oft halb abgelassenen Wasser in den Festungsgräben, die Luft im Sommer und Herbst sehr ungesund machen. Die Fluth, die hier das Wasser um 15 Fuß erhebt, füllt diese Canäle periodisch an, während die Ebbe sie trocken oder vielmehr bloß mit Schlamm angefüllt läßt. Man arbeitet diesen Sommer fleißig an ihrer Reinigung. Außer dieser irdischen Ursache bewirken auch die häufigen und plötzlichen Wetterveränderungen oft Schnupfen und Fieber, und das Quellwasser ist überdieß etwas gesalzen und ungesund; filtrirtes Cysternenwasser wäre besser, ist aber wenig gebräuchlich. Die Biersieder, die das gewöhnliche Wasser gar nicht benutzen können, besitzen einen eigenen Canal, der ihnen ihren Vorrath aus mehrere Stunden entlegenen Quellen herbey führt. Das Bier muß also hier zugleich dem Wasser und dem Wein als Surrogat dienen.

Der hiesige Handel, der ehedem durch die Schließung der Schelde sehr darnieder lag, war seit der Vereinigung mit Frankreich, und noch im vorigen Jahre, sehr blühend; nun ist er freylich durch die beynahe gänzliche Sperrung der Schiff-Fahrt wieder sehr gehemmt, und nährt sich hauptsächlich von altem Vorrathe und von Lieferungen an das Seewesen. Von dem ehemahligen Reichthume der Stadt sind noch in vielen Familien große Überbleibsel vorhanden, und man zählt hier auf etwa 60,000 Einwohner über hundert, die mehr als eine Million Gulden besitzen, einige besitzen 8 bis 12 Millionen. Der Handelsgeist war in dieser Stadt immer der herrschende, für Literatur und Wissenschaften ist wenig gethan. Die erst neuerlich aus einigen Kloster-Bibliotheken gesammelte Stadt-Bibliothek enthält kaum 10,000 Bände. Ehedem studierte die Jugend hauptsächlich in Löwen, und einige der reichsten Söhne wurden in Paris erzogen. Seit der Abschaffung der Central-Schulen ist nur eine schlechte Secundär-Schule, und eine chirurgische Anstalt hier. Doch hat sich eine akademische Gesellschaft, la Société d'émulation, gebildet, von der schon ein Band Denkschriften existirt, und es leben hier einige unterrichtete Bücherliebhaber, und mehrere, besonders in der Local-Geschichte des Landes, sehr bewanderte Männer.

Eines weit größern ja wirklich merkwürdigen Flores genießet die Kunst, besonders die Mahlerey. Die hiesige Mahler-Akademie, die im Jahre 1454 aus einer schon vorher existirenden Mahlergesellschaft gebildet wurde, welche die Wiege der Flamändischen Schule war, und wo Rubens, Gordaens, Vandyk und die meisten großen Mahler dieses Landes gebildet wurden, und wieder andere bildeten, war nie ganz erstorben, und der erste Französische Präfect, Herr d'Herbouville, erhob sie wieder ganz aus ihrem Verfall. Sie hat nun über 300 Schüler und einige vortreffliche Professoren, worunter sich besonders der große Geschichtmahler, Herr van Bree, auszeichnet.

Notizen.

England. — Wilh. Coxe, bekannt durch seine Briefe über die Schweiz, und durch seine Reise in Pohlen und Rußland, hat eine Geschichte des Österreichischen Hauses, seit seiner Gelangung auf den Kaiserthron unter Rudolf von Habsburg, bis zum Tode Leopolds des Zweyten, also von 1218 bis 1792 heraus gegeben. Ihm standen die reichsten Materialien zu Gebothe, und nahmentlich außer den gedruckten Schriften die seltensten Manuscripte und die Papiere der Englischen Gesandten am Wiener Hofe von 1714 bis 1792. — Außerdem verdankt er, nach seiner Angabe, viele mündliche Belehrungen den ersten Ministern der verschiedenen Höfe, welche er besucht hat, einem Herzberg und einigen Vertrauten des Fürsten Kaunitz z. B., so wie den vornehmsten Staatsbeamten unter Maria Theresia und ihren beyden Nachfolgern. — Die Englischen Blätter loben diese Geschichte, welche durch die Begebenheiten des Tages so sehr an Interesse gewinnt, außerordentlich.

America. — Nach der im Jahre 1793 in Neu-Spanien gemachten Volkszählung, die Humbold mittheilte, betrug die Population des Spanischen Nord-Amerika 4,483,529 Seelen. Die Bevölkerung in diesem Lande, wo durch den leichten Erwerb der Nahrung die Heirathen so leicht sind, geht nach Humbolds Beurtheilung so reißenden Schrittes vorwärts, daß sie sich alljährlich um 150,000 Menschen vermehrt, folglich alle 19 Jahre verdoppelt, wenn keine besondere Unglücksfälle eintreten. Nach seiner Berechnung beträgt die Population Neu-Spaniens im J. 1803 schon an 6,500,000 Seelen.

Nach der Vergleichung der von mehrern Ländern bekannten Thatsachen in Rücksicht des Verhältnisses der Gebornen zu den Verstorbenen, kommen in Frankreich 100 Gestorbene gegen 110 Geborne, in England 100 gegen 120; auf die gleiche Anzahl oder auf 100 Gestorbene kommen in Schweden 130 Geborne, in Finnland 160 Geborne, im Russischen Reiche 166, in West-Preußen 180, im Gouvernement Tobolsk 210, in mehrern Gegenden der Hochebene von Mexiko 230, in Neu-Jersey in Nord-Amerika 300.

Die schnellen Fortschritte der Population Neu-Spaniens werden freylich durch schlechte Staatsverwaltung oft gräßlich gestört. So starben in Neu-Spanien im J. 1784 an den aus der Hungersnoth entstandenen asthenischen Krankheiten 300,000 Menschen.

Überhaupt hatte die Alt-Spanische Regierung noch immer barbarische Maximen gegen die Indianer oder ursprünglichen Eingebornen des Landes geübt; schon ein Mahl war in den Jahren 1781 und 1782 eine blutige Insurrection der Verzweifelnden die Folge davon. Die Anzahl der Weißen oder Spanier belauft sich in Neu-Spanien vermuthlich kaum auf 1,200,000 Seelen, mit Inbegriff der Creolen.

Auflösung der Charade in Nro. 106:
Vergißmeinnicht.



Der Sammler.

Dinstag, den — 109. — 12. September 1809.

Das Podagra.
(Beschluß.)

Das Muster.

Es verstehet sich, daß Therese die Lage der Sachen kannte, als sie mit Rudolfen in des Obersten Zimmer trat.

Die Freygelassene ging und küßte ihm die Hand. Er hob den Finger auf, aber nicht unfreundlich.

„Können wir Ihnen nicht einige Linderung verschaffen?" fragte Rudolf, und Therese ging nach den Kissen, die bey diesen Gelegenheiten um des Obersten Beine gelegt zu werden pflegten, wärmte sie am Ofen und eilte dann damit zu dem Onkel.

„Nimm dir ein Muster, Therese, an dem Fräulein hier!" sprach er.

Es gibt aber Fälle, in denen die Mädchen lachen müssen, und wenn der bittere Tod darauf stünde, daher mußte denn auch Therese das Muster ein wenig anlachen.

„Aha," sagte der Onkel, den Referendarius ansehend, „sie hat gewiß schon davon erzählt?"

Rudolf nickte.

„Niemanden weiter, das bitte ich mir aus. Oder willst du deine eigene Schande unter die Leute bringen?"

„Schande? Sagen Sie doch das nicht, guter Onkel."

Therese und Rudolf machten sich jetzt, damit er, wie sie sich ausdrückten, besser ruhen könne, in einen andern Theil des Zimmers. Der Onkel hatte gar nichts dagegen, daß sie einander allerley zuzischelten. Ein Paar Mädchen thun das nun einmahl nicht anders, dachte er; und es kann vollends nicht schaden, wenn ein so wohlgezogenes Mädchen, wie Cäcilie, Theresen dann und wann etwas in die Ohren zischelt.

Aufgeschoben ist indessen nicht aufgehoben. Die Kissen um des Obersten Beine wirkten bewundernswürdig, und er beantwortete jetzt auf einmahl Theresens letzte Frage an ihn folgender Maßen, und schon wieder mit einer recht gesunden Stimme: „Ist es vielleicht eine Ehre, mit einem jungen Laffen Abends in der Hausthüre zu stehen?"

„Bester Herr Oberster," sagte Rudolf, „ereifern Sie sich nicht, Ihre Gesundheit — —"

„Aber, bestes Fräulein, Sie kennen unsere Stadt. Sie wissen, wie die Leute alles wieder erzählen und Zusätze machen. Wenn nun jemand gesehen hat, daß sie eine Mannsperson herein ließ, so ist es aus mit ihrem Rufe. Ich kann nicht oft genug wiederhohlen, Therese, nimm dir ein Beyspiel an dem Fräulein hier. Sie zwingen die Menschen durch Ihr vorsichtiges Betragen, bloß Gutes von Ihnen zu reden. Ich habe mir's daher schon vorm Jahre gedacht, wenn ich einen Sohn oder Neffen hätte, Sie dürfte er mir nicht aus dem Garne lassen; Sie müßte ich durchaus in meine Familie bekommen."

Mit dem Taugenichts.

Vielleicht ist noch in seinem Leben kein Mensch so böse gewesen auf die Schicklichkeit, als Therese in die-

sem Augenblicke es seyn mochte; denn war die Schicklichkeit nicht, nun so hätte sie Rudolfen jetzt ein wenig beym Rocke gezupft, daß er die hübsche Gelegenheit ja nicht aus der Hand ließe. Zum Glücke war Rudolf nicht auf den Kopf gefallen, und dachte, wenn schon ein Paar Secunden später, auch daran, und sagte für seine weinerlichen Herzensumstände munter genug:

„Sie haben ja doch diese Nichte hier. Verheirathen Sie sie mit meinem Bruder, und ich komme in Ihre Familie, ich weiß nicht wie."

Aber der Schmerz des Podagra hatte jetzt ganz nachgelassen, denn der Oberste sagte mit seinem gewöhnlichen Ungestüm:

„Mit Ihrem Bruder? Mit dem Naseweis, der sich unterstehen konnte, von mir zu prätendiren, daß ich ihm ausweichen sollte, mit dem Taugenichts, der nicht werth ist ——— Indessen ich will mich nicht erhitzen. Verdrießen aber muß mich's, daß so ein verständiges Mädchen, wie Sie ———"

Ein wahres Glück, daß der Oberste mit dem Fuße stampfte; denn nun endigte diese Ereiferung, die sonst gewiß noch lange angehalten hätte, mit einem Schrey, den ihm das beleidigte Podagra ausstoßen hieß.

Wer war es?

Während der wimmernde Held in neue Kissen gewickelt wurde, hatte Rudolf Zeit sich selber anzuklagen, und mit seiner Reue wieder zu entschuldigen.

„Er sieht sein Unrecht also doch ein?" fragte der Oberste, der aus einem Tieger wieder zum Schafe geworden war. Er faßte dazu Rudolfen freundlich bey der Hand.

„Er wünscht nichts so sehr als die Erlaubniß, Ihnen den Fehler abzubitten."

„Hm!" sagte der Oberste lächelnd.

„Sie würden ihm gewiß eine rechte Wohlthat erzeigen, wenn Sie ihm Theresen geben wollten."

„Ein Mädchen, das solche Streiche macht, kann man ja nicht einmahl empfehlen."

„Bester Onkel!" sagte Therese im Tone des Vorwurfs.

„Nun, Streiche will ich's nicht gerade heißen, aber frage einmahl unser gutes Fräulein hier, ob nicht jeder solide Mensch, der Absichten hätte, sie aufgeben müßte, wenn er von deiner heutigen Abendunterhaltung hörte. Und wer weiß, ob es zum ersten Mahle war? Antworte, Therese."

In den Thränen aber, die auf seine Hand fielen, las der Onkel die Antwort.

„Pfuy, Therese," sagte er, die geküßte Hand wegziehend. „Du untergräbst dein Glück mit eigener Hand. — Und wer war denn der Mensch im Mantel?"

Er wiederhohlte die Frage einige Mahl, und schon wieder recht frisch, weil der Schmerz in seinen Beinen auf's neue nachgelassen hatte.

Das Federhandwerk.

„Wenn es nun mein Bruder selber gewesen wäre?" sprach Rudolf bittend.

„Was?" fuhr der Oberste auf.

„Weil er auf Ihre Einwilligung nicht rechnen durfte."

„So, darum kommt er mir hinter den Rücken herum, das Mädel weg zu kapern? — Ihr Bruder ist eine schlechte Person. Auch einer, aus dem was werden kann. Erst Kammer-Referendar geworden, und schon so gewandt in Gaunereyen! Nein, sie soll einen vom Militär heirathen! Ich habe die Leute, die mir geradezu auf den Leib kommen, wenn sie was nehmen wollen, lieber als die Strauchdiebe, die von hinten, oder mit der Feder nach etwas langen. Der Teufel selber hat Feder und Tinte und Advocaten und Referendarien und alles erfunden, was aus ihnen werden kann. Lieber den ersten besten Cadet, wenn er von alter Familie ist, als einem vom Federhandwerke!"

Hier vergaß der Oberste auf's neue seinen Zustand, wollte auf beyde Beine springen, und fiel klagend zurück in den Lehnstuhl.

Meinetwegen.

Die zurückgekehrte Milde ließ Rudolfen Zeit, dem Obersten vernünftige Vorstellungen zu machen.

„Man kann freylich in jedem Stande ein rechtschaffener Mann seyn!" sagte er, wie ihn gerade die Beine wieder außerordentlich schmerzten, äußerst kläglich.

„Man kann sich auch wohl in der Jugend übereilen!" setzte er seufzend hinzu.

Rudolf ergriff jedes Wort dieser Art, als einen Text, den er durch eine schöne Rede recht in's Klare setzen müsse.

„Meinetwegen!" sagte endlich der Oberste. „Um Ihretwillen will ich ihm das Mädchen geben."

Rudolf dankte in des Abwesenden Nahmen, und eilte, weil es schon sehr spät war, voller Freude, mit dem Frühesten seinen Dank abtragen zu lassen, aus dem Zimmer.

Aber die Furcht leuchtete ihm in Theresens Gestalt die Treppe hinunter. „Ich kenne den Onkel, sagte Therese, und will nur wünschen, daß das Podagra bis

morgen ordentlich anhält, und daß er dann sein Wort vor Zeugen wiederhohlt. Denn wenn wir die nicht haben, so ist er im Stande alles abzuläugnen.

Aber Rudolf schalt Theresens Muthlosigkeit.

„Meine Maja!" rief ihm Cäcilie entgegen, und vergab ihm erst dann, daß er die schöne Katze mitzubringen vergessen hatte, als sie hörte, wie gut alles abgelaufen sey, und welche Hoffnungen ihm zublühten.

Glückswechsel.

Die ganze schöne Zukunft aber, die in Rudolfs erwartungsvollem Auge lachte, starb schon, als er am andern Morgen in seiner gewöhnlichen Kleidung in des Obersten Zimmer trat. Therese stand wie ein Genius der Trauer da, und der Onkel schrie dem armen Liebhaber entgegen:

„Das ist wohl der saubere Zeisig von gestern unten an der Hausthüre?"

Umsonst berief sich der Verliebte auf seine Schwester, und was ihm der Oberste durch diese hatte zusagen lassen. Der Schmerz in den Füßen war vorüber, und jeder Gedanke an die Heirath! Sogar der Katze war auf's neue der Tod geschworen.

„Und nun sind wir beyde mit einander auf immer fertig!" sagte der Oberste zu dem Referendar, der sein Herz vergebens zu erweichen suchte.

In diesem Augenblicke erschien der Corporal Barthel, wenn schon nicht in der Figur, doch in der Eigenschaft eines Schutzengels, mit einer Theemaschine, die ihm der Oberste in seinem Eifer unversehens und so aus den Händen stieß, daß sie auf die podagrischen Füße fiel.

Ein ungeheurer Schrey verkündigte die Rückkehr des gestrigen Zustandes, und belebte die Hoffnungen des unglücklichen Paares.

Der Oberste, auf's neue mild und freundlich, sprach von der Hand der Vorsehung, der man nicht widerstehen könne, und Rudolfs und Theresens Bitten fanden durch den Schmerz seiner Füße wieder Eingang in sein Herz. Der Referendarius drückte Barthel ein Goldstück in die Hand, und flüsterte ihm ein Paar Worte zu, worauf dieser schleunigst des Obersten Barbier und seinen Friseur als Zeugen herzu hohlte.

Wirklich legte der Kranke in ihrer Gegenwart die Hände des Paares in einander.

Das Ende.

Ein Glück, daß Zeugen dabey gewesen waren; denn, als einige Stunden nachher die Schmerzen sich wieder verloren, und der einäugige Mylord zurück gebracht wurde, da erwachte der ganze Zorn des Obersten auf's neue. Die Besitzerinn der Katze und alles, was ihr verwandt war, wurde von seinem Munde zerrissen. Die Katze selbst, sagte er, soll kein Gott vom Untergange retten.

So leid auch Rudolfen die Schwester that, so wagte er doch keinen Laut dagegen, als ein Paar große Hetzpeitschen herbey gebracht wurden. Der Hundarzt nahm die eine davon, und Barthel die andere. So besetzten sie die Thür der Kammer, worein die Katze von dem Obersten gesperrt worden war.

Der Oberste selbst saß in einiger Entfernung, und hielt den Mylord beym Halsbande, damit er nicht sein letztes Auge riskirte, und die Peitschen den gehörigen Spielraum behielten. Alle übrigen Ausgänge waren zugemacht.

In dem Augenblicke aber, als die Kammerthüre geöffnet wurde, hörte man darin eine Scheibe klirren. Die schöne Maja war nähmlich klüger als alle diese Anstalten. Sie rettete sich durch ein Fenster, das schon einen Riß gehabt hatte.

Das glückliche Pärchen sah sie bald wieder, nach wie vor, auf Cäciliens Schoße ruhen, und brach, den Feinden aller abgedroschenen Sprichwörter zum Possen, nicht selten in die triviale Rede aus: Je größer der Schelm, je größer das Glück!

Gemählde vom heutigen Lissabon.

(Nach dem Englischen.)

Zwar ich habe nicht das Glück gehabt, die wunderherrliche Lisboa, diesen Rubin unter den Städten der ganzen Welt, wie eine Portugiesinn sie nannte, während der Königszeiten, in den Tagen der reichen Friedensfülle, zu sehen; Vergleichungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart lassen sich also nicht leicht machen; aber jeder ehrliche Bürgersmann spricht davon, und beynahe mehr von dem, was war, als von dem, was ist. Ich kann mir's denken, welche Figur diese Hauptstadt damahls machte, der an Frömmigkeit und Üppigkeit, an Liebe zum Herkömmlichen und Unordentlichen, an Demuth und Luxus wenig Städte gleich gekommen seyn mögen.

In diesen alten guten Zeiten Lissabons glichen die Palläste Klöstern, und die Klöster Pallästen. Über 50 solcher geistlichen Kasernen sind in allen Vierteln der Stadt zerstreut, und wahrhaftig kein Monarch hätte Ursache zu erröthen, wenn ihm das Augustinerkloster S. Domingos Graça zur Residenz angewiesen wer-

den sollte. Wenn der Patriarch von Lissabon an Feyertagen das Hochamt hielt, war selbst der Pomp des Papstes zu St. Peter in Rom nicht so reich. Nur zur Ausschmückung seiner Cathedralkirche sollen die Schätze von drey Silberflotten erschöpft worden seyn. Das ist jetzt nicht mehr halb so, wie ehemahls, besonders seit dem ersten Einrücken der Franzosen.

Kommt ein Fremder nach Lissabon, so hat man es auf der Stelle mit zwanzig ungeschlachten Tagedieben zu thun, die sich des Reisepacks bemächtigen, um es in den Gasthof zu transportiren. Sie zanken sich um die Ehre, tragen dein Gepäck dahin, ohne dich nur um Erlaubniß zu bitten. Mit behenden Beinen laufen sie durch die verschiedenen Stadtviertel, über die Plätze, die Alleen entlang, durch Quergassen, dann Stegen auf, Stegen ab, ohne sich darum zu bekümmern, ob der Fremde auch nachkommt. Endlich machen sie vor einem Gasthofe Halt, der ihnen eben beliebt, das heißt, wo sie am besten dafür bezahlt werden, wenn sie Fremde hinführen. Nun keucht der Fremdling athemlos daher, ihnen nach, ohne Zeit gehabt zu haben, zu fragen, wohin? Genug, er ist gern oder ungern an Ort und Stelle.

Man denke sich unter einer Lissaboner Hosteria kein Londner Hotel. Das erste, was uns gleich gewöhnlich übel behagt, ist das Zimmer, das wir bekommen. Da hast du gelb geräucherte Wände, einen fetten beschmierten Tisch, noch schmutzigere Stühle, und Betten — noch ärger, denn alles zusammen. Die Küche gibt dir keine Entschädigung; tritt nicht hinein. Das Küchengeschirr würde dir Ekel und die Toilette des Kochs keine Eßlust machen. Man deckt dir den Tisch oft mit einem Tuche, das schon acht Tage Dienste gethan; gibt dir trübe, schartige Teller, eiserne Gabeln vom Rost benagt, mit Fett zart überzogen. Die Suppe ist gewöhnlich selten mehr als Wasser mit Salz; das Fleisch, statt gebraten, hart gedörrt u. s. w.

Der Fremde hälts selten länger als eine Nacht aus; er sucht sich Wohnung in Privathäusern.

Am schnellsten kommt man in der winkelichten, unebenen Stadt zu Fuße fort, die mit Rom nur durch sieben Hügel, auf denen sie gebaut ist, Ähnlichkeit hat. Das Fuhrwerk, dessen man sich gemeiniglich in der Stadt bedient, ist von der traurigsten Art. Zwey Bänke auf zwey Schwanzbäumen der Kutsche; ein Paar Maulesel davor und ein Kutscher dazu, den man nie für kürzere Zeit als einen halben Tag miethen kann, wenn man auch nur eine halbe Viertelstunde weit zu fahren hat. Inzwischen wie die Stadt nun einmahl gebauet ist, thun diese Miethkutschen oft gute Dienste, besonders zur Regenzeit.

Im Herbst und im Winter regnet es außerordentlich, denn Kälte hat man nur äußerst selten; selten nur folgt auf den Regen ein leichter Frost. Aber die Feuchtigkeit der Atmosphäre ist unausstehlicher, als rechte Winterkälte; man weiß nicht, wohin! auch die Häuser sind feucht, und Feuer wird in den Zimmern fast nirgends angemacht. Die Portugiesen setzen den Fuß auf einen Teppich, wickeln sich fester in ihren Mantel, und da haben sie's, nach ihrer Art, trocken und warm genug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notitzen.

Frankreich. — Es gibt gewisse Erscheinungen, auf welche der Blick des Naturbeobachters wiederhohlt geleitet zu werden verdiene, ungeachtet sie weder zu den ganz neuen, noch zu den seltenen gehören. Von dieser Art ist folgendes, von welchem alle französischen Blätter seit kurzem wiedertönen.

Eine 72jährige Kaufmannswitwe zu Mortagne, unweit Alencon, ward am 5. Juny dieses Jahrs, des Morgens, in der Nähe ihres Feuerherdes ganz zu Asche verbrannt gefunden. Nur die Knochen ihres Kopfes, ihr linkes Bein und die Spitze ihres rechten Fußes waren nicht in Asche verwandelt. Von den übrigen Theilen ihres Leibes war nur ein stinkender Staub, eine Art leichter, schwammiger, brüchiger Kohle übrig geblieben. So bald man nun noch weiß, daß diese Dame Laurent seit langer Zeit dem Trunk ergeben war, daß sie kurz vor der Brandstunde noch ihre Bouteille Kirschwasser zu sich genommen, daß ein Feuerscheit zwischen ihrer Asche und dem Herde lag: so wird man nur die alte, vielfache Erfahrung abermahls wiederhohlt finden, daß sie, von einer äußern Ursache angezündet, ein Raub der Flamme ihres Innern ward, indem alle Theile ihres Körpers von alkoholisirten Elementen durchdrungen gewesen, die stark genug waren, bey der Entzündung den ganzen Körper in Asche umzuschaffen.

Wie gesagt, die Erscheinung der unwillkürlichen Selbstentzündung und Verbrennung von Personen, welche sich dem Trunk ergeben hatten, ist nichts seltenes. Die acta Hafniensia, das Annual Register von 1763 und 1773, die Memoiren der Londner königlichen Societät, das Journal de médecine Tom. 59, und andere Schriften, liefern mehrere ähnliche Thatsachen, und alle stimmen darin überein: diese Art der Selbstverbrennung geschieht oft durch Berührung des Körpers mit einer äußeren Flamme; findet nur bey Weibern Statt, welche mit Unmäßigkeit starke Getränke lieben; ist ein sehr schneller Prozeß; wird durch ausgeschüttetes Wasser nur beschleunigt; läßt oft die nah am Körper liegenden Kleider unversehrt, und läßt eine schmierige, durchdringend stinkende Asche zurück.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 110. —— 14. September 1809.

Über mancherley Arten, die Zeit zu messen.

Daß ohne Eintheilung der Zeit in gewisse Räume kein Geschäft im Leben ordentlich getrieben werden kann, haben die ersten Menschen schon eingesehen; auch jetzt sind die uncultivirtesten Nationen nicht ohne eine solche Zeiteintheilung. Der natürliche Tag, durch den Aufenthalt der Sonne über dem Horizont von der Nacht getrennt, theilte den bürgerlichen Tag, oder die Zeit von einer Axenumwälzung der Erde bis zur andern in zwey Theile. Diese Eintheilung war die gröbste, die man nur erfinden konnte. Aber auch als man durch den höchsten Stand der Sonne, zu Mittage, und durch den tiefsten, zu Mitternacht, wieder ein Paar Unterabtheilungen bekommen hatte, war das Zeitmaß doch immer noch viel zu groß, als daß man sich lange damit hätte begnügen können. Man sah, daß der Schatten, den aufgerichtete Körper warfen, vom Aufgange der Sonne bis zu Mittage immer kürzer, und vom Mittage bis zum Untergange der Sonne immer länger wurde, und diese verschiedene Länge des Schattens, nach Schuhen bestimmt, doch schon ein genaueres Zeitmaß dar. Endlich beobachtete man auch den Weg des Schattens auf einer Ebene, und theilte ihn in zwölf Theile oder Stunden ein; und dieß gab denn zur Erfindung der Sonnenuhren Veranlassung. Wahrscheinlich verdanken wir die Kunst, den Tag in zwölf Stunden einzutheilen, den Babyloniern. Pyramiden und Obelisken, deren Schatten man beobachtete, waren unstreitig die ersten öffentlichen Sonnenuhren. Zweckmäßigere Sonnenuhren kamen durch die Sonnenzeiger oder Gnomonen und diejenigen Schattenzeiger hervor, welche der Chaldäer Berosus und die Griechen Anaximander und Anaximenes erfanden. Griechen und Römer hatten Uhrknechte oder Stundenherolde, auch Uhrmädchen, die nach der Stunde sehen, und sie melden, auch wohl mit der Trompete sie abblasen mußten.

Bey Nacht und bey trübem Wetter waren die Sonnenuhren nicht brauchbar. Lange Zeit war das Hahnengeschrey, und bey heiterm Himmel der verschiedene Stand der Sterne, das einzige nächtliche Zeitmaß, bis man von Ägyptern, Chaldäern und andern Völkern die Wasser- und Sanduhren kennen lernte. Die Wasseruhren, welche Ctesibius von Alexandrien ein Paar hundert Jahre vor Christi Geburt so sehr verbesserte, waren schon damahls recht künstlich eingerichtet. Die einfachsten Clepsyder bestanden freylich nur aus einem Gefäße mit enger Öffnung, aus welchem das Wasser nach und nach abtröpfelte. Die größern Wasseruhren aber hatten sogar schon gezahnte Räder, welche durch die Bewegung des Wassers umgetrieben wurden, und Uhrzeiger in regelmäßige Activität setzten, oft auch Figuren von Menschen und

Thieren, welche die Stunden wiesen. Kostbar und selten waren die Wasseruhren noch lange, und deßwegen theilten Römer, Griechen und Juden die Nacht auch in gewisse Stationen oder Nachtwachen ein.

Wasserschlaguhren, die jede verflossene Stunde durch einen lauten Schall bemerklich machten, hatte man schon in den ersten christlichen Jahrhunderten. Von der Art war noch die Wasseruhr, welche der Chalife Harun al Raschid dem Kaiser Carl dem Großen zum Geschenke übersandte. Die verflossenen Stunden wurden jedes Mahl durch eine eben so große Anzahl kupferner Kugeln angezeigt, die eine nach der andern in ein metallenes Becken fielen, und durch den bewirkten Klang die Stunde andeuteten. Mehrere andere sehr künstliche Spielereyen waren zugleich dabey angebracht, z. B. Reiter, die nach jeder verflossenen Stunde durch Thüren sprengten u. dgl.

Im eilften Jahrhunderte kamen die ersten Räderuhren an's Licht, welche durch ein trocknes Gewicht bewegt wurden. Aber diese waren bloß Stundenuhren. Die bekannten Astronomen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, Walter, Tycho und Purbach hatten ohne Zweifel die ersten Uhren, welche außer den Stunden auch Minuten und Secunden zeigten. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gab es sogar schon Tertienuhren. Mit einem Schlagwerke waren ebenfalls schon mehrere der ältesten Räderuhren versehen; und gleich nach der Erfindung der Taschenuhren, welche dem Nürnberger Hele in dem letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts gebührt, suchte man ganz etwas besonderes darin, sehr kleine Uhren, Ringuhren, Halsuhren, Knopfuhren rc. zu verfertigen, wovon manche sogar schon geschlagen haben. Wie sehr diese Zeitmesser nachgehends verbessert worden sind, will ich hier nicht aus einander setzen *).

Nur noch folgende eigne und zum Theil seltsame Methoden, die Zeit einzutheilen, will ich hier anführen. Bey den Japanesern wird die Zeit nach brennenden Lunten abgemessen. Bey Tage werden die Stunden in den Tempeln mit Schlägen auf die Glocken, und des Nachts von den Wächtern durch das Zusammenschlagen zweyer Hölzer angezeigt. Die kleinsten Zeittheile der Indier sind Augenblinker (Nimescha's), wovon $9\frac{1}{2}$ auf die Secunde gehen. Sie gebrauchen auch Fingerschnippchen (Caignodi's) zu einem Zeitmaße. Bey den Hottentotten, wo man keine Art von Uhren kennt, werden die Peitschenhiebe, die ein Unglücklicher erhalten soll, nicht nach ihrer Zahl, sondern nach der Zeit bestimmt, in welcher der phlegmatische Tyrann einige Pfeifen Tabak geschmaucht hat.

Uhren, woran kriechende oder hüpfende Thiere die Stunden zeigen, solche, worin der Tag durch einen langsam herab steigenden Körper (z. B. eine Kugel) in seine Stunden eingetheilt wird, gehören noch mit unter die mechanischen Zeitmesser. Eine natürliche Uhr aber ist die so genannte Blumenuhr, die aus einer Anzahl solcher Blumen besteht, welche zu gewissen aber verschiedenen Tagszeiten ihren Schlaf anfangen und endigen (ihre Blätter schließen und entfalten), und nach bestimmter Ordnung gepflanzt sind.

Den Anfang des bürgerlichen Tages rechnen wir bekanntlich von Mitternacht an. Dasselbe thaten auch die Ägypter, die Römischen Priester, die Mysier und andere westliche Völker. Die Babylonier, Perser, Syrier, Damascener und die meisten Orientalischen Völker rechneten den Anfang des Tages vom Aufgange der Sonne, die Athenienser, die Hebräer und die alten Gallier vom Untergange, die Umbrer, die Etrusker u. a. (so wie die heutigen Astronomen) vom Mittage an. Die alten Gallier rechneten nicht nach Tagen, sondern nach Nächten. So sagten sie z. B. in acht Nächten will ich verreisen; morgen ist meine Geburtsnacht, statt in acht Tagen, Geburtstag u. s. w.

J.

*) Vollständige Belehrung hierüber findet man in J. H. M. Poppe's ausführlicher Geschichte der Uhrmacherkunst. Leipzig, 1801. 8.

Charaden.

1.

Mein Erstes, das mit Allmachtskraft
Fast Alles was du nennst zum Gegentheile schafft,
Entstellt, verachtet jedes Seyn,
Verwandelt Mein in Nichtmehrrein,
Und macht das Böse plötzlich gut,
Wie's gleich bey meinem Zweyten thut.
Mein Zweytes jagt von Hof und Haus,
Und füllt das Menschenherz mit Graus.
Tritt nun mein Erstes leicht hinzu,
Dann sind gesichert Freud' und Ruh;
Dir lächelt kindlich rings die Welt,
Du gibst und nimmst, wie's dir gefällt;
Auch bey des Muthwill's lautster Lust
Bleibst du des Zweyten unbewußt.
Doch ist das Ganze dir zerronnen,
Dann hat das Zweyte marternd schon begonnen.

B w.

2.

Der Lüstling pflegt dem Ersten nachzujagen,
Dem Zweyten, und (ich muß es leider! sagen)
Dem Ganzen auch. Dieß Letzte sollte er meiden,
Sonst wandeln später Freuden sich in Leiden.

Gemählde vom heutigen Lissabon.

(Beschluß.)

Fällt nun starker Regen, so sprengt er oft durch die Wassermenge die unterirdischen Canäle. Dann werden die unterhalb am Abhange der Hügel gelegenen Straßen wahre Bäche, zu denen von allen Seiten Nebenströme niederrauschen. Die untere Stadt ist überschwemmt, das Wasser dringt in die Hausgänge, in die Magazine, und macht alle Zimmer feucht; draußen watet man im Koth.

Am ärgsten ist es in der alten Stadt, das heißt, in demjenigen Theil Lissabons, der noch von dem weltberühmten Erdbeben übrig geblieben ist. Die Straßen derselben sind so enge, finster und krumm, daß es genug ist, darin zu wohnen, um melancholisch zu werden. Aber die Gewohnheit übt auch hier ihre Rechte und ihre Wunder. — Freundlicher und schöner ist der neuere Theil Lissabons. Da laufen die Straßen in heiterer Breite, zwischen zierlichen Gebäuden, meistens nach der Schnur gezogen. Die Straße längs dem Tago-Ufer ist von allen die längste und zierlichste.

Aber selten findet man bey den Häusern einen Hofraum. Alles ist auf das heiße Klima berechnet. Man verrammelt sich vor jedem Sonnenstrahl. Die Entree der Häuser ist dunkel; die Treppen sind irregulär und schlecht beleuchtet, und in manche Gemächer dringt kaum das Tageslicht.

Die Fußboden der Wohnzimmer sind bey gemeinen Leuten elend getäfelt. Alle acht Tage werden sie gewaschen, dann mit Sand bestreut, damit sie bälder trocknen. Wasser spart man eben bey dieser Wäsche nicht; denn es lauft von selbst in kleinen Höhlungen oder Canälen ab, die im Boden angebracht sind, zum Balcon hinaus auf die Straße. Wer unten vorbey geht, muß sich ein wenig in Acht nehmen.

Ich lasse es mir schon gefallen, daß die Südländer ihre Wohnungen wie Höhlen bauen, in denen sie zur Noth der Kühle genießen können, weil der herrliche Himmel draußen und die ewig blühende Natur sie in's Freye locken sollte. Aber in Lissabon scheint man für Promenaden und Genuß der Natur keinen sonderlichen Reitz zu haben. In der Stadt ist eigentlich nur ein öffentlicher Spatziergang, der aller Welt zugänglich ist; doch selten sieht man ihn überfüllt. Er ist so klein, kaum dreyhundert Menschen könnten da mit Bequemlichkeit promeniren. Die Plätze in dem neuern Theil der Stadt, denn im ältern Theil gibt es keine öffentlichen Plätze, sind doch aber an schönen Abenden ziemlich lebhaft. Des Mittags denkt kein Mensch an's Auswandern. Die Hitze ist auch zu groß. Sie fängt schon mit dem April an, und dauert steigend bis im September fort. Nur des Abends strömt immer eine erquickende Luft aus Norden her, welche den glühenden Himmel abkühlt. Übrigens kommt's in Lissabon wirklich darauf an, wo man geht und steht, um über die Temperatur der Luft zu urtheilen. Während man in den Straßen, die sich von Osten nach Westen ziehen, umkommen möchte in der erstickenden Hitze, kann man oft in den Straßen, deren Richtung von Norden nach Süden geht, recht empfindlich kalten Luftzug haben. Ich will damit nicht gesagt haben, daß das sehr gesund sey; aber doch leiden die Lissaboner mehr Krankheiten noch durch ihre Unreinlichkeit.

Neben allen diesen Unbehaglichkeiten, die aber dem Portugiesen gar nicht unbehaglich sind, herrscht der größte Luxus. — Die Vornehmen aber entfalten ihre Herrlichkeit besonders in einer zahlreichen Dienerschaft. Die Häuser der Fidargos oder Edelleute wimmeln von Domestiken aller Art; die Population eines solchen Hauses wäre für ein ganzes Dorf genug. Da hat jeder gestrenge Herr seine Secretärs und Major-Domos, seine Gardes-Ropa oder Kammerdiener, seine Köche, Küchenbuben, Hausgeistliche, Kutscher, Postillions, Stallknechte, Wasserträger, die zugleich alle Arbeiten außer dem Hause verrichten, Tafeldecker, Lakayen, die nur der Kutsche folgen, nie in's Haus treten, Vorreiter, und wie der Troß weiter heißt.

Dann kommen die weiblichen Domestiken, Zofen aller Gattung für die häuslichen Verrichtungen, Kammerjungfern und Putzmacherinnen. Die letztern, als Künstlerinnen, welche durch ihr Genie die Reitze ihrer Gebietherinnen erhöhen müssen, haben einen gewissen Rang. Sie speisen nicht etwa mit den übrigen Domestiken, sondern an einem besondern Tische, wo andere Bediente ihnen aufwarten müssen. Auch bilden sie sich nicht wenig ein, und die Impertinenz dieser Criadas graves ist bekannt. Sie äffen ihren Herrinnen nach; mit ihrer Wichtigkeit, die sie sich geben, contrastirt dann ihr linkisches, affectirtes Wesen bitterlich.

Das Prangen mit großer Dienerschaft ist bey den Lissabonern eine Sucht, die bis in die wohlhabendere Bürgerclasse hinab steigt. Ein Kaufmann, ein Portugiesischer Rathsherr, der eine Frau und zwey Kinder hat, muß schlechterdings auch seinen Koch und Kutscher,

Stallknecht und Wasserträger, muß seine zwey Lakayen für den Wagen, zwey andere bey Tisch, zwey oder drey Kammerdiener, und für die Señora auch ein Paar Kammerjungfern haben, wenn nicht gar noch eine Dueña hinzu kommt, welche die Schritte, Tritte, Mienen, Seufzer, Blicke, Gebethe und Träume der jungen und schönen Frau vom Hause bewachen muß, Nahmens des eifersüchtigen Haus- und Eheherrn.

Denn diese alte widerliche Sitte existirt noch immer. Abwechselnd Franzosen oder Engländer werden endlich doch Europäische Civilisation in die Manieren der Portugiesen bringen, und vielleicht auch der Portugiesinnen.

Wenn ein Frauenzimmer von einigem Wohlstand ausgehet, läßt es sich immer einige Weiber, in große Wollmäntel gehüllt, nachfolgen. Hat es keine eigene Domestiken, so miethet es ein Paar, die ihm hinten nachgehen. Eine Dame thut keinen Schritt aus dem Hause, ohne solch Gefolge, besonders an Festtagen. Es gibt immer Negerinnen oder Mulattinnen, die den Ehrendienst für ein Paar Vintains verrichten. Nichts drolligers zu sehen, als so vier vermummte Weiber, die hinter einem Frauenzimmer feyerlich einher schreiten, und dessen Gang sorgfältig nachahmen. Aber Damen, die auf Ton Anspruch machen, gehen überhaupt selten aus, und niemahls erscheinen sie an öffentlichen Plätzen. Es gibt viele, die nicht vier Mahl des Jahrs aus dem Hause treten; manche verlassen es in zwölf Monathen nur ein Mahl, um das h. Sacrament in der Pfarrkirche zu nehmen. Man hat, damit die Weiberchen nicht ihrer Sittsamkeit willen zu wahren Heidinnen werden, in allen guten Häusern eine Bethkapelle, wo an Festtagen Messe gelesen wird. Auch im Hause sind sie unsichtbar für den Fremden, aber darum weder unsichtbar für den Fremden noch für den allfälligen Liebling, wenn er sich nur bemühen will, die Straße auf und ab zu spatzieren. Da stehen die Damen gewiß drey Viertel oder zwey Drittel des Tages an den Fenstern, auf den Balcons, unverschleyert, es sey noch so kalt. Im Winter haben sie ein Mäntelchen von dickem, wollenem Zeuge über den Schultern. Sie haben nichts Besseres zu thun, als zu sehen und sich sehen zu lassen. Womit die Langeweile vertreiben, da sie ganz ohne Geschäfte sind? Werden sie endlich des Draußenstehens müde, so werfen sie sich gähnend auf's Sofa hin, oder auf den Stuhl, oder — sie kauern am Boden nieder nach Orientalischem Brauch. Unter Frauenzimmern von Erziehung ist diese Sitte freylich ziemlich in Abgang; aber bey den Domestiken und gemeinen Leuten ist das Orientalischsitzen noch sehr gewöhnlich.

Um die Fastenzeit ist's der Mühe werth, am Fenster zu stehen; denn da wimmelts von Späßen und Prozessionen auf allen Gassen. Die Carnavalstage selbst sind eben nicht die lustigsten; hingegen in den Tagen kurz vor Fasten haben die Damen eine wunderliche Ergötzung auf ihren Balcons. Sie beschütten und bespritzen nähmlich alle Vorübergehende mit Wasser aus Bouteillen, Vasen, Spritzen u. s. w. Neptun muß dann manchmahl die Stelle der Iris vertreten, und ein weit gesandter Strahl von parfümirten Wassern mahnt oft den Glücklichen, nach den Quellen empor zu sehen.

In der Fastenzeit sind in der Regel wenigstens acht große Prozessionen. Leute von allen Ständen in lang herab hängenden weißen, rothen, violetten oder blauen Mänteln, mit Kapuzen daran von gleicher Farbe, in der Hand einen langen Stab, in Form einer Wachskerze, wandern ohne Ordnung der Bildsäule des Heiligen nach. Diese fahren auf einem Wagen; Banden von Musikanten und Sängerinnen begleiten den Zug. In der Prozession des Passos trägt man ein Christusbild, das sogar Wunder thut, größere, als Christus je selbst verrichtet hat. Das Volk schreyt und bethet tausendstimmig durch einander. Alle Fenster sind voll gedrängt von schaulustigen Schönen. Die der Prozession folgenden jungen und alten Herrn, und die Mönche dazu, bethen, lachen, plaudern abwechselnd, und mustern ohne Scheu lüsternen Blicks die Damen an den Fenstern, die sich recht zur Musterung hinpflanzten.

Eine Portugiesische Prozession zu sehen ist auch wahrhaftig mehr werth, als ein Portugiesisches Theater. Kann man sich etwas elenderes und possenhafteres denken? Da sich auf der Bühne keine Frauenzimmer zeigen dürfen, müssen die Weiberrollen von Männern gespielt werden, selbst im Ballet. Zarte Prinzessinnen und holde Schäferinnen gerathen da oft in wahren Grenadierschritt, und von den gepriesenen Rosenlippen tönt mitunter die solideste Baßstimme. Noch widerlicher ist es im Ballet. Die weiblich gekleideten, rosenwangig geschminkten Tänzer, die bald Nymphen, bald Hirtinnen vorstellen sollen, sehen wie Furien aus mit ihren schwarzen Bärten.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 111. — 16. September 1809.

Blick in das Innere Paraguay's.

(Nach Don Felix d'Azara. *)

Afrika's unermeßliches Innere nicht allein ist für uns Europäer eine fremde Welt; auch die unbekannten von ewigen Wäldern umschatteten Gegenden des innern Amerika's sind es noch. Mit Neugier und Erstaunen vernehmen wir die Erzählungen eines Humbold aus jenen Regionen, der mit dem philosophischen Blick eines Buffon dessen Anmuth und Würde der Darstellung vereint, wie selten, vielleicht nie, ein Reisender vor ihm; oder die Erzählungen eines Azara, der 13 Jahre in den Wildnissen des La Plata-Stroms der gesitteten Welt und ihrer Reitze vergaß, um sie mit seinen Entdeckungen bereichern zu können.

Wer folgt im Geiste nicht gern diesem weisen Spanier in die Einöden, die ihn so lange beherbergten, und studiert mit ihm den Sinn und die Sitte der Naturvölker, die noch auf den untersten Stufen der Gesittung stehen? Wenigstens gewährt der Blick auf jene Wildnisse und ihre Bewohner eine wohlthätige Zerstreuung von der Trauer über das lange Elend der Völker, die auf den höchsten Staffeln der Cultur-Leiter zu stehen wähnen, und ihren Ruhm, nur mit veränderten Nahmen, in den gleichen Grausamkeiten suchen, wie jene.

Es dehnt sich im südlichen Amerika ein ungeheurer Strich Landes zwischen Peru, Brasilien und den Magellanischen Ländern aus, von Gebirgen, Wäldern und unbenannten Strömen durchzogen. Dieß ist das Land Paraguay, eine von Spaniens Provinzen, deren Schätze ihren Europäischen Beherrschern selbst noch Geheimnisse sind.

Als Diaz de Solis, einer der größten Seefahrer von Kastilien, diese unermeßliche Region im J. 1515 zuerst entdeckte, ward er mit seinen meisten Gefährten von den Urbewohnern erschlagen, die einige Jahre später, um den ihnen bereiteten Fesseln zu entgehen, die Portugiesen eben so behandelten, welche von Brasilien herüber kamen. Sie wollten ihre Wildnisse lieber mit Tiegern, Löwen und Füchsen theilen, als mit den weißen Menschen, die von Morgen kamen mit Kreuz, Dolch und Kette, um Gold zu suchen und Sclaven zu machen. — Damahls war Paraguay von einer Menge kleiner Völkerschaften bewohnt, die getrennt durch Sitten, Gesetze und Sprachen, alle frey, wild und kriegerisch waren. So ist es seit drey Jahrhunderten noch bis zum heutigen Tag. Von einander geschieden durch weite Wüsten, durch undurchdringliche Wälder oder große Seen, vermischen sie sich selten oder nie unter einander; noch reiben sie einander politischer Systeme willen in ewigen Kriegen auf. Azara hat 28 dergleichen Völker gezählt, die, ohne feste Wohnplätze, nomadisch umher ziehen. Die Zahl wäre noch größer geworden, hätte er alle die kleinen Horden für eigene Völkerchen rechnen wollen, die, zu keiner Na-

*) Siehe die folgende Notiz.

tion gehörend, im Innern der Länder zerstreut für sich wohnen. Es hat deren jede eine eigene Sprache, wenn man gewissen Kehltönen oder ausgestoßenen Schreyen, oder Worten fast ganz aus Consonanten gemacht, die kein Europäischer Mund nachsprechen kann, Sprache nennen darf. Eben so zeugt die Verschiedenheit der Gestalt, Farbe, Gesichtszüge, Gliederformen u. s. w. jedes Stammes für die Originalität seiner Abkunft.

Die merkwürdigste unter Paraguay's Nationen, die tapferste, den Spaniern furchtbarste, welche auch nie, weder mit dem Kreuz noch mit dem Schwerte hat gezähmt werden können, ist die Nation der Tscharruas. Eben sie ist's, unter deren Streitkolben und Pfeilen im J. 1516 Diaz de Solis fiel, und seit diesem Jahre führt sie unversöhnlich gegen Spanien den fast 300jährigen Krieg bis zur jetzigen Stunde. Sie wohnt noch immer an den Ufern des Urugay.

Die unzähmbaren Tscharruas sind noch in erster reiner Wildheit und Kraft; im Charakter schwankend zwischen Bestie und Mensch; edel in allem, wie es die Natur selbst zeugte; nur verkrüppelt durch das, was ihr armseliger Geist erfand. — Sie sind behend, gelenk, wohlgegliedert; im Wuchs voller Ebenmaß, obgleich nicht größer als Spanier, doch stärker und besser geformt. Ihren Kopf tragen sie beständig aufrecht, wie voll Trotzes und herrischen Stolzes; ihre Physiognomie ist offen, wie ihre Stirn, und sehr regelmäßig. Die Farbe der Haut ist schwärzlich, ohne Beymischung von Röthe. Ihre Hände, ihre Füße sind kleiner, aber schöner gebildet, als die unsrigen; ihre Zähne, schneeweis, wie eine Perlenschnur, fallen nie von selbst aus, auch im spätesten Alter nicht. Ihre Augen haben Leben und Feuer, doch sind sie klein und fast immer nur halb offen. Trotz dem sehen sie sehr bestimmt in die Ferne. Weit schärfer, als bey Europäern, ist überhaupt ihr Blick und Gehör. Wiewohl sie weder Bart- noch Hauthaare haben, und ihre Augenbraunen nur schwach besetzt sind, fällt ihnen doch ein langes, dichtes, schwarzes, glänzendes Haar über Nacken und Schultern vom Haupt herab. Den Weibern flattert das Haar des Kopfes tief über den Rücken; die Männer binden es auf dem Haupte knotenförmig; abgeschnitten wird es nie; gekämmt nur mit den Fingern. Jünglinge haben das Recht, den Haarknoten mit weißen Federn zu schmücken.

Aber diese Menschen leben in tiefster Unreinlichkeit. Sie sind voller Ungeziefer. Mit einer Art Wollust suchen es die Weiber sich ab, um es eine Zeit lang auf der vorgestreckten Spitze ihrer Zunge kriechen zu lassen, dann es zu zerknirschen mit den Zähnen und zu speisen. Diese ekelhafte Gewohnheit ist überhaupt bey Indianerinnen und selbst bey Mulattinnen und armen Leuten in Paraguay herrschend. An Flöhen mangelts ihnen auch nicht; sie verzehren sie eben so.

Die Weiber — merkwürdig genug — scheinen ohne Eitelkeit zu seyn; ihrer natürlichen Reitze sicher, kennen sie keinen andern Schmuck. Auch die Männer bemahlen ihren Körper nicht, wie wohl andere Wilden pflegen. Aber an dem Tage ihrer ersten monathlichen Reinigung pflegt man den jungen Töchtern drey blaue Striche in's Gesicht zu machen; einer geht in gerader Linie von der Nasenspitze hinauf bis zum Haarwuchs über der Stirn; zwey andere gehen über die Schläfen. Diese Streifen sind unauslöschlich in die Haut eingegraben, und das Mädchen ist durch diese Feyerlichkeit dem Stande der Jungfrauen einverleibt.

Auch der Mann empfängt sein Nationalzeichen. Er wird barbotirt. Bald nach des Knaben Geburt nähmlich durchsticht ihm die Mutter die Unterlippe bey den Zahnwurzeln, und steckt durch das frische Loch ein kleines Hölzlein, 4 bis 5 Zoll lang, 2 Linien dick. Dieß ist der Barbote. Nie ziehen sie ihn wieder heraus, selbst nicht wenn sie schlafen wollen. Nur wenn das Hölzchen zerbricht, ersetzen sie es durch ein anderes. Damit es nicht heraus fallen könne, machen sie es von zwey Stücken. Das eine, am obern Ende breit, womit es das Zahnfleisch berührt, ragt kaum aus der Lippe hervor, ist dort gespalten, und ein dünneres Stäbchen wird in den Spalt gewaltsam eingeklemmt.

Einfach und leicht, wie bey allen Naturvölkern, die noch in nomadischer Freyheit schwärmen, sind ihre Hütten. Zweige, von grünenden Bäumen gebrochen, werden mit den untern Enden in die Erde gesteckt, daß sie auf dem Boden einen weiten Halbkreis bilden, oben mit den Gipfeln zusammenrühren. Eine Kuhhaut vertritt die Stelle des Daches; und das Wohnhaus der Familie ist vollendet. Auf allen Vieren kriechen sie in das niedere Zelt; da schlafen sie ohne Unterschied durch einander auf einer Haut. Hausgeräthe kennen sie nicht; keiner von ihnen treibt besonderes Gewerbe und Kunst. Ihre Bedürfnisse sind zu einfach; ihr Wesen ist zu träg und roh.

Die Männer gehen nackt einher von der Ferse zum Scheitel. Können sie sich aber ein Poncho oder einen Hut verschaffen, so tragen sie ihn gern, doch nur wenn's kalt ist. Aus dem gleichen Grunde machen sich einige aus

weichen Fellen ein fest anschließendes Leibchen ohne Är-mel, das kaum auf die Hüften reicht. — Der Poncho ist ein Zeug von grober Wolle, ungefähr 4 Schuh breit, 8 Schuh lang, hat in der Mitte ein Loch, um den Kopf durchstecken zu können. So ist's ein Mantel. Die Weiber pflegen sich ebenfalls mit einem Poncho zu bedecken, oder mit einem Baumwollenhemd ohne Ärmel; doch dieß nur, wenn ihnen ihre Männer eins verschaffen oder rauben können. Wäsche wird damit nie gehalten; selbst ihren Körper waschen sie nie, auch die Hände nicht einmahl. Nur bey der größten Hitze suchen sie das Bad.

Sie leben nur vom Fleisch der Ziegen, die in ihrer Gegend zahlreich umher irren. Auf einen hölzernen Stab gespiesset braten die Weiber dieß Fleisch ungesalzen am Feuer. Man ißt, wann man will. Nach dem Gastmahl gibt Quelle und Strom den Trunk dazu.

Von Tanz, Musik, Spielen und andern Lustbarkeiten findet man bey ihnen keine Spur. Ihr Gesicht ist beständig ernst; keine Leidenschaft mahlt sich darin. Nie hört man sie laut lachen; nur an einem leichten Öffnen der Lippen verräth sich ihr Lächeln. Nie lärmen, nie schreyen sie; selbst nicht, wenn man sie tödtet. Beständig reden sie mit halb lauter Stimme zu einander. Wer einem Fernstehenden etwas zu sagen hat, erhebt seine Stimme darum nicht mehr, sondern lauft lieber zu ihm.

Ob sie Ahnung eines höhern Wesens haben, läßt sich nicht erkennen. Man nimmt wenigstens keine auf einen Gottesdienst deutende Gebräuche bey ihnen wahr. Eben so wenig scheinen sie etwas von Gesetz und bürgerlicher Ordnung zu wissen. Der Stärkere ist Gebiether. Hat einer Streit mit dem andern, so raufen beyde in aller Stille mit einander; niemand achtet weiter darauf. Ist die Balgerey abgethan — denn Waffen anderer Art, als die bloßen Fäuste, werden beym Duell nicht gebraucht — dann ist wieder Friede. Blutig zwar sind diese Indianischen Ordalien oft, doch selten kommt jemand dabey um.

Mit dem Anbruch der Nacht treten die Häupter der Familien zusammen, bestimmen, wer die Nachtwachen haben soll, und wo. Am Morgen zerstreuen sich die Familien; man jagt und schmauset und schläft.

(Der Beschluß folgt.)

Der Gascogner und sein Liebchen.

Ich fand mit Lust in deinem Herzen
Des Lenzes Blüh'n, des Sommers Glüh'n.
Wenn auch die Rosentage flieh'n,
Ich könnte noch den Herbst verschmerzen.
Doch tritt der Winter ein,
So werd' ich Schwalbe seyn.

Hg.

Orientalische Gedichte.

(Beschluß.)

3.

Blutrache.

Aus dem Arabischen des Dichters Dscherie ibn Abd el Asi el Mutellmaes.

Kahira im Jan. 1808.

Siehst du nicht, daß dem Tode verpfändet
Jedermann seye, möge er dienen
Vögeln zum Futter, möge er ruh'n im
Schooße der Erde?

Darum Beleidigung dulde du nimmer,
Fürchtend den Tod! Nein! stirb als ein Freyer,
Daß nicht des Leibes Glanz die entstelle
Schändende Mackel!

Rache nur sinnend schnitte einst Koszie
Ab sich die Nase, und mit dem Säbel
Stürzte sich in des Todes Gefahren
Baihes Raâma,

Als ihm verlosch die zahlreiche Sippschaft.
Was er verhehlte, kündet's Gewand traun! —
Mannheit erzeuget Rachewandeln; Feigheit
Schlafen, sich Sonnen.

Siehe! wie glänzte Dschan nicht durch Muth! Ob
Fehd' es umgab: doch tummelt' es sich, und
Trotzte Tobba, der Städte als fielen
Manche in Trümmer.

Haudegen waren Mauern ihm, spendend
Schläge nur. Sieh'! wie pranget die Saat hier!
Siehe! wie kreisen, Wasser stets speyend,
Tosende Räder!

Fliegen doch, merke! summen im Thale,
Düster vom Dickicht des schattigen Waldes;
Wüthen dort sieh' den Wespenschwarm, und den
Spähenden Schwarzen!

Merkwürdige Anecdote,

die Volljährigkeit König Carls XII. betreffend.

Als der König von Schweden Carl XII. gegen den letzten Willen seines Vaters drey Jahre früher majoren erklärt wurde, so war im ganzen Reichsrathe keiner, der sich dagegen auflehnte und dawider protestirte, als Boethius, Bischof von Dalekarlien. Er hielt eine in die Länge und Breite mit göttlichen und menschlichen Gesetzen unterstützte Rede, und ungeachtet man ihn auf alle Art und Weise mit Versprechungen und Drohungen auf andere Gedanken zu bringen suchte, blieb er eigensinnig auf seinem Vorsatze, und wollte auf keine Weise davon abstehen. Da nun dieses eigensinnige Verfahren nach und nach viel Aufsehen erregte, und man befürchten mußte, daß die Dalekarlier zuletzt an dieser Streitigkeit Theil nehmen möch-

ten, ließ man ihn endlich mit einem Piket Soldaten abhohlen, setzte ihn fest, und machte ihm den Prozeß; das Urtheil wurde gefällt, und er wurde an Leib, Ehre, Gut und Leben gestraft, allein im nähmlichen Augenblicke, als man ihm sein Urtheil bekannt machte, hielt er neuerdings eine in den heftigsten und stärksten Ausdrücken abgefaßte männliche Rede, so daß der Graf Piper, welcher damahls schon alles leitete und führte, sich nicht getraute, das gegen ihn gefällte Urtheil zu vollziehen. Alles, was man gegen ihn vornahm, war, daß man alle seine Schriften, worunter sogar eine Logik war, die er ehedem als Professor hatte drucken lassen, Reden, Kanzelreden etc. in seiner Gegenwart durch den Henker verbrennen ließ, und ihn zu einem ewigen Gefängnisse nach Notenburg verbannte.

Nachdem er einige Jahre bereits daselbst gefangen gesessen war, kam seine Frau bittlich ein und begehrte, man möchte ihn aus seinem Gefängnisse entlassen. Die Bittschrift wurde Carl XII. zugeschickt, der ihm seine Entlassung gewährte. Als man ihm seine Befreyung bekannt machte, sagte er: weder Frau noch König könne ihn aus seinem Gefängnisse befreyen, man müsse ihn erst neuerdings im Reichsrathe richten, und ihm dann als einem unschuldig Verfolgten seinen guten Nahmen wieder geben. Da man dieses nun nicht thun würde, so sollte man ihn nur in seinem Gefängnisse lassen, bis Graf Piper selbst käme, der ihn aus seiner Gefangenschaft erlösen müßte. Er schrieb auch selbst dieses in der Kassematte, in welcher er in Notenburg saß, mit großen Buchstaben an die Wand.

Als nun die siegreichen Waffen Peters des Großen 1702 den 26. Sept. die Festung Notenburg eingenommen hatten, und man diesen Boethius mit einem Passe versehen in sein Vaterland zurück schicken wollte, bath er, man möchte ihn in seinem Gefängnisse so lange lassen, bis der, welcher ihn ungerechter Weise darein gesteckt hätte, käme, ihn zu befreyen; dies geschah, nachdem man den Nahmen Notenburg in Schlüsselburg verwandelt hatte, weil diese Festung als ein Schlüssel in Schweden einzudringen von Rußland angesehen wurde.

Nach der 1709 den 27. Jun. vorgefallenen für Schweden so unglücklichen Schlacht bey Pultava wurde nun der Reichsrath Graf v. Piper gefangen genommen, und in das nähmliche Gefängniß abgeliefert, in welchem dieser Boethius so lange seine Tage zugebracht hatte. Nun erst ging Bischof Boethius nach Schweden zurück, ließ sich bey der Regierung melden, und bath, man möchte ihm ein anderes Gefängniß anweisen, und ihn dahin bringen lassen. Da er nun während der Zeit alt und grau geworden, und sein übertriebener Eifer und Eigensinn sich merklich gelegt hatten, schlug man ihm vor, ihm ein Bisthum zu ertheilen; allein er antwortete, daß er auf keine Art und Weise mehr Bischof seyn könnte noch wollte, da man ihn auf eine so ungerechte Art seines Bisthums entsetzt, und aus demselben verjagt habe.

Endlich bewegte ihn die Königinn Ulrica Eleonora, ein kleines Gut von ihr als Geschenk anzunehmen, auf welchem er seine noch wenigen Lebenstage endigte.

Notitzen.

Don Felix d'Azara, dieser verdienstvolle Mann, der nun seine Reisen in das südliche Amerika hat drucken lassen *), ist der größten Aufmerksamkeit der Zeitgenossen würdig. Er ist der Bruder des im Jahre 1803 zu Paris verstorbenen Spanischen Gesandten Don Nicolaus d'Azara. Sein Hof ernannte ihn zum Ingenieur, um die Gränzen der Portugiesischen und Spanischen Besitzungen in Süd-Amerika nach dem Vertrage von St. Ildefonso festzusetzen. Nachdem diese wichtige Arbeit durch den Fleiß von 2 Jahren beendet worden war, erhoben sich neue Streitigkeiten über die Gränzlinie. Dieß war Ursache, daß Azara's Heimberufung verschoben ward. Nun benutzte er die Muße zu Entwerfung einer geometrischen Aufnahme aller der ungeheuern Länder, deren Gränzen er angegeben hatte. Mit den unbeschreiblichsten Mühseligkeiten und Hindernissen, mit den Elementen, mit den ersten Lebensbedürfnissen, mit den Wilden, und selbst mit der Bosheit oder Trägheit der Spanischen Beamten kämpfend, und unter den größten Aufopferungen von Geld, Genüssen und Kräften, bereisete er jene Länder volle dreyzehn Jahre lang, und beendete die Riesenarbeit glücklich.

Nicht zufrieden mit astronomischen Beobachtungen, geodesischen Operationen, Beschreibungen der Länder, Völker und Sitten von Paraguay, lieferte er noch die Beschreibung von einer außerordentlichen Menge vierfüßiger Thiere und Vögel, deren Vaterland und Klima er sorgfältig studiert hatte. Viele der von ihm mit höchster Sorgfalt beschriebenen Geschöpfe sind noch ganz, andere zum Theil unbekannt gewesen; viele Irrthümer Buffons und anderer Zoologen wurden von ihm berichtigt.

Endlich, erst im Jahre 1801, rief die Spanische Regierung ihn vom Platastrom und aus Paraguay zurück, wo er seit 1781 meistens in Wildnissen gelebt hatte. — Sein Werk ist ein Schatz für die Literatur, für die Naturgeschichte, für die Länder- und Völkerkunde, auf welches wir die Freunde derselben aufmerksam machen.

*) Voyage dans l'Amérique méridionale, par Felix d'Azara etc. Heraus gegeben von C. A. Walckenaer nach dem Manuscript des Verfassers, begleitet mit Noten von Cuvier; die Übersetzung der Naturgeschichte der Vögel von Paraguay und La Plata ist von Sonnini. Paris, 1809. 4 Thle. in 8. mit Kupfern.

Auflösung der Charaden in Nro. 110:
1. Unschuld. 2. Freudenmädchen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 112. — 19. September 1809.

Blick in das Innere Paraguay's.

(Beschluß.)

Nur der Krieg bringt unter dieß wildfreye Volk die ersten Spuren bürgerlicher Ordnung und Cultur. Niemand besitzt ein Hausgeräth, jeder Krieger aber seine 11 Schuh lange Lanze, vorn mit einer Eisenspitze bewehrt. Das Eisen erhalten sie von den Portugiesen. Sie haben keine Viehzucht, aber eine Art Stuterey, welche ihnen Pferde verschafft, die sie im Kriege ohne Sattel reiten und ohne Zaum. Man bindet nur des Rosses Unterkinnbacken mit einem Riemen, woran zwey andere befestigt sind, die statt der Zügel dienen. So kann das Pferd unabgezäumt, auch während des Marsches bequem weiden. — Geht's nun zu Felde, so verstecken die Krieger ihre Familien in die Wälder, und schicken wohlberittene Ausspäher stundenweit voran, um den Feind zu recognosziren. Vorsichtig und langsam umschleichen diese den Feind, dem sie nie gar nahe kommen. Ihr scharfes Auge beobachtet ihn genau aus der Ferne, während unter ihnen das Roß graset. Wird es Nacht, so binden sie die Pferde an, schleichen zum Feinde heran, umkriechen sein Lager auf allen Vieren, und erspähen seine Stärke oder Schwäche. Haben sie die Recognoszirung vollbracht, fliegen sie mit Vogelschnelle zu den Ihrigen zurück. Werden sie beym Spioniren entdeckt, so zerstreuen sie sich nach denjenigen Gegenden hin, die auf der ganz entgegen gesetzten Seite ihres Heeres sind.

Gewöhnlich mit der Morgendämmerung greifen sie den Feind an, auch wohl, wenn dieser Furcht äußert, oder nicht in gehöriger Verfassung zum Widerstande ist, bey hellem Tage. Sie erheben ein Geschrey, indem sie sich wiederhohlt auf den Mund schlagen, stürzen mit Blitzesschnelle auf ihre Feinde, tödten, was ihnen vorkommt, und schonen nur der Weiber, so wie der Kinder unter 12 Jahren. Sie verstehen sich auf die Kunst falschen Angriffes, oder verstellter Flucht. Sie wissen ihren Hinterhalt anzulegen, und den Feind irre zu führen. Selten sind sie unglücklich, weil sie schlau und gewandt beginnen, und die Behendigkeit ihrer Pferde sie rettet. — Was jeder Beute macht, behält er; sie theilen nie. Die Gefangenen schleppen sie mit sich, und lassen ihnen volle Freyheit. Gewöhnlich bleiben ihnen diese treu, verheirathen sich unter ihnen, und kehren, der ungebundenen Lebensart froh, nicht zu den Ihrigen heim.

Dieses kriegerische Volk hat den Spaniern schon mehr zu schaffen gegeben, als einst die Armee der Yncas. Man wird sich vielleicht einbilden, die Tscharruas bilden eine zahlreiche Nation? Nichts weniger als das. Diese furchtbare Nation kann gewiß kaum eine Schaar von 400 Kriegern aufstellen. Man hat schon oft mehr als 1000 Mann gedienter Soldaten, bald in einzelnen Haufen, bald in Masse, gegen sie geschickt. Die Tscharruas blieben die sie waren. Das Feuergewehr schreckt sie nicht. Nur so lange man in geschlossenen Gliedern fest steht, und einzeln Feuer gibt, scheuen

sie den Angriff; feuert die ganze Truppe mit einem Mahl, so ist sie verloren. Ehe der Soldat wieder laden kann, ist er mit unbegreiflicher Schnelle nieder gestochen.

Die Liebe, welche sonst allen Wesen sanftere Stimmung gibt, scheint bey ihnen die ewigen Rechte verloren zu haben, und erst dann zu erwachen, wann der Gegenstand der Liebe verschwunden ist. Seltsam genug.

Ehelos bleibt nicht einer; wer will, kann mehrere Weiber nehmen. Das Paar, will es sich scheiden, tritt wieder aus einander. Doch selten ist die Ehescheidung, besonders wenn erst Kinder da sind.

Findet der Ehelustige ein Mädchen nach seinem Geschmack, so fragt er die Ältern desselben um Einwilligung zur Heirath. Und wie diese gegeben ist, führt er das Mädchen auch auf der Stelle fort; die Ehe ist geschlossen, und der Ehemann nimmt nun seinen Platz unter Familienhäuptern ein. Für einen Ehebruch, auf der That ertappt, gibt's ein Paar Fauststöße, und damit gut. Den Kindern wird nichts verbothen; kein Unterricht gegeben. Man läßt sie wild aufwachsen, thun und treiben, was ihnen wohlgefällt; die Leute wissen nichts vom Teufel, noch von der Erbsünde, und meinen, jeder sey durch seinen eigenen Willen selig.

Hingegen stirbt ein Gatte, oder ein Vater, dann scheint die Liebe erst rege zu werden. — So gleichgültig das Mädchen ist, wenn es Weib werden soll, ob der Gemahl schön oder häßlich, jung oder alt sey: so kläglich ist der Gattinn Trauer um den Tod des Mannes. Der Leichnam wird auf einem gewissen Platze begraben, sammt seinen Waffen, Kleidern und was er sonst hatte. Oft tödtet man noch über dem Grabe das Lieblingspferd des Verstorbenen. Die ganze Familie weint bitterlich um den Todten. Die Töchter oder Schwestern desselben, wenn sie verheirathet sind, so wie sein Weib, schneiden sich ein Glied von einem ihrer Finger ab. Beym kleinen Finger wird mit dieser Trauer-Operation der Anfang gemacht. Wieviel Europäische Damen möchten für ihren Mann ein Glied des kleinen Fingers hinopfern? Doch dabey bleibt's nicht. Sie stoßen sich das Messer oder die Lanzenspitze des theuren Todten durch die Arme, durch die Seiten, in die Brust. „Ich habe es selbst mit angesehen," erzählt Don Azara, „und habe kein einziges mannbares Frauenzimmer gefunden, das seine Finger noch vollständig, oder nicht Narben von Lanzen gehabt hätte." Ob aber die Thränen der Trauer, die dabey vergossen werden, mehr dem Todten, oder dem kleinen Finger zu lieb geweint werden, das sagt Azara nicht.

Der Mann trauert nicht um sein Weib, der Vater nicht um die Kinder. Diese hingegen, doch nur die Erwachsenen, verbergen sich, beym Tode eines Vaters, klagend und nackt zwey Tage lang in ihrer Hütte, und dürfen nichts, als höchstens Eyer und Fleisch von Rebhühnern, essen. Am Abend bitten sie einen andern Indianer um den Trauerschmuck, und dieser ist folgender: Er nimmt das Fleisch ihres Armes, durchbohrt es mit einem spannelangen Dorn- oder Binsenstück, welches, auf beyden Seiten hervorragend, stecken bleibt; und so wird, vom Knöchel an, den ganzen Arm hinauf, bis zur Schulter, einen Zoll weit von einander, ein Binsenstück um's andere durch das Fleisch gebohrt. Also gespickt steht der Wilde, ein schauerlicher Anblick, in seiner Trauer da; er tritt aus der Hütte; fliegt, einen mit Eisen beschlagenen Stab in der Hand, zum Walde; gräbt sich im Boden ein Loch, worin er dann die ganze Nacht bis an die Brust eingescharrt steht. Erst Morgens verläßt er diesen Platz, geht in eine für Trauernde bereitete einsame Cabane, zieht die Binsenstücke aus den Wunden, und legt sich zur Ruhe nieder. Zwey Tage lang nimmt er weder Speise noch Trank. Nachher erst bringen die Kinder der Nation ihm Rebhuhn oder Eyer des Rebhuhns, doch in geringer Quantität. Sie legen es fern von ihm nieder, und laufen wieder davon, ohne ein Wort zu sagen. Dieß dauert zehn bis zwölf Tage; dann erst kehrt der Leidende wieder zu den Hütten seines Volkes heim.

Eigentlich ist kein Mensch zu dieser barbarischen Trauersitte verpflichtet, und doch unterläßt sie keiner. Wer sie nicht beobachtet, wird bloß für schwach gehalten; das ist die ganze Strafe. Aber auch diese Meinung von ihm thut ihm gar keinen Schaden in der Gesellschaft, deren Mitglied er ist. — Wunderbare Allmacht der Gewohnheit!

Nicht alle Völkerstämme des innern Paraguay's sind so roh, so ungezähmt, als die kriegerischen Tscharruas, die Spartaner dieser wilden, isolirten Republiken. Unendlich milder sind die Sitten der Guana's, ein Volk von ungefähr 8000—10,000 Seelen.

Die Guana's wohnen schon in einzelnen Dörfern oder Gauen beysammen; jeder Gau hat sein besonderes Oberhaupt, dem alles Gehorsam zollt. Sie haben auch Verbindung mit den Spaniern, ohne aber ihre Einsamkeit und Freyheit den sanften Fesseln höherer Cultur opfern zu mögen. Sie verlangen von den Spaniern nichts zu lernen, am wenigsten aber deren allein selig-

machende Religion, worüber die Missionäre mit allem Recht höchlich betrübt sind.

Auffallend ist es in der Republik der Guana's, daß darin jederzeit mehr Weiber als Männer gefunden werden. Dieß Mißverhältniß ist kein Werk der Natur; es ist ein Werk — der Mütter und ihrer Politik. Damit die Weiber immerdar gesucht und hochgeschätzt werden, wenigstens wegen ihrer Seltenheit, vernichten die Mütter selbst die meisten Kinder weiblichen Geschlechts nach der Geburt. Ihren Zweck erreichen sie denn auch. Die Wilden lernen Galanterie, und ganz der Sitte anderer Indianer entgegen, ehren diese das schöne, seltene Geschlecht. Daher werden hier die Mädchen schon spätestens im neunten Jahre verheirathet. Die Spanier haben alles Mögliche versucht, diesen abscheulichen Gebrauch abzuschaffen; aber es ist ihnen noch nicht gelungen.

Einen andern Paraguayschen Volksstamm bilden die Mbaya's, wild und zügellos, wie alle übrige. Sie kennen kein Gesetz, keine Strafe, keine Belohnung. Nur die Stärke behauptet sich, und wehe dem, den die Natur nicht mit Kraft ausrüstete, oder wen Krankheit und Alter schwächten! Er ist der Gegenstand ewiger Mißhandlung, ohne Zufluchtsort, ohne Schutz, ohne Hülfe, bis ihn der Tod erlöset.

Die Mbaya's sind vielleicht das ärmste und stolzeste Volk der Welt. Die gewöhnliche Größe eines Mannes beträgt 5 Schuh 8 Zoll. Da nun die Spanier im Allgemeinen weder so groß, noch so stark und kräftig, noch so schön und voller Ebenmaß in den Körperformen sind, als die Mbaya's, so bezeugen diese nur Verachtung und Mitleiden gegen die Europäische Race, wie eine ungleich niedrigere in der Schöpfung, und halten sich für das edelste, großmüthigste, wackerste und tapferste Volk der Erde.

„Als der große Geist," so erzählen die Weisen unter den Mbaya's, „alle Nationen in der Menge erschaffen hatte, wie sie jetzt sind, so vertheilte er unter dieselben alles Land der Welt. Nachher fiel es ihm ein, auch einmahl als Meisterstück einen einzigen Mbaya und sein Weib zu erschaffen. Da er aber den andern Nationen schon alles Land vertheilt hatte, und ihm keine Spanne Bodens mehr zu vergeben übrig blieb, befahl er dem Vogel Caracara, den Jüngstgeschaffenen zu sagen, wie leid ihm sey, für sie kein Land mehr zu haben. Darum habe er aber auch nur zwey Mbaya's gemacht, und er befehle ihnen, immerdar Krieg zu führen gegen alle Völker, alle Erwachsene männlichen Geschlechts zu tödten, und die Kinder und Weiber derselben bey sich aufzunehmen, ihre Zahl zu vergrößern." — Wirklich erfüllen sie den Rath ihres großen Geistes mit schrecklicher Genauigkeit; und ohne dem wäre auch ihr Volk schon längst von der Erde verschwunden. Denn ihre Weiber haben ebenfalls die grausame Gewohnheit, alle ihre Kinder, bis auf das jüngste, zu tödten; ja sie verstehen die abscheuliche Kunst, Geburten abzutreiben. Ohne Adoption fremder Kinder, die sie rauben, wären die Mbaya's nicht mehr vorhanden.

Von ihren Waffen bedienen sie sich nur des Pfeils zum Fischfang und zur Jagd. Im Kriegsgefechte aber schwingen sie die lange Lanze und die Macana, einen zolldicken 3 Schuh langen Prügel von sehr hartem und schwerem Holze. Wollen sie angreifen, so rücken sie auf ihren schlechtesten Pferden an; am Zügel führt jeder sein Schlachtroß. Gewandt in allen Künsten des Krieges, unerschrocken und grimmig, wie der reissende Yaguarete ihrer Wälder, schlau und hinterlistig, machen sie den Angriff bald in Reihe und Glied, bald in überflügelnder halbmondförmiger Stellung, bald in vereinzelten Partien. Sie haben sich auf ihre guten Rosse geschwungen, und die schlechten einstweilen ihrem Schicksal überlassen.

Das Gewehrfeuer scheuen sie gar nicht. Sie bleiben immer in Schußweite. Sie senden nur Einzelne ab, die den Feind necken, oder eine Jaguarhaut schütteln müssen, um die Rosse des Feindes zu schrecken, oder in Unordnung zu bringen. Gelingt ihnen dieß, oder auch nur die gegen sie gesandten Spanischen Truppen zu vereinzeln, oder sie zu einer General-Salve aus dem Gewehr zu verleiten; so haben sie gesiegt. Mit der Eil des Blitzes stürzen sie herbey, und zermalmen alles. Bleiben die Europäischen Soldaten geschlossen, feuern sie nur einzeln, so nahen sich die Mbaya's nicht.

Nach jeder Expedition kehren die Mbaya's heim, zufrieden, wenn sie nur einen Vortheil erfochten haben. Sie verstehen nicht, ihre Siege zu benutzen. Wäre dieß, so würde heut kein Spanier mehr in Paraguay, kein Portugiese in Cuyaba noch vorhanden seyn.

Beyträge zur Sitten- und Kunstgeschichte Spaniens unter König Carl II.

Unter der Regierung Königs Carl II. wurde die Oper Alzine aufgeführt.

Eine Französische Dame, die der Vorstellung beywohnte, macht davon folgende Beschreibung:

Die Götter stiegen vom Olymp auf einem **Brete** herab, das von einem Ende der Bühne zum andern reichte. Die **Sonne** bestand aus 12 Laternen von öhlgetränktem Papier, und die unterirdischen Geister stiegen bey Alzinens Beschwörung aus der Hölle ganz bequem **auf Leitern** auf die Bühne.

Der Aristarch des Theater-Publicum war ein **Schuster**. **Ihm** lasen die Schauspieler vorher ihre Stücke vor. Gähnte **er**; so gähnte das Parterre. Ließ er seine Pfeife erschallen, so folgten ihm hundert Pfeifen. Lachte er, so lachte der ganze Saal. —

Fiat applicatio! —

Im Opernhause hatten die Frauenzimmer von zweydeutigem Rufe einen eignen Platz, la Gasuela genannt. Alle Große sammelten sich hier, und Damen und Herrn machten so viel Lärm und Geräusch, daß man den Donner nicht gehört hätte, geschweige das Stück. Nur der Gracioso (spanische Harlekin) konnte dieß bisweilen mit seinen Zoten unterbrechen.

Fiat iterum etc.

Am Frohnleichnamstage wurden geistliche Tragödien in den Höfen der Palläste der verschiedenen Präsidenten gegeben, welchen der König und die Vornehmsten des Hofes regelmäßig beywohnten.

Folgendes war das von jener Dame aufbewahrte Süjet einer jener Tragödien. Die Ritter des St. Jacob-Ordens waren versammelt. Jesus meldet sich um die Aufnahme in den Orden. Die jüngern Ritter stimmen da**für**; die ältern aber stellen den Nachtheil der Aufnahme eines Mannes von **bürgerlicher** Herkunft vor. St. Joseph, sagten sie, war nur ein gemeiner Zimmermann, und die h. Jungfrau eine Näherinn. Indeß erwartet Jesus ungeduldig die Entscheidung. Nach vielen Debatten fällt diese **dahin** aus: daß seine Aufnahme in den St. Jacobs-Orden **abgeschlagen**, aber ein neuer, der **Christus-Orden** (bekanntlich ein Portugiesischer) **eigens** für ihn gestiftet wird. Und **damit** endete dann die geistliche Farce! —

Notizen.

Rußland. — Ein Reisender gab vor einigen Monathen in einem der vorzüglichsten Deutschen Journale (**Bertuchs** geographische Ephemeriden), worin er seine Reise durch Sibirien nach Petersburg erzählt, auch über den **gegenwärtigen Zustand der nach Sibirien Verbannten** Auskunft, die dort als Colonisten unter dem Nahmen der **Sulotschnie Poseltschiki** leben. — Die Russischen Bewohner Sibiriens, von früheren unter den alten Zaaren geschehenen Niederlassungen abstammend, sondern sich, unter dem Nahmen der **Staroschilzi**, sorgfältig von den Exilirten ab. Die letzteren werden leider, wie oben erwähnter Reisende meldet, wegen ihrer großen Verdorbenheit bisweilen mit dem Schimpfnahmen **Woroniaki** (Hunde) bezeichnet. Sie sind oder waren wenigstens eines Theils alle mehr oder weniger Verbrecher. Nie sollte man — dieser Menschen wegen, die aus Drang widriger gebiethender Umstände, und auch aus natürlicher Immoralität und verdorbenen Neigungen, oft unstät und flüchtig wie **Kain** in Wäldern herumirren, sich dem Trunke ergeben, Diebe, ja sogar Mörder werden — in **Sibirien** ohne Bedeckung reisen. Andere denken besser, verheirathen sich, zeugen Kinder, und werden ansäßig im Lande, oder werden auch **Dworezki** (Haushofmeister), Lehrer, Bediente, Schreiber in Städten und auf dem Lande, Posthalter u. s. w. Wieder andere, wie z. B. Fürst **Gortschakow**, leben bequemer auf dem Lande von ihren Renten und dem Einkommen, das Anverwandte ihnen übermachen. Noch andere, welche Fähigkeiten, Erziehung, Lust und Talente haben, treten in Krondienste, und bekommen öffentliche Stellen, wodurch sie sich entweder den Weg zu einem sichern, guten und ehrenvollen Auskommen, oder gar zu ihrer endlichen Rückberufung bahnen. Andere Hunderte und Tausende, die Verbrechen halber verwiesen sind, arbeiten in **Nertschinsk** und andern Bergwerken freyer oder in Ketten und Eisen geschmiedet. Diese letzteren sind indessen, in so fern sie unverheirathet sind und ohne Kinder sterben, für **Sibiriens** stärkere Bevölkerung verloren; ein scheinbarer, keineswegs reeller Verlust, weil jede Gattung nur immer ihres Gleichen hervor bringt. Diejenigen, die sich der häuslichen Ökonomie und dem Landbau widmen, deren Anzahl größer ist, als man denkt, und von denen ich in **Irkuzk** an einem **Pohlen** von Stande u. s. w. Beyspiele antraf, kommen besser fort. Sie sind meistens verheirathet, und haben Kinder, miethen für eine mäßige Summe Geldes ein Stück Land, erhalten es auch wohl unentgeltlich, bebauen es mit Gemüse, Kartoffeln und andern Früchten, die sie verkaufen, und sich so ernähren; mehrere vermischen sich mit den ältern Colonisten, heirathen Russinnen oder Ausländerinnen, und gelangen so durch gute Ökonomie zu einem gewissen Wohlstande. So sind allmählig alle Gouvernements, Kreisstädte, Dörfer und Örter in Sibirien entstanden. Tausende und abermahls Tausende von Colonisten, die aber freylich nicht dem zehnten Theile nach geblieben sind, sind seit des Zaaren **Iwan Wasiljewitsch** Zeiten, oder seit ungefähr dritthalb hundert Jahren, nach Sibirien gewandert. Unter **Pauls** und anderer Kaiser und Kaiserinnen Regierung sollen Transporte von zwanzig und mehreren Tausenden Exilirter mit einem Mahle verschickt worden seyn; eine Sache, die bey der großen Menge Aventuriers, welche Rußland mit so viel Güte aufnahm und aufnimmt, bey der großen Irreligiosität unserer Zeiten, die von Vaterlandsliebe und Pflichten gegen den Regenten und die Obrigkeiten nichts wissen wollen, und bey der wunderlichen und unglücklichen Neuerungssucht, welche vor kurzem noch strafbare Verbrechen erzeugte, auch wohl glaublich ist. Ich selbst traf auf dieser meiner letzteren Reise kleinere und größere Transporte solcher Unglücklichen an, die mehr oder weniger von Schuld frey seyn wollten, und mich um Almosen ansprachen. Die **Schtschotnie Poseltschiki** (Colonisten auf Rechnung der Krone), haben vor den andern oder den **Sußlotschnie Poseltschiki** noch das voraus, daß sie unentgeltlich bestimmte Ländereyen erhalten, auf zehn, funfzehn und zwanzig Jahre von allen Abgaben frey sind, ja Geld auf Vorschuß und sogar Werkzeuge zum Arbeiten bekommen.

Verbesserung. In den ersten Abdrücken des Blattes Nro. 110, Charade 1, Zeile 4, lese man statt **Rein** — **Rein**.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 113. —— 21. September 1809.

Perez und Zimiska.

Erzählung.

Das grausame Edict, welches die Mauren aus den Staaten Ferdinands und Isabellens von Kastilien verbannte, war erschienen. Das ganze Verbrechen dieser Unglücklichen war — ihre Religion und ihre Anhänglichkeit an die Sitten ihrer Väter; ein Verbrechen, das man lange verziehen hatte, weil man — nicht anders konnte, das aber mit allem Eifer des Fanatismus verfolgt wurde, so bald man die Macht dazu in Händen hatte.

Wir wollen den Schrecken, die Verzweiflung nicht schildern, die alle Maurische Einwohner ergriff, als sie gezwungen waren, auf immer ein Land zu verlassen, an das sie Geburt und Gewohnheit, Verhältnisse und Güter mit so festen Banden knüpften, und in welchem die theure Asche ihrer tapfern Voraltern ruhte. — Mehrere Geschichtschreiber haben dieß umständlicher dargestellt. Nur das Schicksal einer Familie heben wir aus dieser allgemeinen Verwirrung heraus. — Möge eine Scene der Art nie wiederkehren! —

Gern knüpft die Liebe zusammen, was Verhältnisse und Rücksichten im Leben trennen.

Ein junger Spanier — Antonio Perez war sein Nahme — liebte mit aller Zärtlichkeit und Treue des ersten Gefühls die reitzende Zimiska, die Tochter eines reichen und vornehmen Mauren. Die Zeit war nicht mehr fern, wo die Liebenden sich auf immer besitzen sollten. Vor jenem traurigen Edict verboth weder die Politik solche Ehen, noch machte die Religion ein Verbrechen daraus; aber der langverhaltene Haß gegen die Mauren brach plötzlich und ohne Rückhalt hervor, als die Verhältnisse sich änderten, und der Wille des Königes den Ausbruch der alten Feindschaft begünstigte. — Nur die Herzen unserer Liebenden blieben unverändert. Sie vernahmen es mit schmerzlichem Erstaunen, daß sie — von einander getrennt — ihrem nahen Glücke entsagen sollten. — Schon hatte der blinde Despotismus von allen Seiten die Verbannten von ihrem Herde vertrieben. Die letzte Frist, die ihnen zur völligen Räumung des Landes gegeben war, näherte sich. Zimiska's Vater verzögerte von Tag zu Tag seine Abreise, nur in geheim machte er Anstalten dazu, er kannte das zärtliche Herz seiner Tochter, die Heftigkeit des Jünglinges, er fürchtete das Schlimmste. — Endlich rückte der entscheidende Zeitpunct heran. Nur wenige Stunden waren noch vergönnt — die Befehle des Monarchen drängten zur schleunigen Flucht.

O trauriger Augenblick! — Er mußte fliehen und den Ort verlassen, wo er das Glück seiner Kinder zu gründen, die Pflege seines Alters zu genießen hoffte. — Mitten im Dunkel der Nacht reiste er ab, mit ihm sein kostbarstes Gut, seine theure Zimiska, von tiefem Schlummer umfangen; sie wußte nicht, daß sie jetzt auf ewig ihrem Glücke, ihren Hoffnungen entsagen mußte. Die zärtliche Besorgniß des Vaters hatte ihr den Tag der

Abreise verschwiegen; er wollte den Liebenden den bittersten Augenblick ihres Lebens ersparen.

Welch ein Erwachen für Zimiska! Sie befand sich in den Armen ihres Vaters — aber den Geliebten hatte sie verloren; sie war fern von ihm, ohne Hoffnung, ihn jemahls wieder zu sehen. „Unglücklicher Perez," rief sie aus, „in welche Verzweiflung wird dich mein Verschwinden stürzen! O könnt' ich nur ein Wort des Trostes noch von deinen Lippen hören, dich zum letzten Mahle umarmen! Ach! vielleicht vergißest du meine Liebe, da ich sie in dem letzten Augenblicke des Scheidens dir nicht noch mit einem ewigen Schwur besiegeln konnte."

Ein furchtbarer Schmerz ergriff sie bey diesen Worten, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen, sie sank zurück — Todtenbläße bedeckte ihr Gesicht. Nur mit Mühe brachte sie der geängstete Vater zum Leben; sie schlug die Augen auf, aber sie schloß sie wieder mit stillen Thränen.

Indeß ging die Reise schleunig fort. Schon nahte man sich dem Ufer des Meeres, ein neuer schmerzlicher Anblick für Zimiska. Das Schiff lag bereit, das sie an die Küste von Afrika führen sollte. — So war denn die letzte Hoffnung für sie verschwunden; in wenigen Stunden verließ sie ein Land, wo sie das Leben empfangen, wo sie die Zärtlichkeit der Liebe kennen gelernt hatte, wo sie ihren theuern Perez zurück ließ — zurück ließ auf immer.

Doch — das Schicksal hatte es anders beschlossen. Sie sollte es nicht verlassen — dieses ihr so theure Land; ein dunkles Verhängniß schien sie daran gekettet zu haben. Schweigend betrat sie an der Seite ihres Vaters den Bord des Schiffes; eben lichtete man die Anker — da unterbrach ein heftiger Schrey die tosende Geschäftigkeit der Umstehenden. Zimiska fuhr erschrocken auf — und — zu ihren Füßen lag der geliebte Perez. Jung, glühend, ungestüm, wie die meisten seiner Nation, hatte er sich bey der Nachricht, Zimiska sey mit ihrem Vater abgereist, schnell aufgerafft, und war ihr mit Windeseile von Ort zu Ort nachgefolgt, zu Fuß, zu Pferde, wie er eben am schnellsten fortkommen konnte, weder die Dunkelheit der Nacht, noch die sengende Hitze des Tages achtend. Bey der unaufhörlichen Anstrengung, die ihn gewaltsam fortriß, hatte er die Anfälle eines heftigen Fiebers, dem seine kräftige Natur beynahe unterlag, gar nicht bemerkt; fast schien es, als hätte die Krankheit seine Kraft verdoppelt. Aber jetzt, da er das Ziel seiner Sehnsucht gefunden hatte, sank er ohnmächtig, und fast ohne alles Leben nieder.

Zimiska's Vater, tief bewegt, konnte es nicht über sich gewinnen, den Unglücklichen in diesem Zustande zu verlassen. Er ordnete das Nöthige an, und gab seinen Leuten Befehl, ihn in die Stadt zurück zu bringen. Er selbst mit Zimiska folgte nach. Das Schiff mit dem Reste seiner Reichthümer ging ab, und verschwand bald in der Ferne des Horizontes.

Der edle Greis war so glücklich, seine Sorgfalt belohnt zu sehen. Allmählig erhohlte sich der Kranke. Zimiska kam nicht von seiner Seite. Er genas. — Aber er sollte sie theuer erkaufen, seine Genesung.

Mit schmerzlichem aber sanftem Tone kündigte der Alte den Liebenden die Nothwendigkeit einer neuen Trennung an.

„Die Pflicht gebiethet," rief er aus, „daß du zurückkehrst, mein Sohn, und zu den Füßen deines Vaters Vergebung für deine Flucht erflehest. Mir ist jeder Augenblick kostbar; ich muß eilen, will ich mich und deine Zimiska retten."

Vergebens drang der Jüngling mit zärtlicher Heftigkeit in ihn, ihn als Genossen seiner Verbannung aufzunehmen; vergebens vereinigte Zimiska ihre Thränen mit seinen Bitten: — der Greis hörte nur die Stimme des Rechts und der Pflicht. „Ich darf kein Räuber," sagte er, „an deinen Ältern, an deinem Vaterlande werden!" — Er blieb unerbittlich.

(Der Beschluß folgt.)

An die Natur.

Heilige, wunderbare, du ewige Mutter der Wesen,
Du, durch welche wir sind, in welcher wir leben und weben!
Siehe, dir nahet mein Herz mit Lieb' und staunender Ehrfurcht;
Und es ergeußt im Gesange sich dir die begeisterte Seele.

Rundum rollet der Tag in stets umkehrendem Kreislauf.
Eos, die liebliche, fährt auf rothumschimmertem Wagen
Hoch aus der göttlichen Burg. Drauf steigt aus der Tiefe des Meeres
Helios auf am Himmel mit feuerschnaubenden Rossen,
Bringend den Morgen, und dann die flammenden Stunden des Mittags.
Höher sich wählend die Bahn; drauf nieder am Boden sich senkend,
Schafft er den kühleren Abend, und taucht sich wieder in's Weltmeer,
Daß die ambrosische Nacht in dunkele Schatten die Welt hüllt.
Aber du selbst, wie du bist, so bleibest du immer und ewig.

Rundum rollet das Jahr mit den vier abwechselnden Horen.
Erst naht Flora und kleidet mit duftenden Blumen die Erde;
Drauf kömmt Ceres und flicht sich die Ährenkron' um die Scheitel;
Nachher schenkt Weintrauben die heilige Kraft Dionysos,
Endlich, den Reihen beschließend, durchstürmt mit Gestöber und Kälte
Boreas wieder das Feld, und wölbt Eis über die Flüsse.
Auch die leuchtenden Stern', auf schweigenden Bahnen entgleitend,
Dreh'n in wechselnden Kreisen sich um und verändern die Laufbahn:
Aber du selbst, wie du bist, so bleibest du immer und ewig.

Alles verändert die Zeit; nichts bleibt auf der nähmlichen Stelle.
Ringsum wandelt der Fuß auf Trümmern vergangener Tage,
Ringsum schauet der Blick die Zerstörungen voriger Alter.
Berghöh'n stürzten herab und beschütteten Felder und Städte;
Thaler stiegen empor und huben sich über die Wolken.
Selbst durch welche du waltest, die Elemente verwüsten
Deine Gebild'; es verwittert im Wehen der Luft der Granitfels,
Und durch Feuer und Fluth wird stets die Erde verwandelt:
Aber du selbst, wie du bist, so bleibest du immer und ewig.

Ach, wo find' ich sie noch, die Riesenwerke der Vorzeit?
Babylon fiel und Ilios fiel, und der kommende Wanderer
Findet, wo einst sich stolze Palläst' aufthürmten gen Himmel,
Kaum ein bemoostes Gestein, wo mit ernster Betrachtung er weile.
Xerxes sank und sein drohendes Heer in die Tiefe des Oceans,
Und es erntete nicht Alexandros die Früchte der Siege,
Welche mit Blut ihm bezeichnet die Bahn: sein Leben verwünschend
Stieg er in Aides Reich, und sein Raub ward Andern zum Raube:
Aber du selbst, wie du bist, so bleibest du immer und ewig.

Gleich den Blättern im Herbst, vergehen die Kinder der Erde;
Doch, wie die Frühlinge kehren, erneut sich im Laufe der Zeiten
Wieder die Blüthe des Menschengeschlechts. In ewiger Zeugung
Theilst du dich mit, und verjüngt tritt selbst aus dem Tode das Leben.
Leise verwischest du jegliche Spur der Verwesung, und pflanzest
Paradiese, wo einst der Arm der Zerstörung gewaltet.
Dich zwar sehen wir nicht, wie du bist, verborgene Gottheit,
Sondern nur dein Gewand, und nur vom Glanze den Abglanz:
Doch, wie du warest und bist, so bleibest du immer und ewig.

Heilige, wunderbare, du ewige Mutter der Wesen,
Du, durch welche wir sind, in welcher wir leben und weben;
Siehe, dir nahet mein Herz mit Lieb' und staunender Ehrfurcht;
Und es ergeußt im Gesange sich dir die begeisterte Seele!

Neuffer.

Hermann und Dorothea.

Aus G. G. Göking's vollkommener Emigrations-Geschichte von denen aus dem E. B. Salzburg vertriebenen und größten Theils nach Preußen gegangenen Lutheranern, u. s. w. Frankfurt und Leipzig. 1734. 4. im ersten Bande. S. 671.

(1732) „Ein Salzburgisches Mädchen, welches der Religion wegen Vater und Mutter verlassen hatte, zog mit ihren Landsleuten fort, ohne zu wissen, wie es ihr ergehen oder wo sie Gott hinführen würde. Als sie nun durch das Öttingsche reiseten, kam eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl zu ihr und fragte sie: „Wie es ihr im dasigen Land gefalle?“ Sie gab zur Antwort: „Herr, ganz wohl.“ Er fuhr fort: „ob sie denn bey seinem Vater wohl dienen wollte?“ Sie antwortete: „gar gerne! sie wollte treu und fleißig seyn, wenn er sie in seine Dienste nehmen wollte.“ Darauf erzählte sie ihm alle ihre Bauerarbeit, die sie verstünde. Sie könne das Vieh futtern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen, und dergleichen mehr verrichten.

Nun hatte der Vater diesen seinen Sohn oft angemahnt, daß er doch heirathen möchte, wozu er sich aber vorher nie entschließen können. Da aber besagte Emigranten da durchgezogen, und er dieses Mädchen ansichtig ward, gefiel ihm dieselbe. Er ging daher zu seinem Vater, erinnerte denselben, wie er ihn so oft zum Heirathen angespornt, und entdeckte ihm dabey, daß er sich nun eine Braut ausgesucht hätte. Er bäthe, der Vater möchte ihm erlauben, daß er dieselbe nehmen dürfte. Der Vater frug ihn, wer sie sey? Er gab ihm zur Antwort: „Es sey eine Salzburgerinn, die ihm sehr wohl gefiele. Wollte ihm nun der Vater nicht erlauben, daß er dieselbe nehmen dürfte, so würde er auch niemahls heirathen.“ Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem dazu gehohlten Prediger sich lange vergeblich bemühet hatten, ihm solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber endlich doch zugegeben, so stellete dieser seinem Vater die Salzburgerinn dar. Das Mädchen aber wußte von nichts anders, als daß man sie zu einer Dienstmagd verlangte. Und deßwegen ging sie auch mit dem jungen Menschen nach dem Hause seines Vaters. Der Vater hingegen stund in den Gedanken, als hätte sein Sohn der Salzburgerinn sein Herz schon eröffnet. Daher fragte er sie: „wie ihr denn sein Sohn gefiele, und ob sie ihn denn wohl heirathen wollte?“ Weil sie nun davon nichts wußte, so meinete sie, man suchte sie zu äffen. Sie fing darauf an: „man sollte sie nur nicht foppen! zu einer Magd hätte man sie verlanget, und zu dem Ende wäre sie seinem Sohne nachgegangen. Wollte man sie nun dazu annehmen, so wollte sie allen Fleiß und Treue beweisen, und ihr Brod schon verdienen. Foppen aber ließe sie sich nicht.“

Der Vater aber blieb dabey, daß es sein Ernst wäre, und der Sohn entdeckte ihr auch darauf die wahre Ursache, warum er sie mit nach seines Vaters Hause geführet, nähmlich: er habe ein herzliches Verlangen sie zu heirathen. Das Mädchen sah ihn darauf an, schwieg ein klein wenig stille, und sagte endlich: „wenn es denn sein Ernst wäre, daß er sie haben wollte, so wäre sie es auch zufrieden, und so wollte sie ihn halten wie ihr Auge im Kopfe.“ Der Sohn reichte ihr hierauf ein Ehepfand; sie aber griff sofort in den Busen, zog einen Beutel heraus, darin 200 Ducaten stacken, und sagte: „sie wollte ihm hiemit auch einen Mahlschatz geben.“ Folglich war die Verlobung richtig.“

Kleine Zwielichter.

(Aus den Dämmerungen von Jean Paul.)

Ein Pferd läuft so schnell als ein Strauß; aber jenes wird vom Reiter gespornt, dieser hat an seinen Flügeln

Stacheln, womit er sich selber spornt und sticht — — und ich bin lieber der Vogel.

Ein Edelmann, der durchaus nicht leidet, daß jemand anders gegen seine Ehre handle und sündige als er selber, und welcher daher bloß sich, nicht andern, Ehrenschulden schuldig bleibt, sitzt ganz im Vortheile des Englischen Volks, das die ungeheuere Nationalschuld fast bloß bey sich selber geborgt hat, und das bey dieser Einerleyheit von Schuldner und Gläubiger recht blühen und kämpfen kann, ähnlich gedachtem Edelmanne.

Wenn nach Goldsmith Mangel geschichtlicher Merkwürdigkeiten das Glück eines Staats bedeuten, so sollte uns allerdings dieser Mangel nicht mangeln. Gleichwohl hat er Recht und wir — Gewinn; denn eine 30jährige Gesundheit gibt nicht acht Blätter dem Arzte, aber eine einzige kurze Heilung ist voll lauter Geschichte.

Wer es irgend für unmöglich hält, zugleich den Staatsmann, und Kameralisten, und Gesandten, und Königesliebling, und den ächten Religiosisten, und Wahrheits-, und Landesfreund, und sogar den Glücklichen in Einer Person zu verknüpfen, der hat nie aus seinem Herzen in die Geschichte hinein geblickt. Darin steht ein solcher Selbstchorist und Fürstenbündner, Sülly! — Die Kraft seiner Geradheit ließe sich durch ein gemeines Gleichniß mahlen, nähmlich auch im Staatsgebäude geht kein Nagel, welcher befestigt, tief und bis zum Kopfe ein, als ein gerader — — — — Die Klapperschlange beißt niemahls gerade gestreckt, sondern krumm geringelt.

Noth lehrt bethen, die Italer nannten (Aen. I.) die Klippen Altäre; wir halten Kirchen für Häuser, bey welchen man die Durchgangsgerechtigkeit nur in schlechtem Wetter ausübt.

Kaffeh-Surrogat. So lange es nur noch Kaffeh gibt, sind noch immer Surrogate, worin er einen Bestandtheil ausmacht, zu erfinden. Nicht das wohlfeilste ist meines: Nimm von allen sämmtlichen Surrogaten zusammen $\frac{1}{32}$ und thue etwa $\frac{31}{32}$ ordinären Kaffeh daran, so wirst du einen Kaffeh haben, den die feinste Zunge nicht unterscheidet. Aber das wohlfeilste und einfachste Surrogat ist längst in Holland bekannt und eingeführt: nimm bloß anderthalb Maß reines gutes Wasser, laß es aufwallen, und thue ein halbes Loth Kaffeh hinein, so hast du ein sehr wohlschmeckendes Gesöff.

Das Schicksal geht mit Völkern, wie Heliogabalus mit seinen Köchen um: brachte einer ihm eine schlechterfundene Brühe, so nöthigte er ihn so lange davon zu leben, bis er auf eine bessere gefallen war.

Das Gute wächst auf den Jahrhunderten, das Böse auf Augenblicken; jenes lebt von der Zeit, dieses stirbt an ihr. Wäre es anders, so hätten wir nach dem Paradiese sogar schon das Fegfeuer eingebüßt, und säßen schon hier in der Vorhölle fest, um daraus, anstatt uns in einen kalten Vorhimmel aufzuschwingen, uns von einer Tiefe und Hölle zur andern weiter einzugraben. — Gleichwohl darf das Wesen auf der Zeitflucht, der augenblickliche Mensch, begehren, daß das Gute so schnell aufstehe, als er, und das Böse versinke. Was ihm eine lange Vergangenheit aufgesammelt und zugetragen, soll ihm eine flüchtige Gegenwart vollendet vorthürmen; darauf will er die Fruchtspeicher ausgenießen, und dann unbekümmert um die Nachzügler der Jahrhunderte nach Hause gehen in den Sarg.

Notitzen.

Italien. — Durch die Fürsorge des Vice-Königs hat Mailand, besonders für die Freunde der Naturkunde, einen neuen Schatz gewonnen. Man weiß nähmlich, daß schon vor geraumer Zeit mehrere Skelete von großen Land- und Seethieren, deren Heimath gegenwärtig nur die heiße Zone zu seyn pflegt, im Piacentinischen, in Hügeln, oberhalb Castel Arquato bey Firenzola, gefunden worden sind. Der Vice-König hat die ganze köstliche Sammlung der in jenen Gegenden gefundenen Gerippe, dieser historischen Zeugen früher, ungeheurer Revolutionen unsers Weltballs, angekauft. Sie ist gegenwärtig einstweilen unter Aufsicht des Professors Brocchi, General-Inspectors der Bergwerke, aufgestellt worden.

Zu den bemerkenswerthesten, wenigstens auffallendsten Stücken dieses Cabinets gehört das Gerippe eines Wallfisches von ungefähr sieben Meter Länge, welches ziemlich wohl erhalten ist. Dieß Knochengebäude gehörte allem Anschein nach einer balena musculus Linn.; ferner das Bruchstück eines andern Seethiers von noch beträchtlicherer Größe, dem aber der Kopf und das Schwanzende fehlt; deßgleichen auch gigantische Theile des Asiatischen Elephanten; das Gerippe eines Asiatischen Nashorns nebst dem Kopfe, u. s. w.

Alle diese und mehrere andere Gerippe von Land- und Seethieren fremder Zonen sind, wie gesagt, auf den Piacentinischen Hügeln bey Firenzola gefunden worden. Die Landthiere befanden sich in einem kalkartigen Flugsande, die Seethiere in einem schichtenweise gelagerten Leimen; alles mit Conchilien reichlich durchsäet, aus welchen die angehäuften Hügel jener Gegend fast ganz und gar bestehen und zusammen gesetzt sind.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 114. — 23. September 1809.

Das Intelligenzblatt.

Es war am Abende des 16. Augusts, als ich auf meiner Amtsreise nach O. ermattet von der brennenden Hitze und der ermüdeten Fahrt in einen Forst kam, dessen Schatten und Kühle mich sehr wohlthätig ansprachen. Auf einem geraden Wege, dessen Graben zu beyden Seiten mit einer Allee von jungen Birken, Kastanienbäumen, Accacien und Pappeln bepflanzt waren, fuhr ich heiter auf das kleine Dörfchen zu, das, wie ich wußte, in der Mitte des Waldes lag. Die Lage des Dörfchens hatte mir, so oft ich diese Straße gekommen war, immer so lieblich und romantisch geschienen; der große Försterhof, mit den netten Wirthschaftsgebäuden und dem freundlichen Wohnhause, mit den schattigen Pflanzungen und den frischen Rasengängen umher, hatte mir immer so wohl gefallen, daß mich der Anblick jedes Mahl erheiterte, meine Fantasie rege machte, und bey mir den Wunsch erweckte, doch ein Mahl, wenn auch nur auf wenige Stunden, in dieser Wohnung des Friedens verweilen zu können. Immer war meine Reise zu eilig gewesen, das Dörfchen hatte sich nie zu einer Station geeignet; aber heute sollte mir mein Wunsch gelingen. „Fahren wir noch weiter?" fragte der Kutscher, indem er sich nach mir umwandte. „Wie so," erwiederte ich, „es ist noch hoch am Tage, und wir haben nur noch anderthalb Meilen bis zur Stadt." — „Aber die Pferde sind müde, die fürchterliche Hitze und der Sand haben sie zu sehr mitgenommen. Wenn wir mit Tagesanbruch aufbrechen, kommen wir weiter, als wenn wir sie heut' übertreiben." — „Gut, wir bleiben gleich dort in dem Dorfe. Ist ein Wirthshaus hier?" — Ja, ein schlechtes; aber die Pferde haben einen guten Stall. — „Und für mich ist gesorgt; ich gehe zum Förster."

Als ob die Pferde unser Gespräch vernommen hätten, trabten sie rasch vorwärts, und in wenig Minuten standen sie vor dem kleinen Wirthshause. Die Wirthinn erschien an der Thür, und sah dem ausspannenden Kutscher müßig und halbverwundert zu. Indeß war ich abgestiegen und zu ihr getreten. „Logiren kann der Herr hier nicht," sagte sie, halb zu dem Kutscher, halb zu mir gewendet. — Das wird vielleicht nicht nöthig seyn, liebe Frau! erwiederte ich. Wie heißt der Förster? — „O der Herr Oberförster von Morsen, ein scharmanter Herr, ein reicher Herr, ein vornehmer Herr — der ist auf Gäste eingerichtet — die Gastfreundschaft selbst, und die Frau ..." — Hier entschwamm ich glücklich dem Strom ihrer Rede, denn ich war schon auf dem Wege nach dem Forsthause, das, ohne daß ich es wußte, einer meiner liebsten Jugendfreunde bewohnte.

Nachdem ich mich glücklich durch alle die bellenden Dachs-, Hühner- und Jagdhunde durchgearbeitet, die zu meinem Empfange ihre kleinen gemauerten Häuser verlassen hatten, kam mir an der Thür die wohlbekannte Gestalt meines Freundes entgegen, der mit ei-

nem lauten fröhlichen Ausrufe meines Nahmens mich umarmte, und unter abwechselnden Worten der Verwunderung und der Freude in's Wohnzimmer führte. Wir hatten seit sechs Jahren einander nicht gesehen — und in dem Alter, in dem wir standen, bey der Strebekraft, die in uns wohnte, was kann man in sechs Jahren nicht erleben! Wir hatten viel erlebt, und uns viel zu erzählen. Kaum konnte ich einer schönen weiblichen Gestalt, die während unsers ersten Ergusses in's Zimmer trat, und die mir Morsen als seine Gattinn vorstellte, einige Aufmerksamkeit schenken. Sie ging ab und zu, aber so oft sie sich ihrem Manne näherte, reichte er ihr die Hand entgegen, und ihr Blick ruhte auf ihm; wenn sie mich ansah, so war es nicht der gewöhnliche Blick der Neugier oder der Wirthinnenfreundlichkeit, es war der dankende Blick der Freude, daß meine Erscheinung ihrem Manne angenehm war.

Es mochten zwey Stunden verflossen seyn, in denen wir uns an unser altes Leben erinnert, und einen Abriß des neuen gegeben hatten, als wir zu Tische gerufen wurden. Auf dem Wege in's Speisezimmer sagte ich der jungen Frau etwas von Entschuldigung. „Sie fühlen es wohl," erwiederte sie, „daß der Freund meines Mannes auch in seinem Hause einheimisch ist." — Wir aßen nicht allein. Einige artige junge Männer, welche mein Freund seine Forst- und Jagdgenossen nannte, erwarteten uns am Tische. Das Gespräch ward allgemein, es richtete sich auf die Zeitgeschichte. Aber sie interessirte mich heute weniger, denn fast ausschließend war meine Aufmerksamkeit auf die Wirthinn gerichtet. Ihre Art, sich gegen jeden zu benehmen, einem jeden etwas Freundliches zu sagen — die ganze Einrichtung des Tisches, wo Reinlichkeit ohne Pracht, Wohlgeschmack ohne Überladung, und Anstand ohne Gezwungenheit herrschten, alles das spannte mich unwillkürlich auf das schöne Gemüth, von dem alles dieses ausging. Der Mann schien am Tische nur der liebste Gast, und obgleich heute, des Fremden wegen, eine Veränderung da seyn mochte, so leuchtete doch das Gewöhnliche so vor, daß dieß, nicht das Außerordentliche, seinen eigenthümlichen Reitz auszumachen schien. Über allem aber schwebte der Geist der Liebe, der Eintracht, des Vertrauens. Mein Freund, das fühlte ich, war ein glücklicher Mann.

Ich brannte, es ihm zu sagen, und sobald der Tisch aufgehoben war, und die Frau uns mit feiner Zartheit im Wohnzimmer allein gelassen hatte, ergriff ich seine Hand: „Du glücklicher Mensch! rief ich aus, — während ich noch unstät einem unbestimmten Ziele der Ehre nachzog, bist Du im Hafen des Glücks eingelaufen! Ein Amt, das Dich zweckmäßig beschäftigt, eine Wohnung in der schönsten Gegend, ein Vermögen, das Dir das Gefühl der Unabhängigkeit gewährt — und vor allem ein Weib, wie sie das Schicksal nur seinen Lieblingen gibt. — Wenn mir nicht die herzlose Wahrheit: Nihil est ab omni parte beatum, einfiele, ich würde Dich für ganz glücklich halten."

„Das bin ich auch, erwiederte er. Ich bin so glücklich, als ein Mensch es werden kann, und ich würde es für Ziererey halten, wenn ich das Gegentheil sagte. In der That, ich wünsche nichts, als die Erhaltung dessen, was ich habe. Aber auch der Gedanke an möglichen Verlust ist so schwach, daß er nicht einen Augenblick meine Heiterkeit trübt."

„Nun, so erhalte Dir und gebe mir der Himmel, was er Dir geschenkt hat! — Aber, verzeih' meiner Neugier! — noch weiß ich nicht ein Wort, wie Du in diese Lage gekommen bist!" —

Ja, das ist eine ziemlich alltägliche Geschichte! sagte mein Freund lächelnd. Ich darf Dir nur erzählen, wie ich zu meiner Frau gekommen bin; dann weißt Du alles.

„Das ist's eben, worauf ich schon lange gespannt bin. Von ihr geht alles aus, was ich noch im Hause gesehen habe, sie ist der stille Geist des Ganzen, und der Friede, die Liebe, die hier herrschen, fließen aus ihrer Brust. Aber, weit entfernt zu ahnen, daß ein solches Weib in dieser Gegend lebt, habe ich nicht einmahl gewußt, daß Du verheirathet bist. — Nun so erzähle! wie bist Du dazu gekommen?"

Er stand auf, hohlte aus seinem Secretär eine elegante Brieftasche, legte sie stillschweigend neben sich, und fing an:

Als wir die Akademie verlassen hatten, und Du auf Reisen gegangen warst, lebte ich ein Jahr bey meinem Onkel in Marienthal, wo meine Neigung und sein Wunsch mich auf die Forstwissenschaft leiteten. Mein weltkluger Onkel hatte obendrein berechnet, daß ein junger Mann meiner Art mit dem wenigen universeller Bildung, das ich mir auf der Akademie erworben hatte, bey der Vorliebe des Fürsten für Jagd- und Forstwesen, eine glänzende Carriere machen könne. Wirklich führte er mich nach dem Vorbereitungsjahre in die Residenz; der Minister war sein alter Freund; ich ward dem Fürsten vorgestellt, hatte die Gnade ihm zu gefallen, und ihn auf einigen Reisen in die Reviere zu begleiten, ward angestellt, und arbeitete unmittelbar unter den Augen des Ministers. Man sah mich allgemein als einen Liebling

des Glücks an, man weissagte in mir den Mann von Bedeutung, man ehrte den reichen Erben seines Onkels.

„Und sah nicht ohne Herzklopfen den schönen Mann, — setzte ich hinzu. Dieß weiß ich alles aus Briefen, die man mir nach Wien schrieb."

Mit einem Worte, fuhr Morsen lächelnd fort, man hielt mich für einen gemachten Mann und eine gute Partie. Überall war ich willkommen, zu allen Feten und Zirkeln lagen die Karten auf meinem Tische, und während die Väter erwachsener Töchter mich mit Biederherzigkeit zu sich einluden, ließen mir die Mütter nicht undeutlich merken, daß mir der Himmel auf Erden bestimmt sey, wenn ich nur den Schlüssel dazu aus ihren Händen empfangen wollte. Du siehst, daß es mir nicht wäre zu verargen gewesen, wenn ich ein wenig eitel geworden wäre! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Logogryphen

1.

Von vorn gelesen eine Handelsstadt.
Von hinten ein Insect, das keine Glieder hat.

2.

Ich, eine Stadt bald hier bald dort im Ocean,
Doch mehr für Herrn und Knecht', als Damen,
Verwandle mich, seht ihr mein Haupt nicht an,
In einen Frauenzimmernahmen,
Berühmt durch — — trefflichen Roman.

Der Spanier,

aus verschiedenen Gesichtspuncten.

Er scheint mir, in Hinsicht seiner physischen Organisation und der daraus hervorgehenden sittlichen Anlagen, Neigungen und Fähigkeiten, zwischen dem Europäer und dem Afrikaner mitten inne zu stehen, so wie er seiner geographischen Lage nach gleichsam zwischen beyden wohnt. Auch finden sich unläugbar in seiner Körperbildung noch viele Überreste Maurischer Eigenthümlichkeiten: aufgeworfene Lippen, dicke Ohrenläppchen, öhlig sammtne Haut und starkes schwarzes Haar. Im Allgemeinen dann erreicht der Wuchs des Spaniers mittlere Höhe; sein Gliederbau ist wohlgemacht, und unter sich in sehr harmonischem Verhältnisse, gleich fern von Holländischer Plumpheit, von dem Porter- und Pudding-Wanst des Engländers, und von der spindeldürren Winzigkeit Französischer Perükenmacher; sein Blick ist stark, sein Auge schwarz und feurig, seine Züge sind scharf gezeichnet; sein Gebehrdenspiel ist abgemessen, graviätisch und gesetzt, gleich wie sein Gang und seine Sprache. Allein sein Teint ist nicht der frische Teint des Franken und des Deutschen, nicht die blühende Gesundheit auf den vollen Wangen, sondern schwärzlicht (moreno). Stirn und Mund umzieht ein stiller Ernst; das Ganze spricht den Ungewöhnten etwas hart und widrig an, und fordert Studium des innern Menschen, um den ersten Eindruck seines Äußern zu verdrängen. Denn wenn ein echtes Spanisches Gesicht unter der montera des Kastillaners steckt, oder unter der rothen Wollenmütze des Katalaners, und allenfalls ein Paar Pistolen obendrein im Gürtel, so steht Abällino lebend da. Auch ist die Italiänische National Physiognomie die einzige, die sich vielleicht noch unter der Spanischen verlieren könnte; die Individuen aller übrigen Völker aber zeichnen sich durch Farbe, Bildung, Blick und Ton unverkennbar aus.

Der Spanier hat sehr warmes Blut; es sprudelt aber nicht, wie das des Franzmanns, sondern fließt in dichterer Masse langsam; er hat auch äußerst fein gestimmte Nerven, reitzbar und beweglich. Dieses Blut und diese Nerven bilden diese Charaktere, und der sorgenlosen äußern Ruh; sie begünstigen den Hang zur Schwärmerey, zur Andacht und zum Abenteuerlichen, in welcher Hinsicht jeder Spanier eine Ader von dem Ritter aus der Mancha hat, in dessen Bild Cervantes keinen Narren mahlte, sondern seine Zeitgenossen, wie sie theils noch heute sind: Seifenblasen fassend, als ob's Zentnerlasten wären, weil sie der Bodensatz des dicken Blutes zur Melancholie hinneigt, und ihre rege Fantasie den Gegenständen starke Farben aufträgt. — Des Spaniers vorzüglichste Tugenden bestehen in Gelassenheit, im Festhalten des Durchdrungenen, in Mitleid gegen Unglückliche, in Aufopferungskraft ohne Anmaßung. Diese letztere mag hier ein kleines Beyspiel belegen.

Ein Canonicus, und jetziges Mitglied des Inquisitions-Tribunals, verlebte mehrere Jahre in Mexiko. Ohne daß er noch im geringsten an seine Rückkehr dachte, befand er sich eines Tages in dem Hause eines Handelsmannes, den er heut zum ersten Mahle sah. Der Mann war als rechtschaffen, als wohlhabend und glücklich bekannt; dennoch lag ein stiller Ausdruck ungewohnten Kummers auf seinem Wesen. Der Canonicus bemühte sich, den Grund desselben in einer offenherzigen und traulichen Unterredung zu erfahren. Der Kaufmann hatte sein ganzes Vermögen auf eine Speculation gesetzt, und ihre Verunglückung war unvermeidlich, weil er auf den absahrenden Schiffen keine Gelegenheit finden konnte, seinem Europäischen Correspondenten durch

die Umstände erforderlich gemachte neue Verhaltungsbefehle mit Schnelligkeit und Sicherheit directe zukommen zu lassen.

„Machen Sie Ihren Brief fertig," sagte der Canonicus, „in einer Stunde reise ich ab."

Er hielt Wort, und als er nach einer glücklichen Überfahrt zu dem Freund des Geretteten in's Zimmer trat, bath er sich ganz unbefangen komisch einen Stuhl aus, um etwas auszuruhen, weil er von Mexiko käme. Er übergab seine Depesche so leicht hin lächelnd, als hätte er sie aus Gefälligkeit bloß etwa zwey Meilen weit mitgenommen, und sprach auch in der Folge nun gar nichts mehr von der ganzen Sache.

Einen traurigen aber sprechenden Beweis der Spanischen Charakterfestigkeit liefert im Großen die gegenwärtige Insurrection. So sehr auch dieselbe durch Englische Aufhetzung und durch den Einfluß der Bigotterie genährt seyn mag, so würden diese Hebel dennoch längst ermattet seyn, wenn den Anstrengungen und dem unverdrossenen Dulden aller Übel eines schauderhaften Krieges nicht ein fester eigener Wille unterläge.

Die unzählige Menge von Hospitälern, in welchen jeder Kranke ohne Unterschied aufgenommen und sorgfältig verpflegt wird, die frommen Stiftungen aller Art, die Findelhäuser, die Zufluchtsörter für verschämte reuige Magdalenen, das Gesetz, das jedes außer der Ehe geborne Kind als Eigenthum des Staats mit den Vorrechten des Edelmanns ausstattet, und noch mehr die gelassene Schonung, mit welcher der Spanier seine Untergebenen behandelt, für die Ruhe ihrer alten Tage sorgt, und menschliche Versehen mild und schonend rügt, — zeugen von Menschlichkeit und Mitgefühl, und nur dem höllischen Einflusse des Fanatismus auf das reitzbare Gemüth dieses Volkes, aber nicht den natürlichen Anlagen desselben, sind die barbarischen Greuel der Scheiterhaufen und die Grausamkeiten des Amerikanischen Unterjochungskrieges zuzuschreiben.

(Der Beschluß folgt.)

Kleine Zwielichter.

(Aus den Dämmerungen von Jean Paul.)

Der Englische Kronprinz ist — zuwider den übrigen Gesetzen Europens — mündig, sobald er geboren ist, nach dem neunmonathlichen Incognito. Aber eben so gut hält sich jedes neugeborne Zeitalter für mündig und folglich regierungsfähig, und für den Kronprinzen der Zukunft.

———

Die Menschen wie die Völker treibt zu viel Glück wie zu viel Unglück in die Unsittlichkeit hinein; so stecken sich die Teichfische nur bey Übermaß der Kälte und der Wärme in den Schlamm.

Notitzen.

Dr. Ignaz Feßler, dieser durch seine Schicksale und Schriften merkwürdige Mann (einst unter dem Nahmen Innocenz, Kapuziner zu Wien,) lebte bisher in Buckow, einem Dorfe, 7 Meilen von Berlin, bey einem seiner Freunde, dem Kammerrath Kunicke, und wurde von einem zweyten Freunde, dem Hofrath Fischer, großmüthig unterstützt; denn seit zwey Jahren hatte er seinen Gehalt von 600 Rthlr. verloren. So fleißig er auch als Schriftsteller arbeitete, so war der dadurch errungene Erwerb doch kaum zureichend, ihm mit seiner zahlreichen Familie die fernere Subsistenz zu sichern. Da erschien aber auf einmahl aus dem fernen Norden eine fröhliche Aussicht.

Im Februar 1809 war der Plan zur Erziehung und zum Unterrichte des Russischen niedern und höhern Clerus unter Leitung des Minister-Collegen Speransky beendigt, und vom Kaiser Alexander zur promptesten Ausführung bestätigt worden. Diesem Plane gemäß werden in dem ganzen Reiche 36 Seminarien und 4 geistliche Akademien, die letztern zu Petersburg, Moskwa, Kiow, und Kasan errichtet. Jedes Seminarium hat 6 Classen, in welchen die jungen Geistlichen in allen Theilen der philologischen, historischen, physischen, philosophischen und theologischen Wissenschaften elementarisch unterrichtet werden. Diejenigen, welche sich in diesen Seminarien als vorzügliche Köpfe auszeichnen, werden auf eine der vier Akademien geschickt, wo die nun schon zu höhern geistlichen Ämtern und Würden Bestimmten in den obengedachten Wissenschaften gründlicher unterrichtet werden sollen.

Zufällig eröffnet der Minister Speransky dem Hofrath und Professor Lody, der vor 23 Jahren in Lemberg einer von Feßler's besten Schülern war, das Bedürfniß, für die neue geistliche Akademie Alexander-Newsky zu Petersburg einige ausgezeichnete Gelehrte, welche der Lateinischen Sprache zum wissenschaftlichen Vortrage mächtig sind, zu berufen. Da nannte ihm Lody Feßler's Nahmen, und übergab ihm dessen Grammatik der Orientalischen Sprachen und dessen Hebräische Anthologie, das Einzige, was er von seinen Schriften besaß, zur Durchsicht. Er erhielt nach einigen Tagen den Auftrag, Feßler den Lehrstuhl der Hebräischen Sprache und der biblischen Hermeneutik, oder statt der letztern entweder die Griechischen und Römischen Alterthümer, oder die vollständige Kirchengeschichte, oder auch die Geschichte der Philosophie, unter angemessenen Bedingungen anzutragen.

Dieses Einladungsschreiben erhielt Feßler in der Mitte des Monaths April, und sandte es sogleich nach Königsberg, worauf ihm durch den geheimen Staatsrath v. Humboldt das Anerbiethen einer Schulrathsstelle bey der Regierung zu Königsberg in der Neumark gethan wurde. Da aber der von Feßler verlangte Gehalt nicht ausgemittelt werden konnte, so entschloß sich derselbe zur Annahme des Rufes nach Petersburg. — Unterm 3. Juny neuen Styls ernannte ihn Kaiser Alexander zum Hofrath und Professor bey der dasigen Akademie, und genehmigte die von ihm verlangten 2500 Rubel Gehalt u. s. w. — Zu Anfange Augusts reiste Feßler aus Buckow bey Breslow nach Petersburg ab.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den —— 115. —— 26. September 1809.

Perez und Zimiska.

(Beschluß.)

Unglücklicher Vater! deine Tugend muß die Ursache deines Verderbens werden. Du opferst das Glück deiner Tochter auf, und für wen? — für abergläubische stolze Ältern, die dich als den Entführer ihres Sohnes anklagen, welchen du ihnen so edel zurück gibst.

Kaum war nähmlich Antonio aus dem väterlichen Hause verschwunden, kaum hatte man sichere Nachricht eingezogen, daß er am Borde des Schiffes gesehen worden, auf welchem Zimiska mit ihrem Vater Spanien verlassen wollte; so klagten seine Ältern, deren Unwille von der Wuth fanatischer Priester und von den Eingebungen der beleidigten Familie täglich neue Nahrung erhielt, beyde als Räuber ihres Sohnes an, und es wurden ihnen alle Mittel erlaubt, die Flüchtigen, wo sie konnten, in Verhaft nehmen zu lassen.

Noch einen Tag hatte der bekümmerte Greis den Ungestüm-Bittenden von seiner Abreise nachgegeben — da erschallt plötzlich Getöse auf der Straße; das Haus wird besetzt, Zimiska und ihr Vater werden in Ketten gelegt. Umsonst fleht Perez, auch ihn zu fesseln; man verweigert es ihm; man drängt ihn mit Gewalt hinweg, indeß die Unschuldigen, von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, endlich — in den Mauern der Inquisition zu Madrid ihren letzten Kerker finden.

Kein Ausdruck mahlt die Wuth des Antonio. Aber sie stieg zur Verzweiflung, als er, in das väterliche Haus zurück gebracht, von den erzürnten Ältern erfuhr, daß man mit äußerster Strenge gegen die gefangenen Verbrecher verfahren werde. Dem wüthenden Fanatismus jener Zeiten war jedes Opfer willkommen. Man beschuldigte Vater und Tochter, den unerfahrnen Jüngling durch Zaubermittel verführt, und ihn so mit Gewalt von dem väterlichen Hause entfernt zu haben, um ihn zur Annahme der mahomedanischen Religion zu verleiten; dieß sey die Ursache seiner Verbindung mit Zimiska. Und der Beweis dieser Beschuldigungen? Die Unglücklichen waren Mahomedaner! Konnt' es ein größeres Verbrechen geben in den Augen der Inquisition? Und auf jene leeren Beschuldigungen hin, die durch nichts als durch die boshafte Deutung und Auslegung blutdürstiger Richter unterstützt wurden, verdammte man die zwey Unschuldigen zum Scheiterhaufen.

Antonio, von Schrecken und Schauder bey dieser Nachricht durchdrungen, und sich allein als die Ursache so vieles Unglücks anklagend, entfloh der väterlichen Haft, und flog auf den Richtplatz, wo sich schon eine unzählige Menge Volks, nach dem blutigen Schauspiele lüstern, versammelt hatte.

„Ich allein, ihr Richter," — rief er, die Hände gen Himmel hebend, aus — „ich allein bin schuldig, ich habe den Tod verdient. Dieser unglückliche Greis hat nichts verbrochen; seine Sorgfalt, mich meiner Familie zurück zu geben, ist seine ganze Schuld. Ohne sie hätte

er seine Abreise nicht verzögert, und wäre jetzt nicht das Opfer eurer barbarischen Wuth. Ihr mordet Unschuldige! ich schwöre es bey dem Allmächtigen!"

Bey diesen Worten erhoben sich die Richter, und sahen einander mit Staunen und unterdrücktem Unwillen an. Sie, die nur zu sehr gewohnt waren, ihre Beschlüsse für Aussprüche des Himmels auszugeben, fürchteten, über die Kühnheit des Jünglings empört, eben so sehr ihre Opfer, als ihre Unfehlbarkeit bey dem Volke zu verlieren. Sie gebothen, die Gefangenen in den Kerker zurück zu führen, den Antonio zu fesseln . . . er sollte büßen für seine Lästerung. Die Untersuchung begann von neuem. Man drang in ihn, öffentlich vor dem Volke zu widerrufen, Zimiska und ihren Vater als Verbrecher anzuerkennen, — er bezeugte standhaft ihre Unschuld, er klagte laut die Richter an. Da erklärten sie durch einstimmigen Beschluß: er sey von den magischen Künsten des Mauren bezaubert, und schon ein völliger Anhänger des Mohameds. Seine Bemühung, die Unschuld zu retten, war Gotteslästerung; man verdammte ihn zu gleichem Tode.

Jetzt erst erkannte Antonio's verblendete Familie ihre Schuld, ihren unzeitigen Eifer, aber zu spät. Umsonst both sie Alles, ihr ganzes Vermögen auf, ihn zu retten; es war vergebens, keine Gewalt befreyt aus den Händen der heiligen Inquisition! —

Der furchtbare Tag der Hinrichtung ward anberaumt. Doch — wer vermag diese schreckliche Scene zu schildern! — Der zitternde Greis — zum Scheiterhaufen wankend — an der Seite seiner Tochter! Die Geliebte, zum Tode gehend, an der Seite des Geliebten; Perez, den eigenen Schmerz nicht achtend, nur die Schmerzen jener fühlend, deren Tod er unschuldig bereitet hatte. Ach! noch hoffte er Rettung für sie, noch rief er laut ihre Unschuld, sein Verbrechen aus. Umsonst! Taub seinem Flehen blieben die Richter, das Volk. — Schon brannten die Scheiterhaufen, ein Schrey des Entsetzens entfuhr ihm. — „O ihr Unmenschen!" rief er aus, „ist das die wahre Religion, von der die Wahrheit verfolgt, der Unschuldige verdammt wird? Ich entsage ihr, dieser schrecklichen Religion! Dein Gott, sanfte Zimiska, sey auch der Meinige. O theure Geliebte, und du, bedauernswerther Greis, ein Schicksal hat uns vereinigt, ein Gott ende auch unsere Leiden!" Er sprachs, und umschlang die zitternde Zimiska, beyde über den bethenden Greis herab gebeugt. — Die Flammen wirbelten an ihnen empor, und nahmen die letzten Seufzer von ihren Lippen.

Chr. Schreiber.

Epigramme.

In Müchler's Stammbuch.

Unbemerkt durch's Leben schleichen;
Wandeln still im Musenhain,
Geh'n im Mittagssonnenschein
Unter Palmen oder Eichen,
Keinen Herzensforscher scheu'n,
Und mit sich zufrieden seyn,
Hilft den höchsten Zweck erreichen!

Gleim.

Elmire.

Wer den Verstand verliert, verliere
Auch sein Gedächtniß, sagt Elmire.
O nein! Beym Gott der Sympathie!
Gelänge mir's noch, Sie zu rühren,
Und hielt' ich, unter Liebesschwüren
Und Küssen, in den Armen Sie,
Ich könnte den Verstand verlieren,
Jedoch mein Glück vergäß' ich nie.

Hg.

Zuversicht.

Nach Holberg.

Ein Sterndeuter prophezeyt
Mit heiliger Geberde
In vier und zwanzig Stunden Zeit
Den jüngsten Tag der Erde.
„Was kümmert mich die Neuigkeit!"
Sagt Schiffer Markus heiter;
„Noch heute segl' ich weiter."

Hg.

Anecdote.

Der verstorbene Preußische General von Dockem, Chef eines Dragoner-Regiments, litt sehr am Podagra. Er war aber ein so jovialischer Mann, daß er doch täglich viele Officiere und andere Personen bey Tische sahe; auch war er ein großer Liebhaber der Jagd, und hielt sich daher eine ansehnliche Zahl Hunde. Diese sprangen nun beym Tische immer um ihn herum, und da es nicht fehlen konnte, daß einige davon seine podagrischen Füße ungeschickt berührten, und ihm dieß Schmerzen verursachte, so lag gewöhnlich eine große Peitsche in seiner Nähe, um die Allzuzudringlichen in Respect zu halten. Einst wurde bey dem Regimente des Generals die Feldpredigerstelle erledigt. Ein Candidat meldete sich dazu. Er mußte eine Probepredigt halten, gefiel, und wurde bey dem General zur Tafel geladen, als dieser eben sehr am Podagra litt. Einige junge Officiere überredeten den Candidaten, daß der General es sehr gern sähe, wenn es seinen Gästen recht gut schmecke, und daß man ihm keine größere Freude machen könne, als wenn man brav zulange; dagegen würde er, wenn man das Gegentheil thäte, oft so aufgebracht, daß er sich zuweilen sogar so weit vergäße, daß er schimpfe und tobe, selbst einen und den andern schon geschlagen habe. Der junge

noch sehr blöde Candidat merkte sich dieß, und beschloß, alles mögliche zu thun, um sich durch seinen guten Appetit bey dem General zu insinuiren. Es ging zu Tische. Der Candidat ließ sich gleich ungenöthigt einen zweyten Teller mit Suppe geben. Dieß gefiel dem General, und als dieser zweyte Teller leer war, sagte er zu dem Candidaten sehr freundlich: „Wenn es Ihnen geschmeckt hat, so lassen Sie sich immer noch einen Teller voll geben." Aus Artigkeit nahm es der Candidat an, und auf eine ähnliche Art ging es bis zum Braten fort; hier überfiel ihn aber eine Angst, er hatte zwar seine Portion Braten verzehrt, aber er war nicht im Stande, nur noch einen Bissen hinunter zu bringen, und doch nöthigte ihn der General, da ihm eben der Teller wieder präsentirt wurde, noch zuzulangen. Demüthig stellte er vor, was er schon geleistet habe, und sprach von absoluter Unmöglichkeit und — in dem Augenblicke sprang ein Windhund dem General auf den kranken Fuß. „O gebt mir doch die Peitsche her!" rief dieser ganz entrüstet. Kaum waren diese Schreckensworte erschollen, so stürzte auch schon der Candidat zu des Generals Füßen, bath um Gnade, und betheuerte, wenn er nur dießmahl Verzeihung erhielte, so wolle er das Unmögliche möglich machen, und noch eine Portion Braten essen, wenn er auch platzen müßte. Der General war ganz erstaunt über diese unerwartete Scene. Es entstand eine tiefe Stille; endlich entdeckte einer der Officiere den Zusammenhang der Sache, man lachte herzlich, und der General ließ es sich sehr angelegen seyn, den erschrockenen Candidaten wieder zu beruhigen.

Der Spanier,

aus verschiedenen Gesichtspuncten.

(Beschluß.)

Im Dulden und Entbehren gränzt der Spanier an den Indianer. Der Spanische Soldat behilft sich Tage lang mit einer Zwiebel und mit Wasser, ohne Murren; er ist so genügsam, wo der Deutsche nimmer satt wird, und so still ergeben in dem größten Leiden, daß es rührend ist. Freylich artet auf der andern Seite die Gelassenheit in Indolenz und Schlaffheit aus. Im zerlumpten braunen Mantel, gelbschwarz, ungekämmt und ungewaschen, stehen Männer in der vollsten Kraft der Jahre, dumpf und stier am Frühlingsstrahl und sonnen ihre Faulheit auf Kosten ihrer Magen. Sie stehen eben so moralisch in den Lumpen ihrer Vorurtheile, ohne Ahnung einer möglichen Verbesserung, und brüten lieber leidend über alten Übeln, als daß sie ihren Zustand durch entschlossenen Kraftaufwand veränderten. Ach! das schöne Klima, die paradiesischen Gefilde Spaniens, und die Gold- und Silberminen Mexiko's und Peru's, machen seine Eingebornen faul, und von der mütterlichen liebenden Natur so hoch begünstigt, versäumen sie die Bildung zur Humanität durch Kunst, und herrliche Talente bleiben unentwickelt — roher Stoff! — Indessen ist es wieder wahr, daß selbst der Eichbaum Deutschen Fleißes in Andalusien verwelken müßte, weil das heiße Klima sich erdrückend auf die Regsamkeit des Körpers lagert, und überdieß die reichen mühelosen Ernten die Erfordernisse dieses Lebens um ein Spottgeld Arbeit liefern.

Im Umgang ist der Spanier unter Freunden äußerst froh und frey und voller Witz; da ist er Sancho Panza, wie im ernsten Leben dessen Herr.

Tertulias heißen die eigentlichen geschlossenen Abendgesellschaften, wo sich eingeladene Gäste beyderley Geschlechter unter dem Präsidium der Frau vom Hause versammeln. Da erscheinen die Damen mit ihren Cortejos. Anfangs unter etwas steifen Complimenten läßt man sich im Saale nieder. Zuerst wird Limonade, Glace, Confiture umgebothen, später kalter Punsch; ein Guitarrenspieler setzt sich mit dem allgemein geliebten Instrument in des Zimmers Mitte auf die kühlige estera an den Boden, und stimmt irgend eine rührende Romanze an. Vor diesen Tönen fliehen nach und nach die Falten der Convenienz; die wohlgebauten Füßchen werden lüstern nach dem zärtlichen Bolero; zwey, drey Paare tanzen — nach und nach tanzt alles, und im Wonnerausch des National-Entzückens aufgelöset, werden die erschöpften Frauenzimmer, lieblich schmachtend auf die niedern Sessel hingegossen, kniend von der Männerschaar bedient. In diesen Gruppen schwindet jeder Zwang der angenommenen Regeln; nur Kinder der Natur und Liebe treten auf, und südlich leicht und froh verfließen Stunden, Augenblicken gleich. Doch ist es schwer für Fremde, Zuschauer und Mitspieler einer echten Tertulia zu werden, wenn sie sich nicht durch Aneignung der Sprache, Lebensart und Sitten soweit nationalisirt haben, daß sie der engere Kreis ihrer Bekannten als ihres gleichen in die Mysterien des zwanglosen Umgangs einzuführen würdig glaubt.

Dank sey es meinem freundlichen Gestirn, daß ich Spanien nicht verließ, ohne seine Eingebornen auch in diesem Verhältniß im Negligee erblickt zu haben.

Eine simplere gesellschaftliche Erhohlung der meisten Stände ist der ländliche Ausflug auf die erste beste Schattenstelle an dem Manzanares, oder selbst unter ei-

nen Feldbaum rings um Madrid. Eine ganze Haushaltung mit allen ihren nähern Freunden, und in der Begleitung eines schwer bepackten Korbes Victualien und Manchawein und Liqueurs, bringt zusammen einen Nachmittag in schäferlichem Frohsinn zu. Da wird gegessen und getrunken, gescherzt, gelacht, getanzt, geküßt; da werden Geschichtchen hererzählt und Pfänder ausgespielt. Nie ist der Spanier seliger, als wenn er in solchen Zirkeln seine Laute schlägt, sein Mädchen schwingt, sein dampfendes Cigarro raucht, und ganz den Augenblick der Gegenwart genießt; nicht selten schließt sogar ein rascher Deutscher Walzer diese heitern Landparthien.

Der Spanier ist stolz — stolz, weil er sein Land mit dessen auswärtigen Besitzungen als das reichste, schönste, als des Himmels Liebling anerkennt; daran hat er nicht ganz unrecht; — stolz, weil er sich selbst eine hohe Menschenwürde, Großmuth und Treue zuschreibt; auch darin ist er nicht durchaus zu tadeln. Er fordert eine edle, menschliche Behandlung, und besteht darauf, auch wenn es seine Existenz kosten sollte. Kein Musketier und kein Bedienter, keine schmutzige Ventera läßt so mit sich umgehen, wie mancher Preußische Officier mit seinem Wachtmeister, mancher Deutsche Chef mit seinem Angestellten umgeht. Der Spanier ist stolz, weil er sich in historischer und politischer Hinsicht vorzüglich alt und mächtig glaubt; — stolz, weil er glaubt, die Wissenschaften und die Künste werden auf dem Erdball nirgends mit so hellem Geist, so scharfem Sinn, und mit so viel Geschick gebildet und geübt, als wie in Spanien. Darin aber ist er dem Chinesen ähnlich, der sein China als ein großes Viereck ansieht, woran die andern Länder bloß als zugegebene kleinere geometrische Figuren hängen. Allein auch dieser Stolz äußert sich nicht durch ein übermüthiges Wegwerfen fremden Verdienstes, sondern vielmehr durch ein enthusiastisches Anerkennen desselben, und durch ein ernstes Bestreben, es ebenfalls zu erwerben; nur daß stets im Hintergrunde der Spanische Gedanke steht, dieses Verdienst werde erst unter seinen Händen den höchsten Grad möglicher Vollkommenheit erreichen.

Ahnenstolz oder Reichthumsstolz, und dergleichen kleinstädterische Schellenkappen und Teufeleyen, kennt der Spanier nicht. Sein Edelmann schreitet nicht wie der Elephant in der Menagerie umher, und seine Edeldamen glauben nicht, daß des Eseltreibers Frau von einem andern Gott aus einem andern Stoff geschaffen sey, als ihre hochwohlgebornen Näschen. Der Adel allerdings genießt das Vorrecht seines Ranges, läßt sich wohl seyn, fährt in Kutschen, trinkt Burgunder und Champagner, wenn er dessen hat, bekleidet Ämter, wird Gesandter u. s. w. — aber Mesalliance kennt er nicht, und von Peitschenhieben auf die Buckel leibeigener Bauern schweigen die Annalen still, und der Herzog heißt den Tischlermeister so gut Señor als dieser jenen, und der Asturier sagt es dem Könige gerade in den Bart: Ich bin so gut ein Edelmann als du! Auch sind alle die vornehmen Herrn und Damen gar nicht zu vornehm, alle Sonntage Nachmittags in das hospital general zu fahren, und Pflichten des Johanniter-Ordens gegen bürgerliche Kranke mit eigenen hohen Händen auszuüben.

Es bestehet ein Gerücht, als ob der Spanier eifersüchtig wäre. Ich weiß nicht, ob er's jemahls war; aber wenn man die unbedingte Unterwürfigkeit wahrnimmt, mit welcher er unter dem Pantoffel seiner schönern Hälfte steht, — die unverstellte Höflichkeit, mit welcher er den Freund vom Hause behandelt, und den freyen Umgang, den sich verheirathete Weiber mit jungen Männern erlauben: so wird man bald ein Vorurtheil ablegen, das nur in einer verjährten, allgemein irrigen Meinung gegründet ist.

Notizen.

Über die Wirkungen des oxidirten Stickgas.

Schon seit zehn Jahren sind unter den Physikern die Versuche bekannt, die Davy über die Athembarkeit und die außerordentlichen Wirkungen des oxydirten Stickgas anstellte. Nicht nur eine erhöhte Reizbarkeit, sondern ein eigenthümliches Gefühl von Wohlbehagen und Entzücken war schon nach der Beschreibung der ersten Experimentatoren darüber die Folge von dem Einathmen dieses Gas, eine Empfindung, die sie dadurch einiger Maßen auszudrücken versuchten, daß sie sagten, sie seyen dadurch in guter Laune gleichsam gebadet worden.

Ähnliche Erfahrungen machte nun Hr. Woodhouse in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika, und die Beschreibungen, die er von den Wirkungen dieses Gas auf verschiedene Personen machte, und welche die Bibliotheque britannique enthält, sind höchst auffallend. Mehrere derselben fielen beym Einathmen dieses Gas in Ohnmacht, andere brachen in ein convulsivisches Lachen aus, der eine machte Bocksprünge über die Bänke des Zimmers hinweg, ein anderer stampfte heftig auf die Erde, oder packte seinen Nachbar am Kragen, während ein dritter nach noch einer Bouteille, noch einer Bouteille rief, oder in Mahomeds Paradies versetzt zu seyn wähnte. Gravitätische Personen konnten sich nicht enthalten, bald tragische, bald komische Rollen zu spielen, und nur auf wenige, die zum Theil beym Einathmen sich ungeschickt benahmen, und atmosphärische Luft damit vermengten, zeigte es keine Wirkung.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 116. — 28. September 1809.

Das Intelligenzblatt.

(Fortsetzung.)

In diesem Gewirre von Arbeit und Zerstreuung zeichnete ich unvermerkt zwey Häuser aus, in denen ich am öftesten und liebsten war. In beyden war eine heirathbare Tochter. Das eine war das Haus des Kammerpräsidenten von Gersdorf, das andere des Hofraths Seybold. In jenem lebte ich fast alle Tage, in diesem brachte ich regelmäßig wöchentlich zwey Abende zu; dort beständig in der glänzendsten und geistreichsten Gesellschaft, hier mit dem wackern Seybold und seiner Tochter allein. In jenem war die allbewunderte Ottilie die Seele des Ganzen, so wie sie in der Stadt und bey Hofe selbst für die Krone der Damen galt; in diesem hatte ich die sanfte Elise kaum einmahl recht bemerkt, denn die Gespräche des Alten, aus denen eine abgegohrene Welt- und Menschenkenntniß und eine Fülle von Erfahrungsweisheit hervor ging, beschäftigten fast ausschließend meine Aufmerksamkeit. Ottilie — kennst du sie?

„Wer sollte die Königinn des Tages nicht kennen!"

Ganz recht! — Sie schien mir das Höchste, was ich mir von weiblicher Bildung gedacht hatte. Sie zeichnete und mahlte mit Geschmack und eigener Erfindungskraft, sie spielte das vollkommenste Instrument, das Clavier, wie das unvollkommenste, die Guitarre, mit gleicher Kunstfertigkeit, sie sang noch reitzender, als sie spielte, und — fast hörte man sie noch lieber lesen, als singen. Sie machte selbst Verse, die bewundert wurden; doch schien sie selbst ihre Prosa, die sie schrieb, höher anzuschlagen. Witz, Geschmack, Esprit — das war ihr Eigenthum. Schien mir ihr Esprit auch zuweilen zu sehr auf der Oberfläche zu schweben, ihr Geschmack mehr der Begleiter der allgemeinen Mode als ein origineller Genius, und ihr Witz weniger das unschuldige Kind einer frohen Laune, als das absichtliche Erzeugniß der Eitelkeit und der Spottsucht zu seyn; so war es mir doch nicht möglich, in dem Zauber, in welchem mich Schönheit, Grazie und Talente gefangen hielten, eine trockne Reflexion festzuhalten. Ich glaubte nur zu leben, wenn ich bey ihr war; nur im Gespräche mit ihr geistreich, nur in ihrer Anbethung gefühlvoll zu seyn. Ich war ihr hingegebener Verehrer, und bald galt ich am Hofe und in der Stadt für ihren erklärten Bräutigam.

„Das warst Du?"

Ich!

„Man hatte mir geschrieben, ohne mir den Nahmen zu nennen. Und einer Ottilie konntest Du — ?"

Entsagen? das meinst du doch? — Es gab eine Zeit, wo ich es nicht für möglich gehalten hätte. Und doch in derselben Zeit, wo es mich vielleicht nur ein Wort kostete, der beneidetste Sterbliche zu werden, war es mir dennoch nicht möglich, dieses Wort auszusprechen. Ottilie selbst schien es zu erwarten. Die Kunst, mit der sie öfters Alleinseyn herbey führte, und ihre abwechselnden Launen verriethen es mir. Das Betragen ihres Va-

ters widersprach meinen Vermuthungen nicht, und die vertraulichen Eröffnungen des Kammerherrn von Salbeck, der täglich im Hause des Kammerpräsidenten war, bestätigten sie. Und dennoch hielt mich ein unerklärbares Etwas ab, das Wort auszusprechen, so vollkommen auch die Berauschung war, in welche Ottilie alle meine Sinne versetzt hatte. — Sonderbar, daß ich in diesem Rausche doch in zwey Zeiten völlig nüchtern war. Einmahl beym Arbeiten, und sodann bey meinen Besuchen im Seybold'schen Hause. — So oft ich in die Wohnung des ehrwürdigen Alten trat, war mir, als hätte ich mich aus einem Sturme in den Hafen gerettet, und als hätte der wunderbare Zauber seine Kraft verloren. Da saßen wir beym Camin, und vertieften uns in Gespräche über Staatswirthschaft, Menschenleben und Bildung. Da saß Elise bey uns — ihre Arbeit ruhte, indeß ihr Auge an meinem Munde hing, und ich oft meine begeisterte Rede allein an sie richtete. Da entschied sie oft durch eine aus dem Innern gegriffene und mit weiblicher Bescheidenheit ausgesprochene Frage unsere kleinen Streitigkeiten, gab uns durch Äußerungen ihrer schönen Seele Gelegenheit zu vielseitigen Erörterungen, löste durch ihre einfache Ansicht, durch den schönen Tact ihres Gemüthes die verschlungensten Räthsel des Verstandes, und war, ohne daß wir alle drey es wußten, das Ziel unserer Discussionen, ihre Leiterinn und Richterinn. Die schönsten Ideen, die ich im Cabinete des Ministers vortrug, und welche die leuchtenden Sterne meines Lebens waren, hatte ich ihr zu danken. Das wußte ich eben so wenig, als ich es mir erklären konnte, warum ich in Ottiliens Gegenwart keine der Ideen zu äußern vermochte, die in Elisens Daseyn aus meinem innersten Wesen ausströmten.

Wahrscheinlich würde ich noch mehrere Jahre in diesem Zustande der Zweyheit und Unentschiedenheit, der alle meine Wünsche zu erschöpfen schien, fortgelebt haben, wenn mich nicht eine voreilige Vorsorge, mich zur Entscheidung zu bringen, aus dem behaglichen Taumel erweckt hätte.

Seit einiger Zeit waren Ottiliens Einfälle über die Lächerlichkeit der Sentimentalität immer beissender, und die Ausfälle auf heimliche Liebeshändel mit bürgerlichen Zierpuppen immer bitterer geworden; seitdem hatte auch Salbeck auf meine Besuche bey Seybold's, die er ausspioniet hatte, merkbarer angespielt, und die sublime Lehre gepredigt, wie man einem unwürdigen Liebeshandel durch Genuß am kürzesten ein Ende mache. — Ich hatte Beydes nicht geachtet, theils weil ich mir Ottilien und Elisen durchaus nicht zusammen denken konnte, theils weil ich Salbeck's Äußerungen überall keiner Aufmerksamkeit werth hielt. — Die Entscheidung meiner Situation kam früher, als ich noch ihre Sonderbarkeit eingesehen hatte.

An einem Mittwochabend komme ich, wie gewöhnlich, zu Seybold, voll von Ideen, die ich auf einer Reise von einigen Tagen zur Klarheit gebracht hatte, und die ich gleich nach meiner Ankunft ihm mittheilen wollte. Das erste, was mir beym Eintritt in's Zimmer auffiel, war, daß Elise nicht da war, die sonst nie fehlte, wenn ich erwartet wurde; das andere war die besonders ernste, fast traurige Stimmung des verehrten Mannes.

Nach der ersten Begrüßung frage ich nach Elisen. Verlegen und ohne mich anzusehen antwortet der Vater mit Unbestimmtheit.

Elise ist krank! rufe ich aus.

Nein! antwortet er trocken.

So ist ihr oder Ihnen ein Unglück begegnet!

Ein Unglück? — Vielleicht!

Haben Sie einen Verlust erlitten?

Nein!

Verdruß im Amte?

O nein!

Eine Kränkung? — Sagen Sie mir, hat jemand Elisen gekränkt? — (Er seufzte). — Mein Freund! Ich habe Anspruch auf Ihr Vertrauen.

Das haben Sie!

Ich will meine Rechte auf Ihre Freundschaft nicht geltend machen; aber ich fordere Sie auf, mir als Mann zu vertrauen. Ihre Geheimnisse sollen die meinen seyn. Aber reden Sie, damit wir gemeinschaftlich rathen und handeln können!

Geheimniß? sagte er bitter — Geheimniß, wovon in gegenwärtigem Augenblicke vielleicht die ganze Stadt spricht? — O mein armes Kind!

Also Elisen betrifft es? Und Sie können mich so martern? — Ich soll nicht wissen, was, wie Sie sagen, die ganze Stadt weiß?

Und Sie wissen nichts? — fragte er mit festem Blicke.

Nichts, was eine solche Wirkung auf meinen weisen und ruhigen Freund machen könnte. Überdieß steige ich in diesem Augenblicke aus dem Wagen.

Sie sind unschuldig! — Ersparen kann ich es Ihnen nicht — die Bosheit trifft Sie, wie uns. Hier lesen Sie!

Er hohlte das Intelligenzblatt desselben Tages, und legte es vor mich hin — so wie ich es vor mich hin-

lege. — — (Morsen hatte das Blatt aus seiner Brieftasche genommen). Ich las:

„Allen meinen hohen Gönnern, Freunden und guten Freundinnen aller Art notificire ich hiermit, daß ich gesonnen bin, mich ehestens mit der tugendreichen Mamsell Elise Seybold, einzigen Jungfer Tochter des ehrenfesten Herrn Hofraths Seybold, copuliren zu lassen. Ich verbitte alle Theilnahme daran."

v. Morsen.

Könnte ich Dir doch, so fuhr mein Freund fort, die Empfindungen schildern, die mein Herz bestürmten, als ich diese Zeilen an jenem Mittwoch zum ersten Mahle gelesen hatte Noch heute kann ich es nicht ohne Erschütterung ansehen. Ich dachte nicht an mich; nur der Ausruf des Vaters: O mein armes Kind! tönte unaufhörlich mit bitterer Wehmuth in meiner Seele. In demselben Augenblicke stand meine ganze Zukunft vor mir. Ich versank in Träumereyen; Seybold sah unverwandt auf mich.

Hat Elise das Blatt gelesen? fing ich endlich an.

Ich fand sie halb ohnmächtig — das Blatt in der Hand, als ich nach Hause kam. An meiner Brust gewann sie die erste Thräne — seitdem weint sie — und verbirgt sich vor mir und den Menschen. —

O Gott! — Nur ein Wort noch. Kennen Sie Elisens Empfindungen?

Nichts davon, Herr v. Morsen!

Kennen Sie sie? (Er schwieg) — Nur die Frage: Glauben Sie, daß Elisens Zartgefühl weniger leiden würde, wenn ein anderer Nahme, als der meine, neben dem ihren genannt wäre?

Ja, Herr v. Morsen! das ist es! — Ihr Nahme — O mein armes Kind! — (seine Augen füllten sich mit Thränen).

Mein Freund! mein Vater! — sagte ich feyerlich; ich beschwöre Sie, ruhig zu seyn, und Elisen um ihre Ruhe zu bitten. — Morgen bin ich bey Ihnen — Heute muß ich handeln!

Ich umarmte ihn und nahm das unglückliche Blatt — „Bitten Sie Elisen, mir zu vertrauen," rief ich, und ging.

(Der Beschluß folgt.)

Die Tugend.

„Ihr würdet mit Entzücken
„Die Tugend nackt erblicken,"
Spricht Meister Plato. — Wie?
Ich sah, bey meinem Eide,
Sie mit zerriss'nem Kleide,
In Dürftigkeit, im Leide,
Und niemand achtet sie.

Hg.

Der Dinge Gebrauch.

Wozu kann man das brauchen? fragt der verständige Hausvater, wenn ihm etwas in die Hände fällt, was ein anderer vielleicht als nutzlos weggeworfen haben würde. Lache niemand über die sorgsame Vorsicht. Der Nagel, den er bey Seite legt, der Bindfaden, den er zusammen wickelt, wird seine Dienste thun, wenn man ihn gerade nöthig haben wird.

Wozu kann man das brauchen? sollten wir bey jeder Sache fragen — bey jeder, sie habe Nahmen wie sie wolle. Völlig nutzlos liegt kein Staubkörnchen auf dem Boden. Was wir nicht brauchen, das wird von andern gebraucht. Die Natur braucht alles zu ihren Zwecken. Je höher das Geschöpf auf ihrer Stufenleiter steht, desto mehr vervielfältigt sie durch sein Bedürfniß den Gebrauch der Dinge. Die Pflanze braucht mehr als der Stein; das Thier mehr als die Pflanze. Mehr als alle aber braucht der Mensch. Und wüßte er nur, wie er alles gebrauchen könnte, er würde noch mehr brauchen.

Wollen wir den Gebrauch einmahl classifiziren? Vielleicht, daß mancher durch diese Vorstellungsweise auf Ideen geleitet wird, die ihm entgangen wären, wenn ihn dieser Anstoß nicht dazu aufgeweckt hätte.

Den ersten Gebrauch der Dinge gibt uns die Anschauung. Durch Anschauen lernen wir die Sachen kennen. Ohne Anschauung erhalten wir davon nur einen unvollständigen Begriff. Je mehr Sachen uns zur Anschauung gebracht werden, desto mehr erweitert sich der Kreis unserer Beobachtungen und Vergleichungen. Den sichersten Reichthum unserer Kenntnisse verdanken wir der Erfahrung. Alle Vortheile der Beobachtung, alle Gaben der Erfindung fließen aus diesem ersten Gebrauche. Die ganze innere Fülle des Menschen besteht in dieser Aneignung der Dinge. Der Mensch hat nichts in seinem Vorstellungsvermögen, wenn ihm nichts vorgestellt worden ist. Seine Seele gleicht einer unbeschriebenen Tafel.

Der zweyte Gebrauch entspringt aus der Reflexion. Was läßt sich bey der Sache denken? Welcher Gedanke construirt sich bey dieser Vorstellung? Welche Ideen werden durch die vorhandene geweckt? welche Saiten des Gefühls werden durch diese Berührung ergriffen? welche Erinnerungen werden jetzt in mir aufgeregt? welche neue Aussichten werden mir eröffnet? Dieses Spiel der Reflexion macht an sich schon den Menschen glücklich; es befördert aber noch mehr sein Glück durch die Wirkungen, die es hervor bringen muß.

Der dritte Gebrauch besteht in Versuchen. Mit jeder Sache lassen sich Veränderungen vornehmen, und diese entsprechen jedes Mahl mehr oder minder unserm Verlangen, jede Sache in eine Lage zu bringen und ihr eine Beschaffenheit mitzutheilen, nach welcher sie den möglichsten Grad von Annehmlichkeit für uns erhält. So verwandeln wir alles, was uns zum Vergnügen und zur Unterhaltung dargebothen wird, in ein Werkzeug, dessen wir uns zu einer besondern Absicht bedienen können. So lernen wir allen Dingen die vortheilhafteste Einrichtung geben; so lernen wir alles uns verschönern und bequemer machen. Die Besitznahme der Dinge pflegt die gewöhnliche Folge dieses Gebrauches zu seyn, wenn sie nicht dem Gebrauche schon vorhergehen muß.

Der vierte Gebrauch der Dinge besteht im Abnutzen. Jede Sache löset sich endlich auf, oder wird mit Vorsatz aufgelöset, um theilweise auf das vortheilhafteste verbraucht zu werden. Durch die Auflösung werden neue Körper vorbereitet. Unverloren bleibt der Stoff, nur in veränderter Gestalt kommt er nach seiner scheinbaren Vernichtung wieder zum Vorscheine. Ihn nicht verfliegen zu lassen oder zu verstreuen, darin besteht die ganze Wissenschaft der Erhaltung alles Erworbenen. Die Materie den Dingen zuführen, welche des Nahrungsstoffes bedürfen, diesen Stoff schnell verarbeiten und möglichst vergeistigen zu lassen, darin besteht die Kunst des nützlichsten Verkehrs und des wirthschaftlichsten Umtauschens der Dinge, die wir unverändert nicht länger mehr in ihrem brauchbaren Zustande erhalten können. Wer sich auf diesen Wechsel versteht, der gewinnt unendlich, indem er etwas zu verlieren scheint; der läßt nichts veralten, nichts vermodern. Lauter neue, ewig junge Schöpfungen grünen und blühen um ihn her. Keiner begreift, woher der Reichthum und der Überfluß ihm komme, der ihn und außer ihm noch so viele andere Wesen überströmt. Er entsprang aus dem verschnellten Ab- und Zuflusse aller Lebenssäfte, aus dem verstärkten Triebe nach wechselnder Gestaltung, aus dem lebhaften Umschwunge aller Räder der Bewegung und der Zusammenstellung aller Kräfte, denen es nur an Vereinigung fehlt, wenn sie nicht überall dasselbe hervorbringen.

Den letzten Gebrauch der Dinge endlich verstattet uns die Erinnerung — die Erinnerung an alles, was sie uns waren, was sie, wenn sie in der Zukunft uns wieder begegnen sollten, von neuem wieder seyn werden. Je sorgsamer wir diese Erinnerung nach einem unvermeidlichen Verluste uns aufzubewahren suchen, je frühzeitiger wir darauf bedacht nehmen, nicht durch ein unerwartetes Verschwinden um diesen letzten einzig dauernden und unvergänglichen Vortheil gebracht zu werden, desto besser für uns. Am besten, wenn wir in dem selbstgewählten Zeichen der Erinnerung einen treuen Abdruck der schönsten Form erhalten, worin wir die Sache selbst in den Momenten ihrer wohlthätigsten Erscheinung erblickten.

Horstig.

Notitzen.

Wien. — Der erste Band von Aug. Wilh. Schlegels dramaturgischen Vorlesungen hat die Presse verlassen. Mit Vergnügen werden die zahlreichen Zuhörer, die denselben hier mit so vieler Theilnahme beywohnten, dieses Werk als eine angenehme Rückerinnerung zur Hand nehmen. — Hier einiges aus der Vorrede des Verfassers:

„Die Bewohner Wiens haben längst die Sitte gehabt, nachtheilige Schilderungen, welche manche Schriftsteller des nördlichen Deutschlandes von dieser Hauptstadt entworfen, durch die wohlwollendste Aufnahme der eben aus jenen Gegenden herkommenden Gelehrten und Künstler, und durch uneigennützige Wärme für den Ruhm unserer Literatur zu widerlegen, eine Wärme, die selbst durch eine gerechte Empfindlichkeit nicht hat gedämpft werden können. Ich fand hier die Herzlichkeit besserer Zeiten mit jener liebenswürdigen Regsamkeit des Südens vereinigt, welche oft dem Deutschen Ernste versagt ist, und lebhaften Geschmack an geistiger Unterhaltung allgemein verbreitet. Bloß diesem Umstande habe ich es zuzuschreiben, daß nicht wenige Männer, welche die bedeutendsten Stellen am Hofe, im Staat und bey der Armee bekleiden, verdienstvolle Gelehrte und Künstler, Frauen von der gewähltesten geselligen Bildung, mir nicht etwa einen flüchtigen Besuch, sondern ihre fortgesetzte Aufmerksamkeit schenkten.“

„Es war ein schöner mir unvergeßlicher Augenblick, als ich in der letzten Stunde, nachdem ich eben Erinnerungen des altdeutschen Ruhmes, jedem vaterländisch gesinnten heilig, angeregt hatte, und die Gemüther dadurch schon feyerlicher gestimmt waren, nun Abschied nehmen mußte, innig bewegt durch die Betrachtung, daß dieses durch gemeinschaftliche Liebe zu edlerer Geistesbildung gestiftete Verhältniß so bald wieder aufgelöst werden sollte, daß ich die um mich Versammelten nie wieder so beysammen sehen würde. Eine allgemeine Rührung ließ sich spüren, erregt durch so vieles, was ich nicht sagen konnte, aber worüber sich die Herzen verstanden. Auf dem, weltlicher Macht unzugänglichen, geistigen Gebieth des Denkens und Dichtens fühlen die vielfach getrennten Deutschen ihre Einheit; und in diesem Gefühl, dessen Sprecher die Schriftsteller und Redner seyn sollen, darf uns mitten unter verworrenen Aussichten eine erhebende Ahndung anwandeln von dem großen unsterblichen Berufe unsers seit uralter Zeit in seinen Wohnsitzen unvermischt gebliebenen Volkes.“

Auflösung der Logogryphen in Nro. 114:
1. Edam. 2. Flotte.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den —— 117. —— 30. September 1809.

Das Intelligenzblatt.

(Beschluß.)

Nach einem kurzen Aufenthalte in meinem Hause, wo ich mich umkleidete und einige Veranstaltungen traf, wanderte ich in das Haus des Kammerpräsidenten. Niemahls erwartete man mich hier an diesem Tage; gewöhnlich gab Ottilie einen Besuch oder hatte bey sich eine kleine Gesellschaft. Zum Glücke war heute das letztere der Fall. Ungehindert kam ich durch die Vorzimmer; einem Bedienten, der mich melden wollte, winkte ich zutraulich, und er nahm keinen Anstand, dem fast erklärten Bräutigam des gnädigen Fräuleins eine kleine Überraschung zu erlauben. Aus Ottiliens Zimmer schallte mir das lauteste und muthwilligste Gelächter entgegen, das bey meinem Eintritte plötzlich verstummte, und in die belustigendste Verlegenheit überging. Salbeck, einige unbedeutende Herren vom Hofe, und die berüchtigsten weiblichen Zungen waren um den Theetisch versammelt. Aller Wangen glühten, die Augen starrten unbeweglich — nur der Mund zuckte noch von dem schnell unterbrochenen Gelächter. Mein erster Blick auf den Tisch traf das Intelligenzblatt; im zweyten Augenblicke war es verschwunden. — Ich entschuldigte meine plötzliche Erscheinung mit der Sehnsucht, Ottilien im ersten Momente meiner Rückkehr wieder zu sehen; ich war ausgelassen lustig, machte die ergötzlichste Schilderung nicht erlebter Abenteuer — ein witziger Einfall jagte den andern — und doch konnte keiner mehr als ein leicht vorüberfliegendes Lächeln auf den verstörten Gesichtern bewirken. Ottilie war die einzige, die sich in kurzer Frist sammeln, und in meinen Ton auf's unbefangenste einstimmen konnte. Ungeachtet meines innern Schauderns über ihre Herzlosigkeit trieb ich mein Wesen beynahe eine Stunde, bis die Damen endlich ihrer unbehaglichen Lage durch einen schnellen Aufbruch ein Ende machten. Ich nahm umständlich und mit der unbefangensten Manier einen tragikomischen Abschied von Ottilien, empfahl mich den übrigen zu Gnaden, und winkte Salbeck, mich zu begleiten. Er schien dazu wenig Lust zu haben, aber Ottilie gab ihm einen heimlichen Wink, mir zu folgen. Sie wollte mich entweder vorbereiten, oder ausforschen und unter Aufsicht nehmen. Nun ging er mit mir. Ich faßte ihn unter dem Arm, und führte ihn unter Scherzen und Lachen in meine Wohnung. Meine Leute waren vom Eingange entfernt.

Als wir an mein Zimmer gekommen waren, ward ich still und ernst. Ich schloß auf und ließ ihn eintreten. Ohne ein Wort zu sagen schloß ich hinter mir wieder zu. Nun putzte ich langsam die tief herunter gebrannten Lichter, die auf einem Tische in der Mitte des Zimmers standen, und ein Paar wohlpolirte Pistolen beleuchteten. Mit einem furchtbaren Ernste stellte ich mich vor den Tisch. — Salbeck war bleich geworden, und vermochte nicht einen Laut von sich zu geben.

Mein Herr! fing ich mit fester Stimme an, indem ich

das Intelligenzblatt aus der Tasche zog, und ihm die bekannte Stelle vorhielt — wer hat dieß drucken lassen?

Herr v. Morsen! stotterte er, ohne aufzusehen, — diese Frage — mit welchem Rechte?

Mit dem Rechte des heimtückisch gekränkten Mannes und des Rächers der beleidigten Unschuld! — Also — (und hier ergriff ich die mir zunächst liegende Pistole), wer hat diesen Artikel einrücken lassen?

Wenn Sie denn doch über die Sache sprechen wollen — ich habe bald gesagt, daß es nicht gut ablaufen würde — warum kann das nicht mit Ruhe geschehen? — warum in dieser drohenden Stellung? —

Wie Sie wollen! (Ich legte die Pistole weg). Aber bey Gott! ohne die genügendste Erklärung verlassen Sie lebendig dieses Zimmer nicht. (Er blickte umher, als suchte er einen Ausweg). Es ist für alles gesorgt, Herr von Salbeck! fuhr ich fort. Entrinnen können Sie nicht. Alle Störung ist unmöglich; und für den letzten Fall steht mein Pferd gepackt und gesattelt. Also noch ein Mahl! —

Wozu soll ich Ihnen sagen, was Sie, wie ich sehe, schon selbst errathen haben? — Meinen Antheil werde ich nicht abläugnen. — Aber bey Gott! er ist sehr untergeordnet. — Man sah es als einen Scherz an — man wollte Sie zur Entscheidung bringen — man glaubte, Sie würden es leicht aufnehmen, und durch die Heirath mit einer andern widerlegen. Ich selbst glaubte, daß Sie bald die Lacher auf ihre Seite bringen würden. —

Und dazu mißbrauchte man den Nahmen eines harmlosen reinen Wesens, dem das Leben nichts gilt, wenn es nicht mit einem fleckenlosen Rufe verbunden ist? — — — Herr v. Salbeck! Sie haben die ganz freye Wahl, mir entweder schriftlich zu erklären, daß Fräulein Ottilie von Gersdorf die alleinige Anstifterinn dieses Pasquills ist, oder sich mit mir in der Entfernung dieses Tisches zu schießen. — —

Laß mich abbrechen und Dir kurz erzählen, daß er sich nach einigen Weigerungen entschloß, mir die geforderte schriftliche Erklärung zu geben. Ich versprach ihm dagegen, nur im Nothfalle, und wenn Fräulein v. Gersdorf sich noch fernere Angriffe auf mich oder Elisen — öffentlich oder heimlich — erlauben sollte, davon Gebrauch zu machen. Nun öffnete ich ihm die Thüre und er ging.

Wie froh war ich nun! — Eine innere Heiterkeit bemächtigte sich meines ganzen Wesens; es war, als ob ein böser Zauber von mir genommen wäre. Ich fühlte es tief und entscheidend, wie glücklich ich war, den Einflüssen und der Verbindung mit einem kalten, herzlosen Wesen entgangen zu seyn; wie unglücklich ich bey meiner Liebe zur Häuslichkeit und meinem vollen Herzen durch sie geworden wäre, die nur im Taumel der großen Welt und in den Künsten des Witzes und Verstandes zu leben glaubte. — Bald verschwand der Rest unangenehmer Gefühle; und nun trat Elisens liebliches und heiliges Bild in den Vorgrund. „Ja, ich liebe sie," sagte ich laut, „ich habe sie immer geliebt! — Und dieses Herz konnte ich von mir stoßen, diese innige, nur im tiefsten Geheimnisse von sich selbst lebende Liebe konnte ich verkennen? — Sie ist mein guter Engel! er soll mich nie verlassen!"

In dem Gefühle der Gewißheit, daß Elise mein sey, vergaß ich ganz, daß ich weder mit ihr noch mit dem Vater gesprochen hatte; ich war ihrer Einwilligung gewiß. In meinem Entzücken schrieb ich eine zweyte Annonce für's Intelligenzblatt; eine kurze Unterhandlung mit dem Redacteur und dem Buchdrucker bewirkte, daß das morgen auszugebende schon fertige Blatt in der Nacht umgedruckt wurde. Guter Wille und eine volle Börse kann alles möglich machen. — Hier steht der Artikel, der am andern Morgen in allen Häusern der Residenz der Gegenstand des Erstaunens war. (Er legte mir ein zweytes Blatt vor).

„Die Anzeige vom 16ten unter meinem Nahmen ist ihrem wesentlichen Inhalte nach wahr. Elise Seybold ist meine Braut! Meine Freunde werden mir zu dieser Änderung meines Schicksals Glück wünschen. — Daß die Bosheit, mit welcher die falsche Anzeige von gestern abgefaßt ist, aus einer mir fremden und feindlichen Feder floß, versteht sich von selbst." Den 17. Jul.

v. Morsen.

Nachdem dieß alles besorgt war, schrieb ich noch an meinen Onkel, ihm von meinen veränderten Verhältnissen eine schnelle Nachricht zu geben, und legte mich gegen Morgen mit dem leichtesten Herzen zu einer kurzen Ruhe nieder.

So bald ich das Blatt aus der Druckerey erhalten hatte, und nur die schickliche Zeit zu einem Besuche herangekommen war, ging ich zu Vater Seybold und meiner Geliebten. Er kam mir heiter entgegen:

„Wir haben eine ruhigere Nacht gehabt, als wir glaubten," sagte er lächelnd. „Die Paar Worte, die ich meiner Tochter von Ihnen sagte, thaten eine so wunderbare Wirkung, daß ihr Auge nicht nur trocken, sondern auch klar und endlich froh ward, und sie mich mit froh machte. So sind wir auch heute aufgestanden. — Sehen Sie, solche Wirkungen hat das Vertrauen zu einem Freunde — selbst wenn man auch nicht den ge-

ringsten Grund angeben kann, seine Ruhe in einem einzelnen Falle zu rechtfertigen."

Ich umarmte ihn.

„Lieber Vater," sagte ich, „Sie haben mir gestern ein Intelligenzblatt gegeben. — Heute hab' ich von Ihnen Verzeihung für ein anderes zu erbitten. Ich habe mit Zuversicht Ihre und Elisens Einwilligung zu dieser Bekanntmachung voraus gesetzt."

Ich reichte sie ihm hin. — Er las. — Freudenthränen glänzten in seinen Augen.

„Gott sey gelobt!" sagte er mit tiefer Rührung, und hielt das Blatt in seiner zitternden Hand. — — „Herr v. Morsen!" setzte er mit rührender Ehrlichkeit hinzu, indem er meine Hand faßte — „das haben wir nicht gehofft, nicht einmahl gedacht! Wir glaubten, Sie seyen verlobt!" —

Gewesen! rief ich. Die Braut selbst hat mich gerettet; sie war die Schreiberinn der gestrigen Ankündigung. — Und nun zu Elisen! —

Du wirst Dir die Scene leicht denken. Nach einem Augenblicke, nach einigen halben Worten lag sie in meinen Armen. Mein Glück war entschieden.

Noch an demselben Morgen ging ich zum Minister. Er empfing mich kalt. Mit fester Ruhe eröffnete ich ihm die Wendung meines Schicksals. Er ward zutraulicher, je weiter ich erzählte. „Das sehen Sie aber doch ein, daß Sie nicht hier bleiben können," sagte er. — „Wenn ich Sie auch gegen den Präsidenten schütze — so verbiethet es doch die Delicatesse. Obendrein wird der Fürst es Ihnen nicht vergeben — er hat Ihre Verheirathung mit Fräulein v. Gersdorf gewünscht. — Ihre Carriere ist geendigt."

Ich erklärte ihm, daß ich nicht nur darauf gefaßt sey, sondern es auch wünsche, und bath ihn nur, mich bey meinem Onkel zu vertreten.

„Ihr Onkel," erwiederte mein väterlicher Freund, „kann, seiner Verhältnisse wegen, Ihren Geniestreich nicht öffentlich billigen. Er muß sogar mit Ihnen anscheinend brechen. Was wollen Sie nun anfangen?"

Ich kann arbeiten! —

„Gut, wenn Sie das thun und genügsam seyn wollen — die Oberförsterstelle in Eichholz ist eben offen." —

O Ew. Excellenz! Geben Sie mir die Stelle! der Fürst soll keinen treuern Oberförster haben. —

Genug, ich erhielt die gnädige Zusicherung, und bald darauf die Bestallung. Mit Entzücken nahm der designirte Oberforstmeister (das war ich vorläufig) die Oberförsterstelle an. Meine Dimission vom Hofe erfolgte ohne Säumen. Der Fürst sprach bey der Cour von democratischen Grundsätzen, der Präsident begleitete die fürstlichen Worte mit einem feinen Lächeln. Ottilie glühte unter der Schminke; Salbeck, der Pistolen wohl eingedenk, kaute unvermerkt an den Nägeln. Selbst in Elisens Armen konnte ich, wenn ich an alles das dachte, mich des Lachens nicht erwehren. Aber bald hatte ich, außer ihr, alles auf der Welt vergessen.

Wir nahmen feyerlichen Abschied von Hof und Stadt, das heißt, wir sandten Karten in alle Häuser, und verbathen die Erwiederung.

Nun zogen wir in unser Paradies — und jeder Tag entwickelt mir in Elisens schöner Seele ein neues Entzücken. Das Intelligenzblatt, das mich von Ottilien befreyte, und mir Elisen schenkte, ist mir ein Heiligthum. — Auch das letzte, was noch zu unserm Glücke fehlte, ist nun erreicht. Mein Onkel, der eine Zeitlang, nicht scheinbar, sondern wirklich zürnte, weil ich ohne seine Einwilligung geheirathet, und er den Drang der Nothwendigkeit für Mißtrauen gegen sein Herz genommen hatte, ist nun versöhnt. Wir erwarten ihn hier im künftigen Monathe, und nur seine Forderung, daß ich als sein künftiger Erbe mein Amt verlassen, und auf seine Güter ziehen soll, mischt eine trübe Empfindung in die Freude des Wiedersehens.

Sieh, mein Freund! so kam ich zu meiner Frau!

— — — — — — — — — — — — —

K. F.

Wein und Liebe.

Man rühme noch so sehr die Küsse,
Ich kann nicht küssen ohne Wein.
Drum weg mit Amors Tändeley'n,
Wenn ich den Gott der Reben misse!

Ich kann nicht trinken ohne Küsse,
Rühmt ihr gleich ewig mir den Wein.
Drum soll auch Bacchus fern mir seyn,
Wenn ich den Gott der Liebe misse!

Daß keiner mir sein Süßes raube,
Schließ ich mit beyden einen Bund.
Jetzt labe mich der Rosenmund;
Jetzt labe mich die Purpurtraube!

Der fromme Sänger haßt das Schwören,
Auch glaubt die Welt ihm ohne Schwur;
Doch schwör' ich gleich: Nicht Eine nur,
Zwey Flammen sollen mich verzehren!

Die Flasche lieb' ich gleich den Schönen,
Die Flasche, die so hold mir lacht.
Man sieht mich willig Tag und Nacht,
O schwere Kunst! zwey Herren fröhnen.

Doch umgekehrt, mir frohnen beyde.
Der leert — wie pocht mir's in der Brust! —
Der leert den Köcher mir zur Lust;
Der füllt den Becher mir zur Freude.

Weisse.

Anecdoten.

Zum Papst Innocentius kam einst ein Mönch, und entdeckte ihm mit vielem Ernst, daß ihm ein Engel erschienen sey, und ihm kund gemacht habe, daß es jetzt Zeit sey, Cardinäle zu machen.

„Mein guter Pater," sagte der Papst lächelnd, „es thut mir leid, daß ich Eurer Erscheinung keinen Glauben beymessen kann."

Mönch (bestürzt). Wie so, heiliger Vater?

Papst. Sie ist zu unwahrscheinlich. —

Mönch. Unwahrscheinlich?

Papst. Nicht anders; denn wenn ein Engel vom Himmel hätte steigen wollen, um mir Gottes Willen bekannt zu machen, so würde er gewiß gerade zu mir gekommen seyn. Denn bedenkt es einmahl selbst, ich wohne auf dem Monte Cavallo in der Höhe, und ihr ganz unten in der Stadt in euerm Kloster: wird sich ein Engel wohl unnützer Weise einen so weiten Weg machen, da er's vom Himmel herab zu mir weit näher hat?

Bald nach der Ankunft des aus England nach Berlin berufenen Doctors Bailies starb der Doctor M—l daselbst. Einige Tage nach dem Tode des letztern fand man an einer Statue im Thiergarten folgendes angeschlagen:

Allerunterthänigste Vorstellung.

Der tödtliche Hintritt des Doctors M—l hat mich in die tiefste Betrübniß und Verlegenheit gestürzt. Als ich die Beerdigung der Leichen hieselbst in Pacht übernahm, verstand ich mich zu einem sehr hohen Pachtquantum, in Rücksicht des Umstandes, daß der Doctor M—l hieselbst eine starke Praxis hatte, da derselbe aber jetzt mit Tode abgegangen, folglich sich meine Einnahme um ein großes verringern wird, so sehe ich mich nothgedrungen, allerunterthänigst zu bitten:

mein jährliches Pachtgeld wenigstens auf die Hälfte herunter zu setzen.

Der Leichencommissarius.

Hierunter stand nun:

Bescheid für den Supplikanten.

Dem Gesuche des Supplikanten, um eine Ermäßigung seiner Pacht, als Leichencommissarius, kann nicht gewillfahrt werden, indem man schon auf den Umstand, daß der Doctor M—l bald sterben könnte, zu seinem Besten hinlänglich Rücksicht genommen, und deßhalb den Englischen Doctor aus London anhero kommen lassen.

Der Cardinal Mazarin ward mehrmahls von einem Abbe um eine Pfründe gebethen; er erhielt die besten Versprechungen, aber dabey blieb es auch.

Eines Tages drang der Abbe, der ewigen Nachfragen und Bitten müde, sehr heftig in den Cardinal, ihn endlich einmahl zu befördern, als der letztere mit etwas Wichtigem beschäftigt war.

Mazarin, der gerade bey guter Laune war, öffnete die Thüre und rief den Schweizer herein.

„Nimm deine Flinte," sagte er zu ihm, „und schieß' mir einen Prälaten todt, damit ich diesem Herrn eine Abtey geben kann."

Notitzen.

England. — In den Jahren von 1793 bis 1804 wurden in England 11,259 Schiffe gebaut, welche 1,295,847 Tonnen Ladung hatten, und im April und May 1806 erbaute man allein zum Behufe des Küstenhandels 196 Fahrzeuge. — Nach der Liste auf Lloyd's Kaffehhause sind in den Jahren 1739—1800 an Schiffen, dem Brittischen Reiche gehörig, verloren gegangen, 6606, und in den Jahren 1793—1800 genommen worden 4344, wieder genommen 705, wobey also noch ein Verlust von 3639 Schiffen bleibt.

Aus den eroberten Colonien: Surinam, Berbice, Demerara, Essequebo, Martinico, St. Lucia, Tabago, Trinidad und St. Eustatia führten die Engländer in 3 Jahren nachstehendes aus:

	Zucker. Ctr.	Rum. Gallon.	Kaffeh. Ctr.	Catton. Pfd.
Im Jahre 1799. —	317.296.	270.068.	80.774.	6.030.
— — 1800. —	465.043.	293.885.	232.106.	10.740.
— — 1801. —	753.370.	406.041.	359.761.	11.059.

Von der Englischen Landmacht wurde dem Parlament den 10. März v. J. folgender Bestand vorgelegt:

Reguläre Armee zusammen . . .	204.815	Mann.
Artillerie	24.731	—
Volontärs, Cavallerie	25.023	—
Infanterie	261.821	—
Artillerie	9.825	—
Effective Miliz	77.164	—
Zusammen	603.429	Mann.

Wahrscheinlich sind zu dieser Streitmasse auch alle Soldaten außerhalb Europa mitgezählt, doch wie es scheint mit Ausschluß der Seapais, oder der regulirten Truppen in Ostindien aus den Landeseingebornen gebildet, wenigstens sind diese nicht füglich unter einer der hier aufgestellten Rubriken zu begreifen. Die Masse derselben belauft sich gegen 100.000 Mann.

Bey nunmehr eintretendem letzten Vierteljahre des ersten Jahrganges dieser Zeitschrift, welche, ungeachtet der ungünstigsten Umstände, auf das beharrlichste und regelmäßigste fortgesetzt wurde, belieben die (Titl.) Herren Pränumeranten, welche dieselbe fortzusetzen gedenken, mit 3 fl. zu pränumeriren.

Der

Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Erster Jahrgang.

1809.

October.



Der Sammler.

Dinstag, den — 118. — 3. October 1809.

Reise von Mazulipatnum nach Pondichery. *)

Erstes Kapitel.

Der Palankin — Reisemethode — Das Ungewitter — Der Kischtna — Der Gott Goneisch — Chieripillie — Die Brillenschlange.

Es war 4 Uhr Morgens, und richtig kamen jetzt meine Kulies (Träger) theils zu dem Palankin, theils zu den Coffern an. Der Palankin ward nun heraus gebracht, der Cattun hinauf gerollt, und mein Vorrath von Arrak, Cigarren u. s. w. nebst etwas Wäsche, einigen Büchern, einem Schreibzeuge u. dgl. theils zu den Füßen, theils unter das Kopfkissen gepackt. Endlich, als alles fertig war, stieg ich selbst hinein. — Guarda deos paor Van, Senhor! (Gott behüthe Sie, mein Herr!) sagte mein Hauswirth. — „Tschollo!" (Marsch!) riefen meine Träger, nahmen den Palankin auf, und wanderten lustig zur Stadt hinaus.

In der That, man reist durchaus nicht sicherer, nicht bequemer, nicht angenehmer, als in einem Palankin. Ein Palankin ist nähmlich eine Art von Sopha- oder Canape-Gestell, das ungefähr sieben Fuß lang und drey Fuß breit seyn mag. Er ist rings herum mit einem mäßig hohen Rande umgeben, unten mit vier kleinen Füßen, oben mit einer gewölbten Decke von Bambusstäben versehen. Der innere Raum wird mit einer weichen Matraze und einigen Kissen belegt, während die Decke, je nachdem es ein Sommer- oder Winter-Palankin ist, entweder mit Tuch oder mit Wachsleinwand überzogen zu seyn pflegt.

In der Mitte dieses zeltartigen Daches ist außerdem noch ein großes Stück, meistens grüner Cattun, befestigt, das auf beyden Seiten, nach der Länge des ganzen Palankins, bis auf den Boden hinunter reichen muß. Es wird bey Tage in eine Wulst aufgerollt, und so an der Decke festgebunden, bey Nacht hingegen herunter gelassen, vorausgesetzt, daß man in dem Palankin schlafen will. Man pflegt dieß nähmlich dann und wann, theils aus Mangel an Platz in den gewöhnlichen Herbergen, theils aus andern beliebigen Gründen zu thun. Überhaupt ergibt sich aus dem Gesagten, daß sich ein Palankin wie der bequemste Sopha oder Canape brauchen läßt.

Ein solcher Palankin wird von vier Männern getragen, denen noch vier andere zum gegenseitigen Ablösen beygesellt sind. Zwey dieser Träger tragen vorn, die beyden andern hinten, doch überall nicht neben, sondern hinter einander, damit die Bewegung gleichförmiger bleibt. Sie fassen den Palankin vermittelst eines Bambusrohres an, das in einer besondern Schlinge an der zeltähnlichen Decke befestigt wird, beobachten bey dem Tragen einen gewissen Tactschritt, den sie von Zeit zu Zeit mit der Stimme angeben, und lösen sich zu den

*) Aus Haafner's Reize in eenen Palanquin, langs de Kusten Orixa en Choromandel. Amsterd. 1808. 2 Vol. 8. Wir liefern hier dir Substanz des ganzen zweyten Bandes, mit Zuziehung eines Viertheiles vom ersten, woraus obiges geschlossenes Ganzes entsteht. Fischer.

gehörigen Stunden mit solcher Behendigkeit ab, daß der Palankin keinen Augenblick still zu stehen braucht.

Die Bewegung in einem solchen Palankin ist daher äußerst sanft und angenehm. Man kann dabey lesen, schreiben, schlafen, kurz alles vornehmen, was einem belieben mag. Gleichwohl reist man im Verhältnisse ziemlich schnell, und hat die Freyheit anzuhalten, wo es einem nur passend scheint. Im Allgemeinen brechen die Träger immer des Morgens noch in der Dämmerung auf, und machen ungefähr um 9 Uhr auf eine halbe Stunde zum Frühstücken Halt. Hierauf traben sie wieder bis 12 oder 1 Uhr fort, je nachdem das Dorf oder die Chauderie (öffentliche Herberge) näher oder entfernter ist. Nach einer 2 bis 3stündigen Ruhe wird dann die Reise noch bis Sonnenuntergang fortgesetzt, worauf man nach Befinden entweder in der Chauderie, oder in dem Palankin schläft.

Diese Träger oder Kulies bilden eine besondere Classe unter den Suders, der letzten Indischen Kaste, und werden daher von Jugend an zu einem Gewerbe aufgezogen, das keineswegs unter die leichtesten gehört. Sie haben in jeder Stadt und in jedem Dorfe ihren eigenen Vorsteher, der mit den Reisenden den Accord abschließt, und für die Treue seiner Untergebenen verantwortlich ist. Es sind indessen die ehrlichsten und gutmüthigsten Menschen von der Welt. Sie rühren auch von den größten Kostbarkeiten nicht das mindeste an, leisten den Reisenden tausend kleine Nebendienste, und lassen immer einen aus ihrer Mitte als Wächter bey dem Palankin.

So zogen wir denn auf die gewöhnliche Weise den ganzen Tag unsere Straße entlang, bis wir endlich gegen Abend das kleine Dorf Malal erreichten, das gar lieblich zwischen Manga- und Cocosgebüschen liegt. Es fand sich hier noch ein Reisegefährte zu mir, ein gewisser Holländischer Capitän Huau, der sein Schiff verloren hatte, und nun zu Fuße nach Madras zurück ging. Er bath mich um die Erlaubniß, die Reise in unserer Gesellschaft machen zu dürfen, und ich stand es ihm mit Vergnügen zu.

Am folgenden Tage ging es über die Dörfer Okalgatta und Sorligatta bis nach einer Chauderie hinter Narrecoudre, wo das Nachtlager genommen ward. Der letzte Theil des Weges war äußerst angenehm; er führte durch eine fruchtbare Ebene mit den mannichfaltigsten Pflanzen bedeckt. Kaum hatten wir die Chauderie erreicht, als ein heftiges Ungewitter ausbrach: Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, der Regen stürzte in Strömen herab. Da sich nun außer uns noch wenigstens 60 Indische Reisende von verschiedenen Nationen und Kasten in diesem Gebäude befanden, so mußten wir allerdings nicht ohne Besorgnisse seyn. Indessen ging alles ohne Unglück vorüber, und nach wenig Stunden war der Himmel wieder völlig heiter und wolkenleer.

Unsere harmlosen Hindus hatten inzwischen nicht die mindeste Furcht gezeigt. Die Männer lasen oder sprachen, die Weiber und Mädchen schäkerten und kochten, die Kinder spielten und tändelten mit derselben Ruhe und Fröhlichkeit, als ginge sie das Ungewitter nicht das Mindeste an. Dabey begegneten sie einander mit der größten Milde und Freundlichkeit. Kein Lärm, kein Streit, keine Gewaltthätigkeiten! Einer suchte dem andern Platz zu machen, und jeder half dem andern, wo es nur möglich war.

Unsere dritte Tagereise war entzückend schön; die ganze Landschaft blühte und grünte in üppiger Fruchtbarkeit. Wir gingen über den Kischtna, der bekanntlich Golconda vom Carnatik trennt; er war in dieser trocknen Jahreszeit nicht besonders wasserreich. Die Überfahrt ward wie gewöhnlich in großen runden platten Körben gemacht. Diese Körbe haben ungefähr 12 Fuß im Umfange, sind mit Leder überzogen, und werden mit Pagajen (kurzen Rudern) in Bewegung gesetzt. Man muß sich inzwischen in einem solchen Korbe sehr ruhig verhalten, indem er unaufhörlich im Kreise dreht. Einige dieser Körbe sind groß genug, um 10 bis 12 Personen zu fassen; jedoch werden Palankins Hokkeries (eine Art Indischen Fuhrwerks) u. dgl. niemahls darauf übergesetzt. Hierzu bedient man sich der so genannten Sangaries, welches ausgehöhlte Cocosstämme sind.

Wir ergötzten uns während der Überfahrt an den herrlichen Uferansichten, und langten endlich wohlbehalten in dem freundlichen Dorfe Kischtnapatnam an, wo man uns gleich in der Nähe des Stromes in eine Chauderie wies. Hier kauften wir einige Fische u. dgl. zu unserm Abendessen, genossen noch lange der erquickenden Kühlung, die von dem Strome zu uns herüber wehte, und sanken endlich unter dem melodischen Rufen der Minkurwies (eine Art Wasservögel) in den süßesten Schlaf.

Nach einem stärkenden Morgenbade traten wir nun unsere vierte Tagereise in der fröhlichsten Laune an. Die Gegend war eben, und meistens mit Reiß- und Gerstenfeldern bedeckt; nur hier und da ragten aus den gelblichten Ährenfluthen einige glänzendgrüne Hügel hervor. Dann folgte eine sandige, mit lichtem Tannengebüsche bedeckte Ebene, von einer Menge Schakals bewohnt. Endlich zeigte sich eine Reihe düsterer Cocoshaine, von Tausenden von Vögeln belebt. So kamen wir

um 1 Uhr in Pampetou an, einem großen volkreichen Dorfe, wo eine Menge Betelgärten und Baumpflanzungen, Tamarinden- und Arekagebüsche zu sehen sind.

Nachmittags passirten wir eine neue Chauderie, in deren Nähe ein kleiner dem Gott Gonrisch (dem Gott der Andacht) geheiligter Tempel stand. Das Götzenbild lag indessen noch auf der Erde, es fehlte ihm noch das nothwendigste Requisit seiner Göttlichkeit. Dieß sind die Augen, die immer erst der Oberpriester mit vielen Feyerlichkeiten einsetzen muß. So lange ein Götzenbild noch dieser Zierde entbehrt, wird es bloß für einen gewöhnlichen Block angesehen, womit man nach Belieben schalten und walten kann.

Mit einbrechender Dämmerung kamen wir in Chiripillie, einem großen, auf einer Anhöhe gelegenen Dorfe an. Hier quartirten wir uns gleich am Eingange desselben in einer Trivasel (der kleinsten Art von Chauderies) ein, und fanden zu unserer großen Freude nur noch ein Paar andere Reisende darin. Da es indessen bald darauf heftig zu regnen anfing, so kam noch ein ganzer Schwarm Korwas u. s. w. hinzu. Ich eilte daher, mein Abendessen einzunehmen, ließ den Palankin unter einen benachbarten dickblättrigen Baum hinstellen, streckte mich nach Verschließung meiner Vorhänge auf meine Matraze, und schlief trotz dem Prasseln des Regens, und trotz dem Gequacke der Frösche im Weyher, und trotz dem ewigen Klappern eines Reißfeldhüthers, in wenig Minuten vollkommen ein.

Unsere fünfte Tagereise begann mit dem herrlichsten Morgen und dem lieblichsten Sonnenschein. Indessen begegnete mir bald darauf ein Unfall, der wenigstens meinen armen Kulies die ganze Tagereise verdarb. Ich mußte nähmlich einmahl aus dem Palankin steigen, ward wenig Schritte von mir eine ganz unbeweglich liegende Brillenschlange (Coluber naja) gewahr, hielt sie für todt, und ging daher völlig unbesorgt darauf los. Allein wie groß war mein Entsetzen, als sie sich auf einmahl mit glühenden Augen, mit geöffnetem Rachen, und mit blitzender Zunge empor zu heben anfing! Plötzlich flog ich zurück, ergriff eine mit Schrot geladene Flinte, schoß los, und sah, wie sich das Unthier unter gräßlichem Schnauben langsam nach einem benachbarten Gebüsche zog. Unterdessen waren auch mein Reisegefährte Huau, und mein Bedienter Francisco dazu gekommen, jeder mit einem Hirschfänger in der Hand. Wir beschlossen das Gebüsch anzuzünden, und der Schlange, die es natürlich verlassen mußte, alle drey zu Leibe zu gehen. Gesagt, gethan! Bald stand der Busch in vollen Flammen; dennoch kam keine Schlange zum Vorschein. Schon glaubte ich mich wirklich geirrt zu haben, als sie plötzlich gerade zwischen meinen Füßen hindurch pfeilschnell nach einem gegenüber stehenden Busche schoß.

Dooe mantsche zogun ledu! (Herr! das bedeutet Unglück!) riefen meine Kulies mit kläglicher Stimme, und ich selbst war vor Entsetzen außer mir, nicht daß ich den Aberglaube dieser armen Hindus getheilt hätte, bloß weil ich einer so augenscheinlichen Gefahr entgangen war. So sehr demnach auch meine Kulies in mich drangen, für diesen Tag nicht weiter zu reisen, und nach dem nächsten Dorfe zurück zu gehen, so befahl ich ihnen dennoch, ihren gewöhnlichen Tagesmarsch zu machen, kam auf diese Art mit Untergang der Sonne wohlbehalten in Periatschirlu an, und quartierte mich wie gewöhnlich in der Chauderie ein.

Wiederkehr.

Sey innig mir gegrüßt, bestäubter Laute!
Du ruhtest lang bey trauernden Zypressen;
Doch länger bleibst du nicht von mir vergessen,
Du, der ich oft mein stilles Leid vertraute!

Mit dem Geschick rang ich indeß vermessen,
Zerstörte wild, was ich seit Jahren baute;
Mein schönster Traum, den ich verödet schaute,
Er konnte keine Thräne mir entpressen.

Nun aber komm! Die Wehmuth deiner Töne
Soll ruhezaubernd meinen Geist umschmiegen,
Soll meines Kummers wilden Sturm beschwören!

Auch theuern Gräbern huldigt die Kamöne;
Kann sie verwaister Freundschaft Schmerz besiegen,
So will ich ihr auf immer angehören.

Lobbauer.

Anecdote.

Senac, der Leibarzt des Marschalls von Sachsen, begleitete ihn nach einer ausgestandenen schweren Krankheit überall, um für seine vollkommene Wiederherstellung sorgfältiger zu wachen. Als einst der Marschall bey der Belagerung einer Festung einige Werke selbst recognosciren wollte, fuhr er mit seinem Arzte bis in die halbe Schußweite der Kanonen, stieg dann zu Pferde, und hieß dem Arzte, seine baldige Rückkehr hier zu erwarten. „Aber, gnädiger Herr!" begann der Arzt, „die Kanonen! Gewiß werden die Kanoniere Ihren Wagen und mich, der darin sitzt, zum Ziele nehmen." — So ziehen Sie die Fenster in die Höhe, sagte der Marschall lächelnd und ritt davon; Senac hielt es aber für sicherer, sich in dem nächsten Laufgraben zu verbergen.

Der blinde Verehrer.

Unter der großen Anzahl von Verehrern, die Petrarca bey seinem Leben zählte, könnte man gewiß einen blinden Sprachmeister zu Potremeli im Toscanischen oben an stellen. Kaum vernahm er, daß der Dichter auf eine Einladung sich in Napoli beym König Robert aufhielt, so ließ er sich nicht abhalten, zu Fuß eine Reise dahin anzutreten. Allein Petrarca war bey seiner Ankunft schon abgereist, er erfährt, daß der Dichter den Weg nach Parma genommen, und er eilte ihm dahin nach. Dort traf er ihn auch, und kaum war er ihm nah, so sagte er ihm mit entzückendem Nachdruck: er komme, um einen Kopf umarmen zu können, der so herrliche Ideen hervor gebracht hätte, um die Hand zu küssen, die Dinge geschrieben, die ihm das reinste Vergnügen gemacht. Ein Haufe von Neugierigen hatte den Blinden begleitet. Als dieser nun in dem Anfall von Entzückung, in welche er gerieth, endlich äußerte: „Petrarca, ich fürchte Euch zur Last zu fallen, aber ich kann es nicht satt werden, Euch zu sehen;“ so erregte das Wort sehen unter dem umstehenden Haufen ein Lachen. Der Blinde kam darüber nicht außer Fassung, er wandte sich abermahls gegen Petrarca, und sagte ihm: „was meinet Ihr? Seh' ich Euch nicht besser als alle diese Gaffer, die Euch mit beyden Augen betrachten?“

Aphorismen.

Wem seine Gesinnungen, seine Grundsätze feil sind, den nennt man billig seinen eigenen Seelenverkäufer.

Wenn man die Materialien entstehen sieht, woraus dereinst Geschichte gemacht werden soll, so verliert man ziemlich allen Glauben an die schon gemachte.

Joh. Eremita.

Des Schwachen Mäßigung ist Mittelmäßigkeit.

Leichter ist's Neues zu sagen, als schon Gesagtes zu vereinigen.

Wer seine Rechtschaffenheit uns erkaufen läßt, verkauft gewöhnlich nur seine Ehre.

So tief erniedrigt Knechtschaft, daß sie selber dem Herabgewürdigten sich theuer macht.

Wir haben nicht Eigenliebe genug, um Anderer Verachtung zu verachten.

Wer alles zu erdulden weiß, kann alles wagen.

Immer nur mäßig loben, beweiset viel Mittelmäßigkeit.

Es gibt weniger Thoren als man glaubt, nur das gegenseitige Verstehen der Menschen ist schwerer als man ahnet.

Notitzen.

Wien. — Den 21. Sept. wurde zum ersten Mahle Bertha von Werdenberg, eine neue Oper, der Text von Stegmeyer, die Musik von Seyfried, im k. k. privil. Theater an der Wien gegeben. Der Text ist ganz artig; die Musik hat schöne Stellen, unterscheidet sich aber eben nicht besonders durch Originalität. Sie hat keinen Charakter: der Bauer singt wie der Ritter, und der Ritter wie der Bauer. Die Charakteristik der Musik ist eine Sache, die Joseph Weigl so herrlich versteht. Das Finale des ersten Actes ist groß gedacht. — Dlle. Mildee entzückte alle Herzen durch ihren hinreissend schönen Gesang. Hr. Gottdank benahm sich gut in seiner untergeordneten Rolle.

Es ist nicht zu läugnen, daß sich seit einiger Zeit ein lebhafter besserer Geist in diesem Theater regt. Wir haben in einem kurzen Zeitraume, außer dieser Oper, die Kreuzfahrer; die Waldmänner; den Gallatag in Krähwinkel; den Unbegreiflichen; Marianne, von Gotter; und den Ehestandsstifter, von Castelli, gesehen. Schiller's Turandot wird einstudiert. — Möge dieß rühmliche Bestreben durch nichts sich irre machen lassen!

London. — Was den Stolz des Britten jetzt am meisten kränkt, ist die Quarantäne, zu der er verdammt ist, und die ihm alle Verbindung mit dem ganzen Europa, also seines Gleichen, der cultivirten Menschheit, versagt. — Ehemahls war London der Sammelplatz einer unzähligen Menge der cultivirtesten Fremden aller Europäischen Nationen. Man konnte sich in allen Sprachen des Continents hier unterhalten. Jetzt hört man außer der Landessprache höchstens Deutsch sprechen, und zwar von denen Deutschen, welche schon längst ihr Domicilium hier aufgeschlagen. Man weiß, daß die Deutschen immer das wanderndste unter den Völkern waren. Häufiger ist jetzt hier die Sprache der Chineser, Persier, Malayen, Karaiben und Irokesen im Gange, welche gleichsam die Stelle der Europäischen Fremdlinge ersetzen. Ein Fremder ist ordentlich, gegen ehemahls, in Verlegenheit, wenn er in eine Gesellschaft tritt. Es waren Italiäner, Franzosen, Holländer u. s. w. die man ihm sonst vorstellte. Man wußte die Sprache, und die Bekanntschaft war bald gemacht. Jetzt stellt man einen Fremden vor. Er ist aus Peking, Schiras, Madras, Ceylon. Nun unterhalte man sich mit ihm.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Donnerstag, den — 119. — 5. October 1809.

Herzrührender Bericht des Buchbinders Hobelmann zu Krähwinkel,

wie er durch das verdammte Zeitungslesen seine Braut verloren, und schier an den Bettelstab gebracht worden sey; allen erpichten Zeitungslesern und erhitzten Zänkern über den großen Weltzank zu lehrereicher Warnung und heilsamer Abschreckung von ihm selbst mit vielen Schmerzen zu Papiere gebracht.

An meinem ganzen Unglück ist niemand anders Schuld, als der Herr Kellerpachter und Schützenhauptmann Platzmaul allhier. Er hatte eine Leih- und Lesebibliothek, die seit Jahr und Tag weder geliehen noch gelesen wurde, und da machte ihm ein durchreisender Fremder, dem er die Stockung in der Lectüre und in seiner Nahrung klagte, den vermaledeyten Vorschlag, ein Museum zu etabliren. Wir alle in Krähwinkel wußten nicht, was das für ein Ding sey; aber der Herr Schützenhauptmann trug es beym letzten Königsschießen vor und sagte: „ein Museum hat den Nahmen von alten Jungfeen, genannt Musen; deren waren 9 Stück vorhanden, auch hatten sie viele Verwandte als Grazien, Furien und andere dergleichen Nymphen, welche aber allesammt unverehelicht geblieben sind. Von dieser Sippschaft schrieb und trieb nun jede etwas anderes zum ergötzlichen Zeitvertreib, daher heißt heut zu Tage Museum ein Ort wo hunderterley Zeug unter einander gelesen wird, vorzüglich aber in den jetzigen Zeiten politische Zeitungen; immaßen die Hamburger, die Erlanger, die Nürnberger, die Bamberger, die Berliner, die Prager, die Tübinger, die Frankfurter, die Presburger, der Hallische Courier und der Altonaer Merkurius heut zu Tage das vorzüglichste Musenfutter sind, und es ist eine Schande für einen Ort wie Krähwinkel, daß noch kein Museum in seinen Mauern sich befindet. Ja ich sage Ihnen auf Ehre, was die Rumforder Suppenanstalt, die ein hochpreislicher Magistrat bey uns eingeführt hat, für den Bettelmannsmagen ist, das ist solch ein Museum für den Geist — so zu sagen, eine wahre Seelen-Mast, eine Gemeinhuth für Genies, und da in diesen betrübten Zeiten alle dumme Teufel Genies werden müssen, so wird eine ehrsame Bürgerschaft und vorzüglich ein löbliches Schützen-Corps meiner Meinung beystimmen." — Aber sie waren alle stumm. — Da sagte der Herr Kellerpachter und Schützenhauptmann, für einen guten Trunk werde er schon sorgen, und in der Nebenstube soll immer ein angezapftes Faß stehen, und da sagten sie alle ja.

Das neue Museum kam in Aufnahme, und ich trat zu meinem Unglücke auch dazu. Eigentlich that ich es hauptsächlich um zu meinem Gelde zu kommen, denn ich hatte bey dem Herrn Kellerpachter noch fünf Thaler zu fordern, für Bücher, die ich für seine Leihbibliothek gebunden hatte, und er sagte mir, er könne mich nicht bezahlen; aber wenn ich das Geld ablesen wollte, so wäre er mit Vergnügen bereit, meinen Geist für die besagten fünf Thaler bestens zu cultiviren, auch könnte

ich unter meinem Nahmen den Titel **Mitglied des Museums zu Krähwinkel** setzen, und mich in der Kirche so ausbiethen lassen, wenn ich gesonnen wäre mich zu verehelichen. Ich war wirklich so gesonnen, und dachte, es würde mir eher zur Frau helfen, wenn ich ihr den Titel **Frau Mitgliedinn** anbiethen könnte. So wenig sieht das arme Thier, der Mensch, sein Schicksal voraus, denn gerade diese verdammte Mitgliedschaft brachte mich um meine Braut. Doch ich will mein Unglück ordentlich und mit Gelassenheit erzählen.

Im Anfang ging alles recht gut. Die Honoratioren und fast das sämmtliche Schützen-Corps zu Krähwinkel kamen in der Abenddämmerung in die Stube linker Hand auf dem Rathskeller, wo der Herr Kellerpachter drey nackte Jungfern über die Thüre hatte mahlen lassen, wovon die eine der hochansehnlichen Gesellschaft unverschämter Weise die hinterste Ansicht zukehrte; er sagte, das sey eine antike Gewohnheit und der neueste Geschmack, und berief sich auf ein Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, wo dieselbe freundschaftliche Stellung auf dem Titel zu ersehen wäre. Ich glaube, er nannte die unverschämte Person eine Grazie. Diese Stube nun hieß das Museum. Das Bier war anfänglich gut. Die besagten Zeitungen lagen auf dem Tische. Wir lasen und erstaunten, daß alle die Zeitungsschreiber so einig waren wie ein Herz und eine Seele; was der eine geschrieben hatte, schrieb der andere nach, was der eine lobte, lobte der andere, es war eine Freude, wiewohl eine langweilige. Der Herr Untersteuereinnehmer, der seinen Privatfleiß mit löblichem Eifer an Gimpel wendet, und das unschuldige Vieh nach einer neuen Methode Stückchen pfeifen lehrt, beliebte oft scherzweise zu sagen, es käme ihm bey diesen Blättern vor, wie in seiner Gimpelstube, sie pfiffen alle das Trompeterstückchen! — Ach wären sie doch einig geblieben, so wäre viel Zank und Streit in Krähwinkel erspart worden, und ich armer Teufel wäre auch noch in guten Umständen! Doch ich wollte ja gelassen in meiner Erzählung fortfahren.

Der Krieg ging los. Da gab's nun verschiedene Berichte, die Zeitungsschreiber, die vorher so einig gewesen waren, widersprachen einer dem andern und sich selbst dazu. Was hier wahr war, war dort falsch, was heute geschrieben wurde, war morgen eine Lüge, was einer so erzählte, erzählte der andere anders, und diese Uneinigkeit steckte in kurzem das ganze Museum zu Krähwinkel auf eine solche betrübte Weise an, daß sich ein paar Mahl einige hitzige Honoratioren schlugen, um die Frage zu entscheiden, wer geschlagen worden wäre, ja daß selbst der Museumsvater (so nannte sich der Unternehmer), der doch zugleich Schützenhauptmann war, und manches vom Militär zu erklären wußte, eine ungeheure Ohrfeige in die linke Flanke bekam, weil er nicht glauben wollte, daß der Angriff da geschehen könne. — Aber er ließ sich's gefallen, denn seit die Unruhe unter uns gekommen war, wurde das Museum zahlreich besucht, und man trank in der Hitze sein Bier hinunter, ohne zu wissen ob es sauer oder süß war.

Auch mich, den friedfertigsten Mann in ganz Krähwinkel, einem redlichen Buchbinder, dessen ganzes Metier in Zusammenheften und Vereinigen besteht, und der nur die Geisteswerke schlägt, um sie in einen bessern Band zu bringen, ja auch mich ergriff unseliger Weise diese verteufelte Zanksucht, und noch dazu war mein Gegner niemand anders, als mein zukünftiger Schwiegervater, der Kirchenvorsteher und Nadlermeister **Bacbuc**. Dieser äußerst maliziöse Mann hatte eine Tochter von 20 Jahren, um die ich aus zwey Ursachen freyte, nähmlich erstlich weil sie recht hübsch war, und man ihr in ganz Krähwinkel nichts nachsagen konnte, was viel sagen will, und zweytens weil mir der Vater zu meinem Etablissement hiesigen Orts 150 Gulden als Darlehn zu sechs Procent gegeben hatte, worüber der Wechsel verfallen war, und ich mir die Quittung vor dem Altar zu hohlen gedachte. Ja es war alles so ziemlich richtig, und ich war ein gemachter Mann, und die ganze Stadt sah mich bereits als den Schwiegersohn des Herrn Kirchenvorstehers an, auch hatte mich dieser schon ein paar Mahl auf dem Museum Herr Sohn genannt. Da muß mich der Teufel reiten und mir das unsägliche Unglück über den Hals schicken! — Doch ich will mein Elend gelassen weiter erzählen.

Es war an einem Sonntage, als ich mit meiner Braut und meinem Schwiegervater auf's Dorf ging, weil dort besseres Bier war, wie im Museum, wo es alle Tage saurer wurde. Das gleiche Bedürfniß zog viele dahin, denn kaum hatten wir uns hinter den Tisch gesetzt, so trat ein Mitglied nach dem andern herein, und ließ sich Bier geben, und weil dieses, wie gesagt, weit besser war, so wurden wir auch weit hitziger, wie das Zeitungsgespräch auf's Tapet kam. Meine Braut saß neben mir am Tische, und mein Schwiegervater gerade gegenüber. Wir sprachen von der Stellung an der Donau, und besonders von dem Brückenkopf am jenseitigen Ufer. Mein Schwiegervater, der viel mit Kopfarbeit zu thun hatte, denn er machte alle Tage viele tausend Nadelköpfe, wollte alles besser wissen, und sagte, es müsse

eigentlich **Brückenknopf** heißen, weil die Brücke daran befestigt würde. „Das ist ohne Kopf gesprochen," fuhr ich heraus, und erklärte, der Brückenkopf wäre eine Schanze. Mein Schwiegervater sagte, das sey albern geredet und wurde sehr maliziös, aber der Teufel verblendete mich, und ich fuhr fort, weil mir alle zuhörten. Um nun das Ding deutlicher zu machen, nahm ich meinen Bierkrug, und goß eine Donau auf den Tisch. Das ist die Donau, sagte ich, hier — und nahm den Fächer meiner Braut — ist der Brückenkopf. „Knopf!" fiel mein Schwiegervater ein. Kopf! Kopf! schrie ich. „Narrenkopf!" sagte der Schwiegervater. Ich wurde sehr erbittert, aber ich fuhr gelassen fort, hier ist Wien, indem ich den Strickbeutel meiner Braut an den Rand des Flusses schob, und hier ist die Insel Lobau, und legte die Brille meines Schwiegervaters in's Bier. „Eselskopf meine Brille!" schrie der erboßte Mensch. Ich zitterte vor Wuth. Hier steh ich, sagte ich, und schieße über die Donau. „Das soll der Narr wohl bleiben lassen." Eine Bombe reicht hin, schrie ich ganz außer mir, und nahm den Bierkrug, und — Gott weiß wie es zuging — wie eine Bombe flog der Krug über den Tisch meinem Schwiegervater dem Kirchenvorsteher an den Kopf, und die Donau trat über, überschwemmte den ganzen Tisch, den Strickbeutel, den Fächer, nähmlich Wien und den Brückenkopf, und ergoß sich in den Schooß meiner Braut, der dadurch gewissermassen das schwarze Meer vorstellte, aber Gott weiß es, wider meinen Willen. Die Insel Lobau, nähmlich die Brille meines Schwiegervaters, war bey der Kanonade zerbrochen. Alle Mitglieder des Museums schlugen sich in's Mittel, um Waffenstillstand und Frieden zu bewirken, aber alles umsonst, die einzige Bombe über die Donau hatte mich auf Zeitlebens ruinirt. Mit der Heirath war's vorbey. Meine Braut weinte unzählige Thränen über ihr Kleid, und keine einzige über mich. Am andern Morgen forderte der maliziöse Mann sein Geld, und da die Zeiten für die Literatur schlecht sind, und mehr rohe Bücher gelesen werden als gebundene, so konnte ich es nicht schaffen und mußte in den Schuldthurm wandern. Hier sitzt nun das Mitglied des Museums zu Krähwinkel gefangen bey einer Bataille an der Donau von Bier, und es geht ihm schlimmer wie allen, die an der wahren Donau gefangen sind.

Vielleicht finden sich mitleidige Zeitungsfreunde, die in eben solchen Händeln gesteckt haben, und einen ehrlichen Mann unterstützen, der als angehender Artillerist durch Bombenwerfen an den Bettelstab gebracht ist.

Behüthe der Himmel jeden Zeitungsleser vor dem traurigen Schicksale des armen

Hobelmann.

Charade.

Erste Sylbe.

Nach mir sehnt sich in Sturm und Wetter
Der Schiffer, fleht zu Gott um mich.
Es sehnt nach mir der bleiche Städter
Beym linden Hauch des Frühlings sich,
Nach meinen ungefälschten Gaben,
Nach meinem Leben, sanft und still.
Wer König seyn will, muß mich haben,
Mich, wer ein Gärtner werden will.

Zweyte und dritte Sylbe.

Vertraue nie mir deine Habe,
Dein Glück und deine Ruhe an,
Betrügerisch ist unsre Gabe,
Sie lockt dich auf des Elends Bahn,
Es täuschet unter bunten Decken
Der Furie verwegne Hand,
Nur Arbeit kann das Glück erwecken;
Nicht unser Zufall — nur Verstand.

Ganzes.

Nur dünne Thürmchen siehst du ragen,
Siehst Alpen Maulwurfshügeln gleich;
Ja, klein und zierlich aufgeschlagen,
Vor dir ein groses Kaiserreich.
Mit bunten Farben ist's geschmücket,
Du stehst davor und steigst zum Ziel.
Vom höchsten aller Thürme erblicket,
Dein Aug' kein Hunderttheil so viel.

Kr.

Die Spanierinn,

aus verschiedenen Gesichtspuncten.

Immer bleibt das Mädchen die schönste Rose im Kranze des Jünglings — nach **Jean Paul**; und das Weib die Krone der Schöpfung — nach **Rousseau**.

Nennt doch selbst der derbe Deutsche seine andere Hälfte die **schöne**, und der Kosak am Ufer des Don prügelt sein Liebchen aus **Zärtlichkeit** alle Feyertage wenigstens ein Mahl; nirgends aber steht das Reich des lieblichen Geschlechts wohl fester, als in Spanien, wo das Klima Liebe und Genuß zum unentbehrlichsten Bedürfnisse macht, der Rittergeist den Mann zur Huldigung verpflichtet, und Weiberlist und Pfaffenkniffe eng verbrüdert durch das Leben wandeln.

Der Wuchs der Spanierinn ist klein, aber jedes ihrer Glieder wie gedrechselt, fein und zart, im schönsten Ebenmaße; ihre Haltung ist vortrefflich; voll und hoch ihr Busen; ihre Hüften rund und schön gewölbt. Ihr Gang ist einzig, leicht und stolz und schwebend; die Französinn selbst erscheint wie eine Docke, plump und unbehülflich neben ihr. Sie tanzt einher, des Sieges gewiß, und die

Bewegung jeder Muskel spricht Reitz und Hoheit aus; nicht bloß Naturanlage, sondern die frühe Erlernung und leidenschaftliche Übung des **Bolero** und **Fandango**, den durch alle Classen jedes Mädchen von 12 Jahren fertig tanzt, tragen, wie ich glaube, das Wesentlichste zu dieser graziösen Körperhaltung bey. Ihr Auge ist schwarz und feurig, voller Gluth — nur selten eine Blonde — ihre Farbe ist ziemlich die der Männer, und die echte Gesichtsform der Spanierinn oval: aber in ihrer Stimme fehlt der reine melodische Silberton nordischer Mädchenkehlen; sie ist rauh und männlich, unzart und gebieterisch, so wie ihr Gebehrdenspiel stets heftig.

Ein gewisser Schriftsteller gesteht den Männern **Charakter** zu; den Weibern **Temperament**. Die Spanierinn ist stolz, eigensinnig, allanmaßend; liebend aus Bedürfniß, treu aus Selbstachtung; die Tyranninn ihres Geliebten, der ein Sclave ihrer Launen ist, und selbst den Muth verliert, die Fesseln seiner Knechtschaft zu zerbrechen — ach sie sind so süß! — aber so wie sie den Liebling ihres Herzens gänzlich in Beschlag nimmt, gibt sie ihm auch alles, und folgt ihm, wenn es Noth thut, selbst im bloßen Unterröckchen über's stille Meer.

Ihrer Natur nach ist sie ferner äußerst intrigant, und Eine steht für Alle, Alle für Eine, wenn es darauf ankommt, eine angesponnene Intrigue durchzuführen. Die Kirchen scheinen vorzüglich der Tummelplatz ihrer verliebten Abenteuer zu seyn. Das wollüstige Dunkel, das in derselben herrscht, vom Schein der Kerzen magisch erhellt; die frische Kühlung, die durch diese hohen Hallen wehet; die gewürzreichen Rauchwerke, die dort dampfen: alles trägt zum Sinnenrausche bey, bis auf den feyerlichen Choral, der vom versteckten Chor her tönt. Die Einrichtung, daß alles wie im Reiche der Gleichheit auf der Bodendecke niederkniet, begünstigt zärtliche Zusammenkünfte unter dem Schleyer der Andacht.

Die Spanierinn liebt das Schauspiel, die Stiergefechte und Processionen; aber wahrlich nicht sowohl um der Sache willen selbst, als weil sie dadurch Gelegenheit erhält, sich in den Logen und auf dem Balkon zu **zeigen**. Eifersüchtig ist sie, wie die Italienerinn, und rächt verschmähte Liebe; sie ist beym bloßen Anschein einer Untreue ihrer nicht mehr mächtig.

Der Conde von L.* liebte die Marquise von S.* und die Marquise von S.* liebte den Conde von L.* Er war glücklich in ihren Armen, aber sie hatte ihn im Verdacht, als sähe er die Herzoginn von M.* auch gern. Als sie einst mit ihrem Geliebten durch den Prado fuhr, und dieser der begegnenden Herzoginn bloß einen Gruß zuwarf, ließ sie sogleich halten, riß den Wagenschlag auf, faßte den Conde beym Arm und trat ihn im eigentlichen Sinne des Worts zur Kutsche hinaus, mit den Worten: „da gehe zu deiner Duquesa". Weder sein Orden, noch seine Obersten-Uniform, noch seine Liebe, schützten ihn vor dieser Behandlung im Angesicht mehrerer Tausende; er sah die Marquesa nicht wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Mailand. — Die Kirche **Foppone** in Mailand, welche vor kurzem dem Gottesdienst zurück gegeben wurde, erhält zu Folge eines Decrets unsers Vice-Königs den Nahmen: **Italiänischer Pantheon.** Großofficiere des Reichs, Minister, Senatoren und Staatsräthe, die in der Verwaltung ihres Amts sterben, sollen darin begraben werden. Gleiche Auszeichnung wird bürgerlichen und Militär-Beamten zu Theil, die ihrem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet haben, und Bürgern, die sich in Künsten und Wissenschaften hervor gethan haben.

Täglich soll im Pantheon eine Seelenmesse für diejenigen, die darin begraben sind, gelesen werden, und jährlich wird ein feyerliches Hochamt darin gehalten, welchem die obersten Behörden des Staats, und die Zöglinge der öffentlichen Schulen in Mailand beywohnen sollen. Eine doppelte Allee von Cypressen wird zu dem Eingang des Pantheons führen. — Ein anderes Decret bestimmt, daß die Asche des Generals **Thrulie**, der bey der Belagerung von Colberg blieb, und die der Professoren **Cesarotti** und **Bracinelli**, die ihrem Vaterlande durch ihre Schriften und Talente Ehre gemacht haben, in den Pantheon gebracht werden sollen.

Ein Perückenmacher in Paris, der in seiner Kunst sehr **berühmt** ist, hat ein Instrument erfunden, um das Maß eines Kopfes ganz genau zu nehmen. Dieser **Kopfmesser** — (in gewissem Sinne, wurde es die interessanteste Entdeckung seyn, die man machen könnte), ist in der That sehr sinnreich. Er besteht aus einem gewöhnlichen Hohlzirkel mit vier Armen, der aber noch 6 bewegliche Spitzen von verschiedener Form hat, die vermittelst Schrauben gestellt werden, und nach Linien abgetheilt sind. Man kann damit die Gestalt eines Körpers auf 8 Puncten genau bestimmen, und dadurch auf einmahl ihre gegenseitige Lage übertragen. Der Perückenmacher trägt damit die Gall'ischen Schädelbuckel in seine Perücken über, aber auch der Bildhauer, der Modellirer, der Steinschneider, der Drechsler, können sich mit vielem Nutzen dieses Instruments bedienen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Samstag, den — 120. — 7. October 1809.

Reise von Mazulipatnam nach Pondichery.

Zweytes Kapitel.

Die Sutredharies — Der Tanz — Die Daia — Stoicismus — Umwandlung — Der Flötenspieler — Die Schonies — Der Pipal — Der Schlangenbiß.

Unter der großen Menge anderer Reisenden, die sich allmählig zu uns gesellten, befand sich auch ein Trupp herum ziehender Tänzerinnen, Sutredharies genannt. Es waren ihrer sieben zusammen, wie gewöhnlich von ihrem Tanzmeister (Chelimbikarea) und ihren Musikanten (Juntries) begleitet. Nachdem sie sich in dem benachbarten Weyher gebadet, und ihre Toilette gemacht hatten, kam die erste Tänzerinn auf mich zu, becomplimentirte mich, überreichte mir einen Blumenstrauß, und fragte, ob es mir gefällig sey, ihre Gesellschaft tanzen zu sehen. Ich erwiederte ihren Gruß mit Orientalischer Höflichkeit, bestellte sie nach dem Abendessen wieder, und ward dafür von allen anwesenden Reisenden mit Danksagungen überhäuft. Mela Dore! Maharadja! (Der gute Herr! Der große Herr!) schallte es in der ganzen Chauderie wieder; denn tanzen zu sehen ist für die Hindus, besonders für das weibliche Geschlecht, ein äußerst angenehmer Zeitvertreib.

Kaum war ich denn mit Essen fertig geworden, als die ganze versammelte Menge ihre Matten bey Seite schaffte, und einen großen Kreis um mich schloß. Bald darauf erschienen auch die Tänzerinnen, von ihren Juntries begleitet, doch noch immer in ihre Schleyer gehüllt. Augenblicklich gab ich das Zeichen zum Anfange, die Musik begann, der Chelimbikarea ließ seine Becken klingen, und in einem Nu standen die sieben lieblichen Nymphen völlig entschleyert da, stellten sich in eine Reihe, kamen mir näher, verbeugten sich, entfernten sich wieder, und begannen nun den lieblichsten, kunstreichsten Elfentanz. Sie waren aus Surate, das von jeher für den Geburtsort der schönsten, vortrefflichsten Tänzerinnen gegolten hat.

So hatten sie ungefähr eine Stunde getanzt, als ich ihnen mit meinem Schnupftuche das Zeichen zum Aufhören gab. — Genug, schöne Mutie! (Mädchen) — sagte ich der Gewohnheit gemäß im Orientalischen Style — „Genug für dießmahl! Ihr habt mir mit euerm kunstreichen Tanze die höchste Genüge geleistet, und mein Herz mit Entzücken erfüllt. Gewiß Rambhe selbst (die Göttinn des Tanzes) sollte euch nicht übertreffen können! Wenn ihr nicht zu sehr ermüdet seyd, so setzt euch bey mir nieder, und laßt mich nun auch eure lieblichen Stimmen hören!" — Dieses Compliment gefiel ihnen außerordentlich, um so mehr, da es von einem Europäer kam. Sie setzten sich sogleich in einen Halbkreis, die Musikanten dicht hinter sich, und sangen mir eine der schönsten Indischen Romanzen, die Liebesgeschichte des Prinzen Sondor, und der Prinzessinn Bidbeah vor. Dieß dauerte bis Mitternacht, wo ich endlich der ersten Tänzerinn das gewöhnliche Geschenk (11 Rupien, oder

15 Gulden) auf einem Teller voll Arekanüsse und Betelblätter übergab, und den ganzen Trupp höchstvergnügt über meine Freygebigkeit gehen ließ.

Alles eilte sich nun zur Ruhe zu begeben, und ich selbst suchte meinen Palankin auf. Kaum hatte ich aber einige Minuten geschlummert, als ich durch ein leises Zupfen an dem Überhange aufgeweckt ward. — „Ar idu?" (wer da?) — rufte ich, indem ich ihn aufhob, um mich besser umzusehen. — „Ich bin es, mein Herr!" — antwortete eine leise Stimme — „Ich bin es, die Daja (Aufwärterinn) der Sutredharies. Ich bringe euch tausend Grüße von dem lieblichen Mädchen mit dem Kranze von weißen Rosen um das Haupt. Eure Güte und Freundlichkeit haben ihr Herz für euch geöffnet, wie sich die Lilie den Strahlen der Morgensonne aufthut! Empfangt diesen Betel, sie hat ihn selbst zum Zeichen ihrer Achtung für euch zurecht gemacht. Sie sitzt zu den Füßen eures Lagers, und wartet, ob ihr etwas zu befehlen habt!" —

Das liebliche Mädchen mit dem Kranze von weißen Rosen war mir allerdings sehr erinnerlich. Es hatte wegen seiner Jugend, Schönheit und Grazie einen sehr lebhaften Eindruck auf mich gemacht. Indessen kannte ich die reisenden Tänzerinnen etwas genauer, beschloß daher auf meiner Huth zu seyn, und fertigte die Daja mit einer ziemlich kalten Antwort ab. — „Wie, mein Herr!" — erwiederte sie — „Ihr verschmäht die schöne Mamia; dieß wundert mich! Ich glaubte doch bemerkt zu haben, daß sie euch nicht gleichgültig war. Warum habt ihr euer Herz wieder vor ihr verschlossen? Was fürchtet ihr? Sie ist mein liebstes Kind, und ihr seyd der erste, dem sie den Betel der Liebe *) schickt."

Ich mußte lächeln; die gute alte Daja schien mich für gewaltig unschuldig anzusehen. — „Laßt mich mit euerm Kampaak in Ruhe!" — sagte ich halb scherzend, halb unwillig — „und macht das einem andern weiß!" Da sie gleichwohl noch immer nicht ablassen wollte; so ward ich ungeduldig, nannte sie eine alte Betrügerinn, und hieß sie mit einem harten Tone augenblicklich von dannen gehen. Jetzt bekam ich endlich Ruhe, und schlief mit stoischer Unempfindlichkeit ein.

Als ich indessen am folgenden Morgen, wenige Minuten vor unserer Abreise, das schöne Mädchen noch ein Mahl erblickte, war es in einem Nu um meine Philosophie geschehen. Wie viel Liebreitz, und welcher jungfräuliche Stolz, mit stiller Sehnsucht gepaart! — „Auf Wiedersehen! Mamia! Auf Wiedersehen!" — rufte ich ihr zu; ein spöttisches Lächeln war ihre ganze Antwort. Wie gern hätte ich sie um Verzeihung bitten mögen, hätte ich mich nicht vor meinen Leuten geschämt. Noch ein Mahl blickte ich jetzt nach ihr zurück, glaubte sie weinen zu sehen, und ward im Innersten gerührt. „Nun, in Madras!" — sagte ich zu mir selbst *) — „In Madras hoffe ich dem armen Kinde zu zeigen, daß ich nicht unempfindlich bin!" — Ich fühlte jetzt allerdings, daß ich ein wenig zu hart und rasch gewesen war. — Wir hielten Mittags zu Ventapalam an, und blieben die Nacht in Kalliur. Noch immer hoffte ich die Sutredharies nachkommen zu sehen; wahrscheinlich hatten sie aber andere Stationen gewählt.

Unsere siebente Tagereise führte uns zuerst nach Pondielpitly, wo alles wegen eines neuntägigen Festes voll Leben und Fröhlichkeit war. Kaum hatten wir uns hier zum Mittagsessen niedergesetzt, als ein Schonie (eine Art Bettelmönch) bey uns erschien. Er machte eine tiefe Verbeugung, zog zwey kleine, ungefähr anderthalb Spannen lange Flöten aus seinem Gürtel, steckte die Mundstücke in die Nasenlöcher, und blies nun mit der größten Fertigkeit Prime und Secunde darauf. Ich verstand seine Bitte, und ließ ihn nicht ohne Almosen gehen. Bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß kein Schonie Jemanden bestimmt um etwas ansprechen darf. Er muß vielmehr immer ein kleines Talent u. dgl. besitzen, womit er sich produciren, und so sein Anliegen zu verstehen geben kann. Der eine macht daher den Flötenspieler, der andere den Bauchredner, der dritte kann halbstundenlang auf einem Beine stehen, der vierte spielt zwey, drey Instrumente zugleich, der fünfte zeigt irgend ein ähnliches Kunststück, u. dgl. mehr.

Nachmittags kamen wir bey einem schönen Ala (Ficus indica, Alou, Asvatha, Pipal,) vorbey. Er mochte ungefähr erst 100 Jahre alt seyn (nach der Behauptung der Hindus braucht er 500 Jahre zu seinem vollen Wachsthum), gleichwohl bildete er bereits mit seinen unzähligen herunter hängenden Ästen ein ungeheures grünendes Gewölb, das wenigstens 1000 Schritte im Umfange hielt. Abends blieben wir in Paalpatte, wo eine der größten Chauderien von ganz Indien ist.

Unsere achte Tagereise both wenig Merkwürdigkeiten dar. Wir begegneten einem andern Trupp Sutredharies; alles rief mir das Andenken der lieblichen Mamia zurück. Gegen fünf Uhr Abends erreichten wir endlich

*) Kampaak genannt. Die Betelblätter sind wie ein Herz geformt, und außer der Areka noch mit ungelöschtem Kalk, Cardamom und Catchu gefüllt. Ein solcher Kampaak ist ein verblümtes Liebesverständniß.

*) Die Tänzerinnen gingen nähmlich ebenfalls dahin.

Carracoubre, fanden die Chauderie bereits völlig besetzt, und zogen demnach in einen benachbarten Tamarindenbusch. Hier ward wie gewöhnlich Feuer angemacht, wozu man besonders trockene Baumblätter nimmt. Ich selbst half eine Parthie davon zusammen raffen, ohne das Unglück zu ahnen, das mir bevorstand. Aber plötzlich fühle ich vorn an meinem Mittelfinger einen stechenden Schmerz, ziehe die Hand zurück, sehe eine schwärzliche Schlange daran hängen, schleudere das Unthier mit einem gräßlichen Schrey von mir ab, und sinke ohnmächtig unter die Bäume hin.

Guter Rath.

Einst liebt' ich Euch, Ihr jugendlichen Schönen.
Einst weiht' ich voll Begeisterung
Euch meines Herzens Huldigung.
Zu Eurem Preis ließ ich die Leyer tönen;
Kunstloser Witz und unbefangner Sinn
Zog magisch mich zu Euren Füßen hin,
Um der Natur in Eurem Reitz zu fröhnen.
Ihr wolltet nichts, als gute Mädchen seyn;
Jetzt aber ist Euch dieser Ruhm zu klein,
Ihr Thörichten, Ihr wähnt, Ihr seyd Kamönen,
Ihr schwatzet viel von Wissenschaft und Kunst,
Und buhlet nur um Pallas seltne Gunst:
Nicht Amor — nein! Euch soll Apollo krönen.
O kommt zurück von dieser Eitelkeit!
Euch hat Natur zur Liebe nur geschaffen.
Euch ziemen nicht Minerva's Helm und Waffen,
Denn Euer Glück ist stille Häuslichkeit;
Je treuer Ihr dem, was sie heischt, geblieben,
Je eifriger Ihr voll Bescheidenheit
Der Spindel Euch, dem Herd, der Nadel weiht,
Je feuriger wird Euch der Gatte lieben.
Hat Psyche je, Kupido's Siegerinn,
Ein Trauerspiel und ein Sonett geschrieben?
Ihr leichter Scherz, ihr kindlich frommer Sinn
Schlug wunderbar den freysten Gott in Fesseln;
Der Lorber, den Ihr mühsam Euch erringt,
Verwandelt sich in einen Kranz von Nesseln,
Der brennend sich um Eure Locken schlingt.
Durch nichts wird mehr der Liebe Gunst verscherzet,
Als wenn Ihr Euch mit schweren Reimen quält,
Und Sylben nur statt Stich' und Maschen zählt,
Die Fingerchen mit Tintenflecken schwärzet;
Die Feder steht nur Eurem Sonnenhut,
Doch wahrlich nicht der Hand der Mutter gut,
Die mehr gefällt, wenn sie den Liebling herzet.
O pfleget nicht Apollo's Lorberreis!
Nein, flüchtet Euch in Amor's Myrthenschatten,
Lebt Eurer Pflicht, den Kleinen und dem Gatten;
Wenn auch die Welt nicht Eure Nahmen weiß,
Und tränket nur aus Euren Mutterbusen
Den zarten Säugling, Hymens süßen Preis,
Nicht aber aus dem Quell der Musen.
Für Bücher wählt das seidne Gängelband,
Und störet Euch der ungestüme Schreyer,
So nehmet statt der goldnen Dichterleyer
Die Kinderklapper in die Hand.

Carl Müchler.

Die Spanierinn,

aus verschiedenen Gesichtspuncten.

(Beschluß.)

Als Gattinn ist die Spanierinn nicht sonderlich zu empfehlen, wenn man nähmlich von den Freuden der Brautnacht abstrahirt. In ihrem Wesen liegt nicht das Reine, Edle, Keusche, das im Busen eines Deutschen Weibes wohnt, und Häuslichkeit und Wirthlichkeit sind diesen Ohren Worte ohne Sinn. Von einem Tage zum andern werden alle Lebensmittel eingekauft; da wo keine männliche Bedienung in dem Hause ist, macht der Mann den Einkauf, kommt zurück, und trägt das Frühstück seiner Frau vor's Bett. Sich kämmen, woran sie einen besondern Genuß zu finden scheint; in die Messe gehen und auf den Prado; im Winter mit ausgespreitzten Beinen über dem Brasero sitzen: kurz, mit einem Worte, Nichtsthun ist das häusliche Geschäft der Spanierinn. Wehe dem Fremden, der eine dieser zauberischen Syrenen heirathet, und das Recht des Ehemanns an ihr bewähren, Herr im Hause seyn will! Erlaubt er sich wohl gar einen sauern Blick, ein hartes Wort, über die allzu häufigen Besuche des Beichtvaters, so kann bald ein Vergehen ausgemittelt werden, das den bruto von marido einige Jährchen auf die Galeeren bringt; unter der letzten Regierung um so eher, da die Königinn den verjährten Rechten ihrer Schwestern die entschiedenste Protection zugestand.

Ein Schweizer Soldat rächte sich aber auch unlängst auf eine ungalante Weise für ein ähnliches Machwerk an seiner Sybille. Sie hatte ihn auch richtig auf sechs und dreyßig Monathe mit Hülfe des Gewissensrathes zum Gassenkehren befördert. Er hielt seine Strafzeit geduldig aus, und kehrte, ein reuiger Sünder, zu den Füßen der Versöhnten zurück. Er muß seine Rolle gut gespielt haben, denn er vermochte seine wohlhabende Gattinn bald hernach, ihr Vermögen zu versilbern, und ihm in sein Vaterland zu folgen. Als sie aber jetzt auf den Höhen der Pyrenäen ankamen, bey dem Markstein, da warf der Wolf den Schafspelz ab, und sagte der Beherrscherinn seines Herzens in einem ziemlich barschen Tone: „Du hast mich gelehrt, was Weiberrecht sey in Spanien, jetzt will ich dir zeigen, was Männerrecht ist in Deutschland." Somit maß er ihr eine tüchtige Tracht Schläge auf, und versprach ihr eben so viel in der Zukunft, so oft sie sich unartig betragen würde. Er stellte ihr hierauf frey, vollends mit ihm zu gehen, oder aber mit einem Theil ihrer Habe zurück zu kehren. — Sie

wählte das letztere, und lebte noch vor zwey Jahren in Madrid als Hetäre.

Was die Spanierinn ungefähr als Mutter seyn mag, geht aus dem Gesagten von selbst hervor, so wie die Beschaffenheit ihrer eigenen Erziehung und der Zustand ihrer Geistesbildung. Alles dieses aber bestreitet keineswegs die Thatsache, daß Spanien, und besonders seine höhern Stände, äußerst edle cultivirte Weiber aufzuweisen haben. In ihre Reihe gehört besonders die Herzoginn von Frias, der ihr Gemahl die Sorge für Land und Leute seiner Staaten mit Fug und Recht überlassen hat.

Fragmente aus dem Studienbuche eines Krähwinklers.

Y. hatte sehr paradoxe Meinungen. So behauptete er z. B. Hochedelgebornen wäre ein viel stolzerer Titel als Hochwohlgebornen, und dieser Titel wieder viel anmaßender als Hochgebornen. Auch glaubte er, der Stolz und der Rang stünden meistens im umgekehrten Verhältniß. Zum Beweise führte er immer einige Collegien an, wo die Hochgebornen Präsidenten wahrhaft human, die meisten Hochwohlgebornen Räthe sehr gnädig und herablassend, die meisten Hochedelgebornen Secretäre aber so gröblich Rang- und Titelstolz wären, daß sie nur von den Hochedeln Canzelisten übertroffen würden; denn diese thäten, wenn sie unter gemeine Bürgersleute kämen, am impertinentesten vornehm.

Der Herr von X. war nie grob, als wenn er höflich seyn wollte, und hat nie einen Menschen beleidiget, als wenn er ihn durch seine Herablassung obligiren wollte.

Fremden und Unbekannten knipp er, wie in manchen Recensiranstalten Sitte ist, immer etwas am Gewicht ab, guten Freunden und Bekannten aber gab er allemahl eine Zulage. Er kam also, da er wieder verschenkte, was er gestohlen hatte, nicht weiter als andere Krämer, die einmahl wie das andere jedem das seine ehrlich zuwogen, und hatte doch mancherley Unannehmlichkeiten zu ertragen. Denn die guten Freunde gewöhnten sich an das reichliche Gewicht, und bedankten sich nicht mehr; die andern aber warnten jedermann vor seiner Butike; ja man hat Beyspiele, daß sie sogar gute Freunde, wenn ihnen ihre Zulage zu klein vorkam, ein Mauseloch genannt haben.

Herr Fant sagte neulich: Wenn die graziöse X. auftritt, die so abscheulich detonirt, so seh' ich und höre ich nicht; wenn Y. so brav singt und so abscheulich mit den Händen ficht, so hör' ich und sehe ich nicht; wenn die andern heraus treten, die so abscheulich singen und spielen, so sehe und höre ich nicht, sondern esse Bonbons, und störe meine Nachbarinnen. Herr Fant hat zuweilen Unrecht, aber dießmahl mußten wir ihm beypflichten; denn wenigstens in unserer Oper sollten wir alle sehen und hören wie er.

Der kleine Stadtschreiber sagte immer das Gescheidteste, aber seine Stimme war zu schwach, und niemand rief: hört ihn! Drum hat der Senator Stentor, den man wegen seiner unverschämt lauten Trompeterstimme für einen großen Redner hielt, immer das Dümmste durchgesetzt. Des Stadtschreibers Bruder, der ein Autor war, soll in der gelehrten Republik ein gleiches Schicksal gehabt haben.

Oporin.

Notizen.

Italien. Es geht mit dem Landbau im Königreich Italien ungefähr so gut und so schlimm, als in manchen Gegenden Deutschlands. Die Gelehrten, oder wie sie lieber heißen wollen, Agronomen, schreiben fleißig über Verbesserung der Agricultur, machen die besten Vorschläge von der Welt, und die Landbauer lesen all die herrlichen Sachen — nicht. Die Annale d'agricultura del regno d'Italia, welche der Prof. Re zu Bologna in einer Mailändischen Buchhandlung heraus gibt, das Beste der Art in Italien, hat in allem 350 Subscribenten, und muß, um auch nur diese festzuhalten, fast jährlich den Titel verwandeln. Theils sind die Italiänischen Landwirthe zu träge, theils, wie gewöhnlich, zu voll gespickt von Vorurtheilen, theils — und dieß ist ein Haupthinderniß am Lesen guter Schriften — können sie nicht, oder nur zur Noth, lesen. Der Mangel des guten Schulunterrichts für die mittlern und niedern Volksclassen macht die alte Unwissenheit perennirend. Die meisten Landgüter gehören reichen Edelleuten; diese geben ihr Land an Pächter aus, und bekümmern sich wenig um Vervollkommnung des Feldbaues. Nur in den Departements von Olana, Crostolo, alto und bassa Po und de l'Agogna schreitet die Landescultur merklicher vorwärts. Der Kleebau vermehrt sich jährlich; man raffinirt auf neue Düngerarten, kauft sogar den Ruß zum Düngen in hohen Preisen, und pflanzt Wolfsbohnen zum Unterpflügen. Hier und da hat man auch angefangen, Krapp und Waid zu pflanzen; der Tabacksbau ist, außer in Dalmatien, verbothen. Eben so hat man angefangen, die Amerikanische Erdnuß (arachis hypoguea) zu pflanzen, die in Deutschland nur auf Mistbeeten und in Treibhäusern gedeihen will. Auch noch in Nord-Italien ist diese ergiebige Südpflanze gegen die Kälte sehr empfindlich. Aber sie lohnt reichlich. Von 400 Quadratschuhen gewinnt man 40 Pfund, und die Hälfte vom Gewicht der Frucht ist Öhl, so köstlich, daß man sich desselben, statt des Cacao, zur Fabrikation der Chocolade bedient. Die Baumwollenstaude, welche im untern Italien so gut gedeiht, will ebenfalls in Nord-Italien nicht einheimisch werden. Der Same wird nie vollkommen reif. Der Reißbau bleibt das sicherste. Er wird meistens mit großer Sorgfalt getrieben, doch erfordert er, wie bekannt, reichliche Wässerung. In manchen Gegenden des Departements de l'Agogna, wo es an Wasser fehlt, zahlt man für ein Wasser, das einen Zoll stark läuft (una oncia), welches man dem Nachbar abkauft, 800 bis 1000 Louisd'or! — Der jährliche Zins von einem Zoll Wassers beträgt 80 bis 100 Ducaten. Es gibt Eigenthümer, die jährlich bloß aus ihrem Wasser gegen 100,000 Mailändischer Lire Einkünfte haben.



Der Sammler

Dinstag, den — 121. — 10. October 1809.

Die Messe zu Beaucaire.

(Aus Millins Beschreibung seiner im J. 1804 gethanen Reise im südlichen Frankreich.)

Beaucaire soll den Ursprung seiner Messe Raymund VI., Grafen von Toulouse, zu verdanken haben. Schon Raymund V. hielt daselbst im J. 1172 eine Versammlung des Adels, wobey ein jeder Ritter den andern an Pracht zu übertreffen suchte. Nachdem man allen möglichen Aufwand ausgekramt hatte, und nicht mehr wußte, wie man es anfangen sollte, um mit seinen Reichthümern zu prunken, verfiel man endlich auf die lächerlichsten Ungereimtheiten, wozu der erlauchte Graf selbst das Beyspiel gab. Er schenkte nähmlich Raymunden von Acosta (d'Agoust) hundert tausend Sols *), welche dieser sogleich unter zehn tausend Ritter vertheilte, die sich bey der Versammlung eingefunden hatte. Bertrand von Rainbald wollte diese edle Freygebigkeit nachahmen, ward aber darüber zum Verschwender; denn er ließ im Schloßhofe und dessen Nachbarschaft durch zwölf Paar Ochsen breite Furchen pflügen, und hierauf dreyßig tausend Sols in lauter Deniers hinein säen; als ob Korn, Wein und Öhl nicht die würdigsten und nützlichsten Gaben wären, welche man von der Erde fordern kann! Wilhelm Grosmartel, der nicht wußte, wie er's diesem Rainbald zuvor thun sollte, ließ alle für seine Tafel und für die in seinem Gefolge befindlichen drey hundert Ritter bestimmten Speisen über der Flamme von Wachsfackeln kochen, wodurch denn zuversichtlich der Braten nicht gahrer und die Brühen nicht wohlschmeckender wurden. Raymunds von Venoux Verschwendung artete sogar in Grausamkeit aus, indem er dreyßig seiner schönsten Pferde in Gegenwart der ganzen Versammlung verbrennen ließ. Die Gräfinn von Urgel schickte eine auf vierzig tausend Sols geschätzte Krone, für Wilhelm Mite bestimmt, der zum Taschenspieler-König ausgerufen werden sollte, aber leider gerade nicht da war.

*) Fünfzig Sols galten damahls eine feine Mark Silber.

Beaucaire war der Gegenstand eines blutigen Krieges zwischen Simon von Montfort und Raymund VI., welchem letzteren der Papst Honorius III. die, dem Vater des ersteren, als einem Ketzer und Beschützer der Albigensen, genommenen Güter geschenkt hatte. Zur Dankbarkeit für den Eifer, welche die Stadt bey dieser Gelegenheit für den Günstling des Papstes zeigte, soll Raymund VI. die Messe gestiftet, und sein Sohn die schon damahls bewilligten Freyheiten nachher bestätiget haben. Allein der den Einwohnern von Beaucaire von ihm darüber ertheilte Schenkungsbrief meldet nichts davon, und die älteste Urkunde, worin jener Freyheiten Erwähnung geschieht, rührt von Ludwig XI. im Jahre 1463 her; indessen erhellet aus einem darin vorkommenden Ausdrucke, daß die Messe schon lange zuvor existirte. Carl VIII. vermehrte die von seinem Vorgänger ertheilten Privilegien dadurch, daß er

erklärte, die Feste seyn nicht als Geschäftstage zu betrachten; wodurch denn die Dauer der Meßfreyheit noch um etwas verlängert ward. Auch blieb es bey dieser Verfügung, wie sehr auch die General-Pächter sich bey den Tribunälen, ja bey dem Monarchen selbst, darüber beschwerten *).

Wir waren äußerst begierig, diese in den Annalen des Handels und der Vergnügungen so berühmte Messe zu sehen, die freylich durch die Revolution und den Krieg viel von ihrem alten Glanze verloren hatte, aber doch noch immer ein sehr merkwürdiges Schauspiel gewährte. Alles athmete Betriebsamkeit, und ganz Beaucaire ertönte von Freudengeschrey und Gesängen.

Schon lange vor der Messe suchen die vornehmsten Kaufleute ein Haus oder wenigstens ein Zimmer zu miethen. Alle Gemächer, wovon jedes gewöhnlich eine ganze Familie beherberget, sind mit Betten vollgepfropft. Der Eigenthümer zieht unterdessen auf den Boden. Oft werden die Häuser oder Zimmer sogleich auf mehrere Jahre an eine und dieselbe Person vermiethet. Die Wollhändler und die Tuch-Fabrikanten wohnen wechselsweise in der Haupt- und obern Straße, so daß z. B. ein und dasselbe Haus für die Jahre 1803, 1805 und 1807 einem Tuchmacher — für die Jahre 1804, 1806 und 1808 aber einem Wollhändler überlassen wird; eine Verfügung, wodurch die Bewohner beyder Straßen den Vortheil, die Tuch-Fabrikanten — welche einen stärkern Absatz haben, und daher mehr Miethe bezahlen müssen — zu besitzen, wechselsweise genießen. Die Leinwandhändler haben ihren Stand nahe am Rhone-Thore in einer Gegend, die la Placette genannt wird. Die Juden verlassen die Straße nicht, die während der Messe ihren Nahmen führt, nachher aber wieder Rue des Cordeliers heißt, und deren oberes und unteres Ende die Lederhändler einnehmen, welche die zum Absatze am vortheilhaftesten gelegenen Plätze einander wechselseitig abtreten.

Aber nicht bloß in den Häusern sind alle Kramläden besetzt, sondern es gibt auch überall vor denselben eine Menge mit Leinwand bedeckter Buden; ja man vermiethet sogar die steinernen Straßenbänke, worauf dann allerley kurze Waaren ausgelegt werden. Quer über den Straßen hangen an Seilen viereckige Stücke Leinwand, worauf die Nahmen, Wohnung und Handlungs-Artikel der Kaufleute angezeigt sind, und deren buntscheckige Formeln, Farben, Ordnung und Inschriften einen sonderbaren Anblick gewähren.

Da die Stadt unmöglich alle Menschen fassen könnte, welche ihr um diese Zeit zuströmen, so wird an dem Ufer der Rhone, zwischen den Thoren Roquebrune und Beauregard, auf der langen, mit hohen Bäumen eingefaßten Magdalenen-Wiese in wenig Tagen eine zweyte Stadt erbauet, die ebenfalls ihre Straßen, Vorstädte und Kreuzwege hat, theils aus hölzernen Buden, theils aus Zelten besteht, und sich ungleich hübscher ausnehmen würde, wenn man dahin sähe, daß dieß Machwerk eine gefälligere Form und gleichmäßige Verzierung bekäme; wie das bey den Buden auf unsern St. Germain- und Laurentius-Märkten, ingleichen bey den zur öffentlichen Ausstellung von Industrie-Producten aufgeschlagenen Läden der Fall ist. Indessen kann man doch eben nicht sagen, daß die, obgleich sämmtlich ohne Geschmack und Zierlichkeit aufgeführten, Baraken bey Beaucaire einen übeln Total-Eindruck machen.

Wer den Bau dieser Budenhäuser unternimmt, zieht, durch ihre theure Vermiethung, einen ansehnlichen Gewinn daraus. Der Miethsmann wählt dann gewöhnlich ein Werkzeug seiner Profession zum Aushängeschild, und da die Handelsleute aus einem Lande oder aus einer Stadt sich gern in einer und derselben Straße niederlassen, so findet man auch meistens alle gleichartigen Artikel daselbst beysammen. So stehen z. B. hier die Seifen-, Spezerey- und Gewürzhändler aus Marseille; da die Parfümeurs von Grasse, die mit Pomaden und Fleckkugeln handeln; dort die von Montpellier mit gebrannten und wohlriechenden Wässern; anderswo ist eine zahllose Menge von Buden mit Feigen, Pflaumen, Rosinen und Mandeln angefüllt. Was uns aber am meisten in Verwunderung setzte, war eine Straße, deren sehr hohe und dicke Mauern aus lauter schichtweise über einander gethürmten Zwiebeln und Knoblauchszehen bestanden; ein ungeheurer Vorrath, hinreichend, ganz Europa damit anzubrühen.

Die Kaffehhäuser, Billiard- und Tanzsäle sind meistens in der großen Straße; hinter ihnen die Thierbuden, die Taschenspieler, Kunstspringer, Capriolenschneider u. s. w., worunter sich dermahls ein Hokuspokus-Macher befand, der nicht nur den Nahmen des berufenen Gauklers Comus angenommen hatte, sondern sich auch ganz bescheiden Physiker des Französischen Kaiserreichs nannte. Der berühmte Seiltänzer Forioso hatte einen Saal inne, der nie von

*) Ludwig XI. machte zwar unter dem Nahmen der Wiederschätzung eine Auflage auf alle Waaren, die aber auf eine jährliche Vorausbezahlung von ein tausend fünf hundert Livres eingeschränkt ward.

Zuschauern leer ward *). Am Ende der Wiese, (worauf diese Buden aufgeschlagen sind) steht eine, der unbefleckten Empfängniß geweihten, Kapelle, worin Messe gelesen und eine große Menge von Rosenkränzen verkauft wird. Sie ist freylich nur sehr klein; aber die gläubigen Seelen, welche dem Meßopfer beywohnen wollen, knien draußen auf dem Rasen nieder, ihre Augen nach dem Altare, ihre Andacht gen Himmel richtend. So waren bey den Alten nur die Priester innerhalb der heiligen Mauern des Tempels, die anwesenden Laien aber draußen rings umher versammelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vernunft und Herz.

Die Vernunft, mit langsam-ernsten Schritten
Tritt sie kalt und prüfend in die Welt.
Nicht zu lenken und nicht zu erbitten
Ist das strenge Urtheil, das sie fällt.
Meinend, daß für Tugend und für Sitten
Sie mit fester Hand die Wage hält,
Muß des Guten und des Edeln Wissen
Langsam steigen aus den kalten Schlüssen.

Aber das Herz führt mit klopfenden Schlägen
Freudig die Menschen dem Guten entgegen.
Und es entscheidet und wählet im Nu:
Denn es bedarf nicht erst lange zu prüfen;
Heiliger Genien Stimmen die riefen
Sicher Kenntniß der Wahrheit ihm zu.

Die Vernunft lehrt schwere Pflichten üben,
Nur im Kampfe prüft sie ihre Kraft;
Dulden heißt sie, handeln, nur nicht lieben
Mit der Allgewalt der Leidenschaft.
Unbekannt mit freyen Herzenstrieben
Seufzt der Wille in der Regel Haft.
Mag in's Grab die Sehnsucht niederbeugen,
Sie gebeut — und die Gefühle schweigen.

Aber, entfesselt von drückendem Zwange
Findet das Herz im melodischen Klange
Eigener Reinheit die freundliche Pflicht.
Nicht mit Gewalt an die Ernste gebunden,
Hat es sie liebend im Innern gefunden;
Treu der Erwählten, verläßt es sie nicht.

Wo die Sterne freundlich nieder schauen,
Fragt Vernunft um ihren Schöpfer an;
Muß auf Schlüsse ihre Meinung bauen,
Bis den Gott sie mühsam finden kann,
Dessen Bild, nur sichtbar dem Vertrauen,
Ihr, der Zweifelnden, so leicht zerrann.
Mögen Welten leuchtend sich gestalten,
Messend will sie nur den Raum entfalten.

Aber das Herz hat in seligen Stunden
Schöner Gefühle den Gott schon gefunden,
Eh' ihn die kalte Vernunft nur gedacht;
Weckt in dem Auge die bebende Zähre;
Baut der Natur die geweihten Altäre,
Wo es Gebethe und Opfer gebracht.

Und nicht ermessend die schreckende Ferne,
Schwingt sich das Herz an dem Strahle der Sterne
Hoch zu den kreisenden Sphären hinan;
Sinket am Throne des Ewigen nieder,
Kehret beglückter zur Erde dann wieder,
Weil es für diese den Glauben gewann.

Auch die Kunst, ein Bild des ewig Schönen,
Prüft Vernunft, als strenge Richterinn.
Nur bedächtig will die weise krönen,
Gibt sich nimmer der Empfindung hin;
Gibt ein Maß dem Bildniß und den Tönen,
Nur die Regel nennt sie Meisterinn.
Aus der Ordnung festgeschloßnen Schranken
Darf der Schönheit leichte Form nicht wanken.

Doch, wie sie freudig in Farben und Tönen,
Lebt in dem Herzen das Bildniß des Schönen;
Tritt aus demselben lebendig hervor.
Und es erkennt sich in eigener Klarheit,
Und es bedarf nicht den Maßstab der Wahrheit,
Weil es sie nimmer im Innern verlor.

Mag Vernunft mir meine Pfade leiten,
Wo ich mit dem kalten Leben rang;
Wo, gefesselt noch durch Raum und Zeiten,
Ich ihn fühle, meines Schicksals Zwang,
Und die ernste Regel auszudeuten
Nur der strengen Richterinn gelang.

Aber dem Herzen, dem sey es gegeben
Dieser Gefühle unendliches Leben,
Das mich dem Göttlichen näher gebracht.
Ha! Die Begeisterung lasse mit Entzücken
Heller im Spiegel des Herzens erblicken,
Was ich empfunden und was ich gedacht.

Freyherr v. Schlippenbach.

Etwas über die Spuren unserer jüngst vernichteten Urwelt.

Daß unser alter Erdball kein sechstausendjähriges Kind mehr sey, sondern, während er seine Sternenrolle im Universum spielte, schon mehr als einen jüngsten Tag erlebte, davon liegen seit ungefähr einem halben Jahrhundert freylich die evidentesten Beweise zu Tage. Wenn der Erdball nicht dann und wann aus seinen Angeln gerückt, oder wenn nicht seine beölkerte Oberfläche zuweilen mit einem neuen ungeheuern Kalkniederschlage inkrustirt und damit alles Lebendige verkalkt und vernichtet worden wäre, wer möchte heutiges Tages noch Professor der Geschichte seyn, und mit seinem Gedächtnisse die Großthaten aller Helden von mehrern hundert tausend Jahren umfassen und bewahren? Die so genannte allgemeine Welthistorie hat sich wenigstens schon zehn Mahl mit der Erde zugleich ver-

*) Vielleicht der erste in seiner Art, und der auch in Paris unglaublichen Zulauf gehabt hat. A. d. U.

jüngt. Nach Cuviers und Brogniards neuesten Untersuchungen scheint jegliches unsern Planeten umwickelndes Flözlager ein besonderes Kapitel der allzu lang gerathenen Weltgeschichte zu seyn. Für uns freylich sind, ich mag nicht einmahl sagen, leider! die unsterblichen Thaten der Helden, welche Zeitgenossen der verkalkten Urwelten, des Paläotheriums und des Anoplotheriums waren, in der Nacht der Thonschiefer-, Kalk-, Gips-, Mergel- und Sandübergüsse verloren.

Wer weiß, wie lange noch das neueste Kapitel der Erdballsgeschichte dauert, in dem wir die Ehre haben zu glänzen! Vielleicht wenn einmahl ein übelgesinnter Komet zu nahe fährt, inkrustirt er unsere Erdrinde neuerdings mit Kalk- und Thonniederschlägen einige tausend Fuß hoch, — oder ein leiser Ruck in der Weltenuhr macht einen Punct des Äquators zur Erdachse, und die erstarrten Pole zu tropischen Ländern, daß die erschütterten Weltmeere weit über uns und alle Gebirge wegschlagen, und die Gebeine der Kamtschadalen nach Neuholland, und die Knochen des Patagonen nach Stockholm waschen. Dann wissen die Adame und Even, die Deukalionen und Pyrrhen, welche die, Jahrtausende nach unserer Einscharrung, wieder begrünte Erdrinde bewandern und sich der schönen Natur erfreuen, so wenig von den Thaten und Fasten unserer Alexander, Cäsaren und Friedriche, als wir jetzt von den Historien der letztvergangenen, verkalkten oder vergipsten, oder auch nur verschwemmten Urwelt.

Man hat im vergangenen Jahre zu Bagnolet bey Paris in den erdigen Schichten, 12 bis 15 Schuh über dem ersten Gipslager, wieder einen versteinerten Palmbaum gefunden, demjenigen ähnlich, der zu Montmartre, ebenfalls 10 bis 12 Schuh über dem Gipsflöz, früher schon gefunden worden. Vermuthlich, aber ich sage nur vermuthlich, ist dieß dieselbe aufgeschwemmte Leimenformation bey Paris, dieß Gemenge von Sand, Mergel und Thon, worin man schon öfters Knochen von Elephanten, Ochsen, Antelopen und andern Vierfüßern der heissern Zonen gefunden hat.

Eben so wurden im vorigen Jahre bey Osterode am Harz, und zwar kaum eine Stunde Weges von dem Platze, wo im Jahre 1751 die Knochen des Rhinozeros ausgegraben waren, angehäufte Massen von versteinerten Rhinozeros-, Elephanten- und Hyänen-Knochen (untee andern der fast vollständige Unterkiefer einer alten, mächtig großen Hyäne) entdeckt. Diese versteinerten Gebeine lagen, was wohl zu bemerken ist, ebenfalls über und zwischen den dortigen Gipsfelsen in einem Mergellager, aber nur 2 Schuh unter der Oberfläche. — Man weiß durch den verdienstvollen Naturforscher Blumenbach, daß schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts am Harz Knochen vom Ur-Elephant (Elephas primogenius) gefunden worden sind. Im Juragebirge findet man die Versteinerungen gewöhnlich in der Nähe der Gipslager am gehäuftesten; und unfern des Gipsflözes im Sulzthal fand ich voriges Jahr in einem Mergellager einen fossilen Elephantenzahn.

Entweder herrschte nun einmahl in der jüngst untergegangenen Urwelt über unsern vom ewigen Eise starrenden Nordpol das heisse Klima vom Innern Afrika's, so daß die Magnaten der tropischen Thierwelt in den brennenden Fluren Sibiriens, Deutschlands, Schwedens, Englands, Frankreichs, Nordamerika's u. s. w. ihr gemächliches Auskommen fanden; — oder ihre Cadaver wurden von einer ungeheuern Ergießung des Oceans vom Südpol zum Nordpol hingefluthet. Immer scheint es aber merkwürdig zu seyn, daß die meistens versteinerten Reste exotischer Säugethiere in der Nähe von Gipslagern angetroffen werden. — Wäre dieß Zufall, oder trug die Nachbarschaft des Gipses vorzüglich zu ihrer Conservation bey? — Auch sind sie jünger als die Gipsformationen, denn gewöhnlich sind die Ablager der fossilen Knochen in Mergelschichten über dem Gips. — Es wäre zu wünschen, daß unsere Geognosten die Lagerstätten solcher Petrefacten, besonders auch das relative Alter dieser Lagerstätten auf's sorgfältigste zu bestimmen, und die Localitäten der verschiedensten Länder mit einander zu vergleichen suchten. Dieß fehlte bisher bey den meisten Angaben von neuen Entdeckungen, und doch würde eben das ein wichtiger Fortschritt zu einem Theil der Geologie werden. Die Revolution, welche Palmbäume, Bambusrohr, Hyänen und Rhinozerosse, Elephanten und andere unbekannte Thiere der tropischen Welt dem Norden zuschlemmte, ist eine der allerjüngsten des Erdballs. Wäre das relative Alter dieser Revolution nicht durch genaue, geognostische Vergleichungen der Lagerungen der aufgeschwemmten Gebirgsarten zu entdecken? Solch ein Unternehmen wäre freylich nicht das Werk eines einzelnen Mannes. Aber wünschenswerth wäre zu dem Ende, wie noch zu manchem andern großen Zwecke, die Verbindung der berühmtesten Geognosten Europa's und Amerika's zu einer correspondirenden Gesellschaft, die sich ihre Erfahrungen mittheilte und publizirte.

(Der Beschluß folgt.)



Donnerstag, den — 122. — 12. October 1809.

Reise von Mazulipatnam nach Pondichery.

Drittes Kapitel. *)

Der Waltium — Traurige Entscheidung — Todesangst — Die Eidechse — Die schnelle Veränderung — Mr. Anderson — Die Verschlimmerung — Die schreckliche Entdeckung — Nababpeent — Mamia.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich am Feuer, von meinen Kulies umringt. Sie fuhren fort, meinen Finger unaufhörlich gegen die Flamme zu halten, um, wie sie glaubten, das Gift heraus zu ziehen, während bereits einer von ihnen nach dem Schorpojaan oder Schlangenbeschwörer in das Dorf gelaufen war. Zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, dankte ich den guten Menschen für ihre Willfährigkeit, und erwartete die angekündigte Hülfe mit äußerster Ungeduld. Endlich kam der Boehe mit der Nachricht zurück, daß der Schorpojaan abwesend sey, brachte aber dafür einen andern mohrischen Waitium (Arzt) mit.

Dieser setzte sich nun sogleich neben mich, besah meinen Finger mit großer Aufmerksamkeit, fragte mich umständlich nach der Länge, dem Ansehen, dem Kopfe der Schlange u. s. w., ward bey meinen wenig befriedigenden Antworten sehr nachdenkend, und sagte mir endlich gerade heraus, daß ich allerdings nicht außer Gefahr sey. Es kam nähmlich alles darauf an, ob ich von einer Kutté oder Nellie, wie er die beyden Species unterschied, gebissen worden war. Im ersten Falle kam die Hülfe gerade noch zeitig genug, im letztern war es bereits zu spät, und mein Tod in wenig Stunden gewiß. Indessen gab mir der Waitium einige Löffel von einer höchst übelschmeckenden Latwerge ein, versprach den andern Tag wieder zu kommen, und nahm mit den Worten: „Tambrane maharse!" (Gott ist groß!) Abschied von mir.

Nichts von meinen Empfindungen! Ich gab trotz dem Zureden meiner Leute alle Hoffnung auf. — „Der Waitium hat dich vorbereiten wollen!" — sagte ich zu mir selbst, und wartete mit Schaudern den Eintritt der mir angezeigten Symptome ab. Wirklich währte es auch keine Stunde, als mich ein allgemeines Frösteln mit heftigem Schwindel überfiel. — „Freunde!" rief ich mit gebrochener Stimme, „es ist vorbey! Ich sterbe!" — Hierauf machte ich noch einige Anordnungen, hüllte mich in meinen Mantel, und flehte Gott um eine sanfte Auflösung an.

Alles war still um mich her; auf einmahl hörte ich das laute Pfeifen einer Eidechse neben mir. — „Nelle Jatra! Nelle Jatra!" (Gut Glück!) riefen meine Kulies; ich schlug die Augen auf, und erblickte dieselbe Schlange, von der ich gebissen worden war. — „Das ist sie! das ist sie!" rief ich mit Entsetzen, indem ich auf die Eidechse wies, die langsam an einem von der Flamme beleuchteten Stamme herunter kroch. Meine Leute betrachteten die angebliche Schlange genauer, erhoben ein

*) Hier beginnt der zweyte Band des Originals.

Jubelgeschrey, und versicherten mich einstimmig, daß diese schwarze Eidechse nicht giftig sey.

Ich selbst war nun auf einmahl wie aus einem schrecklichen Traume erwacht, und beruhigte mich in einem Augenblicke. Mein Blut fing wieder an zu fließen, mein Schwindel verlor sich, ich athmete mit sichtbar erleichterter Brust. Indessen schmerzte mich mein Finger außerordentlich, und es zeigte sich der Anfang einer Entzündung, die allmählig die ganze Hand zu ergreifen schien. Da mir nun der Waitium am andern Morgen nicht weiter helfen konnte, so beschloß ich auf seinen Rath nach Rawparlie zu gehen, wo ein sehr berühmter Schorpojaan wohnhaft war.

Wir kamen nach einigen Stunden an; allein vergebliche Hoffnung! Der Schorpojaan hatte seit kurzem ein anderes Dorf zu seinem Aufenthalte gewählt. Indessen ward mir das benachbarte Jngola empfohlen, wo sich bey der Besatzung des Forts ein Englischer Chirurgus befand. Ich eilte daher mit meinen Leuten dahin, ließ mich sogleich zu dem Arzte führen, fand ihn bey einer Punschparthie, ward ziemlich kurz und vornehm abgefertigt, erhielt jedoch die Versicherung, daß der ganze Zufall höchst unbedeutend sey. „Nur die Mittel gebraucht! hieß es, die ich Ihnen schicken werde, und in einigen Tagen ist alles vorbey!" — Diese Mittel bestanden in einem dicken Brey und einer Flasche China-Decoct. Der Brey war zum Umschlagen, der Decoct zum Trinken bestimmt, beydes sollte zur Beförderung der Eiterung dienlich seyn. Da mir die Mittel passend schienen, so ging ich herzhaft daran, und fuhr in den gehörigen Pausen die ganze Nacht damit fort.

Am andern Morgen hatten zwar Geschwulst und Schmerz beträchtlich zugenommen, doch zeigte sich noch nicht der mindeste Anfang der erwünschten Suppuration. Die Umschläge und die China wurden indessen noch 36 Stunden fortgesetzt, auch endlich einige Incisionen gemacht. Allein vergebens! Es hatte durchaus keine Wirkung; vielmehr nahm die Entzündung immer mehr überhand. Ich litt außerordentlich, und fing an einzusehen, daß Mr. Anderson ein Pfuscher war. Zu spät wollte ich mich jetzt an den Dorf-Schorpojaan wenden, er wagte nicht, mich anzunehmen, weil ich mich bereits in der Cur des Engländers befand. In dieser verzweifelten Lage beschloß ich nun so schnell als möglich nach Madras zu eilen, miethete daher für meinen Freund Huan eine Dulie (geringere Art von Palankin ohne gewölbtes Dach), zahlte dem unverschämten Anderson seine 15 Pagoden (65 Fl.), und trat so endlich am folgenden Morgen meine eigentliche neunte Tagereise an. Aber wie sehr war sie verschieden, wenn ich sie gegen die vorigen verglich! Meine Kulies niedergeschlagen, mein Reisegefährte ebenfalls krank, ich selbst von den heftigsten Schmerzen gequält! Schweigend und traurig zogen wir daher; das einförmige Heu! Heu! Heu! der Träger *) war alles, was von Zeit zu Zeit die melancholische Stille unterbrach. So kamen wir Mittags nach Kalurie, wo wir ganze Heerden calecuttischer Hühner sahen, und übernachteten in Madupetté unter einigen Bäumen in freyer Luft. Mein Schmerz war unerträglich; ich konnte keine Viertelstunde ruhen; überdem wurden wir heftig von fliegenden Wanzen (Gaudie) geplagt.

Wir machten uns daher — die zehnte Tagereise — noch vor Aufgang der Sonne auf den Weg. Der Boden ward sandiger, die Landschaft kahler, die Bevölkerung schwächer; alles kündigte die Nähe des Meeres an. Wirklich bekamen wir es auch schon gegen Mittag in der Entfernung zu Gesichte, fanden jedoch noch ein sehr schönes, pitoresk gelegenes Dorf, Ánenabab genannt, wo ich am Ufer eines kleinen Flusses Halt zu machen beschloß. Während wir nur hier unser Mittagsmahl einnahmen, sahen wir auf einmahl einen großen Trupp Weiber auf uns zukommen, deren Absicht uns sehr räthselhaft schien. Kaum waren sie nähmlich unserer ansichtig geworden, so stellten sie eine lange Berathschlagung an. — „Was soll hier vorgehen?" — sagte ich zu meinem Reisegefährten, stand auf, ging hastig auf sie zu, und sah den ganzen Haufen nach allen Seiten fliehen. Zwey alte häßliche Weiber hielten indessen herzhaft Stand, und erwarteten mich.

„Was ist das?" — rief ich ihnen etwas lebhaft zu — „Was hattet ihr hier vor? — Und warum laufen die andern wie vor einem bösen Geiste vor mir?" — „Ach, lieber Herr!" antwortete die eine: „Wir wollten dort am Flusse unser gewöhnliches Opfer verrichten; da sahen wir den Opferplatz von euch und euern Leuten besetzt. Während wir nun berathschlagten, was wir thun sollten, kamt ihr rasch auf uns zu, und erschrecktet uns." — „Mutter!" erwiederte ich, „seyd unbesorgt! Es that mir leid, daß ich euern Opferplatz weggenommen habe; er soll sogleich geräumt werden: verlaßt euch darauf!" — „Gesegnete Ältern eines solchen Sohnes!" — riefen die beyden Weiber zugleich, und winkten dem in der Entfernung stehenden ängstlichen Haufen die frohe Bothschaft zu. Der ganze Trupp kam nun in wenig Minu-

*) Sie gaben sich damit den Tact an, um gleichen Schritt zu halten, wie bereits im ersten Kapitel gesagt worden ist.

ten näher, ward sogleich vollkommen beruhigt, und zog mit vielen Verbeugungen bey mir vorbey. Nur ein einziges artiges Mädchen schien sich noch immer zu fürchten, und blieb zitternd hinter den andern zurück. Man rief ihr zu, ich hörte sie Mamia nennen, und fühlte, daß mir dieser Nahme noch immer theuer war.

Nachmittags passirten wir den Gondakama in einem Sangarie, und kamen durch eine schöne, mit vielen Dörfern besäete Ebene Abends nach Pandalur, das ganz mit Betelgärten umgeben ist. Ich hatte eine sehr traurige Nacht, und konnte vor heftigen Schmerzen kein Auge zuthun. Gegen Morgen indessen bekam ich einige Linderung, und durfte einer erträglichern Tagereise — der eilften — entgegen sehen. Sie both uns jedoch keine besondere Merkwürdigkeiten dar. Wir hielten Mittags zu Bingenapilli an, und übernachteten zu Tschacoldindi, das nicht weit von dem Meere liegt. Die Chauderie war völlig leer, ich ließ daher meinen Palankin hinein bringen, fiel unvermerkt in einen tiefen Schlaf, und erwachte zu meinem großen Erstaunen erst am folgenden Morgen, als eben die Sonne aufging.

Wenig Secunden, und ich ward mit Entsetzen inne, daß der Schmerz in meiner Hand beynahe verschwunden, der Mittelfinger völlig fühllos, der Brand demnach gewiß zu befürchten war. Mit lautem Geschrey rief ich Capitän Huau und meine Kulies herbey. — „Ich muß nach Madras, Freunde! Ich muß nach Madras — sagte ich — oder es ist um mich geschehen. — Ich muß Tag und Nacht durch reisen, oder es ist keine Hülfe mehr für mich!" — Meine Kulies sahen einander an, und gaben dann einstimmig ihre Einwilligung. — „Ja, Herr!" riefen sie, „wir wollen bey euch aushalten, wir wollen euch nach Madras bringen, verlaßt euch darauf!" — Ich nahm nun noch sechs andere Kulies, theils zum Ablösen, theils zum Fackeltragen an, und befand mich so, ehe zwey Stunden vergingen, in vollem Marsche nach Rovelur, wo zu Mittag angehalten ward.

Diese zwölfte Tagereise war eine der traurigsten meines Lebens, deren ich mich entsinnen kann. Sie endigte jedoch mit einem Abenteuer, das mich allen meinen Schmerz vergessen ließ. Gegen 4 Uhr Nachmittags passirten wir nähmlich Nababpeent, ein großes wegen eines antiken Tempels berühmtes Dorf, und nahmen unsern Weg gerade bey diesem herrlichen Denkmahle des Alterthumes vorbey. Dem Tempel gegenüber war ein schöner Bassin, mit einer Menge Badender angefüllt, worunter sich an dem einen Ende auch ein Haufen junger Mädchen befand. Ich hatte nur ganz flüchtig nach dieser Gruppe hingeblickt, als ich auf einmahl einen durchdringenden Schrey vernahm. Die Stimme schien mir bekannt, ich sah noch ein Mahl hin, und sah — o gütiger Himmel! — sah Mamia, die liebliche Tänzerinn, die eben aus dem Bade gestiegen war.

„Rakhou! Rakhou!" (Halt! Halt!) rief ich vor Freude außer mir meinen Kulies zu, sprang aus dem gesenkten Palankin heraus, flog stürmisch auf das himmlische Mädchen zu, und wollte sie eben in meine Arme schließen, als sie ängstlich und zitternd einige Schritte zurück trat. — Meine Hastigkeit fühlend, blieb ich jetzt unbeweglich vor ihr stehen. — „O Mamia! geliebte Mamia!" sagte ich, „wie oft habe ich an dich gedacht!" — Nie hatte ich sie so reitzend gesehen! Sie glich in ihrem feuchten, die schönen Glieder dicht umschließenden Gewande, einer dem Meere entstiegenen Huldgöttinn. — „O mein Herr!" sagte sie jetzt mit süßem Erröthen, „Aller Augen sind auf uns gerichtet!" — und indem sie sich umdrehte, setzte sie leise hinzu: „Ihr übernachtet ja doch in jener Chauderie?" — Ich fühlte ihre Delicatesse. — „Nun, ich spreche dich also wieder, Mamia?" — fuhr ich bittend fort. — Sie bejahte es mit süßem Lächeln, und eilte zu ihren Gespielinnen zurück. Jauchzend und überselig sprang ich in den Palankin, und befahl meinen fröhlichen Kulies nach der Chauderie zu ziehen.

Die Messe zu Beaucaire.

(Fortsetzung.)

Nicht genug, daß alle Häuser in der Stadt nebst den Buden und Zelten auf der Wiese gedrängt voll Menschen stecken, auch die Rhone ist mit Fahrzeugen bedeckt, worauf eine große Menge Fremder wohnt, und wovon ein jedes (nach seiner Bauart, nach den Waaren, die es führt, und nach dem Lande, woher es kommt) seinen eigenen Platz angewiesen erhält. Die Französischen Fahrzeuge versammeln sich zu Arles. Der Patron desjenigen, welches zuerst ankommt, grüßt die Stadt Beaucaire mit einem Büchsen- oder Pistolenschusse, und erhält hierauf von ihr, zur Belohnung für seine Geschwindigkeit, einen Hammel zum Geschenke, der ihm feyerlich zugeführt wird, und dessen ausgestopftes Fell nebst den am Mastbaume flatternden Wimpeln die ihm widerfahrne Ehre schon von weitem ankündigen. Die übrigen Barken geben, so wie sie nach und nach ankommen, ebenfalls eine Salve aus dem kleinen Gewehre, und sind entweder Spanische, besonders Catalonische, Pinken, oder Genuesische Felucken, die sich durch ihre schönen

Farben auszeichnen; Schaluppen von Marseille; große Böthe aus Ober-Languedoc, Bordeaux, Bretagne und verschiedenen Häfen des Oceans, welche auf dem Canale anlangen, der die beyden Meere mit einander verbindet. Die Fahrzeuge aus den Provinzen Lyon und Dauphiné, ingleichen die aus der Schweiz und aus Deutschland schiffen die Rhone hinab. Die aus Ober-Provence kommenden Waaren müssen auf Karren herbey geführt werden; woraus man sieht, von welchem großen Nutzen ein schiffbarer Canal für dieß Land seyn würde, das von der Durance noch immer nur Verwüstungen zu erwarten hat.

Außer den mancherley Nachen und Kähnen gibt es auch eine Menge Flöße, die mit geschnittenem Holze, Bretern, Balken, Querriegeln und Faßreifen beladen sind. Die die Rhone herab kommenden Fahrzeuge sind nur aus dünnen Bretern zusammen geschlagen, die man sogleich wieder aus einander reißt und verkauft. Neben diesen allen liegen die Marktschiffe, ingleichen die platten Böthe, welche Korn, Steinkohlen und andere Artikel herbey führen. Statt des Schildes dient den Fahrzeugen ein Filzhut, ein hölzernes Gitter, ein Strohkerl oder dergleichen etwas. Übrigens ist der Handel hier eben so lebhaft, als in den Buden auf der Wiese, und ihre zahlreiche Menge, verschiedene Bauart, symmetrische Ordnung, und Legion von Masten gewähren einen mahlerischen Anblick.

Die Kaufmannsdiener kommen gewöhnlich schon vierzehn Tage vor dem Anfange der Messe an, um die Waaren in die Läden zu schaffen, zu Papier zu bringen, und gehörig auszulegen. — Man begreift leicht, daß es an einem Orte, dem eine so ungeheuere Menge Menschen zuströmt, auch nicht an Spielern, Dieben, Beutelschneidern und liederlichen Weibsbildern fehlen wird. Auch war ehemahls die Heerstraße bey Beaucaire kurz vor oder nach der Messe nichts weniger als vollkommen sicher. Banden bewaffneter Räuber lauerten auf die Ankunft oder den Abgang der Waaren, und man erzählt noch jetzt traurige Vorfälle genug, die den Kaufleuten oder ihren Ladendienern begegnet sind. Für dießmahl indessen hörte man nichts von dieser Art, Dank sey es der Wachsamkeit des Divisions-Commandanten, der beständig starke Patrouillen umher gehen ließ, die einander ein großes rundes Stück Holz, von ihnen marron genannt, einhändigten, um zu beweisen, daß sie ihre Schuldigkeit gethan hatten.

Die Feildirnen kommen meistens von Nimes, Marseille, Avignon und aus andern benachbarten Städten zu Beaucaire an, und es gibt deren für alle Stände, für jeden Geschmack und zu allen Preisen. Einige handeln zum Scheine mit kurzer Waare; Andere verkaufen Erfrischungen; noch Andere miethen sich in den entlegensten Gegenden der Stadt ein, und ziehen dort Ballenträger und Matrosen an sich. Alle aber haben insgemein irgend einen reducirten Werber oder andern Lärmmacher bey sich, der, ohne Uniform, und unter der Larve gutmüthiger Einfalt, sich für ihren Vater, Mann, Bruder oder Vetter ausgibt, ihr Schirmvogt ist, mit ihnen den Gewinn theilt, und die jungen Leute berücken hilft, die, selbst vergiftet, das Gift nachher in ihrer Familie weiter verbreiten. Dießmahl steuerte indessen die Wachsamkeit des Präfects dem Unwesen; denn er ließ nicht nur alle diese Geschöpfe einziehen, und über die Gränze bringen, sondern auch die Spielhäuser bis auf die kleinsten Winkelwirthschaften verschließen. Diese Diebeshöhlen wurden meistens von Taugenichtsen unterhalten, die ehemahls dem Soldatenstande angehört hatten, und nun, eben so listig, als handfest und verwegen, dem furchtsamen Kaufmann, der sich in einem schwachen Augenblicke hierher verirrte, nicht selten Alles entrissen, was er durch Fleiß und Betriebsamkeit redlich erworben hatte. Übrigens sind die Diebe und Beutelschneider weit schwerer zu ertappen, als die Straßenräuber; auch lassen sie während der Messe keinen Kniff unversucht, sondern wissen sich überall einzuschleichen, und man könnte von ihren Ränken und Schelmereyen ein ganzes Buch schreiben. Der Profoß konnte ehemahls gleich auf der Stelle und in der letzten Instanz über sie aburtheln, welche schnelle Justiz-Pflege denn ihre Zahl gar sehr vermindert hatte; da hingegen seit dem jetzigen langsamern Gange der Procedur dieß Gesindel wieder ungleich dreister und unternehmender geworden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Wien. — Den 5. Oct. gaben die drey Regisseurs des Deutschen Schauspieles, die Hrn. Lange, Brockmann und Koch, im k. k. Hof-Theater nächst dem Kärnthner-Thore Kotzebue's Sonnenjungfrau; ein Stück, welches seit vielen Jahren auf höhere Veranlassung nicht gegeben wurde.

An eben demselben Tage brannte der k. k. privil. Kunst- und Lustfeuerwerker, Caspar Stuwer, sein erstes und letztes dießjähriges Feuerwerk, unter dem Titel: Die Säulen des Hercules, ab. Seine kaiserl. Hoheit der Vice-König von Italien, eine große Menge der Herren Officiere von jedem Range, und ein zahlreiches Publikum beehrten dasselbe mit ihrer Gegenwart.

Auflösung der Charade in Nro. 119:
Landkarte.



Samstag, den — 123. — 14. October 1809.

Die Macht der Tonkunst.

Novelle.

Zwey Freunde, beyde Wittwer, von Solieu, Vater eines Sohnes, von Razet, Vater einer liebenswürdigen Tochter, gaben sich das Versprechen, ihre Kinder mit einander zu vermählen.

Sie lebten in Paris, und sahen sich oft, aber ihre Kinder kannten sich nicht. Die Väter hatten unter sich die Verabredung getroffen, daß jene bis zu dem Zeitpuncte, wo das Herz zu wählen fähig und geneigt wäre, sich nie sehen sollten, denn sie fürchteten, daß beyde, wenn sie von Kindheit auf sich nahe und vertraut wären, nicht die gegenseitige Liebe für einander hegen möchten, welche im Alter der Leidenschaft gewöhnlich bey dem ersten Anblicke entsteht. Man hatte nichts vernachläßigt, Julius und Victorinens Geist auszubilden. Hr. von Solieu, ein großer Liebhaber der Musik, bemerkte mit unaussprechlicher Freude die Fortschritte, welche sein Sohn in dieser bezaubernden Kunst machte. Julius hatte schon im vierzehnten Jahre eine außerordentliche Fertigkeit auf der Violine erworben, Victorine leistete nicht weniger auf dem Pianoforte.

Herr v. Solieu kam eines Tages zu seinem Freunde. „Mein Lieber,“ sagte er, „lassen Sie uns einen ganz neuen Versuch anstellen. Julius Gestalt und Bildung ist gewiß so, daß er fähig ist, einen lebhaften Eindruck auf Ihre Tochter zu machen. Victorine ist reitzend. Beyde werden, wenn sie sich öfter sehen, sich für einander geschaffen glauben, das ist ganz natürlich. Daß sie, unsers Vorhabens durchaus unkundig, sich nur um so stärker lieben werden, ist eben so natürlich. Aber mir kam ein eigner, ich gestehe, ganz seltsamer Einfall, und wenn Sie ihn billigen, so befriedigen Sie mein heißestes Verlangen. Wir müssen unsere Kinder einander so nahe bringen, daß sie sich hören, aber nicht sehen können. Die Augen waren bis jetzt der erste Sinn, dessen die Liebe sich bemächtigte, um das Herz zu erobern; lassen Sie uns einen andern Weg einschlagen! Das Gehör soll die Stelle des Gesichts ersetzen.“

Herr v. Razet billigte diesen Vorschlag. Man ließ zwey Zimmer zurichten, die Zwischenwand einreißen, spannte statt ihrer einen Tafft künstlich aus, und brachte, weil Neugier die jungen Leute bewegen könnte, eine Öffnung zu machen, aus Vorsicht auf jeder Seite in einiger Entfernung ein feines Gitterchen an, das mit zartem Stoffe überzogen war. Durch diese Einrichtung hatte man von einer so natürlichen Neugier nichts zu befürchten.

Ehe Julius und Victorine in die ihnen zugedachten Zimmer eingeführt wurden, hatte man ihnen ausdrücklich eingeschärft, und die feyerliche Zusage abgenommen, sich in keinem Falle zu sprechen. Sie wurden sogar mit dem väterlichen Zorne bedroht, wenn sie das Stillschweigen brächen. Sie durften bloß singen und ihre Instrumente spielen, was beyde mit vorzüglichem Erfolge thaten.

Man stelle sich das Entzücken Victorinens vor, als sie die melodischen Töne von Julius hörte, und die allerliebste Arie, welche er einen Augenblick nachher mit dem reinsten Ausdrucke der süßesten Empfindung sang. Sie gerieth in die stärkste Versuchung, diese holde Stimme, die bis in ihr Herz drang, anzureden, erinnerte sich aber glücklicher Weise des strengen Verboths ihres Vaters, eilte augenblicklich an ihr Fortepiano, und erweckte von ihrer Seite bey Julius die unbeschreiblichste Entzückung; er glaubte sich in den Himmel versetzt, und die Stimme eines elysischen Geistes zu hören. Als Victorine geendigt hatte, klatschte Julius, der sein Entzücken nicht durch Worte ausdrücken durfte, der Sängerinn Beyfall zu, nahm seine Violine wieder, und übertraf sich selbst in neuen herrlich ausgeführten Phantasien. Die beyden jungen Leute fanden diese musicalische Unterhaltung so süß, daß sie nicht zu bewegen waren, Gesellschaften zu besuchen. Julius und Victorine fühlten sich nirgends glücklich, als in ihrem Musikzimmer. In Comödien, auf Bälle zu gehen, erweckte in ihnen das bitterste Mißvergnügen.

Was Solieu hoffte, ging in Erfüllung. Julius war im höchsten Grade verliebt, und Victorine nährte die zärtlichsten Gefühle für Julius. Dieser, ein Sclave seines heiligen Versprechens, brannte vor Ungeduld, seiner unsichtbaren Geliebten die Gluth seines Herzens zu offenbaren, und wurde, voll Begeisterung, Poet. Er dichtete — Romanzen, welche alle nur seine Liebe und Qual schilderten. Bezaubert setzte sich Victorine an den Flügel, diese lyrische Erklärung durch andere Strophen zu beantworten. Die Regeln der Dichtkunst waren nicht sehr genau beobachtet, aber die Verse drückten ihre heiße Dankbarkeit für das schmeichelnde Liebesgeständniß deutlich genug aus, und Julius bemerkte die Fehler im Style nicht, die jedem andern als ihm aufgefallen wären.

Unsere beyden Liebenden hatten nach langer Probezeit das gehörige Alter erreicht, um vereinigt zu werden. Man machte jedem besonders den Vorschlag, aber die Eine wie der Andere bezeugte in ihrer Antwort die größte Abneigung gegen das Heirathen. Eine Zusammenkunft schien geeignet, diesen Widerwillen zu vernichten. Julius und Victorine hatten sich mit zunehmenden Jahren alle Vollkommenheiten eines angenehmen Äußern erworben, und die Natur hatte sie verschwenderisch ausgestattet. Sie sahen sich, und ihre Augen betrachteten einander mit wahrem Wohlgefallen; aber jedes schlug entschieden den Heirathsantrag aus.

„Wie ist es möglich!" sagte Razet zu seinem Freunde Solieu, „Warum sagen ihnen ihre Herzen nicht: Hier ist das Wesen, das ich liebe? Das Wort Sympathie ist also ein Wort ohne Sinn!"

Sobald die lästige Zusammenkunft vorüber war, eilten Julius und Victorine jedes zu seinem Schreibtische, und dichtete geschwind eine Romanze, um ihr Unglück mit den lebhaftesten Farben auszumahlen; denn sie waren weit entfernt, zu vermuthen, daß jedes ganz der geheime Abgott des Andern war. Sie schwuren sich (ohne die Verwegenheit des Schwures zu ermessen), niemahls die vorgeschlagene Verbindung einzugehen.

Neue Zusammenkünfte wirkten nichts; die beyden Geheimliebenden fanden einander gegenüber kein Vergnügen. Solieu, ganz überzeugt, daß jedes den Gefühlen treu bliebe, welche die Musik allein in ihnen erweckt hatte, ließ den letzten Theaterstreich vorbereiten. Die Tafftwände zwischen beyden Zimmern wurden mit aller Vorsicht befestigt, doch so, daß sie bey der leisesten Berührung herunter fielen. Beyde Väter beredeten ihre Kinder, die Kleidung anzulegen, die jedem am vortheilhaftesten stand, und sagten, daß sie heute ein neues Musikstück zu hören wünschten, das, wie man versichere, außerordentlich schön wäre. Man gab Julius die eine, Victorinen die andere Stimme. Auf ein verabredetes Zeichen begann, zur großen Verwunderung der Liebenden, die gleiche Melodie. Beyde schwuren einander in einem feurigen Duett ewige Liebe. Das Erstaunen, die Überraschung erstickte nun beynahe ihre Stimmen; bald hörte man nichts mehr, als Seufzer. In diesem Augenblicke ließen Hr. von Solieu und Razet die Vorhänge fallen. Die jungen Liebenden erkannten sich, und wollten einander in die Arme fallen; aber die Gitter! — Die Gitter konnten nicht verschwinden, wie das Übrige. Julius war, ohne daß ihm jemand den Weg verrieth, in vier Sprüngen zu Victorinens Füßen. Wenige Tage nachher verbanden Herr von Solieu und Herr von Razet ihre Kinder.

L. H.

Bonmots.

Die Liebe gleicht einem Regenbogen, beyde erscheinen in schönen bunten Farben, die sich nicht selten in Gewitterwolken umändern.

Das Herz einer galanten Frau gleicht einer Rose, wovon jeder Liebhaber ein Blatt abreißt. Ihrem Manne bleibt zuletzt nichts weiter übrig, als der stachlichte Stengel.

Die Grillen.

Meinem Vater bey Überschickung eines Tabakkästchens.

Es ist ein Völkchen wohl unter dem Mond,
Das windig und frey in den Lüften wohnt,
Es sind die verzweifelten Grillen;
Sie necken und schwarmen und schwirren herum,
Und drehen und kräuseln die Köpfe rund um,
Und treibens die Menschen zu trillen.

Erst sind sie wohl winzig, erst sind sie wohl klein
Wie tanzende Mücken im Abendschein,
Und treiben ihr Wesen im Stillen. —
Bald werden sie größer und schleichen in's Ohr,
Und flüstern so allerley Wörtchen ihm vor,
Die nichtigem Nebel entquillen.

Es kamen wohl tausend Beschwörer her,
Weit über das Land, weit über das Meer,
Mit Zaubermantel und Stabe;
Sie sannen und sannen die Stirne sich kraus,
Und sannen sich dennoch kein Mittelchen aus,
Zu tragen das Völkchen zu Grabe. —

Da kam ein Männchen aus Mohrenland,
Vom Strahle der Sonne wohl schwarz gebrannt,
Und hielt uns ein Kräutchen entgegen:
Juchheisa! hoch hielt er das Wunderkraut,
Dem hatten die Geister die Kraft vertraut,
Dem Völkchen das Handwerk zu legen.

Drum schick' ich zu deinem Geburtstage dir,
Mein Vater, ein magisches Kästchen hier,
Zum Dienste des Zaubrers erkohren. —
Schwirrt nun so ein Grillchen von weitem dir zu,
Stopf dir draus ein Pfeifchen, und husch! husch! im Nu
Hat schon sich das Grillchen verloren.

Wilhelm Redecker.

Etwas über die Spuren unserer jüngst vernichteten Urwelt.

(Beschluß.)

Dem denkenden Manne ist die Geschichte des Sternes, welchen er im Weltall bewohnt, zuletzt so wichtig, als die Geschichte der Insecten oder Menschen, die darauf umher kriechen. Ob wirklich an den Ufern des Rheins, wo jetzt Eichen ihren Schatten umher werfen, in der letzten Urwelt unermeßliche Palmenwälder grünten, deren Reste noch in der Cölnischen Umbererde mit Stamm und Nuß gefunden werden, wie Lamark zeigte, ist dem Weltweisen so interessant, als ein Schlachtfeld bey Thermopylä oder Wagram. — Waren diese Palmwälder Deutschlands von gleichem Alter mit den Caoutchoucbäumen, die jetzt nur vereinzelt in den heissen Ländern der neuen Welt blühen, und den elastischen Gummi schwitzen, deren Überreste man aber im Jahre 1782 noch zu Castletown in England entdeckte, wo man den Caoutchouc nesterweise zwischen Schieferlagen 450 Fuß unter der Oberfläche der Erde fand? —

Niemahls sollte irgend ein Fündling aus einer oder der andern unserer vernichteten Vorwelten angezeigt werden, ohne daß nicht immer, so viel es die Umstände gestatten, das geognostische Verhalten der darüber und darunter befindlichen Gebirgsarten und Lager mit angegeben wäre. Außerdem helfen dergleichen Anzeigen neu entdeckter Fossile von fremden Geschöpfen, Entdeckungen, die sich fast jährlich wiederhohlen, der Wissenschaft wenig oder nichts.

Unter den Hindu übliche Luftspringer-Kunststücke.

Fünf irdene Töpfe werden dem Equilibristen über einander auf den Kopf gestellt; auf den obersten Topf steigt ein junges Mädchen, und der Künstler tanzt mit diesen Töpfen und dem Mädchen in vollem Gleichgewichte. Man richtet eine 20 Fuß hohe Stange auf, durch deren spindelförmige Spitze, die mit einer kupfernen Kugel bedeckt ist, eine Querstange läuft. Drey Fuß unter der Querstange ist ein wie ein Halbmond gekrümmtes Bambusrohr an der Hauptstange befestigt. Auf diese Stange läuft ein Weib mit Hülfe eines der Stricke, welche sie in vertikaler Richtung halten, so leicht als auf einer Leiter, steckt die kupferne Kugel in eine an ihrem Gürtel befestigte kupferne Scheibe, legt sich mit ausgestreckten Armen und Füßen auf den Bauch, und dreht sich so mit unglaublicher Geschwindigkeit herum. Dann steigt sie auf das Bambusrohr hinab, und hält sich daran schwebend zuerst mit einer Hand, dann mit dem gebogenen Knie, und endlich mit einem Fuße allein, den Kopf zur Erde herabhängend, die Arme und das andre Bein in der Luft. In dieser Stellung bewegt sie sich heftig, macht mehrere Kunststücke, und setzt dann wieder beyde Füße auf das Bambusrohr; dann schlägt sie mit dem Körper hinten über, und wirft sich ziemlich hoch, um das Bambusrohr mit beyden Händen wieder zu fangen. Ein Mann tanzt mit drey jungen Mädchen, von denen das eine reitend auf seinem Kopfe sitzt, und die beyden andern haben einen Fuß auf jeder seiner Schultern, den andern aber auf seinen ausgestreckten Armen. Ein Mann legt zwey wie Kettenkugeln geformte und (jedes) einen Fuß lange Stücke Holz auf den Kopf; auf dem obersten steht eine kupferne Platte, ein kleiner 5 Zoll hoher Tisch, und auf diesem Tische ein junges Mädchen. Mit diesem Gerüste geht er 3 bis 4 Mahl um das Zimmer in vollkommenem Gleichgewichte herum. — Ein junges Mädchen liegt zwischen einem 5 Fuß langen gabelförmigen Holze auf dem Rücken, Kopf

und Füße herab hängend: ein Mann hält diese Gabel im Gleichgewichte auf einer Hand, wirft das junge Mädchen in die Luft, läßt die Gabel fallen, und fängt das Mädchen in seinen Armen auf. — Ein Mann setzt die Füße auf den Rücken eines zweyten, steckt den Kopf unter seine Beine hindurch, und stützt die Hände auf seine Lenden. Dieser wirft ihn über sich, so daß beyde wie ein Ballen in gleicher Stellung sich umwälzen. — Ein Mann steigt auf eine an einem ungefähr 20 Fuß hohen Mast befestigte Querstange; der Boden umher ist etwas aufgelockert: er hängt sich mit den Füßen am Ende der Querstange auf, läßt los und fällt ohne Schaden zu nehmen herab. — Ein sitzendes Kind steckt seinen Kopf zwischen die Beine eines zweyten Kindes hindurch, welches es eben so macht, und so wälzen sie sich wie eine Kugel mehrmahls über einander. — Der Gewandteste und Stärkste macht einen Sprung, während dessen er zwey Mahl überschlägt; dann stellt er sich auf eine achtzehn-quadratzollige Bohle, springt hinter sich und kommt immer wieder auf die nähmliche Bohle; diese wird dann auf die Seite einer ungefähr 20 Fuß hohen Stange befestigt, der Springer steigt hinauf und macht dort das nähmliche Kunststück, wie auf ebener Erde. — Ein dünnes ungefähr 5 Fuß hohes Bret wird schräg, in einem Winkel von 45 Graden, auf die Erde gelegt; am Ende des Brets stellt man zuerst einen der größten Elephanten: 2 Springer laufen aus allen Kräften über das elastische Bret hinweg, und springen über den Rücken des Elephanten. Dann fügt man fünf Kamehle in einer Reihe hinzu, über die sie wegspringen: und zuletzt springen sie auch noch über die Spitze eines Degens hinweg, den ein Mann, so hoch er kann, empor hält. — Drey Menschen springen über zwanzig andere, zehen auf jeder Seite, deren erhobene Arme eine Art von Reif bilden, hinweg. — Zwey Männer werfen auf einander in einem Abstande von 15 Fuß aus allen Kräften mit Lanzen: der eine wehrt den Wurf seines Gegners mit der Lanze, welche er aufrecht in seiner Hand hält; der andere weicht jedem Wurfe seines Gegners so aus, daß die Lanze zwischen dem einen oder dem andern Arme hindurch fährt. — In zwey Reihen parallel werden mehrere Säbel, die Spitzen aufwärts, hingestellt; über diese Säbel läuft ein Mann so schnell, daß er sich nicht verletzt; ja er bleibt selbst auf der Spitze eines Degens stehen.

Notitzen.

Wien, den 10. Oct. Während des Aufenthaltes Sr. Französisch-kaiserlichen Majestät zu Schönbrunn wurden auf höchsten Befehl von den hiesigen k. k. Hof-Schauspielern, Operisten und Tänzern, mehrere Vorstellungen in dem dortigen Schloß-Theater gegeben. Von Deutschen Schauspielen war Phädra, nach der Schillerschen Übersetzung; von Deutschen Singspielen die beyden Meisterwerke des hiesigen Opern-Directors, Herrn Joseph Weigl: Das Waisenhaus, und die Schweizer-Familie; von Italiänischen Opern: Il matrimonio segreto; L'Amor marinaro; L'arbore di Diana; Una Cosa rara; Il Barbiere di Seviglia; Il Re Teodoro; La Lodoisca (mit Musik von Simon Maggee), und mehrere andere unter den zur Aufführung gewählten Stücken. Im Barbiere di Seviglia trat Hr. Roncone, Kammersänger Sr. kaiserl. Hoheit des Vice-Königs von Italien, auf, der eine volle männlich-schöne Tenorstimme mit einem edlen Vortrag verbindet; und in der Lodoisca erntete Madame Balsamini, aus Mailand, durch ihren hinreissenden geschmackvollen Gesang, welcher, besonders in Hinsicht auf Methode, sehr lebhaft an jenen des unvergeßlichen Crescentini erinnert, so allgemeinen als gerechten Beyfall. Von den größeren Opern wurde meistens nur ein Act gegeben, und die Vorstellung fast immer mit einem Ballette geschlossen.

Außer den Französischen Ministern, Marschallen, Generals, Officiers und Garden wurden jedesmahl auch mehrere der hiesigen Damen, und Männer von Distinction zu diesen Schauspielen geladen; auch hatten der Schloßhauptmann und der Zimmerwärter des Schlosses die Erlaubniß, einige Eintritts-Billets zur zweyten Gallerie an distinguirte Personen zu ertheilen. Der Eintritt des Kaisers in die Loge war jedesmahl der Augenblick, in welchem die Vorstellung begann, deren Anfang daher keine bestimmte Stunde hatte; doch fiel derselbe meistens in die Zeit zwischen halb 8 und halb 9 Uhr. Se. Majestät hatten von der, rückwärts in der Mitte des Saales, dem Theater gegenüber befindlichen eigentlichen Hof-Loge keinen Gebrauch gemacht, sondern sich auf der linken Seite der ersten Gallerie, ganz vorne an der Schaubühne, durch eine angebrachte Abtheilung eine Loge bereiten lassen. In derselben befand sich nur ein Lehnstuhl für den Kaiser; hinter diesem Stuhle standen der Groß-Marschall des Pallastes, Herzog von Friaul, und der Marschall Le Brun, welche Sr. Maj. das Opernbuch, das Perspectiv u. dgl. überreichten. Von denen zu beyden Seiten der erwähnten mittleren Haupt-Loge befindlichen Neben-Logen war die rechter Hand für Se. k. H. den Vice-König von Italien, und jene linker Hand für den Fürsten von Neufchatel bestimmt.

Auf der ersten Gallerie links und rechts waren die Französischen Minister, Marschälle, Generals u. s. f. vertheilt. In den ersteren Reihen des Parterre's befanden sich die Damen, hinter denselben die geladenen männlichen Zuschauer, die Officiers, und einige Garden. Der mittlere Theil der zweyten Gallerie war für die Französisch-kaiserl. Hausofficiers vorbehalten, und an den beyden Seiten war Platz für diejenigen, welche Billets vom Schloßhauptmann und vom Zimmerwärter erhalten hatten. Zwischen der Oper und dem Ballette entfernte sich der Kaiser jedesmahl auf den, an seine Loge stoßenden Corridor, während welcher Zeit mit Gefrornem, Limonade u. dgl. servirt wurde. Die Anwesenheit des Kaisers, der Glanz der vielen prächtig gestickten Uniformen, die tiefe Stille, die während der Vorstellung herrschte, und selbst der, zwar noch im Geschmacke der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, aber dennoch in einem edlen Style gebaute, an Vergoldung reiche, und mit zahlreichen Wandleuchtern erhellte Saal machten das Ganze zu einem so imposanten als anziehenden Spectakel.

Se. Französisch-kaiserl. Majestät haben das, zu diesen Vorstellungen verwendete, Theater-Personale nicht nur für jeden Abend reichlich belohnen, und einige Mahle mit einem herrlichen Mittagsmahle bewirthen, sondern den vorzüglicheren Künstlern aus demselben noch besonders sehr beträchtliche Geschenke in Goldmünzen zustellen lassen.

M.



Der Sammler.

Dinstag, den — 124. — 17. October 1809.

Reise von Mazulipatnam nach Pondichery.

Viertes Kapitel.

Die Chauderie — Mamia's Ankunft — Ihre Erzählung — Beweis ihrer Zärtlichkeit — Erklärung und Plan für die Zukunft — Abschied — Besserung — Mr. Harclay — Ankunft in Madras — Der Doctor Beißer — Mamia — Häusliche Einrichtungen — Lage, Gebäude, Lebensart von Madras.

Bey meiner Ankunft in der Chauderie war ich nicht wenig verwundert, weder die Juntries (Spielleute), noch die Bagage der Tänzerinnen daselbst zu sehen. War es ein Mißverstand? Hatten sie einen andern Lagerplatz? Oder waren sie plötzlich abgereist? Beynahe fing ich an unruhig zu werden, als die Daja mit tausend Salams (Complimenten) von Mamia erschien. Die Tänzerinnen hatten sich in dem benachbarten Mangabusche gelagert, aber Mamia wollte in wenig Minuten bey mir seyn. Eilends ließ ich ihr durch die Alte den gewöhnlichen Gegengruß bringen, befahl meinen Leuten einige Lampen anzuzünden, einen Teppich auszubreiten u. s. w., und setzte mich unter die Halle der Chauderie, um dem lieben Mädchen entgegen zu sehen. Andere Reisende hatten sich zu meiner großen Freude keine weiter eingefunden, so daß ich also völlig ungestört war.

Mamia erschien, des Wohlstandes halber von der Daja begleitet. Ich bath sie, sich auf den Teppich mir gegenüber zu setzen, und both ihr wie gewöhnlich Betel u. s. w. an. Sie verbeugte sich ohne ein Wort zu sagen, allein ihr hochklopfender Busen verrieth wie sehr sie in Bewegung war. — „Freue dich, schöne Mamia!" sagte ich endlich, „Du bist gerecht!" — Und hiermit erzählte ich ihr in wenig Worten die ganze Geschichte meiner Leidenschaft. — „O mein Herr!" erwiederte sie, „ich habe Sie längst entschuldigt. Ich erkenne mein Schicksal, das mich auch in meiner Liebe verfolgt." — Und jetzt erklärte sie mir mit sanftem Erröthen den ganzen Zusammenhang. — „Mein Herz war immer bey Ihnen!" fuhr sie fort, „ich klage niemand als mein Unglück an!"

So sprachen wir eine Zeitlang mit einander; endlich theilte sie mir einige Details über ihre Lebensgeschichte mit. Sie war aus der Kaste der Waitiven (Ärzte), nur die Noth hatte sie zu einer Sutredhari (Tänzerinn) gemacht, da sie nach dem Tode ihrer Ältern gänzlich verlassen war. — „Aber was ist das?" sagte sie, als ich ihr aus Unachtsamkeit meine Hand sehen ließ. — „O Himmel! Welches Unglück!" — Und so wollte sie sogleich einen Waitium hohlen, der sich wenigstens 2 Stunden weit von hier befand. Nur mit Mühe vermochte ich sie zurück zu halten, doch mußte ich ihr gestatten, mir einen Balsam zu bereiten, von dem sie sich große Wirkung versprach. — „Wie viel Liebe! Wie viel Zärtlichkeit!" sagte ich zu mir selbst. Da flog sie fort, um eilends an's Werk zu gehen.

Während sie abwesend war, unterhielt mich die Daja sehr lebhaft von ihr; wie betrübt sie über meine anscheinende Verachtung, über meine Abreise gewesen sey. — „O sie hat oft von Ihnen gesprochen, und im Stil-

len geweint!" setzte sie hinzu. Nach einer kleinen halben Stunde kam das holde Kind schon wieder zurück, und verband meine Wunde mit vieler Geschicklichkeit. Die Gruppe war in der That höchst mahlerisch. Auf der einen Seite die Daja mit der Lampe in der Hand, auf der andern das liebliche Mädchen sanft zu mir herunter gebückt. Wie süß sie mich anlächelte, und wie hold in sich geschmiegt sie neben mir stand! Ich konnte mich nicht enthalten, sie an mein Herz zu drücken, und sie erwiederte meinen Kuß mit Zärtlichkeit.

„Ach!" rief sie wehmüthig aus, „Das ist ja doch das letzte Mahl, daß ich Sie sehen kann!" — „Das letzte Mahl?" fragte ich voll Bestürzung. — „Wie meinst du das, liebste Mamia?" — „Ach, mein Herr! Ich fürchte es wenigstens!" erwiederte sie, und erzählte mir nun, wie weder sie, noch die Daja, noch irgend eine ihrer Gespielinnen jemahls in Madras gewesen sey. — „Werde ich Sie wohl wieder finden können?" fuhr sie fort. „Ach, gewiß nicht! Ich werde vor Sehnsucht sterben, ich fühle es!" — Ihre Thränen floßen; sie wendete sich von mir ab, in tiefen Schmerz versenkt.

„Nein, bey Gott nicht!" rief ich mit Lebhaftigkeit — „Bey Gott nicht! — Hier Mamia!" indem ich eine Ola (getrocknetes Palmblatt) hervor zog, und es auf Malabarisch mit einigen Adressen beschrieb. — „Hier, Mamia, sind die Nahmen und die Wohnungen von drey von meinen Freunden, bey denen du mich wieder finden kannst!" — Zu gleicher Zeit schrieb ich ihr noch mein eigenes muthmaßliches Logis, meine gewöhnliche Taverne, und meinen Lieblingsplatz auf. — „So wirst du mich nicht verfehlen, mein liebstes Herz!" fuhr ich fort, und hatte die Freude, sie etwas beruhigt zu sehen.

Mein Entschluß war gefaßt; Mamia schien mir gleichsam vom Schicksale bestimmt. Ich wollte sie zu mir nehmen, ich hoffte eine Geliebte an ihr zu finden, die meine Freundinn für das Leben bliebe. Dieß sagte ich ihr, und theilte ihr zugleich meinen ganzen Plan für die Zukunft mit; wie ich mich in einem romantischen Dörfchen ansiedeln wollte, und dergleichen mehr. Sie weinte vor Freude, hob ihre schönen schwarzen Augen gen Himmel, und sank mit süßem Erröthen in meine Arme.

Es war 9 Uhr Abends; meine Kulies hatten 5 volle Stunden ausgeruht; sie machten sich jetzt zur Abreise bereit. Wie gern hätte ich Mamia mitgenommen, allein es fehlte an einem Palankin; auch mußte ich erst zu Madras eingerichtet seyn. Also noch eine Umarmung voll Seligkeit. — „Leb' wohl! Leb' wohl! Und vergiß mein nicht!" — Sie schwankte fort, ich stieg in den Palankin, und mit brennenden Fackeln zogen wir zu dem Dorfe hinaus.

Die Nacht war still und schön; ich schlief sehr bald unter den lieblichsten Erinnerungen ein. Als ich am andern Morgen erwachte, war es bereits heller Tag, und Meer und Himmel lachten im Sonnenschein. Bald passirten wir den breiten Fluß Sanga, und hielten dann, um zu frühstücken, in dem großen pittoresk gelegenen Dorfe Goudur an. Dieß war die dreyzehnte Tagereise; noch zwey andere, und wir hatten Madras erreicht. Ich ward sehr vergnügt, meine Wunde schien sich vortrefflich anzulassen; mit Sorgfalt goß ich von Zeit zu Zeit neuen Balsam darauf.

Mittags blieben wir in dem Dorfe Jacasurpalam, in einer zwar kleinen, aber sehr reinlichen Chauderie. Eben wollten wir uns zum Essen niedersetzen, als einer meiner Kulies rief: „Mornor Palaka, Aya!" (drey Palankins, Herr!) Wirklich sahen wir auch den ganzen Zug, mit einer Menge Bagage u. s. w. gerade auf die Chauderie zukommen, und zogen uns deßhalb in eine Ecke derselben zurück. Bald darauf langten die Reisenden an; es war Mr. Harclay, der neue Englische Gouverneur von Mazulipatnam, der mit seinem Secretär und Haushofmeister von Madras kam, um nach seiner künftigen Residenz abzugehen,

Wider Gewohnheit der Engländer knüpfte er sogleich ein Gespräch mit mir an, und lud mich zu seinem Mittagessen ein. Er hatte nähmlich gehört, daß ich von Mazulipatnam kam, daß ich schon seit vielen Jahren in Ostindien war, und daß ich die meisten Landessprachen verstand; es schien ihm daher passend, verschiedene Erkundigungen bey mir einzuziehen. Ich beantwortete seine Fragen mit der nöthigen Klugheit, doch wie es schien zu seiner Zufriedenheit, und ward daher mit einem förmlichen Dienstantrage beehrt. Ich sollte sein oberster Secretär, sein Dollmetscher, und sein Untersteuereinnehmer werden; drey Stellen, wobey, nach seinem eigenen Ausdrucke, etwas honettes zu gewinnen war. Er selbst gestand mir übrigens mit vieler Offenherzigkeit, daß er bloß, um ein Paar Plumbs (von 100,000 Pf. St.) zusammen zu bringen, nach Ostindien gekommen sey. Ich lehnte indessen seinen Antrag natürlich ab, und setzte bald darauf meine Reise fort. — So erreichten wir mit einbrechender Dämmerung das Dorf Kukanpuron, aßen zu Abend daselbst, reisten hierauf die ganze Nacht hindurch, und kamen am folgenden Morgen zu Palliacatta, und am Ende dieser vierzehnten Tagereise zu Madras an.

Ich war bey meinem alten Freunde Frank abge-

treten, und ward von diesem an einen Französischen Arzt, Nahmens Beißer adressirt, der seiner Geschicklichkeit wegen in großem Rufe stand. Doctor Beißer besah meine Wunde, zuckte die Achseln, nahm einige vorläufige Operationen vor, und legte einen neuen Verband darauf. Nur Mamia's Balsam mußte ich es verdanken, wenn noch einiger Anschein zur Rettung da war. Während wir so von meinen Abenteuern sprachen, kam endlich Doctor Beißer auf meinen Nahmen zurück. — „Aber Haafner! Haafner!" sagte er, „der Nahme kommt mir so bekannt vor; war Ihr Vater vielleicht aus Kolmar?" — Ich bejahte es. — „Und Ihr Großvater Bürgermeister daselbst?" — „Ganz richtig!" erwiederte ich. — „Nun, so seyn Sie mir herzlich willkommen, liebster Neffe!" rief er auf einmahl zu meiner Verwunderung aus, und umarmte mich. — „Ihres Vaters Schwester war meine Schwiegermutter; ich bin ebenfalls aus dem Elsaß! — Der gute Mann ruhte nun nicht länger, ich mußte noch denselben Tag zu ihm ziehen.

Er war von Isle de France hierher gekommen, und hatte sich durch einige glückliche Curen in kurzer Zeit eine sehr ansehnliche Praxis verschafft. Dieß setzte ihn in den Stand, auf einem höchst glänzenden Fuße zu leben, so daß sein Haus den reichsten Kaufmannshäusern ähnlich war. Unter seiner unmittelbaren Aufsicht ließ sich nun meine Wunde immer besser an, und heilte endlich vollkommen zu. Ich büßte weiter nichts als den kleinen Knochen des obersten Gliedes ein. Auch dieß hatte ich also dem lieben Mädchen zu danken, deren Ankunft ich nun sehnsuchtsvoll entgegen sah.

Schon waren beynahe vierzehn Tage vergangen, und noch immer hatte ich keine Nachricht von ihr. Endlich eines Morgens, eben als ich im Begriffe war auszugehen, erschien einer der Juntries (Spielleute), brachte mir tausend Salams, und führte mich außerhalb der Stadt in ein Wäldchen, wo der ganze Trupp der Sutredharies gelagert war. Ich begab mich auf die andere einsame Seite. Wenige Minuten, da rauschte es in den Blättern, und Mamia sank mit süßem Erröthen an meine Brust. — Ich erfuhr nun, daß ihre Ankunft bloß durch eine Unpäßlichkeit der guten Daja verzögert worden war, daß sie mich mit Hülfe meiner Adressen sogleich ausfindig gemacht hatten, und daß Mamia die Truppe verlassen konnte, sobald ich es für dienlich hielt.

„Wohlan denn! liebstes Herz! Wohlan denn!" sagte ich, „das soll den Augenblick geschehen!" — Und so bath ich sie, mich in die Stadt zu begleiten, um die für sie bestimmte Wohnung zu besehen. Ich hatte ihr nähmlich in einem antiken Malabarischen Hause, bey einer guten alten Witwe, ein Paar niedliche Zimmer gemiethet, und auch bereits eine Aufwärterinn für sie bestellt. So brachen wir auf, ein Juntrie trug die kleine Equipage meiner Gebietherinn, und ehe zwey Stunden vergingen, war die ganze Sache in Richtigkeit. Noch denselben Tag nahm ich das erste Abendessen bey dem holden Kinde ein, und fand mich in ihren Armen für alle meine Aufopferungen belohnt. Von nun an war der Morgen meinen Geschäften, der Nachmittag und Abend meiner Liebe geweiht. Glückliche Tage meines Lebens! Ach! warum solltet ihr so schnell vorüber gehen! — Doch ehe ich Madras verlasse, erst noch einige flüchtige Bemerkungen über diese Stadt.

Madras, von den Eingebornen Tschinepatnam (Chinesenstadt) genannt, wird in die weiße und schwarze Stadt (white and black Town) abgetheilt. Jene, vier- bis fünfhundert Häuser und eine Menge großer Magazingebäude zusammen, befindet sich in der Mitte der stark befestigten Citadelle, Fort St. George genannt, das hart am Ufer liegt. Diese wird durch einen großen Platz von jener getrennt, mag ungefähr eine Stunde im Umfange haben, und ist mit einer einfachen Mauer umgeben, die wenigstens gegen einen unvermutheten Anfall schützen kann. In der weißen Stadt ist der Sitz der Regierung und der vornehmsten und reichsten Einwohner von Madras überhaupt. In der schwarzen Stadt sind zwar immer auch viele Engländer wohnhaft, doch pflegt die Hauptmasse der Bevölkerung aus Malabaren, Armeniern, Mestizen u. s. w. zu bestehen. Die Armenier haben hier eine eigene Straße, in der verschiedene schöne Häuser zu sehen sind.

Die Englischen Häuser in der weißen Stadt, so wie die Armenischen in der schwarzen, zeichnen sich durch ihren Umfang und ihre Nettigkeit aus. Sie sind von Quader- oder von Backsteinen erbaut, haben durchgehends einen glänzendweißen Kalkanstrich, und sind mit großen Balconen und platten Dächern versehen; Kellerwohnungen und Dachböden findet man freylich nicht darin, eben so wenig wie Glasfenster, welche die Hitze hier unausstehlich macht. Dafür werden durchgehends bloß Jalousien, oder geflochtene Bambusfenster gebraucht. — Die Malabarischen Häuser u. s. w. in der schwarzen Stadt sind äußerst einfach gebaut, und haben immer nur ein Erdgeschoß.

Der Boden von Madras ist dürres trockenes Sandland, wo man nur mit vieler Mühe einige Producte erzielen kann. Das hiesige Wasser ist schlecht, weil man

sich mit Brunnen- und Teichwasser behelfen muß, indem der benachbarte salzige Strom alle süßen Quellen verdirbt. Die Rhede ist unsicher, die Schiffe befinden sich gerade wie in der offenen See, und laufen besonders bey Veränderung des Mousson die größte Gefahr. Hierbey die Bemerkung, daß dies auf der ganzen Küste von Ballazoor an derselbe Fall ist. Ehedem mußten daher die englischen Kriegsschiffe vor Eintritt des Regenmousson immer nach Bombay gehen, und die englischen Besitzungen auf dieser Seite blieben allen feindlichen Angriffen von Trincomomale (auf Ceylon) ausgesetzt. Seitdem aber die Engländer in den Besitz dieses wichtigen Punctes, so wie der ganzen vortrefflichen Insel, gekommen sind, können sie nicht nur ihre Flotten in der Nachbarschaft überwintern lassen, sondern auch vor jedem Angriffe völlig sicher seyn.

Die englischen Einwohner von Madras leben im Allgemeinen auf einem sehr glänzenden Fuße. Der Gouverneur gibt den Ton an, und alles ahmt ihm im Luxus nach, so gut es gehen will. Dieser asiatische Pomp zeigt sich vornähmlich in einer zahlreichen Dienerschaft, in glänzenden Equipagen, in prächtigen Wohnungen, in schönen Gartenhäusern, in einer gut besetzten Tafel, und einer großen Gastfreyheit. Freylich setzt eine solche Lebensart sehr ansehnliche Einkünfte voraus; dieß pflegt aber auch wirklich bey den meisten Einwohnern der Fall zu seyn. Nicht nur die höchsten und höhern Kompagniebeamten, auch selbst die niedern beziehen sehr große Gehalte, und erwerben noch obendrein durch Handelsgeschäfte u. s. w. außerordentlich viel. Die eigentlichen Kaufleute, die Mäkler, die Ärzte und Wundärzte, die Advocaten u. s. w., alle häufen mit einiger Thätigkeit in kurzer Zeit ansehnliche Reichthümer auf. Dieß im Allgemeinen; nun zu der Lebensweise im Detail.

Um 5 Uhr Morgens, mit Anbruch des Tages, steht man auf, und fährt oder reitet spatzieren bis gegen 8 Uhr, wo gefrühstückt wird. Dieß ist zugleich die beste Zeit, wo man jedermann zu Hause treffen, und Geschäfte abmachen kann. Die Bureau-Arbeiten u. s. w. haben von neun bis zwey Uhr Statt. Jetzt wird gespeist, und nachher geschlafen bis fünf Uhr, wo die Promenaden, die Assembleen u. s. w. angehen. Das Abendessen ist hier die Hauptmahlzeit, wozu man jeden besuchenden Freund behalten muß. Vor Mitternacht wird selten zu Bette gegangen, selbst wenn man eben nicht in Gesellschaft ist.

Notizen.

Pestalozzi's Erziehungs-Institut zu Iferten, und Fellenberg's Elementar-Bildungsanstalt für die höhern Stände zu Hofwyl.

Beyde sowohl für das theoretische als practische Erziehungswesen thätige Institute, obgleich das letztere erst seit einem Jahre eingerichtet ist, unterscheiden sich weniger durch ihre Grundsätze, als durch die Ausdehnung ihrer Zwecke für das Leben jenseit der Jugendbildungszeit.

Pestalozzi wurde hauptsächlich von den ärmern Volksclassen angezogen, und seinem Wohlwollen für diese verdanken wir die vortrefflichen allgemein brauchbaren Unterrichtsmittel, mit welchen sein Institut bis jetzt unsere Mütter und Erzieher beschenkt hat.

Fellenberg hingegen wollte wenigstens bey dieser seiner Anstalt für Bildung im Allgemeinen nicht beschränkt seyn durch das äußere Bedürfniß; daher gab er ihr eine Einrichtung, welche nur solchen Zöglingen Zutritt erlaubt, die durch keine äußere Lage verhindert werden, auf die höchste Cultur Anspruch zu machen. Die jetzt bestehende und noch künftig zu erwartende Anlage des Ganzen ist darauf berechnet, daß Zöglinge, die in einem Alter von 5 bis 10 Jahren ihm zugeschickt werden, bis zu dem spätern Jünglingsalter nach ihren Fähigkeiten und nach ihren geistigen Bedürfnissen bey ihm in allen den Gegenständen unterrichtet, und in alle die Verhältnisse geführet werden können, aus denen der vielseitig gebildete junge Mann hervor geht, um sich dann einem einzigen Berufsfache, das seiner Stellung in dem Gefüge der Gesellschaft angemessen ist, mit ganzer Kraft hinzugeben.

Pestalozzi wird zu seiner Betrübniß gewiß noch lange verhindert seyn, in seinem Institute, wie in seinem ganzen Erziehungswesen, eine solche Trennung vorzunehmen, die von dem Unterschiede der Stände und der Glücksgüter nun einmahl unabänderlich gebothen wird, ob sie gleich besser von dem geistigen Werthe oder Unwerthe abhinge; — denn sein Wohlwollen hat an 200 Zöglinge aus den verschiedensten Ständen um ihn her versammelt, deren Vereinigung es ihm unmöglich macht, sie bis über das spätere Knabenalter hinaus, einen jeden nach seinem Bedürfnisse, führen zu können.

Fellenberg's Institut hingegen wird nie über 30 Zöglinge zählen, welche alle zu dem Zwecke bey ihm versammelt seyn werden, sich zu der reinsten und umfassendsten Cultur zu erheben. Dieser ausgedehnte Zweck macht einen eben so ausgedehnten Plan *) nothwendig, in welchem jedem einzelnen Bildungsmittel der Platz angewiesen ist, den es aus psychologischen und historischen Gründen nothwendig haben muß. Dem gemäß kann man der Forderung, die er an alle seine Zöglinge macht, daß sie nähmlich ihre ganze Jugendbildung bis zur Wahl des Berufes bey ihm vollenden sollen — den Beyfall nicht versagen. Eine solche Forderung konnte nur von einem Institute erwartet werden, das, unabhängig von der größern oder geringern Anzahl der Zöglinge, die Menge verschmäht, um an wenigen etwas Ganzes zu vollführen. Ihr aber liegt die Einsicht zum Grunde, daß, ohne eine zusammenhängende Bildung im gleichen Geiste bis an's Ende der Jugendzeit, nur etwas Halbes und Zerstücktes geleistet werden kann. Hofmeister und Informatoren und Privatlehrer, gelehrte Schulen und Ritter-Akademien und kostspielige Reisen unserer Jünglinge sind, bey aller Wohlfeilheit, ein theurer Flitter, der eine Erziehung nicht aufwiegt, die schon bey der frühesten Leitung das ganze zu durchlaufende Feld überschaut, und die Keime für alles Künftige bereitet.

*) Dieser Plan wird zur öffentlichen Mittheilung bearbeitet, und, so viel uns bekannt ist, in den nächsten Monathen im Drucke erscheinen.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 125. —— 19. October 1809.

Die Messe zu Beaucaire.

(Beschluß.)

Beaucaire wird aber auch von einer Menge Leute besucht, die ein nothwendiger und nützlicher Beruf dahin zieht, und die daselbst reichlich zu thun finden. Die Ärzte behandeln Kranke, die Chirurgen verbinden Verwundete, woran es bey etwanigen Unglücksfällen oder Schlägereyen niemahls fehlt; und der Apotheker bringt seine Waaren eben so gut an den Mann, als der Limonaden-Händler seine Erfrischungen. Selten oder niemahls geht es während der acht bis zehn Meßtage ohne einen Todesfall ab. Sonderbar ist es alsdann, den Leichenzug sich mitten durch die wogende Menge vor den Spielhäusern, Kaffehschenken, Kneipen, Tanz- und Schauspielsälen vorbey bewegen zu sehen. Es scheint, als wollte der Himmel den freudetrunkenen Haufen daran erinnern, daß der Tod seinen Raub überall verfolgt, und ihn oft mitten unter den lärmendsten Vergnügungen hinwegrafft.

Äsculaps Nachfolger sind indessen nicht die einzigen Facultisten, welche zu Beaucaire gute Geschäfte machen. Auch Themis schickt ihre Abgeordneten dahin; denn man braucht ja Notare, um Contracte aufzusetzen, Zahlungs-Termine zu beglaubigen, Zinsen zu berichtigen u. s. w. Auch die Gerichtsdiener (huissiers) sind allezeit fertig, ihre Schutzgöttinn in Ansehen zu erhalten, und böse Schuldner zu Paaren zu treiben. Einer von diesen Dienern der handhabenden Gerechtigkeit rühmte auf seinem Aushängeschild — deren man in der großen Straße mehrere sieht — vorzüglich seine Fertigkeit und Gewandtheit in Aussetzung der Wechsel-Proteste.

Ehemahls war der Intendant der Provinz zugleich Handels-Präsident, und als solcher verbunden, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und für die Sicherheit der Messe zu wachen. Jetzt liegt diese Sorge dem Präfecten des Departements ob, der, unter einer Bedeckung von Gensd'armen, Abends vor dem Anfange der Messe in Beaucaire seinen Einzug hält. Seine Ankunft wird durch eine Salve aus Büchsen und Böllern bekannt gemacht; er bezieht das ansehnlichste Haus in der Stadt, und die verschiedenen Innungen begeben sich dahin, um ihn zu bewillkommen. Die Stadt bewilligt ihm 6000 Franken zur Entschädigung für den Aufwand, den er zu machen genöthiget ist.

So wie der Anfang der Messe näher rückt — besonders aber den Tag und Abend vorher — so sind auch die Brücke nebst allen Wegen und Stegen mit Spaziergängern, Reitern und Fahrern bedeckt. Hier bepudert Einer in einer zierlichen Kalesche den demüthigen Fußgänger vom Kopfe bis zu den Füßen mit Staub; dort drückt ein Anderer seinem schlanken Renner die Sporen in die Seite, und stiebt die wandelnde Menge aus einander. Mit Vergnügen verweilt das Auge auf diesem beweglichen Gemählde, das die Mannigfaltigkeit der Figuren und Trachten noch anziehender macht. Auch die

Rhone wimmelt von Reisenden, welche auf Fahrzeugen ankommen, und nichts Eiligeres zu thun haben, als sich nach einem Obdache umzusehen, das immer sehr schwer zu finden ist, und nicht selten mit Gelde aufgewogen werden muß, da man nicht einmahl seinen Wagen ohne beträchtliche Kosten in einem Hofe unterbringen kann, wo er noch dazu unter freyem Himmel steht. Indessen findet doch am Ende ein jeder, wohin er sein Haupt legt. Der Eine in irgend einem großen Gasthofe, der Andere in einer Kneipe, der dritte gar in einer Bude u. s. w. *)

Für die Beköstigung so vieler Menschen ist ebenfalls auf gar mancherley Art gesorgt. Hier sind Zelte, wo gekochtes und gebratenes Fleisch verkauft wird, und deren man besonders rings um den Buden in der Wiese eine Menge aufschlägt. Dort, besonders auf den öffentlichen Plätzen bey den Hallen, gibt es Garköche, welche die Speisen bloß zubereiten, die man also von ihnen hohlt, und zu Hause ißt. An diese wenden sich meistens die Kleinkrämer. Weiter unten am Ende der Wiese nach der Rhone zu, unter dem Berge, haben sieben oder acht Zigeuner unter einem Obdache von Baumzweigen ihre Teufelsküche aufgeschlagen, woraus die ärmsten Bettler für einige Sols eine Kost hohlen, die des Wirthes und der Gäste gleich würdig ist. Wer hätte überhaupt gedacht, daß die Zigeuner, welche aus den entlegensten Gegenden nach Beaucaire ziehen, sich jemahls mit der Kochkunst befaßten.

Auch aus den benachbarten Städten machen sich verschiedene Gastwirthe auf, um auf der Messe ihren Schlag zu versuchen. Diese miethen aber in der Stadt selbst ein geräumiges Haus, wo man sich nach seinem Geschmacke speisen lassen kann. Einige davon nennen sich sogar Restaurateurs, und unter diesen wird das Haus Fabre und André am meisten besucht. Man überreicht hier, wie in Paris, dem Gaste eine gedruckte Speisekarte, deren langes Verzeichniß Nahmen enthält, die vielleicht manchem Schlemmer der Hauptstadt ein Räthsel seyn würden. So kann man z. B. bey Herrn André nicht nur eine **polonaise fricassée**, sondern auch **pieds d'amour à la crème** fordern, Gerichte, die wir Wunders halber gern versucht hätten; allein an dem Tage, wo wir bey ihm aßen, war leider schon Alles aufgezehrt; auch gab das, was man uns auftischte, eben keine sehr hohe Idee davon. Ungeachtet übrigens das Haus sehr weitläuftig ist, so sind doch immer alle Säle gedrängt voll, so daß man Mühe hat, sich auf der Treppe und in den Höfen durchzuarbeiten.

Ungeachtet die Messe eigentlich erst am 22. Julius beginnt, so geht doch der Lärm schon einige Tage zuvor an. Den 21. Abends reitet der Präfect, von den Departements-Räthen, der Municipalität zu Beaucaire, nebst einer Bedeckung Gensd'armen und National-Garden, begleitet, bey Fackelschein feyerlich durch die Hauptstraßen der Stadt, über die Wiese und nach dem Hafen, und verkündigt, unter dem Schalle einer kriegerischen Musik, daß die Kaufleute von nun an der Handelsfreyheit zu genießen haben. So oft er diese Bekanntmachung wiederhohlt, antwortet man ihm durch Freudengeschrey, wobey sich Pauken und Trompeten, nebst dem Donner der Böller hören lassen. Alle vor dieser Feyerlichkeit ausgeschiffte Waaren würden die gewöhnlichen Abgaben bezahlen müssen. Am folgenden, nähmlich am Magdalenens-Tage, wird ein feyerliches Hochamt mit Musik und allem möglichen Pompe, nachher aber eine Procession gehalten, der alle Corporationen beywohnen, und wobey man ehemahls die Statue der Heiligen von gediegenem Silber umher trug. Jetzt begnügt man sich mit einer von vergoldetem Holze.

Der Lärm und Wirwarr, welche die ganze Messe hindurch dauern, geht über alle Beschreibung *). Überall wird man gedrängt, geschoben, getragen, und es

*) Den Tag darauf fängt die Messe nun an,
Und Handelsfreyheit hat jedermann.
Drum tummelt sich jeder, hat alle Hände
Voll Arbeit, und weiß seines Treibens kein Ende.
Doch brauchen die Leute vom alten Schlag
Wohl einen ganzen Vormittag,
Um jeden zu grüßen und abzuschmatzen.
Da geht's an ein Fragen und an ein Schwatzen:
„Willkommen: Ist's Leben noch frisch, so soll
„Mich's freu'n." — „Sie befind'n sich doch auch noch wohl!" —
„Die werthe Familie hübsch munter?" — „Zu dienen." —
„Und Jungfer Tochter, der Engel?" — „Bin Ihnen
„Recht sehr verbunden! Und Ihr Herr Sohn?" . . . —
Einen Kratzfuß gescharrt! Und nun schachert man schon.
(Aus Johann Michel's von Nimes in Provenzalischer Sprache verfaßtem Gedichte, betitelt: Die Unruhen der Messe zu Beaucaire.)

*) Der hat um ein Obdach zu laufen,
Der Proviant einzukaufen;
Dem ist sein Bündel genommen,
Die Frau dem abhanden gekommen;
Der glühet bey vollen Pokalen,
Der kann sein Schlafgeld nicht zahlen;
Der schleicht zur Metze, der kranket;
Der complimentiret, der zanket;
Der schreyt nach der Wach' am Thore,
Der kratzt sich beschämt hinterm Ohre;
Der schielt mit Frau Nachbar'n zur Wette,
Der schlüpft zum Mädchen in's Bette;
Der schmaucht und spuckt, wie ein Kärner,
Der setzt seinem Busenfreund Hörner;

wogt in allen Straßen wie Meereswellen. Man muß sich vor Rippenstößen hüthen, vor den Spitzbuben in Acht nehmen, und doch auch zugleich seine Neugier befriedigen. Hier entsteht ein Auflauf, da setzt es Schläge, dort machen Fiedler eine Zettermusik, und singen dazu; Marktschreyer posaunen ihre Quacksalberey aus, Bettler winseln um ein Almosen; ein Ballenträger läßt seine Ladung vom Kopfe fallen, und ihr möget dem Himmel danken, wenn sie nicht auf den eurigen stürzt; Zettelkrämer plärren Begebenheiten aus, wovon in allen Zeitungen kein Wort steht; hier ist ein Kochtopf umgefallen, da liegt ein Mensch in Ohnmacht, dort wird eine Leiche vorbey getragen. Alle Trachten, Sprachen und Mundarten finden sich hier beysammen, und man glaubt in der Pfingstepistel oder beym Babylonischen Thurmbaue zu seyn.

Dieser Tumult dauert vorzüglich den Tag hindurch; Abends besucht man die Thierbuden, die Gaukler, das Pferderennen, die Seiltänzer oder das Schauspiel, welches jetzt im Ballhause ist. Auch findet man immer gute Gesellschaft auf der Wiese, wo der lustige Contra-Tanz oder der wollüstige Walzer alle Beine in Bewegung setzen, und Geiger und Pfeifer sich überall hören lassen. Hier haben die Nimer, da die Aixer, dort die Avignoner ihren Ball; jeder schließt sich an seine Landsleute an, und die Provenzalische Pfeife darf bey den andern Instrumenten niemahls fehlen. Die Zuschauer bleiben vorzüglich gern bey dem Balle der Catalonier stehen, die, ihre Volkslieder singend, und die Castagnetten rührend, ohne Frauenzimmer, bloß unter sich, überaus gewandt, richtig und tactmäßig tanzen.

Man verkauft in Beaucaire so ziemlich Alles, was jemand nur wünschen mag; wir fanden da sogar Antiken. Ein Kaufmann hatte einen vortrefflich geschnittenen Stein feil, Cleopatra und Antiochus von Syrien darstellend; und ich erstand von einer Art von Juwelenhändler, den man Antiquar nennt, für einen meiner Freunde verschiedene Kameen und Münzen, ingleichen eine kleine runde, von außen gereifte, silberne Dose, worin eine 1658 geprägte silberne Münze vom Kaiser Leopold, der in diesem Jahre gekrönt ward, auch von jedem der bey der Krönung anwesenden Churfürsten gleichfalls eine Münze lag.

Die Meßfreyheit dauert eigentlich und von Rechts wegen nur drey Tage; man hat aber diesen Termin dadurch zu verlängern gewußt, daß man das Fest der heiligen Magdalena und des heiligen Jacobs nicht als Geschäftstage ansieht, obgleich der Handel dessen ungeachtet seinen Gang fortgeht. Im Jahre 1769 weigerte sich der General-Pächter, noch einen Tag länger zu bewilligen, als worum man ihn ersucht hatte, weil die Rhone ausgetreten war. Allein der Intendant setzte die Sache durch, indem er den Annen-Tag feyern ließ. Seitdem dauert die Messe sechs Tage, nähmlich vom 22. bis 28. Julius Abends, und wenn ein Sonntag unmittelbar vorhergeht, oder folgt, einen Tag länger. Am Schlusse des letzten wird das Ende der Meßfreyheit, wie zuvor der Anfang derselben, öffentlich abgekündigt, wobey es aber freylich bey weitem nicht so lustig hergeht, als am ersten Tage.

Bald darauf macht man nun Anstalten zur Abreise. Die Landstraßen wimmeln wieder von Fremden; die Fahrzeuge begrüßen bey ihrer Abfahrt die Stadt, wie sie es bey der Ankunft thaten. Indessen gibt es Kaufleute, die noch über vierzehn Tage bleiben, jedoch ohne die vorige Freyheit zu genießen. Die Catalonier und die Juden ziehen gewöhnlich zuletzt ab. Dieses Jahr war die Messe ungleich lebhafter gewesen als seit einiger Zeit; vorzüglich machten die Spanier viele Geschäfte; die Zahlungen liefen richtig ein. Seide und Wolle waren die Artikel, welche am meisten gesucht wurden.

Wir für unsern Theil brachten in Beaucaire drey Tage sehr vergnügt zu, sahen uns überall sorgfältig um, mußten aber am Ende noch einen Unfall erleben, der sich zum Glück nur sehr selten ereignet. Es fing nähmlich den dritten Meßtag so gewaltig zu regnen an, daß in wenig Stunden die Rhone austrat, (welches seit vielen Jahren nicht geschehen war) daher denn nicht nur eine Menge durchnäßter Waaren verderbt, sondern auch, auf der überschwemmten Wiese, Buden, Kaffehschenken und Tanzsäle vom Strome weggerissen wurden, so daß man überall nichts als Klagen und Jammergeschrey hörte. Der Damm, welcher die Schiffbrücken trennt *), stand ganz unter Wasser, so daß man nicht nach Tarascon hinüber konnte, und viele Kaufleute ihren Weg über Arles nehmen mußten, weil bey Beaucaire die Rhone, vorzüglich bey sehr hohem Wasser zu breit ist, als daß man mit Kähnen hinüber fahren könnte. Überhaupt ist die Schiff Fahrt auf der Mündung dieses Stromes nicht ganz gefahrlos, bey der Veränderlichkeit des Windes

Kurz, jedermann sucht sein Müthchen zu laden,
Und läßt nach Gefallen sein Steckenpferd traben.

Johann Michel; am angeführten Orte.

*) In der Mitte des Stromes befindet sich nähmlich eine Insel, auf welcher man einen Damm aufgemauert hat.

A. d. U.

immer von sehr ungewisser Dauer, und bey Überschwemmungen schlechterdings unmöglich. — Übrigens wird die Messe zu Beaucaire einen großen Vorzug mehr gewinnen, wenn der schöne Canal von Aiguesmortes erst fertig ist, welches hoffentlich nicht lange mehr dauern kann.

Um noch über die Stadt, die wir mehrmahls und nach allen Richtungen durchkreuzt haben, auch etwas zu sagen, so ist sie klein, und hat enge, winklichte Straßen. Die Zahl der Häuser ist, im Verhältnisse zu dem Umfange und der Bevölkerung des Ortes, ansehnlich; aber sie sind meistens nur während der Messe bewohnt. Den ganzen übrigen Theil des Jahres hindurch sieht man in Beaucaire nur zu deutlich, wie tief eine Stadt in Verfall gerathen kann, deren Einwohner sich die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse leicht und ohne Arbeit zu verschaffen im Stande sind. Der übertriebene Zins der Häuser, Magazine, Schuppen und Höfe macht, daß die Beaucairer ein ganzes Jahr davon leben können, und sich daher weder um Industrie, noch Manufactur-Wesen, noch Handel bekümmern, sondern bloß zu ihrem Vergnügen etwas Weinbau und Öhlbaumzucht treiben, übrigens aber einen so unüberwindlichen Abscheu vor aller Arbeit hägen, daß man Mühe haben würde, einen Schneider oder Schuster in der Stadt zu finden. Wer einen Rock oder ein Paar Schuhe nöthig hat, der muß bis zur Messe warten, oder sich nach Tarascon wenden. Der Reisende, welcher Beaucaire während dieser Goldernte gesehen hat, kann sich nachher kaum überzeugen, daß es eben dieselbe Stadt ist; denn die Straßen sind öde, die meisten Zimmer verschlossen, ja ganze Häuser leer, und es scheint, als hätte die Pest oder irgend eine andere Landplage die Einwohner plötzlich gezwungen auszuwandern. Die Beaucairer sollten wahrlich fleißiger und betriebsamer werden; denn der Ertrag der Messe wird alle Jahre geringer, und diese Quelle könnte wohl gar einmahl gänzlich versiegen.

N o t i t z e n.

F r a n k r e i c h.

Das neue Werk C a i l l o t's: Voyage religieux et sentimental aux quatre cimetières de Paris, enthält eine große Anzahl von Grabschriften, welche sich auf den Kirchhöfen Monmartre, Maison du Père Lachaise, Vaugirard, Clamart und St. Catharine befinden, und eine Reihe religiöser sowohl als moralischer Betrachtungen. Der größere Theil dieser rührenden Epitaphien gibt die unzweydeutigsten Beweise der Hochachtung, Freundschaft und Liebe der Hinterbliebenen für ihre Verwandten, Ältern, Geschwister, Kinder u. s. w.; doch zeichnen sich nur wenige durch Geschmack oder Würde der Gedanken vortheilhaft aus. Hier einige der bessern:

1. Auf Mad. Zéphirine de Meat.

Pleurez, enfans soumis; pleurez, femmes fidèles,
Amies, mères, soeurs, pleurez; de vos vertus
La mort à d'un seul coup détruit tous les modèles,
Zéphirine n'existe plus!

2. Auf Marie Mayan.

Cara, vale, ingenio praestans, pietate, pudore,
Et plus quam nostro nomine cara, vale!
Cara Maria, vale! Adveniet felicius aevum,
Et rursus tecum, sim modo dignus, ero.

3. Auf Marie Josephe Fillion.

Solus evanuit flosculus
et sentes reliquit
patri superstiti.

4. Auf Mad. de Comps.

— Gardez pour vous votre pitié,
Pour le ciel la mort l'a ravie,
Mais elle abandonne à la vie
L'hymen, l'enfance et l'amitié.

5. Auf Jenny Agnes.

Infelix puella, superstes infelicior.
La première au rendez-vous.

6. Auf Mlle. Clairon.

Elle traça avec autant de verité que de modestie les règles de l'art dramatique, dont elle sera à jamais le modèle.

Bey dieser Grabschrift fühlte der Herausgeber sich gedrungen, folgende Reflexion beyzufügen: „Ich, ein Freund des Todes, bin auch Freund der Toleranz und der Talente. Bewahre mich Gott: daß ich diejenigen von meinen Nebenmenschen, welche sich einer der rühmlichsten Künste meines Vaterlandes weihten und sie verherrlichten, zu den rächerischen Flammen des Ewigen verdammen möchte! C o r n e i l l e und R a c i n e, ihr hohen Intelligenzen, müßten wir nicht, wenn für C l a i r o n die Hoffnung der Seligkeit auf ewig verloren seyn sollte, eure Verblendung beweinen, in der ihr die bewundernswürdigen Dramen dichtetet, welche sie durch ihren vom Himmel dem euren gleichgebildeten Genius noch bewundernswerther machte? . . . Nein, nein, ich darf es nicht glauben, daß von dem für alle Welt vergossenen Blute Jesu Christi kein einziger Tropfen auf die Seele der Clairon, und aller übrigen gefallen sey, die ihren Unwillen gegen das Laster, und ihre Liebe zur Tugend so rührend und kraftvoll, wie sie, auszudrücken wußten. Unendlich gutes Wesen, wenn ich alle Mitmenschen, wer sie auch seyen, liebe und selig wünsche, gabst du mir nicht das Beyspiel dieser Liebe? Und wenn mein Gedanke, daß du sie in deinen heiligen Schoß aufnehmen werdest, Sünde ist, warum verliehst du mir ein gutes Herz? Warum hat dein lieber Sohn ein Menschenherz angenommen und den Tod gelitten, um uns das Leben zu erwerben?“

Diese Probe mag wohl hinreichen, unsern Lesern einen Begriff vom exegesirenden frömmelnden Tone C a i l l o t's zu geben. Zum Schlusse noch die letzten Zeilen aus D e l i l l e's poetischer Grabschrift auf L. H. J. T h o m a s, Vicomte de la T o u r - D u p i n:

— Nous le chérimes sur la terre
Et nous l'invoquons dans les cieux.



Der Sammler

Samstag, den —— 126. —— 21. October 1809.

Reise von Mazulipatnam nach Pondichery.

Fünftes Kapitel.

Unterhaltungen von Madras — Reisepläne — Die Chialeng — Die Brandung — Der Entschluß — Die Gefahr — Weiberlie-be — Abreise nach Pondichery.

Ein stehendes Theater gibt es nicht zu Madras, doch finden zuweilen Vorstellungen von Dilettanten Statt. Dafür werden desto mehr Pferderennen mit Indischen und Arabischen Pferden gehalten, — wozu man die kühlen Morgenstunden wählt. Gelegenheiten zu Landpartien und größern Excursionen gibt es mancherley. Z. B. nach dem St. Thomasberge, wo noch ein Portugiesisches Kloster ist, nach dem Dorfe Enmore, wo man das Seebad brauchen kann, endlich nach dem Dorfe Meliapor, wo sehr viel artige Landhäuser sind; u. dgl. mehr.

Eines der angenehmsten Ereignisse für Madras ist die Ankunft eines Indiaman oder großen Compagnie-Schiffes, wovon die meisten jetzt zu 34 Kanonen gebohrt sind. Dann ist alles voll Freude und Thätigkeit, und überall werden die neu angelangten Waaren zum Verkaufe ausgestellt. Die Civil- und Militär-Beamten der Compagnie genießen dabey den Vortheil, daß ihnen Tuch und Maderawein für den Facturenpreis überlassen wird. Sehr angenehm ist auch die Ankunft der großen Chinafahrer auf ihrer Rückreise nach England. Sie bringen die schönsten Seidenzeuge, Nankins, Frauenzimmerschuhe, Porzellanwaaren, Gemählde, Fächer, Spielsachen u. s. w. mit. — Doch genug, ich kehre zu meiner Geschichte zurück.

Man erinnert sich, daß ich entschlossen war, meiner alten Neigung zum Landleben endlich zu folgen, und mich von allen Geschäften völlig zurück zu ziehen. Allein um dieses ausführen zu können, mußte ich durchaus noch eine Reise nach Pondichery machen, wo ich in weitläufigen Handelsverbindungen stand. Ich entschloß mich, theils der Ersparniß, theils der Schnelligkeit wegen, dießmahl zu Wasser zu gehen, ließ meine Sachen an Bord einer Thony (Küstenfahrer) bringen, die bereits segelfertig lag, und brachte nun den letzten Abend vollends bey Mamia zu.

Sie war mit meinen Angelegenheiten bekannt; sie wußte, wie nothwendig diese Reise für uns beyde war. Kaum hörte sie mich aber von dem Schiffe sprechen, als sie bitterlich zu weinen anfing. Sie fürchtete das Meer, sie bath mich auf's zärtlichste, doch um ihrentwillen zu Lande zu gehen. Ich suchte sie nach Möglichkeit zu beruhigen, versprach ihr wenigstens die Rückreise nicht zu Wasser zu machen, und verließ sie endlich nach dem herzlichsten Abschiede, ungefähr gegen Mitternacht. Jetzt legte ich mich noch einige Stunden schlafen, und begab mich dann mit Anbruch des Tages an den Strand, um mit einer Chialeng (Ruderboth) nach der Thony zu fahren, die bereits auf der äußersten Rhede lag.

Während ich mich jetzt der Chialeng näherte, sah ich zwey Malabarische Frauenzimmer dabey stehen, und er-

kannte sie sogleich für Mamia und ihre Begleiterinn. — „Praannaath!" (Herr meines Lebens!) sagte sie, „ich mußte dich noch ein Mahl sehen! Ich wollte dich um Erlaubniß bitten, dich an die Thony zu begleiten; es ist mir, als würde ich dann ruhiger seyn." — Vergebens suchte ich sie davon abzubringen, besonders der ungewöhnlich hohen Brandung wegen, sie bath mich nur noch dringender darum. — „Gerade deßwegen!" fuhr sie fort, „wenn dir ein Unglück begegnet, so bin ich doch wenigstens bey dir. — Nein, ich muß dich bis an die Thony begleiten, und wenn ich hinten nach schwimmen soll!" setzte sie hinzu. So willigte ich endlich ein, um ihr nicht wehe zu thun, und ging dann vollends zu der Chialeng hin, die bereits halb im Wasser lag.

Allein wie groß war mein Erstaunen, als ich das ausdrücklich für mich gemiethete Fahrzeug beynahe ganz mit Waarenballen angefüllt sah. „Was ist das?" fragte ich unwillig; „Ist das unserm Accorde gemäß?" — Der arme Tandel (Steuermann) sagte mir hierauf mit großer Ängstlichkeit, daß die Chialeng von dem Hafenmeister gepreßt worden sey, und in dem Augenblicke trat ein Englischer See-Cadet hinzu, und befahl ihm ungestüm in See zu gehen.

Ich fühlte, daß sich gegen Gewalt nichts ausrichten ließ, und schränkte mich daher bloß auf einige Vorstellungen ein. — „Die Brandung geht zu hoch," fuhr ich fort. — „Es ist unmöglich, daß die schwere Chialeng hinüber kommt." — Der arme Tandel bestätigte es. — „Tambrane Maharse!" (Gott ist groß!) setzte er bedeutend hinzu. — Allein vergebens, der junge tollkühne Midshipman bestand auf seinem Entschlusse.

Was sollte ich thun? — Alle meine Papiere befanden sich bereits am Borde des Schiffes. Ließ ich es absegeln, so war ich völlig ruinirt. — Gleichwohl, wenn ich die entsetzliche Brandung ansah, die uns allen den Tod zu drohen schien — noch stand ich unschlüßig, als Mamia beherzt in die Chialeng sprang, und so die Sache auf einmahl entschied. — Wir waren nun außer den sechs Ruderern vier Passagiere zusammen, weil unterdessen eine alte Mestize dazu gekommen war.

Kaum hatten wir uns jedoch einige Klastern vom Ufer entfernt, so sank die Chialeng so tief in das Wasser, daß sie kaum eine Spanne breit Bord behielt. Dieß war ein schlimmes Zeichen, und unser Untergang sicher voraus zu sehen. Um nun wenigstens alles zu versuchen, winkte ich meinem am Ufer stehenden Dobasch, uns ein Paar Kattamarans (kleine Flöße) nachzuschicken, was denn auch bald nachher bewerkstelliget ward.

Inzwischen wälzte sich bereits die erste Brandung, wie ein ungeheueres überhängendes Wassergebirge, mit donnerndem Getöse gegen die Chialeng. Der Tandel that sein Möglichstes, der furchtbaren Masse auszuweichen; dennoch stürzte ein Theil derselben auf das Fahrzeug herab, und durchnäßte uns durch und durch. Die Chialeng sank bis auf einige Zoll in's Wasser, die zweyte Brandung näherte sich, der Augenblick war kostbar. — „Komm, Mamia!" rief ich, und sprang mit ihr Hand in Hand über Bord. — In demselben Momente brach die Brandung wie ein niederschmetterndes Gewölbe über mich her. — Als ich wieder empor kam, war die Chialeng verschwunden, und Mamia befand sich dicht hinter mir. Muthig schwammen wir nunmehr, durch die Strömung begünstigt, mit einander dem Ufer zu, das ungefähr nur noch 300 Schritte von uns entfernt war.

Allein wie groß war mein Entsetzen, als ich mich plötzlich hinunter gezogen fühlte, und in demselben Augenblicke die alte Mestize erblickte, die mich an meinen Kleidern festhielt. Vergebens suchte ich sie abzustoßen, sie hatte mich im Todeskampfe gefaßt, und zog mich nun durch ihre Schwere in die Wellen hinab. — „O Mamia!" rief ich, „Ich bin verloren! — Rette dich!" — „Nein! ich verlasse dich nicht!" erwiederte sie, schwamm sogleich vor mich hin, bath mich, meine Hände auf ihre Schultern zu legen, und zog mich so mit möglichster Anstrengung mehrere Minuten lang fort. Aber bald stürzte die letzte Brandung über uns her. Mamia stieß ein Angstgeschrey aus, und ich verlor das Bewußtseyn.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich am Strande, von einer Menge Menschen umringt, in einem Palankin, worin man mich eben fortzutragen Willens war. Ich erblickte meinen Dobasch, und fragte nach Mamia. „Sie ist gerettet, lieber Herr!" erwiederte er, „sie ist gerettet, seyd unbesorgt! Ich will sogleich nach der Thony fahren und eure Sachen hohlen; in einer Stunde bin ich wieder bey euch!" — So ward ich nach Hause gebracht, wo ich mich umkleidete, einige Tropfen einnahm, und an Mamia schrieb.

Unterdessen kam mein Dobasch mit meinem Coffer zurück. — „O Herr!" hub er an, „das war ein Anblick! die gute Ponne!" (Demoiselle). — Und nun erzählte er mir, wie alles zugegangen war. Mamia hatte mit ihrer linken Hand meinen Kopf über dem Wasser empor gehalten, und mit der andern fortgerudert. Eben war sie im Begriffe zu sinken, als ihr zum Glücke noch der eine Katamaran zu Hülfe kam. Man hatte uns dann beyde an das Land gebracht, und sogleich einige Pa-

lankins herbey geschafft. Mamia, die mich für todt hielt, war in Verzweiflung gewesen, und hatte sich nur dann erst entfernen wollen, als ich wieder einige Zeichen des Lebens von mir gab.

Mein Dobasch ging, ihr meine Bothschaft zu überbringen, und ich folgte ihm auf dem Fuße nach. Kaum trat ich in das Zimmer, als Mamia mit einem lauten Schrey in meine Arme flog, ihren Kopf auf meine Schulter legte, und bitterlich zu weinen anfing. — „O Freundinn meiner Seele!" rief ich aus, „wie viel verdanke ich dir abermahls!" — „Ich habe nichts als meine Pflicht gethan!" erwiederte sie, und drückte mich voll Zärtlichkeit an ihr Herz. — Es war ein himmlischer Nachmittag. — Ich fühlte mich vollkommen wohl, und beschloß nun zu Mamia's großer Freude zu Lande nach Pondichery zu gehen.

Alle Anstalten waren gemacht, und Mamia lag an meiner Brust. — „Ach!" sagte sie mit thränenden Augen, „ach, komm doch ja so bald als möglich zurück; ich fürchte sonst, daß du mich als eine Leiche finden wirst!" — Vergebens suchte ich ihr diesen traurigen Gedanken auszureden. — „Ach, ich fühle es nur zu gut!" fuhr sie fort, „hier, hier schmerzt es!" indem sie meine Hand an ihr Herz drückte, und sich sanft auf meine Schulter bog. — „Aber fort! fort!" rief sie endlich nach einem langen, heissen Kusse, und ich riß mich mit verhaltenem Schmerze los.

Mein Reisegefährte war ein Französischer Kaufmann, Nahmens Cockerell; der gute Dr. Beißer begleitete uns eine halbe Stunde weit. Ich dachte ihn nach wenigen Wochen wieder zu sehen. — O menschliche Hoffnungen, was seyd ihr? — Ich kam nie wieder nach Madras zurück. Beißer ging im J. 1792 nach Frankreich, commandirte 1794 als republikanischer General in der Vendee, und starb 1795 wahrscheinlich als ein Opfer der Parteywuth unter dem Henkerbeile.

Charade.

Ich sah ein Weib, ein Weib, das schön wie Hebe,
Von Grazien Gestalt, schlank wie die junge Rebe,
Wie Luna keusch, und gut wie Engel war;
Das Tücke nicht und Eigensinn nicht kannte,
Für einen nur mit zarter Liebe brannte. —
„Wo ist ein Land, das solch ein Weib gebar?"
Nur in des ersten nicht umhüllten Gründen,
Wo eine Gottheit süßen Zauber streut,
Und Fantasie uns grillenhaft gebeut,
Könnt' ich ein Weib, wie diesen Engel finden.
Doch ach, von ihr, die Herz und Sinn ergötzte,
Der Göttlichen, blieb leider nur das Letzte,
Das ewig mich in Götterglanz umschwebt.
Entzaubert such' ich nun im Erdenthale
Ein Weib, das zu dem hohen Ideale,
Durch sie mir aufgestellet, sich erhebe.
Ich such' umsonst das lange heiß Ersehnte;
Ach, nirgends zeigt von ihm sich eine Spur!
Was liebetrunken ich zu finden wähnte,
Bleibt je und je — das Ganze nur.

Orientalische Gerechtigkeitspflege.

In den Jahren 1803 bis 1806 machte der Schottländer Thomas Mac Gill, vermuthlich in kaufmännischer Absicht, eine Reise durch die Türkey, deren Beschreibung er vorigen Jahrs zu London in zwey Bänden drucken ließ: denn es reiset nicht leicht jemand, der nicht meint, „er könn' auch was verzählen," wie Asmus sagt.

Vom Städtchen Akhessar in Anatoli (oder Arar, wie es die Offenbarung Johannis Kap. 2. benennt) erzählt uns Mac Gill folgende Anecdote. Der Factor eines Baumwollenhändlers, von Müdigkeit und Schlaf überwältigt, band sein Pferd nicht weit von einem Kaffehhause, das zugleich Türkisches Wachthaus war, an einen Baum, legte sich in den Schatten seiner Zweige, und schlief bald ein. Als er aufwachte, war sein Pferd und die kostbare Bürde, die es trug, verschwunden.

Er wußte aber, daß Prinz Karosman Oglu in der Nähe von Akhessar sey. Er eilte zu ihm, und beklagte sich beym Statthalter des Padisha wegen des Diebstahls. Der Prinz war über die Unvorsichtigkeit des Kaufmannsdieners erzürnt, und rief: „Warum schliefst du unter freyem Himmel, während ein Wachthaus nahe war, wo du von Menschen beobachtet und in Sicherheit gewesen wärest?"

„Warum hätte ich mich fürchten sollen, in dem Lande, das Karosman Oglu regiert, unter freyem Himmel zu schlafen?" erwiederte der kluge Diener.

Da befahl ihm der Fürst, sich den nächsten Abend wieder unter den gleichen Baum im Felde niederzulegen und zu schlafen, wo er bestohlen worden. Es geschah. Und als der Diener am andern Morgen erwachte und die Augen aufschlug, hing ein todter Mensch an dem Baume über ihm, und das Roß mit der kostbaren Bürde stand neben ihm, wie es gewesen war, ehe es ihm gestohlen worden.

Mit diesem Zuge echt Orientalischer Gerechtigkeitspflege verdient auch der folgende ausgehoben zu seyn.

Da Mac Gill von Smyrna nach Ephes ging, ward ihm ein rührender Anblick gewährt. Unweit einer Hütte fand er ein altes Kamehl, welches dort den Rest seiner Tage in Ruhe und Überfluß verlebte. Das Tür-

lische Sittengesetz gebiethet: „Du sollst einen alten Diener nicht verlassen, wenn ihn Alter oder Krankheit verhindern, dir nützlich zu seyn." Das Kamehl war im Sonnenschein, am Ufer einer schönen Quelle, gelagert, umgeben von hohen Kräutern, die es nach Belieben abnagte. Die Kinder des Dorfes spielten um das greise Hausthier, und lernten früh von ihren frommen Ältern, wie man alte Dienste dankbar lohnen müsse. — Dieser Gerechtigkeit gegen Thiere pflegt selten der Abendländer, der oft von Zartgefühl plaudert, und den alten Diener seines Hauses verstößt.

Anecdoten.

Friedrich der Einzige fuhr einstmahls auf seinen Reisen durch eine kleine Stadt seiner Besitzungen. Der regierende Bürgermeister derselben beorderte daher die sämmtliche Bürgerschaft, nächst ihm, den König in Parade zu empfangen. Als der Monarch aus dem Wagen gestiegen war, und eben die Pferde gewechselt wurden, fragte er den neben ihm stehenden Bürgermeister, welcher etwas schwer hörte: „Sind Fabriken hier?"

Ja, Ihro Majestät.

„Wie viel denn?"

Drey.

„Das hätte ich nicht gedacht."

Ja, aber ich habe nur diese zu Hause, (auf den Kopf zeigend) die ich hier trage mit dem Zopfe, mit meiner runden ist der Herr Einnehmer verreist, und in der guten Beutelperücke steht der Herr Steuer-Revisor heute Gevatter.

„Zum Guckuck, ich meine Fabriken und keine Perücken!"

Ach nein, Ew. Majestät, die sind nicht hier.

„So geh' er zum Henker!"

Ganz wohl, Ew. Majestät.

Der Herr Bürgermeister rühmte sich nachher noch oft, daß der König sehr herablassend mit ihm gesprochen habe.

Ein Advocat, der während den Gerichtssitzungen zu York einem Köhler begegnete, fragte ihn: „Was bringst du Neues aus der Hölle mit?" — O viel, antwortete der Köhler, es ist in vergangener Nacht eine Mauer eingestürzt. — „Eine Mauer?" fragte der Advocat; „aber man wird sie hoffentlich wieder aufbauen?" — Ja, das weiß ich nicht. Es hat sich ein großer Streit zwischen dem Papst und dem Teufel erhoben. — „Und wie glaubst du, daß er geschlichtet wird?" — Ja, das weiß ich ebenfalls nicht; der Papst ist zwar besser bey Geld, aber der Teufel hat doch mehr Advocaten.

Denksprüche.

Autoren, Generale und Kaufleute müssen die Taschenspieler nachahmen, die nie das Stück voraus sagen, was sie machen werden.

Vor lauter Lesen kommt man nicht zum Denken; und der Nachsprecher der Originalität hält sich neben dem Nachsprecher der Gemeinheit schon für ein Original.

Nicht nur der Aus- und Eingang des Lebens, das Leben selber ist vielfach verschleyert und zugehüllt. Wie um einen Ägyptischen Tempel, liegen Sphynxe um die zweyte Welt, und anders als in Ägypten löset der das Räthsel, welcher stirbt.

Es lohnet kaum der Mühe, daß man über das ganze Spiel so viele Worte macht, als ich.

Jean Paul Fr. Richter.

Notitzen.

Frankreich. — Die Preisfrage der Akademie von Dijon, ob die Französische Nation den Vorwurf des Leichtsinnes und der Flüchtigkeit (légèreté) verdiene? hat nun ihre Beantworter gefunden, unter welchen Herr J. J. Lemoyne mit dem Preise gekrönt ist.

Vermuthlich hätte wohl Jean Jacques Rousseau, welche ihn auch einst gekrönt hat, auf diese Frage eine ganz andere Antwort gegeben, als Herr Lemoyne, dessen Patriotismus mit allen Waffen der Beredsamkeit gegen das alte Europäische Vorurtheil wegen des Französischen Flattersinnes zu Felde zieht. Er beweiset schon aus den Zeiten des Cäsar und Vercengentorix, dem Tacitus und Livius zum Trotz, welch ein beharrliches, treues, ihren Gesetzen, Übungen und Verfassungen ergebenes Volk die alten Gallier waren. Duclos, Jean Jacques, Montesquieu und Voltaire, Männer, denen man sonst eben richtigen Blick und gesundes freyes Urtheil nicht ganz absprach, bestehen mit ihren Äusserungen über die Frivolität der Französischen Nation eben so wenig gegen Herrn Lemoyne. Er beweiset ihnen, daß ein Volk, in welchem die Stiftung der alten Ritterschaft hervor ging, kein frivoles Volk seyn konnte; er beweiset, daß der Neuerungsgeist nirgends weniger einheimisch war, als bey den Franzosen, die, mehr als irgend eine Nation, am Glauben ihrer Väter festhielten, und ihre kirchliche Freyheit doch jedes Mahl mit Muth vertheidigten. — Ungeduldig, reitzbar, fröhlich, empfänglich, geistvoll, lebhaft ist das Französische Volk: aber nicht flatterhaft, nicht unbeständig, in seinen Neigungen nicht wankelmüthig. Es ist eine große, weise, beharrliche Nation, die in den Wissenschaften, in den Wirkungskreisen des Handels, der Industrie und des Ackerbaues Proben ihrer Ausdauer gab. — Das Motto dieser Apologie des Französischen National-Charakters muß nicht übersehen werden, denn es ist wieder eine Apologie der Apologie, und lautet: Vincit amor patriae.



Der Sammler

Dinstag, den — 127. — 24. October 1809.

Aus Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Von Goethe.

Erstes Kapitel.

Die Flucht nach Ägypten.

Im Schatten eines mächtigen Felsen saß Wilhelm an einer bedeutenden Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch, und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der umher geklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. Wie nennt man diesen Stein, Vater? sagte der Knabe.

Ich weiß nicht, versetzte Wilhelm.

Ist das wohl Gold, was darin so glänzt? sagte jener.

Es ist kein's! versetzte dieser: und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen.

Katzengold! sagte der Knabe lächelnd: und warum?

Wahrscheinlich, weil es falsch ist, und man die Katzen auch für falsch hält.

Das will ich mir merken, sagte der Sohn, und steckte den Stein zu den übrigen, womit er schon seine Taschen gefüllt hatte.

Kaum war dieses geschehen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwey Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit, sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten, und einen Augenblick still hielten. Um des ältesten Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine schönen blauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweyte, mehr einen Freund, als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herab hingen, und wovon der Wiederschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien.

Wilhelm hatte nicht Zeit diese beyden sonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Wesen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsecke herum ernst aber freundlich herab rief: Warum steht ihr stille? versperrt uns den Weg nicht!

Wilhelm sah aufwärts, und hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzu großer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in ei-

nem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er stutzte einen Augenblick, als er Wilhelmen erblickte. Das Thier verzögerte seinen Schritt, aber der Abstieg war zu jäh, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten, und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felsenwand verschwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieses seltsame Gesicht aus seinen Betrachtungen riß. Neugierig stand er auf und blickte von seiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er sie nicht irgend wieder hervor kommen sähe. Und eben war er im Begriff hinab zu steigen, und diese sonderbaren Wanderer zu begrüßen, als Felix herauf kam und sagte: Vater, darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt. Komm! dort unten halten sie.

Ich will mit ihnen reden, versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich, noch einen und den anderen besonderen Umstand zu bemerken. Der junge rüstige Mann hatte wirklich eine Polirart auf der Schulter und ein großes schwankes eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Büsche von Schilf, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Eßwaaren, und glichen dadurch den täglichen Bothen, wie sie über das Gebirg hin und her zu gehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Ägypten, die er so oft gemahlt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Worte kommen konnte, sagte der junge Mann: Unsere Kinder haben in diesem Augenblicke schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältniß entstehen könne?

Wilhelm bedachte sich einen Augenblick, dann versetzte er: Der Anblick Eures kleinen Familienzuges erregte Vertrauen und Neigung, und, daß ich's nur gleich gestehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen, Euch näher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bey sich die Frage aufwerfen: ob Ihr wirkliche Wanderer, oder ob Ihr nur Geister seyd, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirthbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben.

So kommt mit in unsere Wohnung, sagte jener. Kommt mit! riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen. Kommt mit! sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling ab auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: Es thut mir leid, daß ich Euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Gränzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, Eurer freundlichen Einladung genug zu thun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bey Euch. Wie weit ist's hin?

Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung, sagte der Zimmermann, und von dem Gränzhause habt Ihr nur anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unsern Haushalt für diese Nacht. Morgen erwarten wir Euch.

Der Mann und Thier setzten sich in Bewegung. Wilhelm lächelte nachdrücklich, als er seinen Felix so früh unter die Engel aufgenommen sah, der schon ein Schilfbündel ergriffen, und dem jüngern Knaben das Körbchen abgenommen hatte. Schon drohte der Zug abermahls um eine Felswand zu verschwinden, als sich Wilhelm zusammen nahm und nachrief: Wie soll ich Euch aber erfragen?

Fragt nur nach Sanct Joseph! erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden.

Wilhelm stieg aufwärts, und verspätete sich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmlische Gestirn, das er mehr als ein Mahl verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an seiner Herberge anlangte. Nochmahls erfreute er sich der großen Gebirgsansicht, und zog sich sodann auf sein Zimmer zurück, wo er sogleich die Feder ergriff, und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Wunsch.

O Friede, komm! Dein Füllhorn ist so reich.
Breit' über uns wohlthätig deine Schwingen!
Die Erde wandelst du zum Himmelreich.
Ja, könntest du zur tiefsten Hölle dringen,
Bald würde sie dem Paradiese gleich.

O 8.

Sehnsucht nach Frieden.

Tibulls erstes Buch zehnte Elegie.

Wer doch war's, der zuerst die entsetzlichen Schwerter hervor trug?
O wie wild, und wie ganz eisernes Sinnes, der Mann!
Jetzt kam Mord dem Menschengeschlecht, jetzt blutige Feldschlacht;
Jetzt ward kürzer der Weg, gräßlicher Tod, dir gebahnt.
Doch nichts hat ja der Arme verübt! Wir kehreten zu unserm
Unheil, was er zur Wehr grausames Wildes verlieh'n.
Gold, das bereichernde Gold hat Schuld! Nicht walteten Kriege,
Als ein buchner Pokal stand vor dem heiligen Schmaus.
Nicht war Burg, nicht Graben und Wall; und zu ruhigem Schlummer
Legte sich unter den buntwolligen Schafen der Hirt.
Hätt' ich doch damahl gelebt! Nicht traurige Waffen des Pöbels
Kennt' ich, noch klopfte das Herz vor der Trompete Getön.
Nun ist Krieg mir ein Zwang; und vielleicht schon blinket ein feindlich
Todesgeschoß, das bald mir in die Seite sich taucht.
Aber beschirmt ihr Laren des Herds! Ihr nährtet mich weiland;
Euch vor den Füßen herum hüpft' ich, ein spielendes Kind.
Seht euch nicht mit Verdruß aus bejahrtem Stamme gebildet;
So herbergte vorlängst euch in dem Hause der Ahn.
Damahls hielt man besser die Treu, als ärmliches Schmuckes
Stand ein hölzerner Gott unter dem niedrigen Dach.
Diesen versöhnete schon ein Erstlingsopfer der Traube,
Oder ein Ährengeflechte, kränzend sein heiliges Haar.
Mancher bracht' auch Fladen, er selbst ein Gelübde bezahlend;
Und sein Töchterchen trug reinlichen Honig ihm nach.
Aber entfernt uns, Laren, entfernt die Geschoße des Erzes:
Und von des Kofens Gewühl blut' euch ein Ferkel zum Dank;
Reines Gewands ihm folg' ich, und trag' euch myrthenumkränzte
Körbe daher, mein Haupt selber mit Myrthen umkränzt.
Also gefall' ich euch gern! Ein anderer, tapfer in Waffen,
Strecke, begünstigt von Mars, feindliche Führer in Staub:
Daß er mir beym Trunke verkündige, was er im Feldzug
Alles gethan, auf den Tisch zeichnend das Lager mit Most.
Was doch für Wuth durch Kriege den dunkelen Tod zu berufen!
Selbst schon drängt er, und hebt leise den nahenden Tritt.
Kein Saatfeld ist drunten, noch Rebengefild', es erschreckt nur
Cerberus, und dein Droh'n, Lenker des stygischen Kahns.
Dort mit zerfallenen Wangen entstellt und versengetem Haupthaar
Längs dem düsteren Pfuhl irret das bleiche Gewühl.
O wie gepriesen der Mann, den im Anwuchs fröhlicher Kinder
Unter des Hüttchens Dach lässiges Alter beschleicht!
Selber führt er die Schaf', und der Sohn zur Weide die Lämmer,
Und dem Ermüdeten wärmt Wasser zum Bade die Frau.
Werde mir solches vergönnt und schimmere grau mir die Scheitel;
Mög' ich veralteter Zeit Thaten erzählen, ein Greis!
Friede bestell' indessen die Flur! Du, Göttinn des Friedens,
Glänzende, führtest zuerst furchende Farren in's Joch.
Fried' ernährte die Reb', und spündete Säfte der Kelter,
Daß dem Sohne den Wein göss' das Vatergeschirr.
Blank ist Karst im Frieden und Schar; doch des grausamen Kriegers
Jammergeräth umzieht dumpfig im Finstern der Rost.
Aber der Ackerer fährt aus dem Hain, nicht sonderlich nüchtern,
Selbst im Karren das Weib und die Familie heim.
Dann sind Kämpfe der Venus entbrannt: um zerrütteten Haarschmuck
Klagt ein Mägdelein wohl, und um der Ständchen Tumult;
Weint, und klagt an der Wange den Stoß; auch selber der Sieger
Weint, daß in rasender Wuth also geschaltet die Hand.
Amor der Schalk indessen gewährt Scheltworte dem Hader;
Sorglos sitzet er da zwischen dem eifernden Paar.
Stein ist jener und Eisen fürwahr, der dem trautesten Mägdlein
Wehe gethan! der riß Götter vom Himmel herab!
Schon genug, um die Glieder das zarte Gewand zu zerstören;
Schon genug, vom Geflecht ihr zu entbinden das Haar.
Schon sey, Thränen zu wecken, genug! Glückselig der Jüngling,
Dem, wenn er eifert und schilt, ruhig das Mägdelein weint!
Doch weß Hand Grausames verübt, Schanzpfahl' und den Erzschild
Trag' er, und bleibe der Lust sanfter Entzückungen fern!
Komm denn, friedsame Göttinn, o komm, in den Händen die Ähre;
Und vielfarbiges Obst regne dein blendender Schooß!

J. H. Voß.

Die Nemesis.

Eine wahre Anecdote.

Der fürchterlichste aller Kriege ist der Bürgerkrieg. In unsern Zeiten haben Frankreichs Staatsumwälzung und Spaniens Dynastienwechsel ein großes Archiv von Gräuelscenen zum Beleg dieser traurigen Wahrheit geliefert. Diese welterschütternden Begebenheiten haben uns die Unruhen in Irland, welche zu Ende des verflossenen Jahrhunderts dieses Land in Trauer hüllten, fast vergessen gemacht, obgleich die Hyder des Bürgerzwistes dort nicht weniger grausam wüthete. Folgende Erzählung, welche mir eine Irländische Dame mitgetheilt, mag zum neuen Beweis dienen, daß, wenn von Grausamkeiten die Rede ist, die Nationen selten das Recht haben, sich einander Vorwürfe zu machen.

Diese Dame sah sich während der damahligen Unruhen genöthiget, Dublin zu verlassen. Sie begab sich auf eins ihrer Landgüter, die sie jenseits des Canals St. Georg, in Cournailles, besaß.

Eines Tages, als sie am frühen Morgen vor ihrer Wohnung, unter schattenreichen Bäumen, in der friedlichen Stille, welche sie umgab, über die kurz vorher entwichenen Unruhen nachdachte, erschien plötzlich ein junger Mann in zerrissener Kleidung, der ihr Mitleiden anflehete. Er war verwundet. Erschöpfung, Schmerz und Noth, sagte er, würden ihn dem Tod, dem er entronnen zu seyn wähnte, dennoch in die Arme führen, wenn sie nicht Mitleiden mit ihm hätte.

Die gute Frau nahm sich seiner an, obgleich sein abschreckendes Äußere ihr eben kein Zutrauen einflößte. Sie ließ ihm in einer Scheuer ein Bett bereiten, ihm Nahrung reichen, und ihn sorgfältig pflegen. Der Unglückliche erhohlte sich ein wenig — und bald erkannte die Wohlthäterinn, daß er der Theilnahme nicht so unwürdig sey, als sie anfänglich geglaubt habe. Denn mit der Linderung durch die wohlthuende Pflege, verlor sich der wilde Blick, in welchem sich das Unglück oft offenbart, und wodurch es gewöhnlich verkannt wird. Er faßte Zutrauen zu seiner Wohlthäterinn, und gestand ihr, daß er die Englische Armee verlassen habe, und in

vergangener Nacht über den Canal St. Georg geflüchtet sey. Auf die Frage nach der Ursache seiner Flucht, antwortete er schluchzend: „Lieber ließ ich mich gefangen nehmen, todtschießen, niedermetzeln, als zur Armee zurück zu kehren. Dieser Krieg ist Schauder erregend; das Letzte, was mir begegnet ist" . . . Er konnte nicht fortfahren, er bedeckte sein Angesicht mit beyden Händen, ein Thränenstrom benetzte sein Lager.

Der Ausdruck in Stimme und Gebehrde des Unglücklichen rührte tief seine empfindungsvolle und theilnehmende Zuhörerinn. Sie bath ihn, sich zu beruhigen, versprach ihm Pflege, Hülfe und Verschwiegenheit; ihre Güte erwiederte er durch das Beste, wodurch Güte belohnt werden kann — durch Vertrauen, indem er ihr folgende schreckliche Begebenheit erzählte.

„Ich habe in der Englischen Miliz gedient, und ward vor etwa drey Monathen mit dem Bataillon, bey welchem ich stand, nach Irland geschickt, um die Unruhen dämpfen zu helfen. Weder ich noch meine Kriegsgefährten glaubten, daß es zum Blutvergießen kommen würde; allein bald nach unserer Ankunft in Dublin war unser ununterbrochenes Geschäft, die Bewohner dieser blühenden Stadt einkerkern zu helfen, — oder zum Gerichtplatz zu begleiten. Übrigens wurden wir schlecht genug genährt, und auf mannigfaltige Weise gemißhandelt. Wir litten alle, ich aber vorzüglich, durch die Entfernung von meiner armen Mutter . . . ."

„Man erfuhr, daß in der Gegend von Waterford ein großer Hause Rebellen sich gesammelt hatte; unser Bataillon ward dahin beordert. Je näher wir dieser Gegend kamen, je vorsichtiger mußten wir seyn. Wer sich nur ein wenig aus den Reihen entfernte, fiel durch die überall, in jeder Hütte, in jedem Strauch versteckten Aufwiegler. Wir vergalten Gleiches mit Gleichem; jeder Bauer, der uns begegnete, ward niedergehauen."

„Eines Tages — ach! er wird der beweinenswertheste meines Lebens bleiben — begegneten wie einem Knaben von etwa 11 Jahren, der einen Korb mit einigen Speisen trug, welche er, wie wir vermutheten, etwa seinem Bruder, oder auch seinem Vater unter den Rebellen, bringen wollte. Unsere Officiere rissen ihm den Korb aus der Hand, warfen die Speisen zur Erde, und fragten mit drohender Stimme, nach welcher Seite sich die bewaffneten Landleute hingezogen. Das Kind antwortete nicht — war nicht zum Antworten zu bewegen. Ach! es wußte, daß sich unter denen, die wir aufsuchten, ihm theuere Wesen befanden. Ich kann und mag es Ihnen nicht beschreiben, welche scheußliche Mißhandlungen man sich gegen dieses arme Kind erlaubte. Es starb auf der Stelle."

„Bald stießen wir auf das Hauptcorps der Aufwiegler. Das Gefecht begann. Wir siegten; ein großer Theil der Feinde ward getödtet, die übrigen in die Flucht geschlagen. Der ganze Hause bestand fast nur aus Bauern, von jedem Alter, mit Gewehre und Säbel, aber auch mit Keulen, Picken, Sicheln, Mistgabeln und Dreschflegeln bewaffnet. Die Anführer waren Ärzte, Priester und Advocaten. Unsere Soldaten gaben kein Quartier; was in ihre Hände fiel, ward niedergehauen und ausgeplündert. Ich nahm einem derselben, der einem Pächter ähnlich sah, und mit dem ich lange herumzubalgen hatte, ehe ich ihn mit der Flintenkolbe zu Boden schlagen konnte, eine silberne Uhr ab." — Das ist entsetzlich! Wie habt ihr so grausam seyn können? fiel die Dame ein. — „Kriegsweise, meine gute Wohlthäterinn!" antwortete er. „Ach! ich bin schrecklich dafür bestraft worden . . . ."

„Die Rebellen waren nur aus einander gesprengt; gegen Abend überfielen sie uns plötzlich, und eine der grausamsten Mordscenen begann. Ich erhielt diese Wunden, ein Säbelhieb warf mich zu Boden, ich sank auf einen Krauthaufen, den unsere Reiter für ihre Pferde niedergehauen hatten. Dießmahl trugen die Rebellen den Sieg davon, was mir das Leben rettete. Denn sie verfolgten die unserigen über dreyßig Meilen weit, ließen also die Verwundeten auf dem Schlachtfelde liegen, ohne ihnen das Garaus zu machen."

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

England. Eine seltsame Naturerscheinung ward vor einiger Zeit im Hause eines gewissen Hrn. Rhodes in Thornes-Lane bey Wakefield von mehreren glaubwürdigen Personen gesehen. — Eine Henne mußte Enteneyer ausbrüten. Mehrere junge Enten kamen durch das Brüten zum Vorschein. Indem man eines der Eyer genauer untersuchte, fand man am Ende der Schale ein kleines Loch, und sah mit Verwunderung im Ey statt des Küchleins eine — Kröte. Man brach die Schale auf. Die Kröte, im engen Raum zusammen gezwängt, war todt. Außer dem kleinen Loch, wie es gewöhnlich an Eyern gesehen wird, deren Brut zum Auskriechen reif ist, sah niemand äußerlich an der Schale eine Verletzung, so daß man daraus hätte schließen müssen, die Kröte sey durch die geringe Öffnung hinein gekrochen.

Diese sonderbare Erscheinung erinnerte die Naturforscher, welche die Kröte noch mit einem Reste der Eyerschale sahen, an eine frühere Nachricht, die sie einst im Northampton Mercury gelesen, nähmlich daß verschiedene Personen eines Dorfes bey Grantham durch das Essen von Eyern vergiftet worden sind, die durch Enten gelegt waren, welche sich gewöhnlich gern in einem krötenreichen Teiche aufgehalten hatten.



Der Sammler

Donnerstag, den 128. 26. October 1809.

Aus Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Zweytes Kapitel.

Sanct Joseph der Zweyte.

Schon hatte der Wanderer, seinem Bothen auf dem Fuße folgend, manchen steilen Fels hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie ein sanfteres Mittelgebirg, und eilten durch manchen wohlbestandnen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund, immer vorwärts, bis sie sich endlich an einem Abhange befanden, und in ein sorgfältig bebautes, von Hügeln rings umschlossenes Thal hinab schauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich. Dieß ist Sanct Joseph, sagte der Bothe: immer Schade für die schöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüsch und Bäume noch so wohl erhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre im Schutte liegt.

Die Klostergebäude hingegen, versetzte Wilhelm, sehe ich, sind noch wohl erhalten. Ja, sagte der andere, es wohnt ein Schaffner daselbst, der die Wirthschaft besorgt, die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hierher zu zahlen hat.

Unter diesen Worten waren sie durch ein offenes Thor in einen geräumigen Hof gelangt, der von ernsthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, sich als Aufenthalt einer ruhigen Stammburg ankündigte. Unter den Kindern, die im Hofe spielten, erblickte er seinen Felix; die andern waren die beyden Engel von gestern. Das Kleeblatt kam auf ihn zugelaufen, begrüßten ihn, und versicherten, daß der Vater bald zurück kommen würde. Er solle einstweilen in den Saal gehen, sagten sie, und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den sie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Thür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite stand ein Tisch, ein Sessel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeschnitztes Gerüst mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläsern. Es fehlte nicht an einigen Truhen und Kisten, und so ordentlich alles war, so fand man doch das Einladende des häuslichen täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten erregte, waren farbige, auf der Wand gemahlte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie ein Gerüst um drey Theile der Kapelle herumreichten, und bis auf ein Getäfel herab gingen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemählde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen beyden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend

umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er mißmuthig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und sinnt darauf, seine Gattinn zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem, und bethet es an. Bald darauf folgt ein wundersam schönes Bild. Man sieht mancherley Holz gezimmert, eben soll es zusammen gesetzt werden, und zufälliger Weise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegevater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Ägypten. Sie erregte bey dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, als er die Wiederhohlung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, als der Wirth herein trat, den er sogleich als den Führer der gestrigen heiligen Caravane wieder erkannte. Sie begrüßten sich auf's herzlichste. Es folgten mancherley Gespräche; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemählde gerichtet. Der Wirth merkte das Interesse seines Gastes, und fing lächelnd an: Gewiß, Ihr bewundert die Übereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennen lerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuthen sollte: denn eigentlich hat das Gebäude die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervor bringen.

O ja! versetzte Wilhelm: Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so mächtig wirkte, und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog, und dafür mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen erwiese. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit Eurer Geschichte bekannt, daß ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerey und Anmaßung die Vergangenheit sich wieder in Euch darstellt, und das, was vorüber ist, in Euch wieder hervor tritt.

Eben als Wilhelm freundliche Antwort von den Lippen seines Wirthes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den Nahmen Joseph. Der Wirth hörte darauf und ging nach der Thüre. Also heißt er auch Joseph, sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug, und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thüre, und sah die Mutter Gottes von gestern mit dem Manne sprechen. Sie trennten sich endlich: die Frau ging nach der gegenüber stehenden Wohnung. Marie! rief er ihr nach: nur noch ein Wort. Also heißt sie auch Marie, dachte Wilhelm: es fehlt nicht viel, so fühle ich mich achtzehn hundert Jahre zurück versetzt. Er dachte sich das wundersam eingeschlossene Thal, in dem er sich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wundersam alterthümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirth und die Kinder herein traten. Die letztern forderten Wilhelm zu einem Spatziergange auf, indeß der Wirth noch einigen Geschäften vorstehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des säulenreichen Kirchengebäudes, dessen hohe Giebel und Gewölbe sich in Wind und Wetter zu befestigen schienen, indessen sich starke Bäume von Alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten, und in Gesellschaft von mancherley Gras, Blumen und Moos, kühn in der Luft hängende Gärten vorstellten. Sanfte Wiesenpfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer nun das Gebäude nebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm seine Bewohner immer merkwürdiger geworden und durch ihre Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebhafte Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück, und fand in dem frommen Saal einen Tisch gedeckt. Oben an stand ein Lehnsessel, in den sich die Hausfrau setzte. Sie hatte neben sich einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag. Der Vater setzte sich ihr zur linken Hand, und Wilhelm zur rechten. Die drey Kinder besetzten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohl zugerichtetes Essen. Speise- und Trinkgeschirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Wirthinn nicht genugsam beobachten konnte.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft; der Wirth führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Aussicht das Thal hinab vollkommen vor sich hatte, und die Gebirge des untern Landes mit ihren flachen und waldigen Rücken hinter einander geschoben sah. Es ist billig, sagte der Wirth, daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr, als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen,

wenn es auch auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der heiligen Familie gewidmet, und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht. Sie ist schon mehrere Jahrhunderte zerstört. Die Kapelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat sich erhalten, so auch der brauchbare Theil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumer Zeit ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

Der heilige Joseph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben lange aufgehört hatte, war gegen unsere Familie so wohlthätig gewesen, daß man sich nicht verwundern darf, wenn man sich besonders gut gegen ihn gesinnt fühlte, und daher kam es, daß man mich in der Taufe Joseph nannte, und dadurch auf eine eigene Weise gewissermaßen meine Lebensweise bestimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahmen besorgte, so schloß ich mich eben so gern, ja noch lieber an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete, und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie schickte mich bald da, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von frommem Gewerbe.

Überhaupt hat das Gebirgsleben etwas menschlicheres als das Leben auf dem flachen Lande. Die Bewohner sind einander näher, und, wenn man will, auch ferner, die Bedürfnisse geringer aber dringender. Der Mensch ist mehr auf sich gestellt, seinen Händen, seinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bothe, der Lastträger, alle vereinigen sich in einer Person, und so steht auch jeder an dem andern, begegnet dem andern, und lebt mit ihm in einem gemeinsamen Treiben.

Da ich noch jung war, und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versehen, und vor mir her die steilen Fußpfade hinauf und hinab zu treiben. Der Esel ist im Gebirge kein so verächtliches Thier als im flachen Lande, wo sich der Knecht, der mit Pferden pflügt, für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich ging um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Thiere her, als ich in der Kapelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Kapelle damahls nicht in dem Zustande, in welchem Sie sie gegenwärtig finden. Sie ward als ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Geräthschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war über einander geschoben. Glücklicherweise, daß die Gemählde so hoch stehen, und die Täfelung etwas aushält. Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über alle dem Gehölz hin und her zu klettern, und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe sey, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Ältern gemäß, welche wünschten, daß künftig diese gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar wurde ein solches erfordert, das zugleich hier oben in der Wirthschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher, und schaffte alles, was von dieser Arbeit nöthig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau von Jugend auf neben meinem Heiligen gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so mehr, als bey mancherley Baulichkeiten der Zimmermann oft bey uns in Anspruch genommen ward, ja, bey einigem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Aussichten bestärkte, war jenes Gemählde, das leider nunmehr fast ganz verloschen ist. Wenn Sie es wissen, so werden Sie sich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor stelle. Dem heiligen Joseph war nichts geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwey gegebenen Säulen soll der Prachtstuhl aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe, und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtstuhl herbeyschafft: er findet sich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spassen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt, ihn überall hin zu begleiten, ihm in kindlich

demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Noth, und ist gleich mit Rath und That zur Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks, und beyde fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wäre er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe, und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters, und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freylich dem Mahler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that, welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete, und mehrere Gesellen und Lehrbursche beschäftigen konnte. Ich blieb also in der Nähe meiner Ältern, und setzte gewissermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feyerstunden und Feyertage zu den wohlthätigen Bothschaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete.

Der Fuchs und der Bär.

Ein Fuchs verirrte sich in eines Bären Höhle.
Verwegner Dieb! Was thust du hier?
Rief der Patron ergrimmt, und nahm ihn bey der
Kehle.
Ey, Herr, entgegnet er, ich bin der Hof-Courier,
Gesandt, dir den Besuch des Löwen anzusagen.
Doch, halte mich nicht länger auf,
Ich muß mit unverweiltem Lauf
Zum Wolf die gleiche Kunde tragen.
Der Schalk entwischt und flieht; indeß der Bär
Für seinen hohen Gast ein Compliment studieret.
Ein großer Nahme thut oft mehr
Als selbst der Große, der ihn führet.

Pfeffel.

Notitzen.

Wien, den 22. Oct. Gestern wurde im k. k. privil. Theater an der Wien, zum Vortheile der Mad. *Petrillo*, geb. *Eigensatz*, Mozart's vortreffliche Oper: *Die Hochzeit des Figaro*, aufgeführt. — Die Wahl dieses Stückes macht der Mad. *Petrillo* viele Ehre. Mlle. *Milder* hatte die Rolle der *Gräfinn*; in ihrem Spiele vereinigte sich Würde und Anstand mit dem feinsten Gefühle. Ihr Gesang war — wie immer — unübertrefflich! Sie zeigte, *wie* Mozartische Musik vorgetragen werden muß. Die Composition dieses unsterblichen Meisters setzt den größten Theil ihrer Schönheit in eine sanft verschmolzene Melodie, deren einzelne Sätze so schön, so unmerklich mit einander verbunden sind, daß sie, gleichsam *nothwendig*, einer aus dem andern fließen; dann in eine Begleitung, die entweder eine, ja zuweilen mehrere, mit der Haupt-Melodie der Singstimme innig verschlungene Neben-Melodien der Instrumente, oder eine fortgesetzte, mit dem reitzendsten Geschmack unter die Instrumente wechselweise vertheilte Imitation des Vocal-Gesanges enthält. Wenn nun der schöne Fluß der Melodie bald durch *Dehnen*, bald durch *Verschlucken* einiger Töne unterbrochen, oder der Gesang durch *nicht von dem Tonsetzer gedachte, dem Character der Composition fremde* Verzierungen so entstellt wird, daß die von dem Compositor ihm gegebene Begleitung die bezweckte Wirkung nicht mehr machen *kann*, und die in das Orchester gelegte Imitation *aufhört*, Imitation zu seyn, weil der Hauptgesang durch die angebrachten Zierathen *völlig verändert* wurde, kann man dann sagen: daß der Sänger oder die Sängerinn die Musik im Geiste des Verfassers vorgetragen habe? —

Mlle. *Buchwieser* spielte die *Susanne* mit verdientem Beyfall, und Mad. *Petrillo* legte in die Rolle des *Cherubin* all die ihr so eigene Feinheit des Spieles; was jedoch den Gesang betrifft, hat sie ihre Vorgängerinnen in diesem Part, Mlle. *Villeneuve* und Mlle. *Saal*, nicht erreicht. — Hr. *Weinmüller* ließ in der Rolle des *Figaro* nichts zu wünschen übrig; dieselbe wurde nie besser gespielt, und nie so trefflich gesungen. Die Übrigen thaten ihr Möglichstes, so, daß das Ganze die volle Zufriedenheit des Publikums allerdings verdient. Nur können wir nicht errathen, warum man uns zwey der schönsten Musikstücke vorenthalten hat; nähmlich das Duett im ersten Acte Nro. 2, von Susanne und Figaro, dann im letzten Acte Susannens herrliches Rondo. Das Orchester, besonders die Blase-Instrumente, haben sich das gerechteste Lob erworben.

Übrigens bewies der außerordentlich volle Schauspielsaal, und der enthusiastische Beyfall, den dieses Singspiel erhielt, daß wir den Geschmack des Publikums, und das Interesse der Theater-Direction nicht verkannt haben, als wir vor einiger Zeit in diesen Blättern den Wunsch äußerten: diese Oper auf dem Hof-Theater von den Italiänischen Sängern aufgeführt zu sehen. Auch wenn man sie dort in *Deutscher* Sprache hätte geben wollen, würde man dadurch noch den Vortheil erhalten haben, daß die Hauptrollen beyläufig eben so, wie im Theater an der Wien, die Nebenrollen aber weit besser hätten besetzt werden können, und unter ersteren die — in Hinsicht des Gesanges so wichtige — Rolle des *Cherubin* durch Mlle. *Laucher* d. ä., jene des Grafen aber durch Hrn. *Vogel* beträchtlich würden gewonnen haben. M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den —— 129. —— 28. October 1809.

Die Nemesis.

(Beschluß.)

„Ohne Bewußtseyn in meinem Blute schwimmend, verbrachte ich die Nacht; die ersten Sonnenstrahlen riefen mich in's Leben zurück. Mit großer Anstrengung suchte ich mich zu erheben, und mich einigen Hütten zu nähern, die ich in der Ferne wahrnahm. Da alle Männer im Lande die Waffen ergriffen hatten, so hoffte ich, trotz meiner Uniform, das Leben davon zu tragen; allein kaum war ich der ersten Hütte so nahe, daß ich an einem Fenster derselben eine Frau sitzend erkennen konnte, so sah ich auch, wie sie eine Flinte auf mich richtete. Ich schrak zurück, bald flog die Kugel mir am Kopf vorbey. Ich warf mich in einen Graben, kroch in demselben auf allen Vieren weiter, entkleidete mich mit unsäglichen Schmerzen, kehrte die inwendige Seite meiner Uniform nach außen, und schleppte mich weiter. Im heftigsten Fieber und nach einem Trunke lechzend, suchte ich einen Bach oder eine Quelle; ich fand nicht einen Wassertropfen. Endlich sah ich ein einzelnes Haus in der Ferne. Verzweiflung gab mir den Muth, mich demselben zu nähern, und an der Thüre niedersinkend, rief ich mit bittender Stimme: Habt Mitleiden mit einem armen unglücklichen verwundeten Engländer!"

„Es erschien eine Frau, der bald ein großes Mädchen und zwey kleine Kinder mit ängstlichen Blicken folgten. Sie waren mit dem Ausgange der gestrigen Schlacht nicht bekannt, die bis in später Nacht gedauert hatte; daher ihre Ängstlichkeit. Ach, ihr guten Leute! sagte ich ihnen: Ihr würdet nicht so ruhig hier seyn, hätten die Engländer gesiegt; allein sie sind entfernt, sie werden verfolgt, vielleicht bis unter die Thore von Dublin."

„Bey diesen Worten hoben Mutter und Kinder die Hände gen Himmel, und dankten Gott einstimmig. — Mißhandelt mich nicht, fuhr ich fort; ich versichere euch, daß ich nie geglaubt, noch je es gewollt habe, als Feind euer Land zu betreten. Unsere Miliz-Bataillone waren nur zur Küstenvertheidigung errichtet, aber unsere Befehlshaber haben uns, Trotz unseres Widerstrebens, gezwungen, gegen die wackern Bewohner dieses Landes in's Feld zu ziehen."

„Beruhigt euch, antwortete die gute Frau; bey uns soll euch kein Leid widerfahren. Ihr seyd unglücklich; ach! wer weiß, ob mein armer Mann, der sich in der Armee befindet, in diesem Augenblicke nicht eben so unglücklich und der Theilnahme bedürftig ist. Möchten in solcher Lage, Gott und gute Menschen es ihm vergelten, was wir gerne für euch thun wollen. Geschwind, Kätte! bring Wasser und Leinwand. Die Tochter, von demselben Eifer zum Wohlthun beseelt, brachte bald, was der erste Verband erforderte. Sie hatten alles in Bereitschaft, um den Ihrigen Hülfe leisten zu können, auf deren Rückkunft sie während der ganzen Nacht gewartet hatten."

„Seyd unbesorgt über das Schicksal eures Mannes, sagte ich der guten Frau; er wird heute freylich nicht zurückkehren, denn man wird die Unsrigen wahrscheinlich weit verfolgen. Wir wurden überfallen, keiner von uns hatte Gegenwart des Geistes genug, um an Gegenwehr zu denken; ich glaube nicht, daß von eurer Seite auch nur ein Mann gefallen ist. — Ein Strahl der Freude und der Hoffnung glänzte in den Augen der guten Familienmutter; die Kinder ließen die Freude laut werden, das kleinste derselben, ein Knabe von 6 Jahren, sprang und jauchzte: der liebe Vater kommt bald wieder!"

„Das ist all unsere Hoffnung, erwiederte die Mutter; er, der geliebte Mann, ist die einzige Stütze von allem, was ihr hier findet, von seinem alten Vater, der krank darnieder liegt, wie von diesen Kindern und von einem halbjährigen Mädchen, das noch schläft. Ich habe noch einen Knaben, der noch nicht 11 Jahre alt ist, der sich aber jetzt schon dem Vater sehr nützlich macht, und der auch vorzüglich die Hoffnung unseres Alters ist. Es ist ein gar zu gescheuter Junge. — Wo ist denn der? fragte ich; pflegt er vielleicht den kranken Großvater? — Ach nein, antwortete seufzend die gute Frau; vor zwey Tagen ging er in's Lager, um dem Vater einige Nahrung zuzubringen; während der Zeit erschien die Englische Armee, und wahrscheinlich hat man es nicht wagen wollen, ihn nach Hause gehen zu lassen."

„Ein kalter Schauer durchdrang mir die Seele. Es fiel mir ein, daß dieß vielleicht der unglückliche Knabe seyn könne, der vor meinen Augen gemordet wurde. Ich unterdrückte die Muthmaßung; aber denken Sie sich meinen Schmerz, als durch mehrere kleine Umstände es immer wahrscheinlicher, und endlich mir gar zur Gewißheit ward, daß ich mich nicht geirrt hatte."

„Die guten Leute bemerkten meinen Schreck und die innern Gemüthsbewegungen nicht. Sie reichten mir eine Suppe, welche für den Familienvater in Bereitschaft stand; sie nöthigten mich zur Ruhe; beym Erwachen reichten sie mir hungerstillende Speise, so gut bereitet, als sie es vermochten, und sie waren voller Freude, noch ein wenig Wachholderbranntwein gefunden zu haben, der mich, wie sie sagten, ermuntern würde."

„Endlich, nach drey Tagen, befand ich mich im Stande, diese Wohnung des Friedens und der Tugend zu verlassen. Meine Wunden waren nicht gefährlich, und die gute Pflege hatte meine Kräfte so weit erneuert, daß ich den armen Leuten nicht länger lästig werden mochte. Ich hatte den Vorsatz gefaßt, nach England zurück zu kehren, wenn es mir nur irgend möglich seyn würde; der Krieg war mir zum Abscheu geworden. Die Unruhe, in welche mich meine Kleidung setzte, indem kein Englischer Soldat sich ohne Lebensgefahr im Lande sehen lassen konnte, ward durch die Sorgfalt der guten Mutter und der Tochter von mir genommen. Sie trennten die Aufschläge von meinem Rocke, sie wuschen die Blutflecken aus demselben, und ließen nichts daran, was mich als Soldat hätte kenntlich machen können."

„Guter Gott! sagten sie während dieser Beschäftigung, der Vater bleibt lange aus. Seit dem Anfange der Unruhen ist er nie so lange entfernt geblieben; immer suchte und fand er Mittel, wenn auch nur auf einige Augenblicke, zurück zu kehren; vorzüglich ließ er sich's angelegen seyn, nach jedesmahligem Treffen sich zu zeigen. Gott! wenn ihm nur kein Unglück überkommen ist! — Ich suchte sie durch meine Berechnung zu trösten, und ihnen zu beweisen, daß die Nothwendigkeit, den Sieg zu verfolgen, und alle mögliche Vortheile aus demselben zu ziehen, die Entfernung der Irländischen Armee hätte herbey führen müssen."

„Als mein Kleid fertig war, nahm ich Abschied von dieser guten Familie, der ich die Rettung meines Lebens zu danken hatte. Meine Wohlthäterinn schien sehr gerührt, als ich mich auf den Weg machen wollte. Um desto sicherer durchzukommen, und unglücklichen Zufällen auszuweichen, machte sie mich mit der Lage der Dörfer in dieser Gegend bekannt, und gab mir genaue Kunde von den Schleichwegen, die zu dem Meerufer führten. Ich hoffe, sagte sie, daß ihr dort schon irgend einen Fischer oder Schleichhändler finden werdet, mit dem ihr die Überfahrt machen könnet, um zu eurer Mutter zu gelangen."

„Ich war bis zu Thränen gerührt; ich hätte für so viele Güte gerne meine Dankbarkeit bezeigen mögen, und hatte keine Mittel dazu. Nein! sagte ich endlich, ich kann mich von euch nicht trennen, ohne euch wenigstens ein Andenken von mir zurück zu lassen, bey welchem ihr euch eurer menschenliebenden Wohlthat, der Rettung meines Lebens erinnern möget. — Ich hatte meinen Tornister bereits aufgeschnallt; ich nahm ihn von der Schulter, und sagte, während ich ihn öffnete: Es wäre auch gewissenlos gehandelt, wenn ich nur das mindeste als Beute mitnehmen möchte. Das Kriegsrecht gibt mir's zwar als Eigenthum; desto besser! So kann ich mit dem, was ich einem Unglücklichen abnahm, den ich leider! während des ersten Treffens tödtete, die Schuld der Dankbarkeit, wenn auch nicht ganz, doch mit etwas

lösen. Ich nahm die Uhr aus meinem Tornister, und gab sie ihr hin."

„Großer Gott! schrie die gute Frau, meines Mannes Uhr! Du hast meinen Mann getödtet! — und sie sank ohne Bewußtseyn zu Boden. Das Angst- und Klaggeschrey der Kinder weckte sie in's Leben zurück. Ich stand wie angedonnert. Endlich, von Wuth gegen mich selbst ergriffen, lief ich wie wahnsinnig im Hause umher, mit der geballten Faust mir die Stirne schlagend, stürzte mich gegen die Wand. — Ungeheuer! schrie die Trostlose mir entgegen: Ungeheuer! gib mir meinen Mann zurück, gib diesen Kindern ihren Vater wieder! — Ich stammelte einige Entschuldigungen; allein wie ist so etwas, und in solcher Lage, zu entschuldigen? — O meine armen, armen Kinder! ihr habt alles verloren, ihr habt nichts mehr zu erwarten als den Hungertod! rief die unglückliche Mutter aus."

„Nein, schrie ich, ihr müßt wenigstens mein Blut nicht gestillt haben, während das eurige durch mich geflossen ist — und somit wollte ich den Verband von meinen Wunden reissen. Die Frau stürzte auf mich zu: Was beginnst du? redete sie mich mit gefaßtem und festem Tone an: Was beginnst du? Kann ich in deinen Wunden meinen Mann wieder finden? Nein, du sollst leben! — Dein Leben ist der beste Zeuge für uns bey dem großen Richter dort oben; — aber dein Anblick ist mir schrecklich — verlaß schnell diese Hütte."

„Ich stürzte hinaus, gewiß beklagenswerther, als ich hinein getreten war. Der sorgfältigen Zurechtweisung der unglücklichen Mutter habe ich es nun noch zu danken, daß ich das Ufer des Meeres und Ihre Wohnung ohne Zufall erreichte."

Er schwieg. Die Trauer und der Schmerz, von denen der Unglückliche ergriffen war, vereitelten die Hülfe des herbey gerufenen Arztes und die sorgfältige Theilnahme der guten Dame, welche gastfreundlich und liebevoll sich seiner annahm, um ihn, nach der Wiederherstellung, seiner Mutter, von der er oft mit Rührung sprach, zuzuführen. Er starb am dritten Tage.

M.

Halkam und Bechie.

Eine Maurische Anecdote.

Was willst du, Weib? was weinest du?
Hat jemand dich beleidigt,
So sprich! der Unschuld heilig Recht
Hat Bechir, des Kaliphen Knecht,
Mit Freuden stets vertheidigt.

So sprach der Kadi. Schluchzend rief
Das Weib: O weh mir Armen!
Herr, wenn du nicht gerechter bist
Als der Kaliph, mein Feind, so ist
Für Zulme kein Erbarmen.

Du kennst Cordova's Herrscher nicht,
Und lästerst ihn, Verwegne!
Du kommst von einem fremden Strand,
Wo lebt in Halkams weitem Land
Ein Mensch, der ihn nicht segne?

Cordova sieht die Thränen nicht,
Die Zera's Flur benetzten.
Mein Gut, das an den Schloßhain stieß,
Entriß mir der Kaliph und ließ
Darauf ein Lusthaus setzen.

Man both mir Gold, ich schlug es aus.
Gold! für der Ältern Wiege
Und Gräber! Gib mir, wär es Trutz,
Den Tod; wo nicht, so sey mein Schutz,
Und hilf dem Recht zum Siege.

Komm morgen wieder, gutes Weib!
Ruft Bechir, und beschreitet
Mit einem Sack, in voller Hast,
Sein Maulthier, das er ohne Rast
Nach Halkams Lusthaus leitet.

Hier gab er seinem Hof ein Fest
Des neuen Baues wegen.
Willkommen, Freund! was bringest du?
Rief er dem treuen Diener zu,
Und ging ihm froh entgegen.

Ein kühner Wunsch durchglüht mein Herz.
Du kennst des Alters Grillen:
Herr von der heiligen Erde hier,
Auf der du stehst, vergönne mir
Den leeren Sack zu füllen.

Der Herrscher willigt lächelnd ein.
Das Werk war kaum geschehen,
So fiel der Greis auf's Angesicht:
Darf ich dir zweyte Gnade nicht,
Mein Fürst, von dir erflehen?

Ey rede Freund! Es sey gewagt,
Und ging es um mein Leben.
Den Sack, Herr, den ich alter Mann
Nicht von der Stelle bringen kann,
Hilf auf mein Thier mir heben.

Er faselt, denkt der Fürst, und faßt,
Von Mitleid hin gezogen,
Den Sack mit rascher Mannskraft an.
Allein umsonst: im Ocean
Trotzt so der Fels den Wogen.

Drey Mahl versucht er's; drey Mahl sinkt
Er hin. Ich kann's nicht zwingen!
Ruft er zuletzt, bedeckt mit Schweiß;
Zum Helfer mußt du, guter Greis,
Dir einen Riesen dingen.

Die Scholle nur von Zulme's Gut,
Das du, Herr, ihr entrissen,
Ist schon so schwer. Wie wird dich nicht,
Vor Allah's heiligem Gericht,
Das Ganze drücken müssen!

So sprach der Greis mit hohem Ernst.
Zermalmt, mit nassem Blicke,
Umarmt der König stumm den Held,
Und gibt dem Weibe mit dem Feld
Zugleich das Schloß zurücke.

Pfeffel.

Die brennende Pfeife.

An den fruchtbaren Ufern des Ohio-Stromes in Nordamerika wohnt der Volksstamm der Schawany's, Überrest einer vor Zeiten mächtigen und furchtbaren Nation, die viele tausend tapfere Krieger in's Feld stellen konnte. Die Schawany's, sonst gewohnt zu siegen, jetzt nur ein Völkchen von etwa dreyßig Familien, leben auf einem kleinen Strich Landes, den ihnen die Großmuth derer übrig ließ, die sonst von ihnen so oft waren überwunden werden. Der Engländer Thomas Ashe, welcher im J. 1806 zu dieser Völkerschaft kam, erzählt uns nachstehende Anecdote von der Galanterie derselben.

Mag der junge Wilde sein Mädchen noch so heftig lieben, am Tage ist seine Liebe stumm; kein Blick verräth die Gefühle seiner Brust. Wäre selbst die Auserwählte nicht gleichgültig gegen ihn, sie würde ihn für immer verschmähen, wenn er das geringste Wort ausspräche; sogar alle andere Weiber würden ihn verachten. Aber die Liebe sieht, wo auch kein Wort, kein Seufzer spricht.

Des Nachts verläßt der liebende Wilde sein Lager, und geht mit angezündeter Pfeife zur Hütte des erkohrnen Mädchens. Er tritt in die Wohnung der Schönen; denn Schloß und Riegel sind dort fremd, und die Tugend bewacht sich noch selbst. Wenn nun das Mädchen ihm die brennende Tabakspfeife auslöscht, dann hat es Gegenliebe bekannt, und der Glückliche darf alles wagen. Läßt es aber die Pfeife brennen, dann hat es ihn verschmäht. Bestürzt, niedergeschlagen verläßt der Jüngling, doch ohne zu murren, mit seiner brennenden Pfeife die Hütte der Geliebten, und kehrt nie wieder zu ihr zurück, zu der Grausamen, die das Feuer seines Herzens und seiner Pfeife nicht löschen wollte.

Der Schäfer und der Matrose.

Am Ufer weidend ging die Heerde,
Der Schäfer sah hinaus in's Meer;
Da kam mit emsiger Geberde
Ein Bothsgesell des Weges her.
Der Ruf des Donners war erschollen,
Die aufgespannten Segel schwollen;
Der Bube ruft, so laut er kann,
Und endlich kommt das Both heran.

Den Schäfer jammerte des Knaben,
Er hält, und fragt ihn: sage mir,
Dein Vater — wo liegt der begraben? —
„Wohl tausend Meilen weit von hier;
Mit allen seinen Schiffsgesellen
Verschlangen ihn im Sturm die Wellen." —
Und du, fällt ihm der Schäfer ein,
Willst auch im Meer begraben seyn?

Drauf fragt der Schiffer um die Wette:
Wo fand dein Vater seinen Tod?
Zur Antwort gibt der Hirt: im Bette.
Da lacht der Bub' und springt in's Both.
„Ey!" ruft er, „bist du so verwegen,
Dich in des Vaters Sarg zu legen,
So schwimm auch ich im leichten Sinn
Auf meines Vaters Kirchhof hin.

Bürde.

Notizen.

Frankreich. — Zu den merkwürdigen, unser Zeitalter oft sehr naiv charakterisirenden, Preisfragen gelehrter Akademien und Societäten, gehört auch folgende, welche die Gesellschaft der Wissenschaften zu Montauban für das J. 1810 gethan hat: Welches ist der Charakter, an dem die wahre Philosophie erkannt werden mag? Hätte Frankreich noch einen Voltaire, er würde den wißbegierigen, gelehrten Fragern, die zwischen allen Philosophieen endlich über die wahre Philosophie total irre geworden sind, einen Candide II. zuschicken. — Hätte Wieland noch die schöne Jugendkraft aus den Tagen der Geburt Musarions, oder Kotzebue neben seinen glänzenden Anlagen noch den vollendenden, nach classischer Reinheit strebenden Sinn Wielands, von keinem würde man vielleicht die Montaubaner Preisfrage lieber beantwortet lesen.

Italien. — Die Pestalozzische Methode, oder doch ihr Nahme, will auch in Italien vordringen. Ein Hr. Giovanni Battista Scagliotti eröffnet mit dem 9. Oct. dieses Jahres zu Mailand eine Schule für Kinder von 6 bis 12 Jahren, nach Pestalozzischen Grundsätzen, wo, wie sich Hr. Scagliotti ausdrückt, der zarte Sinn und die Anschauungskraft der Kinder in sokratischer Manier auf die zweckmäßigsten Gegenstände hin geleitet werden, um in kürzester Zeitfrist richtig denken, reden und schreiben zu lernen. — Mit dieser Pestalozzischen Schule verbindet Herr Scagliotti noch eine andere Schule für Taubstumme, endlich noch eine dritte für Blindgeborne. Mütter, Erzieher und Erzieherinnen werden eingeladen, um in diesen Schulen erziehen zu lernen; studierende Jünglinge, um zu erfahren, welche Fortschritte in unsern Tagen die philosophischen Wissenschaften, besonders angewandte Psychologie, gemacht; Liebhaber fremder Sprachen, um vermittelst eines Curses in der philosophischen Sprachlehre nicht allein Italiänische, Französische und Lateinische Schriftsteller, sondern auch, wenn sie wollen, die Deutschen, Englischen und Spanischen zu verstehen. — Man sieht's, Hr. Scagliotti hat viele Anlagen zu einem pädagogischen Universal-Genie; wenigstens versteht er, so gut wie einer — seine Trommel zu rühren.



Der Sammler.

Dinstag, den —— 130. —— 31. October 1809.

Aus Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Drittes Kapitel.

Die Heimsuchung.

So vergingen einige Jahre, fuhr der Erzählende fort. Ich begriff die Vortheile des Handwerkes sehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande alles zu übernehmen, was dabey gefodert wurde. Nebenher versah ich meinen alten Dienst, den ich meiner Mutter oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leistete. Ich zog mit meinem Thier durch's Gebirg, vertheilte meine Ladung, und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte.

Mein Meister war zufrieden mit mir, und meine Ältern auch. Schon hatte ich das Vergnügen, auf meinen Wanderungen manches Haus zu sehen, das ich mit aufgeführt, das ich verzieret hatte. Denn besonders dieses letzte Einkerben der Balken, dieses Einschneiden von gewissen einfachen Formen, dieses Einbrennen gewisser Figuren, dieses Rothmahlen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus einen so lustigen Anblick gewährt, diese Künste waren mir besonders übertragen, weil ich mich am besten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes und seine Zierathen im Sinne hatte.

Unter den Hülfsbedürftigen Personen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, stunden besonders junge Frauen oben an, die sich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man mir gleich in solchen Fällen meine Bothschaften geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabey niemahls einen unmittelbaren Auftrag, sondern alles ging durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte, und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter selbst in der Kunst erfahren, die so manchen gleich beym Eintritt in das Leben zum Leben rettete, stand mit Frau Elisabeth in fortdauerndem guten Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beyden Frauen sein Daseyn zu danken hat. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine räthselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht gegen sie, und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzustellen.

Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerksthätigkeit in der Familie ziemlichen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Bötticher für den Keller gesorgt hatte, sorgte ich nun für Dach und Fach, und verbesserte manchen schadhaften Theil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses geschehen, als ich meine geliebte Kapelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie sehet; wobey ich mich bemühte, die fehlenden

oder beschädigten Theile des Täfelwerks, dem Ganzen gleich, wieder herzustellen. Auch solltet Ihr diese Flügelthür des Einganges wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zusammen gefügt hatte. Was bis zu dieser Epoche von Gemählden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten, und ich half dem Glasmeister bey einem neuen Bau mit der Bedingung, daß er die Fenster herstellte.

Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben des Heiligen meine Einbildungskraft beschäftigt, so drückte sich das alles nur viel lebhafter bey mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum ansehen, darin, besonders zur Sommerszeit verweilen, und über das, was ich sah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderstehliche Neigung in mir, diesem Heiligen nachzufolgen; und da sich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbey rufen ließen, so wollte ich wenigstens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des kostbaren Thieres schon lange begonnen hatte. Das kleine Geschöpf, dessen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich suchte mir einen viel stattlichern Träger aus, sorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeschafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quasten, mit klingenden Metallstiften untermischt, zierte den Hals des langohrigen Geschöpfes, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein, über mich zu spotten, wenn ich in diesem Aufzuge durch's Gebirg kam; denn man erlaubt ja gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Außenseite.

Indessen hatte sich der Krieg oder vielmehr die Folge desselben unserer Gegend genähert, indem verschiedene Mahl gefährliche Rotten von verlaufenem Gesindel sich versammelten, und hie und da manche Gewaltthätigkeit und manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anstalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachsamkeit wurde dem Übel zwar bald gesteuert, doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit, und ehe man sich's versah, brachen wieder neue Übelthaten hervor.

Lange war es in unserer Gegend still gewesen, und ich zog mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, als ich über eine Waldblöße hinüber kam, und an dem Rande eines Grabens eine weibliche Gestalt sitzend, oder vielmehr liegend fand. Sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu seyn; ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Lebhaftigkeit aus: Wo ist er? Habt ihr ihn gesehen? Ich fragte: wen? Sie versetzte: meinen Mann! Bey ihrem höchst jugendlichen Ansehen war mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um desto lieber fort, ihr beyzustehen, und sie meiner Theilnahme zu versichern. Ich vernahm, daß die beyden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seyen sie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe sich fechtend entfernt, sie habe ihm nicht weit folgen können, und sey an dieser Stelle liegen geblieben, sie wisse nicht wie lange. Sie bitte mich inständig, sie zu verlassen, und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Füße, und die schönste, liebenswürdigste Gestalt stand vor mir; doch ich konnte leicht bemerken, daß sie sich in einem Zustande befinde, in welchem sie die Beyhülfe meiner Mutter und der Frau Elisabeth wohl bald bedürfen möchte. Wir stritten uns eine Weile: denn ich verlangte sie erst in Sicherheit zu bringen; sie verlangte zuerst Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte sich von seiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorstellungen hätten vielleicht nichts gefruchtet, wenn nicht eben ein Commando unserer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Übelthaten rege geworden war, sich durch den Wald her bewegt hätte. Diese wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zusammentreffens bestimmt, und so für dießmahl die Sache geschlichtet. Geschwind versteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir schon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz, und hob, nicht ohne eine sonderbare Empfindung, die schöne Last auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte, und mir Gelegenheit gab, nebenher zu gehen.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläuftig beschreibe, wie wunderlich mir zu Muthe war. Was ich so lange gesucht hatte, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir, als wenn ich träumte, und dann gleich wieder, als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie ich gleichsam in der Luft schweben, und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Kapelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir

jene Bilder nur Träume gewesen zu seyn, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflösen. Ich fragte sie manches: sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständigen Betrübten ziemt. Oft bath sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie bath mich mit solcher Anmuth, mit einem solchen tiefwünschenden Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich alles thun mußte, was nur möglich war. Ja, ich erkletterte eine freystehende hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln, bey Festen und Jahrmärkten, Bänder und seidene Tücher herunter geholt. Doch kam ich dieses Mahl leider ohne Ausbeute; auch oben sah' ich und hört' ich nichts. Endlich rief sie selbst mir herab zu kommen, und winkte gar lebhaft mir mit der Hand; ja, als ich endlich beym Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losriß und herunter sprang, that sie einen Schrey, und eine süße Freundlichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, als sie mich unbeschädigt vor sich sah.

Was soll ich euch lange von den hundert Aufmerksamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über gefällig zu werden, sie zu zerstreuen suchte. Und wie könnte ich es auch! denn das ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblicke das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, so viel kostbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu setzen.

Schon hatte sie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thür jener guten Frau anlangten, und ich schon eine schmerzliche Trennung vor mir sah. Nochmahls durchlief ich ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß herab kamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu thun hätte, und küßte den niedlichsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, doch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf, und rief in die Hausthür: Frau Elisabeth, ihr werdet heimgesucht! Die Gute trat hervor, und ich sah ihr über die Schultern zum Hause hinaus, wie das schöne Wesen die Stufen herauf stieg, mit anmuthiger Trauer, und innerlichem schmerzlichen Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schloßen sich ein, und ich stand bey meinem Esel vor der Thür, wie einer, der kostbare Waaren abgeladen hat, und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher.

Viertes Kapitel.

Der Lilienstängel.

Ich zauderte noch mich zu entfernen, denn ich war unschlüßig, was ich thun sollte, als Frau Elisabeth unter die Thür trat, und mich ersuchte, meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umher zu gehen, und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. Marie läßt euch gar sehr darum ersuchen, sagte sie. Kann ich sie nicht noch ein Mahl selbst sprechen? versetzte ich. Das geht nicht an, sagte Frau Elisabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unsere Wohnung; meine Mutter war bereit, noch diesen Abend hinab zu gehen, und der jungen Fremden hilfreich zu seyn. Ich eilte nach dem Lande hinunter, und hoffte bey dem Amtmann die sichersten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch selbst in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bey ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang, und immer hatte ich die schöne Gestalt vor Augen, wie sie auf dem Thiere schwankte, und so schmerzhaft freundlich zu mir herunter sah. Jeden Augenblick hofft' ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünschte dem guten Ehemann das Leben, und doch möchte ich sie so gern als Witwe denken. Das streifende Commando fand sich nach und nach zusammen, und nach mancherley abwechselnden Gerüchten zeigte sich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an seinen Wunden in dem benachbarten Dorfe gestorben sey. Auch vernahm ich, daß nach der früheren Abrede einige gegangen waren, diese Trauerbothschaft der Frau Elisabeth zu verkündigen. Also hatte ich dort nichts mehr zu thun, noch zu leisten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermeßliches Verlangen durch Berg und Wald wieder vor ihre Thür. Es war Nacht, das Haus war verschlossen, ich sah Licht in den Zimmern, ich sah Schatten sich an den Vorhängen bewegen, und so saß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen, und immer von mancherley Betrachtungen zurück gehalten.

Jedoch, was erzähl' ich umständlich weiter, was eigentlich kein Interesse hat. Genug, auf den folgenden Morgen nahm man mich nicht in's Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man schickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen, man wollte mich los seyn.

Acht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich endlich Frau Elisabeth herein rief. Tretet sachte auf, mein Freund, sagte sie: aber kommt getrost näher! Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halb geöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf, und brachte mir's entgegen. Es war ein in das weißeste Zeug gewickelter Knabe. Frau Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienstängel ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph als Zeuge eines reinen Verhältnisses aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glückes gewiß. Ich konnte mit Freyheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen, und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

Wie danke ich Euch für Eure Neigung zu diesem verwaisten Kinde! sagte die Mutter. Unbedachtsam und lebhaft rief ich aus: Es ist keine Waise mehr, wenn Ihr wollt.

Frau Elisabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab, und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichsten Unterhaltung, wenn ich unsere Berge und Wälder zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mir den kleinsten Umstand zurück zu rufen, womit ich Euch jedoch, wie billig, verschone. Wochen gingen vorüber; Maria hatte sich erhohlt, ich konnte sie öfter sehen, mein Umgang mit ihr war eine Folge von Diensten und Aufmerksamkeiten. Ihre Familienverhältnisse erlaubten ihr, einen Wohnort nach Belieben zu wählen. Erst verweilte sie bey Frau Elisabeth; dann besuchte sie uns, meiner Mutter und mir für so vielen und freundlichen Beystand zu danken. Sie gefiel sich bey uns, und ich schmeichelte mir, es geschehe zum Theil um meinetwillen. Was ich jedoch so gern gesagt hätte, und nicht zu sagen wagte, kam auf eine sonderbare und liebliche Weise zur Sprache, als ich sie in die Kapelle führte, die ich schon damahls zu einem wohnbaren Saal umgeschaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern, und entwickelte dabey die Pflichten eines Pflegevaters auf eine so lebendige und herzliche Weise, daß ihr die Thränen in die Augen kamen, und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu seyn, ob ich gleich nicht stolz genug war, das Andenken ihres Mannes so schnell auslöschen zu wollen. Die Gesetze verbinden die Witwen zu einem Trauerjahre, und gewiß ist eine solche Epoche, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die schmerzlichen Eindrücke eines großen Verlustes zu mildern. Man sieht die Blumen welken, und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen, und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt seyn.

Ich sprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir so sehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie schmerzlich Marien der Tod ihres Mannes gewesen, und wie sie sich ganz allein durch den Gedanken, daß sie für das Kind leben müsse, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und schon hatte sich Marie an die Vorstellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeitlang in der Nachbarschaft; dann zog sie zu uns herauf, und wir lebten noch eine Weile in dem frömmsten und glücklichsten Brautstande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erste Gefühl, das uns zusammen geführt hatte, verlor sich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten sich; und so überschritt zwar unsere kleine Familie, indem sie sich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl der Personen, aber die Tugenden jenes Musterbildes an Treue und Reinheit der Gesinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und so erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der so gut zu unserm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüstige Träger sind, so bleibt das lastbare Thier doch immer in unserer Gesellschaft, um eine oder die andere Bürde fort zu bringen, wenn uns ein Geschäft oder Besuch durch diese Berge und Thäler nöthigt. Wie Ihr uns heute angetroffen habt, so kennt uns die ganze Gegend, und wir sind stolz darauf, daß unser Wandel von der Art ist, um jenen heiligen Nahmen und Gestalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen.

Toms und Till.

Zwey Zecher stritten sich. Toms konnte kaum mehr stehn,
Und blöß'te doch sein Schwert, den Gegner aufzureiben.
Ich, oder du, rief er, muß auf dem Platze bleiben.
Wohlan, sprach Till, so bleib! ich will zu Bette gehn.

Pfeffel.

Der
Sammler.
Ein
Unterhaltungsblatt.

Erster Jahrgang.

1809.

November.



Der Sammler

Donnerstag, den —— 131. —— 2. November 1809.

Reise von Mazulipatnam nach Pondichery.

Sechstes Kapitel.

Reisedetails — Das Thal Maweliewarom — Die gigantischen Ruinen — Die sieben Tempel — Betrachtungen — Ankunft in Pondichery — Nachrichten von Mamia — Sonderbarer Zufall — Wiedersehen — Abschied auf ewig — Schluß.

Es war gerade 3 Uhr Nachmittags; wir zogen fröhlich durch die lange schattenreiche Allee, die von Madras nach dem Dorfe Maliapur oder Sanct Thomas führt. Den letztern Nahmen hat es von einem benachbarten Berge, auf dem der Apostel Thomas begraben liegen soll, und der für die Ostindischen Katholiken ein allgemeiner Wallfahrtsort ist. Hinter St. Thomas traten wir in eine öde, einförmige Ebene, hier und da mit den Ruinen abgebrannter Dörfer bedeckt, und kamen endlich Abends um 6 Uhr zu Maripakom an. Auch dieses einst so blühende Dorf war beynahe gänzlich entvölkert, kaum wohnten noch ungefähr 50 Familien darin. Die beyden Chauderien waren gänzlich verfallen, wir brachten daher die Nacht an dem Ufer des schönen Weyhers zu.

Unsere zweyte Tagereise führte uns abermahls durch eine seit dem letzten Kriege fast gänzlich verwüstete Landschaft. Wir passirten Paliarom, hielten zu Mittag in Tripalur an, und übernachteten in dem Fischerdorfe Talagur. Überall fanden wir nur wenig oder gar keine Lebensmittel vor; zum Glück hatten wir uns aber mit Provisionen in Madras versehen.

Am dritten Tage kamen wir Mittags in das Thal Maweliewarom, wegen seinen wunderbaren Ruinen berühmt. Man sieht hier nähmlich eine unzählige Menge von Tempeln, Pyramiden, Chauderies, Gewölben u. s. w., sämmtlich aus einem Stücke in den Felsen gehauen. Man betrachtet diese Überreste einer eben so kühnen als romantischen Architektur, diese Denkmähler verschwundener Generationen, diese Ruinen aus den ersten Jahrtausenden der Welt, mit Staunen, mit Ehrfurcht, und mit jener heiligen Rührung, die das Gemüth zu dem Ewigen erhebt.

Am merkwürdigsten sind sieben Tempel, die sich vom Strande aus, einer hinter dem andern in gerader Linie, über eine Meile weit in das Meer hinaus ziehen. Der erste steht beynahe noch ganz auf dem Lande, und wird nur bey sehr hohen Fluthen mit Wasser angefüllt; die vier folgenden senken sich allmählich immer tiefer, die zwey letztern endlich sind ganz vom Meere bedeckt, und ragen nur bey sehr niedrigen Ebben mit ihren Spitzen aus dem Wasser hervor. Zu gleicher Zeit kann man noch weiter in der See hinaus eine Menge ähnlicher Ruinen erkennen, die den Schiffern bey hohem Wasser, gleich verborgenen Klippen, höchst gefährlich sind. Die sieben Pagoden von Maweliewarom werden daher von allen Steuerleuten gefürchtet, und sind sogar auf den Seekarten bemerkt.

Alle diese ungeheuern Gebäude zusammen sollen die Überreste einer der größten und ältesten Städte von Indien seyn, deren Geschichte indessen in tiefer Nacht verborgen ist. Bloß ein berühmtes Indisches Heldengedicht (Mahebaroth) erwähnt des mächtigen Königes Joudisther, der daselbst residirt haben soll. Wie dem auch seyn mag, so beweist die Aufführung solcher Massen einen sehr hohen Grad von artistisch-scientifischer Cultur. Das Ganze muß übrigens von unermeßlichem Umfange gewesen seyn, da nicht nur das ganze Thal, sondern auch ein so beträchtlicher, jetzt vom Meere verschlungener Küstenstrich damit bedeckt gewesen ist. Jetzt befindet sich hier nur ein kleines, meistens von lauter Braminen bewohntes Dorf.

So hatten wir den ganzen Nachmittag unter diesen herrlichen Ruinen des höchsten Alterthums zugebracht; endlich kehrten wir mit einbrechender Dämmerung in die Chauderie zurück. Es befand sich außer uns kein anderer Reisender in derselben, indem man hier zu übernachten vermeidet, weil alles mit Tiegern, Schakals u. s. w. angefüllt ist. Wir beschloßen daher auf den Rath der Braminen ein großes Feuer anzuzünden, und wechselsweise dabey Wache zu halten, da mich denn nach geendigtem Abendessen zuerst die Reihe traf.

Es war fast Mitternacht, der Mond ging hinter den waldigen Gebirgen unter, und goß sein schwindendes Licht auf die gigantischen Ruinen einer Pagode herab. Bald lag nun Alles in schwarzer Dunkelheit, kein Lüftchen wehte, selbst das Heulen der Schakals hatte aufgehört. Da starrte ich hinaus in die finstere Nacht, und auf das einsame Thal, wie auf die Grabstätte einer entschlaffenen Welt. O Menschenleben und Menschengröße! Eitles Traumbild! Flüchtiges Gaukelspiel! So endigt alles was Mensch und sterblich heißt! So gehört uns Nichts, als der Gedanke und der Augenblick!

Unter diesen Betrachtungen war ich unvermerkt eingeschlummert, als ich auf einmahl durch das Brüllen eines Tiegers geweckt ward, der ganz in der Nähe zu seyn schien. Hastig raffte ich mich auf, rief den schlafenden Kulies zu, ließ das beynahe abgebrannte Feuer verstärken, und schoß meine Doppelflinte ab. Wahrscheinlich hielt sich der Tieger in einem Gebüsche verborgen, das ungefähr nur 50 Schritte von der Chauderie lag. Wir beschloßen daher alle zusammen zu wachen, wurden indessen nicht das Mindeste weiter gewahr.

Unsere vierte Tagereise ging über Sadraspatnam, das ebenfalls größten Theils in Ruinen lag, nach Alamparve, wo das Nachtlager gehalten wurde. Mittags waren wir in der Lingie-Chitty-Chauderie geblieben, einer der größten des ganzen Küstenstriches, indem sie ganz bequem an tausend Menschen fassen kann. Das ganze Land glich einer Wüsteney, wo von der ganzen ehemahligen Bevölkerung und Vegetation fast keine Spur mehr zu finden war. Auch in Alamparve wurden wir wieder von Tiegern und Schakals beunruhigt; wie denn seit dem letzten Kriege (1783) eine unzählige Menge dieser reissenden Thiere, durch die vielen Leichname angelockt, von den Gebirgen herunter gekommen ist.

Am fünften Tage ging es mit den gewöhnlichen Pausen bis nach Onur, und am sechsten über Canjemer vollends nach Pondichery. Hier fand ich in dem mir wohlbekannten Wirthshause bereits einen Brief von Mamia, welcher den Tag nach meiner Abreise von Madras mit dem Toppal *) abgegangen war. Sie schrieb mir in den zärtlichsten Ausdrücken, und hoffte mich unverzüglich wieder zu sehen. Die kleinen Brustbeschwerden, worüber sie schon seit einigen Wochen geklagt hatte, schienen zuzunehmen, doch befand sie sich übrigens, wie sie sagte, vollkommen wohl.

Ich selbst ward aber leider von einem Fieber befallen, das mich volle neun Tage im Bette hielt. Unterdessen hatte ich dem lieben Mädchen geantwortet, ihr die größte Sorgfalt für ihre Gesundheit empfohlen, und ihr versprochen, in zehn oder zwölf Tagen wieder zu Madras zu seyn. Schon war ich jetzt im Begriffe, meine Reise anzutreten, als ich von meinem Dobäsch die Nachricht bekam, daß Mamia plötzlich verschwunden sey. Ein Gunekare (Wahrsager) hatte ihr einige Tage vorher ihren Horoscop gestellt, und ihr die nahe Trennung von ihrem Geliebten vorher gesagt. Seit diesem Augenblicke hatte sie unaufhörlich geweint, und ihr Übelbefinden dadurch außerordentlich vermehrt. Schon war ihr Schmerz beynahe anhaltend geworden, und mit einem Husten begleitet, der bedenklich schien. In ihrem Zimmer war jedoch nicht die mindeste Anzeige von irgend einer Reise zu finden gewesen, im Gegentheil waren alle ihre Kleider, Juwelen u. s. w. in der besten

*) Fußpost, die einzige, die in Ostindien gebräuchlich ist. Die Postbothen heissen Toppals oder Dhaals, und gehen immer zwey zusammen, wovon der eine das Felleisen trägt, während der andere unaufhörlich eine kleine gellende Trommel schlägt. Diese Toppals werden alle zwey Stunden von andern abgelöst, weßwegen in dieser Entfernung immer kleine Posthütten befindlich sind. Die Umwechselung geschieht mit großer Geschwindigkeit, indem man vermöge der Trommel die Ankunft der Toppals schon von weitem vernimmt. Zu Calcutta, Madras, Pondichery, Nagapatnam u. s. w. gehen diese Fußposten alle Abende regelmäßig nach allen Gegenden von Indien ab.

Ordnung da. Ich gestehe es, ich war über diese Nachricht so erschrocken, daß ich mich kaum zu fassen im Stande war.

So hatte ich einige Tage in großer Unruhe zugebracht, als eines Abends ein Malabar bey mir erschien, der gerade von Onur kam. Er brachte mir Nachrichten von Mamia, sie war krank, und befand sich nebst der Daja in dem Hause seiner Mutter, die ebenfalls von der Kaste der Tevedias (Tänzerinnen) war. — „Wie?" rief ich mit wehmüthiger Freude: „Krank und zu Onur?" — „Ja, mein Herr!" erwiederte der Juntrie, und erzählte mir nunmehr alles im Zusammenhange. Mamia kam wirklich von Madras, und wollte nach Pondichery. Sie hatte diese Reise zu Fuß, und mit so großer Eile gemacht, daß sie jetzt sehr gefährlich darnieder lag. Die Daja hatte hierauf den Juntrie an mich abgeschickt. — „Ich möchte eilen, Mamia wünsche mich vor ihrem Tode noch ein Mahl zu sehen!"

Man denke sich meine Empfindungen! — „So viel Liebe! So viel Anhänglichkeit!" sagte ich zu mir selbst. „Und ich sollte sie verlieren, sie, die mein Alles ist!" — Doch hier galt keine Verzögerung. Schnell ließ ich einen Palankin bestellen, reiste die ganze Nacht, und kam schon Morgens um 7 Uhr zu Onur an. Da stand ich nun mit klopfendem Herzen vor dem kleinen Malabarischen Häuschen, das meine geliebte Freundinn verbarg, während der Juntrie leise hinein gegangen war, und der Daja von meiner Ankunft Nachricht gab.

Die gute alte Frau erschien, und erzählte mir mit thränenden Augen, wie alles zugegangen war. Mamia hatte seit meiner Abwesenheit keinen ruhigen Augenblick mehr gehabt. Nichts war im Stande gewesen, sie von der Reise nach Pondichery abzubringen; sie wollte, sie mußte mich noch ein Mahl sehen. Gleichwohl hatte sie die Kosten eines Palankins gescheut, und daher trotz ihrer Schwäche die ersten vier Tagereisen zu Fuß gemacht. Am fünften hatte sie ein heftiges Fieber bekommen, und war halb todt in der Chauderie von Onur angelangt. Von da aus hatte man sie dann in dieses Häuschen geschafft.

Der Juntrie kam uns jetzt zu sagen, daß Mamia aufgewacht sey. Die Daja ging hinein, sie auf meine Ankunft vorzubereiten, ich hörte sie meinen Nahmen nennen, und folgte ihr auf dem Fuße nach. Mamia lag auf einer Matte ausgestreckt. Ihr himmlisches Gesicht war todtenbleich, ihre ganze Gestalt zeigte die höchste Erschöpfung an. Aber kaum ward sie mich gewahr, so richtete sie sich auf, breitete ihre Arme nach mir aus, und drückte mich an ihr Herz. — „Ach, mein bester Freund!" sagte sie mit heißen Thränen: „Wie bist du so gut! — Nun will ich gern sterben, habe ich dich doch noch ein Mahl gesehen!" — Ich suchte sie zu trösten, aber vergebens. — „Ach Gott!" fuhr sie fort: „Nein, für mich ist keine Hülfe; ich fühle es nur zu gut! Mein Brustschmerz ist tödtlich, meine Augenblicke sind gezählt. — Ich habe nur noch eine Bitte an dich!" — „Und was soll ich für dich thun, Geliebteste?" rief ich mit nahmenlosen Schmerzen, und legte ihr mattes Haupt an meine Brust. Sie bath mich hierauf, ihren Scheiterhaufen selbst anzuzünden; ich sey ihr Alles, sie habe keinen andern Freund auf dieser Welt. — „Nun, so kann ich ruhig sterben!" sagte sie, als ich es ihr versprochen hatte. — Hierauf ergriff sie meine Hand, drückte sie an ihre Lippen, und hob ihre brechenden Augen noch ein Mahl voll inniger Zärtlichkeit zu mir auf. — „Leb wohl, Geliebtester!" sagte sie mit schwacher Stimme, schmiegte sich an meine Brust, und schlummerte süß und sanft zur ewigen Ruhe hinüber.

Nichts von meinen Empfindungen; einen solchen Schmerz hatte ich noch nie gefühlt. Es wurde mir immer gewisser, daß Mamia das Opfer ihrer Zärtlichkeit gewesen war. Erst seit jenem schrecklichen Tage, wo sie mich aus der Brandung rettete, hatte sie über Brustbeschwerden geklagt. — „Theure, geliebte Seele!" rief ich mit heißen Thränen: „Ach, ohne dich ist das Leben nur eine Marter für mich!" — So hielt ich den kalten Leichnam in meinen Armen, bis der Bramin erschien, um alles zum Begräbnisse zu veranstalten, das ich ihn auf's feyerlichste einrichten hieß. Traurig verging der Tag; endlich um 9 Uhr Abends zogen wir nach dem Tschodalet (Verbrennungsplatze). Hier sah ich sie zum letzten Mahle, sie, die ewig in meinem Herzen lebt. Die Flammen loderten auf, der unsterbliche Theil meiner Freundinn stieg zu Brama empor. Lebt wohl, ihr Gestade Ostindiens! Ich kehrte nach Pondichery, und bald darauf nach Europa zurück.

Die Erdbeeren,

oder das wandernde Geschenk.

Endlich, rief Alexowitz, endlich habe ich das Mittel gefunden, die reitzende Katinka zu Annahme eines Geschenks zu bewegen! eines Geschenks, das trotz seines hohen Preises ihre stolze Zartheit nicht beleidigen wird. Der Genius der Liebe selbst hat mich in diese Gegenden geführt, wo ihre Lieblingsfrüchte, die purpurnen Erdbeeren in der Mitte des Eismonds reiften. Edelsteine könnte man mir biethen, statt dieser köstlichen Früchte!

Jene würde sie verschmähen, wie sie sie oft aus meiner Hand verschmähte; diese wird sie berühren mit ihrer zarten Hand, diese werden berührt von ihrem Mund, dem Purpur ihrer süßen Lippen weichen müssen! — O glücklicher Alexowitz! und glückliche, glückliche Früchte!

Es war auf einem der kaiserlichen Lustschlösser in der Nähe von St. Petersburg, wo der Anbether der schönen Katinka diese glückliche Entdeckung machte. Von der künstlichen Hand des Gärtners gepflegt, waren hier wirklich mitten unter den Frösten jenes eisigen Himmelsstriches, mitten in den rauhesten Wintertagen, eine Anzahl Erdbeeren gereift, die dem Frühling ihren Duft und ihren Purpur abgestohlen zu haben schienen. Edelsteinen hatte sie der begeisterte Liebhaber an Köstlichkeit verglichen, aber auch köstlich war der Preis, den der zauberhafte Gartenkünstler für seine Wunderfrüchte forderte; und daß die achtzig Rubel, die er für ein kleines Maß davon verlangte, ohne Widerrede gezahlt wurden, das wird jeder glauben, der das Ritual der Liebe nur ein wenig kennt. Fein fühlend von Natur, schon erfahren in der Kunst, sich in Damenherzen einzustehlen, war Alexowitz weit entfernt, sein Verdienst auf eine unzarte Weise geltend zu machen; allein der Gartenbursche, der zu Überbringung des köstlichen Geschenkes ausgewählt wurde, schien von der Liebe selbst zu ihrem dienstbaren Genius geschaffen, so geschickt wußte er nicht nur den Nahmen des Gebers, sondern auch den Preis der köstlichen Gabe durch den Schleyer der Delicatesse blicken zu lassen.

Das, was Alexowitz von dem Fräulein gesagt hatte, war nicht ungegründet; ein edler Stolz hielt sie zurück, je ein Geschenk von ihren zahlreichen Verehrern anzunehmen, obgleich ihr Vermögen ihrer Geburt nicht glich. Der erste Eindruck, den das zarterfundene — zartgebothne Geschenk des großmüthigen Alexowitz auf sie machte, konnte nicht anders als süß und schmeichelnd für ihr Herz seyn; allein nach einem kleinen Nachdenken drängte sich ihr unwillkürlich die Bemerkung auf, wie eine so beträchtliche Summe da um ein Nichts verschwendet sey, und seufzend sah sie die schönen Erdbeeren an, ohne sie zu berühren.

Die Mutter des Fräuleins, durch ihre Lage noch mehr, als sie, zu Sorg' und Sparsamkeit gewöhnt, errieth, was in ihrem Innern vorging, und säumte nicht, ihren Betrachtungen Worte zu geben; sie stellte der armen Katinka vor, wie sie für diese ganz unnütz verschwendete Summe so manchen kleinen schwer entbehrten Putz für sich, so manche kleine schwer entbehrte Bequemlichkeit für sie beyde hätte haben können, bis endlich einmüthig beschlossen ward, das kostbare, ihnen überflüssige Geschenk, in aller Stille wieder zu verkaufen. Das Kammermädchen, vorsichtig unterrichtet, eilte, eine ihrer Freundinnen aufzusuchen, die sich mit dieser Art von Handel beschäftigte, und diese gab die besten Hoffnungen zu einem vortheilhaften Verkauf.

Mutter und Tochter waren noch im Gespräch über diesen, ihr innerstes Gefühl doch ein wenig verletzenden Anschlag, als Kossinski bey den Damen eintrat, ein junger Gallizischer Edelmann, der einzige unter Katinka's Verehrern, der sie vielleicht am innigsten liebte, aber der minder reich und prächtig als Alexowitz, ihr noch nie ein so glänzendes Geschenk hatte biethen können. Auch das Herz des Fräuleins schien sich zu dem schlanken Kossinski zu neigen; allein ob dieses Herz nicht zu eitel war, um jenem äußern Glanz allen Einfluß zu versagen, ob die Kälte, womit Kossinski heute von ihr empfangen ward, nicht von dem Vortheile seines glücklichen Nebenbuhlers herrührte, dieß läßt sich schwerlich bestimmen. Wer kennt die Labyrinthe eines Mädchenherzens? Vielleicht war es auch Unmuth, sich selbst noch nicht recht erklärter Unmuth, dem Wenigergeliebten wider Willen einen kleinen Vorzug zugestehen zu müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Frankreich. — Ramond hatte im Journal des Mines, wo er eine interessante Beschreibung der Vulkane von Auvergne lieferte, sie neue Vulkane geheißen. Dieß veranlaßte den alten Freund der Geologie, Hrn. de Luc in Genf, eine kleine Abhandlung über die Benennung der Vulkane oder ihre Verschiedenheit zu schreiben. — Ihm zufolge sind nirgends in der bekannten Welt Vulkane vorhanden, noch vorhanden gewesen, als unter dem Meere, oder doch in der Nähe der Meere, deren Wasser nothwendig zur Erzeugung der Vulkane ist. Manche derselben speyen wirklich zuweilen Meerwasser in Strömen aus, wie der Katlegia auf der Ostküste Islands. Das von ihm ausgeworfene Wasser hinterläßt eine große Menge Salzes, fast dem Kuchensalze gleich, wie die neuesten Dänischen Reisenden versichern. — De Luc theilt nun alle Vulkane in brennende, verloschene und alte ein. Zu den noch brennenden gehören ihm diejenigen, welche wegen ihrer Nachbarschaft vom Meere noch brennen würden, wenn ihre brennbaren Stoffe nicht verzehrt wären; zu dieser Classe würde man den vulkanischen Berg von Agde, die liparischen Inseln, die Inseln Ascension, St. Helene u. s. w. zählen können. In die Zahl der alten Vulkane muß man diejenigen reihen, welche gegenwärtig mitten im festen Lande gelegen sind, und nur in jener Urzeit brannten, da der Boden, auf welchem sie sich befinden, noch Meeresgrund war. Dieß ist der Fall der Vulkane von Auvergne, Vivarez, in den Rheingegenden u. s. w.



Der Sammler.

Samstag, den — 132. — 4. November 1809.

Die Erdbeeren,
oder das wandernde Geschenk.
(Beschluß.)

Vergebens suchte der bekümmerte Liebhaber zwanzig Gegenstände der Unterhaltung auf: keiner darunter fand vor der übeln Laune seiner Gebietherinn Statt. Unruhig warf er zuweilen den krausen Lockenkopf zurück, die dunkeln Augen, die dunkeln Wangen glühten noch stärker im Feuer seiner peinlichen Verlegenheit, bis endlich doch ein Gespräch auf die Bahn kam, das Eingang bey der schönen Stolzen fand: die Jahreszeiten nähmlich.

Daß es vom Winter auf den Sommer, vom Sommer auf das Frühjahr, vom Frühjahr auf die Erdbeeren kam, war ganz natürlich; und die Schöne sprach mit solchem Enthusiasmus von Erdbeeren, daß es schien, als wolle sie vor Sehnsucht sterben, dergleichen zu besitzen. Und dennoch, fiel Koffinski ein — weil er nicht gleich wußte, was er sagen sollte — und dennoch, selbst wenn es möglich wäre, mitten im Winter diese lieblichen Früchte zu finden, die schöne Katinka würde sie doch aus der Hand der Liebe verschmähen!

O ein solches Geschenk, erwiederte Katinka mit einem kalten Blicke, ein solches, gleichsam der Zauberey entrissenes Geschenk, würde sich selbst die höchste Fürstinn nicht zu empfangen schämen.

Die Worte der schönen Katinka, die Art, mit der sie sprach, und vor allem die augenscheinliche Unmöglichkeit, ihren Wunsch zu erfüllen, waren Dinge, die die gutmüthige Seele ihres Liebhabers schmerzlich kränkten. Mit tief glühendem verschlossenen Unmuthe verließ er das Fräulein, und durchstrich in der scharfen Eisluft die Straßen der prachtvollen Kaiserstadt. Unmöglich schien es ihm, jene Frühlingskinder unter diesem Klima anders als durch Zauberey zu erlangen, und er glaubte selbst bezaubert zu seyn, als er auf einmahl, ganz nahe bey sich, und ganz laut und deutlich von Erdbeeren sprechen hörte! Es war die Verkäuferinn der bewußten Erdbeeren, die eben mit dem Haushofmeister eines ausländischen Prinzen in Unterhandlung war; der Prinz wollte des andern Tages ein glänzendes Diner geben, wo diese Seltenheit wohl an ihrem Platze gewesen wäre; bloß um einige Louisd'or war man noch uneins.

Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, mischte sich Koffinski in die Unterhandlung: er versprach jeden Preis zu bezahlen, und drang so beweglich in den Haushofmeister, ihm die Früchte zu überlassen, daß dieser bald merkte, mit was für einer Art von Kranken er es zu thun hatte, und ihm aus wahrer Menschenliebe das Feld überließ. Koffinski schloß den Handel, allein fremd in der kostbaren Residenz, in einem abgeschiedenen Lande, und nicht von ausgezeichnetem Vermögen, fielen ihm wohl die geforderten 25 Louisd'or ein wenig schwerer, als seinem reichen, prächtigen Nebenbuhler jene 80 Rubel. — Doch sie wurden ausgezahlt, und entzückt eilte die treue Iris des Fräuleins, ihr die gewonnene Summe

zu überbringen. Die Größe des Betrags überwog im ersten Augenblick einen aufsteigenden Trübsinn im Herzen der stolzfühlenden Katinka, der wohl aus einer Regung von Beschämung kommen mochte; allein noch schmerzlicher ward ihr Gefühl erregt, als sie den Nahmen des Käufers erfuhr, und als vollends das Mädchen ihr die Vermuthung mittheilte, wie Kossinski morgen ein Abendessen zu Ehren einer kürzlich angekommenen schönen Landsmänninn geben werde. Sie belegte diese Vermuthung mit Aufzählung verschiedener kleiner, ziemlich beweisender Umstände, — und Katinka mußte sich heute wider ihren Willen überzeugen, wie werth Kossinski ihrem Herzen eigentlich sey. Also dieß war die Ursache seines gestrigen zerstreuten Wesens, seines schnellen Aufbruches? Also eine andere hatte er in Gedanken? und ich selbst muß ihm das Geschenk verschaffen, mit dem er eine Andere überraschen will!

So besprach sie sich mit sich selbst, und daß es eben nicht wohlgethan sey, einen so gestimmten Liebhaber noch obendrein mit übler Laune zu verscheuchen, mochte ihr wohl ihr Bewußtseyn sagen. Noch war sie mit diesen traurigen Gedanken beschäftigt, als der Bediente des Verlorengeglaubten eintrat, und ihr — o Freude! — die purpurfarbnen Erdbeeren, die ihr so viele Unruhe gemacht hatten, zum zweyten Mahl in die Augen glänzten. Weniger erfinderisch in kunstreichen Wendungen der Galanterie als Alexowitz, hatte der treuherzige Kossinski kein Bedenken getragen, das Geschenk geradehin zu übersenden; allein zärtlich hatte er mit eigener Hand das Körbchen, worin die Früchte lagen, mit Blumen und mit farbigen Schleifen geschmückt.

Nie hat wohl ein Geschenk eine so freudige Überraschung in dem Herzen eines Mädchens erregt, als diese verhängnißvollen Erdbeeren, deren Begebenheiten übrigens noch lange nicht zu Ende waren. Die Mutter des Fräuleins, entzückt über den seltsamen Zufall, der sie ihr zum zweyten Mahl in die Hände gab, sah sie als ein glückliches Mittel an, sich einer lastenden Verbindlichkeit mit Feinheit zu entledigen. Sie war den Bemühungen eines der vornehmsten Rechtsgelehrten in einer streitigen Sache sehr verschuldet, sie glaubte ihm ihre Dankbarkeit nicht anständiger und feiner ausdrücken zu können, als durch diese unbedeutende, aber kostbare Seltenheit, und so wurde das Körbchen mit allem seinen zärtlichen Bänder- und Blumenschmuck zu seiner nützlichen Bestimmung gesandt. Katinka war zu sehr entzückt über den Empfang der Gabe, als daß sie ihrer Mutter die Anwendung derselben im geringsten hätte bestreiten sollen. — Daß die Erdbeeren auch bey ihrem neuen Besitzer Vergnügen erregten, war natürlich, war dieß Vergnügen gleich von minder empfindsamer Art; sie kamen ihm erwünscht, denn er hatte schon lange auf eine Erfindung gedacht, dem . . . schen Gesandten, der ihm gefällig gewesen war, eine kleine Artigkeit zu beweisen, und an diesen wurden also die kleinen Wanderer ohne Aufschub übersandt, was auch die Dame vom Hause, die lieber ihre Freunde damit bewirthet hätte, dagegen einwenden mochte.

Auf dem Spiegeltische des Gesandten also — des schönen, jungen, für galant erklärten Gesandten — war es, wo die kleinen Unheilstifter verrätherisch zwischen ihren Bändern und Blumen hervor lächelten und glühten, als — wie von einem bösen Genius geführt — Kossinski angemeldet wurde, der etwas bey dem Gesandten zu suchen hatte. Er hatte etwas suchen wollen; was dieses aber war, das wußte er wenige Minuten nach seinem Eintritte selbst nicht mehr, als seine Augen auf das nur allzu wohl bekannte Körbchen fielen, und es war ein wahres Glück für ihn, daß in dem Augenblicke auch Alxowitz, ein vertrauter Freund des Gesandten, eintrat. Auch er erkannte sein Geschenk, und die liebenswürdige Heiterkeit, die ihn sonst auszeichnete, ward augenblicklich getrübt; auch er überzeugte sich, so wie Kossinski, daß der Gesandte dieß Geschenk aus den Händen der treulosen Katinka, als ihr Begünstigter, empfangen habe; indeß mehr fein als tief fühlend, mehr geistreich als leidenschaftlich, empfand er den Eindruck dieser Überzeugung nicht so fürchterlich als jener. Er war zu schön, zu glücklich im Laufe seines siegreichen Lebens gewesen, um über die Treulosigkeit einer einzigen kleinen Undankbaren allen Muth zu verlieren. Mit einer liebenswürdigen Genialität wußte er seine beleidigte Eigenliebe zu übertäuben, und sich bloß das Originelle, das Seltsame in diesem Zusammentreffen mit seinem Freunde vorzustellen.

Vorwürfe wollte er der schönen Undankbaren nicht machen; indessen sie ein wenig fühlen zu lassen, wie unzart, wie entgegen der Würde ihres Geschlechts es sey, einem Manne solche zuvorkommende Geschenke zu machen — dieß, meinte er, sey eine sehr erlaubte Rache. Die Gegenwart eines Dritten hinderte ihn, mit seinem Freunde frey zu sprechen; er verließ daher den Gesandten, um bey Katinka selbst nach einem nähern Aufschluß zu forschen.

Kossinski hatte, während die Freunde einige Worte wechselten, mit funkelnden Augen an dem Körbchen gehangen, und Gluth und Blässe hatten wechselnd sein

Gesicht überzogen. Er sah hier vor seinen Augen die Früchte, die er nicht ohne Aufopferung erkaufte, diese Bänder, diese Blumen, die Unterpfänder seiner Zärtlichkeit, an einen Nebenbuhler hingegeben, und sich selbst als das Opfer des schwärzesten, des schimpflichsten Verraths. Noch war er unschlüssig, ob er vorher von Katinka selbst Rechenschaft über diesen Vorfall, oder sogleich auf der Stelle blutige Genugthuung von seinem Nebenbuhler fordern solle? als ihn die Dazwischenkunft mehrerer Fremden zu dem erstern bestimmte.

Mit wenigen verworrenen Worten sagte er dem Gesandten seinen Wunsch, eilte dann schnell hinweg, und stürzte, Wuth und Tod im Herzen, in das Zimmer der erschrockenen Katinka, bey der auch Alexowitz vor wenig Augenblicken eingetreten war.

Kossinski bebte zurück, als er Alexowitz hier sah. Die Gegenwart beyder erbitterter Liebhaber schützte vielleicht das Fräulein vor einer unangenehmen Scene, zu der jeder von ihnen aufgelegt war.

Der Gesandte dachte indeß über die beste Anwendung der eben erhaltenen Wunderfrüchte nach; er dachte viel zu ästhetisch, als daß er sie nicht lieber von irgend einem schönen Munde verzehrt wissen sollte, als von seinem eigenen. Sorgfältig ging er die Liste der Schönheiten durch, denen er eben damahls den Hof machte, und seine Wahl fiel auf Katinka, die, abgerechnet ihre seltne Schönheit, noch einen großen Vorzug vor den andern hatte: sie war nähmlich die neueste seiner Bekanntschaften! Erst auf dem letzten Balle hatte er sie kennen lernen.

Es war die höchste Zeit, daß solch ein glücklicher Einfall der bedrängten Unschuld zu Hülfe kam, um sie an's Licht zu ziehen. Alexowitz hatte es schon eine geraume Zeit mit verdeckten Vorwürfen gespielt; bald konnte Kossinski seine offnen nicht mehr hervor zu brechen hindern. Die geängstigte Katinka befand sich in einer peinlichen Lage, — als noch ein Mahl die Thür aufging, und ihr das wandernde Geschenk zum dritten und letzten Mahle in die Augen fiel! —

Erwiesen war es nunmehr, wenigstens aus den Worten, die ihr der Gesandte dabey sagen ließ, daß nicht durch sie das bedenkliche Geschenk in seine Hände gekommen war. Man erklärte sich wechselseitig, und die Mutter, um allen Verdacht auszutilgen, erzählte offenherzig die ganze Geschichte. Kossinski und Katinka hatten durch diesen Vorfall erst in ihren eigenen Herzen gelesen, und Alexowitz, der eine gewisse Scheu vor allzu ernsten Liebeshändeln hatte, stand herzlich gern seinem unendlich ernsthaften Nebenbuhler nach.

So war denn alles in Einklang aufgelöst, und die Erdbeeren fanden noch am nähmlichen Tage ihr Ziel und ihre Ruhe in einer fröhlichen Abendmahlzeit.

Louise Brachmann.

Charade.

Mein Erstes brauchest du
Nicht von des Meeres Ruh',
Doch von des Busens Heben,
Und unserm Pilgerleben.
Mein Zweytes gibt Natur
Veredelt selten nur,
Doch grob, als letzte Gabe,
Wohl Liebe dir im Grabe;
Mein Ganzes, groß, und ach!
Voll Überglauben, schwach,
Ein Liebling der Soldaten,
Beneidet von Magnaten,
Ist ein geprieſ'ner Held,
Noch spater Enkelwelt
Lebendig dargestellt,
Wie, nach berühmten Thaten,
Er, rettungslos verrathen,
Der Ehrsucht Opfer, fällt.

Gedankenspäne.

Wenn du das Leben liebst, so verliere keine Zeit; denn das Leben ist aus Zeit gemacht.

Dem Zornigen muß man einen Augenblick, dem Heuchler aber Zeitlebens aus dem Wege gehen.

Schläft das Unglück, so hüthe dich, es zu wecken.

Wenn man den Werth des Geldes kennen lernen will, so muß man dergleichen zu borgen versuchen.

Kauf das Überflüssige, und du wirst bald das Nothwendige verkaufen müssen!

Drey Viel und drey Wenig sind dem Menschen höchst schädlich: viel reden und wenig wissen; viel verthun und wenig haben; viel sich einbilden und wenig gelten.

Wer spricht, der säet; wer zuhört, der erntet.

Ein Türkischer Derwisch-Orden.

Derwische sind mahomedanische Mönche, und die christliche Religion hat selbst in den Tagen der Finsterniß und Unwissenheit kaum ein etwas Tolleres erzeugt, als der Orden der Mewlewiten ist. Ein Reisender besuchte vor einigen Jahren Athen, und als er den Thurm der Winde, ein Denkmahl des Alterthums, besah, war er nicht wenig über den sonderbaren Gebrauch erstaunt,

welchen dieser Derwisch-Orden von dem Innern des Thurmes machte. Der Derwisch-Orden, sagt er, hat sich dieses Gebäudes bemächtigt, an welches sich sein Kloster anlehnt. Der Thurm dient ihm zur Moschee, und diesem Umstande verdanken wir seine Erhaltung. Diese Mönche, deren Ordensregel die strengste ist, die man sich nur denken kann, leben bloß von Hülsenfrüchten und Fischen, die man am häufigsten eingesalzen ißt. Zu ihrer Kasteyung lassen sie sich von allen Arten Insecten auffressen, und setzen alle ihre Hoffnung wegen ihrer Rettung auf die Geduld und auf das Gebeth. Die Ceremonien, womit sie ihr Gebeth begleiten, haben etwas sehr Tolles. Hören Sie, was ich selbst bey ihnen auf dem Thurme der Winde gesehen habe.

Fünfzehn Mönche lagen in einem Kreise, den Kopf mit einer langen weißen Tuchmütze bedeckt, einen Rosenkranz in der rechten Hand, auf den Knien, auf ihre Fersen gestützt. Anfänglich waren sie unbeweglich, wie Statuen; sie waren stumm, ohne Empfindung, die Augen starr auf die Erde geheftet, und die Hände auf ihre Schenkel ausgestreckt. Allmählig fingen sie beym Klageton eines Blasinstrumentes, das viel Ähnliches mit unserer Hautbois hatte, und das einer von diesen Mönchen in einer Ecke der Moschee blies, aus ihrem gefühllosen Zustande zu erwachen an. Man sah das Gebeth auf ihren Lippen entstehen, sie ganz allmählig beleben, sie in Bewegung setzen, endlich mit der stufenweisen Zunahme der Schnelligkeit der Töne Empfindungen bekommen, und sämmtlich einen schreyenden und unharmonischen Gesang anstimmen. Nach drey Minuten schwieg das Instrument, und die Derwische verfielen augenblicklich wieder in ihre erste Stellung. Sobald die Hautbois wieder geblasen wurde, fingen auch die Mönche wieder zu singen und sich zu bewegen an. Sich von den Knien aufheben, auf die Erde werfen, die Arme ausstrecken, sie kreuzweise über die Brust legen, waren Stellungen, die mit Blitzesschnelle auf einander folgten. Die Musik hörte auf, und die Mönche nahmen ihre vorige Unbeweglichkeit wieder an. Endlich zum dritten Mahle spielte das Instrument eine etwas weniger traurigere und etwas lebhaftere Melodie; nunmehr können sich die Derwische nicht mehr halten, sie fangen an, sich um sich selbst, und alsdann um die Moschee herum zu drehen; man sollte sie für Besessene und Rasende halten; ihre Stimme und ihre Farbe hat sich verändert; von allen Seiten kommen ihre Mützen her geflogen; das Rollen ihrer Augen und ihre Verzuckungen zeigen die Zerrüttung ihres Geistes an; jeden Augenblick fürchtet man sie niederstürzen, und sich den Kopf an der Mauer zerschmettern zu sehen, man fühlt Mitleiden gegen sie. Nach einem dreyviertelstündigen Gebethe und Drehen aber schweigt plötzlich die Hautbois, die Mönche bleiben still stehen, und jeder nimmt, ohne ein Wort zu sprechen, seine Mütze wieder, kehrt auf seinen Posten zurück, besinnt sich, wirft sich auf die Knie nieder, und kauert von neuem auf seine Fersen.

N o t i t z e n.

England. — Der berühmte Astronom Herschel hat bey der Erscheinung des Kometen von 1807 und 1808, dem merkwürdigsten, welchen man seit langer Zeit sah, Anlaß genommen, über die Natur dieses Gestirns Beobachtungen anzustellen, die er der königlichen Societät zu London vorlegte, und in die Transact. phil. Theil 2 von 1808 eingerückt sind. Er fing seine Beobachtungen erst am 4. October, da der Komet dem bloßen Auge sichtbar geworden war, mit einem zehnfüßigen Telescopen an. Das Resultat derselben ist folgendes:

Er hält den Kometen, dessen zirkelrunde, auf der ganzen Oberfläche gleich stark leuchtende Scheibe sehr bestimmt wahrgenommen wurde, für einen dichten, soliden Weltkörper, wie die Körper der Planeten sind. Doch war derselbe noch kleiner, als der dritte Trabant des Jupiter, und Herschel hält sich berechtigt, nach seinem Calcul, dem Durchmesser des Kometen eine Größe von 538 Meilen zu geben. Dieser kleine Weltkörper glänzte nicht nur durch das erborgte Sonnenlicht, sondern auch durch eigenes Licht, welches mehr Ähnlichkeit mit dem Glanz der Fixsterne, als mit dem reflectirten Licht des Mondes oder anderer Planeten hatte. — Sowohl das Haar als der Schweif des Kometen sind aller Wahrscheinlichkeit nach eine Art durch sich selbst leuchtender Kometen-Atmosphäre, und nicht durch das Sonnenlicht erhellt; so wie auf Erden das Nordlicht durch sich selbst leuchtet. Denn als Herschel den Kometen zum letzten Mahl beobachtete, nähmlich am 21. Febr. 1808, wo der Komet fast drey Mahl weiter von der Erde entfernt stand, als die Sonne von uns ist, und das Auge, welches ihn durch die unermeßlichen Himmelsräume verfolgte, über 60.000.000 Deutsche Meilen von ihm war, hatte der Komet so wenig an Glanz eingebüßt, daß er das Auge, indem es sich dem Telescop nahte, sogleich lebhaft frappirte. Nach Herschels Berechnungen hatte der Schweif des Kometen am 14. Oct. 1807 eine Länge von mehr als einer Million Deutscher Meilen.

„Hätte ich diesen Kometen nur vom 6. Dec. bis zum 21. Febr. gesehen," sagt der große Himmelskundige, „so würde ich ihn ohne Anstand in meinen Katalog von Nebelsternen eingetragen haben, so sehr glich er denselben. Und gehörte nicht die Arbeit mehrerer Jahre dazu, so würde ich ohne anders eine allgemeine Musterung meiner Nebelsterne beginnen, um zu sehen, ob einige von ihnen verschwunden sind, oder den Ort geändert hatten. Wahrlich, eine solche Untersuchung könnte zu wichtigen Resultaten führen!"

Auflösung der Charade in Nro. 126:
Traumbild.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 133. — 7. November 1809.

Die Belagerung von Aubigny.

Johann Stuart, Connetable von Schottland, hatte für seine großen Verdienste um Frankreich die Stadt Aubigny mit ihrem Gebieth, nur mit Ausschluß der Souverainetät, zur Belohnung erhalten, und seine Familie trug den Nahmen davon. Jetzt war er gestorben, und seine Witwe, Clementine von Entragues, hatte sich mit ihrem einzigen Sohne, der nun den Nahmen, Graf Aubigny, führte, in jene Stadt vor den bürgerlichen Unruhen zurück gezogen. Die Erziehung dieses ihres Sohnes war ihr schönstes und fast ihr einziges Geschäft.

Auch sie theilte die Bezauberung, in welcher der junge König, Heinrich IV., die edlen Frauen seiner Zeit gleichsam gefangen führte. Sie sah in ihm nicht nur das Ideal eines jungen Helden, sondern die liebende Mutter glaubte auch in ihrem Sohne manche entzückende Ähnlichkeit mit ihm zu entdecken. So war es denn ganz in der Ordnung, daß sie, die wirklich Johannen von Albret an Geist und Sinn nahe kam, den Entschluß faßte, nicht nur überhaupt den geliebten Sohn dem vergötterten Heinrich nach zu bilden, sondern auch selbst diesem das zu werden, was jene dem Prinzen gewesen war. Alles, was sie von dessen Erziehung erfahren konnte, und was sich auf ihre Verhältnisse anwenden ließ, das benutzte sie, und benutzte es mit schönstem Erfolg.

Eine frühe und edle Liebe gehörte allerdings in den Lebensplan eines Nachbildes Heinrichs. Auch dafür hatte die zärtliche Mutter — und hatte die Natur des jungen Grafen gesorgt. Er war kaum 18 Jahr, als er schon eine Zeit lang der 16jährigen Tochter des berühmten Claude de la Chatre, Marschalls von Frankreich und Gouverneurs von Berry, die ersten Huldigungen seines Herzens dargebracht hatte, und nun als ihr Verehrer öffentlich sich zeigte. Die Verbindung wurde nur noch durch die Abwesenheit von Clementinens Vater, Clermont von Entragues, verzögert, welcher Vatersstelle an dem jungen Grafen vertrat, und jetzt sein greises Haupt unter dem geliebten König mit immer neuen Lorbern schmückte. Die schöne Braut — Rosalie hieß sie — hatte frühzeitig ihre Mutter verloren, und lebte ebenfalls in Aubigny bey einer Tante, während der Vater mit dem ihm anvertrauten Heereshaufen nur wenige Tagereisen entfernt zu Felde lag. Seine Einwilligung hatte man, und nun erwarteten beyde Häuser nur die Ankunft Clermonts, der es sich nicht nehmen lassen wollte, die glückliche Vermählung selbst zu vollziehen. Dann gedachte er Aubigny'n, noch in der Begeisterung des ersten Glückes ehelicher Liebe, seinem König zuzuführen, damit er sich durch Thaten gegen die Feinde desselben des angestammten Ruhmes würdig machte. Beyde Liebende dachten edel, und empfanden schwärmerisch genug, um ihr Selbst zu vergessen, und einstimmig in diesen Plan einzuwilligen.

Clermont konnte aber jetzt ihre Wünsche nicht so schnell erfüllen, als er selbst gehofft hatte; sein junger König war kaum noch jemahls mit so vielen Gefahren umringt gewesen. Das ihm weit überlegene Heer der Ligue hatte die ganze Normandie überschwemmt, Heinrich mußte eine entscheidende Schlacht wagen, um nicht eingeschlossen zu werden; wie hätte ihn da der heldenmüthige alte Clermont verlassen können? Heinrich wagte diese Schlacht — es war die so berühmte bey Ivri — und zeigte sich hier zum ersten Mahle als Anführer, und zwar als Anführer, der Muth, Gewandtheit und freyen, sichern Blick auch in den gefährlichsten Momenten zu verbinden wußte *). Nach dieser Schlacht empfing Clementine folgenden Brief:

Freue dich, meine Tochter, der König hat eine Schlacht gewonnen. Schon hielt man ihn für getödtet, und mehrere der Unsrigen geriethen in Unordnung, als er, wie ein Cherub mit flammendem Schwert, wieder unter uns erschien; und jetzt zählten wir so viele Helden, als Krieger. Ich ward verwundet, und — meiner edlen, heldenmüthigen Tochter darf ich's nicht verbergen — meine Wunde ist tödtlich. Ich bin glücklich, denn ich darf mir gestehen, ich habe zu diesem, dem Vaterlande wichtigen Siege redlich beygetragen. Ich bitte dich, zeige keine Schwäche, wenn du hier mein letztes Lebewohl empfängst. Ich sterbe mit Ehre, ich sterbe für meinen rechtmäßigen Herrn: was konnte ich mir mehr wünschen? — Wider la Chatre sey auf deiner Huth. Ich weiß vom Könige selbst, daß er treulos und im Interesse der Ligue ist. Habe durchaus kein Verhältniß, wie es auch Nahmen habe, mit den Feinden deines Herrn. Lebe wohl, meine Tochter! Für deinen Sohn mache ich dich verantwortlich vor Gott und der Welt. Mein Geist wird freudig ihn umschweben, wenn er meinen Tod an den Feinden des Königs rächt, und diesem, so weit er's vermag, ersetzt, was er an mir verliert. Lebt beyde wohl! —

Clementine verschloß sich in ihr geheimstes Zimmer, dem geliebten Vater den Zoll kindlicher Thränen reichlich zu entrichten; dann ließ sie ihren Sohn kommen. Sie kündigte ihm den Tod seines Großvaters an, und hatte die Freude, den Grafen, indem noch seine Augen von Thränen der Wehmuth glänzten, schwören zu hören, er werde diesen Tod vollgültig an den Feinden des Vaterlandes rächen. Sie entflammte seine heldenmüthige Begeisterung noch mehr, und als sie ihn durch dieselbe gestärkt genug glaubte, überreichte sie ihm Clermonts Brief, und forderte das große Opfer, forderte, von diesem Augenblick an alle Verbindung mit la Chatre und den Seinigen aufzugeben. Der Graf erblaßte, vertheidigte den Marschall mit größtem Enthusiasmus, erklärte die Beschuldigung für Verläumdung neidischer Höflinge, und setzte sogar hinzu: daß, wenn auch der Vater ein Verräther wäre, darum die schuldlose Tochter nicht aufgeopfert werden dürfe. Clementine widersetzte sich ihm mit allem, was schwärmerische Anhänglichkeit an Heinrich, strenges Ehrgefühl, Stolz und Kindesliebe ihr eingaben; der Graf wurde still, wankte, erhob sich endlich: da stürzte die Mutter mit Freudenthränen in seine Arme, suchte ihn durch feurigen Preis des Opfers, das er bringe, über dieses selbst zu trösten, und schwor ihm zu, die schuldlose Rosalie selbst zu unterrichten, selbst zu überzeugen, sie mit der größten Zartheit und Schonung zu behandeln.

Clementine hielt Wort. Noch an demselben Tage erfuhr Rosalie auf die sorgsamste Weise die Gesinnungen ihres Vaters, und welch ein Opfer dieselben von ihr und ihrem Geliebten unvermeidlich machen. Sie war untröstlich; die gute Tochter konnte die Verrätherey des Vaters nimmermehr glauben, und womit auch die Gräfinn ihre Beschuldigung beglaubigte, sie hielt es für trügerisch und für Beschönigung des Wankelmuths Aubigny's. Endlich faßte sie den Entschluß, Clementinens Brief ihrem Vater zu senden, und ihn um Auflösung ihrer ängstenden Zweifel zu beschwören.

Der Marschall wurde durch diesen Brief in keine geringe Bewegung versetzt. Die Hälfte seiner Statthalterschaft war ihm zwar in geheim ergeben, aber die andere Hälfte hing am Grafen; nun war sein lang überlegter Plan gewesen, seine Gesinnungen bis nach geschlossener Verbindung seiner Tochter zu verbergen, und dann eben diese Verbindung als ein sicheres, und, wie er glaubte, eben nicht schweres Mittel zu benutzen, den jungen, verliebten Ehemann mit allen den Seinigen für sich und die Ligue zu gewinnen. Alles dieß mußte er mit Eins aufgeben, und so sah er keinen Grund mehr, sich zu verstellen; er fand vielmehr, daß ein plötzliches, unverhofftes Auftreten als Feind von desto größerm Vortheil für ihn seyn, und zugleich die Beschimpfung seines Hauses durch den Grafen und seine Mutter

*) In dieser Schlacht war es, wo Heinrich den Seinigen zurief: Wenn ihr eure Fahnen verliert, so sammlet euch um meinen weißen Federbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Ruhms finden! — Und als er sich fast tollkühn in die Reihen der Feinde wagte, und verschiedene seiner Getreuen ihn gegen sie decken wollten, rief er ihnen zu: Ey, Platz da, ihr Herren! stellt mich nicht in Schatten, bitt' ich; ich möchte gern gesehn seyn!

am vollgültigsten rächen würde. — In der Antwort an seine Tochter schonte er ihre, ihm bekannte Anhänglichkeit an den König, so viel als möglich, und suchte sie vielmehr dadurch, daß er Aubigny's Betragen als unermeßlichen Schimpf darstellte, für seine Absichten geneigt zu machen; weßhalb er ihr denn auch befahl, sich sogleich zu ihm in's Lager zu begeben, und augenblicklich eine Stadt zu verlassen, wo nur Schande und Spott auf sie lauere — eine Stadt, von welcher er nun Genugthuung an dem gräßlichen Hause erzwingen müsse.

Dieser Brief wurde durch einen getreuen Bothen abgesandt, und la Chatre versammelte schnell das ganze Heer, das ihm als Marschall von Frankreich anvertraut war, und das ungefähr aus 10,000 Mann bestand. Diese seine Untergebenen, meistens wackere, geübte, ihm blindlings ergebene Krieger, entzündete seine Beredtsamkeit zum größten Eifer für das, was er die Sache des Vaterlandes und der Religion nannte, so wie gegen jenen falschen und ketzerischen Heinrich; doch verhehlte er ihnen klüglich, wohin er sie, die er schon als Retter Frankreichs apostrophirte, zuerst zu führen gesonnen sey. Alle schworen ihm Treue bis zum Tode, und der Marschall hätte sie augenblicklich nach Aubigny geführt, wenn er nicht erst die Ankunft seiner Tochter hätte erwarten müssen, deren Zögern er gar nicht begreifen konnte. Endlich kam sein Bothe zurück, und brachte folgendes Schreiben von Rosalien:

Mein Vater! Alles, was ich sehe und höre, ja selbst Euer eigener Brief kann mich nicht überzeugen, daß Ihr mit der schrecklichen Partey verbunden seyd, die Frankreich in Unglück stürzt und verwüstet. Sollte es aber dennoch seyn, so werdet Ihr gewiß einer Tochter verzeihen, die Ihr selbst in Verehrung und Treue gegen ihren rechtmäßigen Fürsten erzogen habt, wenn sie sich scheuet, ihren Vater zu sehen, so lange er an diesem irre ist, und die Thränen und Beschuldigungen aller derer auf sich ladet, die durch ihn wegen ihrer Treue gegen den besten König unglücklich werden. Doch nein, noch will ich eher alles für Täuschung halten, als glauben, daß mein edler Vater, auf welchem der Ruhm unserer Vorfahren, durch mehrere Jahrhunderte hindurch der treuesten Vertheidiger ihrer Könige, ruhet, sich selbst so verläugnen könne. Eure eigene Schwester billiget meinen Entschluß, sie und diese Stadt nicht zu verlassen, bis ich dieses mein Vertrauen auf Euren Edelmuth bestätigt sehe. Der Himmel beschleunige diesen Augenblick meiner und auch Eurer Beruhigung und Glückseligkeit. —

Der Marschall war wie vom Donner gerührt. Sein Herz wurde von Beschämung und Zorn, von väterlicher Liebe und gehässiger Erbitterung zerrissen; und ehe sich noch dieser Sturm der Leidenschaftlichkeit gelegt hatte, ordnete er den eiligsten Zug nach Aubigny für den nächsten Morgen an.

Der Morgen kam; la Chatre erschien an der Spitze seines Heeres, und dieses jauchzte ihm freudig zu. Nach einer heroischen Aufforderung erklärte er ihm, daß der Zug vorerst nach Aubigny gehe, es einzunehmen, oder, wenn das ja nöthig seyn sollte, es zu belagern. Wir werden leichtes Spiel haben, meine Freunde, und einen fröhlichen Anfang, sagte er. Nichts ist vorbereitet; die Besatzung äußerst schwach; kein einziger erfahrner und angesehener Anführer unter ihr. Man wird einen jungen Menschen an die Spitze stellen, der kaum sein zwanzigstes Jahr erreicht hat, und der nur noch in Kämpfen der Liebe und des Lanzenspiels versucht ist. Leicht mag er uns mit jugendlicher Hitze entgegen fliegen: doch kann ihn schon die erste glühende Begrüßung unsers Geschützes anderes Sinnes machen. — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Hoffnung auf die Zukunft.

Eure ewige Hoffnung auf bessere Zeiten ist Thorheit,
Werdet nur gut, und von selbst wandeln die Zeiten sich um.

Kapf.

Das Mitleid.

Eine Allegorie.

Als, nach der Erzählung Griechischer Dichter, mit der Unschuld das goldene Zeitalter verschwunden, und Asträa, die Göttinn der Gerechtigkeit, von der Erde gewichen war, blieb unter den Sterblichen die Liebe zurück, die bessere Liebe, von Hirten gepflegt, und groß gezogen von der Treue.

Anfänglich hatte sie nur die Freude zur Begleiterinn, neben welcher sie gern, von einer blühenden Linde beschattet, den Festen der Landleute zusah. Einst aber hörte sie von einem Felsen her, über dessen Gipfel schwärzliche Tannen ragten, und in ein trübes stehendes Gewässer herab nickten, eine Stimme leise und klagend, wie der im Schilfe des Gewässers flüsternde Wind. Unwiderstehlich fühlte die Liebe sich fort gezogen, und ging dem Trauertone nach. Sie fand einen Jüngling,

an den Felsen gelehnt, welcher bald zu den Tannen empor, und bald durch das langsam hin und her wallende Schilf blickte. Als sie näher trat, bemerkte sie auf seiner Stirn einen gewissen Ernst, der für sie etwas Ehrwürdiges hatte; zugleich aber flößten seine blassen Wangen, sein mattes Auge, der zu stillen Gebethen sich öffnende Mund ihr eine, so noch nie gefühlte Zuneigung ein, und bewegten ihr Innerstes. „Haben sie dich alle verlassen?" fragte die Liebe den, wie aus einem tiefen Schlafe erwachenden Jüngling. „Alle," versetzte dieser, „und auch Du wirst nicht lange bey mir weilen." Indeß verklärte sich das Gesicht des Leidenden in der Nähe der überirdischen milden Gestalt, und in ihrem Herzen sprach eine geheime Stimme: Verlaß ihn nicht! Das war die Stimme der Götter; denn sie hatten beschlossen, daß die Liebe sich mit dem Kummer vermählen, und so lang in einer Hütte bey ihm wohnen sollte, bis die Menschen den Umarmungen beyder ein neues Wesen verdankten, dessen Wandel unter ihnen ihr Elend erleichterte. So erschien, von dem Kummer gezeugt, am Busen der Liebe genährt, das Mitleid, ein holdes Mädchen, von seinen ersten Gespielen Eleesyne genannt.

Bald nach der Geburt des Kindes soll in der Hütte, wo es lag, über seiner Wiege ein Zaunkönig genistet haben; und späterhin, als Eleesyne die matt gewordenen Blumen eines benachbarten Gartens getränkt hatte, und von der Arbeit ausruhte, kam eine vom Habicht verfolgte Taube, und rettete sich in ihren Schooß.

Die Abkunft des Mädchens verräth sich in ihrer ganzen Bildung, in jedem ihrer Züge. Auf der Stirn wohnte des Vaters Ernst, aber mit weiblichem Reitze vereint, und durch ihn gemildert; das Auge trauerte; jedoch nicht über eignes, sondern über fremdes Unglück, und kündigte sanftes Wohlwollen an; auf den Lippen gesellte sich zur Sprache der Wehmuth ein tief in die Seele dringendes süßes Lächeln. Auch flocht sie unter die Cypressen des väterlichen Kranzes die Myrthen ihrer Mutter; that zuweilen auch eine Rosenknospe hinzu, welche sie eine weiße Rose zur Nachbarinn gab.

Unermüdet wanderte nun Eleesyne, um diejenigen aufzusuchen, die des Trostes bedurften. Einst gelangte sie an ein, von den Kriegern in Asche gelegtes, und von seinen Einwohnern verlassenes Dorf. Die Felder waren verwüstet; weit und breit hörte man keinen menschlichen Laut. Die Wandernde setzte sich auf die Trümmer eines Hauses, dessen ehemahliger Besitzer oft mit den Armen sein letztes Brod getheilt hatte, und wandte die Augen gen Himmel. In der Stunde, da sie es that, überfiel den Anführer jener kriegerischen Horden ein ihm unbekannter Schauder; es war ihm, als ob ein Höherer den Fluch über ihn spräche. Sie aber eilte den Geflüchteten nach. Ihr Weg führte sie vor einer Quelle vorbey, die verborgen im Dunkel eines Buchenwaldes murmelte. Hier hatte vor Zeiten ein Unglücklicher, zum Danke für manchen ihn tröstenden Gesang, den Musen einen Tempel erbaut, und die Musen hatten der Quelle die Kraft der Hippokrene verliehen. Da, wo sie hervor sprudelte, setzte sich Eleesyne auf den mit Nachtviolen geschmückten Rasen, und ließ eine Thräne hinein fallen. Seitdem hat mancher Dichter aus ihr geschöpft. Aus ihr begeisterte sich Petrarch zu melodischen Klagen, und Delisle zu Gesängen, dem Mitleiden geweiht; dem, seinem frühen Tod entgegen singenden Hölty gab sie die zärtlichsten Elegien ein, so wie unserm Jacobi sein Aschermittwochslied.

Noch immer geht mit ihren Tröstungen Eleesyne umher. Da, wo es ihr vergönnt ist, am Throne zu stehen, heiligt sie den Thron, und dem Fürsten, der auf ihre Worte merken will, beurkundet sie seine Verwandtschaft mit den Unsterblichen. Für die Götter selbst legt sie Zeugniß ab; denn die seligen Götter, welche sie dem Menschengeschlechte zusandten, können nicht die Urheber des menschlichen Elendes seyn; und, so lange sie auf Erden bleibt, wenden die Himmlischen ihr Antlitz nicht von uns weg.

v. Ittner.

Notitzen.

Wien, den 3. Nov. — Gestern wurde im k. k. Hof-Theater nächst dem Karnthner-Thor die Italianische komische Oper: Le cantatrici vilane, die Dorfsängerinnen, gegeben. Das Buch, ohne von der Regel dadurch abzuweichen, daß es ein zusammenhängendes Süjet, Interesse, Verwicklung u. dgl. hatte, enthalt doch hie und da wirklich komische Situationen, und einige witzige Wortspiele. Die Musik, von Fioravanti, ist zwar leichte Kost, doch unterscheidet sie sich von dem Fabrikmäßigen der gewöhnlichen national-italiänischen Singspiele durch eine größten Theils geschmackvolle und animirte Instrumental-Begleitung; besonders zeichnet sich in letzterer Hinsicht das Finale des ersten Acts aus. Mad. Campi fand in dieser Oper ein weites Feld für ihre Kunst, und erhielt für unzählige Noten unzählige „Brava!" — Mlle. Fischer und Mlle. Arnheim bothen ebenfalls alle Kräfte auf, ihrer Gefährtinn so nahe als möglich zu kommen. Des Herrn Radichi liebliche Tenorstimme verfehlte auch hier ihre angenehme Wirkung nicht, und Hr. Brizi unterhielt das Publikum durch joviale, nie in Übertreibung fallende Laune. M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Donnerstag, den — 134. — 9. November 1809.

Die Belagerung von Aubigny.

(Fortsetzung.)

Der Anzug des Marschalls wurde bald in Aubigny verkündigt. Leider hatte er nur allzu wahr geredet: die Besatzung war allerdings schwach, keine Vorkehrungen waren getroffen, kein einziger erfahrner Anführer befand sich in der Stadt. Durch öffentlichen Aufruf wurde die Bürgerschaft auf dem Markte versammelt. Da trat der junge Graf gerüstet durch ihre Reihen, und an seiner Seite ging noch einer, ebenfalls in schweren, glänzenden Waffen. Beyde stiegen gefaßt und mit Würde die Stufen des Portals der Hauptkirche hinauf, um von allen gesehen und verstanden zu werden; der Begleiter des Grafen öffnete das Visir, und die Versammlung erkannte mit Erstaunen Clementinen, Aubigny's Mutter. Sie winkte, und im Augenblick war alles so still, wie in tiefer Einöde.

Wenn es euch ein Ernst ist, meine lieben Bürger — sagte sie mit Ruhe und bezaubernder Würde — wenn eure Herzen wirklich den großmüthigen Heinrich lieben und seine verrätherischen Feinde hassen: so nehmt diesen Augenblick wahr, in welchem ihr mehr als je — beydes, eure Liebe und euren Haß, beweisen könnet. Ihr wißt selbst, mit welchem Kummer Heinrich das Blut der Franzosen verspritzt; er ist ja mehr unser Vater, als unser Beherrscher! Läßt er sich doch selbst von Rebellen nur zum Streit reitzen, um den Gutgesinnten Ruhe und Glück zu erkämpfen! Was hingegen wollen seine Feinde? Nichts, als aus öffentlichen Drangsalen Nutzen für ihre Herrschsucht, ihren Geitz, ihren Haß, ihre Ruhmsucht ziehen! Und diesen sollten wir uns feig unterwerfen? Nein, nein, nein! nimmermehr, meine tapfern Freunde! Wahr ist es: die Aufrührer sind uns an Zahl überlegen: aber was thut die Zahl! Wir sind ihnen überlegen an Entschlossenheit, an Begeisterung der Liebe, an frohem Bewußtseyn der guten Sache, an Glauben zu Gott, der unser und unsers Königs Recht durch unsern Arm schützen wird. Oder wie? sagt selbst: sollte der im Himmel sich nicht guter Kinder annehmen, wenn sie ihren Vater vertheidigen? Ja, Gerechtigkeit und alles Gute ist so offenbar auf unserer Seite, daß meine unerschütterliche Überzeugung ist, wir dürften, selbst wenn unsere Niederlage gewiß wäre, keinen Augenblick Anstand nehmen, uns aufzuopfern. — Denkt und empfindet ihr nun, wie ich, so handelt auch gleich mir. Ich würde mich glücklich preisen, für den König — den großen, den guten König zu sterben!

Hier unterbrach sie das laute Geschrey des Volks: Der große, der gute König lebe! wir siegen für den großen König! wir sterben für den guten König! Alles stürzte ungeduldig davon und zu den Waffen.

Gar bald kamen die Bürger zurück: Clementine empfing und ordnete sie auf den Wällen. Selbst Greise, Weiber und Kinder, wurden durch ihren Heldenmuth entzündet; sie halfen die Brüder, halfen die Söhne be-

waffnen; sie trugen Bedürfnisse herbey, legten den Ihrigen das Interesse des guten Königs immer dringender und immer von neuem an's Herz — kurz, Clementinens Seele schien nun in jedem Bürger zu leben.

Es war die höchste Zeit, dergleichen Anstalten zu treffen, denn schon naheten die Bothen aus den nächsten Ortschaften, die den Zug von la Chatres Heere und die Verwüstungen desselben verkündigten. Kaum war die Sonne am folgenden Morgen hell und schön herauf gestiegen, als man dieses Heer stolz und in größter Ordnung anrücken und die Stadt von allen Seiten umlagern sahe. (Den 1. Jun. 1591.)

Die Belagerten waren bey weitem nicht zahlreich genug, die Wälle zu verlassen, und solch einen Feind anzugreifen. Ob ihnen Hülfe, ob ihnen Entsatz von irgend einer Seite kommen könne, wußten sie durchaus nicht; wie lange ihre geringen Vorräthe reichen würden, in welche Noth sie gar bald der Mangel stürzen müsse — das zu überrechnen fiel keinem nur ein: alle waren einzig darauf bedacht, jeden Augenblick zu thun, was sie als Pflicht gegen Gott, das Recht und den König erkannten. Durch Schwäche der Mannschaft waren sie auf sorgsame Besetzung der Mauer, auf scharfe Beobachtung der Unternehmungen des Feindes, und auf muthigen, geschickten Gebrauch des Geschützes gegen denselben eingeschränkt; und es war ihnen genug, nur dieses recht treulich auszuführen. Doch konnten sie durch alle diese Treue und durch noch so geschickten Gebrauch des Geschützes keineswegs verhindern, daß nicht vor ihren Augen gar bald der Feind die Laufgräben eröffnet, und die Stadt zugleich von allen Seiten berennet hätte.

Da la Chatre voraussetzen konnte, die Bürgerschaft bedenke nun die glücklichen Fortschritte seiner Unternehmungen, ließ er die Stadt unter den schmeichelhaftesten Versprechungen zur Übergabe auffordern.

Der Officier, der mit diesem Auftrage abgefertigt war, wurde durch das Stadtthor eingelassen, und der Gräfinn vorgestellt. Er fand die Heldinn an der Seite ihres Sohnes, da, wo die Gefahr am größten war. Sie befahl dem erstaunten Abgesandten zu reden.

Er begann: Gräfinn, der Marschall, mein Feldherr, erkennet mit Bewunderung an Euch Talente und Muth, wie sie die Natur selbst Männern nur selten verleiht; dieß vermehrt seine Geneigtheit, Euch Frieden und Freundschaft anzubiethen. Er weiß, daß Ihr Euch zu dieser Vertheidigung übereilt habt — eine Vertheidigung, deren Unstatthaftigkeit selbst der schwärmerische Blick enthusiastischer Ruhmbegierde entdecken muß. Verlasset Euren trügerischen Führer, den falschen Ruhm, der das Unmögliche möglich machen, und zwecklos blutige Opfer bringen will; kehret zur Bedachtsamkeit, kehret zum wahren Wohlwollen gegen diese unschuldigen Bürger und Kriegsgefährten zurück! Überlegt nur einen Augenblick mit der so nöthigen Fassung und Ruhe: was ist diesen, wenn auch noch so wackern, doch an Zahl und an Mangel der Waffenübung mit uns in gar keinem Verhältniß stehenden Männern — was ist ihnen nur möglich gegen unsere erfahrnen, abgehärteten, sieggewohnten Krieger unter Anführung von Helden? Ich gebe Euch im voraus alles zu, was Ihr, ohne Schwärmerey und Verblendung, nur selbst zugegeben haben wollt: aber dennoch ist es ja schlechterdings unmöglich, daß Ihr uns länger, als höchstens drey Tage widerstehen könnt. Die Hälfte unserer Truppen — wahrlich, sie wäre hinlänglich, Eures Sohnes ganze Besitzungen zu verwüsten. Wenn die Rücksicht auf diese redlichen Bürger Euren Entschluß erzeugt hat, so mag die letztere Betrachtung ihn befestigen. Gebet nach, edle Frau; erkennet Heinrichen für den, wofür ihn die ganze Welt erkennt: für einen Abenteurer, der sich durch Tollkühnheit und Übermuth eine kurze Zeit, aber nicht länger halten kann; für einen Fürsten, den nicht irdische Meinung, Partey oder Haß — nein, den selbst der Himmel durch den Mund seines heiligen Dieners zu Rom verworfen hat. Eröffnet die Thore, und bleibt, geehrte Gräfinn, bleibt uneingeschränkte Gebietherinn der Stadt. Der Marschall wird nur 2000 Mann Besatzung einlegen, und auch diese Eurem Willen unterordnen.

Hier schwieg der Officier, und Clementine antwortete mit Würde und vollkommener Fassung: Herr Abgesandter, Eure Rede war lang und gut: meine Antwort wird kurz und besser seyn. Sagt dem Marschall: mein Vater starb für den König, seine Tochter und sein Enkel kennen keinen größern Ruhm.

Der Officier stand einige Augenblicke bestürzt; er war aber für Unterhandlungen geübt genug, um selbst diese Bestürzung bald zum Vortheil seiner Sache zu benutzen. Madame, sagte er, ich stehe überrascht, und läugne nicht, daß es vor Bewunderung geschieht. Gern setzte ich mehr hinzu, aber ich bin Abgesandter, und — meine Gesandtschaft ist aus. Nur einen einzigen Auftrag hab' ich noch, der mit dem Interesse des Staats nichts gemein hat: einen Auftrag des Vaters an seine Tochter. Wird es mir verstattet, ihn zu vollführen? — Fern sey es von uns, erwiederte Clementine, die menschlichsten Gefühle bey irgend jemand, und wäre er unser

Todfeind, zu beeinträchtigen. Und nun sandte sie zu Rosalien und ihrer Tante, den Bothen melden und sie fragen zu lassen, ob sie ihn annehmen wollten.

Allen Mißdeutungen zu begegnen, erschienen beyde Damen sogleich selbst, um in Clementinens, des Grafen und der versammelten Bürger Gegenwart den Auftrag zu hören. Rosalie war im Trauerschleyer, stand da wehmüthig und tief gebeugt — man konnte nichts Rührenderes sehen, auch schien der Abgesandte durch ihren Anblick tief ergriffen, und nur noch mehr verwirrt, was allerdings Rosalien schmeicheln mußte, schmeicheln sollte. Mit gleicher Feinheit und Stärke trug er ihr nun vor, was ein Vater und Parteygänger unter solchen Umständen nur irgend finden konnte, die Tochter für sich und die Seinigen zu gewinnen: Rosalie blieb unerschüttert, und, begeistert vom Enthusiasmus der Versammleten, gereitzt vom Anblick der strahlenden Gegnerinn ihres Glücks, gestärkt von der Nähe des Geliebten, betheuerte sie noch, daß sie entschlossen sey, gleich der Gräfinn Aubigny, die Gefahren der Bürgerschaft zu theilen, den Vertheidigern beyzustehen, und wenn Gott das Herz ihres Vaters gegen die Stadt und den König nicht wendete, mit diesen Getreuen zu sterben.

Nein, länger vermag ich's nicht mich zu verbergen, rief hier der Abgesandte, ausbrechend in lautem Enthusiasmus. Ich bin Soldat; ich treibe mein Handwerk für den, dem ich diene und Treue geschworen habe, frage nicht, ob er Recht oder Unrecht hat, sondern überlasse das ihm und seinem obersten Richter. Drängt sich mir aber die Überzeugung von seinem Unrecht so übermächtigend auf; kann ich ihr, so wie jetzt, gar nicht mehr widerstehen: dann vermag ich auch nicht mehr für ihn zu fechten, und mein Dienst muß sich darauf beschränken, Frieden zu vermitteln, so weit meine schwachen Kräfte es vermögen. Was ich hier gesehen, was ich gehört, und vor allem von Euch, Fräulein, gehört habe: es hat mir das Herz, mein ganzes Herz umgewendet — mir, mir, der ich Euch nichts bin, mir, dem Ihr nichts seyd, als ein fremder, wahrscheinlich nie wieder zu erblickender Gegenstand der tiefsten Bewunderung! O, was müßte dieser Anblick, was dieser edle Sinn, dieser hinreissende Ausdruck eurer Gestalt und Rede über einen Vater vermögen, der ganz in seiner Tochter, der einzigen, der vielgeliebten, lebt! Fräulein, hört einen gemeinen, aber redlich gesinnten Mann: versucht es, diese alle, die jetzt ihre Blicke gerührt auf Euch richten — versucht es, diese ganze Stadt vom Untergange zu retten, und Heinrichen in Eurem Vater einen neuen Freund zu werben, wenigstens ihn von einem furchtbaren Feinde zu befreyen! Ich kenne Euren Vater, ich glaube mich auch über seine jetzige Stimmung nicht zu irren, selbst wenn er sie verbirgt, und ich sie hier verschweigen muß: ich bin gewiß — bin so gewiß, als daß ich lebe, es wird, es muß Euch gelingen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Blume.

(Frey, nach Millevoye.)

Traurig, einsam welkst du hin,
Blume, Schmuck der friedlich stillen Gründe!
Deine Blätter, farbenlos,
Sind ein Spiel der Winde.

Eine Sichel mäht uns ab,
Einem Gotte müssen wir uns fügen.
Du verlierest Blatt um Blatt,
Wir Vergnügen um Vergnügen.

Ach! der umgetrieb'ne Mensch,
Sattgetäuscht von Liebe, Glück und Ruhme,
Seufzet: Was ist wichtiger,
Leben oder Blume?

Haug.

Der Wetterprophet.

König Ludwig XI. von Frankreich war, nach dem Geiste seines Zeitalters, ein gläubiger Anhänger der Zeichendeuterkunst, und besoldete daher auch an seinem Hofe einen Astrologen, der für ihn, im Fall der Noth, die Gestirne befragen mußte.

Der unverdorbene Menschenverstand übt aber immer seine unvertilgbaren Rechte, auch selbst, wo Vorurtheile seine Gewalt zu unterdrücken streben.

Auch König Ludwig gab davon einen lehrreichen Beweis.

Einst beschloß er, am folgenden Morgen auf die Jagd zu gehen. Er trug also seinem Astrologen auf, den gestirnten Himmel zu untersuchen, ob ihm den Tag darauf das Wetter zu seinem Vorhaben günstig seyn werde.

Der Sterndeuter verfügte sich auf seine Warte, nahm sein Sehrohr zur Hand, verfolgte den Lauf der Sterne, calculirte, meditirte, und brachte endlich dem ungeduldig harrenden Monarchen die trostreiche Nachricht: daß am folgenden Tage unfehlbar schönes, heiteres und stilles Wetter seyn werde.

Es wurden nun alle Vorkehrungen zu der beschlossenen Jagd getroffen, und Ludwig setzte sich, beym Anbruch des Morgens, mit seinem Jagdgefolge zu Pferde.

Als der König unfern einem Gehölze gekommen war, begegnete ihm ein Köhler, der einen mit Kohlen beladenen Esel vor sich her trieb.

Ehrerbiethig blieb er stehen, und bezeugte seinem Landesvater seine Ehrfurcht.

Der König ritt zu ihm und befragte ihn herablassend: ob viel Wild in dem Forst sey?

„Wollt Ihr denn heute jagen? fragte der Kohlenbrenner.

Allerdings!

„Dazu möcht' ich nicht rathen."

Und weßhalb?

„Eh' ein Paar Stunden vergehen, haben wir einen heftigen Sturm mit Donner, Blitz und Plazregen."

Lächelnd sagte der König: Lieber Freund, ich weiß es besser.

Im Vertrauen auf die Kenntnisse seines Astrologen, setzte der Monarch seinen Weg fort, und die Jagd begann.

Aber nach Verlauf einer halben Stunde erhob sich ein wüthender Orkan, der heitere Himmel wurde mit schwarzen Wolken bedeckt, dumpf rollte der Donner, rothe Blitze sprühten durch die Luft, und der Regen strömte wie ein Wolkenbruch zur Erde. Das Gefolge des Königs und die Jäger zerstreuten sich, auf ihre Rettung bedacht, und der König, von allen verlassen, entkam nur, mit Gefahr seines Lebens, durch die Hülfe seines guten Pferdes, dem Sturz einiger zersplitterten Bäume, die ein Wirbelwind entwurzelte.

Ganz durchnäßt und bestürzt gelangte er endlich auf sein Schloß zurück, äußerst entrüstet über den unzuverlässigen Sterndeuter.

Am folgenden Morgen erinnerte er sich der Warnung des Köhlers, und da er in dem Wahn stand, daß dieser wohl gar gründlichere Kenntnisse in der Astrologie habe, als sein theuer bezahlter Hof-Astrolog, so ließ er ihn zu sich rufen. Als er erschien, fragte er ihn:

„Woher hast du gestern das Wetter so richtig vorher gesagt. Verstehst du etwas von der Kunst, die Zukunft aus den Sternen zu lesen?"

Allergnädigster König! versetzte der Köhler treuherzig: Ich bin ein armer, einfältiger Bauersmann, bin nie zur Schule gegangen, kann weder lesen noch schreiben.

„Nicht möglich!"

Doch, — gnädigster Herr — aber ich hab' einen Sternseher in meiner Hütte, der noch nie gelogen hat, und mir immer das Wetter vorher sagt.

„Und der Mann heißt?" fragte der König voll Erstaunen.

Es ist mein Esel, den Euer Majestät gestern gesehen haben. Wenn ein schlimmes Wetter im Anzuge ist, so spitzt er immer seine Ohren, und geht langsamer, wie gewöhnlich, drängt sich an Zäune und Mauern, und reibt sich.

Gestern machte er's auch so, und nun wußt' ich auch schon, wie's kommen würde, und deßhalb warnt' ich Eure Majestät.

„Gut!" sagte der König: „du bleibst bey mir, ich ernenne dich zu meinem Astrologen. Mein alter taugt nichts, und ich will an keinen mehr glauben, als an deinen ehrlichen Esel."

Der Hof-Astrolog erhielt seinen Abschied, und der treuherzige Köhler ein reichliches Jahrgehalt.

Carl Müchler.

Notizen.

England. — Lord Riddesdale ließ ein Paar Hasen, Männchen und Weibchen, ein Jahr lang beysammen einsperren, und gehörig besorgen. Am Ende des Jahres fand er 168 Hasen, die sämmtlich Nachkommen des eingesperrten Paares waren. — Ein Paar Kaninchen, auf die gleiche Art eingeschlossen, und eben so lange, hatte am Ende des Jahres ungefähr 300 Individuen hervor gebracht. Man muß sich bey dieser reichen Selbstvermehrung der Kaninchen daher gar nicht wundern, daß diese artigen Geschöpfe einen oft sehr wichtigen Theil der Landwirthschaft in England ausmachen; denn man liefert alljährlich bloß für 250,000 Pf. St., das heißt, für 6,250,000 Französischer Livres, Kaninchenhaare an die Englischen Hutmanufacturen.

Berlin, welches eine bedeutende Anzahl Meister, Kenner und Verehrer der Musik in sich schließt, hat jüngsthin den erhabenen Talenten des unsterblichen Haydn durch eine seiner würdige Todtenfeyer gehuldigt. — Das Fest ward von Hrn. Schneider, einem verdienten Componisten, veranstaltet. Es ward mit einer, von Julius von Voß verfaßten, und von Beschort gesprochenen, Rede eröffnet, der eine Aufführung mehrerer Musikstücke des Verewigten folgte, und wurde endlich mit folgendem von Hrn. Schneider in kühnen und wirksamen Harmonien gesetzten Epitaph, das von sechs, um einen von Schadow verfertigten Sarkophag, versammelten allegorischen Personen abgesungen ward, geschlossen:

Hin ist alle Kraft,
Der Tod hat ihn dahin gerafft.
Es weint die Klage
Am Sarkophage.
Zur Harmonie des ew'gen Schönen
Hat der Verklärte sich gesellt.
Ein Erbe von unsterblich hohen Tönen
Ließ er der Welt.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 135. — 11. November 1809.

An die Langeweile.

(Aus den Papieren eines Einsiedlers.)

Ich weiß nicht, was groß und erhaben ist, Madam! wenn Sie es nicht wissen; und Sie brauchten wahrlich nicht erst eine Dame zu seyn, um bewundert, gefürchtet und gepriesen zu werden.

Es ist wahr, über Ihre Besuche bezeigt niemand eine sonderliche Freude, und ich habe noch keinen Menschen gehört, der Sie liebenswürdig gefunden hätte. Aber ich lasse mich durch kein Vorurtheil, wäre es auch noch so allgemein, irre machen, und erkläre Sie hiermit öffentlich zur Königinn meiner Gedanken, deren Vorzüge ich gegen männiglich, wenn nicht mit Schießpulver, doch mit Dintenpulver, und wenn nicht mit der Degenspitze, doch mit der Federspitze zu vertheidigen entschlossen bin.

Wie sehr Sie über den niedrigen Pöbel erhaben sind, läßt sich daraus abnehmen, daß man Sie fast nirgends als in den vornehmsten Gesellschaften findet. Wer besitzt ein so verjährtes Recht, bey Hofe zu erscheinen, als Sie? Und mit welchem glücklichen Erfolg wissen Sie sich in diesem Rechte zu behaupten! Jedes Mittel, das man anwendet, um Sie zu verbannen, hat gerade die entgegen gesetzte Wirkung. Nicht genug, daß weder die Hofphilosophen, noch die Hofpoeten Ihnen gewachsen sind, Sie zwangen schon vor geraumer Zeit noch weit gefährlichere Feinde, nähmlich die Hofnarren, Ihnen das Feld zu räumen.

Sollte noch jemand an dem Adel Ihrer Gesinnungen zweifeln, so frage ich ihn: ob er Sie jemahls hinter dem Pflug hergehen, oder Ihren Rang so sehr vergessen sah, daß Sie einen Künstler, oder gar einen gemeinen Handwerker in seiner Werkstätte besucht hätten? Überhaupt scheinen Sie von gleicher Abstammung mit dem Podagra zu seyn, das ebenfalls die Gemeinschaft schlechter und armer Leute verschmäht, und sich nur zu den Großen und Reichen gesellt.

Ob sie zugleich in die Classe der andächtigen Damen gehören, getraue ich mir nicht zu entscheiden. Aber jedermann weiß, daß Sie sich häufig in der Kirche, und sogar noch häufiger als in der Komödie finden lassen.

Wie höchst verderblich für die Menschheit das Denken ist, haben in unsern Tagen die größten Denker selbst mit unumstößlichen Gründen dargethan. Und bey wem hat diese Heil bringende Lehre bessere Früchte getragen, oder vielmehr, bey wem war sie überflüssiger, als bey Ihnen, Madam? Wer haßte von jeher das Denken mehr, als Sie und — die Dummheit? Billig sollte daher die Welt Ihnen mit dieser Göttinn des Tages gleiche Ehre erzeigen, und Ihrer Gedankenlosigkeit einen Altar errichten. Doch ein schönerer Lohn war Ihnen vorbehalten. Gewisse neue Poeten und Philosophen, geschworne Feinde des Denkens und wahre Apostel der Dummheit, errichten ihr und Ihnen mit jeder Messe Altäre,

wenn gleich nicht von Marmor, doch von Papier, und — o der frommen und großmüthigen Seelen! — zuweilen sogar von Velinpapier. Daß es Leute gibt, welche diese Altäre noch ärger fliehen, als ein Drachennest, oder eine Wolfsgrube, darf Ihr edles Gemüth nicht kränken, denn es sind ja nur — die vernünftigen Leute, die sich dieser Feigheit schuldig machen.

Ehemahls zwar kannte unser Deutsches Vaterland eine nicht kleine Anzahl von Wunderthätern, die nur den Zauberstab, den sie ihre Feder nannten, zu bewegen brauchten, um Sie, Madam! aus der Atmosphäre des geschmackvollen Publikums zu verbannen. Aber Ihre Freunde haben Sie längst im Triumph wieder in die Lesewelt eingeführt, und rufen Ihnen mit Recht die tröstlichen Worte zu: Sie sind gestorben, die dir Göttliche! nach dem Leben trachteten!

Diese Herren, Madam! sind die wahren Mehrer Ihres Reichs, wenn sie gleich öffentlich sich Ihrer zu schämen affectiren, und in die größte Wuth gerathen, wenn man ihren aller Welt vor Augen liegenden Verdiensten um Sie Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Doch wenn ich die Sache unbefangen betrachte, so ist nichts natürlicher, als daß die guten Leute Ihnen nicht hold sind. Kaum blättert irgend ein wohlmeinender Leser ein wenig in diesem oder jenem ihrer Werke, so hören sie nicht auf, ihn zu peinigen, bis er das Buch voll Unmuth in einen Winkel wirft. Aber ich frage: Verdienen sie Lob oder Tadel dafür? Oder vielmehr, ich frage nicht; denn, was fehlt jenen Werken, um alles mögliche Unheil zu stiften, als daß sie — gelesen werden? und die Antwort gibt sich also von selbst. Im Ernst, Madam! Sie ersparen dem Staat eine Menge Bücherfiscale und Censoren, und das Verzeichniß der verbothenen Bücher würde mit jedem Jahre abnehmen, wenn man Ihnen nur halb so viel Zutrauen schenkte, als Ihnen gebührt. Kurz, Sie werden nicht müde, uns die größten Wohlthaten zu erzeigen, und wir werden nicht müde, sie Ihnen mit Undank zu vergelten. Man nennt Sie eine beschwerliche Gesellschafterinn, und bedenkt nicht, daß ohne das Mißvergnügen, das Sie uns verursachen, wir wenig oder gar kein Vergnügen kennen würden. Darf ein Eßlustiger den Hunger, ein Trinker den Durst und ein Jäger das Wildpret verwünschen? Mit welchem Recht, Madam! kann also die nähmliche Dame, die Ihre Gegengifte, die Bälle, die Spatzierfahrten und die Theegesellschaften, über alles liebt, sich über Sie beklagen? Man setzt sich zu Pferd und wirft sich in den Wagen, bloß um Ihnen zu entfliehen. Gehört aber das Reiten und Fahren unter die unlustigen Dinge, und kann man eine Krankheit hassen, deren Cur die angenehmsten Empfindungen erregt? Fragen Sie doch Ihre unversöhnlichsten Feinde und Feindinnen auf ihr Gewissen, ob sie mit Verdruß oder mit Vergnügen ihre Abende am Spieltisch zubringen? Warum schreyt man also Ach und Weh über Sie? Will man denn, daß die schönen Künste sowohl als die galanten, untergehen? Soll man weder auf dem Flügel, noch in der Karte spielen? Man bringe es dahin, daß Sie aufhören ein Bestandtheil der besten Welt zu seyn, und die Kartenfabrikanten werden mit den Romanenfabrikanten, die Tonkünstler mit den Gauklern und Poeten sich unter dem grabenden oder bettelnden Pöbel verlieren. Der schönen Natur werden ihre eifrigsten Anbether den Dienst aufsagen. Man wird weder Fluren noch Wälder durchstreichen, und der Prater und der Augarten zu Wien, und selbst die Thuillerien zu Paris werden zu wahren Einöden herab sinken.

Doch es gibt Murrköpfe, die Sie gerade deßwegen verdammen, weil Sie einige Leute ermuntern, dem Vergnügen nachzulaufen, nachzureiten, nachzufahren, nachzuschwimmen und nachzufliegen. Aber ermuntern Sie nicht noch eine größere Menge zur Arbeit? Wer gibt mancher Dame die Nadel in die Hand, als Sie? Und würden nicht von dem männlichen Geschlechte Tausende, die jetzt zum Besten der Menschheit referiren und philosophiren, Kranke gesund machen, und Feinde tödten, Bücher und Bildsäulen hervor bringen, pflanzen und begießen, säen und ernten — würden diese nicht die Hände in den Schooß legen, wenn die Furcht vor Ihnen, die mächtiger wirkt, als der Hunger und die Peitsche, nicht ihre Thätigkeit anspornte?

Es scheint unglaublich, aber es ist nichts desto weniger wahr, daß Sie keinen geringern Antheil an den Liebeshändeln haben, als der geflügelte Knabe, der doch sonst auf der Welt nichts zu thun hat, als Herzen in Brand zu stecken. Ohne Köcher und Pfeile theilen Sie seine Macht mit ihm, und zwingen einen Seladon um den andern, seiner Schönen das Bekenntniß: Ich liebe dich! — in's Angesicht zu gähnen. Aber, weniger flatterhaft als der leichtsinnige Gott, fliegen Sie nicht gleich ihm davon, so bald Hymen ein durch Sie entzündetes Paar vereinigt hat, sondern bleiben gewöhnlich die treue Gefährtinn desselben sein ganzes Leben hindurch.

Sie sind eine sehr friedliebende Dame. Aber ich möchte fast sagen, desto schlimmer; denn weil Sie den Großen verhaßt sind, so ist es ihnen zugleich auch der

Friede; und nicht selten bluten Millionen, bloß weil man im Krieg Ihre Gesellschaft nicht zu fürchten hat. Dieser Beweis Ihrer Gewalt berechtigt Sie zwar allerdings zu dem höchsten Stolz. Aber menschenfreundlicher wäre es doch, wenn Sie es künftig der edeln Ruhmbegierde, oder gewissen andern Leidenschaften zu überlassen geruhen wollten, den Janus-Tempel offen zu halten.

Die meisten Reisen durch Deutschland oder durch Frankreich, durch England oder durch Italien, durch Europa oder um die Welt, werden zwar Ihnen zum Trotz unternommen; aber beschrieben werden sie bloß Ihnen zu Gefallen.

Wem dankt die Welt die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen, als Ihnen, und es ist noch nichts weniger als ausgemacht, ob Sie nicht sogar das Pulver und die Luftschiff-Fahrt erfunden haben.

In Wahrheit, Madam! meine Ehrfurcht für Sie wächst mit jeder Zeile, die Ihre Verdienste meiner Feder entlocken, und ich eile zu verstummen, bloß weil ich mich mit einer einzigen Zunge zu schwach fühle, den Stoff zu erschöpfen, dessen ich mich allzu verwegen bemächtigte. Doch ich kann nicht schweigen, ohne wenigstens Ihre glänzendsten Eigenschaften summarisch zu wiederhohlen.

Durch Sie blühen Künste und Wissenschaften noch mehr, als durch die eitle Geld- und die noch eitlere Ruhmbegierde. Sie sind die zehnte Muse, die zweyte Liebesgöttinn, die zweyte Minerva, und eine wahre Heldenmutter. — Sie zwingen die Schriftsteller zum Schreiben und das Publikum zum Lesen. Ihnen danken unsere politischen und eleganten Zeitungen, unsere Morgen- und Abendblätter ihre meisten Abonnenten, und nur wenige, wie Elysium, Tartarus, und Teutone, ihren Untergang. — Ohne Sie hätten Thalia und Melpomene schwerlich einen Tempel, oder wenigstens einen leer stehenden. Und wer weiß, ob ohne Sie selbst die längst gepriesenen Nahmen Kotzebue und Iffland, und die künftig zu preisenden Theodor Hell und Carl Stein, oder gar eine Madam Weissenthurn jemahls der Welt bekannt geworden wären?

Auch dieses kleine Opfer, das ich auf Ihren Altar lege, ist die Folge eines Besuchs, mit dem Sie mich zu überraschen beliebten, und also weniger mein Werk als das Ihrige. Aber einige Ansprüche auf Ihre Dankbarkeit glaube ich mir doch erworben zu haben; und ich hoffe daher, Sie werden jedem, der diese Ihre Apologie liest, wenn er nur kein Recensent ist, den Rücken zu kehren geruhen.

Weisser.

Die sonderbare Cur.

„Lieber Herr Professor," sagte Johann mit einem schüchternen und verlegenen Wesen: „ich hätte wohl eine Bitte —"

Und die ist? fragte der Doctor P..., indem er nach Hut und Stock griff, um seine Kranken zu besuchen.

„Ich bitte," stotterte Johann: „um meinen Abschied."

Um einen Abschied? — und weßhalb?

„Ja, liebster Herr Doctor! ich habe freylich über nichts zu klagen. Ich habe meinen guten Lohn, auch noch manches Trinkgeld von Ihren Patienten, Sie sind ein gütiger Herr, verlangen nichts unbilliges, — aber ich wünsche doch meinen Abschied."

Bedenk' Er sich wohl, Johann, was Er thut; — Er hat indeß seinen freyen Willen.

„O, überdacht hab' ich es gewiß."

Was will Er denn anfangen? — Hat Er schon eine andere Herrschaft?

„Nein, das nicht; — ich denke, ich werde mein Glück doch machen."

Sey Er kein Thor. Ein Handwerk hat Er nicht gelernt, jetzt hat Er sein Brod bey mir, Er kennt meine Art und Weise, gesteht selbst, daß Er über nichts zu klagen hat, — wer weiß, ob es Ihm nicht gereuen wird.

„Alles recht schön, Herr Doctor! aber ich habe mir nun so etwas in den Kopf gesetzt, und bilde mir ein, daß es recht gut gehen soll."

Und das ist, wenn man es wissen darf?

„Ein Geheimniß. — Geben Sie mir nur meinen Abschied."

Nun, zwingen will ich Ihn nicht. — Überleg' Er wohl, was Er verlangt, und wenn es denn noch Sein fester Vorsatz ist, so kann Er mit dem ersten künftigen Monaths abziehen.

Nach drey Tagen kam Johann wieder zu seinem Herrn, und erneuerte seinen Antrag. Der Doctor P... gab ihm den Abschied, und er zog fort.

Einige Zeit darauf verließ Johann den Wohnort des Arztes, und man hörte dort nichts weiter von ihm, da sich niemand um ihn bekümmerte, er auch sonst dort keine Verwandten hatte, die ein besonders Interesse an seinem Wohl oder Weh hätten nehmen können.

Nach Verlauf von mehreren Jahren sahe sich der

Doctor P... genöthigt, in einer Erbschafts-Angelegenheit eine Reise von einigen sechszig Meilen zu machen.

Er trat diese Reise an, wurde aber unter Weges krank, und in einem kleinen Städtchen des weiland heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation befand er sich so übel, daß er sich genöthigt sah, in dem dortigen einzigen Wirthshause liegen zu bleiben, das mit Recht die Inschrift zum goldenen Krebs führte, weil dort alles ziemlich verkehrt herging.

Anfänglich verordnete er sich selbst einige Medicamente — ein Beweis seines Muths — als er sich jedoch immer schwächer fühlte, auch oft solche Fieberanfälle hatte, daß er heftig phantasirte, so überlegte er, in einer Zwischenzeit der Ruhe und Besinnung, daß er nicht füglich mehr, ohne Gefahr, sein eigener Arzt seyn und es wagen könne, Recepte für sich selbst zu verschreiben; er ließ also den Wirth rufen, und bath ihn, nach einem andern Arzt zu schicken, wenn ihm wieder sein Fieberparoxismus zustoßen sollte.

Dieser Fall trat auch noch den nähmlichen Abend ein, und der Wirth unterließ nicht, dem Befehle seines kranken Gastes Folge zu leisten. Der Arzt erschien, der Kranke lag besinnungslos auf seinem Lager.

Nachdem ihn der Doctor kaum eines flüchtigen Blicks gewürdigt, wandte er sich zu dem Wirthe, und sagte mit großer Zuversicht: „Das hat nichts auf sich. Ich werde Ihnen ein Recept für den Patienten schicken, das lassen Sie nur gleich in der Apotheke machen, und geben Sie es dem Kranken ein: in wenigen Tagen ist er frisch und gesund."

Er ging, und bald erschien das versprochene Recept. Es wurde die Medicin darnach eiligst in der Apotheke zubereitet, abgehohlt, und dem kranken Reisenden eingegeben, der noch immer ohne Bewußtseyn in seinem Bette lag.

Es war ein Trank. Die Portion war sehr beträchtlich, und es kostete viel Mühe, sie dem Patienten einzuflößen. Der Wirth aber, ein entschlossener Mann, der ehemahls Soldat gewesen, und an Subordination gewöhnt war, ließ sich durch nichts abhalten, sie dem Doctor P... in eigner Person gewaltsam einzugießen.

Sie that auch eine erwünschte Wirkung, denn nach Verlauf einer Viertelstunde erweckte sie ein heftiges Erbrechen. Der Doctor P... befand sich zwar sehr matt, aber er phantasirte nicht mehr, die Besinnung kam zurück, das Fieber schien sich zu mindern, es folgte ein erquickender Schlaf mit einiger Transpiration, und beym Erwachen am andern Morgen war die Besserung merklich. — Vergebens wartete der Doctor P... auf einen zweyten Besuch seines Arztes, er stellte sich nicht ein, und da er die wohlthätige Wirkung der Arzeney sehr bedeutend verspürte, so fand er es nicht für nöthig, noch ein Mahl nach ihm schicken zu lassen.

Er hielt sich ruhig, bekam neue Eßlust, und den Tag darauf konnte er schon wieder das Zimmer verlassen. Nun hielt er es für seine Pflicht, seinen unbekannten Arzt zu besuchen, und ihm seinen Dank abzustatten. Der Wirth zeigte ihm das Quartier des Stadtarztes, ein hübsches Haus, das dieser sich vor einiger Zeit gekauft hatte. Er ging hinein, alles war nett und geschmackvoll. Er verlangte den Herrn des Hauses zu sprechen, und man wies ihn in ein artiges Zimmer. Nach einigen Minuten erschien der Eigenthümer, aber — wer beschreibt das Erstaunen des Doctors — als er niemand anders darin erkannte, als seinen verabschiedeten Johann. Wie in aller Welt ist Er's? rief der Doctor erstaunt aus.

„Um Gotteswillen! verrathen Sie mich nicht, allerbester Herr Doctor!" schrie ihm dieser entgegen, „ich will Ihnen alles erzählen. — Ich sah, daß es Ihnen mit Ihrer Praxis so gut ging, und Sie so viel schönes Geld verdienten; ich meinte also, wenn du auch ein Doctor wirst, so kannst du's wohl eben so gut haben. Studirt hast du freylich nicht, dacht' ich, aber es kommt doch dabey hauptsächlich auf die Recepte an, wenn du die nur hast, so bist du geborgen. Ich sammelte also alle ihre Recepte, die Sie durch mich nach der Apotheke schickten, über Jahr und Tag, und als ich einige Hundert zusammen hatte, nahm ich meinen Abschied, wie Sie noch wohl wissen werden, um auch zu curiren. Mit diesem Reichthum machte ich mich auf den Weg, und zog hierher, wo mich keiner kannte. Ich gab mich für einen Doctor aus, und erhielt bald Zuspruch. Ich gab den Leuten nun ihre Recepte, so wie sie mir in die Hände fielen. Manche starben, viele wurden aber auch gesund, und ich kam immer mehr in Ruf. Jetzt geht es mir recht gut. Sie sehen, ich habe ein hübsches eignes Häuschen, mein gutes Auskommen, und wenn Sie schweigen, so hoff' ich, daß es mir bis an mein Ende nicht fehlen soll."

Der Doctor P... gelobte, nichts von seiner Entdeckung kund werden zu lassen, und kehrte in das Wirthshaus zurück. Er war aber doch neugierig, zu wissen, womit sein jetziger College ihn eigentlich curirt habe. Er sandte also nach der Apotheke, und ließ sich das Recept hohlen, das er einst selbst geschrieben hatte. Als er es ansichtig wurde, erstaunte er nicht wenig, als darauf stand: Für den alten Schimmel. Er hatte es vor mehreren Jahren für ein krankes Pferd verschrieben.

C. Müchler.



Der Sammler.

Dinstag, den — 136. — 14. November 1809.

Die Belagerung von Aubigny.

(Fortsetzung.)

Rosalie war durch diese Rede anfänglich wie erstaunt; hernach lösete sich ihr Erstaunen in einen Kampf einander widerstrebender Gefühle auf. Stolz und Mißtrauen, Liebe zu ihrem Vater, zur Stadt, und zu allem, was diese ihr Theures in sich schloß, weibliche Furchtsamkeit und jugendliche Schwärmerey behielten wechselsweise in ihrem Innern die Oberhand. Jetzt rief das umher stehende Volk ihr zu, den rühmlichen Versuch zu wagen: dieß, und vielleicht auch die Eitelkeit, die ihr schon ihr eigenes Bild, als der Retterinn dessen, was die erhabene Gräfinn nur vertheidigte, vorhielt — dieß entschied, und sie folgte dem Abgesandten in das Lager ihres Vaters.

Der Marschall erwartete die Zurückkunft des Officiers mit brennender Ungeduld; da trat dieser in sein Zelt, die trauernde Tochter folgte ihm und sank ihrem Vater zu Füßen. Alles, was Ehre und kindliche Liebe, was Eifer für die Stadt und den König, ja auch, was das Gefühl der schmerzlichsten Demüthigung, wenn ihr ihr Vorhaben nicht gelänge, nur immer einzugeben vermögend waren; alles das trug sie in Fülle der Begeisterung dem rauhen, harten Vater vor: und es war, es blieb umsonst. Seine Achtung konnte er ihr nicht versagen, aber dieß diente zu nichts, als daß er seinen Zorn unterdrückte, und nur mit kaltem Anstande beschloß: Du bist ein Weib, ich vergebe dir deine Irrthümer und Übereilungen! du bist meine Tochter: der erste König jeder Tochter ist ihr Vater! Hiermit übergab er sie einigen Frauen, die sie in ein nahes Zelt bringen mußten, das man für sie einrichtete, und wo man sie mit dem größten Anstande bediente, aber unter der Maske dieses Anstandes nur um so schärfer bewachte.

Sobald der Marschall mit seinem Abgesandten allein war, ließ er sich die Wirkung seiner Bothschaft ausführlich und mit allen Nebenumständen berichten. Clementinens Antwort reitzte seinen Zorn zur heftigsten Erbitterung auf, denn sie gesellte eben diesem Zorne geheime Beschämung zu. So schwor er der Heldinn, ihrem Sohne und dem Volke, das sich durch ihr Beyspiel zu so frechem Widerstande ermuntern ließ, die furchtbarste Ahndung. Das erste, was er in dieser Stimmung that, war, dem Abgesandten für die List, womit er ihm seine Tochter überliefert, eine Ehrenkette umzuhängen, und einen höhern Posten anzuweisen; das zweyte, alle Veranstaltungen zu einem allgemeinen Sturm für den nächsten Morgen zu treffen, indeß bis dahin das grobe Geschütz unaufhörlich die Wälle beschießen mußte.

Noch vor Anbruch des Tages waren die Festungswerke an der Ostseite der Stadt gänzlich ruinirt. Clementine selbst wollte die Bresche vertheidigen. Sie stellte sich mit den ausgesuchtesten Truppen und Bürgern dahin; sie verschanzten sich, und errichteten Batterien.

Jetzt brach der Tag an. Die Belagerer näherten sich in festgeschlossenen Reihen von allen Seiten und in einem Moment; unerschrocken hielten sie das Feuer von den Mauern aus, muthig machten sie ihre Zurüstungen zum Sturm. Vielleicht war es nur Clementinens Ermunterung und Beyspiel, was den Belagerten bey diesem Anblick ihren Muth und ihre Beharrlichkeit erhielt. Unter Anführung dieser Heldinn aber scheueten sie keine Gefahren. Der Marschall, der nicht von der Spitze der Seinigen wich, setzte selbst die erste Leiter zwischen einem Haufen von Steinen, die die Kugeln aus der Mauer gerissen hatten, und die nun selbst eine Art von Verschanzung bildeten. Den Degen in der Faust eröffnete er den Sturm, und seine Truppen folgten ihm jauchzend nach. In einem Augenblick waren mehr als hundert Leitern an diesen Theil der Mauer geworfen, und die Krieger drängten sich in dichten Reihen heran, sie zu erklimmen. Clementine hielt Stand; la Chatre selbst und viele der Seinigen wurden von ihr und ihren Getreuen zurück geschlagen, ohne jedoch dadurch irre oder verdrossen zu werden.

Hart an der Seite seiner Mutter that sich der junge Graf durch Wunder der Tapferkeit hervor. Seine Rüstung war an mehreren Stellen zerhauen. Ein Officier, Cumieres mit Nahmen, hatte schon den Rand der Mauer erreicht, und führte einen so gewaltigen Streich auf das Haupt Aubigny's, daß er ihm den Helm herunter hieb, ohne ihn jedoch beträchtlich zu verwunden: in demselben Augenblick bedeckte ein treuer Bürger das Haupt seines Anführers mit seinem eigenen Helme, und dieser stürzte den heftigen Gegner die Mauer hinab. Vergebens bathen die Bürger Clementinen und ihren Sohn, die gefahrvolle Vertheidigung der Bresche minder wichtigen Personen zu überlassen: sie riefen vereint, eben hier, eben der größten Gefahr wegen, müßten sie bleiben, zu siegen oder mit Ehren zu fallen.

Dadurch entzündeten sie den Muth und die Kraft der Belagerten von neuem. Hier zerhieb man die Leitern, oder warf sie um mit starkem Arm; dort wälzte man große Balken auf die Angreifenden, die sie hinab rissen und zerquetschten; die Weiber trugen siedendes Öhl herbey, die Männer gossen es herab, und warfen zerstörende Feuermaschinen unter die Gegner. Aber die zerbrochenen Leitern wurden durch stärkere ersetzt; frische Truppen ergänzten die Stelle der Todten und Verwundeten; wer die Bresche nicht besteigen konnte, suchte durch immerwährendes Feuer die Angreifenden zu decken; und andere warfen eiserne an Stricken befestigte Haken auf die Belagerten, sie damit herunter zu reißen. Von Morgens früh 7 Uhr an bis Mittag hatten beyde Parteyen mit gleichem Muth, mit gleichem Erfolg gefochten; fünf Mahl war die Mauer von den Belagerern erstiegen, fünf Mahl waren sie zurück getrieben worden. La Chatre, wüthend über solchen unerwarteten Widerstand, nahm nun die Hauptfahne in seine Rechte, sein furchtbares Schwert in die Linke, und so drängte er sich von neuem zum Fuß der Mauer. Er trotzte jeder Gefahr: er flog die Leiter hinauf. So erreichte er die oberste Sprosse, sprang auf den Wall, ungeachtet des vereinten Widerstandes der Belagerten; es war, als wenn ein erlähmendes Schrecken von ihm ausging, oder er von einem Gott mit unverletzbarer Rüstung umgeben wäre. So pflanzte er im Nu die Fahne auf die Mauer, und rief: Sieg! Sieg! — Sieg! Sieg! wiederhallte es in seinem ganzen Heere.

Die Belagerten wurden durch dieses Geschrey noch mehr entsetzt, fast jeder Arm sank, mehrere wendeten sich zu fliehen. Da stürzte Clementine herbey. Was seh' ich dort! rief sie überlaut. Geschmückte Helme! glänzende Waffen! O haltet! haltet! der großmüthige Heinrich eilt herbey zu unserer Rettung! Seht ihr nicht? seht ihr nicht? Willkommen, willkommen, du guter König! du findest uns alle treulich auf unsern Posten!

Kaum ist je eine Kriegslist mit entscheidenderm Erfolg angewendet worden. Die Überraschung machte jeden der Feinde, machte selbst den Heerführer, wenigstens einige Augenblicke, stutzig; die Belagerten erfüllte sie plötzlich von neuem mit Muth, Kraft und Enthusiasmus; sie stürzten hervor, sie kämpften, kämpften mit Glück: Clementine ergriff die Fahne, schleuderte sie weit von sich über den Wall hinab, und nun erhoben die Belagerten das Siegsgeschrey: Es lebe König Heinrich der Vierte! —

Der Marschall, nach wenigen Augenblicken wieder bey voller Besinnung, setzte sich mit den Seinigen an der Brustwehr, kämpfte wie ein Löwe, und es entspann sich von beyden Seiten ein wüthendes Gefecht; da empfing er selbst, der Marschall, einen heftigen Streich vom jungen Grafen. Der Streich spaltete eine Fuge seines Harnisches und drang tief ein. La Chatre wankte, man setzte ihm noch heftiger zu: da sank er am Fuß der Mauer darnieder. Jetzt hob Aubigny sein blutiges Schwert hoch empor: Es ist la Chatre's Blut! rief er überlaut. La Chatre stirbt! Es lebe König Heinrich der Vierte!

Die Angreifenden entsetzten sich vor diesem Ausruf, und wie wenn eine allmächtige Hand unsichtbar sie zu-

rück gedrückt hatte, warfen sie sich schaarenweise von der Höhe des Walles in den Graben, oder suchten sich auf den noch stehenden Leitern zu retten. Viele von jenen stürzten auf einander, und zertraten sich; mehrere der Leitern, von Last überladen, brachen und stürzten die Flüchtigen hinab; Clementine und ihr Sohn verfolgten ihren Sieg, und in wenig Minuten war der ganze Wall von Feinden vollkommen gereinigt.

Aubigny, mit diesem wunderbaren Glück nicht zufrieden, von demselben vielmehr immer heftiger entzündet, geizte nach größerm Ruhm. Das Schrecken hat diese Rebellen blind gemacht, rief er. Auf, laßt uns dieß benutzen, und durch einen muthigen Angriff ihre Niederlage vollenden! — Seine unerfahrene Tapferkeit spiegelte ihm dieß Unternehmen als leicht genug vor. Ein Haufen junger Bürger und Soldaten sammlete sich augenblicklich um ihn, und ehe er seinen Trupp geordnet oder auch nur genauer übersehen hatte, waren auf seinen Befehl schon die Stadtthore geöffnet, und er zog mit den Seinigen über Verwundete, Sterbende und Todte eilig hinaus den Fliehenden nach. Dieß stürmende Nachsetzen brachte unter diese noch mehr Unordnung; die meisten warfen ihre Waffen von sich, um nur schnell fort zu kommen; einen Widerstand gab es fast gar nicht, und die Anzahl der Verwundeten oder Fallenden war sehr beträchtlich.

Jetzt langten aber beyde Parteyen an dem Graben an, der das Lager umgab. Die Liguisten setzten haufenweise hinüber, der Graf stürmte ihnen hartnäckig nach, und vergebens stellten ihm einige ältere Officiere vor, wie unklug ein weiteres Verfolgen, ja, wie höchst nöthig die Vorsicht sey, den Feind nicht allzu weit zu treiben, indem es ihm hier leicht werde, sich zu sammeln, zu setzen, und den Angriff mit überlegener Kraft zu vergelten. Aubigny war gegen allen guten Rath taub, und stürzte sich so, nur von seinem raschen Muthe geleitet, in die Reihen des feindlichen Lagers.

Die im Lager zurück gebliebene Besatzung und die ersten Trupps der Flüchtigen hatten sich schon unter einem erfahrnen Anführer gesammlet; von den Ankommenden schlossen sich jeden Augenblick mehrere an, und so konnte es gar nicht fehlen, Aubigny mußte, ungeachtet er mit Löwenmuth angriff, und dann sich durchzuschlagen versuchte, in einigen Minuten schon ganz eingeschlossen seyn. Sein kleiner Haufe wurde nun leicht zerstreuet, und er von ihnen abgeschnitten. Seinen Tod wünschte man nicht, man glaubte ihn lebend weit besser zu benutzen; so machte man ihn nur wehrlos, nahm ihn gefangen, und führte ihn, der nun seine Unbesonnenheit zu spät einsah, in la Chatre's Zelt.

Schnelle Hülfe hatte nähmlich den Marschall bald wieder zur Besinnung gebracht, und so sehr ihn der beträchtliche Blutverlust geschwächt hatte, so war doch keine seiner Wunden tödtlich. Noch tröpfelte ihm der behuthsame Arzt das Unglück des Heeres, wie seine bittern Arzneyen, langsam zu; da rief der stolze und tapfere Krieger, gewaltsam vom Lager empor strebend: Laßt mich fort, daß ich mit Ehren sterbe, da ich nicht siegen kann! und noch rang er mit den Umstehenden, die ihn zurück hielten, noch umfaßte Rosalie flehend seine Knie, als man fröhlichere Bothschaft und gleich darauf den jungen Grafen, ohne Waffen, bedeckt mit Staub und Blut, in das Zelt brachte.

Mit furchtbarer Röthe überströmte dieser Anblick die Wangen des Vaters; die Tochter erblaßte, und vermochte kaum sich aufrecht zu halten. So bald der Marschall das letzte Ereigniß vernommen, wendete er sich höhnend an Aubigny, und fragte ihn: ob er noch des Glaubens wäre, daß, für Heinrich zu fechten, Heil und Segen vom Himmel erwerbe? ob er die noch für unächte Kinder und Feinde des Vaterlands erkläre, die Heinrichs übermüthigen und ketzerischen Anmaßungen standhaft entgegen träten? — Der Graf, unbesorgt was seine Antwort für Wirkung hervor bringen möchte, erwiederte mit Kraft und Würde: Gott erhalte Heinrich, meinen rechtmäßigen König und Herrn, und verderbe die Aufrührer, die sich ihm widersetzen, sollten sie auch aus so edlem Blut entsprossen und mit so hohen Würden bekleidet seyn, wie Ihr, Herr Marschall! La Chatre winkte lächelnd, daß man seinen Gefangenen abführen und im Verhaft behalten sollte, bis er über sein künftiges Schicksal entschieden haben würde. Es geschah.

Rosalie, die schon vorher in ihren Gesinnungen mit dem jungen Grafen übereinstimmte, und durch seine Kühnheit nur noch mehr von ihm eingenommen war, wagte es, den Vater um Nachsicht und Gnade anzuflehen; sie bekam zur Antwort: du wirst wohl thun, auf alle Fälle gefaßt zu seyn. Gibt die Gräfinn die Vertheidigung der Stadt auf, so soll ihrem Sohne die Freyheit geschenkt seyn. Fährt sie fort in ihrem frechen Widerstande, so gebiethet die Klugheit und erlaubt das Kriegsrecht, daß ich mich aller Mittel gegen sie bediene, die mir in die Hände gegeben sind. Vermagst du selbst etwas, sie zur Vernunft zurück zu bringen, so sey es dir unverwehrt; nur daß es mit Würde und meinem Vorwissen geschehe. —

Unterdessen hatte, was von den Gefährten des Grafen aus dem Treffen entkommen war, nicht ohne Mühe die Stadt erreicht und die Schreckensbothschaft verkündigt. Die Gräfinn brauchte allerdings einige Minuten, sich von diesem betäubenden Schlage zu erhohlen — aber nur einige Minuten; dann trat sie unter die Versammleten und sprach: Mein Sohn ist gefangen, aber seine Banden sind rühmlicher, als mancher Sieg; er trägt sie wegen überwallender, unbezwinglicher Liebe zu seinem König, und wegen des Vertrauens jeder edlen Jugend — des Vertrauens, edle Gesinnungen, tugendhafte Absichten und großmüthige Thaten müßten immer mit Erfolg gekrönt werden! Dem Manne könnten diese Bande zum Vorwurf gereichen: den Jüngling adeln sie nur noch mehr. Auch lebt er ja noch, und ich bin gewiß, Gott wird ihn erhalten, wird ihn mir und euch wieder geben: denn sinken kann er den Gerechten lassen, aber nicht untergehen! In unsern Gesinnungen und Unternehmungen darf dieser unglückliche Vorfall nichts ändern. — Die Gräfinn begab sich nun wieder auf alle Posten, bestärkte sie im Muth und guten Willen, und machte alle mögliche Vorkehrungen, daß die Stadt einen zweyten Sturm aushalten könnte. Darüber war der Abend angebrochen; sie hielt mit den Ihrigen den gewöhnlichen öffentlichen Gottesdienst, übergab sich dann der Ruhe, und ihre Frauen bezeugten den folgenden Tag, daß sie wirklich einige Stunden recht sanft geschlafen habe.

Als sie am frühen Morgen wieder unter der Besatzung erschien, fand sie, ihrer Anordnung nach, die Bresche wieder ergänzt, und alles veranstaltet, einem neuen Sturme mit Erfolg zu widerstehen. Indem sahe man einen stattlichen Ritter mit einigem Gefolge und allen Kennzeichen einer solennen Gesandtschaft aus dem feindlichen Lager auf die Stadt zukommen, und unverzüglich Gehör bey der Gräfinn begehren. Sie ließ das Thor öffnen, und, umgeben von allen, die sich oben auf diesem Platze befanden, den Gesandten zu sich führen. Es war der Hauptmann Sericourt, ein eben so kluger als wohlwollender Mann, und des Marschalls erster Adjutant. Er nahete sich Clementinen mit Ehrfurcht, indem er begann: Gräfinn, mir ist die Ehre gegönnt, mit Euch über die Freyheit Eures Sohnes zu unterhandeln. Der großmüthige Feind, zu dessen Gefangenen ihn das Glück der Waffen gemacht hat, legt sein Geschick ganz in Eure Hand, und wird ihm noch heute die Freyheit geben, unter den Bedingungen, die dieser Brief angibt. Hierbey überreichte er ein eigenhändiges Schreiben des Marschalls.

Die Gräfinn öffnete den Brief, und las ihn mit lauter Stimme ab. Er enthielt nichts, als in kurzen, scharf bestimmten Sätzen die Erklärung: ihr Sohn solle ihr zurück gegeben werden, sobald sie die Stadt überliefere; glaube sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet, den Heinrichen geleisteten Eid nicht auflösen zu lassen: so möchte sie und ihr Sohn, ohne Kränkung ihrer Personen, und auf ihr Ehrenwort, ferner an diesem Kriege keinen Theil zu nehmen, sich aus der Stadt, und dann aus dem Lande, wohin es ihr selbst gefiele, begeben; verweigere sie länger die Übergabe, so treffe ihren Sohn unverzüglich die Strafe, die er als erklärter Feind der gesetzmäßigen Regierung und Hochverräther verdient habe — nähmlich der Tod.

Die Gräfinn und alle Anwesende kannten den Marschall genug, um dieß für keine leere Drohung zu nehmen. Das Herz der Mutter brach; sie mußte unterstützt werden, um nicht umzusinken. Die tiefste Rührung und ein allgemeines Stillschweigen herrschten einige Minuten. Als die Heldinn hierauf das Wort nehmen wollte, erschallte von allen Seiten, wie mit einer Stimme, der Zuruf: Übergebt die Stadt! rettet den Sohn! Dieser Zuruf schien auf einmahl ihr ihre Kräfte und ihren vorigen Heroismus zurück zu geben. Wie, ihr treuen Bürger, ihr würdigen Waffenbrüder meines Sohnes, rief sie, wie, wollt ihr, was euch ewig heilig seyn muß, der vorübergehenden Theilnahme an meinem Blute aufopfern? wollt ihr Vaterland, Ehre und Treue verrathen, um gegen eine Familie großmüthig zu scheinen? Nimmermehr! Meines Sohnes Tod ist beschlossen: er wird seinem Schicksal sich edel zu unterwerfen wissen, wenn Gott nicht Rettung sendet. Der Gerechte im Himmel aber wird sie senden; mir sagt's mein Glaube, er wird sie senden! — Die Nächststehenden unterbrachen sie mit nochmahligen Fürbitten; sie fuhr noch lebhafter fort: Könnt ihr meinem Sohne auch nur einen Augenblick zutrauen, er werde uns für seine Rettung danken? Nimmermehr! Das geschenkte Leben würde er wie eine entehrende Last tragen, uns würde er anklagen, unserer Schwäche und Feigheit halben; nimmer vergäße er's uns, daß wir ihn, selbst im äußersten Fall, des Triumphs eines rühmlichen, musterhaften Todes für das Recht und seinen König beraubt hätten. Wollt ihr ihm den Lorber entreißen, den ihm vielleicht das Glück nie wieder so herrlich biethet? wollt ihr feindlicher gegen ihn handeln, als selbst diese unsere aufrührischen Gegner? Sie schmücken sein Haupt mit der Bürger- und Heldenkrone, und ihr entzöget sie ihm?

(Der Beschluß folgt.)



Der Sammler.

Donnerstag, den — 137. — 16. November 1809.

Die Belagerung von Aubigny.

(Beschluß.)

Hier wurde sie zum zweyten Mahle durch die stürmischen Ausrufungen unterbrochen: Nein! nein! wir wollen alles dran setzen, ihn zu retten! Können wir das nicht, so wollen wir seinen Tod auf's blutigste rächen, und rächend mit ihm fallen!

So, rief Clementine, so handelt ihr eurer selbst würdig; so bin ich stolz darauf, euer Geschick zu theilen! Schwört mir, daß ihr diesen Gesinnungen treu bleiben, daß ihr, muß es seyn, unserer guten Sache dieß Erdenleben, und alles, was euch dasselbe werth machen könnte, aufopfern wollt! Ich gehe euch mit meinem Beyspiele vor, ich thue hier diesen Schwur vor dem Allwissenden, und rufe seinen Zorn auf mich herab, wenn ich wanke und meinem Eide untreu werde!

Dieser Heldenmuth theilte sich augenblicklich allen mit, und mit erschütternder Feyerlichkeit wiederhohlten sie den Schwur. Jetzt winkte die Heldinn Stillschweigen, und wendete sich mit der Verklärung einer Himmlischen an den erstaunten Abgesandten: Ich habe für Euch weiter keine Antwort, mein Herr! sagte sie. Eilet zurück in's Lager, und berichtet als redlicher Mann, was Ihr hier gesehen und gehört habt. — Erschüttert, verwirrt, durchdrungen von der Größe dieser Scenen, vermochte der Hauptmann kein Wort zu erwiedern. Mit ungeheuchelter Ehrfurcht, mit tiefer Huldigung ließ er sich auf ein Knie nieder, küßte die Hand der Gräfinn und entfernte sich schweigend.

Langsam und mit heftigem Kampfe in seinem Innern, ging er aus der Stadt. Sein ganzes Herz war ihm verwendet, und alles zeigte sich ihm anders, als nur noch vor einigen Stunden. Endlich konnte er nicht anders, er mußte sich selbst zugestehen, so spreche, so leide, so handle man nur für eine gute Sache; und mit solchen Gesinnungen kam er im Lager an.

Der Marschall, umgeben von seinem Stabe, erwartete ihn mit Ungeduld. Man hatte sich ein längeres Widerstreben kaum als möglich gedacht, und bestürmte den Hauptmann, der schweigend und noch tief bewegt in dem Kreise stand, mit heftigen Fragen. Sericourt fing an treulich zu berichten, was er gesehen und gehört hatte. Durch das Erzählen selbst hob sich seine Seele, und er schilderte nun mit steigender und endlich hinreißender Beredtsamkeit; schilderte mit einem Adel des Gefühls, welcher sich mehr oder weniger allen Anwesenden mittheilen mußte. Und als er nun endlich an den Schluß der Scene kam, und berichtete, wie sich die Gräfinn, gleich einem höhern Wesen, an ihn gewendet, und die letzte Entscheidung gegeben habe: da konnte er, alles Bestrebens ungeachtet, die Thränen nicht mehr zurückhalten, die plötzlich aus seinen Augen stürzten.

Die Blicke aller Anwesenden, die bisher fest auf ihn geheftet gewesen waren, senkten sich jetzt zu Boden, und es entstand eine lange Stille, die keiner auch nur

durch eine Bewegung zu stören vermochte. Sericourt, durch diese Wirkung seines Berichts über alle persönlichen Rücksichten erhoben, unterbrach diese Stille zuerst, indem er näher zum Marschall trat, seine Hand männlich faßte, und in die Worte ausbrach: O mein Herr! und Ihr könntet nun noch Euren Gefangenen zum Tode verurtheilen? Nein! fern sey es von Euch, fern von meinem großen General, seinen theuer erkauften, für ewige Zeiten errungenen Ruhm durch solch eine That zu beflecken! fern, einem Weibe im Adel der Seele, in Größe der Selbstüberwindung nachzustehen! Wahrlich, die Nachwelt müßte sonst, wenn sie Eure Thaten läse, sich zu dem Wunsche vereinigen: Schade, Schade, daß dieser große Mann vor Aubigny nur verwundet wurde, nicht starb! — —

Unaussprechliche Angst um ihren Freund und sein Schicksal, das, wie sie wußte, in diesen Minuten entschieden würde, hatte Rosalien ebenfalls über das erhoben, was gewöhnlichen Anstandes und Herkommens ist. Sie war schon bald nach Sericourts Eintreten in das Zelt, ebenfalls dahin gekommen, und da sie schüchtern beym Eingange verweilt war, nicht bemerkt worden. Jetzt konnte sie nicht mehr zurück bleiben; sie sank vor ihrem Vater nieder, und rief: Gnade! Gnade!

Hier bemerkte man eine gänzliche Veränderung in dem Gesicht des Marschalls, und ein Widerstreben gegen menschlichere Gefühle, das selbst durch sein Gewaltsames ankündigte, wie vorherrschend diese in ihm zu werden anfingen. Indem trat der Älteste unter den versammleten Officieren, ein würdiger und von allen verehrter Mann, hervor: Ja, Gnade, sagte er, Gnade für den tapfern Jüngling; Gnade und Freyheit! Aber für mich, und, seh' ich recht, für den größten Theil dieser Versammlung, mehr als das — Verbindung mit ihm und seiner Sache, für welche ich mit Eins mein ganzes Herz erwärmet fühle, und die keine ungerechte seyn kann, da sie solche Vertheidiger findet, während wir von allen Seiten erfahren, daß die meisten der Unsrigen ihre Sache nur durch List, Bedrückung, Lüge und Grausamkeit führen! Wer es meint, wie ich, der habe auch meinen Muth, vorzutreten, und es frey zu gestehen!

Diese Erklärung verursachte eine allgemeine Verwirrung in der Versammlung, und bey niemanden eine größere, als bey dem Marschall selbst. Schon schien es, als ob sein Zorn von neuem und desto mächtiger hervorbrechen wollte, als ein Getöse vor dem Zelte alles unterbrach, und man einen Officier, den la Chatre mit einigen Begleitern gestern auf Kundschaft ausgesandt hatte, eilig herein treten sah. Der junge Mann war ganz mit Staub bedeckt, und seine Kräfte schienen fast erschöpft. Ich bringe die unerwartetste und verwünschteste Bothschaft, begann er. Heinrich ist mit einem Heere in Anzuge, das der Ruf gegen 20,000 Mann angibt. Er hat Märsche gemacht, als ob er Flügel hätte. Die Wälder haben seinen Zug bisher verdeckt, und da fast diese ganze Gegend ihm ergeben ist, sind alle unsere Kundschafter aufgefangen worden. Jetzt ist er keine halbe Tagereise mehr entfernt. Ich selbst habe von den Anhöhen seinen Vortrab gesehen, der lustig, wie zum Tanz, daher zieht. Ich bin auf Leben und Tod geritten, so schnell nur immer möglich Bothschaft zu bringen.

Diese Neuigkeit änderte alles. Der Marschall stand wenig Augenblicke in düsteres Nachdenken versunken: dann trat er zu jenem alten Officiee, faßte seine Hand und sprach: Ich gebe Euch Recht, Aubigny ist nicht nur von diesem Augenblick an frey, sondern eine Sache, die so vertheidigt wird, und die Freunde, wie Ihr seyd, gewinnt, kann keine schlimme seyn. Wer es anders siehet, gestehe es! —

Niemand schien es aber anders zu sehen, vielmehr fielen ihm alle bey, und es muß dahin gestellt bleiben, wie vielen Antheil die Annäherung Heinrichs an dieser plötzlichen Änderung der Gesinnungen bey dem Marschall und mehrern der Andern haben mochte. Da la Chatre keinen Widerspruch, vielmehr ziemlich einmüthige Zustimmung fand, rief er: So lebe denn Heinrich IV., den Gott durch Glück und unerschütterliche Treue der Seinigen als rechtmäßigen König von Frankreich bestätigt! Laßt uns eilen, ihn von unserer Ergebenheit zu überzeugen! Graf Aubigny mag ihm entgegen fliegen, und ihm unsere Huldigungen bringen; ich eile selbst, seine Fesseln zu lösen.

Er eilte auch wirklich zu dem Zelte, worin der gefesselte Graf standhaft und ergeben seinen Tod erwartete, und um so sicherer, als er jetzt den Marschall selbst eintreten sah. Wie erstaunte er daher, als dieser ihn eiligst befreyte, umarmte, und von allem benachrichtigte, was indeß vorgefallen war. Entzückt schwang sich der Graf auf's Pferd, und rief laut: Er selbst, er selbst kömmt, dieser treuen Stadt zu helfen! Ihn soll ich seh'n! ihn selbst! Frieden soll ich bringen allen den Meinen, allen den Seinen!

So stürzte er fort, stieß nach einigen Stunden schon auf den Vortrab Heinrichs, und kam ungefähr um die Mittagszeit auf die, damahls noch mit Wald bewachsenen Anhöhen, die Berry von Orleans scheidet. Hier

wurde er auf einmahl von dem erfreulichsten Anblick überrascht. Um sein Heer desto muthiger und kräftiger seiner jetzigen Bestimmung zuzuführen, hatte Heinrich unten im Thale Halt machen lassen, und alle, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, ruheten eben während der großen Mittagshitze, und genoßen ein frohes und so reichliches Mahl, als die mäßigen Vorräthe, die herbey zu schaffen gewesen waren, es verstatteten.

Der Graf hielt eine Minute, sich an dem entzückenden Anblick zu weiden. Da ward er einen kleinen Kreis herrlich gekleideter Anführer, die munter und gesprächig in den Reihen umher gingen, und überall mit lautem Jubel empfangen wurden, gewahr, und unter ihnen bemerkte er besonders einen sehr schönen jungen Mann, der sich noch vorzüglich durch freundliche Zusprache an alle, und durch einen sehr hohen weißen Federbusch auszeichnete. Das, rief er, ja, das ist mein Herr und König! Das ist der Schmuck, um den sich alle seine Getreuen versammlen sollten! Und bey diesem Ausrufe wallete sein Herz von der stürmischen Freude und dem süßen Erzittern auf, das jeder Gutgesinnte empfindet, wenn er sich einem Herrscher nähert, der ein großer Fürst und zugleich wirklich ein edler Mann ist.

Man bemerkte den Grafen. Er gab ein Zeichen, daß er jemanden sprechen wolle. Der Officier des Vorpostens meldete ihn dem Könige. Heinrich, voll lebhafter Freude, rief ihm zu: Willkommen! willkommen, tapferer Aubigny! Der Graf wollte sich auf das Knie niederlassen, indem er mit innigster Rührung der Seele in die Worte ausbrach: O mein König, ehe ich Sie sah, war es mein Stolz, für Sie zu sterben: nun wird es zugleich meine Freude seyn. Der König zog ihn an seine Brust, und der tapfere Degen, Crillon, betheuerte mit den possierlichsten Schwüren, er und seine Mutter haben gethan, was sie alle beschäme.

Der König fragte nun bestimmter, was den Grafen zu ihm führe. Durch la Chatre's Überläufer, sagte er, weiß ich alles, was bis gestern vorgefallen ist; sagt mir also nur, wodurch ihr so bald wieder frey worden, und warum ihr mir entgegen gekommen seyd? — Der Graf gab Bescheid, Heinrich hob die Augen gen Himmel und rief: Ich danke dir, o du mein Gott, für diese neue Gnade! Du überhebest mich des Schmerzes, das Blut dieser meiner Kinder zu vergießen! Dann rief er: Jetzt auf! auf, unsern Freunden entgegen, den alten und den neuen! —

Er gab das Zeichen zum Aufbruch, und ritt seinem Heere voran. Aubigny rief er an seine Seite. Sie sprachen von den Heldenthaten der letzten Tage — das war immer das erste Kapitel in Heinrichs Unterhaltung; und die Liebe war gewöhnlich das zweyte. Der König erkundigte sich nach mancherley, was den Marschall betraf, und so wurde auch seiner Tochter gedacht, und jenes zweyte Kapitel war begonnen. Aubigny war viel zu sehr Liebhaber und Franzos, als daß er sich nicht hätte verrathen sollen — eine Entdeckung, worüber Heinrich seine Freude gar nicht bergen mochte.

Der Marschall hatte unterdessen Sericourt an die Gräfinn geschickt, sie von der Freyheit ihres Sohnes und von der Gesandtschaft desselben an den König zu benachrichtigen. So viele Zweifel sie anfänglich hatte, so wurden ihr diese doch sämmtlich benommen, und nun bemerkte man erst an den, fast ihrem Leben gefährlichen Wirkungen der Freude, was es ihr gekostet haben würde, den geliebten Sohn aufzuopfern.

Während die Heldinn nun Anstalten traf, ihren König würdig zu empfangen, hatte der Marschall seine Truppen versammelt, und sie in der eindringlichsten Rede zur Änderung ihrer Gesinnungen ermuntert, so wie von seiner und seiner Officiere Entschluß benachrichtigt. Was seine Beredtsamkeit nicht vermochte, wirkte dieß Beyspiel und die Nachricht von dem Anrücken des Siegers. Das Volk, das so selten weiß, was es will, und fast niemahls, warum es etwas will, das so gern dem nächsten Bedürfniß sich hingibt, wenn es nur in dem Beyspiel der Angesehenern einen Entschuldigungsgrund gebothen bekömmt — das Volk rief nun eben so laut Heil über den König herab, als es noch gestern Verderben über ihn gerufen hatte. Der Marschall ließ nun seine Truppen zwey Reihen formiren, und befahl, so wie der König sich nahe, das Gewehr zu strecken, das Haupt zu entblößen, und kniend den Ausspruch seiner Gnade zu erwarten. Er selbst trat, ebenfalls unbewaffnet, an ihre Spitze. Rosalie, in Trauer, mit mehreren Jungfrauen aus der Stadt, mußten dem König entgegen gehen.

So wie dieser die Ankommenden bemerkte, stieg er vom Pferde, erwiederte die Vorbitten Rosaliens auf's liebreichste und mit der heitersten Artigkeit, nahm dann selbst ihren Arm, und führte sie so weiter. Jetzt kamen sie zum Marschall, der, gleich seinen Soldaten, mit entblößtem Haupte dastand, und, wie diese schon gethan hatten, auf das Knie sinken wollte. Der König empfing ihn in seinen Armen. Marschall, sagte er, wir sind Freunde, ich vergesse alles, außer Eure Reue. Ihr habt Berri so heldenmüthig verwaltet, ich wünsche Or-

lean's wohl zu thun, indem ich auch dieß Eurer Verwaltung anvertraue. Und ihr, meine Kinder, rief er laut, indem er sich zu den Truppen wandte, und die Arme ihnen entgegen breitete — steht auf! geschwind steht auf! Wie könnte ein Vater seine Söhne in dieser Stellung vor sich sehen! Auch nimmt sich der Krieger ohne Waffen schlecht aus: hurtig, greift zu, damit wir an diesem schönen Tage alle in unserm besten Schmuck erscheinen. So recht! und jetzt vorwärts, nach der lieben, getreuen Stadt! —

Er nahm nun den Marschall an seine Seite, indem er sich lächelnd an Aubigny wandte: Lieber Graf, wollt Ihr wohl bey dieser schönen Dame nun meine Stelle vertreten? Sucht Euch aber auch hübsch bey ihr beliebt zu machen, daß ich Ehre davon habe.

Jetzt wallete der Zug langsam und unter unaufhörlichem Freudengeschrey beyder Heere der Stadt zu.

Gräfinn Clementine sah von der Mauer mit Thränen des Entzückens, was vorging. Sie ging selbst hinab, ließ das Thor öffnen, und überreichte die Schlüssel dem nahenden König. Dieser eilte aus der Reihe auf sie zu, küßte sie auf die Stirn, und rief: Madame, ich weiß keine Belohnung, die Eurer würdig wäre, als den Ruhm, den Ihr Euch selbst erworben habt. Nur um vor Euch nicht ganz arm und undankbar zu erscheinen, übergebe ich Euch die Souverainetät dieser Stadt, die Ihr so muthig vertheidigt habt; und dieser Orden, womit ich Euch hier ziere, kündige Euch aller Welt an als die unsterbliche Heldinn von Aubigny.

Mit diesen Worten nahm er sein eigenes Band ab, und schmückte die Gräfinn damit. Für Euch aber, liebster Graf, fuhr er zu Aubigny fort, für Euch hab' ich nichts, als meine Theilnahme. Sehet mich von heute als Euern Freund, oder, wollt Ihr's, als Euren Vater an. Und damit Ihr sehet, daß es mir damit ein Ernst ist, fange ich auf der Stelle an, Vaterstatt an Euch zu vertreten. Herr Marschall, ich halte für diesen meinen Sohn um Eure Tochter an, werdet Ihr sie mir versagen?

Es bedarf wohl nicht hinzugesetzt zu werden, daß la Chatre seine Zustimmung mit Freuden gab, und das liebende Paar eins der glücklichsten ward.

Dieser Tag wird übrigens noch heute als ein Bürgerfest in Aubigny begangen.

Friedrich Rochlitz.

Bemerkungen.

Die Alten waren der Meinung, daß in dem Lande, wo man von den Weibern am wenigsten spreche, die Sitten am reinsten seyen, und daß das brävste Weib das sey, von dem man am wenigsten rede.

Einen ehrliebenden Mann beleidigt nichts so sehr als die Unverschämtheit eines Weibes.

Was in den Augen der Vernunft lächerlich ist, das ist es nicht immer in den Augen eines Frauenzimmers; ja oft vertritt es die Stelle des Verdienstes.

Wehe dem Weibe, das von einem andern Manne Geschenke annimmt! denn was man von ihm fordert, das übertrifft den Werth des Geschenkes weit.

Es gibt viele Weiber, welche vor dem Worte Liebe erschrecken, und doch mit der Sache sehr vertraut sind. Dieß ist aber auch umgekehrt der Fall. Viele führen das Wort im Munde, ihr Herz ist aber unbekannt mit der Sache.

Nichts gewinnt einem Manne die Gunst der Weiber leichter, als die Furchtlosigkeit und der Muth, mit der er Gefahren entgegen geht.

Bonmots.

Eine Dame schrieb an ihren Liebhaber: „Mit den Federn aus Amor's Fittigen schreibe ich dir, du siehst, daß er nicht mehr davon fliegen kann."

Ein junger Mann sagte zu einer schönen jungen Frau: ich bitte sie, kaufen sie mir diese Rosen ab, ich habe sie für eine Umarmung eingekauft, um sie ihnen für den nähmlichen Preis wieder zu überlassen.

Notitzen.

Wien. — Den 30. October starb an einer lang dauernden, äußerst schmerzhaften Brustwassersucht Herr Melchior v. Birkenstock, k. k. jubilirter Hofrath und mehrjähriger Studien-Referent bey der k. k. Böhmisch-Österreichischen Hofkanzelley; geboren zu Heiligenstadt im Eichsfeld'schen im Jahre 1738. Seine Lateinischen Gedichte im Lapidar-Style auf Friedrich den Zweyten, König von Preußen, und auf den Tod des Erzherzogs Leopold, Palatinus von Ungarn, so wie mehrere kleinere Inschriften verschafften ihm einen bedeutenden Rang unter den neuesten Lateinischen Dichtern. Mit seiner Liebe zur classischen Literatur hielt seine Liebe zu den bildenden Künsten gleichen Schritt. Letzterer veranlaßte ihn, eine bedeutende Anzahl Kunstwerke jeder Gattung, vorzüglich aber eine äußerst beträchtliche, sehr gewählte Menge Kupferstiche aus allen Schulen zu sammeln.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den —— 138. —— 18. November 1809.

Der Prätor.

In großem Costüm? das wird .... Herr Ekbrecht wiegte den Kopf bedeutend.

Etwas mehr kosten? Mag seyn! Gut angelegt ist das Gold, welches der Wahrheit über Jahrhunderte hinaus hilft, und der liebevollen Anhänglichkeit Bedürfniß auf Jahrhunderte vorerräth! Mahlen Sie mich in der großen Hof-Uniform, eigensinniger Herr Ekbrecht. — Ich weiß gar nicht, was Ihre Kunstgesetze in meinen Familiensachen sollen!

Ich kann mein idealisch Gewand nicht leicht aufgeben, seufzte der bekümmerte Mahler.

Mit anständig weiß gepudertem Haar und ernsthaftem Haarbeutel —

O um wie viel pittoresker waren die Allonge-Perücken Ihrer Herren Urväter!

Die beyden Ordensbänder zwischen Rock und Weste, einander angemessen deckend und zeigend — (wie meine Chargen!) setzte der lauten Aufforderung das leise Murmeln des innern Bewußtseyns bey.

Ein Römisches, bandloses aber faltenreiches Pallium würde so schön drapiren —

Der Präsident machte ein wetterfinsters Gesicht und murrte: das mag meinen Töchtern in ihren Shawls überlassen bleiben; dann sagte er: Auf der linken Brust die zwey Sterne — hören Sie! den größern oben hin!

Damit mahlt sich kein Künstler an das Firmament! an das nähmlich, welches Horaz mit der Scheitel berührte.

Die linke Hand muß auf einer Basis von über einander geschichteten Büchern ruhen, die ein kleines Consol-Tischchen trägt — Sie dürfen, ja allerdings, das Tischchen dürfen Sie einiger Maßen antik gestalten ——

Doch! einiger Maßen? Ich danke Euer Excellenz im Nahmen des consolirten Alterthums —

Gern geschehen! gern! wo die Kunstgrillen in meinen Kram taugen, laß ich der Kinderey mit Vergnügen ihren Lauf. Der Schnitt der Bücher ist vergoldet, und auf der Rückseite prangen die Überschriften auch in goldenen Buchstaben auf rothem Maroquin. Diese Überschriften verrathen übrigens passender Weise meine Justiz-Laufbahn und mein langjähriges Wirken als Haupt der Landesgerechtigkeit. Ich werde Ihnen die Liste zustellen. Sie sind ja halbweg Lateiner?

So viel man es seyn muß, um Vater Horaz zu verstehen, und Vater Tacitus nicht mißzuverstehen.

So wie das Corpus juris — oder vielmehr die Corpora et Commentatores! Richtig! die rechte Hand hebt sich sanft gebiethend und halb warnend empor, und bezeichnet den schonend strengen Wächter der Gesetze —

Und somit wären wir mit der Vorschrift im Reinen? — Ekbrecht rückte seine Staffeley zurecht, und begann die Anstalten des zum Werke schreitenden Mahlers mit flüchtiger Hand und schwerem Herzen. Beyde gehörten ja der Kunst.

Sogleich! bemerkte der Präsident nachdrücklich. — An den Händen gebe ich Ihrer Kunst noch Probleme und Keime zu herrlichen Triumphen — Spitzen-Manschetten und Ringe zieren sie; unter diesen befindet sich erstens . . .

Wollen Euer Excellenz diese homerische Vereinzelung des Fingerschmucks nicht aufzubehalten geruhen, bis wir so weit vorgerückt sind, die ehrwürdigen Executiv-Werkzeuge des Nomosilax abzuconterfeyen?

Meinethalben! — Nur eins noch! Die Hof-Uniform ist, wie gesagt, nicht nur gestickt, sondern, da es den großen Gala-Costüm gilt, auch von Sammt: da werden Sie wieder etwas Großes leisten können. Nehmen Sie sich zusammen!

Wohlan denn! seufzte der Künstler. Ich will meine Geduld in Landwehr setzen.

Ja! wohlan denn! jubelte in froher Grandezza der Präsident, und setzte sich auf das Armsünder-Stühlchen des Porträtir-Apparats, welcher ihm der Triumphsitz seiner künftigen Säcular-Herrlichkeit däuchte.

Mahler Ekbrecht stieß ungeduldig die Hülle auf die Seite, worin er seinen Apparat gebracht, und die noch am Boden liegend, in diesem Augenblick seinem Schritt hinderlich, und ein duldendes, wiewohl unverziertes Launenopfer war. Das Tauschen der mißhandelten Kunstaltardecke störte den Präsidenten aus dem süßen Vorgenusse seiner nahenden Selbstanschauung auf. Ein Blick fiel auf die Dulderinn am Boden; ein zweyter Blick flog, so geschwind es die Langsamkeit der Würde auch der Überraschung gestattete, dem ersten nach. Nachdem er länger auf den Missethatskörper mit wahrhaft halsunterfucherischer Prüfschärfe geruht, nahm hohes Erstaunen die Nomosilax-Miene ganz in Besitz, indeß eine Mischung von Unwillen sich um die Züge der Betroffenheit lagerte, so wie graue Gewitterwolken von werdenden Blitzen besäumt sind.

Was haben Sie da? rief endlich der Beschauer dem auf alles nicht achtenden Mahler zu.

Ekbrecht sah kaltsinnig hin. Ein altes Bild! sagte er nachlässig.

Aber was für ein Bild! rief der Oberhofmeister der Themis wieder, über die Kälte der Antwort um so mehr aufgebracht, je weiter die Temperatur seines Fragparoxism von seiner gewöhnlichen Stimmung abwich.

Ich hab' es noch nicht einmahl ordentlich besehen, nachdem ich so viel erblickt, daß es schlecht ist.

Der Präsident hielt bereits den gemahlten Kreuzträger der Kunst in rettenden, beynahe zitternden Händen. Es war ein Kniestück, wie jetzt eines begonnen werden sollte: ein gravitätischer Mann mit Zwickelbärtchen, goldener Ehrenkette und Feyerkleid ruhte an einem Gesimse, auf welchem man las: „Getrewes Kunterfoi „des Vest und Gestrengen Herrn Hans Eitel von Fewr„stein, J. V. Dr. und Ritter, Wohlbetrawtem Hoffmai„ster und Kanzler Ihr. Durchläuchtigkeit, wohlberühmt „durch seine mannliche Toht undt Waise Rahtschlogh — „auch adeliche tugendten — Sein eheliche Hausfrawe hat „dies Bildnuß mochen lahsen, nitt auf daß sie foin on„gedenkhen bewahret, als daß Ihr tief in dem Hertzen „ruhenn thät, doch, doß es auf Kindter undt Kindts„kindter in ehwigen Zaiten kommen möght."

Nun? rief der entrüstete Präsident dem Farbe bereitenden Mahler zu; nun? ist das etwa nicht ein College von mir? Ein hochberühmter, herrlicher Justizmann und Kanzler?

Wohl möglich, flüsterte der eiskalte Ekbrecht — obgleich nichts von seinem Ruhme bis zu mir erscholl. Es ist wohl schon lange her, und Ruhm und Schall, sogar das Kleinod der Schöpfung, das Licht, verlieren sich in der Ferne.

Schon lange? Wie sie wieder schwatzen! Als ob allen Anzeichen nach das Bild mehr als höchstens ein Paar hundert Jahre zählte! — Lehren Sie mich doch die kanzelarischen Antiquitäten nicht kennen!

Um so schlimmer für den Ruhm des um so früher vergessenen Urbildes. Und doch — Ekbrecht warf einen spöttischen Seitenblick hin — ein so schönes Costüm! eine wahre Gala-Uniform jener Zeit. — Unbegreiflich!

Der Präsident betastete und untersuchte seinen Fund mit einer Genauigkeit, als wär' es ein Büschel Appellations-Acten, oder ein glücklich ausgebacknes Endesurtheil mit Adjunctis. Da haben wir's! schrie er entzückt (so viel er nähmlich von Rechtswegen entzückt seyn konnte), auf der andern Seite steht ja alles, wenn schon bleich genug. O die Zeit! die Zeit!

Verschont Kanzleydiener so wenig als Präsidenten, dachte Ekbrecht, indem sich in seinem spöttischen Lächeln eine Erinnerung an den Horazischen Ausspruch vom Universal-Anklopfen Freund Hains mahlte.

„Dies Bildnis," las jetzt der ganz von Aufmerksamkeit erfüllte Finder, „maines innigst geliebten Herrn „und Gemahls solle bis zu mainem, durch Gottes Gna„de sehligen Ablaiben in mainem schlafgemach hangen „bleiben, und dann als Aigenthumb an mainen hertz„lieben ältesten Sohne, Eitelbärt vochm Fewerstain Ge„langhen. Ahm vierden Aprihl 1541."

Das war eine wackere adeliche Frau, lobte der Prä-

sident mit dem Kopfnicken des Beyfalls — von dem guten alten Holze — gerade wie meine wohlselige. — O ihre Sorgfalt wird nun meinem Bilde nicht mehr zu Theil!

Mich wundert, fiel Ekbrecht ein, daß sie nicht auch ihren Nahmen beyschrieb. Uns mag sie einstweilen Semi-Artemisia heißen .... Steht noch mehr auf dem Bilde, Euer Excellenz?

Ha! werden Sie nun lüstern? Geduld! die Acten sind geschwinder referirt, als studiert. Er las nach einigem Grübeln, und öfterm Putzen der an Glossatoren gewöhnten Brillen weiter:

„Dies Bildt meines Vaters solle Hausmaister Pechterlen meinem Schreibtisch gehgenüber aufhängen, als „an dem augenfählichsten Platz in meiner Bibliothek. „10. Jun. 1567." — Aha! der Apfel fällt nicht weit vom Stamme — der Herr Sohn — wie hieß er doch? Ethelbert von Feuerstein war vermuthlich auch ein fattelfester Jurist suo tempore — und studierte fleißig, gleichsam unter den väterlichen Augen. — Ich werde den Zug kindlicher Pietät meinem Ulrich auf die hohe Schule berichten —

Zu Nutz und Frommen meines Kunstwerks! flüsterte Ekbrecht. Wie geht es denn weiter, Euer Excellenz? Ich bin in der That begierig. — So ein historisches Monument ist ein wahres Zweifels-Orakel.

„Kuntz soll das Bildt maines Grosvatters nacher „Fäuerstain verbringhen lassen, daß es dahselbsten in der „Gahlerie, jedoch genüghlich hoch aufgehanghen werdte, „daß die Pillardspielere nicht mit denen Stöthen dahran „stoßen; sollten solche aber in ihrem Spiehlen dardurch „behindert sein, so mag dasselb in dem Vorhause seinen „Platz findten. 15ten Febbr. 1612."

Der Großsohn war gewiß ein Jäger oder Soldat, fuhr der Präsident heraus. Was! einen Kanzler und Hofmeister in das Vorhaus! Ein vermaledeyter Spieler war er! Das sieht man an seiner Zärtlichkeit für's Billiard. — Hm! hm! mein Bild kömmt in mein Fidekommiß-Testament!

Danke unterthänig aus väterlichem Mahlerherzen, murmelte Ekbrecht.

„Anheute ist dies Bildnus auf hohen Befelch in das „Archivengewölbe beygesetzt worden, weil das Bauhwesen am obern Schlosse begonnen. 1690."

Der Präsident ließ Hände und Bild sinken, und Ekbrecht sagte halblaut: O da kann man's ja wieder finden. Nur feucht darf es nicht unten seyn. Sind die Archive auf Ihrer Herrschaft recht trocken?

Vergessen haben sie's unten, sprudelte der ganz aus dem Gleichgewicht gebrachte Themispriester. Hören Sie, was nun hier zunächst steht. „Nr. 67. Inventarii der „Schildtereien, so annebst dem Gute Feuerstein vermöge „Kauf-Contracts vom 5. Mai 1715. an die Abtei Ursuls„weier verkäuflichen abgegeben worden." Die Rabenenkel! verkauften den Ur-Ahnherr, der J. U. Dr., Ritter, Hofmeister, Kanzler, und in Ceremonien-Kleidern gemahlt war! verkauften ihn an manus mortuas der — Nonnen!

Armer Künstler! seufzte Ekbrecht, wenn die todten Hände nicht zugleich weise waren! — Ist das alles, mein gnädiger Herr? Hat die Trauergeschichte hier ihr Ende? — Ich sollte, ich möchte es glauben können. Die Möbel-Verwalterinnen sind auch in Klöstern manchmahl hübsch.

Behüte! rief der kirschbraune Präsident — zu unterst steht das Ärgste! „Nr. 247. Verzeichnisses alten „Hausraths bei der Auction im säkularisirten Kloster „Ursulsweier. Monath August 1804." Alter Hausrath und ein Kanzler! Ein Doctor Juris und Ritter mit Klosterfrauen säkularisirt!

Meine Thränen vermengen sich mit den Ihrigen.. O Mächte des Schicksals!

Sie sind ein Schalk, und gönnen mir den Kummer aus vollem Herzen.

Euer Excellenz sind sonst die Gerechtigkeit selbst, und verdammen mich nun so geschwind.

Sitzt der volle Beweis nicht in Ihren Spottaugen? .... Und doch ist mein Interesse auch Ihres! Wird nicht der Künstler mit dem Gemählde vergessen? in's Gewölb vergraben? säkularisirt und versteigert?

Eben auf das gemeinschaftliche Interesse, und noch auf ein höheres, auf das Interesse der Kunst gründe ich die rechtliche Revision Ihres frühern Beschlusses. Vorher aber muß ich die Phrase ergänzen, welche ich mit der Frage: „in großem Costüm?" zu Anfang unserer heutigen Sitzung begann, und die Euer Excellenz, als ich kaum gesagt hatte: „das wird..." mit der Beruhigung über den höhern Preis unterbrachen.

Nun? — Ich bin neugierig auf Ihren so umständlich angekündigten Revisionslibell! Umständlichkeit ist ein gutes Omen.

Nicht das Gold entscheidet die Zweifel der Kunst; nur ihr Gefühl. Ich schlug Ihnen das antike Costüm vor. — Keine Hof-Uniform sichert das Porträt vor der Vernachläßigung der Zeit, und jeder Zauber des Pinsels mag leicht an dieser scheitern, hält ihn nicht das in Menschenaugen so entscheidende Beywerk, in Verbindung

mit der höhern Sphäre der Ansicht. Der verdienstvolle hohe Priester der Justiz mag trotz erlöschenden Sternen und ausliegenden Capitalien von der Enkels-Nachwelt vergessen werden, wie der Doctor, Ritter, Hofmeister und Kanzler Hans Eitel von Feuerstein, und der Mahler theilt sein Schicksal. Aber dieser stellt Sie in romantischem Gewande des schön bildenden Alterthums dar; und was der echte Kenner nie verkennt, bleibt nun auch der Mehrheit, wo nicht wichtig, doch ehrwürdig. Und darum wollt' ich vorhin sagen: „Das wird zur Rumpelkammer führen."

So sey's — so mahlen Sie mich antik — aber doch als Prätor maximus wenigstens?

Als Urbanus einmahl gewiß nicht, dachte Ekbrecht, und begann das Werk.

V. d. Verf. d. goldn. Kalbes.

Wie sich die Zeiten ändern.

Im fünfzehnten Jahrhunderte heirathete Sir Collin Cambell, ein berühmter Ritter in Schottland, die Tochter des Grafen von Angus.

Sie wurde für eine der reichsten Erbinnen im Lande gehalten, weil sie 600 Mark — etwa 200 Thaler nach unserm Gelde — zur Mitgabe brachte, welches in den alten Familiennachrichten, eine prächtige Aussteuer genannt wird.

Churfürst George Wilhelm von Brandenburg wurde zu einer Taufe als Taufzeuge gebethen. Er trug dieß Geschäft einem seiner Hofbedienten auf, und die deßhalb von ihm eigenhändig unterschriebene Anweisung bestimmte, zur Bestreitung der Kosten, vier Gulden fünfzehn Groschen pr. nähmlich:

Einen Thaler als Pathengeschenk,
Einen Gulden dem Pfarrer, und
Fünfzehn Groschen der Hebamme.

Welch ein Abstand von den Sitten unserer Zeit! Jetzt kostet eine Hochzeit oft mehr als die ganze Mitgift der reichsten Erbinn des Grafen von Angus, und der geringste fürstliche Diener muß ein größeres Pathengeschenk spenden, als ein mächtiger Churfürst.

Sind wir aber glücklicher, als unsere Vorfahren? Wer wagt dieß zu behaupten.

Nur dann werden wir uns wieder jener verschwundenen Zeiten edler Einfalt freuen können, wenn wir uns von dem Entbehrlichen entwöhnen, wenn wir die Tempel des Luxus zerstören, seinen Altären keinen Weihrauch mehr streuen, unsere Hausgötter, Faulheit und Sucht nach Vergnügen, verjagen, und dafür Arbeitsamkeit und Sparsamkeit zu unsern Göttinnen wählen; wenn wir aufhören, Sclaven einer frevelhaften Pracht und eines niedrigen Hochmuths zu seyn, und unsere Ehre darin setzen, daß unsere Einnahmen mit unsern Ausgaben nie in Mißverhältnisse kommen. Wahrlich, die jetzige Zeit ist ganz dazu gemacht, uns diese heilsame Lehre mit lauter Stimme zu predigen, aber wehe uns, wenn nur die bitterste Armuth das einzige Mittel seyn sollte, das tief eingewurzelte Übel auszurotten.

Carl Müchler.

Notizen.

Italien. — Unter den im Laufe des Octobers ausgegrabenen Antiken von Pompeji befanden sich mehrere Stücke von großer Seltenheit und Belehrung über die Künste des Alterthums. Der König und die Königinn von Neapel besuchten am 3. Octob., begleitet vom Ritter Arditi, Director des königlichen Museums, das verschüttete Pompeji selbst. Da ward ihnen unter andern auch die Handhabe einer Lampe von gebrannter Erde, in Form eines Blattes, überreicht, worauf man eine kurze Lateinische Inschrift las. Die Handhabe ist mit einem ungemein zierlichen Firniß oder einem Überzug bekleidet, der einen Perlenmutterglanz hat, und wodurch sie das Ansehen bekommt, als wenn sie versilbert wäre. Diese Entdeckung, sagt der Corriere di Napoli, zerstört also vollkommen den Irrthum, welchen Giorgio Vasari, Pomponio Guarico und viele andere in die Geschichte der Kunst einführten, als hätten die Römer diese Art der Glasur niemahls gekannt, sondern als wäre sie erst von dem Florentinischen Bildhauer Luca della Robbia erfunden worden, der im funfzehnten Jahrhundert lebte.

Nicht weniger merkwürdig war aber auch eine andere Entdeckung. Man fand nähmlich bey einem der unterirdischen ausgegrabenen Gebäude, das man gewöhnlich mit Casa di Campagna zu bezeichnen pflegt, in einem Winkel angebracht, eine lange, geräumige Röhre von Thon, ganz bestimmt, um den aufgefangenen Rauch von einem Heerd über das Haus hinaus zu leiten.

Dieser Fund entscheidet nun endlich die lange zwischen den Alterthumsforschern herum geworfene Frage: Ob die Alten auch schon den Gebrauch der Camine, mit Röhren, die den Rauch hinaus leiteten, gekannt haben?

Von mancherley Münzen, kleinen Geräthen u. dgl. mehr, die noch gefunden wurden, wollen wir hier nichts sagen. Aber das eben entdeckte Speisezimmer ist doch interessant. Die Wände desselben sind hin und wieder mit allerley Figuren von Geflügel und Wildpret bemahlt. In der Mitte des Zimmers steht man noch ganz vollkommen erhalten drey Ruhebetten, wie sich die Alten zu bedienen pflegten. Und zwischen denselben erblickt man noch den marmornen Fuß, der die Tafel unterstützte, auf welcher die Speisen sonst angerichtet standen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 139. — 21. November 1809.

Der Sonderling Richard in London.

Ein sehr angesehener und reicher Kaufmann in London, der mit Eisenwaaren handelte, und 1770 starb, hinterließ einen Sohn, dem er eine gute Erziehung gegeben, und ihn auf Reisen geschickt hatte. Dieser hielt sich einen Winter in Rom auf, war mehrmahls in Paris, und sprach sehr gut Französisch und Italiänisch. Vor seines Vaters Tode und auch einige Jahre hernach nannte man ihn gewöhnlich den Kleinmeister der Leadenhallstraße; denn bey allen öffentlichen Lustbarkeiten sah man ihn immer nach der neuesten, zierlichsten Art gekleidet. Noch am Feste der Genesung des Königs (1789), wo der Spanische Gesandte eine außerordentlich kostbare Fete in Ranelagh gab, war er prächtig angezogen. Und dieser Mann ist nachher in seinem äußern Aufzuge der abschreckendste Gegenstand geworden, den man sich denken kann. Er, der ehemahls ein Muster von geschmackvoller Kleidung war, sein Haar auf das sorgsamste gekräuselt trug, und deßhalb nie den Hut aufsetzen wollte, vernachlässigt sich jetzt so sehr, daß die gemeinen Leute ihn nur den beschmierten Dick (Richard) nennen. Kauft man etwas bey ihm, so findet man ihn ohne Rock. Weste, Beinkleider und Hemde, die sämmtlich keine zwey Heller werth sind, sehen so schwarz aus, wie sein Gesicht, seine Hände und seine Ladenfenster; sein Haar ist struppig und so in einander verworren, daß der Kamm es seit Jahren nicht berührt zu haben scheint. Der Laden ist dunkel und voll von allerley Waaren in Kasten, die fast bis an die Decke reichen, aber alles in Verwirrung. Fordert man etwas, so weiß er es nicht zu finden, und fragt man ihn, warum er seine Sachen nicht in besserer Ordnung halte, so läugnet er nicht, daß sie bequemer gestellt seyn könnten, sagt aber, er habe keine Zeit dazu, er sey immer geschäftig, und habe sich sogar seit den letzten fünf Nächten nicht ausgezogen; der Gedanke, wie er künftig seine Geschäfte einrichten wolle, liege ihm so sehr am Herzen, daß er keinen Augenblick Zeit finden könne, sich auszukleiden. Fragt man ihn, warum er denn die Fenster nicht reinigen lasse, so antwortet er, das wäre er schon seit vielen Jahren willens gewesen, wüßte aber gar nicht, wo er die Zeit dazu hernehmen solle; doch gedenke er, es noch zu thun. Auf die Frage, warum er denn die Fensterladen nicht öffne? erwiedert er: „Ach, die sind seit fünfzehn Jahren nicht aufgemacht worden, aber ich denke oft daran, daß es geschehen soll." Sein sehr großes Haus sieht auswendig so schmutzig aus als inwendig. Die Fenster sind wirklich so schwarz und voll von Schmutz und Rauch, als der Rücken des Feuerrosts. Die Esse ist seit sieben Jahren nicht gefegt worden. Die zerbrochenen Fenster sind mit alten Beetern geflickt. Bey aller dieser Sonderbarkeit ist der beschmierte Richard ein sehr verständiger und artiger Mann; ja, unter seiner schmutzigen Lebensart sticht nicht wenig

Eitelkeit hervor: und wenn man die Sache tiefer untersucht, so findet man, daß er dabey auch nicht zu kurz kommt. Er weiß aus Erfahrung, daß ihn seine ungewöhnliche Grille allgemein bekannt gemacht hat. Wäre er reinlich, anständig und stattlich angezogen, wie andere Londner Kaufleute, so würde man ihn unter der übergroßen Menge derselben übersehen. „Ich versichere Ihnen," sagte er mit Selbstgefälligkeit zu einem Käufer, „eine Dame kam ausdrücklich von Yorkshire nach London, um mich als einen sehr sonderbaren Mann, von dem sie so viel gehört hätte, zu sehen." — Seine Nachbarn haben ihm oft das Anerbiethen gethan, daß sie die Außenseite seines Hauses auf ihre eigenen Kosten weißen und den Laden anstreichen lassen wollen, aber er verweigert es standhaft und sagt: sein Laden sey im Auslande so allgemein unter dem Nahmen des schmutzigen Waarenhauses bekannt, daß es seinen Handel mit der Levante zu Grunde richten würde. Aber wie man ohne Erinnerung sieht, es ist bloß Geitz, der alle seine Handlungen unumschränkt leitet: denn er fürchtet bestohlen zu werden, und hält deßwegen kein Gesinde. Wenn er ausgeht, so legt er eine Kette vor seine Ladenthür, und gibt einer alten Schubkärnerinn, die Obst und Kuchen verkauft, ein Paar Pfennige, damit sie auf sein Haus wohl Acht gibt, bis er zurück kommt. Sein Aufwand an Kohlen muß sehr mäßig seyn; denn er hält ein Camin-Feuer für verschwenderisch, ausgenommen, wenn es schlechterdings nothwendig ist. Da ihm aber seine Füße im Winter, Alters wegen, leicht kalt werden, so schüttet er Stroh in einen Kasten, und steht darin. So oft die Fenster ein neues Loch bekommen, wird es mit alten Bretern ausgebessert, weil dieß, nach seinem Grundsatze, die wohlfeilste Reparatur ist. Er wäscht sich weder Hände noch Gesicht. Seine Entschuldigung ist, wenn er sie heute wüsche, so würde er sie morgen doch wieder waschen müssen, die Handtücher müßten auch wieder gewaschen werden, und dieses würde viel Seife erfordern.

Er hat aber einen großen Vorrath von Waaren und viele Kundschaft in London und im ganzen Lande; denn die Leute glauben, daß sie die Sachen aus einem so verworrenen Haufen von Waaren, und von einem so sonderbaren Menschen wohlfeil bekommen werden; und er ist so höflich und dienstfertig, daß er, wenn jemand etwas braucht, was er selbst nicht hat, sollte es auch die geringste Kleinigkeit seyn, lieber durch die halbe Stadt läuft, um es zu schaffen, als daß er sich einen Kunden verscherzen sollte.

Eine andere Sonderbarkeit ist, daß er ein Zimmer in seinem Hause hat, welches er nie öffnet. Er war nähmlich mit einer Person von großer Schönheit versprochen. Ein Paar Tage vor der Hochzeit lud er sie und ihre Verwandten zu einem Frühstück ein. Als er eben die Braut erwartete, kam ein Bothe mit der traurigen Nachricht, das Mädchen sey plötzlich gestorben. Dieß wirkte so auf ihn, daß er den Entschluß faßte, niemahls wieder in dieses Zimmer zu gehen; alles was zum Frühstück vorbereitet war, nebst den Geräthen, blieb stehen und liegen, wie es war; er vernagelte Thür und Fenster; und in diesem Zustande ist die Stube seit der Zeit immer geblieben. Seine Schwester hat eine schöne Equipage, und besucht ihn oft, steigt aber niemahls aus, weil sie sich vor dem Schmutze seines Hauses fürchtet.

Hymnus an Selene.

Dich auch will ich begrüßen im feyernden Tone des Liedes,
Holde Göttinn der Nacht, Vertraute schweigender Stunden;
Führerinn von dem Chor, das nächtlich leuchtet am Himmel,
Glänzender Spiegel des Tags, du helle Knospe der Erde!

Zwar die Veränderlichste von Allen bist du; denn immer
Wechselt die hohe Gestalt, und zeigt und bildet sich anders:
Aber du bist die Schönste, der Himmelstöchter die Schönste.

Hat sich der müde Tag nun unter Rosen begraben,
Und die Fackel des Lichts der untern Erde gesendet,
Steigst du empor an der Bühne des Himmels, ein glänzender Lichtball,
Und umwebest mit Gold die breiten Säume des Äthers.

Immer herrlicher wächst der glänzende Strahl, bis er endlich
Über des Waldgebirgs erhabenen Gipfeln hervor bricht,
Und in's dämmernde Thal die lichten Fluthen ergießet.

Wundergestalten verbreiten sich hier, in der Näh', in der Ferne;
Strecken in Riesenschatten sich aus, umschweben des Waldsees
Schimmerzerflossenen Duft, und leuchten und sprühen in Funken
Von dem gießenden Bach, und lauschen im düstern Gesträuche.

Welch ein magischer Glanz erfüllt und begeistert die Gegend!
Kommst du selber herab von deinem Himmel, o Göttinn?
Unter der Fichten hohem Gewölb' erblick' ich mit Schauder
Schon dein Drachengespann. Wie funkeln die quellenden Augen,
Und der schuppige Leib! Wie leuchtet der goldene Wagen!
Selige Göttinn, komm! in deinen Armen ist Friede,
Und der zaub'rische Wahn und Vergessenheit irdischer Dinge.

Einsam hast du nunmehr den Thron des Himmels bestiegen,
Herrschend über die Welt. In unverrückter Heiter
Sitzest du da, und sendest herab die thauigen Strahlen.
Oder versammelst um dich den Hof lichtglänzender Wolken.
Feyerlich nahen sie sich in weit umkreisenden Haufen,
Aufzuwarten, o Königinn, dir! Oft schickst du den Westwind
Unter sie, und er zerjagt ihr dünn zerfließend Gewebe,
Führet sie in buntem Glanz an deinem Lichte vorüber.
Dann auch scheinest du selbst ein leichtes Spiel zu beginnen,
Schlüpfest unter sie hin, und erscheinst, und verbirgest dich wieder.

Wer kann aber sie singen die Freuden, die du gewährest!
Zahllos sind die Geschenke der Göttlichen; sie zu verehren
Ist der Sterblichen Pflicht, zu preisen in ewigen Hymnen.

Groß ist über die Welt die Macht des herrlichen Titans,
Und er ruft die Wesen hervor, und belebet sie alle.
Aber den Scepter der Nacht hat Er der Schwester gegeben,
Daß sie sie milder beherrsche. Wer würde die einsame loben,
Wer ihr finsteres Reich, die dunkeln verlassenen Schatten,
Wenn nicht Sie sie erfreute mit Licht, durch Wechsel ergötzte?
Immer gehorchend folgt sie daher dem Winke des Bruders,
Leihet von ihm den schimmernden Glanz; doch hat sie den Einfluß
In sein mächtiges Reich durch sanften Wechsel erhalten;
Ändert der Winde bewegliches Chor, gebiethet den Stürmen,
Und läßt heitere Luft und milde Regen hervor geh'n. —

Muse des denkenden Manns, du meine Freundinn! wie oftmahls
Hängt mein Blick noch an dir in mitternächtlichen Stunden!
Von den Schatten der Erde, den trüben verworrenen Schatten,
Ziehst du mich auf zu Gefilden des reinen ätherischen Himmels.
Leite mich oft zu dir in die licht durchwalleten Fluren!
Bist du auch, wie sie sagen, ein Land, mit Bergen und Thälern
Ausgeschmücket, und gleich der hier bewohneten Erde;
Führe mich von dem Schutt der schon veraltenden Erde
Künftig hinauf zu dir in die neu belebeten Sitze!
Führe mich, wenn du sie hast, in die stillen Auen des Friedens!

v. Knebel.

Über die Cultur ausländischer Pflanzen.

(Aus der empfehlungswerthen kleinen Schrift: **Histoire des arbres et arbrisseaux qui peuvent être cultivés en pleine terre sur le sol de la France; par M. Desfontaines. Paris, Buisson, 1809.**)

Es gibt noch immer eine Menge Leute, welche die Einbringung fremder Gewächse als einen bloßen Gegenstand der Neugier, und ihre Cultur als Luxus und als eine ziemlich überflüßige Ausgabe betrachten, die überaus selten durch Angewöhnung jener Pflanzen Ersatz gewähren, oder höchstens in einer sehr entfernten Zukunft ungewisse Vortheile versprechen könne. Und die Zahl derer, die, wie der gute alte Lafontaine, sich gern großmüthig Mühe geben, andern Vergnügen zu machen, ist nicht groß. Ohne nun hier von allgemeinern und höhern Ansichten zu sprechen, und um bey Hoffnungen, die ganz persönlich sind, stehen zu bleiben, so ist die Sonnenwende aus Peru (Heliotropium peruvianum), diese holde Blume, die den Vanillegeruch ausduftet, seit nicht mehr als 60 Jahren in Europa bekannt, und alle Heliotropien, die unsere Gärten schmücken, stammen von Samen her, welche Joseph von Jussieu aus Amerika sandte. Die aus Japan und China herstammende Hortensia kam im Jahre 1790 nach Europa; sie ist bereits überall verbreitet, und durch ihre vom Frühjahre bis in den Herbst dauernden rosenfarbenen Blumenbüschel eine der schönsten Zierden unserer Lustgärten. Die nieblichen Metrosideros-Sträuche, deren Äste sich mit gefällig gruppirten gelben, weißen und rothen Blüthen decken, sind schon sehr verbreitet, ob sie gleich vor kurzer Zeit erst durch die Botaniker, welche den Capitän Baudin auf seiner Reise begleiteten, aus Neuholland eingebracht wurden. Ich spreche hier nur von Blumen, weil diese überall gekannt sind; aber die Pflanzungen ausländischer Bäume biethen freylich bereits ungleich wichtigere und wesentlichere Vortheile dar. Welchen Nutzen zieht man z. B. nicht gegenwärtig aus der Cultur des Accacienbaums (Robinia pseudoacacia), die zu Heinrichs IV. Zeiten nach Frankreich gebracht ward! —

Auch jene Pflanzen selbst, welche die Natur unserm Klima versagt hat, und die nur künstlich bey uns fortleben, können durch Sorgfalt und Mühe eine Quelle von Wohlstand und Reichthum für uns werden. Alle Kaffeh-Pflanzungen Westindiens stammen aus den Gewächshäusern des Jardin des plantes in Paris her. Der köstliche Theestrauch, dessen Verbrauch der Gegenstand eines unermeßlichen Handels ist, wird in China von Kanton bis Pekin gepflanzt; in dieser letztern Stadt ist, den Beobachtungen der Missionäre zufolge, der Winter strenger als in Paris. Es ist also außer Zweifel, daß es möglich seyn wird, den Theestrauch in Frankreich zu ziehen und fortzupflanzen, wenn man dazu gelangen kann, eine hinlängliche Zahl von Individuen desselben zu erhalten, um damit in verschiedenem Boden und Klima Versuche zu machen. Und wenn dieß nun erreicht würde, wer könnte die Wichtigkeit des Unternehmens, und die Folgen seiner Ausführung verkennen! Jährlich wird eine Last von 36,000,000 Pfd. Thee in Europa eingeführt, welche den Verhältnissen des Handels mit China zufolge beynahe ganz durch Baarschaft bezahlt wird. Die Befreyung von einer solchen Abgabe würde ohne Zweifel eine schöne Anwendung der Pflanzenkunde seyn *).

Es führt uns dieß auf eine noch viel ausgedehntere und allgemeinere Ansicht, diejenige nähmlich des Einflusses der Pflanzen auf die Civilisation und den politischen Zustand des Menschengeschlechtes. Der Saft oder der Extract zweyer Pflanzen, des Kaffeh und des Opium, wirken so mächtig auf alle Völker des Orients, daß, wenn diese derselben auf ein Mahl beraubt werden sollten, zuverläßig auch ihre Sitten, ihre Religion, ihre

*) Kurz vor der Revolution wurden in Galeria, auf der Insel Korsika, Versuche mit dem Anbau dieser Pflanze gemacht, die schöne Hoffnungen gaben; die Revolution unterbrach selche.

Bevölkerung, und ihre politische Verfassung die wesentlichsten Veränderungen erleiden müßten. In Europa haben der Kaffeh und der Tabak ohne Zweifel den physischen Zustand des Menschen, und wahrscheinlich auf eine vortheilhafte Weise, modificirt; nachdem sie einmahl allgemein sich verbreitet haben, sind sie unentbehrlich geworden, und es sind daraus große Völkerinteressen hervor gegangen, welche gehandhabt seyn müssen. Beynahe ausschließlich für den Besitz und Gewinn einiger Pflanzen, des Kaffeh, des Indigo, der Baumwolle, der Gewürze, der China, des Zuckerrohrs — werden in der alten und in der neuen Welt, seit zwey Jahrhunderten Kriege geführt, und mit bewaffneter Hand streiten sich Nationen um diese Naturgeschenke. Ähnliche, doch minder grausame, Bedürfnisse und Verhältnisse werden sich künftighin an jede wichtigere wissenschaftliche Entdeckung anknüpfen. Einmahl unter einem Volke gekannt, wird sie bald allen unentbehrlich werden; und das einsichtsvollste und geschickteste Volk wird nothwendig auch das reichste und mächtigste werden. Nichts vermag einleuchtender darzuthun, daß in unsern Zeiten der Wohlstand und die moralische Kraft der Völker im genauesten Verhältnisse zu dem Grade ihrer Einsichten stehen. Wer vermöchte es, die Folgen anzugeben, welche aus der Entdeckung einer neuen Pflanze, die als Nahrungs-, Heil- oder Reitzmittel ausgezeichnete Kräfte besäße, in Europa hervor gehen könnten? Wer vermöchte es, die Resultate der Entdeckung einer neuen physischen Eigenschaft der Körper zu berechnen? Ein Stückchen magnetischen Eisens hat die Entdeckung von Amerika herbey geführt; durch ein aus Sand und Asche verfertigtes Glas hat man die Sternenschrift des Himmels lesen gelernt. Wer sollte die Entdeckungen der Wissenschaften nicht hochachten, wenn die einfachsten Forschungen, ich möchte sagen ihre zufälligen Erscheinungen, von solchen Folgen begleitet waren; und wer weiß, ob unter den gemeinsten Dingen, unter den Pflanzen, die wir mit Füßen treten, sich nicht solche finden, von denen einst große Wirkungen hervor gehen! U.

Aphorismen.

Bey einem großen Theile der Menschen ist leider die Vernunft nichts weiter, als eine alte ohnmächtige Gouvernante, der die rasche wüste Brut der Begierden und Leidenschaften nach Herzenslust, wie man sagt, auf der Nase trommelt.

Müßiggänger sind aus dem Dienste Gottes Entlaufene, die am Ende immer gern beym Teufel Dienste nehmen. —

Johannes Eremita.

Fabel.

Freund, sprach ein Esel auf der Weide
Zum Pferd', o gönne mir die Freude,
Laß unsre lieben Kinder beyde,
Gleich einem trauten Zwillingspaar,
Von heut' an mit einander leben,
Und gegenseitig nur ein Jahr
Sich Unterricht und Bildung geben.
Nein! rief der Houyhnhum, Nachbar, nein!
Gefahrvoll ist, ja schädlich ihr Verein.
Die Jugend pflegt an's Gute nicht zu mahnen,
Und wird zum Bösen leicht gekörnt.
Ich zweifle, ob dein Sohn je wiehern lernt,
Und fürchte halb, der meine lern' yahnen.

Hg.

Notizen.

Prag. — Den 29. October wurden hier zum ersten Mahle die Felsen von Arona, eine Oper in drey Aufzügen von Treitschke, Musik vom Kapellmeister Rößler, mit einem außerordentlichen Beyfall gegeben. Die Handlung ist höchst interessant, und verbindet sich mit einer sehr angenehmen Musik. Enthusiastischen, stürmischen Beyfall erregte besonders folgende Arie der Clementine im ersten Act, gesungen von Dlle. Müller, die sich auch von Seiten der Poesie sehr vortheilhaft auszeichnet:

Seit jenen ersten Stunden,
Da ihn dieß Auge fand,
Hält ewig uns umwunden,
Ein zart, ein geistig Band;
Vorüber ist mein Trauern,
Durch dumpfe Kerkermauern,
Such' ich mit frohem Schauern,
Der Liebe selig Land.

Die sanfte Morgensonne,
Des Mittags Strahlenbrand,
Der Hirten Abendwonne,
Sind zaub'risch mir verwandt;
Denn Glanz und Gluth und Töne
Verkünden mir das Schöne,
Das hoffend ich ersehne,
Der Liebe selig Land.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 140. — 23. November 1809.

Pfalzgraf Friedrich und Leonora von Österreich.

Eine fürstliche Liebesgeschichte *).

Der jüngere Sohn des Churfürsten Philipp von der Pfalz ward als 18jähriger Jüngling **) an den Hof des Spanischen Thronfolgers, Philipps von Österreich, nach den Niederlanden gesandt, um Kunde fremder Sprachen und Weltkenntniß zu erwerben. Friedrichs männlich edle Schönheit und sein freundlich einnehmendes Wesen gewannen ihm des Fürsten Freundschaft; und die Anhänglichkeit, welche ihn an den Vater gebunden, schien auch auf den Sohn überzugehen, auf Carl, den Erben der Spanischen Krone, als Kaiser Maximilian dem Pfalzgrafen die Mitaufsicht über den unmündigen Enkel anvertraute. Friedrich war jetzt in des Lebens schönster Blüthe, und überall fand der herrlich ausgebildete Fürstenjüngling Liebe und Verehrung. Selbst die ritterlichen Künste der Fremde lernte er so leicht, daß man im Auslande des Deutschen fügsame Gewandtheit bewunderte ***). Überall, wo er in Kampfspielen erschien, ward er von ehrwürdigen Frauen, wie von blühenden Jungfrauen, einmüthig gepriesen, und nur ihm der Sieg gewünscht.

Aber keine von allen sah theilnehmender auf den viel geehrten Mann, als Carls Schwester Leonora. Eine kräftige Gestalt, ein edles Antlitz von hochblonden Locken umwallt, eine blühende Jugendfarbe, eine breite mächtige Brust, worin nur Muth und Männersinn wohnen konnten; so erschien ihr der schöne Jüngling, und immer kehrte auf ihn das Auge der Königstochter zurück. Wie aufmerksam sie horchte, wenn ihre Hoffräulein von Friedrich sprachen; aber wie sie ihn auch preisen mochten, Leonora schien jedes Lob zu schwach für die Verdienste des Fürsten. Einst aber beym Turnier sprach würdiger von ihm ein Mann, welcher Leonora's zärtliche Blicke oft überrascht und die werdende Liebe beobachtet hatte. „Der Himmel verlieh doch, sagte er zu den Umstehenden auf dem Schaugerüste, ohne Leonora anzusehen, dem Pfalzgrafen Friedrich seine besten Gaben! Seine Schönheit darf man nicht erst rühmen; Ihr freut Euch alle der edeln Gestalt, welcher kein Liebreitz fehlt. Doch vergänglich sind äußere Reitze, aber könntet Ihr die innere unsterbliche Schönheit erblicken, dann würdet Ihr sehen, sie sey ein köstlicher Edelstein, in Gold gefaßt. Das kann ich wahrlich von dem Pfalzgrafen sagen, wenn ich, seines Innern so kundig, die Gaben seines

*) Hubert Thomas von Lüttich liefert in seinen Annal. de vita et rebus gestis Friderici II. Elect. palatini (Francof. 1624. 4.) Seite 50—64 den Stoff zu dieser Erzählung, welchen ich ohne Zusatz wiedergebe. Der Verfasser war des Pfalzgrafen vertrauter Geheimschreiber.

**) Geboren 1483.

***) So war Friedrich in der Spanischen Art (à la gineta) zu reiten trefflich geübt, und verstand sich auf das Spanische Rohrspiel. Erstaunt sprach Ludwig XII. von Frankreich, als der Pfalzgraf seine Geschicklichkeit zeigte, zu den Hofleuten: Seht, das thut ein Deutscher!

Gemüths mit der äußern Gestalt vergleiche; diese ist menschlich, jene sind göttlich zu nennen. Wer ist so vorsichtig im Rathe? Wer weiß besser zu Edeln und Nützlichem aufzufordern, wer klüger abzurathen von allem, was nicht gut noch gerecht ist? Sorgfältig gedenkt er der Vergangenheit, handelt beharrlich in der Gegenwart, und schaut klug voraus in die Zukunft; darin allein unähnlich den Deutschen, die gewöhnlich nur die Gegenwart beachten. Wer ist edler als er, wer gebildeter? Wo fände man einen muthvollern, großherzigern Mann? Manchem von Euch ist wohl bekannt, was ihm neulich mit Männern begegnete, welche, obgleich sie edler Geburt sich rühmen, edler Künste unkundig sind. Als sie vernahmen, daß Friedrich auch als geschickter Tonkünstler gepriesen ward, da sprachen sie, die Tonkunst verweichliche den Mann, und kaum habe sich jemahls, wer sie geübt, tapfer und muthig gezeigt. Dem Pfalzgrafen und andern Edeln, welche wie er die Tonkunst liebten, dünkte dieß eine Schmähung, und sie wollten mit dem Schwerte die Unbilde rächen. Aber der Erzherzog (Carl) gab den Klagenden zur Antwort, der Streit möge nicht durch ernstliches Gefecht, sondern im Kampfspiele geschlichtet werden, und er bestimmte den Tag, wo die Kämpfer gerüstet und mit stumpfen Schwertern erscheinen sollten. Mitten auf dem Kampfplatze wurden Schranken, 4 bis 5 Fuß hoch, errichtet, welche die Streitenden nicht überschreiten sollten. Nur auf den obern Theil des Leibes durften die Kämpfer ihre Streiche führen; wer ausweiche, sollte für feige und besiegt gehalten, wer aber dem Gegner, ohne zu weichen, mehrere Schwerter und Lanzen zerbrochen hätte, als Sieger anerkannt werden, und von Jungfrauen einen Kranz oder eine andere Gabe empfangen. Das waren des Kampfes Bedingungen. Die Gerüsteten standen gegen einander; drey auf jeder Seite, und unter ihnen der Vornehmste war Munkenwall. Niemand konnte Friedrichs Streichen widerstehen; die Schmäher der Tonkunst wichen, so oft er das Schwert mit mächtigem Arme schwang. Ein Hieb entblößte Munkenwalls linken Arm, und als dieser darauf Verletzung des Kampfgesetzes ihm vorwarf, weil nur das Haupt getroffen werden dürfe, da rief der Pfalzgraf unmuthig: Warum weicht Ihr denn, warum biethet Ihr nicht Euer Haupt meinen Streichen dar? Und bey diesen Worten versetzte er ihm einen gewaltigen Hieb auf die Schläfe, daß ihm das Feuer aus den Augen sprühte. Munkenwall wich weiter zurück, und der Pfalzgraf war im Begriffe über die Schranken zu springen; aber der Erzherzog machte dem Kampf ein Ende, sonst wäre jener kaum großer Gefahr entgangen. Da hättet Ihr sehen sollen, wie Munkenwall und seine Gesellen zugerichtet waren; die Augen glühten, Wangen und Lippen waren geschwollen, einem Ungeheuer sah er ähnlicher als einem Menschen, und erregte allgemeines Gelächter. Seitdem wagte es niemand am Hofe, die Freunde der Tonkunst zu verachten oder muthlos zu schelten. Aber das Glück machte den Pfalzgrafen nicht übermüthig und hochfahrend, er war selbst gegen seine Beleidiger freundlich wie immer und liebreich."

Darauf sagte der Lobredner noch vieles zu Friedrichs Ruhme, manches von dem glorreichen Alterthume des Pfälzischen Hauses und dessen Verdiensten um Österreich. „Jetzt ist, hoffe ich, setzte er hinzu, die Zeit gekommen, der Dankbarkeit alte Schuld durch Wohlwollen gegen Friedrich abzutragen. Und wie könnte dieß besser geschehen, als wenn wir ihm eine unserer Fürstinnen vermählen? Das würde den Adel unsers Hauses erhöhen, und auch aus unserm Fürstenstamme würden Pfalzgrafen erwachsen."

Als Leonora dieß und Ähnliches mit süßer Überraschung vernahm, verrieth sich ihre Empfindung, entzündet durch des Mannes Lob, immer lauter, je mehr sie ihre Liebe verhehlen wollte. Ihre Blicke folgten jeder Bewegung des geliebten Kämpfers. „Jetzt legt der Pfalzgraf von neuem die Lanze an," spricht sie zu den Hoffräulein. „Was mag man ihm jetzt berichten? Da fliegt ein Stück von seinem Helme! Man gibt ihm eine stärkere Lanze. Schaut, wie gewandt er sie führt, wie gut er den Gegner trifft, wie der Lanze Splitter empor fliegen!" So ward oft ihres Herzens Geheimniß enthüllt, und keinem der Zuschauer entging's, wie sie schmachtete vor Liebe. Täglich ward Friedrichs Nahme von ihren Gefährtinnen genannt, als sie sahen, daß es wohlgefällig aufgenommen wurde, wenn sie gut von ihm sprachen, und immer ward berichtet oder ersonnen, was er gethan.

Nicht lange blieb dem Fürsten verborgen, welche Gunst er gewonnen hatte, und da auch sein Herz der Pfeil getroffen, war er eifrig bedacht, alles zu thun und auszusinnen, was Leonora angenehm seyn konnte. Überall rühmte er sie, ihre hohe Stirn, von keiner Runzel gefurcht, den feinen schwarzen Bogen der Augenbraunen, das immer lächelnde Auge, die blühende Wange, den kleinen lieblichen Mund, die rosigen Lippen, die kleinen weißen Zähne, das heitere Gesicht mit dem Ausdruck holder Sittsamkeit, den süßen Ton der

Rede. In den Himmel erhob er, rühmend und bewundernd, die junge Fürstinn. So mächtig hatte schon die Liebe gewirkt, daß beyde sich nicht scheuten, mit einander zu kosen, bald beym Tanzreigen, bald beym Lustwandeln im Thiergarten neben dem Schlosse, bald auf der Jagd, und wo Worte nicht erlaubt waren, sprach man durch Zeichen und Winke. Es wurden Dienerinnen her und Diener hin gesandt, mit freundlichen Grüßen, oder um Veilchen und Rosen zu bringen und rückzubringen. Nichts ward vergessen was treue Liebende zu beginnen pflegen, aber jemehr sie alles, was sie thaten zu verhehlen suchten, desto offenkundiger ward's, und desto mehr verbreitet. Friedrichs und Leonora's Liebe war das allgemeine Gespräch. Man pries die Fürstinn glücklich, weil sie, mit Friedrich vermählt, die Heimath nicht verlassen durfte, und nicht zu einer Verbindung mit einem entfernten Fürsten gezwungen ward; und ihm gönnte man die Ehre, der Schwager des mächtigen Königes von Spanien zu werden.

Die Gemahlinn Christians II. von Dänemark hatte kaum das Gerücht erfahren, als sie ihrer Schwester schrieb, Glück und Freude hoffend von der Verbindung, die Leonora geschlossen. Sie sprach von den Leiden, welche die Gemahlinnen mächtiger Könige erdulden. „Es sey wohl ein trauriges Loos, einem Manne, den sie nie gesehen, den sie nicht liebe, dessen Gemüthsart sie nicht kenne, oft in die entferntesten Erdgegenden zu folgen, und nie das Vaterland, nie die Angehörigen wieder zu sehen. Der Nahme Königinn — o! ein eitles Glück, vor welchem sie bald zurück bebe, als hätte ihr nackter Fuß eine Schlange getreten. Die Könige hielten ihre Gemahlinnen gewöhnlich in enger Gewahrsam, selten sey es ihnen gestattet auszugehen, damit nicht der Glanz der Majestät durch öfteren Anblick verliere, und nicht selten entfernten sich die Könige, unter dem Vorwande von Jagden oder Reisen, um ihrem heimlichen Vergnügen nachzugehen. Glücklicher aber sey ihre Schwester Leonora, sie liebe den Pfalzgrafen, sie kenne sein Gemüth, setzte Isabelle hinzu, und hob auch den Umstand heraus, daß Friedrich der Französischen und Niederländischen Sprache kundig war; denn sie selbst hatte, als sie mit ihrem Gemahle verbunden ward, ihn so wenig als er sie verstanden. Wie kann Liebe erwachen, sagte sie, wenn Gatten durch Dolmetscher sich unterhalten müssen!"

Oft kamen von der Dänischen Königinn ähnliche Ermunterungen, welche die Flamme, die in Leonora's Busen glühte, anfachten, und Friedrichs Zuversicht nährten. Er wagte es, seine Empfindungen nicht mehr zu verhehlen, hörte gern von seinem Einverständnisse mit Leonoren sprechen, und dankte, mit erkünstelter Bescheidenheit ausweichend, jedem Glückwunsche. So wuchs die Liebe des jungen Fürstenpaars, von fröhlicher Hoffnung gepflegt, und konnte ruhig erstarken; denn niemand wollte beyden übel, und selbst Carls Günstling, der allgebiethende Chièvres, und Munkenwall schienen den Pfalzgrafen zu begünstigen. Täuschender Schein! Munkenwall blieb der Schmach eingedenk, die er im Kampfspiel erlitten, und jener war feindselig gegen den Mann gesinnt, der mit ihm die Aufsicht über den königlichen Jüngling theilte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rückkehr.

Sterne! freundlich schaut ihr nieder
Auf den hoch beglückten Mann,
Der nun endlich, endlich wieder
Seine Theure sehen kann.
Wo der Baum dort prangend stehet,
Winkt das liebe Fensterlein;
O ihr Abendlüfte! wehet
Freundlich mild zu ihr hinein.

Baum! ich kenne dich schon lange.
Jetzo stehst du grünend da;
O! es ward mir wohl und bange,
Als ich dich von ferne sah;
Mächtig rauschen deine Zweige
Mir ein froh Willkommen zu,
Holder Baum! o schweige! schweige!
Stör' nicht meiner Liebsten Ruh'.

Feurig hat mich neu belebet
Ihres Nahseyns Allgewalt;
Ist's ihr Schatten, der dort schwebet?
Ist's die liebliche Gestalt?
Fromm und still, sanft und bescheiden
Wallet sie im kleinen Raum,
Leicht entbehrt sie nicht'ge Freuden,
Leicht der Erdengröße Traum.

Jetzo, da der Sterne Reigen
An dem Himmelszelt beginnt;
Da die Vögel alle schweigen,
Und die Geister munter sind;
Schwör' ich, schwör' ich dir auf's neue
Mit empor gehob'ner Hand
Ew'ge Lieb' und ew'ge Treue,
Bis in's düst're Schattenland.

Herbe sind des Menschen Leiden,
Wenn er sich vom Theuern trennt,
Wenn vor ihm statt sanften Freuden,
Der Verzweiflung Rachen gähnt.
Doch — erfüllet sich sein Flehen,
Kehrt er endlich dann zurück:
Wiedersehen! Wiedersehen!
Himmelswonne! Himmelsglück!

Joseph Passy.

Anecdote.

Ludwig der Eilfte erhielt zehn tausend Thaler in Golde zum Geschenk; eine Summe, die zu jener Zeit schon sehr bedeutend war. Er ließ sie auf seinem Pulte auslegen, und um die Wünsche und Hoffnungen der Höflinge rege zu machen, die ihn umgaben, sagte er zu ihnen:

„Seht einmahl das viele Geld! Man hat mir ein Geschenk damit gemacht; aber ich will nichts davon behalten. Diejenigen, die mir wichtige Dienste geleistet zu haben glauben, brauchen sich also nur zu melden."

Jetzt fingen sie sämmtlich an, die Dienste zu preisen, die sie dem Staate schon erwiesen hätten, und ihre Ansprüche auf die zehn tausend Thaler geltend zu machen. Nur Moroilliers stand mit niedergeschlagenen Augen da, und sagte nichts.

„Nun, mein lieber Kanzler — sprach der König zu ihm — haltet Ihr es unter Eurer Würde, diesen Herren nachzuahmen?"

Sire! ich empfinde weniger den Wunsch, neue Wohlthaten von Ew. Majestät zu erhalten, als mich vielmehr derer würdig zu machen, mit denen Sie mich schon überhäuft haben.

„Mein Kanzler bedarf also nichts? Wahrhaftig! es freut mich innig, einen so reichen Mann in meinen Diensten zu haben."

Bey diesen Worten wuchs den Höflingen der Muth; sie wünschten sich im Stillen Glück, und waren völlig überzeugt, daß der Kanzler die ihnen zustehende Summe nicht schmälern würde. Wie ward ihnen aber zu Muthe, als sich der König plötzlich zu seinem bescheidenen Minister wandte, und zu ihm sagte:

„Gestattet mir, daß ich diese Summe noch zu Euren Reichthümern hinzufügen darf! .... Ihr übrigen aber — setzte er mit einem ironischen Lächeln hinzu — müsset, da Eure Dienste zu wichtig sind, Eure Belohnung zu einer schicklichern Zeit, in einem reichlicheren Maße erhalten."

Notitzen.

Wien, den 21. Nov. — Am 17. d. M. wurde in dem k. k. Hof-Theater Tancred, Tragödie von Voltaire, übersetzt von Gotter, gegeben. Hr. Lange feyerte in der Rolle Tancreds einen seiner gewöhnlichen Triumphe. Amenaide wurde von Mlle. Adamberger gespielt. Wenn man bedenkt, wie schwer es sey, einer Roose nachzuspielen, so muß man der Mlle. Adamberger um so mehr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ihr Anstand war vortrefflich; ihre Declamation durchaus richtig; ihr Spiel würde unverbesserlich gewesen seyn, wenn sie es über ihre, übrigens so liebenswürdige, Mädchenhaftigkeit hätte gewinnen können, einige Stellen mit mehr Kraft, mehr Feuer zu spielen. Herr Schulz und Mlle. Goldmann haben die alte Wahrheit neuerdings bewiesen, daß, um einer Vorstellung die nöthige Harmonie und Haltung zu geben, auch unbedeutend scheinende Nebenrollen gut besetzt seyn sollten. — —

Den 20. Nov. wurde das schon lange nicht gesehene Kotzebuesche Lustspiel: Der Besuch, mit einer zum Theile neuen Rollenbesetzung, aufgeführt. Hr. Koberwein hatte, statt Hrn. Lange, den Seemann, und Hr. Korn, statt des Ersteren, den Neger Cattita übernommen. Noch eine, nicht angetragene, Rollenveränderung ergab sich durch einen Zufall, an welchem das ganze Auditorium lebhaften Antheil nahm. Vor Anfang des Stückes wurde das Publikum nähmlich benachrichtiget, daß Mad. Koberwein plötzlich krank geworden, Mlle. Menner ihre Rolle übernommen habe, und daher um Nachsicht bitte. Je weniger, wie gestehen es, je weniger Hoffnung man sich gemacht hatte, daß diese Substitution ohne Schaden des Stückes würde Statt haben können, je angenehmer war man überrascht, diese so unvermuthet und schnell einstudierte Rolle wirklich gut spielen zu sehen. Die rührenden Stellen gelangen Mlle. Mennern vorzüglich; besonders aber erhielt und verdiente die sehr wohlgelungene Erzählung ihrer Lebensrettung ungetheilten Beyfall. Wäre es nicht gerade Mad. Koberwein gewesen, die wir entbehren mußten, und hätte in dem Spiele der Mlle. Menner nicht zuweilen der Mangel an hinlänglichem Anstande an die Soubretten-Rollen erinnert, zu denen diese junge Schauspielerinn bisher einzig, und auch das nur selten, verwendet wurde; man hätte mit der Besetzung dieser Rolle wahrlich ganz zufrieden seyn können. Herr Koberwein war, was viel sagen will, ein würdiger Stellvertreter des Herrn Lange. Es scheint, daß die beyden trefflichen jungen Schauspieler, Herr Koberwein und Herr Korn sich nach und nach in Hrn. Lange's Rollen theilen, und Ersterer die Conversations-Rollen, Letzterer aber die Heldenrollen übernehmen werde; dieß gewährt uns die tröstende Aussicht, bey dem einstmahligen Austritt des Herrn Lange, (den Melpomene noch ferne hinaus verschieben wolle!) dessen Stelle mit der Zeit so gut ersetzt zu sehen, als sie es seyn kann; wo aber suchen wir einen Nachfolger unsers unübertrefflichen Weidmann's? Soll sich denn gar kein Talent gefunden haben, das dieser große Schauspieler nach sich zu bilden würdig hielte? — Wir können hier den Wunsch nicht bergen, daß Herr Baumann sich doch durch den Beyfall des Paradieses nicht möchte verleiten lassen, die Ohren der gebildeteren Zuschauer mit solchen Erbärmlichkeiten zu quälen, wie in dem so eben erwähnten Lustspiele die Brillen und Anten (statt Brillanten) waren. Dergleichen Witz mag auf seiner vormahligen Schaubühne wohl angebracht gewesen seyn, aber, auf ein Hof-Theater verpflanzt, kann er durchaus eben so wenig gedeihen, als andere Übertreibungen, die Hr. Baumann sich so oft zu Schulden kommen läßt. —

Endlich haben wir bey der gestrigen Vorstellung des Besuchs mit Befremden wahrgenommen, daß Nachlässigkeit im Memoriren — welche bisher nur drey oder vier unserer älteren beliebten Schauspieler, im Vertrauen auf ihr gutes Spiel, und auf die Nachsicht des ihnen zugethanen Publikums, als ein privilegium exclusivum betrachteten — sich auch der Herren Koch und Roose bemeistert hatte, an denen man sonst das wesentliche Schauspielerverdienst des guten Memorirens eben so wenig, als irgend ein anderes, zu vermissen gewohnt war. M.



Samstag, den — 141. — 25. November 1809.

Pfalzgraf Friedrich und Leonora von Österreich.

(Fortsetzung.)

Was anfangs aber der Neid zu seinem Verderben ersann, brachte dem Fürsten neuen Ruhm. Es lebte am Hofe ein Mann edler Herkunft, welcher bey seltner Körperstärke in allen ritterlichen Künsten sehr geübt war. Man reitzte ihn und den Pfalzgrafen, den gefahrvollen Lanzenkampf zu wagen, und beyde, voll wackern Muthes, eilten zu dem jungen Könige, welcher, begierig dieß seltne Schauspiel zu sehen, den Tag bestimmte. Vergebens bathen Friedrichs Freunde, von dem Kampfe abzulassen; vergebens war die ernste Abmahnung seines alten Hofmeisters, der für alles Unheil dem Churfürsten, des Pfalzgrafen älterem Bruder, verantwortlich zu werden fürchtete, und über die Kosten der Unternehmung erschrack. „Ihr berechnet alles auf Ersparung, und möchtet jedermann eure Sitten aufdringen, redete Friedrich ihn an. Ich bin jung, und liebe jugendliche Kampfübung; es ist des Geldes nicht zu achten, wo die Ehre ruft. Meines Bruders hohen Sinn kenne ich besser als ihr; er wird mich nicht schelten, er wird sich freuen, wenn ich, um ritterlicher Tugend willen, Aufwand mache. Darum laßt ab von eurem Tadel, an's Sparen werd' ich denken, wenn ich eures Alters bin."

Es wurden große Zurüstungen gemacht, und des Geldes ward nicht geschont, damit alles herrlich glänze von Gold und Silber. Triumphirend zog Friedrich über den Markt mit zahlreichen Begleitern zu Pferde und zu Fuß, die prachtvoll geschmückt waren, und während des Kampfes ihm zur Seite stehen sollten. Er schien zu fliegen, so gewandt wußte er sein munteres Pferd zu lenken *). Die Kämpfer standen jetzt gegen einander. Auf hohen tief ausgehöhlten Sätteln saßen sie, in schwerer Rüstung, damit sie, aus dem Sattel gehoben, nicht so leicht zu Boden fallen möchten. Die Kämpfer legten die schweren mächtigen Lanzen ein, und laut schmetternd gaben Trompeten das Zeichen zum Angriffe. Da flogen sie mit verhängtem Zügel windschnell sich entgegen. Friedrich richtete die Lanze gerade auf den Gegner, und obgleich dieser auswich, traf der Stoß so gewaltig schief durch den Schild, daß Reiter und Pferd zu Boden stürzten. Aber siehe da, in dem Augenblicke, wo Friedrich tausendstimmig als Sieger begrüßt wird, sinkt sein Roß, erschreckt von dem heftigen Stoße oder vom Gewicht der Lanze gebeugt, auf die Vorderfüße nieder, und den Fürsten drückt der hohe Sattel so heftig, daß sein Rückgrat verletzt wird. Leonora stand neben Carl am Fenster; sie erblaßte bey dem Sturze des geliebten Kämpfers, und wäre ohnmächtig nieder gesunken, hätte sie nicht, den Bruder fürchtend, sich gesammelt, hätte nicht Friedrich, schnell wieder im Sattel, ihren Muth aufgerichtet, als er mit verbißnem Schmerze den Arm erhob, zum Zeichen daß ihm nichts

*) Daher, sagt Hubert Thomas, ward es Sprichwort in den Niederlanden: Il est à cheval comme un Palatin.

fehlte. Aber ihn, wie seinen Gegner, mahnte ein unheilbarer Schmerz lebenslang an den furchtbaren Lanzenkampf.

Dieß geschah zu der Zeit *), als Carl nach Spanien abreisen wollte, um die geerbten Throne zu besteigen. Er ging nach Middelburg in Zeeland, wo die Flotte bereit lag. Auch für den Pfalzgrafen war ein eigenes Schiff ausgerüstet; aber er ahnete nicht, welche Ränke Chievres und Munkenwall neidisch ersannen, damit er den König nicht nach Spanien begleiten möge. Friedrichs zärtliches Verständniß mit Leonoren war ihnen willkommene Gelegenheit, und sorgfältig belauschten sie seine Schritte. Unter Leonorens Kammerfrauen war eine Nahmens Thembis, welche das Vertrauen der Fürstinn besaß, und alles erfuhr, was zwischen ihr und dem Pfalzgrafen vorging. Durch Zusagen und Geschenke bestochen, versprach sie jenen Männern Nachricht zu geben, sobald Friedrich Briefe oder Bothschaft an Leonora gesandt hätte, denn es sey, sagten die Neider, für den König und die Fürstinn wichtig, es zu erfahren.

Während man günstigen Wind zur Abfahrt erwartete, ward Friedrich von zärtlicher Besorgniß gequält. Die Seereise war so weit. Nicht seinetwegen, nur um die Geliebte bekümmert, dachte er an die Gefahren, welche auf dem Meere drohen. Und den langen Weg sollte er, getrennt von ihr, in einem besondern Schiffe machen. Kaum bedurfte es noch, ihn außer sich zu bringen, des Gerüchts, es werbe auch König Emanuel von Portugall um Leonora's Hand. Jetzt schrieb er einen Brief, worin er sie ermahnte, über ihre Erhaltung zu wachen, seiner zu gedenken, und gutes Muths zu seyn, da er in wenigen Tagen im Hafen sie wiedersehen, und ihr fröhlich von überstandenen Gefahren erzählen werde. Aber während er schrieb, gedachte er des königlichen Nebenbuhlers, und von Liebe verblendet, setzte er hinzu: „Doch bedenket, meine Leonora, ob's nicht mehr uns fromme hier zu bleiben, und nach Deutschland zu gehen. Möget ihr euch bittend an Frau Margaretha, eure Tante, wenden, wie ich oft gerathen; sie kennet unsere Liebe. Ich habe Mittel zu verhüthen, daß wir gezwungen werden, uns diesen Gefahren auszusetzen. Wagt es endlich, euch und mich zu erhalten; sonst ist's geschehen um unser Glück."

Ein Knabe überbrachte der Fürstinn das Brieflein, welches sie in ihrem „mit Gold und Edelsteinen bedeckten Busen barg, zwischen jenen beyden runden Äpfeln," und ihres Friedrichs gedenkend oft an sich drückte. Dem spähenden Auge der Frau von Thembis war's nicht entgangen, und sogleich ward Chievres von allem unterrichtet. Er eilte zu seinem Fürsten, und als er die Vortheile geschildert hatte, welche eine Familienverbindung mit Portugalls Königshause bringen würde, fügte er hinzu: „Ich weiß es *), Vater und Kronprinz wünschen beyde die Hand eurer Schwester; aber ich fürchte es setzt sich ein Hinderniß entgegen, das ich euch ungern entdecke. Es lebt an eurem Hofe Pfalzgraf Friedrich, euch sehr ergeben, und ein wackerer Fürst, hätte er nur nicht in dem Herzen eurer Schwester Leonora eine Liebe entzündet, die sich kaum wird dämpfen lassen. Möchte sie doch nicht durch Bande mit ihm vereint seyn, welche die Religion zu trennen verbiethet." Darauf meldete er Carln, es biethe sich in diesem Augenblicke eine Gelegenheit dar, zu erfahren, ob's Wahrheit oder Lästerung sey, was das Gerücht von dieser Sache erzähle, und gab ihm den Rath, sich listig des Briefes zu bemächtigen, den Leonora in ihrem Busen verborgen halte.

Der König eilte in das Gemach seiner Schwester. Leonora saß nachdenkend unter ihren Hoffräulein, und erwartete ungeduldig den Augenblick, wo sie den Brief des Geliebten ungestört lesen könnte. Sie erhob sich den Bruder zu grüßen, der sich nach ihrem Befinden erkundigte. Als sie darauf ihres Wohlbefindens ihn versichert hatte, hob Carl wieder an: Aber ich merke doch, deine Brust schwillt an, — und bey diesen Worten fuhr er mit der Hand, als ob er die Brust hätte betasten wollen, in ihren Busen, wo er den verborgenen Brief ergriff. Die hocherröthende Leonora suchte mit allen Kräften das Brieflein festzuhalten, aber Carl war stärker, und entfernte sich mit der Beute. Ich will doch sehen, sprach er, was für Dinge du bey dir trägst.

Der König las mit seinem Günstlinge den Brief, und es waren Übelgesinnte zugegen, die alles auf's Schlimmste auslegten. Friedrich habe sich zu viel Freyheit gegen des Königes Schwester genommen, sagte dieser; es sey zu fürchten, meinte jener, daß beyde ein heimliches Bündniß, und Entführung verabredet hätten. Warum sprach der Pfalzgraf von den Gefahren der Seereise? Warum schreckt er die Erschrockene? Warum sucht er ihr Spanien verhaßt zu machen? Er will sie an sich fesseln, ihm soll sie folgen. Eines unverzeihlichen Vergehens ward er von allen angeklagt; einige stimmten für Abbüßung im Kerker, andere wollten ihn mit nach Spanien nehmen, und ihn dort aus der menschlichen Gesellschaft verbannen. Der König stand leichen-

*) 1517.

*) Chievres ward von Emanuel durch reiche Geschenke gewonnen. Petr. Martyr. Ep. 630. Amstel. 1670. ff.

blaß, und zitterte vor Unmuth, aber er verbarg seine Regungen, so viel er's vermochte, um sich in dieser wichtigen Angelegenheit nicht zu einem unwürdigen Worte hinreissen zu lassen. Darauf berieth er sich heimlich mit seinen Vertrauten, Chievres und Munkenwall, was über Friedrich zu verhängen sey. Bey seinem Schwerte soll er, ein Jüngling der kaum es führen konnte, geschworen haben, den Pfalzgrafen zu durchbohren, wenn er in dem Gemache seiner Schwester ihn fände. Als Friedrich Kunde davon erhielt, ging er, von der Liebe geleitet, in das Schloß, und war kaum vom Thürhüther eingelassen, da trat er unter das wohl bekannte Fenster. Leonora erblickte ihn. Sie glaubte, er dürfe sich gefahrlos ihr nähern, aber Friedrich antwortete, es sey nicht sicher, und als er gute Nacht gewünscht hatte, eilte er nach Hause. Mit dem Schwerte in der Hand ging er durch die Dunkelheit, und jeden, der ihm begegnete, hielt er für einen Meuchelmörder von Carln ausgesandt. Grundlose Besorgniß; denn wahrscheinlich hatte Carl, nur um zu schrecken, seine Drohung ausgesprochen.

Friedrichs Mißgeschick ward indeß am Hofe bekannt, von der untreuen Sage vergrößert. Es werde das strengste Gericht über ihn ergehen, hieß es; denn er habe des Königes Schwester zu Schiffe nach Frankreich entführen wollen, sagten einige; andere aber wollten, es sey die Ausrüstung des Schiffes nur Vorwand gewesen, um Leonoren desto sicherer auf bestellten Pferden nach Deutschland zu bringen. Das hätte der Brief verrathen, den man in Leonorens Busen gefunden. Viele sprachen übel von dem jungen Fürsten, nur die Edelsten am Hofe beklagten sein Geschick, und Friedrich, jüngst geliebt, geehrt, gepriesen, ward jetzt von so manchen geschmäht und verabscheut. Seine Wohnung, einst Mittags und Abends umschwärmt von zahlreichen Volkshaufen, war jetzt verlassen und öde; selbst seine Diener wurden gemieden und geflohen.

Einsam saß Friedrich daheim, rathlos, von Liebeskummer gequält, und von dem beständigen Gerüchte erschreckt erwog er jedes Wort, jede Sylbe des unglücklichen Briefes. Jetzt verurtheilte er sich, jetzt sprach er sich los von aller Schuld. Die Furcht rieth zur Flucht, das Bewußtseyn der Unschuld hob seinen Muth, und nur besorgt für die Geliebte rief er aus: Dir, Unglückliche, habe ich Verderben bereitet! O hätte ich nie dich gesehen! Warum zögere ich in den Tod zu gehen, der Schuldvollste der Sterblichen, der so unbesonnen geliebt!

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Ist der Besitzer todt, so nimmt
Ein Handwerksmann das E r s t e hin;
Ob er's zum Lärm, zum Schutz bestimmt,
Entscheide sein Erfahrungssinn.
Die beyden Letzten bringt der Fleiß
Aus tiefer Klüfte finster'm Schoß.
Das Ganze macht dich sorgenlos
Durch reichen Inhalt; kalt und heiß,
Indem es Schmerz und Jubel weckt,
Und fühllos Leid wie Lust bedeckt.
Doch du vertrau'st ihm deine Güter,
Dem todten, aber keinen Hüther.

S.

Skizzirte Bemerkungen über den Charakter der Russen.

(Von einem Augenzeugen.)

Allgemein ist die Liebe für Vaterland in allen Ständen des Russischen Volkes verbreitet. Ihr entspricht ein gewisser Grad von Nationalehre, der sich oft in dem Apophtegma ausdrückt: wir haben einen Gott, einen Kaiser, ein Vaterland und eine Sprache, und sollten nicht Eins seyn?

Von heldenmüthigen Aufopferungen für's Vaterland hat die neuere Geschichte Rußlands viele Beyspiele aufzustellen. Von vielen nur eins: Als Pugatscheo mit seiner Rotte in Rußland eindrang, faßte ein Bojar vom Saratowschen Gouvernement den Entschluß, sein Leben für seine Landsleute zu lassen. Pugatscheo gab sich bekanntlich für Peter den Dritten aus. Dieser Edelmann ließ sich vor ihn führen, unter dem Vorwande, den vermeinten Kaiser zu begrüßen, eigentlich aber in der Absicht, über diesem Betrüger dem Landvolke die Augen zu öffnen. Du bist also Peter der Dritte? fragte er den Barbaren vor einem großen Haufen. Auf die bejahende Antwort Pugatschev's rief er laut auf: „Du bist ein ehrloser Betrüger!" und schlug ihn mit der Faust in's Gesicht. — Ein Schritt, den er mit seinem Leben entgelten mußte.

Dieß edle Gefühl von Nationalität artet freylich oft in Eitelkeit aus. Macht man den gebildetern Russen auf mancherley Fehler und Mißbräuche seines Vaterlandes aufmerksam, so antwortet er gewöhnlich: wesdeh tack, das ist ja überall so; lobt man etwas an ihm, so glaubt er sofort, daß es nirgendwo seines Gleichen habe.

Mit welcher Achtung er aber auch alles, was sein Vaterland betrifft, vor dem Ausländer behandelt, so setzt er doch in seinem Herzen das, was Russisch ist, zurück. „Das hat ein Russe gemacht!" sagt er zum Ausländer, um ihm anzudeuten, daß auch seine Landsleute

etwas zu produciren Talent haben; allein wenn er etwas zu seinem eigenen Gebrauch sich anschafft, zieht er immer das Ausländische vor. Dieses Vorurtheil geht so weit, daß in Gostinoitwor zu Petersburg der Russische Meister seine Arbeit gewöhnlich für Deutsche ausgeben muß, und der Engländer selbst Russische Stahlarbeit in Tola kauft, und sie dann für Englisch stempelt.

In Hinsicht religiöser Toleranz zeichnet sich gewiß der Russische Staat von allen aus. Nie wird man hier um seinen Glauben befragt. Fremde Religionsverwandte haben sich nie über Unduldsamkeit und Neckereyen zu beklagen; das einzige Auszeichnende, was sich der herrschende Clerus vorbehalten, ist das Läuten mit Glocken. Die Russischen Geistlichen leben mit allen andern Confessionen auf collegialischem Fuße. Dadurch gelang es auch den Jesuiten, ein größeres Terrain zu gewinnen. In Polozk haben sie ein prächtiges Kloster und Seminarium; in Petersburg die katholische Kirche und eine öffentliche Erziehungsanstalt, worin sogar viele Russische Große ihre Söhne erziehen lassen. Jeder kann seine Meinung über religiöse Gegenstände äußern, wenn er nur nicht beleidigt.

Die Verweisung des Professors Mehlmann zu Moskwa, welche so viel Aufsehens gemacht hat, dürfte in der Hinsicht einige Zweifel veranlassen. Allein wer den Zusammenhang der Umstände genau kennt, dem wird auch die Bedenklichkeit schwinden.

Mehlmann war als Professor der alten Sprachen und der Literatur auf der Universität zu Moskwa angestellt. Die Bekanntschaft mit der kritischen Philosophie machte ihn zu einem ihrer enthusiastischen Bekenner, und sein Glaube an dieselbe ging so weit, daß er jeden für einen Gewissenlosen erklärte, der sich nicht in diese Philosophie einweihen ließ. Er hielt Vorlesungen darüber, und mochte vielleicht manche Behauptung vorgebracht haben, die der Regierung selbst einigen Argwohn erregt haben mochte. Zu seinem Unglück erhielt Mehlmann von der Universität Oxford einen Auftrag, zum Behuf eines in England zu veranstaltenden Bibelabdrucks mit Varianten, die in der Metropolitan-Bibliothek zu Moskwa befindlichen Bibel-Codexe durchzusehen und zu vergleichen. Hierzu erhielt er vom Metropolitan Platon sofort die Erlaubniß. Als dieser Geistliche deßfalls einst gegen Mehlmann sich über das Verdienstliche seiner Arbeit äußerte, erwiederte Mehlmann ganz kalt, daß er seiner Seits sich nicht genug wundern könne, wie die Engländer ein so abgeschmacktes, veraltetes Buch, als die Bibel, neuerdings zu drucken Beruf fühlten. Der Metropolitan, trotz der ihm eigenen toleranten Denkart, sah sich vermöge seines Amts verpflichtet, gegen diese Denkart Mehlmanns die gehörige Vorsicht zu gebrauchen, und es wurde ihm die Fortsetzung seiner Vorlesungen untersagt. Seine Freunde riethen ihm Vorsicht an, er wies sie aber mit dem kathegorischen Imperativ zurück: Du sollst nicht lügen, nichts verschweigen, was du für Wahrheit hältst. Eigenmächtig fing er seine Vorlesungen an, und trieb endlich seinen Unfug so weit, daß er mit seiner Familie des Landes verwiesen ward.

In nichts zeichnet sich der Russe so aus, als in Gastfreyheit. In den Hauptstädten gehört sie zum guten Ton, und wird ein verdammlicher Luxus. Ein Gaumseliger kann seiner Neigung hinlänglich, wenn er drey Mahl des Mittags zu speisen sich vornimmt, genügen; bey Gelehrten, Schulmännern u. s. w. kann er zwischen 12 und 1, in Privathäusern von gutem Ton um 3, und in den Häusern der Großen um 5 Uhr im Durchschnitt auf vier schmackhafte Gerichte, ohne das Dessert, rechnen.

Was die Tugend der Gastfreyheit vorzüglich bey den Russen pflegt, ist sein überwiegender Hang zum Vergnügen und zu Geselligkeit. Der Russe schwätzt für sein Leben gern; wird's ihm so gut nicht, nun so singt er, oder hält er Selbstgespräche; findet er aber jemanden auf seinem Wege, so weiß er ihn sicher auf ein Paar Augenblicke festzuhalten, sollte er ihn auch nur mit einer Prise Tabak bestechen.

Der Reiche und Vornehme, der in seiner Jugend einige Bildung erhalten hat, bekennet sich zum System des Lebensgenusses, und wird das aus Grundsätzen, was seine Landsleute aus der niedern Classe aus Instinkt sind. Ihm kann kein Bissen schmecken, wenn er ihn allein verzehren soll. Selbst der Bojar auf dem Lande hohlt sich seine Nachbarn auf zehn Meilen in der Runde zusammen, um mit ihnen einen frohen Tag zu leben; nachher beschmauset er sie alle in der Reihe herum.

Wer sich den Freuden der Geselligkeit aus Geitz entzieht, über den spricht die öffentliche Meinung ein schweres Anathema.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nro. 132:
Wallenstein.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den — 142. — 28. November 1809.

Pfalzgraf Friedrich und Leonora von Österreich.

(Beschluß.)

Seine jungen Freunde, die Vertrauten, die Schmeichler seiner Liebe, schwiegen jetzt bestürzt, und wußten nur Flucht nach Deutschland zu rathen. Da erhob sich der alte Hofmeister, welcher Unheil von dieser Liebe fürchtend den Pfalzgrafen immer abgemahnt hatte. „Fort! ihr Schmeichler, ihr Blutsauger der Fürsten, die ihr allein euch weise dünket, und andere für nichts achtet. Als ihr um seidene Kleider, um schöne Pferde, um Geld buhltet, da waret ihr bereit, das Schlimmste und Nachtheiligste zu preisen, und allen Wünschen eures Fürsten zu schmeicheln. Warum dachtet ihr damahls nicht an diesen Rath? Damahls, als bald dieses Gewand bald jenes den edlen Fürsten gut kleiden, diese und jene Farbe ihn zieren, oder Leonoren gefällig seyn sollte, als ihr zu diesem oder jenem Putze riethet, immer bereit, Aufwand zu machen, aber nie der alten Schulden gedenkend, da hieß, wer zur Ausbildung des Geistes, zur Tugend ermunterte, ein verrückter Graukopf." Darauf wendete sich der Alte zu dem Pfalzgrafen. „Nicht auf euch zielen diese Worte, sprach er, denn ich kenne eure Biederkeit, euren edlen Sinn. Nie wäret ihr in diese Bedrängniß gerathen, hättet ihr nicht den verhaßten Schmeichlern zu leichtsinnig Gehör gegeben ... Möchte man doch handeln, wie's auf Schiffen Brauch ist, da wird das Steuerruder dem Erfahrensten, und wär' es ein Mann aus dem geringsten Volke, nicht aber dem Ahnenreichsten übergeben." Dann forderte er den Fürsten auf, Standhaftigkeit und Geistesgegenwart, nie aber Trübsinn und Muthlosigkeit zu zeigen, und wofern man ihm wegen des Briefes Vorwürfe machen sollte, so möge er antworten, er habe nicht aus unlautern Absichten geschrieben, und man thue ihm Unrecht, wenn man seine Worte boshaft deute; denn um ein fürstliches Fräulein aus einer rings bewachten Insel zu entführen, müsse man listigere Entwürfe ersinnen, als man Briefen anvertrauen könne.

Ermuthigt durch des Alten Rath, wartete Friedrich auf den Ausgang des Trauerspiels, während Leonora, weinend in ihrem Kämmerlein, nur um den Geliebten bekümmert, vergebens von ihren theilnehmenden Fräulein getröstet ward. Da trat Chievres herein. „Betrübt Euch nicht so sehr, hob er an. Freylich ist der König sehr unmuthig, daß Ihr die jungfräuliche Zucht so weit vergessen habt, von dem Pfalzgrafen Briefe anzunehmen und Euch in Liebesbündniß einzulassen. Aber er wird's der Jugend leicht verzeihen, wenn Ihr mir aufrichtig und ohne Hehl bekennen wollt, ob Ihr mit dem Pfalzgrafen durch Eheversprechen verbunden, oder noch frey und ledig seyd, und ob er Euch hat entführen wollen?"

Ihr thränenvolles Auge erhebend, erwiederte Leonora: Wie mögt Ihr mich nach solchen Dingen fragen, Herr von Chievres, woran ich nie gedacht, und was

dem Pfalzgrafen niemahls in den Sinn gekommen. Davon bin ich so gewiß, daß ich's eidlich betheuern möchte. Wenn Ihr nichts anders wißt, ihn und mich zu beschuldigen, so fügt Ihr uns die größte Unbilde zu, und ich begehre keine Vergebung.

Freudig vernahm Chievres diese Betheuerung, und als er noch einige Trostworte gesprochen hatte, brachte er dem Könige die Bothschaft, Leonora sey nicht gebunden. Darauf begab er sich zu dem Pfalzgrafen, und sprach, die Schuld erschwerend, von dem gefundenen Briefe und von des Königs heftigem Zorne, der sich kaum von strenger Ahndung des Frevels abhalten lasse. Wie Friedrich habe wagen können, seine Augen zu Leonoren zu erheben! Sie sey einem großen Könige bestimmt, und Carln könne die Schwägerschaft der Pfalzgrafen nicht erwünscht seyn, welche seinen Vorfahren, wie jetzt noch seinem Großvater, als Unterthanen gehorchten. Ihm allein, fügte er noch den stolzen Worten hinzu, habe es Friedrich zu danken, daß der König in seinem Unwillen nicht sogleich Strafe für das große Vergehen ihm auflege, sondern die Sache in Berathung nehme. — Er habe nichts gethan, worüber Carl mit Recht erzürnen könne, erwiederte der Pfalzgraf, nichts, was Strafe verdiene. Wäre es unerhört, daß Jünglinge Briefe an edle Fräulein senden, deren Diensten sie sich geweiht haben? Wenn's nicht erlaubt sey, Leonoren zu lieben, so sey's unverwehrt, ihr ritterlich zu dienen, und Verehrung ihr zu beweisen. Er habe kein heimliches Verständniß mit Leonoren unterhalten, er habe offen und unverhohlen gehandelt. — Aber anders lauten eure Briefe, fiel Chievres ein. Ihr habt sie heimlich entführen, ihr habt sie wenigstens überreden wollen, euch die Ehe zu versprechen. — Wenn das ein redlicher Ausleger in meinem Briefe findet, antwortete Friedrich, so will ich nicht um Straferlassung bitten. Man zeige mir den Brief, damit ich nicht verurtheilt werde, ohne mein Verbrechen zu kennen. — Wozu das? sprach Chievres. Es ist eure Hand, der Brief ist neu, und euer Gedächtniß wird wohl wissen, was ihr geschrieben habt. Nur Eines noch. Der König will nicht, daß ihr ihn nach Spanien begleitet, er braucht in Zukunft nicht mehr eure Dienste, fügte er hinzu mit bitterm Lächeln, und entfernte sich, ohne den Pfalzgrafen zu grüßen.

Es war damahls an Carls Hofe die Fürstinn von Oranien, eine kluge viel geachtete Frau, welche der junge König zuweilen in wichtigen Angelegenheiten um Rath fragte. Kaum hatte sie vernommen, daß feindselig gesinnte Männer ihn zur Strenge gegen den Pfalzgrafen verleiten wollten, da ging sie zu Carln, als eben Chievres und Munkenwall, Traurigkeit häuchelnd bey frohen Herzen, zugegen waren. „Was habt ihr im Sinne? sprach sie. Ihr wollt den Pfalzgrafen, der um euch und eure Ältern so wohl verdient ist, verderben, weil er eure Schwester geliebt hat? Seit zwey Jahren spricht man von dieser Liebe auf allen Straßen. Warum habt ihr nicht im Anfang Einhalt gethan, wenn's euch nicht willkommen war? Warum habt ihr's nicht verbothen? Und was wäre Unrechtes dabey, wenn ein junger Fürst aus einem Stamme, der älter ist und edler als irgend ein anderer, Leonoren mit ehrbarer Minne liebte? Bedenkt ihr auch, welchen Nachtheil ihr euch selber zufügen würdet, wenn ihr den Pfalzgrafen, wie das Gerücht sagt, in den Kerker werfen wolltet? Die Pfälzischen Fürsten sind noch mächtig genug, jede Unbilde zu rächen, die Friedrich erleiden möchte. Was würden die Deutschen Fürsten von euch denken, wenn ihr, kaum 17 Jahre alt, wegen eines unbedeutenden Liebeshandels, wegen einer geringen Beleidigung, so wüthetet?..... Darauf stellte sie Carln vor, daß er durch solches unweise Verfahren die Absichten seines Großvaters vereiteln würde, der sich schon bemühte, dem Enkel die Kaiserkrone zu sichern, und wie leicht, wenn er die Fürsten sich abhold machte, Frankreichs König sich den Weg zum Deutschen Throne bahnen könne."

Carl sprach leise einige Worte zu Chievres, und entfernte sich; der Günstling aber sagte zu der Fürstinn: Der König, edle Frau, hat gefällig vernommen, was ihr von dem Pfalzgrafen gesprochen; er findet darin einen Beweis eures Wohlwollens, und will euch auch jetzt nicht verhehlen, was er im Sinne hat. Das Liebesbündniß zwischen Friedrich und Leonoren muß aus zwey Gründen getrennt werden. Wir reisen mit dem ersten günstigen Winde nach Spanien, wo wir die Freundschaft des Königes von Portugal und seines Thronfolgers brauchen. Dem Vater wollen wir Leonoren, dem Sohne Elisabeth vermählen. Aber der alte König ist buckelig, krummbeinig, einem Ungeheuer ähnlich, und nie würde Leonore ihm ihre Hand geben, wenn sie den schönen Friedrich vor Augen hätte, der König sie verschmähen, wenn er wüßte, daß ihr Herz gefesselt wäre. Darum müssen sie getrennt werden, so daß keinem von beyden Hoffnung bleiben kann. Hört auch den andern Grund. Ihr wißt, der Kaiser trachtet dem König die Kaiserkrone zu verschaffen; sie ist den Deutschen Fürsten feil, sie ist theuer, und würde besonders viel bey dem Pfälzer kosten, dessen Schatz durch Kriege erschöpft ist. Jetzt

aber darf er keine Ansprüche wagen; diese Beleidigung scheint alles frühere Verdienst getilgt zu haben, und er wird nur darauf sinnen, des Königes Gunst und Wohlwollen wieder zu erlangen.

Die Fürstinn antwortete nichts auf diese Eröffnung, aber als sie allein war, unterbrach sie oft ihr stilles Nachdenken durch den Ausruf: O Sitten der Höfe! Nicht lange nachher kam sie mit dem Pfalzgrafen zusammen. Ich kenne die Ursache eures Kummers, sprach sie zu ihm. Aber nehmt's euch nicht so zu Herzen, rath' ich euch; — es wird sich eine andere finden, wenn's diese nicht seyn soll. In Frankreich will ich euch groß machen, da will ich euch eine edle reiche Braut vom königlichen Stamme verschaffen, und, wenn ihr wollt, einen Gnadengehalt, eurer würdig. Hier werdet ihr zu nichts gelangen.

Friedrich war in diesem Augenblicke in einer zu traurigen Stimmung, um solcher Entwürfe zu achten. Aber entweder hatte Carl von diesem Wink Kunde erhalten, oder, was wahrscheinlicher ist, erwogen, daß Friedrich nicht lange müßig sitzen werde, und sich dem Dienste irgend eines mächtigen Fürsten widmen müsse. Er ließ daher, als bey günstigem Winde die Abreise bestimmt war, durch seinen Günstling dem Pfalzgrafen bedeuten, daß er ihn zwar entlasse, aber das Versprechen von ihm verlange, sich in Jahresfrist keinem andern Fürsten zu verpflichten. Ohne Zögern gab Friedrich die Zusage, theils um seine Freyheit zu gewinnen, theils weil er glaubte, hier das Unterpfand der Hoffnung zu erhalten, daß er einst, an den Hof rückkehrend, das süße Einverständniß erneuern, und die Geliebte wiedersehen werde. Getäuschte Hoffnungen! Friedrich sah Leonoren erst nach achtzehn Jahren *) in Frankreich wieder, wo sie, zum zweyten Mahle ein Opfer der Politik, nach Emanuels Tode Franz I. vermählt war. Da gedachten sie **) im vertrauten Gespräche der alten Liebe, und Leonora nannte sie — jugendliche Spiele. Aber freundlich fügte sie hinzu: „Ich liebe meine Nichte, eure künftige Gemahlinn, und hätte ich nicht selbst eine Tochter, ich würde sie zu meiner Erbinn einsetzen."

Es war Dorothea, des Dänischen Königes Tochter, welcher Friedrich, schon über 50 Jahre alt, seine Hand gab, als so manche Ehewerbung vereitelt war.

Dresden. Wilh. Lindau.

*) 1535.
**) Hubert Thomas Annal. S. 204.

Parabel.

Zu Boden fiel, in Stücke brach
Ein schlechtes Violon,
Gab, ausgebessert, nach und nach
Den feinsten, reinsten Ton,
Und nun bezaubert's weit und breit.
Sein Fall war sein Gewinn. —
Oft ist die Widerwärtigkeit
Die beste Lehrerinn.

Skizzirte Bemerkungen über den Charakter der Russen.

(Fortsetzung.)

Der Hang des Volkes zur Wohlthätigkeit verräth sich dem leisesten Beobachter in der Residenz wie im Innern Rußlands. Oft sieht man einen Trupp Iswoschtschiki in Petersburg oder Moskwa, die, um nicht in Eis verwandelt zu werden, sich selbst unaufhörlich mit geballten Fäusten Rippenstöße versetzen, und vielleicht kaum zu einem Glase Branntewein in der Tasche haben — es spricht sie ein alter Armer an, und alle geben ein Almosen. Dort steht ein Herumträger vor seinem aufgeschlagenen Tische, und gibt einem hungrigen Bettler ein Stück Kuchen (Piruz); weiterhin schenkt ein Sbitenschick einem Dürftigen ein Glas warmen Sbit (schlechte Sorte von Meth). Bekannt ist, was die Reichen für Arme thun, und wie großmüthig sie öffentliche Anstalten bestatten. Ein Demidof unterstützt Witwen und Krankenhäuser; ein Schermetow schenkt eine Million Rubel zur Gründung des kaiserl. Witwen-Hospitals. Was thut die Regierung nicht, um diesen Nationalgeist der Milde und Philantropie zu beleben und zu verbreiten? Jeder Vorschlag in der Hinsicht wird gehört und belohnt. Der hohe Adel in dem Innern Rußlands beeifert sich gegenseitig, wohlthätige Institute zu gründen. Mit jedem Tage entstehen durch ihn Arbeitshäuser, wo der Armuth Unterhalt geschafft, und Krankenanstalten, wo der Hilflose unentgeldlich aufgenommen wird. Wie mancher Bojar trägt den Wladimir-Orden als Lohn seiner Wohlthätigkeit!

Obgleich der Russe zu einem hohen Grade natürlicher Trägheit durch den rauhen Himmelsstrich, den langen alles tödtenden Winter und die künstliche Wärme, in welcher er sechs Monathe vegetirt, geneigt ist: so behält er noch immer Reitzbarkeit zur Thätigkeit und Arbeit, wenn es ihm Noth thut, und der Gewinn ihn dazu treibt. Daß Bauern, welche für andere arbeiten müssen, nachlässig dabey verfahren, weil es ihnen nichts

einträgt, darf nicht befremden. Man beobachte aber nur den freyen Russen, den Freybauern (Odnodworetz), den Kaufmann, Iswaschtschik, oder den, der für sich arbeitet: keine Arbeit lassen sie sich verdrießen, keine Mühe spart er, Tag und Nacht ist er thätig, um eine Kleinigkeit zu verdienen. Vom Kaufmannsstande ist es kein Wunder; aber auch die Dienerschaft der Großen ist immer thätig. So sieht man seit einigen Jahren viele Bedienten in dem Vorzimmer stricken; zu Hause beschäftigen sich andere mit Nähen, mit Tabakreiben; manche machen Stiefelwichse, die sie für Englische verkaufen. Ein vernünftiger Mann kann alles aus seinen Leibeigenen machen, und ein Großer wird immer von guten und thätigen Leibeigenen bedient seyn, wenn er sich einen guten Haushofmeister (Dworetzky) zu erziehen weiß. —

Trotz der großen Verschwendungs- und Spielsucht, die manchem Russen eigen ist, kann man doch von der Nation im Allgemeinen behaupten, daß sie sparsam und wirthschaftlich lebt. Jene Gebrechen sind vorzüglich solchen Individuen der Großen eigen, die, nach dem unter Katharina der Zweyten gangbar gewordenen Ton, im Auslande ihre Erziehung, ihre Bildung erhalten, und um ihren Reichthum und ihren Stand zu beurkunden, daselbst im Aufwand und Genußtrieb wetteiferten, und nach ihrer Rückkehr in's Vaterland ihrem Hange zu allen Freuden eines leichtsinnigen Lebens nicht zu entsagen vermochten. Der vornehme National-Russe ist freygebig, gastfrey, und lebt gern einen frohen Tag; aber er weiß, warum und was er gibt; er ist eher zum Geitz, zur Habsucht, als zur Verschwendung geneigt. Der Schwarm von Bedienten, den die Russischen Vornehmen um sich haben, ist nicht immer Luxus. Ein großes Haus macht hier gewöhnlich ein geschlossenes Ganzes aus. In der Menge Livreeträger hat gewöhnlich jeder sein Handwerk oder seine Kunst. Der eine ist Schneider, der andere Schuhmacher, dieser Zuckerbäcker, jener Musikus oder Mahler u. s. w. Da diese alle ihren Herrn für geringen Lohn arbeiten müssen, so begreifen Sie wohl, daß dieß keine geringe Ersparniß ist, und daß der hiesige Große eher ein größeres Haus machen kann, als der reiche Ausländer.

Der Russe ist geborner Kaufmann; dieß ist die hervorstechendste seiner National-Anlagen. Denn Kauf und Verkauf macht hier die größten Vorzüge. Um einige Kopeken sieht man oft reiche Leute Viertelstunden lang handeln, weggehen, wiederkommen, zehn Buden durchsuchen. Wohlfeil eingekauft zu haben, macht Ehre; sich übersetzen lassen, zieht Spott zu. Der Kaufmann schlägt daher im Preiße seiner Waaren stets viel vor, und Käufer und Verkäufer sind immer himmelweit auseinander. Nur Hebräer können so fürchterlich überbiethen, wie die Russen. Peter der Große, der sein Volk kannte, machte einmahl den Holländischen Juden diese Bemerkung, als sie ihn, gegen Erlegung einer gewissen Summe, um die Erlaubniß antraten, dort ihren Handel treiben zu dürfen. Freunde, sagte er ihnen, behaltet euer Geld, ihr würdet in Rußland eure Rechnung nicht finden; ein Russe ist so pfiffig wie vier Juden. —

Sonderbar ist es, daß hier, wo jeder doch so gern handelt, der Kaufmann ein von höhern Ständen verachtetes Wesen ist. Vielleicht macht dieß der Adelstolz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Wien, den 26. Nov. — Am 24. d. M. wurde in dem k. k. Hof-Theater nächst dem Kärnthner-Thore zum ersten Mahle gegeben: Der Sammtrock, ein Singspiel in einem Aufzuge, nach einem Lustspiele des Herrn von Kotzebue bearbeitet, und von Herrn Girowetz in Musik gesetzt. Witz und Laune sprechen in diesem kleinen Stückchen den Nahmen des Autors aus; eben so leicht und artig ist die Musik gerathen, die sich zwar nicht durch strenge Originalität, aber durch eine geschmackvolle, und — gegen die sonstige Gewohnheit des Herrn Tonsetzers — nicht überladene Instrumentirung empfiehlt. Nur wäre noch zu wünschen übrig geblieben, daß die End-Verse, besonders da, wo sie nur mit den vorhergehenden Versen, für sich allein aber keinen Sinn geben, nicht drey und vier Mahl wiederhohlt wären, um einer eben so vielmahligen musikalischen Cadenz zur Unterlage zu dienen. Herr Weinmüller ließ uns zweifelhaft, ob wir mehr den vollendeten Sänger, oder den vortrefflichen Schauspieler bewundern sollen. Mlle. Laucher d. ä. sang und spielte recht artig, und würde noch ungetheilteren Beyfall erhalten haben, wenn man sie im Dialog besser hätte verstehen können. Ob die Schuld daran lag, daß sie zu schnell und zu leise sprach? oder daß im Auditorium eine ziemlich starke Unruhe herrschte, die aus dem Lande der Moden als Mode im Theater zurück geblieben zu seyn scheinet? hierüber wollen wir nicht entscheiden. Herr Frühwald war selbst seiner kleinen Rolle nicht gewachsen; Herr Demmer d. j. aber hat sich auch hier, wie schon vordem in der Schweizer-Familie, als ein brauchbares Sujet bewiesen.

Da wir schon einmahl Ballets haben, und folglich kleine Stücke brauchen; so wäre zu wünschen, daß man das Theater mit mehreren Operetten, die dieser glichen, versorgte, um uns vor den beständigen Wiederhohlungen so elender Machwerke, als die beyden Savojarden, der Dorfbarbier u. dgl. sind, in Gnaden zu bewahren. M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den — 143. — 30. November 1809.

Der Canal von Languedok.

Eine der Hauptmerkwürdigkeiten der ehemahligen Provinz Languedok, und zugleich eines der glänzendsten und ruhmwürdigsten Denkmähler des mechanisch-hydrostatischen Genies, bleibt auf immer der wundervolle Canal, welcher das Mittelmeer mit dem Ocean in Verbindung setzt. Seine Länge beträgt, von der Mündung am See von Thaut bis zur Schleuse der Garonne bey Toulouse, dreyßig Deutsche Meilen. Auf dieser ganzen Linie zählt man zwey und sechzig Schleusen, und hundert Bassins. Der Theilungspunct des Wassers erhebt sich hundert Toisen über den See von Thaut, und ein und dreyßig über die Garonne bey Toulouse. Zwey und neunzig Brücken führen über den Canal, der dagegen selbst wieder an fünf und fünfzig Stellen brückenartig, nach Art antiker Wasserleitungen, auf Arkaden ruht, unter welchen Flüsse, Bergströme und Bäche ungehindert in den alten Betten durchfließen. Mehrere Bäche, von denen einige vom schwarzen Berge fallen, liefern die erforderliche Wassermasse. Besonders bemerkenswerth ist das ungeheure, von Gebirgen und einer sechs und dreyßig Toisen dicken Mauer eingedämmte, Wasserbecken von St. Ferreol, das eine Stunde im Umkreise und hundert Fuß Tiefe hat. Es dient dem Canale zum Hauptbehälter. Wenn das Becken von dem Gebirgswasser angefüllt ist, so stürzt es in Kaskaden über; ist es aber nicht ganz voll, so läßt man durch eine in jener Damm-Mauer angebrachte Grotte am Fuße des Beckens Wasser ausströmen, indem man die kolossalen kupfernen Hähne öffnet, die sich daselbst am Ende von drey äußerst massiven Röhren befinden. In beyden Fällen sammelt sich das Wasser im Becken von Naurousse, und geht von diesem Theilpunct auf der einen Seite nach Toulouse, und auf der andern nach Agde. Das Wasserbecken von St. Ferreol hält, bey seiner vollständigen Füllung, gegen eine Million Kubik-Toisen Wasser.

Der zwey und neunzig Toisen lange unterirdische Katakombenlauf des Canals durch den Malpasberg, zwischen Narbonne und Beziers, gilt mit Recht für eins der denkwürdigsten Zeugnisse von der Allgewalt männlich ausdauernder, weise berechneter und harmonisch vereinter Menschenkraft, im Kampfe mit den riesenmäßigsten Hindernissen der Natur.

Im August und September, zwischen den Messen von Beaucaire und Bordeaux, wird der Canal regelmäßig abgelassen, und von vier tausend Arbeitern gereinigt und ausgebessert. Die sämmtlichen Erbauungskosten beliefen sich im J. 1680 auf siebenzehn und eine halbe Million, welche Summe in unsern Zeiten drey und dreyßig Millionen betragen würde. Die Unterhaltungs- und Reparatur-Auslagen werden, Jahr aus Jahr ein, zu drey Mahl hundert tausend Livres angeschlagen, nach deren Abzuge man aber, beynahe ohne Ausnah-

me, den reinen Ertrag auf die nähmliche Summe berechnen kann.

Unausgesetzt wird der Canal von dritthalb hundert numerirten und einregistrirten Barken, die zwey tausend Centner oder hundert Tonnen tragen, befahren. Diese gelangen mit einem Pferde in sechs Tagen von Agde nach Toulouse. Das Postschiff legt denselben Weg in vier Tagen zurück. Die obere Breite des Canals beträgt sechszig, die untere zwey und dreyßig, die Wassertiefe nirgends unter sechs Fuß.

Den so einfachen Mechanismus der Canalschleusen, welcher eins der schwierigsten Probleme der Hydrostatik mit spielender Leichtigkeit auflöst, nimmt man für eine Erfindung der Italiäner an; wenigstens wurde die erste Anwendung davon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf der Brenta bey Padua vorgenommen.

Der Bau des Canals von Languedok dauerte vierzehn Jahre, von 1667 bis 1681. Riquet, welcher den Plan mit tiefem Genie entwarf, und mit energischer Weisheit ausführte, erwarb sich dadurch die gerechtesten Ansprüche auf den Dank der spätesten Geschlechter, und seiner Büste im Pantheon des Nachruhms eine Stelle neben der Büste seines Zeitgenossen Vauban.

v. Matthisson.

Die Glückseligkeit.

Als in der Jugendtraume Götterwahn
Mir Hoffnung blüht' und seliges Verlangen,
Da sah ich dich mit deinen Rosenwangen,
Mit deinen Sternenaugen freundlich nah'n.

Mir schien in deinem Glanz die Welt zu prangen,
In jeder Blume locktest du mich an;
Doch, als ich kam, dich liebend zu umfah'n,
Da warst du, wie ein Duftbild, mir entgangen.

Sanft riefst du: meine Heimath ist nicht hier!
Mitleidig schautest du zurück nach mir,
Als meiner Hoffnung Zauberblumen starben;
Und als ich bang und weinend dich beschwor,
Da blicktest du zum Himmel still empor,
Und schnell erloschen deine Iris-Farben.

Lohbauer.

Skizzirte Bemerkungen über den Charakter der Russen.

(Fortsetzung.)

Beherzt und unerschrocken sollte man den Russen eigentlich nicht nennen; vielmehr könnte man ihn tollkühn heißen. Mit seinem nje boissa (fürchte dich nicht) fährt er Sie und sich selbst über Stock und Stein, über Graben und morsche Brücken. Sein Leichtsinn läßt ihn keine Gefahr ahnden. Alle Wagestücke unternimmt er, und oft um eine Armseligkeit, aber größten Theils nachdem er eine Stärkung zu sich genommen, die dann manchmahl so kräftig ist, daß er unterliegt. So stürzte bey der Krönung Kaiser Pauls derjenige, der jedes Mahl die Lampen an der Krone anzündet, vom Iwansthurm herunter. Diese Keckheit mag übrigens in dem Auge des Vernünftigen nicht Werth haben, so ist sie als National-Eigenschaft dem Ganzen oft zuträglich. Wagehälse sind vorzüglich in Zeiten des Krieges brauchbar. In den höhern Ständen verliert sich diese Festigkeit des Gemüths. Die Russischen Millionäre geben sich nicht freywillig den Gefahren preis.

Von mancher löblichen Gewohnheit der Russen verdient das Baden einer vorzüglichen Erwähnung, obgleich es beym gemeinen Manne keinen Beweis seiner Reinlichkeit abgibt. Er geht in seine Schwitzstube, um sich einmahl durch und durch zu wärmen, das ist seine Wollust; nebenbey hat er den Vortheil, sich abzuwaschen. Im kalten Wasser badet er sich selten. Da der Russe die Wärme leidenschaftlich liebt, so deckt er seine Ofenröhre immer zu früh zu, und so muß er sein Vergnügen oft mit dem Tode bezahlen. Über Ugar (Kopfschmerz von Kohlendampf) hört man Hohe und Niedere im Winter oft klagen.

Mangel an feinem Gefühl für Ehre und Pflicht, Hang zu übermäßigem Genusse geistiger Getränke, und ein hoher Grad von Leichtsinn, sind die Hauptflecken des National-Charakters, die Gebrechen der großen Masse. Der Obere sieht noch dort im Untergebenen sein Werkzeug, und nicht das Werkzeug des Staates; ihm soll er dienen, und nicht dem Vaterlande allein. Der Vornehme verschmäht es nicht, auf wenig ehrenvollem Wege sich empor zu bringen, und das unbeschützte Verdienst herunter zu setzen. Der Großtheil des Adels fühlt noch nichts von der Widerrechtlichkeit des leibeigenen Zustandes. Aus dieser schlechten Würdigung des Menschen geht der Geist der Kriecherey hervor, der überall im Thun und Lassen der Menschen sich daselbst hervor zu bringen weiß.

Beym gemeinen Manne, frey oder leibeigen, findet man die wenigste Spur des Ehrgefühls. Er erlaubt sich häufig alle Arten von List und Betriegereyen; ein Vorwurf darüber beleidigt ihn aber auch nicht. Einen Kaufmann in Gostinoi-dwor einen Obmantschik (Betrieger) zu nennen, fällt gar nicht auf; von allen Seiten kommt einem eine Fluth von Schimpfworten ent-

gegen, die hier mit Gleichmuth gehört und erwiedert werden. Aus dem Diebstahl im Kleinen macht man sich eben kein Gewissen. Was der Muschick auf seinem Wege findet, betrachtet er als sein eigen, und bedankt sich auch wahl dafür bey seinem Heiligen. Schwüren und Betheurungen darf man wenig trauen. Auf Ehre! — Bey Gatt! — Gott soll mich tödten! hören Sie um das dritte Wort und um die geringste Kleinigkeit. Das Worthalten ist auch in den höhern Ständen keine Haupttugend.

Dieser Mangel an Ehrgefühl verbreitet viele Unordnungen und Mißbräuche in dem wichtigsten Theil der Staatsmaschine, in der Rechtspflege. Ohne Protection ist es schwer, bey der gerechtesten Sache umsonst Recht zu erhalten; gegen Mächtige ist im Innern des Landes keine Klage anzubringen. Ohne Pfand oder Wechsel wird nichts geliehen, und Interessen werden stets voraus bezahlt. Gegen Ausländer ist der entschiedenste Neutschuck aber auf seiner Huth, um so ehrlich als möglich zu erscheinen.

Der Hang zur Trunkenheit ist bloß beym gemeinen Volke herrschend; in den höhern Ständen herrscht die größte Mäßigkeit in dieser Hinsicht. Man kann sagen, daß in Rußland der Pöbel trinkt, weil er trinken muß. Die Krone hat das Monopol des Branntweinbrennens; sie verpachtet es an Kaufleute und Güterbesitzer, die sorgen denn nun natürlich, daß die Kabaken und Schenken wohl unterhalten und von den Bauern fleißig besucht werden. Das sonderbarste ist, daß auf den Ertrag dieses Monopols wohlthätige Stiftungen angewiesen sind; die Krone zieht den geringsten Gewinn davon.

Der Schaden, der für Land und Volk aus diesem Monopol entsteht, ist nicht zu berechnen. Die Pächter werden Millionäre. Ein adelicher Branntweinbrenner, der oft ganze Statthalterschaften zu versorgen hat, vernachlässigt seinen Ackerbau; seine Bauern müssen ihm Tag und Nacht für ein elendes Gericht Grütze in seiner Brennerey arbeiten; ihr Feld bleibt unbebauet. Was der Herr dabey verliert, gewinnt er am Brennen doppelt; der reine Verlust an Ackerbau, Wohlstand und Sittlichkeit bleibt dem Staate. Der üble Einfluß jenes Monopols auf das Valk würde aber keine Grenzen haben, wenn die Trunkenheit nächst dem Diebstahl nicht das größte Verbrechen eines Bauern gegen seine Herrschaft wäre, und die Furcht vor Strafe daher dem Bauern eine gewisse Varsicht im Genusse der berauschenden Getränke vorschriebe. Sonst hält der gemeine Mann das Trinken eben für keine Schande. Im Scherze heißt es spazieren gehen. Der gemeine Russe erkennt in der Betrunkenheit drey Grade, von denen er für jedes ein Kunstwort hat. Er befindet sich im ersten Grade, wenn er sich des Abends aus der Schenke an den Häusern hintappend nach Hause schleppt; im zweiten, wenn er von einem Fremden unterstützt nur fartzubringen ist; im dritten, wenn er weggetragen werden muß.

Der Geburtsadel ist hier eine Null; es gilt bloß der Verdienstadel, den sich jeder erwirbt, welcher in Krondiensten bis zum Major oder dem ihm im Range gleichen Collegialassessar steigt. Es sind drey verschiedene Grade. Peter der Große, um seinen Adel für den Dienst zu gewinnen, oder ihn zu entschädigen, daß er ihn durchgängig dazu zwang, legte sein alleiniges bürgerliches Daseyn in diese Grade. Seitdem geht alles Dichten und Trachten der Russen dahin, in Staatsdienste zu treten, und immer höher zu steigen, um etwas vorzustellen, oder einige Zwangsrechte zu bekommen. Mit diesem Verdienstadel vereinigt sich daher der Rang- und Geldstalz. Man fragt nie nach dem Vater eines Menschen, sondern welchen Rang (Tschihm) er bekleidet, oder ob er Geld und Einfluß hat.

Der hohe Adel, der Graf, Knäs und Prinz haben nichts als ihre Titel und Erlaucht. Ueberall geht der Verdienstadel vor. Im häuslichen Zirkel ist jeder Vornehme anspruchslos; man nennt jeden bey seinem und seines Vaters Taufnahmen. In öffentlicher und fremder Gesellschaft ist er eben so pedantisch als der Deutsche; er verliert nicht gern eine Sylbe van seinem Titel. — Da jeder Zivildienst mit einer Militärstufe im Parallel steht, so tragen alle öffentliche Beamten Militäruniformen, der Schulmann so gut wie der Saldat.

Das weibliche Geschlecht ist bey weitem noch nicht so verderbt, als anderswo. Weiberkeuschheit, wenn auch nur physisch, ist hier in großen Ehren. Schwerlich wird man den Dienst der Venus Vulgivaga in Petersburg und Moskwa von solcher empörenden Verläugnung aller Menschlichkeit und beyspielloser Unverschämtheit beschmutzt finden, als in andern großen Hauptstädten. Der Russe hat den Hang zu groben Ausschweifungen nicht, und die öffentliche Meinung erklärt sich auch streng gegen allen liederlichen Umgang. Es gibt daher in Rußland keinen privilegirten Venustempel. Ein junger Mann von Stande, vorzüglich wenn er im Dienst ist, würde sich um keinen Preis mit einer Entretenue auf öffentlichen Spatziergängen oder im Theater sehen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notitzen.

Wien, den 28. Nov. — Unbeschreiblich war der Eindruck, als gestern Nachmittags um zwey Uhr die nahe Ankunft des geliebtesten Monarchen durch den allverehrten Hof-Commissär Grafen von Wrbna verkündet wurde. Tausende strömten dem Stubenthore zu, Wien schien nur einer Familie zu gleichen, welche die Ankunft eines zärtlich geliebten Vaters erwartet. — „Er kömmt! Er kömmt!" rief einer dem andern zu. Einfach, ohne allem Prunk, ohne einen Mann Bedeckung, in einer offenen Chaise, mit der Uniform des, den allerhöchsten Nahmen führenden, Husaren-Regiments angethan, fuhr der Kaiser, in Begleitung des Grafen von Wrbna, zur St. Marxer-Linie herein. Kaum erblickte ihn sein Volk, als Alt und Jung den Wagen umgab, Willkommen! aus tausend und abermahl tausend Kehlen. Es lebe Franz, unser Vater! — Der Zug musste Schritt für Schritt gehen; die Menschen klammerten sich an den Wagen, an die Stränge, hielten die Mähnen der Pferde. Der Monarch wurde in der kaiserlichen Burg aus dem Wagen gehoben, und beynahe über die Stiege getragen. Man küßte die Hände des Kaisers, seine Kleidungsstücke, und nur mit Mühe gelang es den herbey geeilten Bürger-Garden, Raum auf der Treppe zu machen. „Juhey!" rief ein kleiner Junge, der so glücklich war, die Hand des Monarchen zu küssen, „nun bin ich auf mein Lebetag glücklich, ich habe die Hand des Kaisers geküßt!"

Der Burgplatz füllte sich in einem Augenblicke mit einer außerordentlichen Menge Menschen, die unter einem lauten Vivat den Allgeliebten zu sehen wünschten. Der Monarch zeigte sich am Fenster, alle Hüte der Männer, alle Sacktücher der Frauen waren in der Luft, vielen hemmten die Thränen die Stimme. — Kaum neigte sich der Tag, so waren, ohne Befehl, wie durch einen allgemeinen Instinkt, die Stadt und die Vorstädte glänzend erleuchtet, auf den Plätzen erschallte Musik, aus manchen Häusern wurde Geld unter das Volk ausgeworfen. Um 7 Uhr fuhr der Kaiser, umgeben von der bürgerl. Grenadieren und der bürgerl. Cavallerie, durch die Straßen der Stadt. Der Zug glich einem Triumphzuge, und es bewährte sich abermahl, was vor kurzem ein Schweizerisches Blatt von den Österreichern schrieb: „Dieser herzlichen Anhänglichkeit der Unterthanen an ihren Monarchen kann sich in unsern Zeiten wohl kein Fürstengeschlecht in so hohem Grade rühmen, als das Österreichische, und solche kindliche Zuneigung des Volkes für seinen Beherrscher gewährt doch endlich einen schönern Lorber, als das trophäenreichste Schlachtfeld, geht als ein edler Zug für sie durch die Weltgeschichte zu den Enkeln über, dauernder, als kalte Obelisken von Stein, und Monumente von Erz *)." Die Beleuchtung dauerte bis gegen den Morgen. — Der Wiener weiß sich nur eines ähnlichen wahren Volksfestes zu erinnern: jenes bey Gelegenheit der Eroberung Belgrads unter Joseph II. im Jahre 1789.

Sonntag den 26. Nov. Mittags um ein Uhr zog die Wiener-Garnison, aus zwey Bataillons vom Regimente Hiller, einem Bataillon von Sztaray, dem ersten Bataillon der Wiener Landwehre, und dem Chevauxlegers Regimente Hohenzollern, unter Anführung des Herrn Feldmarschall-Lieutenants De Vaux, und der Fürsten Moritz von Lichtenstein und Hessen-Homburg, in Wien ein, wurde von Abtheilungen aller verschiedenen Zweige der bewaffneten Bürger-Garde an der St. Marxer-Linie empfangen, und durch die Stadt bis an die Glacis begleitet. Heute hat dieselbe die Bürgerschaft von ihren beschwerlichen, durch sieben Monathe so treu und eifrig geleisteten, Wachtdienst abgelöset. — Die Bewohner Wiens werden nie vergessen, daß sie Ruhe, Ordnung und Sicherheit durch diese lange Zeit, nur der Beharrlichkeit und dem Muthe der bewaffneten Bürgerschaft und ihrer Vorsteher zu verdanken haben, und jeder Leser wird gewiß aus vollem Herzen mit dem Schreiber ausrufen: Hoch lebe unser guter Kaiser Franz der Erste!!! Hoch lebe die biedere, getreue Bürgerschaft Wiens! R.

Den 25. Nov. gab man in dem k. k. Hof-Theater nächst der Burg zum ersten Mahle ein Lustspiel in 3 Aufzügen, der Liefländ'sche Tischler genannt. Das Wiederfinden eines verloren oder todt geglaubten Bruders der Kaiserinn Katharina von Rußland, Gemahlinn Peters des Großen, ist der Stoff dieses Stückes. Die Handlung ist etwas gedehnt; es finden sich viele unnöthig wiederhohlte Erzählungen darin, und ohne Zweifel würde dieses, zwar mit Beyfall aufgenommene Lustspiel, noch mehr gefallen haben, wenn es in zwey Acten zusammen gezogen wäre. Auch läßt sich der Autor den wesentlichen Fehler zu Schulden kommen, dem Charakter seines Helden nicht getreu geblieben zu seyn: Carl Slawrotzky erscheint nähmlich im ersten Aufzuge als ein zwar guter, aber starrköpfiger und aufbrausender, im zweyten als ein furchtsamer, geduldiger, und im dritten als ein naiver Mensch. Die Wirthinn erzählt von ihm im Anfange des Stückes, daß er sich nichts abtrotzen lasse, und daß es genug sey, ihm etwas zu befehlen, um daß er es nicht thue. Dennoch sagt er im dritten Acte: Er habe die schönen Kleider nach einiger Weigerung angezogen, weil der Fremde es ihm befohlen habe; und derselbe Carl, der Anfangs als so empfindlich geschildert wird, und vorzüglich keinen Scherz über seinen unerwiesenen Adel verträgt, erzählt zuletzt, daß er sich als Edelmann gekleidet habe, um dem Fremden Spaß zu machen. Überhaupt hat der Autor das Interesse, welches die Erkennung des Helden bewirken könnte, zu sehr dadurch geschwächt, daß er jene plötzliche Verwandlung durch die beyden Personen des Stadtschreibers und des Juden zu sehr in's Lächerliche ziehen läßt.

Herr Koberwein hat als Carl Slawrotzky eben so schmeichelhaften als wohlverdienten Beyfall geerntet; nur schien uns im dritten Aufzuge, in der Erkennungs-Scene, seine Stimme mehr weibisch weinerlich, als männlich gerührt; so wie er die naiven Stellen vielleicht etwas zu sehr in's Kindische wandte. Doch mag dieser treffliche Schauspieler, der übrigens im ganzen Laufe des Stückes die Natur so meisterlich copirte, zu jenen Mißgriffen durch den Autor verleitet worden seyn, der, wie wir bereits erwähnt haben, dieser Rolle zu wenig Haltung gab. Herr Krüger spielte den Stadtschreiber mit allem Aufwande feinkomischer Laune. Herr Lange war ganz der Czar, den wir in den Strelitzen und im Mädchen von Marienburg bewundern. Mad. Weissenthurm, als Kaiserinn Katharina, führte die für ihre Talente zu unbedeutende Rolle trefflich aus; so wie auch Mad. Rivola in der Rolle der schwatzhaften, neugierigen Wirthinn alles Lob verdiente. Von Mlle. Heuschka, welche die Marie Mazepa spielte, kann man zwar nicht sagen, daß sie schlecht gespielt habe, doch gelang es ihr durchaus nicht, Theilnahme zu erwecken.

Die Sehnsucht der treuen Bewohner Wiens, ihren geliebten Monarchen bald wieder in ihrer Mitte verehren zu können, sprach sich laut und rührend in dem dreymahligen jubelnden Beyfalle aus, mit dem man die Stelle: „Das Volk wünscht seinen guten Kaiser zu sehen," aufnahm.

Vor dem neuen Lustspiele hatten Herr und Madame Korn das Publikum in dem kleinen Stücke: Der Versatz, auf das angenehmste unterhalten. M.

*) Siehe Zschokke, Miszellen für die neueste Weltkunde. 1809. Nro. 81.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der Sammler.

Ein

Unterhaltungsblatt.

Erster Jahrgang.

1809.

December.



Der Sammler.

Samstag, den —— 144. —— 2. December 1809.

Das Verhängniß.

(Aus dem noch ungedruckten zweyten Theile der Mährchen der Scheherazade, von Weisser.)

Ich hatte, so erzählte Prinz Agib, Sohn des Königes Kassib, ich hatte kaum die nicht tröstliche Entdeckung gemacht, daß die Insel, auf der ich mich befand, zwar nicht von Lebensmitteln, aber ganz von Verzehrern derselben entblößt, und so weit vom festen Lande entfernt sey, daß ich nur mit vieler Unwahrscheinlichkeit auf meine Befreyung rechnen könnte, als ich ein kleines Fahrzeug gewahr wurde, das mit vollen Segeln nach der Bucht hin steuerte.

Die Leute können eben so gut Menschenfresser als Menschenfreunde seyn, dachte ich, und beschloß daher, ehe ich mich ihnen zum Reisegesellschafter anbothe, auf einem dicht belaubten Baume, den ich sogleich erkletterte, das Betragen des so eben an's Land steigenden Trupps ungesehen zu beobachten.

Es waren zehn Männer, ihrer Kleidung nach Sclaven, mit Spaten und andern Werkzeugen zum Graben versehen. In der Mitte der Insel machten sie Halt, und begannen ihre Arbeit. Sie hatten, wie es schien, eine Fallthür aufgerichtet, und fingen jetzt an, Lebensmittel und verschiedene Geräthschaften von dem Schiffe zu hohlen, und in die aufgegrabene Öffnung zu schaffen.

Sie waren mehrere Mahle gegangen und wieder gekommen, als ich in ihrer Mitte einen gut gekleideten Greis bemerkte, der einen wohl gebildeten Knaben, von etwa 14 bis 15 Jahren, an der Hand führte. Sie stiegen auch jetzt wieder in die Höhle hinab, und der Greis sammt dem Knaben folgte ihnen. Es dauerte wenige Minuten, bis sie zurück kamen. Aber den Knaben hatten sie nicht mehr bey sich. Sie liessen die Fallthür nieder und bedeckten sie sorgfältig mit Erde. Meine Augen folgten ihnen bis nach dem Schiffe, und bald sah ich sie die Segel aufspannen, und dem festen Lande zusteuern.

Kaum hatte ich das Fahrzeug aus dem Gesichte verloren, als ich Anstalt machte, meine Neugierde über die vorige Scene und über den zurück gebliebenen jungen Menschen zu befriedigen.

Mit einem harten und scharfen Holze, das der Zufall mich finden ließ, wurde es mir leicht, die lockere Erde aufzuwühlen, und bald stieß ich auf eine steinerne Platte, welche den Eingang einer Treppe bedeckte, auf der ich in ein großes, mit zierlichen Fußteppichen belegtes Gemach hinab stieg. Hier saß der junge Mensch, einen Fächer in der Hand, auf einem reichen Sopha. Er hatte Früchte und Blumen neben sich, und zwey brennende Wachskerzen gaben so viel Licht, daß ich alle Gegenstände deutlich unterscheiden konnte.

Fürchte nichts, holder Knabe, rief ich ihm zu, da ich merkte, daß meine Erscheinung ihn erschreckt hatte. Ich gehöre zu einem Stande, dessen Beruf es ist, zu schützen, und nicht zu beleidigen. Es geschah, wie es mir schien, mit deinem guten Willen, daß man dich hier

lebendig begraben hat, und desto begieriger bin ich, deine Geschichte, die nicht anders als außerordentlich seyn kann, zu vernehmen.

Der Kleine both mir freundlich einen Sitz neben dem seinigen an, und begann sogleich seine Erzählung.

Daß ihr mich hier in dieser schauervollen Einsamkeit findet, sagte er, ist ein Werk der zärtlichsten Liebe und Vorsorge. Mein Vater, ein Juwelenhändler, dessen Reichthümer sich noch täglich vermehren, hatte schon geraume Jahre in einer kinderlosen Ehe gelebt, und sah sein Alter allmählich herbey schleichen, als ein Traum ihm die baldige Geburt eines Sohnes, zugleich aber auch den frühen Tod desselben ankündigte.

Neun Monathe nach diesem Traume erblickte ich das Tageslicht, und da die eine Hälfte desselben so pünctlich in Erfüllung gegangen war, so zitterte mein Vater um so mehr vor der zweyten. Er fragte die Sterndeuter um Rath, und was diese ihm sagten, war geschickter, seine Furcht zu vergrößern, als sie ihm zu benehmen.

Euer Sohn kann, so lautete ihr Horoskop, das höchste und glücklichste Lebensziel erreichen, und ist bis zum fünfzehnten Jahre gegen alle widrige Zufälle vollkommen gesichert. Mit dem Antritte desselben aber weissagen die Sterne ihm eine Lebensgefahr, der er schwerlich entgehen wird. Agib, der Sohn des Königes Kassib, fuhren sie fort, wird um diese Zeit das eherne Reiterbild auf dem Gipfel des Magnetberges in's Meer stürzen, und fünfzig Tage nachher wird eben dieser Prinz euern Sohn tödten.

Heute wurde meinem Vater die ihm so schreckliche Nachricht gebracht, die Bildsäule sey seit zehn Tagen wirklich verschwunden. Wohlan, sagte er, ich will das Geschick, wenn ich es nicht erbitten kann, zu überlisten suchen. Es gilt den Liebling meines Herzens, einen Sohn, einen einzigen Sohn. Er brachte mich in dieses Gewölbe, das er längst schon für den gefürchteten Zeitpunct hatte bauen lassen, und ließ mich, nach der ausdrücklichen Vorschrift der Zeichendeuter, ohne alle Gesellschaft. Aber nicht wahr, guter Fremdling, ich habe Recht, wenn ich mich nicht fürchte, und mein Vater — er ist so gut, und hat mich so lieb — wird seinen Sohn wiedersehen? Sagt selbst, welches Wunder sollte den Prinzen Agib auf diese unbekannte und unbewohnte Insel führen, welches noch größere sollte ihm meinen unterirdischen Aufenthalt verrathen, und erfolgt beydes, warum sollte er die wehrlose Unschuld des Lebens berauben?

Es ist unmöglich zu beschreiben, was bey der Erzählung des Knaben in meinem Innern vorging. Ich riß mich bleich und bebend von ihm los, und eilte nach der Treppe. Dunkles, räthselhaftes Verhängniß, sprach ich bey mir selbst, wozu hast du mich aufbehalten? Bis auf den gewaltsamen Tod des Knaben ist die Vorhersagung buchstäblich eingetroffen. Welche schreckliche Bürgschaft, daß sie auch in diesem Puncte ihr Wort lösen wird!

Ich wollte fliehen. Aber weniger die bittende Stimme des Kindes, die mich zurück rief, als eine unsichtbare Gewalt zog mich wieder in das Innere des Gemachs.

Warum willst du schon wieder fort, sagte der Knabe schmeichelnd. Ich habe dich so lieb, und glaube, der Prophet hat dich mir geschickt, damit ich mich nicht fürchte, wenn die Nacht kommt, und niemand hier ist, als ich. Oder sieht er voraus, daß der Prinz Agib doch den Weg hierher findet, und du sollst es ihm sagen, daß er mich nicht tödtet? Ich weiß jetzt, warum er mich ihn oft im Traume sehen ließ. Er wollte, daß ich dich, wenn du kämest, nicht für ihn halte. Aber ich könnte mich vor dir nicht fürchten, wenn du auch wirklich der Prinz wärest. Du kannst nur gütig gegen mich seyn, und wirst es auch nicht dulden, daß ein anderer mir armen Knaben ein Leid zufüge. O, ich denke oft, ich möchte gern sterben. Aber dann fällt mir mein Vater ein, wie er sich betrüben wird, und ich weine über meinen Wunsch, als ob ich ihn erzürnt hätte. Gehe also, ich bitte dich, gehe nicht weg, bis mein Vater kommt! Er wird dich mit in unser Haus nehmen, und dir alles geben, was du haben willst.

Je mehr er flehte, je fester war ich zur Flucht entschlossen. Ich rannte zum zweyten Mahle hinaus. Aber es fehlte mir, als ich an die Fallthür kam, durchaus die Kraft, sie aufzuheben. Ich schien also ein Gefangener des unerbittlichen Verhängnisses zu seyn, und keine menschliche Brust hat die Martern kennen gelernt, unter welchen die meinige blutete. Unauflösliche Bande fesselten mich an einen Ort, wo ich eine That vollbringen sollte, die ich mehr verabscheute, als alle Gräuel, für welche die Gerechtigkeit des Himmels endlose Strafen ersonnen hat. Zwar dafür sprach jeder Tropfe Blutes, der sich in mir regte, daß das allmächtige Geschick selbst zu schwach sey, mich zum vorsetzlichen Vollstrecker seines furchtbaren Willens zu machen. Aber meine Hand sollte vollziehen, was mein Herz verabscheuete. Ich sollte, wenn auch nicht morden, doch tödten. Und wen? Einen Knaben, den Jugend, Schönheit und Unschuld mit ihrem ganzen Zauber geschmückt hatten, der die Freude, der einzige Trost eines ehrwürdigen Graukopfes war.

Der junge Mensch und ich gewannen uns mit jedem Tage lieber, und in dem nähmlichen Grade stieg meine Angst, mein Schmerz und meine Verzweiflung. Nichts glich der Behutsamkeit, mit der ich alles vermied, wodurch es nur irgend möglich ist, daß ein Mensch den andern verletze. Des Nachts bettete ich mich weit von ihm hinweg, und bey Tische wählte ich immer den entferntesten Platz von dem seinigen. Oft wachte ich, wenn er schlief, und schlief, wenn er wachte, um auch so die Gefahr eines unglücklichen Zufalls zu vermindern.

Endlich kam der gefürchtete vierzigste Tag, und — Wunder! — mit ihm war alle meine bisherige Angst, gleich einem Nebel, verschwunden. Ich war ausgelassen vor Freude, und erdrückte den Knaben beynahe mit meinen Umarmungen. Theurer junger Freund! rief ich, heute ist der letzte Tag deiner Verbannung, und morgen kannst du deinen Sterndeutern sagen, daß sie Lügner sind: denn was sollte dir gerade heute begegnen können? Aber so hinreissend fröhlich meine Stimmung war, so niedergeschlagen schien der junge Mensch. Er ging den ganzen Tag düster umher, wollte weder essen noch sprechen, und die Sonne war noch nicht untergegangen, als er mit den Worten meine Hand ergriff: Mir ist heute gar nicht wie sonst. Ich fühle Herzklopfen, und will mich niederlegen.

Kein Wunder, daß ihr einige Unruhe empfindet, da die Stunde der Wiedervereinigung mit den Eurigen so nahe ist, antwortete ich, half ihm sich entkleiden, und nachdem er sich niedergelegt hatte, setzte ich mich auf den Rand seines Bettes.

Nach einem kurzen Schlummer rief er mich, und sagte: Seyd doch so gut, und bringt mir eine halbe Citrone, und ein wenig Zucker; meine Zunge bedarf einer Erfrischung.

Ich hohlte die Citrone, und um sie zu zerschneiden, suchte ich nach einem Messer. Auf dem Gesimse über meinem Haupte findet ihr eins, sagte der Knabe. Ich stieg hinauf, nahm es, und bey der mir sonst ganz fremden Hastigkeit, mit der ich heute alles verrichtete, verwickelte sich mein Fuß beym Herabsteigen in die Decke des Bettes. Ich fiel, und drückte beym Fallen dem Knaben das Messer tief in's Herz.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis ich aus der Todes ähnlichen Betäubung erwachte, in welche ich im nähmlichen Augenblicke versank. So unaussprechlich mein Schmerz war, so fühlte ich doch, als mein Bewußtseyn zurück kehrte, eine Art von Erleichterung; denn die Last, die vierzig schreckliche Tage immer schwerer und schwerer mir auf der Seele lag, war verschwunden. Aber dieses Gefühl dauerte kaum einen Augenblick, und die schwärzeste Verzweiflung trat an seine Stelle. Du spottest meiner, feindseliges Geschick, rief ich, indem ich mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte. Stets warst du sinnreich, den Sterblichen neue Qualen zu bereiten. Aber deinen höchsten Triumph feyerst du heute. Denn welch ein Unfall ist beyspielloser, und welch ein Jammer nahmenloser, als der meinige? — Du berechtigest mich, Sünde auf Sünde zu häufen; denn ich leide eine Strafe, für die noch kein Verbrechen erfunden ist. Warum machtest du mich nicht zum Mörder? Ein Mörder könnte über die That jauchzen, während ihr Bewußtseyn mich erbarmungslos zermalmt. Er könnte sie wenigstens bereuen, und Reue selbst würde bey meinem Schmerz einem lindernden Balsam gleichen. O wer es nicht weiß, daß Schuldlosigkeit elender als elend machen, und das Gefühl der Schuld eine Wohlthat seyn kann, diesen laß erfahren, was ich erfuhr.

Ich fühle jetzt, daß erst dieses Hadern mit dem Verhängnisse den traurigen Zufall in ein Unglück für mich verwandelte; denn nur was uns strafbar macht, verdient den Nahmen eines Unglücks.

Endlich legte sich der Aufruhr in meinem Innern ein wenig, und eine sanfte Wehmuth trat an seine Stelle. Ich drückte einen Kuß auf die kalten Lippen des Entseelten, die mir Verzeihung und Trost zuzulächeln schienen. — Fahre wohl! sagte ich. Du warst die Freude, der Stolz und die Hoffnung deines Vaters, und doch gab das Schicksal dich ihm nur, um ihm das Herz zu zerreißen. Aber wohl ihm! Selbst sein Schmerz, der Schmerz des Vaters über den Verlust des blühenden Lieblinges, was ist er gegen den, der hier in diesem Busen tobt!

Mit gerungenen Händen verließ ich den Aufenthalt des Entsetzens, und verbarg mich, um den Jammer des Alten, dessen Ankunft ich mit jeder Minute erwarten mußte, nicht durch meinen Anblick zu vergrößern, in den Ästen des nähmlichen Baumes, der mich das erste Mahl ihm unsichtbar gemacht hatte. Bald sah ich das wohlbekannte Fahrzeug auf den Wellen einhergleiten. Es landete an der Insel, und der Greis mit den Sclaven näherte sich mit ungeduldiger Eile der unterirdischen Wohnung. Ach! ich sah nur Sehnsucht und frohe Hoffnung, keine Spur von Besorgniß aus den Augen des unglücklichen Vaters leuchten, und doppelt schlug mir das Herz, wenn ich bedachte, daß seine Verzweiflung um so gränzenloser seyn würde.

Schon beym Anblick der frisch aufgegrabenen Erde entfärbte er sich, und behielt kaum noch Kraft, die Treppe hinab zu steigen. Nach wenigen Augenblicken hörte ich ein Jammergeschrey, und bald erschienen die Sclaven mit zwey Leichen. Gott sey gelobt! rief ich. Aber ach! sie begruben nur Eine, nur den Sohn; dem Vater hatte das Erbarmen des Himmels nur eine Ohnmacht gegönnt.

Skizzirte Bemerkungen über den Charakter der Russen.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen hat das schöne Geschlecht weniger Einfluß auf das bürgerliche und häusliche Leben, als im Auslande. Der Knechtschaft ist es zwar längst entlassen, aber in der Regel ist es auf seinen häuslichen Wirkungskreis beschränkt. Höhere Ansprüche macht es noch nicht. Der Russe sucht etwas darin, Herr in seinem Hause zu seyn; er behält sich ausschließlich das Ministerium der auswärtigen Verhältnisse vor; seine Frau führt das Departement der innern Angelegenheiten unter seiner Aufsicht. Daher des Russen Hang zur Häuslichkeit. Ihm ist wohl zu Hause, dort ist er gebiethender Herr. Bey dieser entschiedenen Autorität der Männer ist daher Ruhe und häusliches Glück nicht so häufig wie anderwärts gestört. Selbst in den höhern Ständen, wo das Weib schon auf Bildung Anspruch macht, wagt es doch nicht, aus seiner Sphäre heraus zu treten; ja wenn es wegen seines eigenen Vermögens und seiner großen Verbindungen in gewisser Rücksicht sich eine Autorität anzumaßen wagt, so muß es doch die Stimme des Publikums fürchten, und wenigstens den Schein einer gehorsamen Frau retten. Beym gemeinen Volk ist das Weib aber noch das eigentliche Lastthier, dem der Mann alles aufbürdet, und findet sich daher geduldig in sein Schicksal, weil es gleichfalls jene Meinung anerkennt. Nicht alles, was sich der Mann erlaubt, wagt sich das Weib heraus zu nehmen. Der größte Trunkenbold weiß seine Ehehälfte im Geschmack der Nüchternheit zu erhalten, weil ihm daran liegen muß, eine nüchterne Seele daheim zu haben, während er spatzieren geht. Aus diesem Grunde hat der Trunk unter dem gemeinen Weibervolk nicht allgemein überhand genommen.

Wer nicht lange unter den Russen gelebt hat, wird in ihrem öftern Anerbiethen einer Wette wähnen, er lebe unter Engländern. „Dawai bitsswa," hört man ein Mahl über das andere; bey jeder Kleinigkeit wird eine Wette angetragen. Indeß dabey bleibt's; Ernst wird nie daraus. Der Grund hiervon liegt in seinem Geiste des Widerspruchs, dem man nicht entgehen kann. Er läßt sich selten überzeugen; will man es durch ein Gleichniß beweisen, so heißt es gleich: das ist ganz was anderes (eto saw sehm nje tah). Was ihm in dieser Rücksicht sehr zu Hülfe kommt, und dem Beobachter nicht entgeht, ist die Gewohnheit oder Fertigkeit, die dem Russen allgemein eigen ist, beym Einziehen des Athems eben so schnell und verständlich zu sprechen, als andern nur bey Ausstoßung desselben möglich ist; er spricht durch Inspiration eben so gut, als durch Exspiration. Er kann daher nie außer Athem kommen, und wer dabey eine starke Brust hat, ist unüberwindlich. Übrigens spricht der Russe laut und verständlich, wobey er zugleich viel mit Händen und Füßen, und selbst mit dem Kopfe gestikulirt. (Die Fortsetzung folgt.)

Notitzen.

Wien, den 30. Nov. — Ungeachtet der unangenehmsten Witterung verfügten sich unser allergnädigster Monarch gestern früh, im feyerlichen Zuge zu Pferde, durch einen großen Theil der Stadt, unter Paradirung der sämmtlichen Bürgerschaft, nach der Metropolitan-Kirche zu St. Stephan, um seinen Dank zum Allerhöchsten mit jenem seiner Unterthanen zu vereinigen. — Abends wurde die Stadt abermahls erleuchtet, und in allen Schauspielhäusern der Stadt und Vorstädte war freyer Eintritt. Se. Majestät besuchten die beyden Schauspielhäuser der Stadt, und wurden daselbst mit dem lebhaftesten Enthusiasmus empfangen.

Paris. — Zu Epinay, bey St. Denis, zwey Stunden von Paris, ist ein beträchtlicher Teich, der durch seine Ausdünstungen viele periodische Krankheiten verursachte, großen Theils ausgetrocknet worden, so daß aller morastige Grund in festes, des Anbaus fähiges Land verwandelt, und der Teich sehr eingeschränkt worden ist. Diese Unternehmung wurde von dem Eigenthümer des Teiches, Herrn v. Sommarive, der den Kunstliebhabern durch seine schöne Sammlung von Kunstwerken bekannt ist, ausgeführt. Seit dieser Austrocknung haben die periodischen Fieber in der Gegend völlig nachgelassen. Folgende Vorsichtsmaßregeln, die allgemein zu empfehlen sind, wurden dabey angewandt: 1) Man fing die Arbeit in der schönen Jahreszeit an, und hörte damit vor den Herbstregen auf. 2) Man ließ sogleich die stehenden Wasser ablaufen. 3) Man ließ die Arbeiter in den Arbeiten abwechseln, so daß der, welcher ein oder zwey Tage gebraucht wurde, Canäle in dem Moraste zu graben, wodurch das Wasser ablaufen konnte, nachher beym Transport der Erde oder bey Anpflanzungen angestellt wurde. 4) Man erhob so sehr als möglich das Land, das zum Anbau bestimmt war. 5) Bey der großen Hitze stärkte man die Arbeiter am Morgen mit etwas Branntwein. 6) Man verhüthete sorgfältig, daß sie nie auf dem neuen Lande ausruhten, darauf schliefen, oder ihr Mittagsmahl darauf einnahmen *). — Ein großer Theil des neuen Landes wurde mit Bäumen bepflanzt; die Bäume, die am besten darin fortkommen, sind die Pappeln aus Canada, aus der Schweiz und Italien, die Eschen, Erlen, Ahornbäume und Weiden.

*) Man bemerkt, daß durch diese Vorsichtsmaßregeln während der ganzen Unternehmung von mehr als 300 Arbeitern nicht ein einziger incommodirt wurde.



Der Sammler

Dinstag, den ——— 145. ——— 5. December 1809.

Skizzirte Bemerkungen über den Charakter der Russen.

(Fortsetzung.)

Die Damen statten in Rußland wie die Männer ihren Gruß ab. Das Küssen und Umhalsen ist sehr Mode. Den Damen wird die Hand geküßt, und sie erwiedern es mit einem Kusse auf die Stirn oder Wange. Die linke Hand ist hier eben wie die Rechte im Gebrauch.

Der Geschmack an Narren, Blinden oder Zwergen ist noch nicht aus der Mode. Man findet sie vorzüglich bey den Bajaren auf dem Lande. Der Spaßmacher ist dem Russen willkommen, er lacht, foppt und neckt von Herzen gern. Der Blinde figurirt oft in dem Haushalt; er unterhält die Herrschaft mit Mährchen (Skaßki). Die Zwerge sind bloß der Rarität wegen gehalten.

Obgleich der Landmann leibeigen ist, seinem Herrn mit Leib und Seele angehört, der ihn verkaufen, verschenken, vertauschen und eigenmächtig züchtigen kann, so trifft man doch bey keinem Landvolke mehr Zufriedenheit, Heiterkeit und Frohsinn an, als unter dem Russischen. Er ist seines Herren Eigenthum, also muß ihn dieser schonen, diesem muß daran liegen, daß er gesund und bey Kräften bleibe. Eine Bauernfrau antwortete ihrem Vogte (Prikaschtschick) auf seine Drohung, ihr den Buckel einzuschlagen, ganz gelassen: „Was geht's mich an? mein Buckel ist herrschaftlich." Da der Bauer kein Eigenthum hat, so lebt er ohne Sorgen; er bemüht sich nicht darnach, und ist dem Eigensinn des Glücks nicht ausgesetzt. Bey allen Unfällen, die ihn treffen, bleibt er gleichgültig, da er sich nicht, sondern sein Herr ihm seinen Verlust zu ersetzen hat. Der Geist der Milde der jetzigen Regierung hat auch auf den Druck des Landmanns schon jetzt den trefflichsten Einfluß gehabt. Den Güterbesitzern ist ein größeres Gefühl der Menschlichkeit durch sie eingeflößt. Mißhandlungen gegen die Bauern werden bestraft oder wenigstens öffentlich gemißbilligt. Jeder Landbauer erhält von seinem Herrn eine Hütte, ein Stück Feld, Ackergeräthe und einiges Vieh als Lehen, dafür muß er gewisse Tage in der Woche sogenannte Hofdienste leisten. Reiche Güterbesitzer behalten sich eine gewisse Anzahl Bauern vor, ihr Feld zu bestellen; den übrigen überlassen sie ihre Feuerstellen gegen einen sehr mäßigen Pacht (Abrock). Dieser fällt zwischen 15 bis 20 Rubel. So lange diese Zinsbauern (Abratschicki) ihren Pacht richtig abtragen, genießen sie alle Freyheit. Andere Bauern, die sich nicht mit der Feldarbeit beschäftigen können, oder ein Handwerk verstehen, erhalten gegen eine mäßige Abgabe einen Freypaß auf einige Jahre, der ihnen erlaubt, ungehindert im ganzen Lande ihrem Gewerbe nachgehen zu können. Sie werden Fuhrleute, Steinhauer, Öhlpresser, Bediente u. s. w., und erwerben sich endlich so viel, daß sie sich loskaufen können. Die Unterthanen der Vornehmen und Reichen, die in den Hauptstädten leben, die

Kronbauern sind fast alle als freye Leute zu betrachten. Es gibt eine Menge Leibeigene daher in allen Classen; unter ihnen zählt man sogar viele begüterte Kaufleute in Petersburg und Moskwa, und man kann sie in Gonostinoi-dwor und in Gorod leicht an ihren Manieren und ihrer Sprache erkennen. Es gibt viele Leibeigene, die selbst, freylich auf ihres Herrn Nahmen, Seelen kaufen. In solchen Verhältnissen ist der Leibeigene nur Erbunterthan. Überdieß gibt es eine Menge wirklicher Freybauern (Odnowarzi) oder Einhüfer. Sie sind alle von adelicher Herkunft. Peter der Große machte ihre Voraltern des Adels verlustig, weil sie sich dem Staatsdienste, einer Art damahliger Conscription, entzogen. Ihr Eigenthum steht unter dem Schutze der Gesetze; sie haben das Recht, Seelen zu kaufen, und geben niemanden Abgaben, als der Krone. Man findet sie häufig im mittäglichen Rußland, und sie sind im Durchschnitt sehr wohlhabend, weil sie sehr einfach leben.

Es ist freylich das Schicksal der Leibeigenen hart, wenn sie nur böse Herrn haben, und vorzüglich wird der auf einen Paß entlassene Künstler, Handwerker und Handelsmann oft über die Launen seines Herrn Klage führen. So kannte ich einen Leibeigenen, der ein sehr braver Tonkünstler war, außerdem noch Sprachkenntnisse besaß, und aus Liebhaberey eine kleine Gemähldesammlung sich angelegt hatte. Eines Tages veräußerte er sie plötzlich um den halben Preis, und als man ihn um die Ursache fragte, gab er mißmüthig zur Antwort: Il faut se renfermer dans son néant. Sein Herr hatte ihn nähmlich in einem Anfall übler Laune seine Abhängigkeit fühlen lassen.

Die häusliche Einrichtung des Landbauers ist übrigens so einfach, daß er gleichsam der Schöpfer aller seiner Bedürfnißbefriedigungen ist. Den größten Theil seines Ackergeräthes verfertiget er sich selbst, seine Hütte errichtet er sich selbst, und sein Hausgeräthe, er sey reich oder arm, übersteigt nicht ein Paar zusammen geschlagene Breter auf Stützen, Tisch genannt, eine Bank, und ein Paar Töpfe. Von Reinlichkeit weiß er wenig; sein Hausvieh, ein Heer von Ungeziefer, und ein ewiger Schmutz theilen mit ihm die Bequemlichkeit seiner Wohnung. Seine Mahlzeiten sind äußerst frugal. Sein Frühstück besteht in Branntewein und schwarzem Brod; zu Mittag verzehrt er auf dem Felde Grütze oder Sauerkrautsuppe; des Abends nimmt er eine Schüssel Milch und Brod mit Honig zu sich. Fleisch kommt ihm nur Sonntags und an Festtagen vor. Der Trunk macht seine einzige Ausgabe. Ist die Feldarbeit geendigt, so schickt er sich mit seinem Weibe und seinen Kindern zum Garnspinnen und Leinweben an. Wer ein Handwerk versteht, arbeitet des Winters auf den Kauf. Mancher von den Bauern, welche in der Nachbarschaft von Petersburg oder Moskwa wohnen, läßt sich des Winters über einen Paß von seinem Herrn geben, und begibt sich mit Schlitten und Pferd nach der Stadt, wo er den Waschtschick macht. Er fährt billig und bedächtig, und ist an der Ärmlichkeit seines Fuhrwerks und seinem linkischen Wesen zu erkennen. Er wird stets von den gewandten städtischen Fiakern geneckt, welche ihn Iwanuschka, Zugvogel, heißen. Wenn der Schnee schmilzt, kehrt er wieder nach Hause.

Aus Zuneigung werden unter ihnen selten Ehebündnisse geschlossen; sie verheirathen sich mehrentheils, um ansäßig zu werden, und daher entstehen unter ihnen die frühzeitigen Ehen. Da die Kinder den Landmann mehr kosten, als sie verdienen, so sucht er sie zu verheirathen. Kaum ist der Knabe wenige Jahre, so läßt er ihm von seinem Nachbarn ein Mädchen von zwölf Jahren durch eine Schwacha oder Freywerberinn aussuchen. Er sieht bloß darauf, daß sie zur Arbeit tüchtig ist. Wenn der Herr zur Verbindung seine Einwilligung gibt, so erhält das junge Paar eine Feuerstelle mit einem Stück Feld, und fängt so seine Wirthschaft an. Hat ein Bauer mehrere Kinder so versorgt, so gibt ihm dieß ein Ansehen im Dorfe, und auch Ansprüche auf die Nachsicht seines Herrn, ihn zum wenigsten im Alter mit Arbeit zu verschonen. Eine kinderlose Ehe ist daher hier kein Glück.

Der Grundsatz, welcher den Kindern eingeprägt wird, heißt: „Fürchte den Herrn und ehre den Priester." Deßhalb gibt es unter dem Landvolk nicht viel väterliche, mütterliche und kindliche Zärtlichkeit, die der Gedanke, daß alles dem Herrn gehöre, wohl unterdrücken helfen muß.

Von Dorfschulen weiß man hier noch nichts. Der Bauer lernt weder lesen, noch schreiben, noch rechnen. Um das Christenthum selbst bekümmert er sich nicht. Sein Seelsorger sagt ihm, wenn er fasten oder das Abendmahl nehmen soll. Gesunden schlichten Menschenverstand findet man hier übrigens eben so viel, wie anderswo, unter dem Landvolk. In Vorurtheilen ist er sehr mäßig. Er hält nichts von Aspecten, Ahndungen, Gespenstern und Hexen. Er trägt sich zwar mit einem Teufel und mit einem Damowoi oder Hurkobold, der aber ein sehr guter Geist seyn, und wenig spucken soll. Er glaubt an eine Vorsehung und an eine moralische

Ordnung der Dinge. Gott hat er beständig im Munde, und sein Vertrauen zu ihm ist unbegränzt. Er kennt seine Pflichten, bürdet sich deren mehrere auf, als er dürfte. Er erkennt sich für schuldig, wenn es seinem Herrn beliebt, ihn zu strafen. Er kennt die zehn Gebothe, ohne daß man sie ihn gelehrt hat. Kleine Sünden mag er sich manchmahl vergeben; aber entschiedene Bösewichter, gegen die man mit Feuer und Schwert wüthen muß, gibt es sehr selten.

Man sieht hier überall einen tüchtigen Schlag Menschen; doch kann man nicht behaupten, daß der gemeine Russe stärker, als der Deutsche Bauer sey. Er entwickelt sich in der Regel früher, wird aber auch früher alt. — Man sieht auf dem Lande viele Griechen-Physionomien. — Da die Russischen Bauern selten ihr Geburtsjahr wissen, so geben sie sich um mehrere Decennien älter an; höchstens sind es aber Leute über 50 oder 60 Jahre.

Vom Arzt und Apotheker weiß man hier ebenfalls nicht viel, wenn nicht etwa der Herr des Dorfes ein Krankenhaus und einen Padlenkar (Feldchyrurgus) hat. Des Landmanns Arzeney ist Fasten und ein Gläschen guten Branntweins, womit er auch den Gebrauch einiger Hausmittel verbindet.

Der Werth des Menschen wird hier noch nach dem Gelde berechnet. Ein gemeiner Landbauer wird mit ungefähr 300 Rubel bezahlt; ein gelernter Bedienter gilt 500 bis 600 R.; ein Schreiber oder Haushofmeister 800 bis 900 R.; ein gewöhnlicher Musikus eben so viel; ein Virtuos aber 2000 R.; eben so viel gilt ein Baumeister und Chirurgus. Wer en gros kauft, erhält billigere Preiße. Frauenzimmer stehen nicht hoch im Preiße. Ein erwachsenes Mädchen gilt 100 R.; eine Jungfer, Nähterinn, 200 Rubel. — Nach der Zahl der Bauern kann man ungefähr die Einkünfte eines Güterbesitzers berechnen. In fruchtbaren Provinzen verdient oder gibt ein Bauer 15 R. Pacht; nicht so viel in sterilern Gegenden. Der Ertrag von Mühlen, Teichen, Fabriken u. s. w. muß besonders in Anschlag gebracht werden. Das Land wird hier nach Dessetinen gemessen, welches einen Rechtacker von 80 Saschän (so viel als 3 Russische Ellen, oder 7 Rhein. Fuß) Länge, und 30 Saschän Breite bildet, und selten mehr als 30 bis 40 Rubel gilt. Es gibt mehrere Große, welche hundert tausend Bauern, und eine halbe Million Dessetinen Land besitzen. Jedoch kann man nur drey vom Hundert Zinsenertrag rechnen. Dreyßig Bauern mit etwa hundert Dessetinen können eine Familie anständig erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanze.

In der Gondel saß das Mädchen
  Schaukelnd ging's den Strom entlang.
Lächelnd saß sie da, und lauschte
Wie die Woge lieblich rauschte,
  Wie der Schiffer schöner sang.

„Schwanke rastlos liebe Gondel!
  Also schwankt mein armes Herz,
Wenn ich dir Geliebte sehe
Zwischen Wahl und zwischen Wehe,
  Zwischen Seligkeit und Schmerz.

Schlage, Ruder, rasch die Fluthen,
  Bis der Schaum sich oben dreht!
Mit noch heftigeren Schlägen
Klopft mein Busen der entgegen,
  Die mich kalt und stolz verschmäht.

So wie von der Spähtroths-Flammen
  Scheinbar auch die Wog' entbrennt,
Seh ich meiner Blicke Strahlen
Gluth auf ihrer Wange mahlen,
  Die ihr Herz von Eis nicht kennt.

Altes Meer, zwar bist du tückisch,
  Bist betrüglich, wie man sagt;
Dennoch biethet deine Welle
Jedem eine Ruhestelle,
  Der nicht vor der Tiefe zagt.

In den Abgrund stürzt der Taucher
  Um der Perle schnödes Gut:
Soll mir's grau'n, in deinen Schlünden
Größeren Gewinn zu finden,
  Kühlung meiner Schmerzensgluth? —"

Nach dem Mädchen über's Ruder
  Er den Blick voll Wehmuth hebt;
Sieh, sie lachet nicht mehr lose,
Thränen rollen nach dem Schooße,
  Und der schöne Busen bebt.

„Ach! erseufzt er, dürft ich hoffen,
  Daß mein Lied an's Herz dir drang?"
Leise sagt sie: „Ungestanden
Muß man Mädchenliebe ahnden,
  O, die deine war ich lang!"

Feurig stürzt er ihr zu Füßen,
  Und sie reicht ihm hold die Hand:
Er vergißt auf Kahn und Steuer
In des Augenblickes Feyer,
  Wo sich Herz zum Herzen fand.

Doch der Arm der Parze lenket
  Nun statt ihm des Bothes Lauf,
Wirft es an verborgne Klippen,
Und den Kuß noch auf den Lippen,
  Nehmen sie die Wogen auf.

Drunten singen Nereus-Töchter:
  „Sel'ge, wenn Euch das Geschick
Thran und Greisenhaar bescherte,
Dieß Momentes Wonne kehrte
  Dennoch nimmermehr zurück."

Theone.

Liebesschwärmerey des Mittelalters.

Thomasine Spinola.

König Ludwig XII. von Frankreich war sehr schön, und daß seine Schönheit den Richterblick der Weiber aushielt, daß sie ihren Zauber über Herzen übte, bewährt folgende Anecdote.

Der König wohnte einem Balle bey, welchen ihm der Adel von Genua gab. Dort sah ihn Thomasine Spinola, eine edle Genueserinn, sah ihn, um in der glühendsten Leidenschaft aufzulodern. Bey aller Steifheit der Ceremoniele des Mittelalters (Ludwig lebte im Anfange des 16. Jahrhunderts) hatte dennoch die Romantik, des südlichen Himmels phantastisch-schöne Tochter, die Fessel der Convenienz für Weiberherzen hier und da gelöst, und das poetische Gewand schützte die Zartheit der Gefühle selbst da, wo ihr ohne dasselbe Verletzung drohte. — Thomasine sprach den König öfter, und durfte ihm, ungeachtet sie Gattinn war, das unumwundene Geständniß ihrer Zärtlichkeit ablegen. Sey es, daß der Königs-Purpur der Erröthenden zu Hülfe kam — denn über dies Erröthen sind wir, trotz aller Romantik und Zeitmode, so gewiß, als hätten wir es selbst mit angesehen — genug, sie bath ihn ohne weiters, ob er wohl ihr Intendio — der Ritter ihrer Gedanken seyn wolle. Ihrer Gedanken nur; denn die Chronik sagt rund und fest, daß nur zu geistiger Minne die schöne Genueserinn entbrannt sey, und läßt errathen, ob der königliche Ritter ein Gleiches gethan? Genug, die reitzende Thomasine gab ihm ihre Schwüre, und von dem Augenblicke verschmähte sie die Huldigungen jedes andern Sterblichen; selbst die Rechte ihres zärtlichen Gemahls wurden ein Opfer — des Intendio.

Verloren in das Andenken des Geliebten, ergoß sie ihre Liebe in unzähligen Briefen an ihn. — Aber lächelt nicht, ihr klugen, kühnen Leute! Es war ein hoher Geist, welchen der Fittig solcher Leidenschaft trug. Die Bürgerkrone wand er sich in den Myrthenkranz. Genua verdankte seiner liebenden Tochter Vergünstigungen und Vortheile, die nicht Frankreichs Politik, sondern Ludwigs Rittergalanterie zur Quelle hatten, und den Vätern der Republik wurde vielleicht zum ersten Mahle eine Herzenssache wichtig und ehrwürdig.

So hoch gespannte Saiten der Empfindung mußten leicht von jeder unsanften Berührung springen. — Es durchlief Wälschland das Gerücht, König Ludwig sey todt! Daß er an schwerem Siechthume darnieder lag, war vorher bekannt, und jenes Gerücht brachte Thomasinen der Treuen den Tod! Versunken in unendlichen Schmerz, schloß sie sich in ein dunkles Zimmer, bethete um Auflösung, und binnen kaum acht Tagen verzehrte sie ein hitziges Fieber.

Ludwig weihte ihr einige Thränen, und ließ — eine Inschrift auf das prächtige Grabmahl graben, welches Genua seiner Edeln setzte.

Notitzen.

Wien. — Unter den, auf die Ankunft Sr. Majestät erschienenen Gelegenheitsgedichten zeichnet sich folgendes, welches in dem k. k. Hof-Theater vertheilt wurde, aus.

An Franz den Ersten.

Willkommen, Franz, in deines Volkes Mitte,
Des guten Volks, das werth der Vatersorgen ist,
Das, tief gedrückt, bey deinem ersten Schritte
In seinen Kreis, der Wunden selbst vergißt.
Dieß gute Volk, es hat nur eine Bitte,
Und diese prallet nicht von deinem Ohr zurück:
„Verrath und Scheinverdienst verbann' aus unsrer Mitte,
„Durch treuen weisen Rath schaff' uns ein festes Glück!
„Es ruft, o süßer Lohn! die Welt dir jubelnd zu:
„Nie ward ein Fürst geliebt, wie Du!"

Weimar. — Am 15. Herbstmonath starb zu Weimar die verwitwete Präsidentinn von Herder, Maria Carolina, geborne Flachsland (ihres Alters 59 Jahre 9 Monathe); — als Gattinn, Mutter, Freundinn, in jedem Verhältniß eine der trefflichsten ihres Geschlechts. „Ich habe eine Frau" (schrieb einst der verewigte Herder einem Freunde): „die der Baum, der Trost und das Glück meines Lebens ist, selbst in schnellen fliegenden Gedanken mit mir Eines, worüber wir beyde oft erstaunen. Sie leidet in ihrer Seele nur sofern sie mich leiden sieht; sonst ist sie die Ruhe und Thätigkeit selbst, immer voll guten Muthes und sorgenfreyer Aussicht u. s. w." — Die Lebensbeschreibung ihres Mannes, wenn sie einst erscheint, wird Beweise hiervon geben, und Proben der hohen Geistes- und Herzensbildung dieser seltenen Frau. Mit rastloser Thätigkeit und großem Verstande hatte sie seit dem Tode ihres Gatten (18. Dec. 1803.) die Familiensachen in Ordnung gebracht, die Herausgabe seines gelehrten Nachlasses besorgt, sich über viele ihr darüber zugestoßene Widerwärtigkeiten wie eine Palme erhoben; und da nun das schöne Unternehmen seiner Vollendung entgegen rückt, und was noch zu thun übrig ist, größten Theils geordnet und treuen Händen anvertraut ist, da sie ihre Söhne versorgt, und ihre treue Verpflegerinn, ihre einzige Tochter Louise, noch kurz vor ihrem Ende einem würdigen jungen Mann verlobt sah, und die außerordentliche Munterkeit ihres Geistes sich bis an ihr Ende erhalten hatte — da legte sie ihr müdes Haupt nieder, und entschlief, an einer Entkräftung, so schmerzenlos und sanft, daß die Umstehenden sie nur schlummernd glaubten, da sie bereits abgeschieden war. Heil der Erlösten!

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 146. —— 7. December 1809.

Ein scherzhaftes Gedicht auf einen Arzt,

welches wahrscheinlich in das sechszehnte Jahrhundert gehört.

Die Deutschen Satyriker des sechszehnten Jahrhunderts machten sich besonders über den damahls verdorbenen Clerus lustig; nahmentlich that sich darin nach Flögel's Geschichte der komischen Literatur (3. Bd. p. 143.) ein gewisser Ölschlägel aus Heidelberg hervor, der de fide concubinarum in sacerdotes schrieb, und nach seiner Art sogar sichtbare geistige Rührungen der Frauenzimmer Deutsch mit untermischtem Küchen-Latein bespöttelte: „Dic," ruft er ihnen zu, „te extasin passam esse, sag, du seyest drey stiegen abgefallen, das dir dein nachbaur Cuntz das maul mit einem huffeisen auff hab gebrochen." Weniger bekannt ist wohl den Freunden Deutscher Volkslieder (die so klar beweisen, daß die Deutschen von jeher an tiefem Sinn in der Dichtkunst alle übrige Völker des Universum übertrafen), daß Ölschlägel seiner komischen Laune auch über andere Stände den Zügel schießen ließ. Folgendes Gedicht fand sich mit einer kurzen Lebensbeschreibung auf einem alten Manuscripte; ungeachtet dieses gerade da, wo der Nahme stand, verdorben ist, und nur noch schlägeln gelesen werden kann, so ist doch schon deßwegen und noch mehr der ganzen Manier des Gedichts nach, welche dasselbe offenbar in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts setzt, mit größter Wahrscheinlichkeit zu schließen, daß der, so lange er lebte, sehr berühmte Ölschlägel der Verfasser des Gedichts sey. Die beygefügte Notiz von seinem Lebenslaufe erklärt, warum er außer den Geistlichen und den Frauenzimmern auch den Ärzten gram war. „Unser" heißt es, „war ein recht scharpfer Poëta und Satyricus durch allerley castigationes morum, hat auch viel fürnehmer poëtarum Art nachgemacht. War gar ein beleibter Herr, und Liebhaber der Venus, doch in Ehren; das poetisch Feuer dämpft er fleissig mit Landwein; so aber gut Freund und Zechbrüder zu ihm gekommen, hat er ihnen einen guten Trunk fürgesetzt. Er redet viel für sich; weil er aber recht und schlechter Tracht, und mit lauter Red nit gut fortkommt, ist er bey Mägden und Weiblein nit gar lieblich geweßt. Es hielt derselb viel Famulos, um wegen seiner vielerley Gelahrtheit, fürnehmlich in heydnischen Sprachen, so gänzlich verlohren gegangen; gab diß und viel herzbrechender Lieder und theil auch ernstlicher Narreutheydigungen ans Licht, fieng auch viel rarer historischer Stük an zu Nuz und Frommen des gemeinen Wesen; weilen wir ohne ars poetica barbari und so zu sagen bloße Heyden wären, wie der Unser scherz- und schimpfweiß zu sagen pflegte. Mit dem geistlich officio und Predigen hat es dem Unsern nit recht forgewolt, wegen obbesagtem Mangel an Mundstück, und weil er in allerley meditationibus sich jezt und wieder vertieft, daß er nicht mehr herausgekonnt; hat sich deßwegen allein auf artem rhetoricam und poëticam verlegt,

und ist eine Zierde geworden, auch höchlich geachtet von andern poëtis und ludimagistris. Mit denen medicis aber hat er immer viel Streit gehabt, als die all Ding natürlich und nach der blinden Vernunfft, auch dem gemeinen Nuz und brauch nach wöllen ansehen, und vermeinen, die Reim seyen eitel Unverstand und hochtrabend Wort; so doch groß Weißheit drinnen, daß offt und dik auch den Mägdlein das Wasser darüber aus den Augen kommt. Ist endlich der Unser am Dampf seelig verstorben im Herrn, als man schrieb nach Christi Geburt 1549. am Pfingstmontag; so sind auch nach seinem Hinscheiden noch viel Büchlein von ihm herausgekommen, so aber all von der gegenwärtig hoffärtig und wohlweiß Welt ganz vergessen." Nun das Gedicht selbst, in dem bloß des leichtern Verstehens wegen die veraltete Orthographie abgeändert worden ist, und welches das Mißverständniß des heiligen Peter an der Himmelspforte darstellt, der anfänglich einen sich meldenden doctorem medicinae für einen doctorem theologiae hielt. Ist der in diesem Producte altdeutscher Laune herrschende Witz auch nicht der feinste, so muß man dieses der Geschmacklosigkeit des Zeitalters zuschreiben, in welchem es verfertigt wurde, da echte Dichtkunst noch nicht wieder erschienen war, und Reimen mit etwas Empfindung und einer Fantasie, wie sie etwa bey einem abgebrannten Theologen jener finstern Zeit seyn konnte, noch ihre Stelle vertrat.

Der Doctor vor der Himmelsthür.

Der Doctor kommt vor die Himmelsthür;
St. Peter steht mit dem Schlüssel dafür.
Ach lieber Peter! laß mich hinein,
Daß ich entrinn der höllischen Pein!
Durch meinen Fleiß so Tag als Nacht
Hab' ich viel Seelen Dir zugebracht.
Möchte sie auch gern visitiren.

St. Peter.

Nun das ist löblich ja und fein gedacht.
Man möcht dirs, wenn man dich sieht und hört,
So das erstmal, nicht leicht anspüren,
Daß du warst 'n Doctor grundgelehrt,
Die Seeln aus dem Grund zu curiren,
Und mit dem himmlischen Manna hast
Des Leibes überirdischen Gast,
Ein frommer Seelenhirte, gespeiset.
Wer andern so den Himmel weiset,
Der sey im Himmel auch gepreiset!

Doctor.

Die Wahrheit zu sagen, mein heil'ger Freund!
Verzeih, so war es nicht gemeint;
Ich war ein Arzt nur der Siechen,
Die schwach und krank am Leibe liegen.
Denen aus des Lebens armem Spital
Ich half in des Himmels Freudensaal.
Dort werden sie recht jubiliren.
Hoffe, für dieß Verdienst zumahl
Wollest mich auch gern promoviren.

St. Peter.

Ey hast du die Kranken so citirt,
Und sie gen Himmel flugs spedirt,
Und prahlest noch drob aus der Maßen?
Für dieß Verdienst geh' hin zur linken Straßen.

Doctor.

Ach, lieber Peter! denk doch nu!
Die Seelen werden selbst mich loben,
Die ich von Leid zu Freud so schnell erhoben;
Und wär' dein Herr so streng, wie du,
Du säßest wahrlich auch nicht hieroben.
Hast Christum verläugnet einst drey Mahl,
Und bist jetzt Pfortner doch am Himmelssaal.

St. Peter.

Schweigst nicht, du Lästermaul! Ich habe
Mit vieler Reu und vielem Leid
Und vieler guten Werke Gabe
Die Sünde gebüßt, und so errungen die Seligkeit.

Doctor.

Nu nicht so jach! Freund Peter, merke!
Sind, was ich that, nicht gute Werke?
Wenn ich den armen Gebresten zu dir
Beschleunigte den Weg, dafür
Verlängert ich kranken Reichen das Leben.
Von meiner Kunst und Geschicklichkeit
Ist voll das Land dort weit und breit.

St. Peter.

Dafür verdienst du die Hölle eben.
Die Sünder, Huree, Ehebrecher,
Die Leugner und Lügner, die Spieler und Zecher
Was? Solche Kunden ließest du leben?

Doctor.

Nur ihnen Frist zur Buße zu geben,
Aus lauter Menschenfreundlichkeit.
Das Leben ist eng, die Sünd' ist weit!

St. Peter.

Du bist ein Schalk, das merk ich schon.
Allein! Hm? mit der Religion?
Mit Bethen, Kirchgang, Nachtmahl und so fort . . .
Wie steht es da? Das ließst du wohl an seinem Ort?

Doctor.

Herr Heiliger! mein Sünd' und Fehl'
Bekenn' ich dir frey ohne Hehl.
Ich weiß, ein armer Sünder ich bin.
Doch sagt nicht Vater Augustin:
„O felix grande peccatum,
„Quod meruit tantum remissionis gradum"

In's irdische Leben und seinen Dunst
Z'unterst gebannt durch meine Kunst,
Terrestri mundo hingegeben,
Verlor ich fast das himmlische Leben.
Ich diente nur der Kreatur,
Weihte mein Leben dem Leben eben.
Da blieb mir wenig Zeit für's Bethen,
Wirst mich bey deinem Herrn vertreten.
Ich hoff' es hier jetzt einzubringen,
Mit Psalmodiren, Bethen und Singen,
Wo keines Siechthums herbe Noth,
Kein Salben ist, kein Spittel, kein Tod.
Nun argumentir ich Petre! also:
Merk auf! Du schwatzst mich hier nicht in's Stroh;
Sintemahl die Krankheit all
Stammen aus dem Sündenfall,
Und der Sündenvater ohn' Zweifel:
Wie Du selbst es lehrst, ist der Teufel;
Also folgt klärlich, handgreiflich, gar prächtig:
Wer der Arzneykunst recht ist mächtig.
Gegen die Krankheiten ficht und ihr höll'sches Heer,
Mindert täglich sie mehr und mehr;
Ficht gegen den Teufel selbst und sein Reich,
Und ist ganz einem Apostel gleich.
Quod erat demonstrandum!

St. Peter.

(Die Pforte zum Thorstübchen eröffnend.)

At melius probandum!
Nun Gottes Vergebung sey mit dir!
Geh' nur hinein in mein Losier.
Deiner Ehrlichkeit schreib dir's zu Dank!
Doch setz dich auf die Ofenbank;
Und wenn dich die Seelen nicht verklagen,
Und dich d'Rechnung vom bösen Geist
Nicht wieder herab vom Schemel schmeißt,
Will ich dich auch nicht vom Himmel jagen.

Skizzirte Bemerkungen über den Charakter der Russen.

(Fortsetzung.)

So weit man Gelegenheit hatte, die Geistesanlagen der Russen kennen zu lernen, wird man bemerken, daß es ihm nicht an einer hohen Fassungskraft fehlt. Er begreift leicht, hat ein gutes Gedächtniß und großes Talent für Sprachen. Er urtheilt richtig, hat viel Beobachtungsgeist und einen empfänglichen Geschmack. Witz, Laune und Fantasie äußern sich aber bey ihm eben nicht im hohen Grade; in ihm äußern sich mehr die rezeptiven als productiven Kräfte. Eben so wenig Talent besitzt er zum Unterricht geben. Alles, was er weiß, ist erst wie in seinen Geist hinübergegangen, doch nicht aus ihm hervorgegangen. — Auch fehlt es ihm an Geduld und an der Nachsicht gegen die Lehrlinge. Er will Alles leicht lehren, und will, daß man Alles leicht lernen soll.

Für Musik und Tanz haben die Russen viel Kunstanlage. Tonkünstler gibt es in Petersburg eine ziemliche Anzahl. Sie tragen schön und gefühlvoll vor, aber an Compositionen wagt sich keiner. Einen Tonkünstler hatte Rußland von Geist und Gefühl, den aber ein früher Tod fortriß; er hieß Koslovsky. Sein Meisterstück, ein Requiem, kam erst nach seinem Tode zum Vorschein. Den Tanz liebt der Russe leidenschaftlich. Der gebildete Russe tanzt mit Grazie und Anstand. Der gemeine Mann steht ihm im Hange zum Tanze nicht nach. Wenn er nur einen Augenblick Zeit hat, so greift er nach seinem Balelaike, ein Brettchen, worauf drey bis vier Saiten gespannt sind, und spielt dazu. Man hört ihn auf der Dulka (eine kleine Flöte), auf dem Resehuck (Horn), auf der Gudoli (Art Violin), und auf der Gurli (Harfe) spielen. Die berühmte Russische Hornmusik darf hier nicht vergessen werden. Die Russen haben auch eine große Anzahl Volkslieder, die Prasch, ein Deutscher, in zwey Quartbänden heraus gegeben.

Physik, Chemie, Mathematik sind die Gegenstände des wissenschaftlichen Bemühens in Rußland. Wer es weiß, daß der Russe noch der Leitung des Anschaulichen bedarf, um sich zum Abstrakten zu erheben, wird sich leicht erklären, warum diese Zweige des Wissens vorzüglich hier gepflegt werden, und weßhalb es mit philosophischen Disciplinen hier keinen Fortgang hat; man weiß in Rußland kaum einen Eingebornen zu nennen, der sich in diesem Fache irgend ausgezeichnet.

Der reichen Russischen Jugend wird einzig und allein häusliche Erziehung zu Theil; ein Geschäft, das in den Händen der Ausländer ist. Fünfzehnhundert Rubel und freye Station ist noch nicht der erste Preis für einen Hauslehrer. Der vornehme Russe ist von der Nothwendigkeit einer guten Erziehung so überzeugt, daß ihm keine Ausgabe zu groß ist. Hat er z. B. 30,000 Rubel Einkünfte, so wird der fünfte Theil auf die Erziehung der Kinder verwendet. Vor dreyßig Jahren waren die Franzosen im Besitz der Erzieherstellen in Rußland; seit zehn Jahren haben die Deutschen größeres Zutrauen sich erworben. Doch was es dem Deutschen schwierig macht, in seiner Stelle im ganzen Umfange sich behaupten zu können, ist das Erforderniß, daß die französische Sprache ihm ganz zu Gebothe stehe. Übrigens verlangt der Russe von dem Erzieher keine Universalität der Kenntnisse, und er übersieht es gern, wenn der Hauslehrer nicht in allen Fächern stark ist; Privatlehrer werden dann jenen zugegeben. Die Lehrer finden sich nach Verdienst gewürdigt und mit Achtung behandelt.

Die höhern Stände geben noch immer der häuslichen Erziehung vor der öffentlichen den Vorzug, obgleich der Staat alles aufbiethet, den Instituten der letztern die möglichste Vollkommenheit zu verschaffen. Die neuerrichteten Universitäten kosten der Krone jährlich dritthalb Mill. Rubel; was kosten ihr nicht die Akademien, die Cadettencorps und andere öffentliche Institute? — Wenn die neuerrichteten Universitäten noch nicht ganz ihren Zweck erfüllen sollten, so liegt die Schuld vorzüglich erstens daran, daß die Gouvernements-Schulen noch nicht in dem Stande sind, die studirende Jugend auf den akademischen Unterricht vorzubereiten, und zweytens, daß die Großen ihre Kinder aus stolzem Vorurtheil nicht auf dieselben schicken. So lange daher nicht die Elementar-Schulen allgemein verbreitet sind, und der Befehl ergeht, daß niemand, selbst vom hohen Adel, in Dienste des Staats treten kann, ohne die Universität besucht zu haben, so lange werden auch die Universitäten der Erwartung ihres Aufkommens nicht entsprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Notitzen.

Wien, den 3. Dec. — Gestern wurde in dem k. k. Hof-Theater nächst der Burg zum ersten Mahle aufgeführet: Anklage und Rechtfertigung, ein Original-Gemählde in vier Aufzügen. Das Stück liegt eigentlich in der Mitte seines Titels, denn die Anklage ging demselben schon lange voran, und die Rechtfertigung läßt sich am Ende desselben erst hoffen. Ein Schurke, Dissola genannt, stürzt einen Rechtschaffenen, Nahmens Wiesenau, durch eine verläumderische Anklage, um dessen Dienstesstelle zu erhalten. Letzterer wird des Landes verwiesen, bleibt aber verborgen im Lande, und findet, nebst seinem Sohne, unerkannt einen Zufluchtsort beym Müller Robert. Ein halbes Jahr nach diesem Ereignisse fängt das Stück an. — Robert weiß noch immer nicht, wen er beherbergt. Inzwischen erfährt Dissola Wiesenau's Aufenthalt theils durch Zufall, theils durch List von einem Müllerknechte, den er auch zu dem Versprechen bewegt, einen, im Nahmen und mit nachgeahmter Hand Wiesenau's geschriebenen Brief, welcher einen neuen Verrath enthält, dem Fürsten mit dem Beysatze zu übergeben, daß er von Wiesenau den Auftrag bekommen habe, diesen Brief über die Gränze zu tragen. Eben durch einen Zufall erfährt Robert von Dissola, wer seine Gäste seyen; und zu dem Schrecken, einen Landesverräther in sein Haus aufgenommen zu haben, kommt bey Robert auch noch das Gefühl der Rache, weil Wiesenau, als er noch fürstlicher Rath war, Robert's Sohn wegen Wilddieberey zum Zuchthaus verurtheilte, worüber dieser den Verstand verlor, und in's Tollhaus gebracht wurde. Um des Müllers Zorn noch mehr anzufeuern, leitet Dissola ihn auf den Argwohn, daß der junge Wiesenau seine Tochter, Rosine, verführt habe. Robert eilt wüthend nach Hause, läßt Vater und Sohn binden, beschließt, sie der Gerechtigkeit zu überliefern, und will seine Tochter mit der Holzaxt ermorden. Im Zwischenraume vom zweyten zum dritten Act hat sich aber sein Zorn glücklicher Weise etwas gelegt, er bindet den alten Wiesenau los, thut ihm gütlich, glaubt, nach einer kurzen Unterredung, auf Wiesenau's Wort, daß er unschuldig sey, und eilt selbst zum Fürsten, um die Begnadigung seines Hausgenossen zu erwirken. Der Fürst, mit welchem Robert, wie er schon früher erzählt, auf einen sehr vertrauten Fuß steht, nimmt ihn gnädig auf, und läßt sich, bloß durch die Aussage des mitgenommenen, reuigen Knechts, von der Unechtheit des untergeschobenen Briefes, und bloß durch des Müllers Wort von des actenmäßig verurtheilten Wiesenau's Unschuld überzeugen. Er verspricht, noch diesen Abend auf die Mühle zu kommen, dort den Betrieger Dissola zu entlarven, und Wiesenau'n zu begnadigen. Eben als dieser und sein Sohn, gemäß einer mit Roberten früher genommenen Abrede, in die für sie bereit stehende Calesche steigen wollen, um, ohne es selbst zu wissen, über die Gränze transportirt, und so auf alle Fälle gerettet zu werden, kömmt Robert zurück, heißt sie bleiben und hoffen. Die Zeit zwischen der Ankunft des Müllers und jener des Fürsten wird mit der erfreulichen Entdeckung ausgefüllt, daß Rosine unverführt sey, welches Roberten bestimmt, sie mit dem jungen Wiesenau, ihrem Geliebten, zu verloben. Nun kömmt der Fürst, in seinen Mantel gehüllt, und trägt sich zum Zeugen bey der so eben geschlossenen Verlobung an. Dissola stürzt mit einem Trupp Bauern herein, um beyde Wiesenau's zu verhaften. Der Fürst entdeckt sich, läßt voll Zorn Dissola arretiren, und verspricht Wiesenau'n, seine Sache neuerdings untersuchen zu lassen, nachdem er dessen Sohne eine Anstellung im Cabinete verliehen, den Sohn Robert's aber, der glücklicher Weise seinen Verstand wieder erhalten hat, zum Förster ernannte; zu welchem Amte er sich vermuthlich durch die verübte Wilddieberey qualificirte, da vorher von ihm nur gesagt wird, daß er jüngst von der Universität gekommen sey, wo er sich wohl schwerlich die Forst- und Jagd-Praxis wird eigen gemacht haben. — So schließt dieses merkwürdige Schauspiel, dessen Plan wir, gegen unsere Gewohnheit und die Absicht dieser Blätter, bloß deßhalb so umständlich erzählt haben, um die Leser selbst in den Stand zu setzen, ihn zu beurtheilen.

Was die Bearbeitung dieses interessanten Stoffes betrift, so kann uns nur die höchst anstößige Scene, in welcher Rosinens Unschuld durch die indezentesten Fragen ihres Vaters entdeckt wird, abhalten, zu glauben, daß der Verfasser selbst noch in dem Alter der Unschuld sey. Der Dialog zeichnet sich übrigens durch gemeine Sprache, ekelhafte Scherze, abgedroschene Gemeinplätze, und pöbelhafte Ausdrücke, z. B. dalketer Bub', Patentspitzbub', Ochsendummheit u. s. w. ganz besonders aus, und es ist ein unverzeihlicher Frevel, in einem Stücke, das mit solchen Ausdrücken angepfropft ist, sich Anspielungen zu erlauben, die den erhabenen Gegenstand, dem sie gelten sollen, nur entheiligen können, und bloß hinein gezwungen zu seyn scheinen, um dieses Machwerk vor einem heftigeren Ausbruche des Mißfallens zu schützen, von welchem es außerdem selbst das meisterhafte Spiel eines Brockmann, Weidmann (dessen Rolle durchaus ein hors d'oeuvre ist, und nirgends in die Handlung eingreift), Roose, Klingmann, Ochsenheimer, Koch, und einer Adamberger nicht würden gerettet haben.

Langeweile, Ärger, und herzliches Mitleid mit den trefflichen Schauspielern, die zu dieser Vorstellung mißbraucht wurden, waren die allgemeinen Gefühle des Publikums, welche nur zuweilen durch ein wieherndes Gelächter vom Paradiese herab unterbrochen wurden.

Wie es möglich war, dieses Schauspiel auf dem Hof-Theater zu geben? ist eine Frage, deren Auflösung schwer werden dürfte.

M.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler

Samstag, den — 147. — 9. December 1809.

Ein Dialog.

(Von Weisser.)

Sie. Ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommst! Schon seit drey Tagen sprichst Du kein Wort mit mir, und desto mehr mit Dir selbst. Deine Blicke sind wild; man fürchtet sich, Dich anzusehen, und es ist, als ob Du ein Verbrechen begehen, oder eins rächen wolltest.

Er. Das erste, mein Kind! Ich gehe mit entsetzlichen Dingen schwanger. Ich will mich gegen vier Könige auf ein Mahl empören, und mich schlechterdings nicht länger von ihnen besteuern lassen. Diese vier Könige, niemand kennt sie besser, als Du, erscheinen immer im Gefolge von vier nichtswürdigen Buben, die ihnen rauben helfen, und zum Überflusse von vier über und über gemahlten Damen, Erzverführerinnen, die trotz ihrer keuschen Natur schon mehr ehrliche Jungen ruinirt haben, als Lais, Phryne und alle ihre Schwestern.

Sie. Ich verstehe Dich nicht.

Er. Nun, so will ich Deutsch reden. Ich bin entschlossen, es nicht länger zu dulden, daß das Weib meines Herzens eine Spielerinn ist.

Sie. Bist Du von Sinnen? Ich eine Spielerinn! Wenn niemand die Karten mehr liebte, als ich...

Er. Du hast Recht. Sitzest Du doch eben jetzt weder beym Pharo, noch beym Lhombre. Auch hast Du, wenn ich nicht irre, erst die vorige Nacht drey volle Stunden geschlafen, und daß es Dir nicht von Karten träumte, ist wenigstens möglich.

Sie. Ich weiß längst, daß Du mir jede Freude mißgönnst.

Er. Freude! Kannst Du eine Raserey eine Freude nennen? Bis zum Ekel hast Du mir Schillers bekanntes Lied vorgesungen. Ist die Spielsucht, laß Dir einmahl von den Musen die Antwort einhauchen, ist sie ein Götterfunken, oder eine Tochter Elysiums? Ein Wechselbalg der Hölle ist sie, und zwar der scheußlichste von allen.

Sie. Warum nicht gar ärger als Diebstahl und Mord!

Er. Allerdings ist sie oft ärger, und besser nur äußerst selten. Es gibt mehr Mörder und Diebe, die keine Spieler, als Spieler, die keine Mörder und Diebe sind.

Sie. Du vergissest, daß manche, die das Spiel nicht bloß lieben, sondern es sogar jedem andern Vergnügen vorziehen, in die Classe der besten und gebildetsten Menschen gehören.

Er. Spiele nicht außer den Karten auch noch mit Worten und Begriffen. Ein anderes ist, zur Erhohlung spielen, ein anderes, das Spiel so treiben, daß es nöthig wird, für Geist und Körper auf eine Erhohlung vom Spiele zu denken. Die Spieler, die ich gähnen sehe, möchte ich küssen, und wer bloß zur Erhohlung spielt — und dieß ist der Fall, wenn auch nicht gerade der besten und gebildetsten, doch ganz rechtlicher und

vernünftiger Menschen — pflegt meistens dabey zu gähnen. Aber Du und Deine Mitspielenden, wie könntet Ihr den Mund zum Gähnen öffnen, da Ihr fast nie aufhört, mit den Zähnen zu knirschen?

Sie. Ich gehe. Diese Bitterkeit, nein, sie ist unerhört!

Er. Das kranke Kind, welches die Arzeney, die man ihm reichen will, wegschleudert, weil sie nicht nach seinen Lieblingsnäschereyen schmeckt!

Sie. Ich habe nie gehört, daß Gift eine Arzeney ist.

Er. Louise! Nicht dieser Ton ist es, welcher Dir und mir geziemt. Soll ich an dir verzweifeln? Denke an Ehemahls und Jetzt. Du weißt, was Du mir warst. Sey es mir nicht mehr. Verbanne mich aus Deinem Herzen; höre auf mich zu lieben: nur dahin laß es nicht kommen, daß ich Dich nicht mehr lieben kann!

Sie. Sey billig! Laß mir Mittwochs die Parthie bey Walthers, und Sonnabends die bey Franks, und ich will allen übrigen entsagen.

Er. Du mußt gar nicht mehr spielen, oder Du bist verloren. Bey wem das Spiel einmahl Leidenschaft ist, für den kann es nie wieder ein schuldloses Vergnügen werden. Leidenschaftliche Spieler, die nicht alles einbüßen, was die Menschen zu Ansprüchen auf Achtung und Liebe berechtigt, sind so selten, als die Leute, die im Feuer nicht verbrennen.

Sie. Du übertreibst, und verlangst, ich soll Karikaturen für natürliche Gesichter halten.

Er. Sage lieber, mein Pinsel sey nicht kräftig genug. Kannst Du von Übertreibung sprechen, und sahst mit eigenen Augen, welches Unheil das verdammte Spiel seit wenigen Jahren nur in unserer kleinen Stadt angerichtet hat? Wer war liebenswürdiger, als Amalie Stein, und was ist sie jetzt, und wodurch ist sie es? Du erräthest, und ich brauche also nichts weiter zu sagen. Wurden nicht ein Paar Männer als offenbare Betrieger landflüchtig, die ich selbst, Gott weiß mit welchem Stolze, meine Freunde nannte, ehe ihre Ehre an einem Kartenblatte scheiterte? Ein Dritter entging der kleinern Schmach nur durch eine größere — durch Selbstmord.

Sie. Mit diesen Menschen stellst Du mich zusammen!

Er. Nicht doch, meine Beste! Ich zeige sie Dir nur von der Ferne, als warnende Schreckbilder. Sie waren einst, was Du bist, und wurden, was sie jetzt sind, auf dem Wege, den Du, ach! den meine Louise wandelt.

Sie. Es ist entsetzlich! Du behandelst mich wie eine Verworfene. Willige in die Trennung von einer Frau, die Du weder liebst, noch achtest!

Er. Louise, Louise! wie verkennst Du mich! Achte und liebe Dich selbst nur halb so sehr, als ich, und Du wirst nie wieder eine Karte berühren.

Sie. Bin ich denn eine andere, als ich war? Liebe ich Dich minder, als sonst? Hat mein Spiel Dich zu Grunde gerichtet?

Er. Ob Du eine andere bist? Wer war eine zärtlichere Mutter, als Du? Unzertrennlich von Deinen Kindern, erlaubtest Du Dir kaum, ihnen wenige Augenblicke zu entziehen, um auch noch andere, nicht minder heilige Pflichten zu erfüllen. Und jetzt! Denke an die letzte Assemble im Bartel'schen Hause. Dort durchwachtest Du den größten Theil der Nacht am Spieltische, und am Bette Deiner tödtlich kranken Caroline durchwachte sie — eine bezahlte Wärterinn. Fast sollte ich fragen, ob Du mich je geliebt hast, wenn Du im Ernste fragst, ob Du mich weniger liebest, als sonst. Das Spiel duldet bloß andere Laster neben sich, aber keine Tugend, keine Pflicht, und keine wohlwollende, nicht einmahl eine menschliche Regung. Dein Hang zu ihm hat den Kindern die Mutter, dem Vater die Gattinn entrissen, kann es mich noch kümmern, ob auch noch Armuth und Verachtung mein Loos seyn sollen? Laß mich also von der Zerrüttung unsers Hauswesens, die Du hoffentlich selbst nicht mir zu Last legen wirst, kein Wort sagen. O es ist traurig, wenn die Wuth zu Spielen den Mann ergreift; aber wenn die Frau sich von ihr hinreissen läßt, wehe dann allem, was sie umgibt!

Sie. Kann man ein Herz unmenschlicher zermalmen, als Du das meinige?

Er. Laß mich ausreden. Ich habe nur noch wenig zu sagen, und rede das letzte Mahl. Du weißt, wie sehr ich das Moralisiren hasse. Aber soll ich es nicht versuchen, der Schlange den Kopf zu zerdrücken, die Dich umringelt hat? Ich habe Dir nie gesagt, daß ich selbst einst dem Spiele bis zum Wahnsinn ergeben war. Urtheile also, mit welchem Gefühl ich diese unselige Leidenschaft bey Dir entdeckte, als ich nach einer halbjährigen Abwesenheit von meiner letzten Geschäftsreise zurück kam. Ist es doch, als ob die Nemesis es wäre, die mich schlechterdings durch die Karten verderben will. Einst spielte ich; jetzt spielst Du. Nun fehlt nichts mehr, als ein Sohn, oder eine Tochter, die künftig in unsere Fußstapfen treten, und wenn es wahr ist, daß die Neigungen der Mütter sich den Kindern vor der Geburt mittheilen,

was wird aus dem werden, zu dem Du mir Hoffnung machst! Ein Wunder, wenn es nicht eine Karte als Muttermaal mit auf die Welt bringt!

Sie. Du suchst alles hervor, mich zu martern. Aber ist's möglich, daß Du einst das Spiel geliebt hast?

Er. Und es jetzt hassest, willst Du sagen. Ich liebte es allerdings, oder vielmehr, ich liebte nichts, als das Spiel. Und soll ich Dir erzählen, wie es mir lohnte? Mein Vater gab mir den Fluch — und starb. Eine Mutter kann nicht fluchen. Die meinige weinte sich blind — und starb. Eine eben so redliche, als strenge Tante enterbte mich, weil ihr bey einem Morgenbesuch — es war an einem Festtage — ich hatte die ganze Nacht durch gespielt, und kam unmittelbar aus dem Spielhause in das ihrige — eine Handvoll Karten, die zufällig einer meiner Mitspieler in meinen neben ihm liegenden Hut geworfen hatte, ihr, die sich gerade dem heiligen Tage zu Ehren durch das Lesen einer Predigt erbaute, vor die Füße gefallen waren. Ich wurde zum Bettler, und alle Welt hielt den Bettler zugleich für einen Schurken. Ich hatte viel gelernt, und wollte arbeiten. Aber dem Kopf eines Spielers traut man so wenig, als seinem Herzen. Man sagte mir beynahe mit dürren Worten, man wundere sich, wie ein Mensch meiner Art einen Augenblick säumen könne, sich die Kehle abzuschneiden. Das tiefste Elend weckte meinen Stolz. Ich verschmähte es, ein schimpfliches Leben durch einen schimpflichern Tod zu enden. Man muß ein Cato seyn, wenn man einen Selbstmord begehen will, ohne sein Andenken zu brandmarken. Ich verließ mein Vaterland — meine Freunde hatten mich nach vergeblichen Warnungen längst verlassen — ging als gemeiner Soldat in fremde Kriegsdienste, und war in wenigen Jahren Hauptmann. Jetzt besuchte ich absichtlich alle öffentliche Orte, und alle Privatgesellschaften, wo gespielt wurde, und berührte nie wieder eine Karte. Meine Kenntnisse und das Vertrauen in meine Redlichkeit öffneten mir den Weg in eine neue Laufbahn. In dieser gründete ich mein Glück so fest, als das Glück sich gründen läßt, und kurz, es wurde der Mann aus mir, der es wagen durfte, eine Louise Hermann um ihre Hand zu bitten.

Sie. Deine Geschichte, ich kann Dir nicht sagen, welche Gefühle sie in mir erregt hat. So, wie Du, kann nur ein Mann über eine Leidenschaft und über das Unglück siegen. O hätte ich nie gespielt!

Er. Das heißt doch, ich will nie wieder spielen? Denn in welcher Tugend darf es das Weib nicht mit dem Manne aufnehmen?

Sie. Ich werde der ganzen Stadt zum Gelächter werden. Man wird mit Fingern auf mich weisen. Du weißt, was man sich hier gegen die wenigen erlaubt, die nicht mit dem Strome schwimmen.

Er. Lächerlich zu werden fürchtest Du Dich, wenn es darauf ankommt, der Verachtung zu entgehen? Sage mir im Ernst, was an dem Urtheile der Leute liegt, die es lächerlich finden, wenn man eine Lächerlichkeit ablegt? Und hier ist bey Gott von mehr, als von einer bloßen Lächerlichkeit die Rede. Wer darüber lacht, wenn jemand besser wird, ist ein unverbesserlicher Thor, oder vielmehr ein verächtlicher Schuft.

Sie. Ich fühle, daß Du Recht hast, und doch weiß ich zum Voraus, den Spott gewisser Weiber über die bekehrte Sünderinn, wie sie mich nennen werden, nein, ich kann, ich werde ihn nicht ertragen.

Er. Auch die falsche Scham hat etwas Ehrwürdiges bey deinem Geschlechte. Sie sey also auch von mir geachtet. Du weißt, wie theuer mir diese Stadt ist, Du weißt, daß die mannichfaltigsten Pflichten, daß Dankbarkeit gegen den besten der Fürsten, daß die Bande der Freundschaft mich hier fest halten. Aber ich ziehe mit Dir aus dem Lande, wo die Citronen blühen, in ein Grönland, wenn Du in dem Grönland nicht mehr spielst. Bestimme also selbst den Ort, wo Du künftig leben willst, und die Zeit unserer Auswanderung.

Sie. Mann! Wie soll ich Dich nennen? Was wär' ich, wenn diese Großmuth, wenn dieser Beweis der uneigennützigsten Liebe nicht mein Innerstes erschütterte! Wenn ich Dir nicht bloß eine unselige Leidenschaft, sondern alles, alles aufzuopfern bereit wäre! Trotz sey ihnen! Ihr Spott, mag er noch so giftig seyn, er soll mein besseres Gefühl keinen Augenblick betäuben. Nicht das Hohngelächter der Menge, die Stimme der Vernunft, Deine Stimme ist es, auf die ich von nun an allein höre. Nimm also das Wort Deines reuevollen Weibes, daß sie auf ewig dem Dämon entsagt, der bisher Deine und ihre Ruhe störte. Und nicht da, wo wir Fremdlinge sind, sondern hier laß mich an Deiner Seite ein neues Leben beginnen!

Er. Treffliches Weib! Gott weiß, wie gern ich allem, was mir das Liebste ist, entsage, wenn es darauf ankommt, Dir auch nur eine Kränkung zu ersparen. Dein Entschluß, den Pfeilen der Lästersucht, die hier auf Dich warten, die Brust muthig entgegen zu biethen, entzückt mich also nur darum, weil Deine eigene Würde ihn erfordert. Würdest Du, wenn wir uns von hier entfernten, die Achtung des edlern Theils unserer

Mitbürger mitnehmen, die Du, wenn wir bleiben, in kurzem wieder zu gewinnen hoffen darfst? Und soll man nicht die Schlechtern durch das Beyspiel der Wiederkehr zur Vernunft und zur Pflicht wenn nicht zu bessern, doch schamroth zu machen versuchen? Kurz, meine Theure! auf demselben Schauplatze, auf welchem Du eine Zeit lang eine Deiner nicht würdige Rolle spieltest, mußt Du Dich in der neuen zeigen, in welcher Du des ungetheilten Beyfalls derjenigen, die selbst Beyfall verdienen, zum Voraus versichert seyn kannst.

Sie. Genug. Laß meinen ganzen Kartenvorrath, und alles, was zum Spiel gehört, noch heute aus dem Hause schaffen. Die silbernen Marken und den Werth des übrigen Geräths sende dem Waisenhause. Ach! Vielleicht ward manches Kind nur darum ein Zögling dieser Anstalt, weil seine Mutter der Abgrund wirklich verschlang, von welchem Deine Hand mich zurück zog.

Er. Du sollst mich nicht an Aufopferung übertreffen. Meine Leidenschaft für alte und neue Münzen ist zwar nicht halb so verderblich, als die Spielsucht, aber doch immer gefährlich genug. Die schöne Sammlung, kein Stück, weder ein goldenes, noch ein silbernes, weder einen alten, noch einen neuen Kaiser ausgenommen, wandere also ebenfalls. Kurz, meine Spielmarken sollen den Deinigen Gesellschaft leisten.

Sie. Und nun erlaube mir, den Herren und Damen, die sich heute der festgesetzten Ordnung gemäß, bey mir versammeln sollten, mit zwey Worten zu melden, daß in unserem Hause nie wieder gespielt wird.

Er. Schreibe flugs, meine Unvergleichliche! und mit der Feder, der Du Dich bedienst, mache mir ein Geschenk, damit ich sie in Gold fassen lasse.

Sie. Ich kann Dir nicht sagen, wie leicht mir um's Herz ist.

Er. Und wie das meinige hüpft!

Sie. Einen Kuß Deiner wiedergebornen Louise!

Er. Komm in meine Arme! Heil mir! Ich bin ein Orpheus. Ich habe meine Eurydice der Hölle entrissen!

Anekdote.

Unter der Aufschrift: Schnitzer, hat Denis eine Menge jener literarischen Fehler und Versehen gesammelt, die man gewöhnlich Ridicula literaria, auch Bevues litéraires nennt. Einer der drolligsten solcher Schnitzer ist ihm aber unbekannt geblieben, und um so artiger, da Denis eigener Nahmen und der Titel einer seiner Schriften die Veranlassung dazu gegeben haben. Ein Florentinischer Kunstrichter, der die abgekürzte Citation: Denis Bücherkunde irgendwo fand, hielt Denis für einen Taufnahmen, und Bücherkunde für den Nahmen des Verfassers. Und hieraus machte er dann einen sonst nie erhörten Schriftsteller, Nahmens Dionysius Bücherhund *).

*) Si sà dal testimonio di Dionisio Bücherhunde. S. Novelle letter. di Firenze 1784. No. 18. col. 283.

Notizen.

Wien, den 6. Dec. Gestern gab man im k. k. Hof-Theater nächst der Burg zum ersten Mahle: Den häuslichen Zwist, ein Lustspiel in einem Acte, und in Versen; dann die Zerstreuten, eine Posse in einem Acte, beyde Stücke aus dem Almanache dramatischer Spiele des Herrn von Kotzebue. Das erstere ist eines der vortrefflichsten Producte dieses beliebten Schauspieldichters. Der Titel spricht das Sujet desselben aus. Eine in der Hauswirthschaft ersparte Summe will die Frau auf Spitzen, der Mann auf ein Reitpferd wenden. Hierüber entsteht ein Streit, den ein böser Nachbar zum förmlichen Bruche entflammt. Allein nicht lange, so kehrt und siegt die Liebe; der Ruhestörer muß beschämt abziehen; das junge Ehepaar fällt versöhnt sich in die Arme, und weiht den Stoff des Streites, das fatale Ersparniß, der Ausstattung armer Liebender. Wichtige Wahrheiten in einem reitzenden Kleide, glänzender Witz in fliessenden Versen vorgetragen, und jener leichte, elegante Dialog, wodurch sich alle Werke dieses Autors empfehlen, geben diesem kleinen Lustspiel schon für sich einen bedeutenden Werth, der aber durch das, über allen Ausdruck vortreffliche Spiel, und die durchaus classische Verse-Declamation des Herrn und der Madame Koberwein, und des Hrn. Ochsenheimer um das Doppelte erhöht wurde. So vieler Ruhm auch dem Letzteren gebührt, so müssen wir doch sagen, daß vorzüglich die ersteren Beyden sich selbst übertrafen! Eine vollendetere Darstellung läßt sich nicht denken. Nur — fast schämen wir uns, bey so vielem Stoffe zu gerechtem Lobe einer unbedeutenden Kleinigkeit zu erwähnen — nur wäre vielleicht noch zu wünschen gewesen, daß in der Versöhnungs-Scene das Zusammenrücken in längeren Pausen und größeren Strecken geschehen wäre, weil die zu ofte Wiederhohlung Lachen erregen muß, und diese Scene wohl komisch, aber nicht lächerlich werden sollte.

Das zweyte Stück gibt der Verfasser für nicht mehr, als es ist, eine Posse; die aber durch Originalität und Laune in die vorzüglichere Classe dieser Gattung von Schauspielen gehört, und von dem fein-komischen Spiele der Herren Koch, Krüger, Roose, und der Mlle. Adamberger trefflich unterstützt wurde. Alle die Streiche erzählen, welche die Zerstreuung (und manchmahl eine sehr arge Zerstreuung) begehen läßt, hieße das Publikum um den Genuß dieses Stückchens bringen, für dessen völlig erreichten Endzweck der Umstand bürge, daß man mehr als die Hälfte des Dialogs vor lautem Gelächter der Zuschauer nicht hören konnte.

Beyde Lustspiele, besonders aber das Erstere, wurden mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen, und der Kunstaufwand des Herrn und der Madame Koberwein mit wahrem Enthusiasmus belohnt. —

M.



Der Sammler

Dinstag, den — 148. — 12. December 1809.

Die Belagerung von Antwerpen.

Der Prinz von Oranien war so eben ermordet worden. Alexander Farnese, Herzog von Parma, glaubte die Bestürzung, die sein Tod unter den Insurgenten verbreitete, zur Ausführung eines entscheidenden Schlags benutzen zu müssen; und nach allen militärischen und politischen Combinationen, entschied er sich 1584 für die Belagerung von Antwerpen. Dieser große Feldherr sah ein, daß ihm diese Unternehmung nicht glücken würde, so lange er nicht Meister von der Schelde wäre, um den Belagerten alle Hoffnung auf Beystand von Seiten Seelands oder Englands zu benehmen. Dieser Zweck konnte nur durch Erbauung einer Brücke über den Fluß erreicht werden. Drey Meilen unterhalb Antwerpen bildet die Schelde eine ziemlich merkliche Krümmung, so, daß die herauf segelnden Schiffe zum Verändern der Segel, und oft selbst zum Anhalten genöthigt sind; dieß war also der schicklichste Punct zur Sperrung der Schiff-Fahrt. Aber die Insurgenten hatten auf jedem Ufer ein Fort: Lillo und Lieffenshoek*). Der Herzog von Parma ließ das letztere so lebhaft angreifen, daß er sich in wenig Stunden desselben bemeisterte; aber das Fort Lillo setzte so tapfern Widerstand entgegen, daß die Spanier zum Rückzug gezwungen wurden. Eilends sandten die Antwerpner mächtige Verstärkungen zu Wasser dahin, so daß man für den Augenblick jeden Gedanken, sich desselben zu bemächtigen, aufgeben mußte. Unterdessen ward die unumgängliche Nothwendigkeit, dieses Fort von der Stadt zu trennen, immer fühlbarer. Dieß Unternehmen zeigte übrigens beynahe unüberwindliche Schwierigkeiten, die aus der außerordentlichen Tiefe des Flusses und der Heftigkeit der Ebbe und Fluth entspringen. Nach langen Berathschlagungen entschied der Herzog, daß von beyden Ufern, so weit als möglich, in das Bett der Schelde hinein, Pfähle eingeschlagen, und der in der Mitte übrig bleibende Zwischenraum durch Fahrzeuge verschlossen werden sollte. Man wählte dazu die schmalste Stelle des Flusses zwischen den Dörfern Ordam und Calloo, ungefähr zwey Meilen von Antwerpen entfernt. Der auf dem linken Ufer erbaute Brückenkopf ward das Fort St. Maria, und der auf dem rechten Ufer das Fort St. Philipp genannt.

Die Städte Gent und Termonde lieferten das nöthige Holz zu diesen weitläufigen Werken; man flößte es auf der Schelde bis auf eine gewisse Entfernung von Antwerpen; da aber die Brücke sich unterhalb der Stadt befand, konnten die Belagerten sämmtliche Materialien im Vorbeyfahren leicht auffangen. Um diesem Übel vorzubeugen, ersannen die Spanier folgendes Mittel: sie machten in das rechte Ufer des Flusses, bey dem Dorfe Borcht, einen Einschnitt; das Land ward sogleich bis nach Calloo überschwemmt, und da an letzterm

*) Wird Liftenshuk ausgesprochen.

Orte das Wasser durch einen neuen Einschnitt sich wieder in das Bett des Flusses ergoß, gelangte das Holz ohne Hinderniß nach seiner Bestimmung. Aber bald waren die Brückenarbeiten einer größern Gefahr ausgesetzt; die Antwerpner bewaffneten eine große Anzahl von Barken, womit sie die Arbeiter angriffen. Mehrmahls gelang es ihnen, sich beträchtlicher Holzflößen zu bemächtigen. Alexander Farnese's Genie gab ihm jetzt neue, wirksamere Maßregeln ein. Er leitete die Überschwemmung in einen breiten und tiefen Canal, der sich im Innern des Landes bis nach Stecken erstreckte, wo er sich wieder mit einem andern Canal verband, der die Gemeinschaft von Gent mit der Schelde machte. Von jetzt an war man versichert, alles Nöthige zu den Brückenarbeiten aus dieser großen Stadt mit leichter Mühe zu beziehen. Der neue, sechs Meilen lange Canal erhielt von der ganzen Armee den Nahmen des Parmesanischen Grabens, zu Ehren des Herzogs, der den Gedanken davon gefaßt hatte. Sein Beyspiel und seine Thätigkeit gaben seinen Soldaten Kraft, so viel vereinigte Hindernisse zu besiegen. Er hatte sein Hauptquartier im Dorfe Beveren aufgeschlagen. Während diese unermeßlichen Werke auf dem linken Ufer ausgeführt wurden, schlossen Mansfeld und Mondragon die Stadt Antwerpen auf dem rechten Ufer ein. Letzterer, mit der Blokade des Forts Lillo besonders beauftragt, war genöthigt, einen Gegendamm aufzuführen, um die Belagerten zu verhindern, das Fort und die Stadt durch eine Überschwemmung mit einander in Verbindung zu setzen. Zu gleicher Zeit ward eine königliche Flotille auf der Schelde bewaffnet, um die Fahrzeuge zurück zu treiben, die den Versuch machen würden, der Stadt Antwerpen Munition zuzuführen. Die Einwohner setzten alle ihre Hoffnung auf den Beystand, den sie von Holland und Seeland erwarteten. Ihr Bürgermeister, Herr von St. Aldegonde, belebte ihren Muth von neuem, und ließ sie schwören, lieber insgesammt zu sterben, als unter die Spanische Herrschaft zurück zu kehren. Dieser unternehmende Mann sah ein, daß alle seine Anstrengungen gegen die, zur Sperrung des Flusses bestimmte Brücke gerichtet seyn müßten. Aber der Herzog von Parma hatte den Bau derselben dergestalt betrieben, daß sie gänzlich vollendet war. Zwey Reihen von Pfählen, die sich mit Plattformen endigten, gingen rechts und links bis in die Mitte der Schelde, wo noch ein Zwischenraum von 170 Schritten übrig blieb, der mit 32 großen, mit starken Ankern befestigten, und durch eiserne Ketten mit einander verbundenen Barken ausgefüllt wurde. Große Flöße wurden erbauet, und ober- und unterhalb der Brücke befestigt, um sie sowohl für die Belagerten, als für den auswärtigen Feind, der den Versuch machen würde, mit ihnen zu communiciren, unzugänglich zu machen. Sechs ganzer Monathe wurden angewandt, um dieß kolossale Werk zu seiner Vollkommenheit zu bringen.

Die Antwerpner konnten sich eines schauderhaften Gefühls nicht erwehren, als sie sahen, daß es, trotz allen Hindernissen, den Spaniern gelungen war, den Fluß, den einzigen Weg zu ihrer Rettung, zu sperren. Sie beschlossen also, alles zu wagen, um die Brücke zu zerstören. Es befand sich damahls in der Stadt ein Italiänischer Ingenieur, Nahmens Giambelli. Dieser Mann kam auf den Einfall, schwimmende Minen oder Höllenmaschinen zu erbauen; er arbeitete acht Monathe lang daran. Zu gleicher Zeit leitete er einen Bau, der eine weit größere Anzahl Arme erforderte; dieß war ein Schiff von ungeheurer Größe, das eine so furchtbare Artillerie führen sollte, daß die Forts und die Pfahlwerke der Spanier derselben nicht widerstehen könnten. Da diese gigantische Masse zu tief im Wasser ging, als daß der Fluß, seiner Tiefe ungeachtet, sie tragen konnte, so ließ Giambelli eine Reihe leerer Tonnen daran befestigen. Schwärmerisch begeistert von ihrem Werke, nannten die Antwerpner dieß Schiff das Ende des Kriegs.

Ihrem Versprechen, den Belagerten zu Hülfe zu kommen, getreu, segelten die Holländer und Seeländer die Schelde bis zum Fort Lillo hinauf, das stets in ihrer Gewalt war, und von da griffen sie das Fort Liefkenshoek mit solchem Ungestüm an, daß sie sich in wenig Stunden Meister davon machten. Das Fort St. Anton that ihnen keinen größern Widerstand. Aufgebracht über diesen doppelten Verlust, ließ der Herzog von Parma die Befehlshaber dieser beyden Forts am Ufer des Flusses enthaupten. Unterdessen versammelten die Holländer, unter dem Schutze ihrer Artillerie, eine zahlreiche Flottille, um die Durchfahrt mit Gewalt zu öffnen, und sich mit den Antwerpnern zu vereinigen. Diese glaubten, jetzt wäre es Zeit, von ihren schwimmenden Minen Gebrauch zu machen. Bald sahen die Spanier wirklich mehrere Fahrzeuge von verschiedener Größe den Fluß mit der Ebbe herab kommen; sie bemerkten keinen Führer auf denselben, und zweifelten nicht mehr, daß es die Höllenmaschinen wären, von denen sie bedroht wurden. Die Neugierde bekam die Oberhand über die Furcht. Haufenweise liefen sie an die Ufer der Schelde, um dieß schreckliche Schauspiel in

Augenschein zu nehmen. Die kleinern Barken strandeten ohne einigen Erfolg; von den beyden größern aber blieb die eine am linken Ufer, in großer Entfernung von der Brücke stehen, und die andere hing sich an das Pfahlwerk selbst an. Der Herzog von Parma befand sich in diesem Augenblicke auf der Plattform der Verpfählung; seine Officiere mußten gewissermaßen Gewalt brauchen, um ihn einem nur zu gewissen Verderben zu entreißen. Kaum war er im Fort St. Maria angekommen, als die erstere Barke Feuer fing, und eine große Anzahl am Ufer versammelter Soldaten tödtete. Aber diese Explosion kam mit der der Höllenmaschine, die an der Brücke hängen blieb, in keinen Vergleich. Sie entzündete sich in dem Augenblicke selbst, wo Spanische Matrosen und Bombardirer tollkühner Weise hinein gestiegen waren, um die Lunte zu entdecken. Die Erde bebte auf mehr als drey Meilen im Umkreise; der Fluß trat aus seinem Bette. Die Mühlsteine, die Grabsteine, womit die Mine geladen war, fielen von allen Seiten. Mehr als 500 Spanier wurden zerschmettert, und unter andern der Marquis de Roubaix, ein vortrefflicher Officier, und vertrauter Freund des Herzogs von Parma. Als die erste Bestürzung vorbey war, erkannte man, daß die Brücke wenig gelitten hatte; so fest waren alle ihre Theile mit einander verbunden.

Mit Schmerz sahen die Antwerpner, daß diese schwimmenden Minen ihren Hauptzweck nicht erfüllt hatten; aber der unerschrockene St. Aldegonde belebte ihren Muth von neuem, indem er befahl, das große Schiff, das Ende des Kriegs, auslaufen zu lassen. Es war mit mehr als 1000 Soldaten besetzt. Man griff eins der Forts an, das die Spanier auf dem rechten Ufer aufgeführt hatten, aber mit so wenig Erfolg, daß das Schiff, von den feindlichen Kugeln durchlöchert, kaum wieder nach Antwerpen hinauf segeln konnte. Zu gleicher Zeit fuhren die Holländer mit der Flottille, die sie unter dem Fort Lillo versammelt hatten, in die Überschwemmung des rechten Ufers. Sie unternahmen mehrere wüthende Stürme auf den Gegendamm, aber die Spanier schlugen sie zurück. Jetzt nahm der Ingenieur Giambelli seine Zuflucht zu einer andern Erfindung. Er ließ fünfzehn große, mit eisernen Spitzen bewaffnete Barken an einander befestigen, und auf diese vier schwimmende Minen folgen. Mit Hülfe der Ebbe und des Windes, hoffte er, würde diese Masse wenigstens die Schiffbrücke sprengen; aber die Spanischen Schaluppen gingen diesen Barken entgegen, und jagten sie auf den Strand.

Nur noch eine einzige Hoffnung blieb Herrn von St. Aldegonde übrig, nähmlich die Stadt von der Landseite zu befreyen; aber vor allem mußte man jenen berühmten Gegendamm, den Gegenstand so vieler gegenseitigen Anstrengungen, erobern; die von Antwerpen ausgelaufene Flottille verabredete ihren Angriff mit der vom Fort Lillo ausgelaufenen. Die Spanier hatten ebenfalls eine große Anzahl bewaffneter Fahrzeuge; das Gefecht verbreitete sich mit unbeschreiblicher Wuth auf dieser ganzen weiten Überschwemmung. Hundert Stürme wurden auf den Gegendamm gemacht, der die Holländer und Antwerpner hinderte, sich mit einander zu vereinigen. Mehr als 4000 Menschen waren in dieser Art von Seetreffen umgekommen; die Gewässer waren von den auf beyden Seiten vergossenen Strömen von Blut gefärbt; die Müdigkeit trennte die Streitenden.

Die Belagerung dauerte beynahe seit einem Jahre; die Hungersnoth wurde fühlbar; das Volk murrte! St. Aldegonde sah sich zur Annahme einer Capitulation gezwungen. Er versprach, unter einem Jahre die Waffen gegen den König von Spanien nicht wieder zu ergreifen. Die protestantischen Einwohner erhielten Gewissensfreyheit die vier ersten Jahre hindurch, und die Befugniß, nach Verlauf dieser Zeit mit ihrem sämmtlichen Vermögen abzuziehen.

„Wäre Farnese, sagt Voltaire *), auch nur durch die Belagerung von Antwerpen berühmt, so würde er den größten Feldherren beygezählt werden. Die Antwerpner vertheidigten sich, wie einst die Tyrier; und er eroberte Antwerpen, wie Alexander, dessen Nahmen er führte, die Stadt Tyrus erobert hatte, indem er einen Damm über den reissenden Scheldefluß aufführte, und ein Beyspiel erneuerte, das der Cardinal von Richelieu ebenfalls bey der Belagerung von Rochelle befolgte.

Was war aber die Folge von dieser Eroberung für Philipp II.? Der Welthandel, der bisher in Antwerpen so hoch geblühet hatte, zog sich von da nach Amsterdam. Auf Antwerpens Ruin gründete Amsterdam seine schnell empor steigende Größe.

Raffinirter Lebensgenuß.

Man sucht ihn gewöhnlich nur in neuern Zeiten, und ich möchte geradezu behaupten, da werde er am seltensten gefunden, wenigstens in den neuesten. Denn wie selten hört man jetzt von einem zart ersonnenen Feste, wo die gröbern Genüsse durch feinere gewürzt

*) Essai sur les Moeurs, Chap. 164.

werden? — Seltne Speisen, theure Weine, höchstens eine schlechte Tafelmusik, und draußen vor der Thür ein Paar Dutzend brennende Lampen, das ist schon ein Fest, von welchem die Hamburger Zeitung redet, besonders wenn etwa ein Paar schlechte französische Verse mit illuminirt gewesen sind. Da verstand man es besser, in den sogenannten rohen Ritterzeiten; doch müssen wir bekennen, daß die Franzosen die ersten waren, welche feinere Genüsse zu erschaffen wußten. Man trat in den Speisesaal, man glaubte in eine Grotte zu treten; alle Wände waren mit Epheu überzogen. Man glaubte auf einer Wiese zu wandeln, denn der Boden war dicht mit Blumen bestreut; die weißen Lilien mit purpurfarbenen Mohn durchzogen. Die süßesten Wohlgerüche dufteten dem Gast entgegen. Die Tafel selbst trug kein Tischtuch, sondern schien ein Gefilde von lauter Rosen, die Speisen gleichsam in Rosen vergraben.

Die Tischaufsätze stellten lange Zeit nur Frühling, Sommer und Herbst dar. Endlich brachte man auch den Winter auf die Tafel, indem man mit einem weißen Pulver den Reif und Schnee sehr täuschend nachahmte. Ein gewisser Cazade vervollkommte diese Erfindung. Er bestreute nähmlich seinen Frühling mit einem Pulver, welches ihm die Winterdecke gab; aber wenn die Gäste im Winter bey Tische saßen, und der Saal wärmer wurde, so schmolz dieses Pulver nach und nach; Blumen kamen zum Vorschein, Quellen fingen an zu rieseln, kurz, die Gäste sahen vor ihren Augen den Frühling entstehen. Schade, daß dieser Cazade gestorben ist, ohne selbst seinen Kindern das artige Geheimniß zu hinterlassen.

In vornehmen Häusern fing man an, die Tafel auf eine ganz neue, wunderähnliche Weise zu serviren, nähmlich von oben herab. Brantome beschreibt ein Fest, welches der Vicedom von Chartres gab. Der Plafond war als ein Himmel gemahlt. Dieser Himmel that sich plötzlich auf, und Wolken senkten sich herab, welche die Speisen trugen. Beym Dessert brach ein künstlicher Sturm aus, es regnete wohlriechende Tropfen, und hagelte Zuckerwerk.

Da aber bey solchen Bewirthungen von oben herab sich doch manche kleine Unglücksfälle ereignen können, so zog man in der Folge vor, die Tafeln von unten herauf steigen zu lassen. Die Kaiserinn Katharina, welche sich sehr gut auf die feinern Lebensgenüsse verstand, hatte eine solche Tafel in der Eremitage, wo sie vermuthlich noch vorhanden ist. Nur in enger, gewählter Gesellschaft pflegte sie daran zu speisen, und der eigentliche Zweck dieser Einrichtung war: keinen Bedienten bey der Tafel zu bedürfen. Jeder Gast hatte eine Menge weißer Zettelchen und einen Bleystift neben sich liegen; begehrte er irgend eine Speise oder Getränk, so schrieb er es auf eins der Zettelchen, legte solches auf seinen Teller, drückte an einer Feder, und der Teller versank, kam aber, nach wenigen Secunden, mit dem Verlangten wieder herauf. Das gewährte den großen Vortheil, daß man sich ohne allen Zwang den geselligen Freuden überlassen, und nach Belieben schwatzen durfte, ohne überflüssige Ohren zu scheuen.

Auch der liebenswürdige König Stanislaus hatte zu Lüneville eine solche Tafel, an der Voltaire's Witz oft das köstlichste Dessert lieferte.

Notitzen.

Frankreich. — Es wäre unrecht, wenn wir nicht unsere Leser auch mit der Stimme eines Predigers in der Wüste, eines Cato in Paris, bekannt machten. Ein Kenner des Schönen hat sich nähmlich nun sogar die Mühe gegeben, eine Critique de la mode des cheveux coupés pour les femmes im Druck heraus zu geben. Das Büchlein fand begierige Leser (ob auch Leserinnen?) genug, jetzt hat es die zweyte Auflage erlebt, mit dem Titelzusatz: „Anti-Titus" (denn es ist ein Feldzug gegen die Titusköpfe der Damen), und mit dem Epigraph: „Eine Schöne mit enthaartem Haupte ist eine Rose ohne Blätter." — Aber weislich hat sich der Verfasser in den Schleyer der Anonymität gehüllt.

Um die Damen zu den langen Haaren zurück zu führen, citirt er Homer und Anakreon, Sappho, Tibull, Ovid, Catull, Virgil, Terenz, den heiligen Clemens von Alexandrien, Luzian, Martial, Laharpe, Shakespear, Pope, Thompson und ein Dutzend anderer, und sagt den geschornen Titusköpfen so viel Schande nach, als er weiß. Jeder Baugefangene wird noch heutiges Tages à la Titus geschoren, so wie sonst jede liederliche Dirne, die man zur Salpetriere brachte. — Er hätte die Sache auch noch unter einem ernstern Gesichtspuncte fassen, hätte sagen können, was die tägliche Erfahrung lehrt, daß das enthaarte Haupt mit den immer frisch angeschornen Haaren, blöde Augen, Migränen, Betäubung des Hauptes, oft Ausschlag des Kopfes, Zahnweh und dergleichen kleine Beschwerden beym Wechsel der Witterung, und ihren Einfluß auf die Haut und die offenen, wunden Haarröhrchen einbringe — aber was fragt darnach die Göttinn Mode, und ihr frommer Priester Leichtsinn. Er hat ihr schon manches schöne Opfer geschlachtet, und wird am Altar der reitzenden Grausamen noch manches andere bringen müssen.

Paris hat nun auch in einem unterirdischen Saal, weit und geräumig genug, daß dreyßig Paar darin gemächlich walzen können, sein Winter-Tivoli eröffnet. Immer grüne Gesträuche, deren Wipfel sich oben zusammen beugen, machen das Ganze zu einer weiten Bogenlaube, in der an den Seitenwänden Orangen duften.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Donnerstag, den —— 149. —— 14. December 1809.

Scenen aus Paris.

Der Franzose ist mit dem Tode vertraut. Er trotzt ihm in der Schlacht, er trotzt ihm, um das Vaterland zu vertheidigen, um seine Geliebte zu erhalten, um einen Menschen zu retten — Tugend! Er gibt oder empfängt ihn, um eine eingebildete Beleidigung zu rächen — Vorurtheil! Gleichgültig sieht er Gruftbestattung und Leichenzug — Verderbniß der Sitten und Gebräuche! Ob Wiege und Grab sich an den Pforten des Tempels kreuzen; ob unter demselben Gewölbe Leichenfackeln ihren bleichen Schein werfen, und Hymen seine leuchtende Fackel schwingt — was kümmert das ihn? Solche Berührungen — Tod und Leben in einem Gränzpunct! — entschlüpfen ihm; kein Eindruck, kein ernster Gedanke, kein Zurückkehren in sich!

Der letzte Abschied von den Todten, was ist er hier? Bey dem Reichen — ein Epigramm; bey dem Armen — Gleichgültigkeit; Vergessen bey beyden.

Woran die Schuld? — Die Etikette hat das Gefühl getödtet. Freunden, Verwandten und Bekannten, ja Leuten, die man kaum kennt, wird die Verheirathung, die Geburt eines Kindes, der Tod der Ältern angekündigt. Welche Tinten, welche Schattirungen in der Theilnahme so verschiedener Personen! In der Ankündigung gibt es keine! Die Formel ist dieselbe für den innigsten Busenfreund und den gleichgültigsten Bekannten. Das Gefühl schuf den Gebrauch; Eitelkeit trieb mit ihm Verschwendung — und die Folge davon? daß der Gebrauch das Gefühl verdrängt hat; daß das Herz verstummt ist: daß Freude und Leid im Dienst der Übereinkunft stehen; daß nur die Pflicht der Gesellschaft erfüllt wird, wie? und gegen wen? gleich viel, wofern sie nur erfüllt wird; daß man bey der Taufe wie beym Begräbniß nichts weiter als eine Ceremonien-Visite abstattet.

Von seinem Schmerz wie von seiner Freude seine Freunde zu benachrichtigen, der Mühe wird sich keiner unterziehen, der reich ist, oder sich zu den höhern Ständen zählt; dafür gibt es Buchdrucker und Kupferstecher. — Die Liste der Freunde aufzusetzen, ist die Sache des Bedienten.

Ball oder Begräbniß — Mummerey! Lachen oder Thränen — Grimassen! Prunk! das, das ist der einzige, große, allgemeine Zielpunct.

Bey einem Gastmahl macht man Parade mit seinen Freunden — und der Pracht seiner Möbeln; bey einem Leichenbegängniß mit seinen Freunden — und seinem Trauergepränge. Wenn nur dort die Säle voll sind! hier die Reihe der Carossen!

Sieh die starre eiskalte Gleichgültigkeit in diesem langen Zuge! Ist es die Langeweile, die ihn zusammen geführt hat? Siehe diese schwarzbeflorten Träger, wie sie wechselnd den Sarg auf den Schultern wiegen, um ihr bedungenes Lohn zu verdienen. — Dahin schwankt

der Sarg. Suche nicht in seinem Gefolge die Thränen der Liebe, die Wehklage der Freundschaft, die stillen Gebethe! — Der feyerliche Ernst ist nur in der Anordnung des Zugs, die Schwermuth in den Farben, die Trauer in den Behängen. Eitelkeit, Stolz, Eigennutz, ein Heer von Leidenschaften begleiten zu ihrer Ruhestätte die Hülle eines Todten, den Gott vielleicht in diesem Augenblick über den Mißbrauch der Leidenschaften richtet. Einsamer Todter mitten unter einer zahllosen Volksmenge! Unglücklicher Todter!

Vor einigen Tagen wohnte ich einer solchen pomphaften Bestattung bey. Als wir aus der Kirche traten, ward mir von dem Ceremonien-Meister mein Platz in einem Wagen zu noch zwey Andern angewiesen; die Unterredung meiner beyden Gefährten wird mir unvergeßlich seyn.

„Ah! sieh da, Dermance! du auch hier?"

Sahst du mich nicht? ich grüßte dich doch. Aber freylich stand ich entfernt.

„Fürwahr? das entzückt mich! Ach, ich mochte mich gar nicht umsehen; es graute mir. Und du weißt, mein Gesicht ..."

Ist kurz.

„Abscheulich! Nicht auf drey Schritte weit! — (Zu mir). Wollten Sie nicht die Güte haben, und das Fenster dort aufziehen. Es ist eine Kälte zum Erfrieren! — Auf Ehre, diese Kirche ist fürchterlich. Zwey tödtlich lange Stunden! Und nichts als gebethet und gesungen! Nein wahrhaftig! Winter und Langeweile zugleich, das ist zu viel für ein Leichenbegängniß." —

Aber warum bist du nicht erschienen?

„Wo denn?"

Nun diese Nacht bey der Frau von Gemerci.

„Pah! Sprich mir nicht davon! Diese Soupe's werden mich noch umbringen. Meine Brust .... meine Nerven ...."

Man hat nach dir gefragt.

„Wer denn?"

Was weiß ich's? irgend jemand; jedermann. Ein deliciöses Soupe? Ein Luxus! Ein Salon! Mehr als tausend Wachslichter! Über hundert Weiber!

„Hübsch?"

Nun ja, wie sie jetzt sind! Aber die ganze Gesellschaft vom besten Ton, vorzüglich die Herren. Und Russen! herrliche Russen! Kurz, ein Thee! eine Musik, ein Soupe, ein Ball! Alles ausgesucht! einzig in seiner Art! göttlich!

„Wie ist mir denn? War sie nicht eine Verwandte von Melfort?" (Der Verstorbene hieß Melfort).

Eine sehr nahe.

„Sie wußte also nicht ..."

O ja wohl wußte sie's. Sie wußte es schon gestern Abend; aber sie hat es erst diesen Morgen wissen wollen. Konnte sie's denn voraussehen, daß er sterben würde? Drey hundert Personen gebethen! Bedenke nur!

„Wahrhaftig, zu ungelegnerer Zeit läßt sich's nicht sterben. Ich hatt' es da der kleinen Linange fest versprochen, mit ihr diesen Morgen ihren neuen Garrik zu versuchen, und da muß mir Melfort mit seinem Leichenbegängniß in die Quere kommen!"

Meiner Treu, ich an deiner Stelle hätte mich bey dem Seligen entschuldigen lassen.

„O nein! Melfort hinterläßt meinem Vater fünfzig tausend Thaler, und da erfordert der Anstand ..."

Sahst du den Wagen, der eben an uns vorbey fuhr?

„Welchen?"

Es war die kleine Aurelie.

„Wahrhaftig?"

Du gewinnst durch Melfort's Tod fünfzig tausend Thaler; sie verliert durch ihn monathlich zwey hundert Louisd'or.

„Da hätte sie der Leiche nicht begegnen sollen. Es heißt wenigstens, seine Zeit nicht zum besten wählen."

Im Gegentheil, mir gefällt das; es liegt Charakter darin. Und warum auch nicht? Der Verlust dieser Einnahme ist für sie vielleicht ein Glück.

„Du meinst, weil Melfort so hypochondrisch war, so grillenhaft?"

Ein Begräbnißtag ist kein Anecdotentag, sonst könnte ich dir Züge von ihm erzählen ...

„Aber willst du denn das alles bis zum Ende abwarten."

Was fällt dir ein? Nicht weiter bis an die Barriere. Zwey ganzer Stunden in der freyen Luft, und obendrein eine Leichenrede! da müßte man ja von Stahl und Eisen seyn. Nein, ich habe meinen Wagen bestellt; bey der Chaussee von Antin steige ich aus. Melfort ist so gefällig, mich hin zu führen: du siehst, ich bin auf meinem Wege.

O Giafar, noch durchfährt mich ein Schauder, wenn ich daran gedenke. Kaum waren diese Worte über seine Lippen, so sah ich ihn zurück sinken; sein Haupt fiel kraftlos auf die Schulter seines Freundes, Blässe überzog seine Wangen, seine Augen schlossen sich. Ich

zog die Schnur, der Wagen hielt, wir brachten ihn in ein benachbartes Haus, und schickten sogleich nach einem Wundarzt. Die Hülfe kam zu spät; ein Gefäß in der Brust war gesprungen. Er ist nicht mehr. **Ich bin auf meinem Wege!!!** waren seine Worte. — O mein Freund, diese Worte werden nie aus meinem Gedächtnisse schwinden.

Ich war begierig zu sehen, welchen Eindruck ein solcher Vorfall auf das Gemüth seines Kameraden gemacht hatte. Ich fand ihn bey seinem Begräbniß; er erkannte mich.

„Ah, es freut mich, Sie wieder zu sehen. Wer hätte sich das gedacht! Welche Scene! Entsetzlich!"

Fürchterlich! Und zugleich, welche Warnung!

„Seine Ältern sind in Verzweiflung. Sie wollen Sie sehen, Ihnen für Ihre Bemühungen danken."

Bemühungen? — Ich habe nichts weiter als eine Pflicht der Menschlichkeit erfüllt. Hätte ich nur auch den Unglücklichen in's Leben zurück rufen können!

„Ja wohl verdiente er zu leben; da haben Sie recht. Grazie! Figur! Vermögen! Die Harfe hätten Sie ihn sollen spielen hören; wie die Engel im Himmel! Und sein Tanz! sein Tanz! Ich selbst tanze nicht halb so gut. Sein Verlust geht mir nahe, auf Ehre, sehr nahe! Und dann sein Witz! mein Herr! **Ich bin auf meinem Wege!** Gestehen Sie, daß der **Calembourg** allerliebst ist. Ich wollte nicht für hundert Louisd'or, daß ein Anderer ihn gesagt hätte: Ich werde noch manchen Tag darüber lachen."

Und eben dieser Unbesonnene, der in den letzten Augenblicken eines Menschen, den er liebte, Stoff zum Lachen finden konnte, den du vielleicht schon einer kalten unmenschlichen Gleichgültigkeit beschuldigst, dieser Unbesonnene — wirst du es glauben? ist das beste Herz, die edelste Seele, das gefühlvollste Wesen. Jener **Dermance**, sein Freund, hinterließ ein Kind noch in der Wiege, ein theures, aber unglückliches Pfand der Liebe, hülflos und verlassen durch des Vaters plötzlichen Tod. **Degienne** fliegt von dem entschlummerten Freund zu dem Kinde, nimmt es als sein eigenes an, und setzt der Mutter einen Jahrgehalt von sechs tausend Franken aus. Noch mehr! **Dermance** hatte eine Stiefschwester, die er zärtlich liebte, die aber arm war, und der er mehr wie hundert Mahl gesagt hatte, daß er seine Reichthümer mit ihr theilen würde. Er stirbt, ohne sein Versprechen erfüllen zu können, und das tiefste Elend thut sich vor der Verlassenen auf. Sie war jung und tugendhaft, aber nicht schön. Bewundre diesen **Degienne**! Er heirathet sie, und theilt mit ihr sein ungeheures Vermögen. Und wenn du mit ihm über dieses so edle als großmüthige Verfahren sprichst, so lacht er und antwortet dir: Hm! es ist das Testament des Eudamidas. Welch ein herrlicher Stoff zu einer Ausstellung im Gemähldesaal!

Wer ist denn dieses Volk, in welchem die finstersten Ideen nur das Lachen auf die Lippe locken, und dessen frivoler Geist alles, bis auf die erhabenste Tugend parodirt, selbst dann, wenn es sie mit so vielem Glanze übt?

Stampeel.

Die Waisen des Kriegers.

Bruder und Schwester.

Wo ist mein Vater und Mutter hin?
Sie liegen und schlafen im Grabe.
Durch Dörfer und Städt' ich gewandert bin
Zu bitten um freundliche Gabe.
Verlassen von Allen, auf Erden allein,
Zum Obdach der Himmel, zum Schlafen der Rain,
So sind wir Geschwister der Leiden,
Und hausen in Feldern und Haiden.

Bruder.

Der Vater war fleißig, gut und fromm,
Ihn liebte der Hauptmann vor allen.
Als dort er bey Wagram die Schanz' erklomm,
Da ist er mit Ehren gefallen.
Als vorwärts er stürmte, dicht neben dem Schlaf
O weh! eine feindliche Kugel ihn traf!
Ihn hat nebst den tapfern Genossen
Ein Grab an der Donau umschlossen.

Schwester.

Es saß die Mutter und weint' am Rad
Gebeugt von Krankheit und Jammer.
Von Gott sie des Vaters Rückkehr erbath;
Da stürzte die Muhm' in die Kammer
Handringend und weinend: „Erschreckt euch nur nicht,
Todt ist euer Mann! so besagt der Bericht —"
Der Mutter erbleichten die Wangen —
Dort hat sie der Vater empfangen.

Bruder und Schwester.

Und einsam stand unser kleines Haus,
Und niemand dachte der Kleinen.
Da befahlen wir's Gott und zogen aus,
Denn Gott verläßt nicht die Seinen!
Der die Vöglein ernähet und des Wurms hat Acht,
Der die Lilien kleidet in Fürstenpracht!
Zu ihm lehrte Vater uns bethen,
Er wird seine Stelle vertreten!

Arthur.

Anecdote.

Der berühmte Gelehrte und Geograph **Büsching** zu Berlin, war ein äußerst lebhafter und munterer

Mann, und guter Erzähler. Die damahlige Königinn von Preußen, die Gemahlinn Friedrichs des Großen, liebte seinen Vortrag und sein heiteres Wesen, und ließ ihn deßwegen zuweilen nebst andern Berlinischen Gelehrten zur Mittagstafel einladen — gemeiniglich mit seinem gelehrten Freunde Spalding. Die Königinn hatte in ihrem ganzen Benehmen so etwas Gütiges und Gefälliges, daß sie die gelehrten Gäste in ihren Gesprächen nicht aufhielt, sondern sie sogar durch ihren Beyfall noch aufmunterte — und so hatte der vielwissende Büsching bey der Tafel immer ein offenes Feld. — Eines Tages ließ er sich in seiner Lebhaftigkeit so weit gehen, daß er durch eine unvorsichtige Bewegung seiner Hand, ein volles Glas mit rothem Weine auf der königlichen Tafel umstieß, und dadurch eine lange rothe Streife in der Nähe der Königinn verursachte. Die Königinn war betroffen, und selbst Büsching war durch diesen Zufall so überrascht, daß er sich nicht zu entschuldigen wußte, bis einer der Anwesenden, mich dünkt der ruhigere Spalding, auf eine naive und scherzende Art seine Apologie machte. Ihre Majestät, sagte dieser, werden es dem fleißigen Büsching verzeihen (indem er auf die rothe Streife hinzeigte) — da er sein Lebtage so viele Landkarten machte, und jetzt eben im Begriff war, einen Riß von Italien zu entwerfen. Die Königinn lachte hoch auf, und Büsching wurde auf die beste Art aus seiner Verlegenheit geschoben.

Aphorismen.

Es wäre wahrlich besser, jeder Gelehrte verstände, wie man ja auch wohl schon gewünscht hat, ein Handwerk, damit die Gelehrsamkeit selbst nicht so öfters zum Handwerk degradirt würde.

Es ist grausam, daß gerade in Zeiten, wo heimlich beynahe jeder nur an sich denkt, öffentlich niemand von sich sprechen, und sich also stillschweigend für einen Gegenstand erklären soll, der weiter keinen Menschen interessirt.

Je mehr die so genannten Männer von Ehre sich vermehren, desto mehr scheint Schande in die Welt kommen zu wollen.

„Er hat eine gute Erziehung erhalten," will gewöhnlich nicht viel mehr sagen, als: „Man hat ihm eine gute Appretur geben lassen.

Hoffnung, sagt ein altdeutscher Mann, ist eine betriegliche Krämerinn, sie handelt mit Zusagen, und fälscht die Waaren. Wer ihr traut, der baut lose Brücken, säet in den Wind, pflügt auf dem Meere, greift nach Schatten. Sie deckt Tantalus-Tafeln, und speist mit Schaugerichten. An das Feuer unserer Wünsche legt sie Holz, das mehr raucht als flammt. Kurz, sie verspricht goldene Berge, und löst ihr Versprechen gewöhnlich — mit Bleyklumpen.

Johannes Eremita.

Notizen.

Wien. — Herr Charles Villers, der bey jeder Gelegenheit seine Landsleute mit den Verdiensten der Deutschen Literatur bekannt zu machen sucht, hat einen, der dritten Classe des Instituts von Frankreich vorgelegten, Coup d'oeil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne Amsterd. et Paris 1309. heraus gegeben. Von den Österreichischen Gelehrten in diesen Fächern führt er allein unsern verdienstvollen k. k. Archivar und Hofrath, Joseph Freyherrn v. Hormayer, an; da doch gewiß ein Cornova, Engel, Hammer, Kanz, und mehrere andere, eine ehrenvolle Stelle in diesem Werke verdient hätten. — Von ersterem sagt der Verfasser: „Seit 1806 gibt Herr v. Hormayer zu Tübingen bey Cotta Bandweise eine Geschichte Tyrols heraus. Dieser gelehrte Schriftsteller (der auch Theilweise einen Österreichischen Plutarch heraus gibt), scheint sich den berühmten Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft zum Vorbild gewählt zu haben. Die Geschichte dieses religiösen, seiner Freyheit, seinen Gesetzen und seinen Fürsten so ergebenen Gebirgsvolkes ist das ganze Mittelalter hindurch sehr interessant, und mit jener aller übrigen Staaten Europens verbunden; sie wurde nie auf eine genugthuende Weise behandelt, und war den Talenten und dem beharrlichen Fleiße des Herrn Herausgebers vorbehalten. Allein da eine Menge Fabeln und falsche Überlieferungen diese Geschichte entstellen, die man nothwendig vorher aufklären mußte, so hat der Verfasser diese zwar unerläßliche, aber mühsame und kleinliche Vorarbeit in seinen Kritisch-diplomatischen Beyträgen zur Geschichte Tyrols im Mittelalter (Wien, bey Gassler 1803—1804. 2 Bde.) gesammelt, welche der Geschichte Tyrols voraus gegangen sind, und die, wie das Hauptwerk selbst, sowohl wegen ihrer wichtigen, zum ersten Mahle mitgetheilten Actenstücke, als wegen der genauen, scharfsinnigen Kritik, mit der der Verfasser mehrere dunkle und schwere Puncte behandelt, voll Interesse sind."

Die von Professor Schultes angefangenen, und von Herrn Dr. Sartori durch mehrere Jahre mit so vielem Fleiße und Uneigennützigkeit besorgten „Annalen der Österreichischen Kunst und Literatur" werden im künftigen Jahre unter dem veränderten Titel: Annalen der Literatur und Kunst des In- und Auslandes, um den äußerst billigen Preis von 15 fl. W. W. erscheinen. Diese Vergrößerung des Planes ist um so erfreulicher, da es den meisten Österreichischen Gelehrten, des hohen Preises wegen, beynahe unmöglich fällt, sich die ausländischen kritischen Zeitschriften anzuschaffen. Wir wünschen dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern in der Theilnahme des gelehrten Publikums den schönsten Lohn für ihre Beharrlichkeit.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Samstag, den — 150. — 16. December 1809.

Skizzirte Bemerkungen über den Charakter der Russen.

(Beschluß.)

Die Russische Sprache ist männlich und volltönend; sie hat weder Rauhheit noch Härte, denn die harten und zischenden Consonanten weiß der Russe sehr sanft zu schleifen, und mit den Vocalen zu verschmelzen. Ein Wort wie Nadßmotrschtschick macht ihm gar keine Mühe. Der Russe schreibt so ziemlich, wie er spricht; die Anlage der Russischen Sprache ist um vieles leichter und einfacher, als die Deutsche. Sie hat auch eine Prosodie, denn sie hat Quantität der Sylben und Accent. Der Russe liebt seine Sprache, und ihre Bildung liegt ihm am Herzen. — Die Literatur ist indeß noch im Werden. Sie kann noch keine eigenen Schöpfungen aufweisen; sie ersetzt ihre Selbstständigkeit durch Übersetzung der Meisterwerke des Auslandes, an denen es nie fehlt. Der Russe liebt vorzüglich eine leichte und angenehme Lectüre. Der Buchhandel steht noch auf der ersten Stufe. Der Bücherkaufmann läßt sich hier abhandeln, denn er überbiethet eben so fürchterlich, als sein Nachbar der Käsekrämer. Er hat schöne Bände im Laden, und weiß, wie theuer er sie lassen kann; um den innern Werth kümmert er sich nicht. Eigentlich verlegende Buchhändler gibt es nicht.

Die Russische Literatur kann sich überhaupt noch nicht glänzend zeigen. Die Theologen halten es unter ihrer Würde, ihre Weisheit der Prüfung des Publikums für einige Kopeken zu unterwerfen. Der Juristen Fach ist als Wissenschaft noch Null. Ihre Jünger kennen kein gelehrtes Studium der Rechtswissenschaften. Die Ärzte behelfen sich mit den Schriften des Auslandes, und halten sich so der Mühe überhoben, ihre Literatur mit einigen Producten zu bereichern. Die Belletristen sind noch die einzigen, die zur Russischen Literatur einen Grund gelegt und noch legen. Unter den noch lebenden National-Schriftstellern sind der alte Derschawin, Karamsin, Dimitrew und Ilin die vorzüglichsten. Ihnen zur Seite stehen einige Mäzenaten, die wegen ihres Reichthums und ihres großen Einflusses viel für die Fortschritte der Geistes-Cultur thun. Von ihnen nennt man mit Achtung die beyden Fürsten Kurakin, Novosilzoff, Minister und Präsident der Akademie der Wissenschaften, den Feldmarschall Fürsten Prosorowsky, den General-Lieutenant Michelson und den Feldmarschall Kamensky. Zu ihnen kann man noch die alte berühmte Fürstinn Daschkow zählen.

In Hinsicht der Religion hält sich der gemeine Mann streng an die Ceremonien seiner Kirche. Wenn der Vornehme noch hin und wieder seinem Priester die Hand küßt, und seinen Heiligen verehrt, so geschieht es mehr aus Politik. Religionsunterricht gehört nicht in den Erziehungsplan des Vornehmen, denn das Ritual, glaubt er, werden seine Kinder eben so gut durch

Übung und Kirchengehen lernen. Dieser Indifferentismus im Glauben erhält jetzt eine Einigkeit, die freylich in der Vorzeit selten war, aus welcher noch die bis jetzt bestehende Secte der Roskolniki (Altgläubigen), die die Verbesserung der Liturgie unter Nikon nicht annahm, herstammt. Die Anhänger derselben sind die eigentlichen Orthodoxen. Sie haben ihre eigenen Priester, kirchliche und häusliche Gebräuche, und äußern einen Ekel vor allen Neuerungen. Sie trinken und essen sogar mit keinem Neuglaubigen. Zum Glück ist die Zahl dieser Separatisten nur klein. — Der Russe hegt Achtung für äußere Gottesverehrung und Ceremoniel. Er nennt sie vorzugsweise den Dienst, Sslluschba. Geht er vor einer Kirche vorbey, so macht er drey Mahl das Zeichen des Kreuzes. Der Bigotte kehrt sogar einer Kirche nicht den Rücken zu. Sein Gottesdienst besteht vorzüglich in Verehrung der Mutter Gottes und der Heiligen. Den aufgestellten Heiligenbildern zollt er eine Achtung, die so weit geht, daß er vor ihren Augen nichts Unanständiges thut. Er bedeckt sie mit einem Tuche, und — dann thut er, was er nicht lassen kann. Sie werden nicht verkauft, sondern, wie die Herumträger sagen, gegen Geld vertauscht. Jedem Russen wird bey der Taufe von einem Pathen ein Heiligenbild und ein Kreuz umgebunden, das er lebenslänglich auf der Brust trägt. Unternimmt er eine große Reise, so führt er wohl auch im Wagen ein solches Bild mit sich. Man kasteyet sich vor ihnen, küsset ihnen die Füße, und ein Schwur bey der Mutter Gottes oder bey einem Heiligen gilt dem Russen mehr als ein Jeh bogu, oder eine Betheuerung bey Gott. — Streng halten die Russen auf's Fasten. Die Hälfte des Jahres wird kein Fleisch gegessen; der gemeine Mann nährt sich von Pilzen, Hülsenfrüchten und Kohl. Der Reiche kasteyet während derselben seinen Körper mit den köstlichsten Fischen, Gemüsen und Baumfrüchten. Während der großen Fastenzeiten sind Musik, Tanz und Schauspiel, sogar Trauung, verbothen. Sehr viel Berücksichtigung verdient wohl die in dem Griechischen Cultus eingeführte Sitte, bey dem Messelesen auch besondere Fürbitten für Selbstmörder abzuhalten, und die bestehende Kirchensatzung einer Todtenfeyer, zu welcher sich an einem bestimmten Tage anfangs Novembers die Russen an die Grabesstätten ihrer Brüder, Ältern, Freunde und Geliebten begeben, und ihren Empfindungen freyen Lauf lassen. — Die höhere Geistlichkeit muß übrigens ganz von der niederen unterschieden werden. Jene ist im Besitz einer sehr gelehrten Bildung. Die vornehmen Popen in Petersburg und Moskwa studieren Theologie, sie sprechen Latein, Französisch und Deutsch. Mit ihren Kenntnissen steht auch ihr musterhafter Lebenswandel in Verhältniß. Die Land-Popen sind das Widerspiel von diesen. Ihre ganze Kenntniß besteht in der Liturgie und in den vornehmsten Glaubenslehren, und ihr Talent ist Geschwindlesen der Messen. Der Land-Pope lebt nicht viel anständiger als der Bauer, der sein täglicher Gesellschafter ist, und mit dem er auch wohl in den Schenken um die Wette trinkt. Seine Einkünfte sind kläglich. Laufen Klagen beym Proto-Popen gegen ihn ein, so wird er nach der Stadt gehohlt, eingesperrt, und muß ein Paar Tage bey Wasser und Brod den Rosenkranz bethen. Überhaupt ist die Subordination bey den Geistlichen strenger als in Staatsdiensten. Die Geistlichkeit ist in acht Classen getheilt, wovon den ersten vier Classen die Heirath versagt, den vier letzten aber erlaubt ist. In ganz Rußland gibt es etwa drey tausend Mönche, und halb so viel Nonnen. Sie leben auf anständigem Fuße, da ihre Klöster sehr reichlich dotirt sind. Die Nonnen leben nicht eingeschränkt; sie geben und nehmen fleißig Besuche an.

Die Fremden spielen in Petersburg eine bedeutendere Rolle als irgendwo. Man findet hier eine Musterkarte aller Europäischen und Asiatischen Völkerschaften. Den bedeutendsten Theil der Fremdlinge machen aber die Europäer. Der Engländer steht in der Achtung oben an. Er behält seinen Stolz und seine Selbstachtung. Sein Reichthum und seine Verhältnisse erlauben ihm, den Russen mehr von sich abhängig zu machen. Anders ist es mit dem Franzosen. Er weiß sich zu schmiegen und zu biegen, und endlich mit dem Russen zu amalgamiren. Der Russe findet ihn unterhaltend, artig und geistreich; wenn er seiner benöthigt ist, wird er von ihm gut bezahlt und gut behandelt. Der Italiäner spielt den kleinen Kaufmann, und die Achtung gegen ihn steigt und fällt, je nachdem man sein benöthigt ist. Vortheile sucht er sich selbst auf. Er wartet nicht, bis man sie ihm entgegen führt.

Die zahlreichste Classe der Fremden machen die Deutschen, und diese genießen eigentlich das Vertrauen der Russischen Nation. Der Russe weiß es, daß der Deutsche das größte Verdienst um seine Cultur hat, daß er sich nie für etwas ausgibt, was er nicht ist, und gewinnt immer mehr Vertrauen zu ihm, da der größte Theil sich meistens die Landessprache eigen macht, und endlich einheimisch wird.

Der Harfner.

Es regne der Regen, es wehe der Wind,
Nicht achtet's der Harfner, er schreitet geschwind
Von einer Gemarkung zur andern,
Sein Leben ist ein Wandern.
Auf dem Rucken trägt er das Saitenspiel,
In der Brust der lieblichen Lieder viel:
Die müssen ihn kleiden und nähren;
Was will er weiters begehren?
Der König ist ein reicher Mann,
Kann eben auch nur was er kann:
Und will er ein mehreres erzwingen,
So wird es ihm übel gelingen.
Der Harfner klopft an die Thüre: „Herein!
„Es wird der Schwäbische Harfner seyn."
Er grüßt die Gesellschaft mit Würde,
Von der Schulter nimmt er die Bürde;
Und dreht an den Schrauben, und greift an den Fuß,
Bis alles zur Hand ihm stehen muß.
Dann fährt er mit Macht in die Saiten,
Dem Liede Gehör zu bereiten — —
Und stiller wird es, stiller, still,
Kaum eine Fliege sumsen will.
Er aber senkt den Blick zur Erde,
Ob etwa die Mutter ihm helfen werde?
Und aus der Kehle hell und klar
Strömt nun der Worte geordnete Schar.
Horcht, wie den verstandigen Worten entgegen
Die Laute der goldenen Fäden sich regen!
Horcht, wie der Sinn zum Ton sich mischt,
Wie's donnert, flötet, schwirrt und zischt!

Das Lied von der Treue.

Das Heerhorn ruft
Laut durch die Luft,
Der Marschall zu Roß
Verlaße das Schloß
Des Herzogs Geboth
In Noth und Tod
Mit treuem Willen
Schnell zu erfüllen.
Die Knappen jagen,
Die Mägde zagen,
Und oben am Fensterlein seufzt und weint,
Die's mit dem Marschall so herzlich meint.
„Wird Seufzen und Klagen
„Die Feinde schlagen?
„Ach nein, ach nein!
„Muß selber in die Schlacht hinein!
„Gertrude, Walpurg, Anna, jach!
„Wer reitet mit mir den Mannern nach?"
Die rufen alle: „ich, ich, ich,
„O liebe Frau, erwählet mich."
Anna die flinke
Versteht die Winke —
Burgvogt herauf!
Rüstkammer auf!
Da liegen die eisernen Hauben,
Da hangen die blechernen Schauben,
Schild und Schwert,
Wie's jede begehrt.
Mit schwankem Schritte
Naht die graue Brigitte,
Hat die Frau in der Wiege gepflegt,
Küßt ihr die Hand und spricht bewegt:
„Kann Euch nicht nach,
„Bin alt, bin schwach —
„Seyd Gott befohlen,
„Mögt Guts erhohlen!
„Will fleißig bethen,
„Wird alle retten.
„Das Fläschlein da
„Nehmt mit Euch ja,
„Ist Balsam gut
„Und stillt das Blut."
Die Jungen schon im Sattel sitzen,
Hui, wie sie an der Sonne blitzen!
Thor auf! hinaus! am Thorweg streift
Gertrude, daß die Schiene pfeift.
Die Liebe kennt die rechte Zeit:
Der Marschall keucht in hartem Streit.
Die Feinde lagen im Hinterhalt,
Und rannten ihn an mit Übergewalt.
Zwey Knappen sind ihm gefallen,
Und schwächer hallen
Des Marschalls Streiche; die Feinde deuten
Einander, und jauchzen, und spornen, und reiten.
Und als er sich nimmer erwehren mag,
Und als er erwartet den Todesschlag,
Da sprengt die treue Geliebte heran,
Erlegt behend den hintersten Mann —
Die andern fliehen. Der Weyhe stößt
So auf ein Huhn, das hält er fest,
Die übrigen schreyen und flattern zurück.
Ab springt der Marschall — ein Ruf, ein Blick!
„O Engel mein, o Engel mein,
„Das kann dir nie vergolten seyn!"
Und küßt sie, und herzt sie. — Sie lächelt still,
Der Dank ihr wohl gefallen will.
Im Schatten sitzen nun beyde,
Kurz ist die Freude —
Der Marschall erblaßt,
Und sinkt. Sie faßt
Ihn noch. Ein Blutstrom schießt
Da, wo den Harnisch der Halsring schließt.
Die Knappen und die Mägde eilen
Zu Hülfe, zu Hülfe mit Angst und Heulen.
Wird Angst und Heulen
Die Wunden heilen?
Ach nein, ach nein!
Sie träufelt den köstlichen Balsam ihm ein,
Sie saugt ihm das Blut von den schmerzlichen Wunden,
Und der Marschall erhohlt sich in wenigen Stunden.
Das hat die treue Liebe gethan,
Die keiner würdiglich preisen kann;
Ein seltenes, seltenes Kleinod hienieden —
Dem Harfner ist es wohl beschieden.
Um's Brod nur sind die Doggen getreu:
Was die Menschen sind, das sind sie frey.

Er hat geendet. Und niemand beginnt,
Durch die Seelen noch lange der Nachhall rinnt;
Bis endlich die Hausfrau des Rheinischen Weines
Einschenkt: „Die Harfner! der Kaiser! Noch eines.
„Der Liebe, welche das Leben belebt,
„Und alles beglückt, und alles erhebt!"
Drein stürmen die Gäste mit lautem Verlangen . . .
Er aber ist hinaus gegangen.

Ritter.

Wahnsinn und Hochsinn.

Bekanntlich heischte die grausame Sitte von der Hindostanischen Witwe den Feuertod auf eben dem Scheiterhaufen, der die Leiche ihres verstorbenen Mannes zu verzehren bestimmt war, und noch jetzt ist dieser schauererregende Gebrauch, aller Bemühungen der Engländer ungeachtet, nicht ganz ausgerottet. Auch daraus wußte der allumschauende, immer wachende Eigennutz Vortheil zu ziehen, und viele Nabobs erlaubten nur das Opfer für eine gewisse willkürlich, und gewöhnlich sehr hoch gesetzte Geldsumme. Man hat Beyspiele, daß manche Witwe Jahre lang im härtesten Dienst geschmachtet hat, bloß um den Preis ihrer eigenen Verbrennung zu verdienen, eine Erscheinung, die den Menschenbeobachter zugleich niederschlägt und erhebt. Eine Frau in Surate, jung, schön, im Besitz alles dessen, was das Leben reitzend macht, verlor ihren Gatten. Sie beschloß ihm zu folgen; der Nabob, menschlich und vernünftiger denkend, untersagte es aber und beharrte, obgleich sie Himmel und Erde in Bewegung setzte, standhaft dabey. Als jedes Mittel umsonst versucht war, ergreift sie eine glühende Kohle, stürzt damit in's Schloß, hält sie dem erstaunten Fürsten vor, und ruft in schwärmender Raserey: Siehe, wie das Feuer langsam und peinvoll meine Hand verzehrt. Wähnst du, daß diejenige, die den Schmerz so verachtet, selbst den schrecklichsten Tod fürchten, daß sie die Schande ihm vorziehen werde? Nein, sterben will und werd' ich, erlaube mir, es ehrenvoll zu thun. Der Fürst, eben so sehr die Kraft ihres Willens bewundernd, als dessen traurige Richtung bedauernd, winkt ihr schweigend Erhörung, und sie springt freudenvoll in die Flamme.

Anecdote.

Moliere wurde einst unvermerkt von der Stunde der Vorstellung überrascht, und da er in der Eil kein anderes Fuhrwerk finden konnte, als eine Bruette (eine Art von Tragsessel, der auf zwey Rädern steht, und von einem Menschen gezogen wird), so setzte er sich in dieselbe. Diese ging ihren gewöhnlichen langsamen Gang fort. Ungeduldig über die Verzögerung sprang er in Gedanken heraus, und fing an, trotz des Kothes und seiner seidenen Strümpfe, die Bruette aus allen Kräften zu schieben. Dieß setzte er so lange fort, bis ihn das Gelächter des Fuhrmanns aus seinen Träumereyen aufweckte.

Notizen.

Paris. — Es hatte jemand vor kurzem im Journal de Paris vorgeschlagen, einigen Straßen in Paris andre Nahmen zu geben. Gegen diesen Vorschlag erhob sich eine Stimme, welche sagte, solche neue Nahmen würden von allen Leuten, die sich in Paris zurecht finden wollten, zu allen Teufeln gewünscht, weil nur Verwirrung daraus entstünde. Hierauf wird jetzt der Vorschlag wiederhohlt, und zum Beweis, wie nothwendig eine geschmackvollere Benennung der Straßen sey, wird eine Liste der jetzigen absurden Straßennahmen gegeben. In der That, man wird nicht leicht abgeschmacktere Nahmen der Straßen finden können, als zum Theil in Paris. Hier sind einige aus dieser Liste übersetzt: Gute Neuigkeitsgasse, Rothe Kindergasse, Schlechte Jungengasse, Schlechte Wortgasse, Schlammgasse, Gute Stockfischgasse, Pantoffelschrittgasse, Teufelswindgasse, Hunde-, Katzen-, Ratten-, Maulthier-, Bärengasse, Vögelgasse, Affengasse, Fuchsgasse, Schöpsgasse, Grüne Pferdgasse, Fliegende Herzgasse, Abladegasse, Kleine Heulergasse, Große Heulergasse, Blutwurstgasse, Schleppgasse, Kaldaunenmarktgasse, Schneidebrodgasse, Judasgasse, Martyrergasse, Paradiesgasse, Höllengasse, Todtengräbergasse (ist jetzt umgetauft), Begräbnißgasse, Mistgasse, Kaffehausgasse, Gasse der Frau ohne Kopf, Hölzerne Degengasse, Fratzengesichtsgasse, Heil. Katharinengasse, Ochsenfußgasse, Vergoldete Königsgasse, Vier Windgasse, Spinnrockengasse u. s. w. Übrigens gibt es in Paris mehrere Straßen, die einerley Nahmen führen, unter andern hat man zwey Rues des Anglais. Schwerlich gibt es in London eine Franzosengasse. Man sieht also, der Vorschlag, diese Nahmen gegen geschmackvollere zu vertauschen, verdient beherzigt zu werden, und die Hausbesitzer in den Straßen werden offenbar dadurch gewinnen, denn welcher treue Liebhaber wird in der fliegenden Herzgasse wohnen wollen, welches Modedeerchen in der Affengasse, welche schöne Frau in der Fratzengesichtsgasse, und welcher Lebenslustige in der Begräbnißgasse.

Italien. — Eine der merkwürdigsten und gewiß seltensten Naturerscheinungen ist das verknöcherte Gehirn eines Ochsen, welches in der Mitte des vorigen Herbstmonaths der Doctor Gieo von Bologna dem Professor der Anatomie an dieser Universität, Hrn. Moreschi, vorlegte. Dieser durchsägte es quer durch die Mitte, so daß der obere Theil vom untern abgetrennt ward, und man schon durch die Verschiedenheit der Farbe sehr bestimmt den aschfarbigen Theil des Gehirns von der weißlichen Marksubstanz unterscheiden konnte. Man sah das ovale Centrum, Spuren von Seitenhöhlen des Gehirns, die aber nicht eigentlich hohl waren, weder in den gestreiften, noch in den Sehhügeln. Von der dritten und vierten Hirnhöhle erblickte man gar nichts, eben so wenig von den vierastigen Hügelchen und von der Zirbeldrüse. Das Äußere dieses Gehirns glich dem gewöhnlichen Ochsenhirn, war durch die Furche, in welche die Sichel greift (die jedoch nicht die Hälfte des Obertheils vom Gesicht übersteigt), in zwey gleiche Theile geschieden. Die Hemisphären des Gehirns hatten die gewöhnlichen eingeweideförmigen Windungen; nur daß das kleine Gehirn bloß transversale, parallel laufende Furchen zeigte. Auf der Basis erblickte man wohl Unebenheiten, doch ohne den leisesten Nervenanfang zu bezeichnen. Übrigens entsprachen alle Dimensionen der Theile den natürlichen auf das genaueste.

Dieser Ochs mit dem verknöcherten Gehirn ward zu Rovigo, im Departement des Unter-Po geschlachtet. Aus dem zu Rovigo aufgenommenen Verbal-Prozeß erhellt, daß dieß Thier ungefähr 8 Jahre alt ward, und bis es geschlachtet wurde, so vollkommen gesund war, wie irgend eins seyn konnte.

Berichtigung. Im vorhergehenden Blatte in den Notizen, erste Spalte, Zeile 9, lese man statt Kunz — Kurz.



Der Sammler.

Dinstag, den —— 151. —— 19. December 1809.

Italiänische Improvisatoren.

Der große Operndichter Metastasio war der Sohn eines Römischen Krämers, und zu einer ähnlichen Profession bestimmt. Ein Zufall brachte ihn in die Sphäre, in der er sich hernach so vortheilhaft ausgezeichnet hat. Dieser Zufall war der folgende:

Der Abbate Gravinna, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit in Rom, ging einst mit einem seiner Freunde in einer der Straßen nahe an der Porta del Popolo im alten Campo Marzio spatzieren. Dieß geschah an einem schönen Sommerabend. Da sah er vor einer Bude eine Menge Menschen stehen, die einem Gesange zuhörten, welcher aus derselben ertönte. Er frug einige der Umstehenden, was es hier gebe? Die Antwort war: es sey der Sohn eines Krämers, Trapassi genannt, welcher improvisire. Diese Antwort erregte seine Aufmerksamkeit; nachdem er einige Minuten lang an der Thüre zugehört, machte er sich Platz durch den Kreis, und trat nebst seinem Freunde in die Bude ein. Hier fand er in der Mitte vieler Menschen aus dem gemeinen Volke einen Knaben von 10 Jahren sitzen, der im Feuer der Begeisterung mit einer melodisch schönen Stimme sang, und sich dazu selbst mit der Mandoline accompagnirte. Der Eintritt der beyden Männer von Stande erregte einige Verlegenheit unter den Umstehenden, keineswegs aber in dem jungen Sänger. Dieser sang unbefangen weiter, bis daß sein Thema zu Ende war. Jetzt wendete sich der Abbate an ihn: „wo hast du diese Verse her, mein Kleiner?“ fragte er ihn. Nach einer naiven Verwunderung über diese Frage erwiederte dieser: „von niemand, ich componire sie selbst zu meinem Vergnügen.“ Da kannst du sehr artige Verse machen, war die Antwort des Abbate, du bist also Improvisatore; willst du, daß ich dir ein Thema geben soll? Als der Knabe sich dazu bereitwillig gefunden, gab ihm Gravinna die Schilderung der Reitze eines Sommerabends auf. Nun stimmte der Knabe sein Instrument, und nach einigen Augenblicken begann er einen Gesang, der in einigen dreyßig Stanzen zur vollkommensten Verwunderung des Aufgebers durchgeführt ward. Die Thränen rollten diesem über die Wangen, und bey dem Ende des Gesanges umarmte er den Knaben vor den Umstehenden mit den Worten: „freut euch ihr Römer, hier ist ein Kind, das einen großen Mann verspricht.“ Er wollte dem Knaben einen Scudo geben, aber der Kleine schlug das Geschenk mit der Bemerkung aus, daß es ihn freue, einen gelehrten Mann vergnügt zu haben. Hierauf abermahlige Umarmung und Bitte an die Ältern des Knaben, sich den folgenden Tag mit ihrem Kinde zu ihm zu verfügen. Dieß geschah. Da erklärte ihnen Gravinna, daß er sich entschlossen habe, von diesem Augenblick an Vaterstelle an dem Knaben zu vertreten. Eine Pflicht, die er redlich erfüllte, indem er auf seine Kosten den Knaben zum Mann bildete, und ihn, als er

starb, sogar zu seinem Universalerben einsetzte. Noch bis in sein hohes Alter konnte Metastasio nicht ohne Rührung an diesen Vorfall denken, der ihn einem väterlichen Freund in die Arme führte, durch dessen Unterstützung er allein das geworden war, was ihn nachmahls so sehr ausgezeichnet hat. Nur selten wird ein ähnliches treffliches Herz mit einem gleich großen Talent zusammentreffen.

Seinen ersten Auftritt als Opern-Dichter machte Metastasio, der seinen Familiennahmen Trapassi mit dem fast gleichbedeutenden Griechischen Nahmen Metastasio, von Metastasis, vertauschte, in Neapel. Hier bekam er einst einen verdrießlichen Rechtshandel, den er, trotz aller angewandten Bemühungen, nicht schlichten konnte, und welcher unter den Händen der Advokaten, deren man damahls in der Stadt Neapel gegen 8000 zählte, in einen langwierigen Prozeß auszuarten schien. Endlich glaubte er, daß die Verwendung der Prinzessinn Belmonte für ihn bey den Richtern das beste Mittel zur baldigen Schlichtung desselben seyn dürfte. Er war in ihrem Hause bekannt, und begab sich eines Tages in dieser Absicht zu ihr. Die Prinzessinn war bey guter Laune, und von Metastasio's Talent, zu improvisiren, unterrichtet, sagte sie ihm, daß sie nicht ermangeln würde, sich mit allen Kräften für ihn zu verwenden, wenn er ihr seinen Fall auf der Stelle im Gesang vortragen würde. Metastasio weigerte sich, theils seine Zerstreuung durch diesen Rechtshandel, theils seinen Mangel an Übung im Improvisiren vorschützend; allein vergebens! er mußte sich fügen. Nun sang er sein Leiden, das ihm dieser Streit verursache, nebst allen Umständen desselben, wie er weder ruhen noch arbeiten könne, wie ihn die Advokaten behandelten, nebst einer trefflichen Charakteristik der Neapolitanischen Justiz, theils so rührend und dann wieder so äußerst komisch und beißend, daß die Prinzessinn bald Thränen der Theilnahme, bald die des Lachens vergoß, überhaupt aber davon so entzückt ward, daß sie ihm versprach, die Sache solle und müsse ohne weiteres abgethan werden, in einigen Tagen habe er sich zu einer bestimmten Stunde wieder zu ihr zu verfügen.

Zu der festgesetzten Zeit fand Metastasio sich in dem Zimmer seiner Beschützerinn wieder ein. Aber wie groß war nicht die Betretenheit des von Natur schon sehr schüchternen Dichters, als er hier eine Gesellschaft der vorzüglichsten Personen von Neapel nebst den Richtern antraf, denen der Ausspruch über den Prozeß zukam, und als ihm von der Dame des Hauses die Eröffnung gemacht ward: die Gesellschaft sey hier, sein Improviso über seine Angelegenheit ihn nochmahls vortragen zu hören. „Dieß ist mir nicht möglich!" antwortete er. „Warum?" war die Frage. „O dieses habe ich sogleich vergessen." „Nun, antwortete die Dame, so improvisiren Sie auf's neue." Mit diesen Worten stand er in einem fest um ihn geschlossenen Kreis, und er mochte nun Lust fühlen oder nicht, er mußte sich dazu verstehen. Hier sang er nun fast eine halbe Stunde lang eine Art von Ilias, reich mit Episoden versehen, aber voll Haltung, mit einzelnen, an die gegenwärtigen Zuhörer gerichteten Ottaven, so daß nach dessen Beendigung Alle in der größten Extase des Entzückens auf ihn zuflogen, und ihn mit Liebkosungen überhäuften. Die Prinzessinn behauptete, das letztere Improviso sey in allen Theilen von dem ersteren verschieden, und er selbst, so bescheiden er übrigens war, erklärte sehr naiv: „das Improvisiren gefällt mir nicht, aber vielleicht ist es mir noch nie so gut gelungen, als dieses Mahl; soll ich aber noch besser improvisiren, so wird man mich dazu vorher erst schlagen müssen."

Am Tage darauf ward sein Prozeß zu seiner Beruhigung, so wie nach seinem Wunsch geschlichtet. Aber von dieser Zeit an gab er das Improvisiren gänzlich auf.

Der ausgezeichnetste Improvisatore in Rom ist gegenwärtig ein Trasteveriner, der seines Handwerks ein Wollenkrämer ist, und deßhalb der Lanaro genannt wird. Er ist einige dreyßig Jahre alt, und ein Mann von einem eben so viel versprechenden als gebildeten und empfehlenden Äußern. Es ist zu bedauern, daß durch das gemeine Handwerk, das er treibt, wie durch drückende Familiensorgen, in diesem Menschen ein in der That sehr großes Dichtertalent verloren gehen muß; denn er ist nicht bloßer Reimschmidt, wie der größte Theil der Italiänischen Stegreifsänger, sondern wirklicher Dichter, ohne es selbst bestimmt zu wissen. Seine improvisirten Gesänge sind höchst bilderreich, und voll von feinen Sentenzen, kräftig und lieblich, ja sogar öfters überraschend und originell. Gibt man ihm ein Thema auf, so braucht er nur wenige Minuten, sich so darauf vorzubereiten, daß es zum Vergnügen der Zuhörer ausgeführt wird. Den Homer, Virgil und Ovid kennt er, nach Italiänischen Übersetzungen, fast auswendig; und so hat er auch die ältere Mythologie wie die Römische Geschichte sehr gut inne. Noch immer erinnern wir uns mit großem Vergnügen zweyer von ihm improvisirten Gesänge, auf den Vorzug der Pallas vor Venus, und auf die Einnahme Roms durch Brennus, welche

beyde in einer Gesellschaft ihm aufgegeben worden waren! —

Der Mensch.

Der Mensch hat ewige Begleiter,
Mit denen er durch's Leben wallt;
Von seiner Wiege, wo ihn heiter
Der Mutter lieblich Lied umhallt,
Bis zu der Gruft, der Wiege höhern Lebens,
Durchwandeln sie mit ihm die Bahn des Strebens.

In seinem engen Raum belebet
Die Unschuld ihn und Fröhlichkeit;
Der Jugend Blumenpfad umschwebet
Der Schwestern himmlisches Geleit,
Und sorglos darf er Wunderblüthen pflücken,
Die unverwelklich ihren Busen schmücken.

Er scheidet ohne Dank und Thränen
Vom höchsten Glück, vom reinen Sinn!
Ein gift'ger Hauch, ein eitles Wähnen,
Begierde reißt ihn zu sich hin,
Und bald ist er, durch Irrlichtsschein betrogen,
Ein schwankend Rohr auf wilden Lebenswogen.

Vom Strudel schreckenvoll ergriffen,
Fängt ihn die Freundschaft liebreich auf,
Sie lehrt ihn muthig weiter schiffen,
Sie zeiget ihm den sichern Lauf,
Und sucht des Jugendtraumes Dunstgestalten
Im engen Raum der Wirklichkeit zu halten.

Doch mildern kann sie nur, nicht dämpfen;
Vermählt erzeugte Gluth und Geist
Den Ehrgeitz, tollkühn fort zu kämpfen,
Bis seines Schicksals Fessel reißt;
Drum mag Erfahrung freundlich ihn ermahnen,
Der Wille herrscht und überstürmt die Bahnen.

Schon hat er, keck und ungezügelt,
Mit seinem eignen Daseyn Streit,
Da öffnet Liebe leicht beflügelt
Ihm ihres Reiches Herrlichkeit,
Und schnell gebannt im fessellosen Schweifen,
Versucht's der Mensch sich selber zu begreifen.

Gebändigt sind die mächt'gen Flammen,
Das Wahre scheidet er vom Traum,
Er drängt sich in sich selbst zusammen,
Und schafft die Welt auf engem Raum;
Was nie er fand in unermeßnen Weiten,
Das Glück, wird zu der Hütte ihn begleiten.

Erfahrung, die er einst verschmähte,
Gibt segnend, als Versöhnungspfand,
Zum Ziele, das er sich erspähte,
Den Stab ihm freundlich in die Hand;
Durch sie, mit der Zufriedenheit verbündet,
Wird, Stürmen trotzend, fester Bau begründet.

Und Hoffnung, die mit Geisterhauchen
Sich sehnend stets an ihn geschmiegt,
Wird sich im Strahl der Wahrheit tauchen,
Daß leicht der Täuschung Bild zerfliegt;
So mag der Mensch, vom Schwankenden verlassen,
Auf Lebenshöh'n des Daseyns Säule fassen.

Ach! denkt er weilend hier zu schauen,
Ergreift ihn schnell des Scheidens Qual,
Und wallet nun mit leisem Grauen
Der Pilger wehmuthsvoll zum Thal,
Dann bleibt, daß mit der Zukunft er sich söhnt,
Erinn'rung Echo der verklung'nen Töne.

Vergangenes, am Ew'gen lehnend,
Verklärt der thränenschwere Blick,
Doch bringt er, jahrelang ersehnend,
Minuten nimmer sich zurück;
So dringen, ehrt in Duldung er die Schranken,
Zu Göttlichem die himmlischen Gedanken.

Wenn Silberstrahl sein Haupt umkränzet,
Dann streift er Irdisches schon ab;
Das Bild der Religion umglänzet,
Die Schrecken scheuchend, ihm sein Grab;
Und Friede wird an seinem Lager lauschen,
Der Augen Licht mit ew'gem zu vertauschen.

Sein Sehnen himmelwärts gewendet,
Erringt er sich die heil'ge Ruh';
Der Geist hat hier sein Werk vollendet,
Drum schwebt er froh der Heimath zu;
Im Unschuldsweh'n läßt Seligkeit sich nieder,
Und seine Jugend hat er plötzlich wieder.

F. W. Gubitz.

Gedanken.

So lange Du noch nicht die Kunst verstehst, in Sprache, Ton, Blick, Geberde, Stirnfaltung und Muskelzug des Menschen jedes Mahl den Puls zu finden, an dem Du die Bewegungen seines innern Getriebes, seine geheimsten Gedanken und tiefsten Falten gleichsam abstehlen und berechnen kannst: so rühme Dich noch nicht, dem künstlichsten Mechanismus der Schöpfung auf die Spur gekommen zu seyn, das heißt: den Menschen zu kennen.

Nichts ist drolliger, als Leute ohne hinreichende Erfahrung oder Ein-, Um- und Tiefsicht in gewissen Angelegenheiten guten Rath ertheilen zu sehen, wo die klügsten, erfahrensten und hellsten Köpfe keinen wissen, oder doch wenigstens keinen sogleich in Bereitschaft haben.

Die meisten Menschen glauben sich zu dem undankbarsten Geschäfte, Andere zu hofmeistern und ihnen guten Rath zu geben, berufen; und wirklich ist dieser Berufs- und Hülfstrieb fast der einzige im Menschen, der noch am wenigsten von grobem Egoismus erzeugt und geleitet wird. Allein nur sehr Wenige sind zu Orakeln wirklich berufen, und diese Wenigen muß man herzlich bedauern, daß ihre Rathschläge so selten gehört, befolgt und — belohnt werden.

Zwischen Recht und Convenienz ist sehr oft

ein eben so großer Unterschied, als zwischen Gesetz und Connivenz.

Es gibt Leute, die es in der höhern Kunst, liederlich zu seyn, so weit gebracht, und sich dadurch so beliebt gemacht haben, daß es sich selbst die ordentlichsten Leute zur Pflicht, ja wohl gar zur Ehre anrechnen, recht thätiges Mitleid mit ihnen zu haben, wenn Noth und Umstände sie zu nöthigen drohen, ordentlich und ökonomisch zu werden; und man sorgt eifrigst dafür, daß jene, oft eignes wie fremdes Hab und Gut kostende, Kunst nie so weit sinke, daß sie nach Brode gehen müßte.

Ein Mensch, der nie das volle Zutrauen fassen kann, daß jemand ganz ehrlich mit ihm umgehe, ist oder war entweder selbst ein Schelm, oder will es werden, oder macht Andere dazu.

Von zehn tausend Menschen, selbst vom bessern Schlage, erwirbt sich kaum Einer das hohe Recht, die öffentliche Meinung in Absicht auf sich verachten zu dürfen.

Keine Tugend wird häufiger nachgeäfft, und mit wenigerem Glücke nachgeahmt, als die — Bescheidenheit.

Um die Herzen ohne Zwang aufzuschließen, wenn man in ihnen lesen will, muß man mehr als Einen Schlüssel und Dietrich in Bereitschaft haben.

Leute ohne Erziehung sind mir immer noch um etwas werther, als Leute von schiefer oder zu künstlicher Erziehung.

Wiederhohlet euern Zöglingen öfterer das, was sie thun, als das, was sie lassen sollen.

Bildet doch ja eure Kinder erst zu guten Menschen, ehe ihr sie im guten Tone unterrichtet und zu feinen Menschen machen wollt: sie möchten im umgekehrten Falle durch die zu früh aufgepreßte Feinheit an natürlicher Güte verlieren, und endlich das Gutseyn selbst bloß in den sogenannten guten Ton setzen lernen.

Weiber beginnen unsere Erziehung in der Wiege; Weiber vollenden sie in der Ehe. Kein Hagestolz hat daher Anspruch auf vollendete Erziehung.

Inschriften von Schiller.

Ein ideenreicher Künstler (Landbaumeister J. Atzel in Ehingen an der Donau) beschäftigte sich im J. 1781 mit Entwürfen von Denkmählern, die großen Deutschen gesetzt werden sollten. Um Inschriften auf diese Denkmähler ersuchte er seinen vertrauten Bekannten Schiller, und dieser dichtete dann die vier folgenden:

Auf Luther:
Martinus Lutherus
in terra notus
Et coelo et inferno.

Auf Keppler:
Joannes Kepplerus
Fortuna major
Neutoni
per sidera
Ductor.

Auf Haller:
Corpori leges
Animo officia
Assignavit.

Auf Klopstock:
Gratiam
cecinit
Terris et Inferis.

Notitzen.

Wien, den 16. Dec. — Eine Woche hindurch unterhält sich das Publikum mit einem neuen localen Lustspiele, welches der Verfasser des Zwirnhändlers (Herr Kringsteiner) für das k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt, unter dem Titel: Übles und Gutes, bearbeitet hat. Es wäre unbillig, von diesem Theater, so wenig als von den Neben-Theatern anderer Hauptstädte, ästhetische Kunstwerke in Rücksicht des Planes, der Ausführung und der Sprache zu fordern, sie sollen unterhalten, und die Sitten nicht verderben; denn von der Meinung, daß die Theater eine Schule der Sitten seyn sollten, ist man schon lange abgekommen. Kann man von einem solchen Dichter noch sagen: ridendo castigat mores, so hat er seinen Zweck vollkommen erfüllt, und verdient den Dank des Publikums. Der Verfasser des obbenannten Stückes ist diesen Erfordernissen redlich getreu geblieben. Eine beschossene und eroberte Stadt gibt ihm Gelegenheit, die Sitten und Unarten eines Theils seiner Landsleute, als: die Eßliebe der Männer, ihre politische Kannengießerey und Leichtgläubigkeit, den Stolz und die Ungezogenheiten mancher, mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen handelnder Gewerbsleute, den Luxus der Dienstbothen, endlich die zuvorkommende, wegwerfende Zudringlichkeit des schönen Geschlechts gegen das einrückende feindliche Militär, die wir leider bey vielen unserer schönen Landsmänninnen, selbst aus den gebildeten Ständen, bemerkt haben, auf eine wahre, nicht übertreibende Art darzustellen. — Auch die Schauspieler, vorzüglich Mad. Sartory und Amdling, Dlle. Riedmüller, die Herren Joh. Sartory und Ignaz Schuster, trugen durch ihr wahrhaft comisches Spiel das ihrige bey, dem Publikum einen angenehmen Abend zu verschaffen. X''.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.

Der Sammler.

Donnerstag, den —— 152. —— 21. December 1809.

Joseph Haydn *).

Joseph Haydn wurde am 31. März 1732 zu Rohrau, einem Dorfe in Nieder-Österreich, im Viertel Unter-Wienerwald nahe an der Ungarischen Gränze, unweit des Städtchens Bruck an der Leitha, geboren. Von zwanzig Kindern, die sein Vater Mathias, ein Wagner von Profession, in zwey Ehen erzeugt hatte, war Joseph das älteste. Nach Handwerksgebrauch hatte sich der Vater in der Fremde umgesehen, und während seines Aufenthalts zu Frankfurt am Mayn die Harfe zu klimpern gelernt. Er setzte als Meister in Rohrau die Übungen auf diesem Instrumente zur Erhohlung nach der Arbeit fort; die Natur hatte ihn auch mit einer guten Tenor-Stimme ausgestattet, und seine Gattinn, Anne Marie, begleitete das Saitenspiel mit ihrem Gesange. Die Melodien dieser Lieder hatten sich so tief in Joseph Haydn's Gedächtniß geprägt, daß er sich derselben noch in seinem höchsten Alter erinnerte. — Eines Tages kam der Schul-Rector aus dem benachbarten Städtchen Haimburg, ein entfernter Anverwandter der Haydn'schen Familie, nach Rohrau. Meister Mathias und seine Gattinn gaben nach ihrer Weise ein kleines Conzert, der 5jährige Joseph saß neben den Ältern und strich einen Stab auf dem linken Arme, als wenn er auf der Violin accompagnirte. Dem Schullehrer fiel es auf, daß der Knabe den Tact so richtig beobachte; er schloß daraus auf gute Anlagen zur Musik, und rieth den Ältern, ihren Sepperl (ein Österreichisches Deminutiv von Joseph) nach Haimburg zu schicken, damit er zur Erlernung einer Kunst angehalten würde, die ihm die Aussicht, mit der Zeit „ein geistlicher Herr zu werden," unfehlbar eröffnete. Freudig ergriffen die Ältern, als eifrige Verehrer der Geistlichkeit, diesen Antrag, und im sechsten Jahre kam Joseph Haydn zum Schul-Rector nach Haimburg. Hier erhielt er Unterricht im Lesen und Schreiben, im Katechismus, im Singen, und fast in allen Blas- und Saiten-Instrumenten, sogar im Paukenschlagen. „Ich verdanke es diesem Manne noch im Grabe, sagte Haydn öfters, daß er mich zu so vielerley angehalten hat, wenn ich gleich dabey mehr Prügel als zu Essen bekam."

Haydn, der damahls schon um der Reinlichkeit willen die Perüke trug, mochte etwa drey Jahre in Haimburg gewesen seyn, als der Hof-Kapellm. Reutter aus Wien, welcher die Musik in der Stephanskirche dirigirte, seinen Freund, den Dechanten in Haimburg, besuchte. Reutter erzählte dem Dechanten, daß ihm seine älteren Chorknaben, deren Stimmen zu brechen anfingen, unbrauchbar würden, und daß er sie mit

*) Wir glauben den ersten Jahrgang des Sammlers nicht besser als mit einer kurzen Biographie unsers unsterblichen Landsmannes Haydn schliessen zu können. Sie kommt aus der Feder seines Freundes, des königl. Sächsischen Legations-Rathes, Herrn Georg August Griesinger, der selbe in der allgemeinen musikalischen Zeitung abdrucken ließ, und die wir hier mit einigen Abkürzungen mittheilen.

jüngeren Subjecten ersetzen müsse. Der Dechant schlug den 8jährigen Haydn vor, und er wurde nebst dem Schulmeister sogleich herbey gerufen. Lüstern schielte der kümmerlich genährte Sepperl nach den Kirschen, die auf dem Tische des Dechanten standen; Reutter warf ihm einige Hände voll in den Hut, und er schien mit den Lateinischen und Italiänischen Strophen, die Haydn singen mußte, wohl zufrieden. Kannst du auch einen Triller machen? fragte Reutter. Nein, sagte Haydn, denn das kann selbst mein Herr Vetter nicht. Den Schullehrer brachte diese Antwort in große Verlegenheit, und Reutter lachte darüber aus vollem Halse. Er zeigte die mechanischen Vortheile, um einen Triller hervor zu bringen. Haydn machte es ihm nach, und der dritte Versuch gelang. „Du bleibst bey mir," sagte Reutter. Bald erfolgte der Abschied von Haimburg, und Haydn kam als Schüler in das Kapellhaus der Stephanskirche in Wien, wo er bis in sein sechszehntes Jahr blieb.

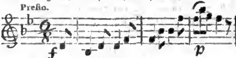
Außer dem nach damahliger Art nothdürftigen Unterricht im Lateinischen, in der Religion, im Rechnen und Schreiben, hatte Haydn im Kapellhause sehr tüchtige Lehrer auf verschiedenen Instrumenten, und besonders im Singen. Unter den letztern war der bey der Hofmusik angestellte Chorist Gegenbauer, und ein eleganter Tenorist, Finsterbusch. In der theoretischen Musik wurde im Kapellhause kein Unterricht ertheilt, und Haydn erinnerte sich, darin nur zwey Lectionen von dem braven Reutter erhalten zu haben. Reutter ermunterte ihn aber, die Motetten und Salve, welche er in der Kirche absingen mußte, auf beliebige Art zu variiren, und diese Übung brachte ihn früh auf eigene Ideen, welche Reutter verbesserte. Er lernte auch Matthesons vollkommenen Kapellmeister, und Fuxens Gradus ad Parnassum in Deutscher und Lateinischer Sprache kennen — ein Buch, das er noch im hohen Alter als classisch rühmte, und wovon er ein stark abgenütztes Exemplar aufbewahrt hatte. Mit unermüdeter Anstrengung suchte sich Haydn Fuxens Theorie verständlich zu machen; er ging seine ganze Schule practisch durch, er arbeitete die Aufgaben aus, ließ sie einige Wochen liegen, übersah sie alsdann wieder, und feilte so lange daran, bis er es getroffen zu haben glaubte. „Das Talent lag freylich in mir: dadurch und durch vielen Fleiß schritt ich vorwärts." Im Drange seiner Fantasie wagte er sich schon an acht- und sechszehnstimmige Compositionen. „Ich glaubte damahls, es sey alles recht, wenn nur das Papier hübsch voll sey; Reutter lachte über meine unreifen Producte, über Sätze, die keine Kehle und kein Instrument hätte ausführen können, und er schalt mich, daß ich sechszehnstimmig componirte, ehe ich noch den zweystimmigen Satz verstünde."

Haydn erhielt seine Entlassung aus dem Kapellhause im sechszehnten Jahr, weil seine Stimme gebrochen war; er konnte nicht die mindeste Unterstützung von seinen armen Ältern erwarten, und mußte daher suchen, sich bloß durch sein Talent fortzubringen. Er bezog in Wien ein armseliges Dachstübchen (im Hause No. 1220 am Michaelerplatze) ohne Ofen, worin er kaum gegen den Regen geschützt war. Unbekannt mit den Annehmlichkeiten des Lebens war seine ganze Zeit zwischen Lectiongeben, dem Studium seiner Kunst, und practischer Musik getheilt. Er spielte bey Nachtmusiken und in den Orchestern um's Geld mit, und er übte sich fleißig in der Composition, denn „wenn ich an meinem alten, von Würmern zerfressenen Clavier saß, beneidete ich keinen König um sein Glück." Um diese Zeit fielen Haydn die sechs ersten Sonaten von Eman. Bach in die Hände; „da kam ich nicht mehr von meinem Clavier hinweg, bis sie durchgespielt waren, und wer mich gründlich kennt, der muß finden, daß ich dem Eman. Bach sehr vieles verdanke, daß ich ihn verstanden und fleißig studirt habe; Emanuel Bach ließ mir auch selbst einmahl ein Compliment darüber machen."

In demselben Hause, worin Joseph Haydn einquartirt war, wohnte auch der berühmte Dichter Metastasio bey der Familie v. Martinez. Haydn mußte einem Fräulein vom Hause Unterricht im Singen und Clavierspielen geben, und erhielt dafür 3 Jahre lang die Kost umsonst. Bey Metastasio lernte er auch den schon bejahrten Kapellmeister Porpora kennen. Porpora unterrichtete die Geliebte des Venetianischen Bothschafters, Correr, im Singen, und weil Porpora zu vornehm und zu gemächlich war, um selbst auf dem Fortepiano zu accompagniren, so übertrug er dieses Geschäft unserem Giuseppe. „Da fehlte es nicht an Asino, Coglione, Birbante und Rippenstößen; aber ich ließ mir alles gefallen, denn ich profitirte bey Porpora im Gesange, in der Composition und in der Italiänischen Sprache sehr viel." Correr reiste im Sommer mit der Dame in das damahls sehr besuchte Bad zu Mannersdorf unweit Bruck; Porpora begab sich auch dahin, um seine Lectionen fortzusetzen, und er nahm Haydn mit sich. Drey Monathe hindurch versah hier Haydn Bedientendienste bey Porpora, er speiste an Correr's Officianten-Tafel, und bekam monathlich 6 Ducaten. Er mußte

hier zuweilen bey einem Prinzen von Hildburghausen dem Porpora, in Gegenwart Glucks, Wagenseils und anderer berühmter Meister, am Clavier accompagniren, und der Beyfall solcher Kenner diente ihm zur besonderen Aufmunterung.

Baron Fürnberg lud öfters Haydn und Albrechtsbergern (einen Bruder des bekannten Contrapunctisten, der das Violoncell spielte), auf sein bey Mölk liegendes Gut Weinzierl, wo sie mit dem Pfarrer und dem Verwalter des Ortes Quartetten aufführten. Fürnberg forderte Haydn auf, etwas zu componiren, das von diesen vier Kunstfreunden aufgeführt werden könnte. Haydn, damahls 18 Jahre alt, nahm den Antrag an, und so entstand sein erstes Quartett



welches gleich nach seiner Erscheinung ungemeinen Beyfall erhielt, wodurch er Muth bekam, in diesem Fache weiter zu arbeiten.

Die strengen Theoretiker fanden indessen an Haydns Compositionen manches auszusetzen, und sie schrieen besonders über Herabwürdigung der Musik zu komischen Tändeleyen. Er ließ sich dadurch nicht irre machen, denn er hatte sich bald überzeugt, daß man bey der ängstlichsten Befolgung der Regeln öfters die geschmack- und empfindungslosesten Arbeiten liefere, daß bloße Willkür vieles zur Regel gestempelt habe, und daß absolut in der Musik nur dasjenige verbothen sey, was das feine Ohr beleidige.

Anfangs erhielt Haydn für seine Lectionsstunden monathlich 2 Gulden, nach und nach stieg aber der Preis bis zu 5 Gulden, und nun konnte er sich schon nach einem erträglicheren Quartiere umsehen. Während er auf der Sailerstadt wohnte, wurden ihm seine wenigen Habseligkeiten sämmtlich gestohlen. Haydn schrieb seinen Ältern, sie möchten ihm doch Leinwand zu einigen Hemden schicken; der Vater kam nach Wien, brachte dem Sohn ein Siebzehn-Kreuzerstück und die Lehre: „Fürchte Gott, und liebe deinen Nächsten!" Durch die Freygebigkeit guter Freunde sah Haydn seinen Verlust bald wieder ersetzt; der eine ließ ihm ein schwarzes Kleid machen, der andere beschenkte ihn mit Wäsche u. dgl. m., und Haydn erhohlte sich durch einen zweymonathlichen Aufenthalt beym Baron Fürnberg, der ihn nichts kostete. Haydn wurde auch in dieser Periode für jährliche 60 Gulden Vorspieler bey den barmherzigen Brüdern in der Leopoldstadt. Hier mußte er an Sonn- und Feyertagen um 8 Uhr Morgens in der Kirche seyn, um 10 Uhr spielte er die Orgel in der damahligen gräfl. Haugwitzischen Kapelle, und um 11 Uhr sang er in der Stephanskirche. Jeder Gottesdienst wurde ihm mit siebenzehn Kreuzern bezahlt. Des Abends ging Haydn öfters mit seinen musikalischen Kameraden cassaten (Ständchen halten), wo gewöhnlich etwas von seiner Composition aufgeführt wurde, und er erinnerte sich, um das Jahr 1753 ein Quintett zu diesem Endzweck aufgesetzt zu haben.

Einst brachte er der Frau eines damahls sehr beliebten komischen Schauspielers, Kurz, gewöhnlich Bernardon genannt, ein Ständchen. Kurz kam auf die Straße, und fragte nach dem Compositor der so eben gespielten Musik. Kaum hatte sich der ungefähr 19jährige Haydn genannt, als Kurz in ihn drang, daß er ihm eine Oper componiren solle. Vergebens schützte Haydn seine Jugend vor, Kurz flößte ihm Muth ein, und Haydn componirte wirklich die Oper: der krumme Teufel — eine Satyre auf den hinkenden Theater-Director Affligio, die auch deßwegen nach dreymahliger Aufführung verbothen wurde.

Haydn verweilte gern bey der Geschichte seiner ersten Oper-Composition, weil sie ihn an viele komische Züge Bernardons erinnerte. Harlekin entrann im krummen Teufel den Fluthen; um dieses mahlerisch darzustellen, legte sich Bernardon seiner ganzen Länge nach über einige Stühle, und ahmte alle Bewegungen eines Schwimmenden nach. „Sehts nit, wie i schwimm! Sehts nit, wie i schwimm!" rief Kurz dem am Clavier sitzenden Haydn zu, welcher sogleich, zur großen Zufriedenheit des Dichters, in einen 6/8 Tact einfiel. — Als Haydn mit seiner Oper fertig war, brachte er sie zu Kurz. Die Magd wollte ihn abweisen, weil ihr Herr jetzt studiere. Wie sehr erstaunte aber Haydn, als er durch ein Fenster an der Thür den Bernardon vor einem großen Spiegel stehen, Gesichter schneiden, und mit Händen und Füßen die lächerlichsten Contorsionen machen sah. Das waren die Studien des Hrn. Bernardon. — Haydn erhielt für seine Oper 24 Ducaten, eine Summe, womit er sich damahls für einen sehr reichen Mann hielt.

Neben der practischen Musik und dem Unterricht darin war Haydn unermüdet in eigenen Compositionen. Viele seiner leichten Clavier-Sonaten, Trios u. dgl. m. fallen in diese Epoche, und er nahm dabey meistens auf das Bedürfniß und die Fähigkeit seiner Schüler Rücksicht.

Nur wenige Originale sind ihm geblieben: er verschenkte sie, und hielt sich für geehrt, wenn man sie annahm; er wußte nichts davon, daß die Musikhändler gute Geschäfte damit machten, und er verweilte mit Wohlgefallen vor den Gewölbern, wo die eine oder die andere seiner Arbeiten im Drucke zur Schau gestellt war.

Im Jahre 1759 wurde Haydn in Wien bey dem Grafen Morzin als Musik-Director mit 200 Gulden Gehalt, freyer Wohnung und Kost an der Officianten-Tafel, angestellt. Hier genoß er endlich des Glücks einer sorgenfreyen Existenz; es ging ihm ganz gut. Der Winter wurde in Wien, und der Sommer in Böhmen, in der Nähe von Pilsen, zugebracht.

Haydn hatte in dem Hause eines Friseurs in Wien (auf der Landstraße), Nahmens Keller, öfters Unterstützung erhalten; er unterrichtete auch dessen älteste Tochter in der Musik, und seine Neigung zu ihr wuchs bey näherer Bekanntschaft; allein sie begab sich in ein Kloster, und nun entschloß sich Haydn, da sein Fortkommen durch einen fixen Gehalt einiger Maßen gedeckt war, auf dringendes Zureden des Friseurs und aus Dankbarkeit gegen ihn, dessen zweyte Tochter zu heirathen. Haydn zeugte keine Kinder in dieser Ehe; „mein Weib war unfähig zum Kindergebären, und daher war ich auch gegen die Reitze anderer Frauenzimmer weniger gleichgültig." Überhaupt war seine Wahl nicht glücklich ausgefallen, denn seine Gattinn war von einem gebietherischen, unfreundlichen Charakter. Sie starb im Sommer 1800 zu Baaden bey Wien.

Als Musik-Director im Dienste des Grafen Morzin componirte Haydn seine erste Symphonie



Des Grafen Vermögensumstände kamen in kurzer Zeit in Unordnung, er mußte daher sein Orchester entlassen, und Haydn kam am 19. März 1760 als Kapellmeister zu dem Fürsten Nik. Esterhazy, dem die eben angeführte Symphonie gefallen hatte, mit einem Gehalte von 400 fl. und andern Emolumenten. (Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Wien, den 17. Dec. — Gestern wurde im k. k. Hof-Theater nächst der Burg zum ersten Mahle gegeben: Der verbannte Amor, oder die argwöhnischen Eheleute, ein Lustspiel in 4 Aufzügen, von Hrn. v. Kotzebue. — Zween Brüder, der eine Professor, der andere Arzt, hatten vor 10 Jahren zwo Schwestern geheirathet. Der Professor und die Doctorinn haben das Unglück, von der Störerinn so manches häuslichen Glücks, der Eifersucht, gequält zu seyn, durch deren täuschende Brille sie alles sehen, was um sie herum vorgeht. Daraus entstehet dann eine Menge von Irrungen und Mißverständnissen, zu welchen eine Pflegetochter, ein Student, eine Freundinn der Professorinn, und eine Schauspielerinn unwillkürlich, der Gärtner im Hause aber durch eigennützige Klatschereyen vieles beytragen. Die Entwickelung dieser Mißverständnisse, nach der man sich am Ende wirklich zu sehnen anfängt, macht den vierten Act zum interessantesten.

Dieses Lustspiel, ohne in die erste Reihe von Kotzebue's Werken zu gehören, unterhält doch sehr angenehm durch fröhlichen Scherz, komische Situationen, und jene Lebhaftigkeit und Eleganz im Dialog, wodurch jedes Kotzebue'sche Product unverkennbar seyn würde, wenn auch sein Nahme nicht auf dem Zettel stünde. Es ist eines von jenen Stücken, die vorzüglich auf gutes Spiel berechnet sind, und so hat es wahrlich nicht in bessere Hände gerathen können. Man müßte alle Mitspielenden nennen, wenn man die Nahmen derjenigen aufführen wollte, die zum Gelingen dieses Lustspiels durch Kunst und Fleiß beygetragen haben; doch sehen wir uns verpflichtet, des Herrn Koberwein, der Mad. Weissenthurn, der Mad. Rivolla, und des Hrn. Weidmann, dieses Einzigen Schauspielers, den man nie auch nur mittelmäßig, viel weniger nachlässig spielen sieht, mit besonderem Lobe zu erwähnen. Hr. Koberwein wird die Hoffnung bald zur Gewißheit machen, daß er einst unseren unübertrefflichen Lange in Conversations-Rollen ersetzen werde. Eifersüchtige Ehemänner oder Liebhaber waren stets ein Fach, in welchem dieser Deutsche Garrick einen großen Theil seiner Lorbeern pflückte; und wahrlich, man kann diese unglückliche Leidenschaft nicht treffender, nicht natürlicher in allen ihren Nüancen darstellen, als gestern Herr Koberwein that. Das nähmliche dürfen wir von Mad. Weissenthurn rühmen, die in diesem Lustspiele sich selbst übertraf. Mad. Rivolla zeigte sich als Schauspielerinn von vielem Verstande; denn der Argwohn des, überall Nebenbuhler witternden Professors, daß sie ein Mann sey, wurde noch weit mehr durch den Ton ihrer Stimme, durch ihre Haltung, ihre Manieren und Geberden unterstützt, als selbst durch die Worte, die ihr der Autor in den Mund legt. Hr. Weidmann . . . doch, was sollen wir von dem sagen? Es ist genug, zu hören, daß er gespielt habe, um zu wissen, daß er meisterhaft spielte.

Das Stück hat mit Recht vielen Beyfall erhalten, der vielleicht allgemein gewesen wäre, wenn der Autor es in drey Acte zusammen gezogen, und statt acht Mißverständnissen, deren nur fünf oder sechs statuirt hätte, wodurch viele Wiederhohlungen (von denen die auffallendste zwey fast ganz ähnliche, dicht auf einander folgende Scenen im zweyten Acte sind) hätten vermieden, und unter die ersparten Irrungen, zum Vortheil des Stückes, jene mit der Puppe hätte gezählt werden können.

Übrigens scheint Hr. v. Kotzebue die Gewohnheit des hiesigen Theatre besuchenden Publicums, immer schon bey der vorletzten Scene des Stückes mit großem Geräusche aufzubrechen, schon vergessen zu haben, da er gerade die schönste Stelle des Lustspiels, die reitzenden Verse, die von Hrn. Roose so classisch, und von den beyden Kindern so artig declamirt wurden, zum Schlusse des Stücks gewählt hat, und von denen man — Dank sey es jener Gewohnheit — kaum die Hälfte verstehen konnte. Was bey diesem früheren Aufbrechen, das uns schon so manche schöne Schluß-Scene verdarb, gewonnen wird, ist nicht wohl einzusehen. Dem Gedränge wird nicht ausgewichen, es wird nur früher begonnen. Vielleicht besorgen die Damen, daß das Soupee kalt, oder die Herren, daß die Nacht für Hymen und Amor zu kurz werden möchte? — —

M.



Der Sammler

Samstag, den —— 153. —— 23. December 1809.

Joseph Haydn.

(Fortsetzung.)

Haydn's Vater genoß noch das Vergnügen, seinen Sohn in der blauen, mit Gold besetzten Hausuniform zu sehen, und von dem Fürsten viele Lobsprüche über das Talent seines Sohnes zu hören. Kurze Zeit nach diesem Besuch stürzte, als Meister Mathias eben bey der Arbeit war, ein Holzstoß neben ihm zusammen; es wurden ihm einige Rippen zerbrochen, und er starb bald darauf.

Fürst Nikolaus Esterhazy war ein geschmackvoller Kenner und leidenschaftlicher Liebhaber der Tonkunst, auch ein guter Violinspieler. Er hatte eine eigene Oper, Komödie, ein Marionetten-Theater, Kirchen- und Kammer-Musik. Haydn hatte die Hände voll zu thun; er componirte, er mußte alle Musiken dirigiren, alles einstudieren helfen, Unterricht geben, sogar sein Clovier im Orchester selbst stimmen. Er verwunderte sich öfters, wie es ihm möglich gewesen sey, so vieles zu schreiben, da er so manche Stunden durch mechanische Arbeiten verlieren mußte. Die Haydn'schen Compositionen von 163 Stücken auf das Boriton, das Lieblings-Instrument des Fürsten Nikolaus Esterhazy, vom Oratorium Il Ritorno di Tobia, von vielen Messen, Kirchenstücken und Opern, desgleichen von vielen Trios, Quartetten, Liedern, Conzerten und Symphonien gehören in die Periode von 1761 bis 1790, wo Fürst Nikol. Esterhazy mit Tode abging. Haydn brachte diese dreyßig Jahre meistens zu Eisenstadt in Ungarn, mit seinem Fürsten zu, und nur im Winter kam er auf 2 bis 3 Monathe nach Wien. Er wußte es selbst nicht, wie berühmt er im Auslande war, und er erfuhr es nur zuweilen durch reisende Fremde, die ihn besuchten. Viele derselben, auch Gluck, riethen ihm, nach Italien und Frankreich zu reisen; aber seine Furchtsamkeit und seine beschränkte Lage hielten ihn zurück, und wenn er gegen seinen Fürsten ein Wort davon fallen ließ, so drückte ihm dieser ein Dutzend Ducaten in die Hand, und nun ließ er wieder alle solche Projecte fahren. Haydn glaubte selbst, daß er bey seinen guten Fundamenten im Gesang und in der Instrumental-Begleitung ein vorzüglicher Opern-Compositeur geworden wäre, wenn er das Glück gehabt hätte, nach Italien zu kommen. Zwey Mahl betraf ihn der Unfall, daß ihm sein Haus in Eisenstadt abbrännte, und jedes Mahl ließ es der Fürst wieder aufbauen; einige Haydn'sche Opern und andere Compositionen wurden dabey ein Raub der Flammen, und es existirt schwerlich noch eine Copie davon.

Wenn übrigens Haydn's äußere Lage nichts weniger als glänzend war, so verschafte sie ihm dagegen zur Ausbildung seines vielseitigen Talents die beste Gelegenheit. „Mein Fürst war mit allen meinen Arbeiten zufrieden, ich erhielt Beyfall, ich konnte als Chef eines Orchesters Versuche machen, beobachten, was den

Eindruck hervor bringt, und was ihn schwächt, also verbessern, zusetzen, wegschneiden, wagen; ich war von der Welt abgesondert, niemand in meiner Nähe konnte mich an mir selbst irre machen und quälen, und so mußte ich original werden."

Haydn hatte von seinen Opern, die dem großen Publikum wenig bekannt wurden, im Ganzen eine gute Meinung, ungeachtet er wohl einsah, daß sie in ihrer ursprünglichen Gestalt in der neueren Epoche schwerlich mit Glück aufgeführt werden könnten.

Das Oratorium: Il Ritorno di Tobia, schrieb Haydn im Jahr 1774, um in die Witwen- und Waisen-Gesellschaft für die Musiker in Wien aufgenommen zu werden. Dieses Gesuch wurde ihm, gegen Erlegung der vorgeschriebenen Einlage, bewilliget; wie groß war aber sein Befremden, als ihm am folgenden Tage von den Vorstehern nachträglich erklärt wurde: daß er sich auch verbindlich machen müsse, auf jedesmahliges Verlangen Cantaten, Oratorien, Symphonien u. dgl. m. für die Gesellschaft zu schreiben. Der Fürst Esterhazy war über diese Zumuthung so aufgebracht, daß er Haydn befahl, seine Einlage sogleich zurück zu fordern. Im J. 1792, nach seinem ersten Aufenthalt in England, wurde Haydn, ohne es verlangt zu haben, unentgeldlich als Mitglied der Gesellschaft erwählt.

Unter manchen Anecdoten, deren sich Haydn aus seinen früheren Jahren erinnerte, sey es mir vergönnt, hier einige einzuschalten.

Er hatte einst eine dringende Composition zu verfertigen, und befahl daher seinem Bedienten, niemanden vorzulassen; kurz darauf führte der Zufall einige Fremde herbey, der Bediente machte ihnen den Befehl seines Herrn kund, sie erklärten aber, daß sie, nur um Haydn kennen zu lernen, nach Ungarn gereist wären, und daß es ihnen sehr leid thun würde, diesen Zweck nicht erreicht zu haben. Der Bediente hieß sie im Vorzimmer niedersitzen, und stellte sich horchend an die Thür des Zimmers, wo Haydn am Clavier fantasirte. Als er im Laufe seiner Ideen stark im Basse rauschte, rief der Bediente auf einmahl den Fremden zu: nun werden Sie meinen Herrn bald sehen können, „denn er arbeitet schon im Groben."

Um das Jahr 1770 war Haydn in ein hitziges Fieber verfallen, und der Arzt hatte ihm während seiner allmähligen Genesung auf's strengste verbothen, sich mit Musik zu beschäftigen. Bald darauf ging Haydn's Gattinn in die Kirche, nachdem sie vorher der Magd ernstlich eingeschärft hatte, ihren Herrn zu bewachen, daß er nicht an's Clavier komme. Haydn that in seinem Bette, als ob er nichts von diesem Befehle gehört hätte, und kaum war seine Gattinn fort, als er die Magd mit einem Auftrage aus dem Hause schickte. Nun schwang er sich eilends an sein Clavier; mit dem ersten Griffe stand die Idee einer ganzen Sonate vor seiner Seele, und der erste Theil wurde beendiget, während seine Frau in der Kirche war. Als er sie zurück kommen hörte, warf er sich geschwind wieder in's Bett, und hier componirte er den Rest der Sonate, die mir Haydn nicht mehr genauer zu bezeichnen wußte, als daß sie fünf — Kreuze habe.

Unter der Kapelle des Fürsten Esterhazy befanden sich mehrere junge Ehemänner, die im Sommer, wo sich der Fürst auf seinem Schlosse Esterhaz aufhielt, ihre Weiber in Eisenstadt zurücklassen mußten. Gegen seine Gewohnheit wollte der Fürst einst den Aufenthalt in Esterhaz um mehrere Wochen verlängern; die zärtlichen Eheleute, äußerst bestürzt über diese Nachricht, wandten sich an Haydn, und bathen ihn, Rath zu schaffen. Haydn kam auf den Einfall, eine Symphonie zu schreiben (die unter dem Nahmen der Abschieds-Symphonie bekannt ist), in welcher ein Instrument nach dem andern verstummt. Diese Symphonie wurde bey der ersten Gelegenheit in Gegenwart des Fürsten aufgeführt, und jeder von den Musikern war angewiesen, so wie seine Parthie geendiget war, sein Licht auszulöschen, die Noten zusammen zu packen, und mit seinem Instrumente unter dem Arme fort zu gehen. Der Fürst und die Anwesenden verstanden den Sinn dieser Pantomime sogleich, und den andern Tag erfolgte der Befehl zum Aufbruch von Esterhaz.

Die Jagd und der Fischfang waren Haydn's Lieblingserhohlungen während seines Aufenthaltes in Ungarn, und er konnte es nicht vergessen, daß er einst mit einem Schuß drey Haselhühner erlegt habe, welche auf die Tafel der Kaiserinn Maria Theresia kamen; ein anderes Mahl zielte er auf einen Hasen, er schoß ihm nur die Ruthe ab, aber er tödtete zugleich einen Fasan, der zufälliger Weise in der Nähe war, und sein Hund, welcher den Hasen verfolgte, erwürgte sich in einer Schlinge. Im Reiten hatte es Haydn zu keiner Fertigkeit gebracht, denn seitdem er auf den Morzinschen Gütern von einem Pferde herunter gefallen war, getraute er sich nie wieder, eines zu besteigen. Auch Mozart, der sich gern eine Bewegung zu Pferde machte, war dabey immer voll von banger Furcht.

Als Haydn einst mit Dittersdorf in Wien über

die Straße ging, hörten sie in einem Bierhause Haydnsche Menuetten sehr schlecht aufspielen. Wir müssen uns doch mit diesen Stümpern einen Spaß machen, sagte einer dem andern; beyde traten in das Bierhaus, ließen sich einschenken, und hörten eine Weile zu. Von wem sind denn diese Menuetten? fragte endlich Haydn. Man nannte ihm seinen Nahmen. Ach, das ist ja erbärmliches Zeug! rief er aus. Die Musikanten geriethen darüber so in Harnisch, daß ihm einer derselben die Violine an den Kopf geworfen haben würde, wenn er nicht schleunig die Flucht ergriffen hätte.

Um das Jahr 1780 schrieb eine Officiers-Tochter aus Coburg an Haydn, sie sey mit ihrem Geliebten, einem Hauptmann, seinem Pudel und einem Freunde spatzieren gegangen; der Hauptmann habe die Talente seines Pudels gerühmt, und gewettet, daß der Hund einen Thaler, den er unter ein Gesträuch legen wolle, wieder finden würde. Die Wette wurde angenommen. Man war zu Hause, als der Hauptmann seinem Pudel: „Such, verloren!" zurief. Sogleich ging der Hund nach der Gegend zurück, wo sein Herr spatzieren gegangen war. Durch Zufall hatte sich ein reisender Schneider unter den Schatten des bewußten Gesträuches gesetzt; er erblickte, seiner Ruhe pflegend, den Thaler, und steckte ihn in die Tasche. Bald darauf kam der Pudel; er roch den Thaler, und schmeichelte dem Schneider. Dieser, hoch erfreut, in einer Stunde einen Thaler und einen Pudel gefunden zu haben, der ihm so schön that, nahm ihn mit sich auf die Herberge in die Stadt. Der Pudel bewachte in der Nacht die Kleider des Schneiders; als aber am frühen Morgen die Thür des Zimmers geöffnet wurde, schlich er sich mit den Beinkleidern des Schneiders hinaus, und brachte sie sammt dem Thaler seinem Herrn.

Dieses kleine Abenteuer wurde unter dem Titel: der schlaue und dienstfertige Pudel, in Verse gebracht, und Haydn sollte das Lied für die Officiers-Tochter in Musik setzen. Sie schrieb ihm, sie wäre arm, sie habe sein gutes Herz rühmen gehört, und hoffe, er werde sich mit dem beygelegten Ducaten begnügen. Sogleich machte sich Haydn an die Composition des Liedes, er schickte den Ducaten zurück, und schrieb der Schönen, daß sie zur Strafe für ihre üble Meinung, als ob er sein Talent aus Gefälligkeit gegen eine liebenswürdige Person nicht umsonst anwenden würde, ihm ein Paar Strumpfbänder stricken sollte. Die Bänder, aus rother und weißer Seide mit einer gemahlten Guirlande von Vergißmeinnicht, kamen richtig an, und Haydn bewahrte sie sorgfältig bey seinen Juwelen auf. Im J. 1806 wurde das Lied bey Breitkopf und Härtel neu aufgelegt.

Ein Domherr in Cadix forderte Haydn um das J. 1785 auf, eine Instrumental-Musik auf die sieben Worte Jesu am Kreuze zu verfertigen, welche einer Feyerlichkeit angemessen seyn sollte, die jährlich während der Fastenzeit in der Hauptkirche zu Cadix Statt fand. Man überzog an dem bestimmten Tage die Wände, Fenster und Pfeiler der Kirche mit schwarzem Tuche, und nur eine in der Mitte hängende Lampe von großem Umfange erleuchtete das heilige Dunkel. Zu einer bestimmten Stunde wurden alle Thüren verschlossen, und die Musik begann. Nach einem zweckmäßigen Vorspiele bestieg der Bischof die Kanzel, sprach eines der sieben Worte aus, und stellte eine Betrachtung darüber an. Sobald sie geendiget war, stieg er von der Kanzel herab, und fiel knieend vor dem Altar nieder. Die Musik füllte diese Pause aus. Der Bischof betrat zum zweyten-, dritten Mahle u. s. w. die Kanzel, und jedes Mahl fiel das Orchester nach dem Schlusse der Rede wieder ein.

Es war gewiß eine der schwersten Aufgaben, ohne untergelegten Text, aus freyer Fantasie, sieben Adagios auf einander folgen zu lassen, die den Zuhörer nicht ermüden, und in ihm alle Empfindungen wecken sollten, welche im Sinne eines jeden von dem sterbenden Erlöser ausgesprochenen Wortes lagen. Haydn erklärte auch öfters diese Arbeit für eine seiner gelungensten. Erst viele Jahre hernach bearbeitete ein Domherr in Passau einen Deutschen Text zu der Haydn'schen Musik, und so wurde die Behauptung van Swietens, daß sich unter jede Haydn'sche Composition ein analoges Gedicht schreiben ließe, bey diesem wörtlich bestätiget. Breitkopf und Härtel in Leipzig ließen dieses Werk im J. 1801 drucken.

Eine Haupt-Epoche in Haydn's Leben ist sein Aufenthalt in England. Salomon, ein geborner Kölner, und ehedem als Violinspieler bey dem Prinzen Heinrich von Preußen angestellt, hatte sich schon öfters von London aus in Briefen an Haydn gewendet, um ihn zu einer Reise nach England zu bewegen. Haydn antwortete stets: daß, so lange sein Fürst lebe, er ihn nicht verlassen könne. Fürst Nik. Esterhazy starb am 28. Sept. 1790, zu der Zeit, wo Gallini nach Italien gereist war, um Sänger, und unter andern den berühmten Davide zu seinem Londner Professional-Conzert in Hanover-Sqare zu werben. Salomon war ebenfalls in Köln auf der Rückreise nach London begriffen, nachdem

er mehrere Deutsche Tonkünstler für Gallini engagirt hatte. Sobald er den Tod des Fürsten Esterhazy vernahm, eilte er nach Wien. Gegen Abend pocht es an Haydn's Zimmer; Salomon tritt herein, und sein erstes Wort war: „Machen Sie sich reisefertig: in vierzehn Tagen gehen wir mit einander nach London." Haydn sträubte sich anfangs gegen den Vorschlag; er berief sich auf seine Unerfahrenheit im Reisen: diese Einwendungen wurden aber bald beseitiget. Man kam überein, daß Haydn für eine Oper 3000 Gulden, und in zwanzig Conzerten für jede neue, von ihm dirigirte Composition 100 Gulden bekommen sollte. Haydn war also schon für 5000 Gulden gedeckt, und diese mußten von Gallini, sobald als Haydn den Englischen Boden betreten haben würde, im Fries'schen Wechselhause zu Wien deponirt seyn. Diese Vorsicht war nicht überflüssig, denn ohne sie wäre Haydn manchen Chikanen ausgesetzt gewesen, und seine Oper: Orfeo ed Euridice, wäre ihm nicht bezahlt worden, weil sie nicht in dem Saale aufgeführt werden durfte, den Gallini ohne vorläufige Bewilligung der Obrigkeit eröffnen wollte.

Mozart sagte bey einem fröhlichen Mahle mit Salomon zu Haydn: „Du wirst es nicht lange aushalten, und wohl bald wieder zurück kommen, denn Du bist nicht mehr jung." „Ich bin aber noch munter und bey guten Kräften," antwortete Haydn. Er war damahls bald 59 Jahre alt, aber das fand er nicht nöthig zu entdecken. Wäre Mozart nicht schon am 5. Dec. 1791 vom Tode übereilt worden, so würde er Haydn's Stelle im Jahre 1794 in Salomons Conzerten vertreten haben.

Kurz vor seiner Abreise brachte Haydn dem König Ferdinand von Neapel, der zu dieser Zeit in Wien war, einige Arbeiten, die bey ihm bestellt waren. Übermorgen wollen wir sie aufführen, sagte der König. Es thut mir unendlich Leid, versetzte Haydn, daß ich nicht zugegen seyn kann, denn übermorgen reise ich nach England. — „Wie? und Sie haben mir versprochen, nach Neapel zu kommen?" Der König verließ mit einigem Unwillen das Zimmer, und kam erst nach einer Stunde zurück. Haydn mußte ihm noch ein Mahl versprechen, nach seiner Rückkehr aus England eine Reise nach Neapel zu machen; er erhielt ein Empfehlungsschreiben an den Gesandten des Königs zu London, den Prinzen Castelcicala, und der König schickte ihm eine reiche Tabatiere nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Wien, den 19. Dec. — Das Theater an der Wien hat uns vor einigen Tagen mit einer herrlichen Erscheinung erfreut; wir meinen die neue Oper: Joseph und seine Brüder, aus dem Französischen des Alex. Düval, von F. J. Hassaurek, mit Musik von Mehül, einem der Inspectoren des Conservatoriums zu Paris. Seit Cherubini's unvergeßlicher Medea (die wir, leider! nun nicht mehr hören, und doch durch Mlle. Milder so vortrefflich hören könnten!) erinnern wir uns keiner dramatischen Musik von pathetischem Genre, die sich mit der Musik der angezeigten Oper messen dürfte. Ein erhabener Genius waltet über sie, vom Anfang bis zu Ende; Originalität, und zwar Originalität ohne Bizarrerie, zeichnet jedes Musikstück aus; Worte und Gefühle, vom Text angegeben, werden von der Melodie nicht nur auf das getreueste ausgedrückt, sondern noch um vieles erhöht; und die Instrumentirung ist durchaus mit eben so weiser Beurtheilung, als vollendeter Effectskenntniß angebracht. Obschon kein Musikstück in diesem Singspiele ist, das nicht seinen eigenen und entschiedenen Werth hätte; so müssen wir doch vorzüglich der zweyten Arie Josephs im ersten Acte erwähnen, die wahrlich als Muster gelten kann, wie man Erzählungen — bey denen Alles darauf ankommt, daß der Text deutlich verstanden werde — musikalisch begleiten und instrumentiren soll; ferners, und zwar vor Allem, der Arie Simeons mit dem Chor seiner Brüder; ebenfalls im ersten Acte. Feurigere und hinreissendere hat nie das Genie in Gesang und Orchester ausgeströmt! Mit größerer Wirkung sind Leiden der Seele nie durch Töne geschildert worden! — Besonderes Lob erheischt auch der Doppel-Chor, mit welchem der erste Act schließt. Der zweyte darf sich einer der schönsten Hymnen rühmen, die man je gehört hat; es ist unmöglich, sich etwas feyerlicheres und herzerhebenderes zu denken, als den Morgengesang der Israeliten; ein wahrer Psalm, der einfach und hehr sich durch die Wolken zu Jehova aufschwingt! — Da eine geschmackvolle Zusammensetzung der vorzüglichsten, aus den Singstücken der Oper selbst genommenen Ideen die Ouvertüre bildet — deren wir aus diesem Grunde zuletzt gedenken — folgt von selbst, daß auch diese ein Meisterwerk sey.

Nichts bleibt uns daher zu wünschen übrig, als daß der Tonstücke mehrere seyn möchten; denn zu unserm großen Leidwesen ist ihre Zahl eben so klein, als ihr Werth groß ist, und man sollte dieses dramatische Werk eher Schauspiel mit Gesang, als Singspiel, nennen.

Von Seite der Direction wurde nichts versäumt, die Darstellung zu verherrlichen. Decorationen, Costüm in Kleidern und Geräthen, alles trägt dazu bey, dieses Schauspiel zu einem der anziehendsten zu machen.

Gleichwohl erweckt der Umstand, daß der Beyfall, den dieses Meisterwerk erhielt, seinem Verdienste nicht völlig angemessen war, die Besorgniß, daß es der Direction mehr Ehre als Gewinn bringen werde; ein Beweis, daß die Anhänger gediegener Musik doch noch nicht so zahlreich sind, als man es, der hier so allgemein verbreiteten Cultur der Tonkunst nach, zu glauben berechtiget wäre. M.

Auflösung der Charade in Nro. 141:
Felleisen.

Gedruckt bey Anton Strauß in Wien.



Der Sammler.

Dinstag, den —— 154. —— 26. December 1809.

Joseph Haydn.

(Fortsetzung.)

Haydn rechnete die Tage, die er in England zubrachte, unter die glücklichsten seines Lebens. Er war daselbst allgemein geschätzt, es eröffnete sich ihm eine neue Welt, und er konnte sich durch reichlichen Verdienst endlich aus der beschränkten Lage reissen, in welcher er grau geworden war; denn im Jahr 1790 hatte er noch kaum 2000 Gulden eigenes Capital.

Den 15. Dec. 1790 trat Haydn seine Reise mit Salomon an. Sie machten in München Cannabich's Bekanntschaft, und in Bonn stellte ihnen der Churfürst Maximilian nach dem Gottesdienste seine ganze Kapelle vor, durch die er eine Haydn'sche Messe hatte aufführen lassen. —

Haydn hat während seines Aufenthaltes in England seine Bemerkungen über Verschiedenes was ihm begegnete, und was ihm an der Lebensweise und an den Gebräuchen der Britten auffiel, nur ganz rhapsodisch niedergeschrieben, wovon wir einiges hier mittheilen.

Am 5. Nov. 1791 wohnte er einem Feste bey, welches durch die Ernennung des Lord Mayors veranlaßt wurde. Nach der Tafel war ein Ball in 3 Sälen; in demjenigen, worin sich der erste Adel aufhielt, wurden nur Menuetten getanzt; Haydn konnte es aber daselbst, theils wegen der Hitze in dem engen Raume, theils wegen der schlechten Tanzmusik, kaum eine Viertelstunde aushalten; denn „das ganze Orchester bestand nur aus zwey Violinen und einem Violoncell, und die Menuetts waren mehr Pohlnisch, als nach Deutscher und Italiänischer Art." In einem andern Saale, „welcher mehr einer unterirdischen Höhle glich, wurde Englisch getanzt; die Musik war da besser, weil eine Trommel mitspielte, welche die schlechten Geiger deckte." In dem großen Saale war die Musik zahlreicher und etwas leidlicher. „Hier hatten sich aber die Männer an die Tische zum Zechen gelagert. Das wunderbarste ist, daß der eine Theil hier tanzt, ohne einen Ton von der Musik zu hören, weil bald an diesem bald an einem andern Tische, theils Lieder gebrüllt, theils Gesundheiten unter dem tollsten Aufschreyen und Schwenkung des Glases: Hurrey, Hurrey, Hurrey! gesoffen werden."

Am 15. Juny 1791 besuchte Haydn den Doctor Herschel, und besah seinen großen Telescop.

Den 24. Nov. 1791 wurde Haydn zu dem Herzog von York auf sein Schloß nach Eatland, achtzehn Meilen von London, gebethen; der Prinz, seine Gemahlinn, eine Preußische Prinzessinn, und der Prinz von Wallis überhäuften ihn mit Ehrenbezeigungen; letzterer bath ihn um sein Porträt; zwey Tage hindurch wurde von Abends um 10 Uhr bis um 2 Uhr nach Mitternacht Musik gemacht.

Am 14. Dec. speiste Haydn bey einem Hrn. Shaw; „Er empfing mich unten am Thore, und führte mich zu seiner Gattinn, die mit ihren zwey Töchtern und meh-

reren Damen umgeben war. Da ich ringsum mein Compliment machte, wurde ich gewahr, daß alle Damen um den Kopf ein perlenfarbnes Band trugen, worauf der Nahme Haydn sehr niedlich in Gold gestickt war; Herr Shaw hatte diesen Nahmen an den beyden Enden des Rockkragens von den feinsten Stahlperlen gestickt. Mistriß Shaw ist das schönste Weib, so ich jemahls gesehen. Ihr Gemahl verlangte ein Andenken von mir; ich gab ihm eine Dose, die ich kurz zuvor um eine Guinee gekauft hatte, er gab mir dafür die seinige; als ich ihn einige Tage hernach besuchte, hatte er über meine Dose ein Futteral von Silber machen lassen, worauf oben eine Leyer sehr schön eingegraben war, und ringsum standen die Worte: ex dono celeberrimi Josephi Haydn. Die Mistriß gab mir zum Andenken eine Stecknadel." Auch das Band, welches sie an diesem Tage trug, bewahrte Haydn bey seinen besten Kostbarkeiten.

„In dem ersten Concert wurden von der neuen Symphonie in D das Adagio repetirt; in dem zweyten Concert wurde der Chor, und von obiger Symphonie das erste Allegro und das Adagio repetirt; im dritten Conzert wurde die neue Symphonie in b fa gegeben, und das erste und letzte Allegro wiederhohlt." „Hardy, Otto, Guttenbrunn, Hoppener, mahlten mein Porträt, Desoie bossirte es in Wachs."

Englische Zeitungsblätter vom Jahre 1792, welche Haydn seinem Tagebuch beygelegt hatte, sind voll von Lobeserhebungen über die Originalität, die Vielseitigkeit und die Fruchtbarkeit seines Talents. Seinen ersten Versuch, Englische Worte (der Sturm, auch bey Breitkopf und Härtel in Leipzig verlegt) in Musik zu setzen, krönte der beste Erfolg. Der Original-Text wird dem als Peter Pindar bekannten Dichter zugeschrieben.

Haydn trat seine zweyte Reise nach England am 15. Jan. 1794 an, und sein Aufenthalt daselbst dauerte wieder ein und ein halbes Jahr.

Als er durch Scharding an der Österreichischen Gränze kam, erkundigten sich die Mauthbeamten nach seinem Charakter. Haydn antwortete, er wäre ein Tonkünstler. Was ist das? fragte der Eine. Ein Hafner! (Thonkünstler, Töpfer) antwortete der Andere. Allerdings, fügte Haydn hinzu, und dieser, der neben mir im Wagen sitzt (sein Bedienter), ist mein Geselle.

Hier einige Stellen aus Haydn's Tagebuch während seines Aufenthaltes in England in den Jahren 1794 und 1795.

„Den 8. April 1795 war die Vermählung des Prinzen von Wallis mit der Prinzessinn von Braunschweig. Am 10. wurde ich zur Abend-Musik bey dem Prinzen von Wallis in Carltonhouse eingeladen; es wurde eine alte Symphonie gegeben, welche ich am Clavier accompagnirte, nachher ein Quartett; hierauf mußte ich Deutsche und Englische Lieder singen. Die Prinzessinn sang auch mit mir; sie spielte ein Conzert auf dem Pianoforte ziemlich gut."

„Den 1. Febr. 1795 wurde ich durch den Prinzen von Wallis auf eine Abend-Musik zu dem Herzog von York eingeladen, wo der König, die Königinn, ihre ganze Familie, der Herzog von Oranien u. a. m. zugegen waren. Es wurde nichts anderes als von meiner Composition gespielt; ich saß am Clavier; zuletzt mußte ich singen. Der König, der bisher nur Händel'sche Musik hören konnte oder wollte, war aufmerksam; er unterhielt sich mit mir, und führte mich zur Königinn, die mir viel schmeichelhaftes sagte. Ich sang mein Deutsches Lied: „Ich bin der verliebteste." Auf den 5. Febr. war ich zum Prinzen von Wallis eingeladen; den 15., 17. und 19. Apr. 1795 war ich eben daselbst, den 21. bey der Königinn in Buckinghamhouse."

„Den 4. May 1795 gab ich mein Benefiz Conzert in Haymarket-Theater. Die ganze Gesellschaft war äußerst vergnügt und auch ich. Ich machte diesen Abend vier tausend Gulden. — So etwas kann man nur in England machen."

In Englischer Sprache fügte Haydn seinem Tagebuch noch ein Verzeichniß der Werke bey, welche er vom 2. Jan. 1791 bis 1795 in England componirt und eigenhändig geschrieben hatte, die aus 768 Blättern bestanden.

Außer diesen von Haydn eigenhändig geschriebenen Bemerkungen erzählte er noch folgendes über seinen Aufenthalt in England. — Man fragte ihn einst im Scherz, ob es wahr wäre, daß er das Andante mit dem Paukenschlage componirt habe, um die in seinen Conzerten eingeschlafenen Engländer zu wecken? „Nein, antwortete er, sondern es war mir daran gelegen, das Publicum durch etwas Neues zu überraschen, und auf eine brillante Art zu debütiren, um mir nicht den Rang von Pleyel, meinem Schüler, ablaufen zu lassen, der zur nähmlichen Zeit bey einem Orchester in London angestellt war (im J. 1792), und dessen Conzerte acht Tage vor den meinigen eröffnet wurden. Das erste Allegro meiner Symphonie wurde schon mit unzähligen Bravo's aufgenommen, aber der Enthusiasmus erreichte

bey dem Andante mit dem Paukenschlag den höchsten Grad. „Ancora! Ancora!" schallte es aus allen Kehlen, und Pleyel selbst machte mir über meinen Einfall sein Compliment."

Nepire, ein Englischer Musikhändler, hatte 12 Kinder, und sollte Schulden halber in Arrest kommen. Haydn richtete für ihn ein volles Hundert Schottischer Lieder auf moderne Art, in Begleitung eines Basses und einer Violine, manchmahl mit Zusatz eines Ritornels u. dgl. m. ein. Diese Lieder fanden so guten Absatz, daß Nepire aus seiner Geldverlegenheit gerissen wurde, und anstatt 50 Guineen, die er Haydn für die erste Lieferung bezahlt hatte, nachher für eine zweyte das Doppelte biethen konnte. Für den Musikverleger Georg Thomson in Edinburg bearbeitete Haydn nachher und noch bis in's Jahr 1803 in allem 230 solche altschottische Lieder, das Stück zu 1, auch 2 Guineen.

Haydn hätte sehr gewünscht, in den vom König jährlich veranstalteten großen Musiken in London, wobey nichts als Händel'sche Compositionen aufgelegt wurden, etwas von seiner Arbeit hören zu lassen. Man machte ihm dazu Hoffnung, aber bald erschien ein Befehl, daß bey diesen Musiken nichts, als was seit dreyßig Jahren componirt wäre, aufgeführt werden dürfe. Bey seinem zweyten Aufenthalt in England drang Haydn jedoch durch. Es wurde eine seiner Symphonien aufgelegt, und von dem königl. Orchester ganz vortrefflich gespielt. Nun verlangte der König, Haydn möchte einen Händel'schen Psalm auf der Orgel anführen; Haydn, der Händel's Werke fleißig studirt hatte, entledigte sich dieses Auftrags zur allgemeinen Zufriedenheit.

Er mußte sich einige Mahle bey der Königinn hören lassen, die ihn mit dem Manuscripte eines Deutschen Oratoriums von Händel, der Erlöser am Kreuze betitelt, beschenkte, das einzige, welches er in dieser Sprache componirt hatte. Eines Abends, als Haydn der Königinn lange auf dem Fortepiano vorgespielt hatte, sagte der König, der immer Deutsch redete, er wisse, daß Haydn sonst ein guter Sänger gewesen sey, und er möchte doch einige Deutsche Lieder von ihm hören. Haydn zeigte auf ein Gelenk seines kleinen Fingers, und sagte: „Ew. Majestät, meine Stimme ist jetzt nur noch so groß." Der König lachte, und nun sang Haydn sein Lied: „Ich bin der verliebteste."

Der König und die Königinn wünschten ihn an England zu fesseln. Ich räume Ihnen des Sommers eine Wohnung in Windsor ein, sagte die Königinn, und dann, setzte sie schalkhaft gegen den König schielend, hinzu, machen wir zuweilen tête à tête Musik. O! auf Haydn eifre ich nicht, versetzte der König, der ist ein guter ehrlicher Deutscher Mann. „Diesen Ruf zu behaupten, antwortete Haydn, ist mein größter Stolz." Auf wiederhohltes Zureden, in England zu bleiben, führte Haydn an, daß er aus Dankbarkeit an das Haus seines Fürsten gebunden sey, und daß er sich auch nicht auf immer von seinem Vaterlande, noch von seiner Frau trennen könne. Der König erboth sich, letztere kommen zu lassen. „Die fährt nicht über die Donau, noch weniger über das Meer," versetzte Haydn. Er blieb unbeweglich, und er glaubte, daß er deßwegen nie vom König beschenkt worden sey. In sein Benefiz-Conzert kam von der königl. Familie nur die Herzoginn von York, und sie schickte ihm 50 Guineen. Er wurde einige Mahle sehr gütig von ihr aufgenommen, denn sie wußte, daß ihr Vater, der König von Preußen, auf Haydn viel halte. Bey dem Prinzen von Wallis dirigirte er 26 Musiken, und das Orchester mußte oft mehrere Stunden warten, bis der Prinz von der Tafel aufgestanden war. Da diese Bemühung ganz unbelohnt blieb, so schickte Haydn auf den Rath seiner Freunde von Deutschland aus eine Rechnung von 100 Guineen ein, als das Parlament die Schulden des Prinzen bezahlte, und er erhielt diese Summe ohne Verzug.

Dr. Burney machte Haydn den ersten Antrag, sich zum Doctor in Oxford creiren zu lassen. Das Ceremoniel der Promotion geht in einem Dom mit vielen Feyerlichkeiten vor sich; die Doctoren treten in Prozession auf, und machen Fragen an die Candidaten, ob sie wünschen aufgenommen zu werden? u. dgl. m. Haydn antwortete, was ihm sein Freund Salomon vorsagte. Die Wahl wird der Versammlung von einer Rednerbühne herab vorgetragen; der Sprecher verbreitete sich über Haydn's Verdienste, er führte seine Werke an, und auf die Frage: ob Haydn zuzulassen wäre? entstand ein allgemeiner bejahender Zuruf. Die Doctoren bekleiden sich mit einer Halskrause und einem Mäntelchen, und in dieser Tracht zeigen sie sich drey Tage hindurch. „Ich hätte wohl gewünscht, daß mich meine Wiener Bekannten in diesem Aufzuge gesehen hätten!" Die Storace und einige andere musikalische Freunde winkten ihm vom Orchester zu. Den Tag nach der Wahl dirigirte Haydn die Musik. Sobald er sich zeigte, rief alles: Bravo Haydn! — I thank you! antwortete er, indem er die Zipfel seines Mäntelchens in die Höhe hielt. Das verursachte großen Jubel. Dreyßig Jahre hatte Händel in England zugebracht, ohne daß ihm die

Ehre, Doctor in Oxford zu werden, widerfahren wäre. Es begegnete Haydn einige Mahle, daß Engländer zu ihm traten, ihn vom Kopf bis zu den Füßen anschauten, und mit dem Ausrufe: you are a great man (Sie sind ein großer Mann) verließen.

Haydn bekam in London eine runde elfenbeinerne Platte an einem blauen Bändchen mit: Professional-Conzert 1791 auf der einen, und mit: Mr. Haydn auf der andern Seite, durch deren Vorweisung ihm der freye Eintritt in die Haupttheater gestattet war; eine Artigkeit, die ihm in Wien nie bewiesen wurde.

Er gewann durch einen 3jährigen Aufenthalt in England gegen 24000 Gulden, wovon ungefähr 9000 für die Reise, seinen Unterhalt und die übrigen Kosten aufgingen. Er ertheilte mehreren Personen Unterricht im Clavierspielen, und jede Lection wurde mit 1 Guinee bezahlt. „Da machte ich große Augen!"

Haydn wiederhohlte öfters, daß er in Deutschland erst von England aus berühmt geworden sey. Der Werth seiner Werke war anerkannt, aber jene lauten Huldigungen, welcher sich das überwiegende Talent sonst zu erfreuen hat, erfolgten erst spät. Selbst Joseph II. wurde nur während seiner Reisen auf Haydn aufmerksam gemacht. Der Kaiser wollte seine Oper: la vera costanza hören; durch Cabalen wurden aber die Rollen so schlecht besetzt, daß Haydn seine Partitur wieder zurück nahm. Er hatte indessen das Vergnügen, nach der Rückkehr von seiner ersten Reise aus England zu hören, daß ihm in seinem Geburtsorte Rohrau ein Monument gesetzt werde. Der Stifter desselben ist Carl Leonhard Graf von Harrach, der es in seinem geschmackvollen Garten zu Rohrau auf einem anmuthigen, ringsum von den Wellen der Leytha bespülten Hügel errichten ließ. Die Inschriften des Denkmahls — eine viereckige Säule, worauf eine musikalische Trophee ruht — sind von dem Abt Denis. In dem langen Viereck der Hauptseite unterhalb der Trophee liest man folgenden, einer Haydn'schen Composition angepaßten Vers:

Ihr holden Philomelen, belebet diesen Hain,
und laßt durch tausend Kehlen dieß Lied verewigt seyn.

Die große tiefer stehende Tafel enthält die Worte:

DEM ANDENKEN
JOSEPHS HAYDN
DES UNSTERBLICHEN MEISTERS
DER TONKUNST,
DEM OHR UND HERZ
WETTEIFERND HULDIGEN
GEWIDMET
VON
CARL LEONHARD GRAF VON HARRACH
IM JAHR 1793.

Zur Linken steht auf der Fläche unterhalb der Trophee, einer andern Composition Haydn's angepaßt:

Ein Denkmahlstein zu Haydn's Ruhm
weiht diesen Platz zum Heiligthum,
und Harmonie klagt wehmuthsvoll.

Der tieferen Marmorplatte sind die Worte eingegraben:

ROHRAU
GAB IHM DAS LEBEN
IM JAHR 1732. DEN 1. APRILL
EUROPA
UNGETHEILTEN BEYFALL.

Anstatt des 1. Apr. sollte der 31. März als Haydn's Geburtstag genannt seyn. Haydn unterließ nie, diese Berichtigung zu machen, wenn jemand das kleine in Holz geschnitzte Modell des Monuments, welches in seinem Zimmer stand, betrachtete.

Haydn's Lage wurde durch die in England gemachten Ersparnisse gemächlicher, als zuvor. Er kaufte sich in Gumpendorf, einer Vorstadt Wiens, nahe an der Mariahülfer Linie das Haus No. 73. in der unteren Steingasse, nebst dem daran stoßenden, 30 Schritte breiten und langen Gärtchen. Hier war es auch, wo Haydn die Oratorien: die Schöpfung und die Jahreszeiten, componirte, zwey Werke, die seinem Ruhm die Krone aufsetzten.

Die erste Idee zu dem Oratorium: die Schöpfung, gehört einem Engländer, Nahmens Lidley, und Haydn sollte Lidley's Text für Salomon componiren. Er sah aber bald, daß er zu diesem Unternehmen die Englische Sprache nicht genug verstünde; der Text war auch so lang, daß das Oratorium gegen 4 Stunden gedauert haben würde. Haydn nahm indessen den Text mit sich nach Deutschland; er zeigte ihn dem Bar. van Swieten, dem kaiserl. Bibliothekar in Wien, und dieser richtete ihn so ein, wie er jetzt ist. Mit van Swieten war Haydn schon längst bekannt. „Er unterstützte mich zuweilen mir ein Paar Ducaten, und schenkte mir auch einen bequemen Reisewagen zur zweyten Reise nach England." Bey Swieten kamen ehedem der Violinist Starzer und der Lautenist Kohaut öfters zusammen, um Haydn'sche Musik aufzuführen, und dort wurden auch abwechslungsweise unter Haydn's und Mozart's Direction Händel'sche Compositionen öfters gegeben. Swieten selbst hatte 8 Symphonien componirt, „sie waren so steif, wie er selbst;" er war auch Mitglied einer Gesellschaft Musikfreunde, die aus Cavalieren vom höchsten Range bestand, und jährlich einige Akademien zu veranstalten pflegte. Nur classische Compositionen wurden in diesen Akademien aufgeführt, und für sie war auch das Oratorium: die Schöpfung, bestimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)



Der Sammler

Donnerstag, den —— 155. —— 28. December 1809.

Joseph Haydn.

(Fortsetzung.)

Haydn componirte die Schöpfung im Jahr 1797, also im 65. Jahre seines Alters, mit einem Feuer, welches sonst nur die Brust des Jünglings zu beleben pflegt. Ich hatte das Glück, ein Zeuge der tiefen Rührung und des lebhaftesten Enthusiasmus zu seyn, welche mehrere Aufführungen dieses Oratoriums unter Haydn's eigener Direction bey allen Zuhörern bewirkten. Haydn gestand mir auch, daß er die Empfindungen nicht zu schildern vermöge, von denen er durchdrungen gewesen sey, wenn die Ausführung ganz seinen Wünschen entsprach, und die Zuhörer in der größten Stille auf jeden Ton lauschten. „Bald war ich eiskalt am ganzen Leibe, bald überfiel mich eine glühende Hitze, und ich befürchtete mehr als ein Mahl, plötzlich vom Schlage gerührt zu werden."

Wielands Muse besang das Lob der Haydn'schen Schöpfung in folgenden Versen, die dem Tonkünstler viele Freude machten:

Wie strömt dein wogender Gesang
In unsre Herzen ein! wir sehen
Der Schöpfung mächt'gen Gang,
Den Hauch des Herrn auf dem Gewässer wehn,
Jetzt durch ein blitzend Wort das erste Licht entstehen,
Und die Gestirne sich durch ihre Bahnen drehen;
Wie Baum und Pflanze wird, wie sich der Berg erhebt,
Und froh des Lebens sich die jungen Thiere regen,
Der Donner rollet uns entgegen;
Der Regen säuselt, jedes Wesen strebt
In's Daseyn; und bestimmt, des Schöpfers Werk zu krönen,
Sehn wir das erste Paar geführt von deinen Tönen.
O jedes Hochgefühl, das in dem Herzen schlief,
Ist wach! wer rufet nicht: wie schön ist diese Erde!
Und schöner, wenn ihr Herr auch Dich in's Daseyn rief,
Auf daß sein Werk vollendet werde.

Haydn's Wohlstand erhielt durch das Oratorium: die Schöpfung, einen nicht unbedeutenden Zuwachs. Die oben erwähnte musikalische Gesellschaft machte ihm ein Geschenk von 500 Ducaten; ein Beneſiz-Concert und der Selbst-Verlag der Partitur trugen ihm gegen 12000 Gulden ein. Die Platten der Partitur sind ein Eigenthum der Hrn. Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Der ungemeine Beyfall, womit das Oratorium: die Schöpfung, überall aufgenommen wurde, veranlaßte den Baron van Swieten, die Jahreszeiten nach Thomson zu bearbeiten, und dieses Gedicht zu gleichem Zweck, wie die Schöpfung, durch Haydn in Musik setzen zu lassen. Baron Swieten, damahls gegen 70 Jahre alt, war ein Mann, der sich für Künste und Wissenschaften interessirte, und dessen Urtheil in dem Zirkel der Großen, worin er lebte, von vielem Gewichte war. Die Regeln, nach welchen Werke des Geschmacks zu beurtheilen sind, waren ihm nicht fremd; aber bey seinen eigenen Producten verfiel er in alle Mängel und Fehler, die er an Andern strenge getadelt haben würde. Das Beste an seinen Gedichten war nicht das, was er aussprach, sondern was er sich dabey dachte, und es war

zu verwundern, in seinen Arbeiten keine von den Schönheiten zu finden, wodurch sie doch, seiner Absicht und seinem Gefühle gemäß, sich hätten auszeichnen sollen.

Haydn beklagte sich oft bitterlich über den unpoetischen Text der Jahreszeiten, und wie schwer es ihm werde, sich durch das „Heysasa, Hopsasa, es lebe der Wein! es lebe das Faß, das ihn verwahrt! es lebe der Krug, woraus er fließt!" u. dgl. m. in Begeisterung zu versetzen. Als er an die Stelle kam: „O Fleiß, o edler Fleiß, von dir kommt alles Heil!" bemerkte er, daß er sein ganzes Leben hindurch ein fleißiger Mann gewesen, aber daß es ihm nie eingefallen sey, den Fleiß in Noten zu bringen. Haydn schrieb der Anstrengung, die ihn die Composition der Jahreszeiten kostete, seine seit dieser Zeit immer zunehmende Schwäche zu. Er wurde kurz nach Beendigung der Arbeit von einem Kopffieber befallen, und damahls schilderte er es als seine größte Marter, daß seine Fantasie unaufhörlich mit Noten und Musik beschäftiget sey.

War es einmahl beschlossen, einen Text dieser Art in Musik zu setzen, so hat Haydn dabey gewiß alles Mögliche geleistet, und nur einem genialischen Tonsetzer konnte es gelingen, das Widerstrebende des Stoffes durch eine so anziehende Hülle weniger auffallend zu machen. Empfindungen, in matter, oft gemeiner Prose angedeutet, sind hier durch den Zauber der musikalischen Poesie wirklich veredelt und idealisirt. Im Frühjahr von 1801 wurde dieses Werk zum ersten Mahle unter Haydn's eigener Direction im fürstl. Schwarzenbergischen Pallast zu Wien mit dem ungetheiltesten Beyfall aufgeführt. Um der Mühe des Selbstverlags überhoben zu seyn, trat Haydn die Partitur der Jahreszeiten an die Breitkopf und Härtelsche Musikhandlung in Leipzig gegen die Summe von 1000 Ducaten ab.

Im Augustmonath des Jahres 1801 erhielt Haydn einen höchst schmeichelhaften Beweis von der ehrenvollen Aufnahme des Oratoriums: die Schöpfung, in Paris. Die vereinigten Tonkünstler der großen Oper in dieser Hauptstadt überschickten ihm eine große goldene Medaille, von N. Gateaux gestochen, die auf der einen Seite Haydn's nicht unähnliches Brustbild darstellt, und auf der andern eine Leyer von antiker Form zeigt, über welcher eine Sternenkrone schwebt. Die Umschrift heißt: Hommage à Haydn, par les Musiciens, qui ont exécuté l'Oratorio de la Création du Monde au théatre des Arts l'an IX. de la République Françoise ou MDCCC. Die Medaille war von einem äußerst schmeichelhaften Schreiben begleitet, das von hundert und zwey und vierzig Tonkünstler unterzeichnet war.

Von dem Französischen National-Institute, von dem Conservatorium der Musik, von dem Liebhaber-Concert, und von der Societé Academique des enfans d'Apollon in Paris, wurde Haydn gleichfalls als auswärtiges Mitglied erwählt, und mit Medaillen beehrt.

Vom Jahre 1802 an wurde Haydn's Gesundheit immer schwankender. Er mußte sich ein ganz leicht zu behandelndes Clavier zu seinen Compositionen anschaffen, weil das Spiel auf einem alten Fortepiano, dessen er sich viele Jahre bedient hatte, seine Nerven schon zu sehr anstrengte. Von Zeit zu Zeit verursachte ihm auch ein längst eingewurzeltes Übel mancherley Beschwerden. Haydn litt nähmlich an einem Polyp in der Nase, den ihm, wenn er sich tiefer senkte, und die Respiration zu hemmen drohte, ein Wundarzt aus dem Orden der barmherzigen Brüder, in Eisenstadt, innerhalb 30 Jahren drey Mahl unterbunden, und dadurch immer auf geraume Zeit unschädlich gemacht hatte. Der berühmte Hunter in London, in dessen Familie Haydn wohl bekannt war, erboth sich, dieses Übel von Grund aus zu heilen; allein die Operation unterblieb, weil Haydn's Abreise aus England sich zufälliger Weise beschleunigte, und besonders, weil Haydn davon schlimme Folgen befürchtete. „Ich muß den Kerl nun schon unter der Erde verfaulen lassen, pflegte er zu sagen; auch meine Mutter litt an diesem Übel, ohne daß es ihr den Tod zugezogen hätte."

Die Stunden, in welchen Haydn kein körperliches Leiden drückte, benützte er, um für Thomson in Edinburg alte schottische Lieder, deren Melodie meistens grell und öfters widrig ist, zu bearbeiten, und für den heutigen Geschmack genießbar zu machen. Auf Begehren seines Fürsten, der die Bekanntschaft des Generals Moreau und dessen Gemahlinn in Paris machte, verfertigte Haydn im Jahr 1803 für letztere eine Claviersonate, und er erhielt dafür von ihr ein sehr verbindliches Danksagungsschreiben. Haydn hat von dieser Sonate keine Abschrift behalten, und vielleicht kommt sie, wegen des bekannten Schicksals des Generals Moreau, nie in den Druck.

Um diese Zeit ließ Haydn seine drey- und vierstimmigen Gesänge mit Begleitung eines Fortepiano bey Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinen. In der Überzeugung, daß diese Arbeit das Urtheil der Kenner aushalten würde, schickte er ein Exemplar davon an die ver-

Doctor Joseph Haydn's

Musikalische Visitkarte.

Beantwortet

von

Maximilian Stadler.

Soprano.

Doch, was sie er-schuf, bleibt stäts. E-wig lebt dein Ruhm. Doch, was sie er-schuf, bleibt stäts.

Tenore.

Hin ist al-le mei-ne Kraft! Alt und schwach bin ich. Hin ist al-le mei-ne Kraft.

Pianoforte.

Langsam.

witwete Kaiserinn von Rußland, welcher er als Großfürstinn, während Ihrer Anwesenheit in Wien, das Glück hatte, einige Stunden Unterricht zu ertheilen. Die Kaiserinn erwähnte dieses Umstandes in einem sehr gnädigen Antwortschreiben, und beschenkte Haydn mit einem kostbaren Ringe. Den Anfang des zehnten Gesanges, betitelt: der Greis,

Hin ist alle meine Kraft, alt und schwach bin ich.

ließ Haydn mit seinem Nahmen in Form einer Visitenkarte stechen, und an Freunde, die sich nach ihm erkundigten, vertheilen. Diese musikalische Visitenkarte beantwortete Hr. Maximilian Stadler *) in Wien sehr treffend in einem kleinen Duett **).

Da in den Conzerten, welche jährlich zur Unterstützung der Armen des Bürgerspitals in Wien gegeben werden, meistens die Haydn'schen Oratorien aufgeführt wurden, so hielt sich der Magistrat für verpflichtet, Haydns Bemühungen mit dem großen Salvator-Pfennige ***) zu belohnen. Unter allen erhaltenen Auszeichnungen war diese für Haydn eine der schmeichelhaftesten, „denn ich dachte dabey an das: vox populi, vox Dei."

*) Hr. Abbe Max. Stadler, Profeß des Chorherrenstiftes zu Mölk, bekleidete dort, in Hinsicht seiner ausgebreiteten Kenntnisse in der alten und neueren Literatur, das Amt eines Bibliothekars; wurde nachher von dem großen Kenner und Schätzer des Verdienstes, Kaiser Joseph II. zum Abbe Commandateur in Kremsmünster ernannt, und ist dermahl Pfarrer zu Böhmisch-Kreut. Seit Albrechtsbergers Tode ist er unstreitig der größte lebende Contrapunctist; die vollendetsten Kenntnisse der musikalischen Theorie und Praxis erheben ihn zum durchdringendsten und competentesten Beurtheiler der im Gebiethe der Tonkunst existirenden Producte. Von seinen eigenen, durchaus classischen Compositionen, die er meistens nur bey besondern Gelegenheiten für den engen Zirkel seiner vertrauten Freunde schrieb, sind bisher leider nur drey Fugen und zwey Sonaten in's Publicum gekommen. Seine letzte Arbeit, die Melodie zu den Chören des Collin'schen Trauerspiels Polyxena, setzt ihn dicht neben Haydn und Mozart; und es ist einer der empfindlichsten Verluste für die musikalische Welt, daß diese Chöre ihr noch immer vorenthalten bleiben. Herzliche Gutmüthigkeit, anspruchslose Bescheidenheit, feiner Weltton, und muntere Laune, machen Hrn. v. Stadler zum schätzbarsten Menschen, und zum angenehmsten Gesellschafter. M.

**) Siehe das beyliegende Musikstück.

***) Eine Medaille, welche auf der Hauptseite den Heiland mit der Überschrift: Salvator mundi, und auf der Kehrseite die Stadt Wien mit der Überschrift: Sub umbra alarum tuarum, zwischen welchen ein kleiner kaiserl. Adler. Unter der Stadt eine kleine Gruppe, welche aus dem Stadt-Wappen gebildet ist, in der Mitte ein kleines Feld, mit den Worten: Munus R. P. Viennens. Der Magistrat überreicht diese Medaille, wovon eine größere und kleinere existirt, und in Gold und Silber geprägt wird, im Nahmen der Bürgerschaft, alten verdienstvollen Bürgern und andern Personen, die er besonders ehren, oder denen er seine Dankbarkeit bezeigen will.

Die Medaille war von einem verbindlichen Schreiben des Herrn Bürgermeisters begleitet.

Am 1. April 1804 wurde Haydn auch von dem Magistrat mit einem Ehrendiplom als Bürger in Wien beschenkt.

Am 25. July 1808 erhielt Haydn durch den kais. Russischen Bothschafter, Fürsten von Kurakin in Wien, eine goldne, zwey und vierzig Ducaten schwere Medaille, welche die philharmonische Gesellschaft in Petersburg als einen Beweis ihrer Verehrung für Haydn schlagen ließ. Auf der einen Seite der Medaille ist eine Leyer mit vier Saiten abgebildet, über derselben schwebt, von einem Lorbeerkranze umschlungen, der Nahme: Haydn; unten steht 1802, das Stiftungsjahr der Petersburger philharmonischen Gesellschaft. Die andere Seite der Medaille hat die Aufschrift: Societas Philharmonica Petropolitana Orpheo Redivivo; unten der Nahme des Graveurs, Carl Leberecht F.

Haydn hatte sich die sehr beträchtlichen Summen aufgezeichnet, welche theils in Wien, theils an andern Orten durch die Aufführung seiner Oratorien zum Besten der Armen eingegangen waren. „Es geschieht nicht aus Eitelkeit, aber die Welt darf wohl wissen, daß ich kein unnützes Mitglied der Gesellschaft gewesen sey, und daß man durch die Musik auch Gutes stiften könne." Den Schluß seiner musikalischen Compositionen macht das bey Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienene und dem Grafen von Fries in Wien gewidmete 82. (richtiger 83.) Quartett:



„Es ist mein letztes Kind, sagte Haydn, als er mir die Partitur zur weiteren Besorgung übergab; aber es sieht mir doch noch ähnlich. Das Quartett besteht nur aus einem Andante und einem Menuet, die beyde schon im Jahr 1803 fertig waren. Haydn wartete bis ins Jahr 1806 auf Zunahme seiner Kräfte und auf eine günstige Stimmung, um noch ein Allegro hinzufügen zu können: aber umsonst; und daher ist, statt des fehlenden Stücks, die oben angeführte Visitenkarte abgedruckt worden, die aber aus Versehen als ein Canon betitelt ist.

Im Sommer 1806 wurde auch das kleine Clavier aus Haydns Wohnzimmer entfernt, weil ihm der Arzt alle Anstrengung untersagte, und ihm jede Versuchung dazu benehmen wollte. Haydn fühlte selbst, wie nöthig es zur Erhaltung seiner Gesundheit sey, diesen Rath

zu befolgen, denn wenn er sich von Zeit zu Zeit an sein englisches Fortepiano setzte, um zu phantasiren, so überfielen ihn Schwindel nach wenigen Minuten. „Nie hätte ich geglaubt, sagte er am 3. Sept. 1807, daß ein Mensch so sehr zusammensinken könnte, als ich es jetzt an mir fühle; mein Gedächtniß ist dahin, ich habe an dem Clavier zuweilen noch gute Ideen, aber ich möchte weinen, daß ich nicht im Stande bin, sie nur zu wiederhohlen und aufzuschreiben."

Nur durch Ruhe, eine sorgfältige Pflege und strenge Gleichförmigkeit in seiner ganzen Tagesordnung konnte er den Rest seiner Kräfte fristen. Das Gehen wurde ihm beschwerlich, weil seine Beine angelaufen waren, und er kam oft Monathe lang nicht aus einem Zimmer in das andre. Hier vertrieb er sich die Zeit durch Bethen, durch Rückerinnerungen an seine frühere Periode, besonders an seinen Aufenthalt in England, durch Lesen der Zeitungen und Untersuchung der kleinen Hausrechnungen; in den langen Winterabenden unterhielt er sich mit seinen Nachbarn und Dienstbothen über die Neuigkeiten des Tages, er spielte auch zuweilen Karten mit ihnen, und er belustigte sich an der Freude, die ihnen der Gewinn einiger Kreutzer verursachte.

Nach einem langen Zwischenraum war Haydn am 27. März 1808 wieder in einer öffentlichen Versammlung sichtbar, um Dank und Verehrung für seine vieljährige künstlerische Wirksamkeit zu empfangen. Es war der Tag, wo eine Liebhabergesellschaft ihre Conzerte im Universitätssaale durch Aufführung der Schöpfung, mit dem italienischen Texte von Carpani, beschließen wollte. Haydn wurde unter Trompeten- und Paukenschall, von vielen edlen Kunstfreunden Wiens begleitet, auf einem Lehnstuhl in die Mitte vor das Orchester gebracht. Zwischen seiner verehrten Fürstinn Esterhazy und einigen Virtuosinnen sitzend, umringt von Künstlern, Schülern, Männern und Damen vom ersten Range und einer äußerst zahlreichen Gesellschaft aus den gebildeten Ständen, erhielt Haydn von allen, die sich ihm nähern konnten, die aufrichtigsten Beweise von hoher Achtung, von der zärtlichsten Sorgfalt für sein kraftloses Alter, und von der Freude, daß es ihm vergönnt war, noch diesen Tag zu erleben. Deutsche Stanzen von Collin und ein italienisches Sonnett von Carpani zu Haydns Lob wurden unter die Zuhörer vertheilt, Salieri hatte die Direction der Musik übernommen, und die Ausführung war vortreflich. Bey der unmerklich vorbereiteten, plötzlich überraschenden, und in den hellsten und glänzendsten Accorden einherschreitenden Stelle: es ward Licht! brachen die Zuhörer, wie gewöhnlich in den lautesten Beyfall aus. Haydn machte eine Bewegung mit den Händen gen Himmel, und sagte: „es kommt von dort!" Aus Besorgniß, daß ein zu lang anhaltender Sturm von Empfindungen der Gesundheit des Greises gefährlich werden dürfte, ließ er sich nach dem Schlusse des ersten Theils auf seinem Sitze wegtragen. Er verabschiedete sich mit thränendem Auge, und streckte die Hand segnend gegen das Orchester aus.

Collin singt von dieser Scene:

Laut hörte man des Lebewohles Toben,
Geklatscht und Mitleidseuf zum Himmel dringen:
Er aber wandte seinen Blick nach oben,
Und dachte so sein volles Herz zu zwingen;
Doch aufgeregt will sich der Sturm nicht legen,
Und reißt ihn fort. Umsonst ist all sein Ringen.
Rasch sieht man vorwärts sich den Greis bewegen;
Und als er nun der Pforte nah gekommen —
Aus streckt er seine Hand zum Vatersegen!
Und alles weint! — Wohl wird er nie mehr kommen!

Er kam nicht wieder!

Ohne im eigentlichen Sinne krank zu seyn, fühlte Haydn doch immer drückender die Schwächen des Alters. Alle seine Kräfte schwanden, nur die Liebe gegen sein Vaterland und sein Kaiserhaus, dem er mit unerschütterlicher Treue zugethan war, schien noch seine letzten Lebensfunken aufzufrischen. So oft es die warme Witterung erlaubte, ließ er sich in den letzten Jahren seines Lebens in sein hinterstes Zimmer führen, um auf dem Fortepiano sein Lied: Gott erhalte Franz den Kaiser ꝛc. zu singen. Wie sehr mußten daher die unglücklichen Ereignisse des Frühjahrs 1809 auf ihn wirken? „Der unglückliche Krieg drückt mich noch ganz zu Boden!" wiederhohlte er oft mit thränenden Augen. Am 10. May rückte ein Französisches Armeecorps vor die Mariahülfer-Linie in Wien, welche von Haydn's Wohnung nicht weit entlegen ist. Man war eben im Begriff, ihn aus dem Bett zu bringen und anzukleiden, als 4 Kanonenschüsse das Haus heftig erschütterten. Mit voller Stimme rief er seinen geängstigten Leuten zu: „Kinder, fürchtet euch nicht, wo Haydn ist, kann euch kein Unglück treffen!" Der Geist war aber stärker als der Körper, er fing heftig an zu zittern, seine physischen Kräfte nahmen ab, doch spielte er bis zum 26. May täglich sein Kaiserlied, und zwar das letzte Mahl drey Mahl hinter einander mit unbeschreiblichem Ausdruck. Die Schwäche nahm zu, und er endete am 31. May 1809 Morgens um 1 Uhr im 78. Jahre seines Alters. Sein Leichnam liegt in einem eigenen Grabe im Gottesacker vor der Hundsthurmer-Linie in Wien.

(Der Beschluß folgt.)



Samstag, den —— 156. —— 30. December 1809.

Joseph Haydn.

(Beschluß.)

Nach einer so viel als möglich chronologischen Darstellung von Haydn's Schicksalen, fassen wir nun die hervorstechenden Züge seines Charakters und einige seiner Kunstansichten zusammen.

Haydn war von Statur klein, aber stämmig und von derbem Knochenbau; seine Stirne war breit und schön gewölbt, die Haut braun, die Augen waren lebhaft und feurig, die übrigen Gesichtszüge voll und stark gezeichnet, und aus der ganzen Physiognomie und Haltung sprach Bedächtlichkeit und ein sanfter Ernst. Die besten Büsten von Haydn sind unstreitig die, welche sein Freund, der geschickte Modellier bey der Wiener Porzellan-Manufaktur, Hr. Grassy (sein Tod am 30. Dec. 1807 fiel Haydn äußerst empfindlich,) nach dem Leben verfertiget hat. Die eine ist in natürlicher Größe und antiker Form, mit der Aufschrift:

Tu potis tigres comitesque sylvas
Ducere, et currentes rivos morari.

Die andere, in kleinerem Maßstabe, stellt Haydn mit der Perücke und in seiner gewöhnlichen Kleidung vollkommen ähnlich dar, und Grassy setzte darunter:

Blandus auritas fidibus canoris ducere quercus.

Zum Sprechen getroffen sind auch die Bilder von Haydn, welche ein Graveur, Nahmens Irwasch, zu Wien in Wachs als Cameen verfertigte. Unter den mir bekannten Kupferstichen ist der bey Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienene, obschon nicht ganz getreu, doch der beste. Johann Elßler, 18 Jahre hindurch Haydn's Copist und treuer Diener, ließ den Kopf seines Herrn nach seinem Tod in Gyps abformen.

Als Jüngling und Mann liebte Haydn derbe Speisen, und er stand immer früh auf; vom 70. Jahr an blieb er streng bey einer Lebensordnung, die sich ihm aus Erfahrung als die zuträglichste erprobt hatte. Er legte sich nähmlich Abends gegen 11 Uhr zu Bette, und stand gegen 8 Uhr auf; auch des Abends um 6 Uhr ruhte er eine halbe Stunde aus. Er speiste fast immer allein, und meistens zarte und leicht verdauliche Kost. Wenn von seiner Diät die Rede war, so setzte er gewöhnlich hinzu: „Ich bin der Welt zu nichts mehr nütze, ich muß mich wie ein Kind warten und pflegen lassen: es wäre wohl Zeit, daß mich Gott zu sich rief!"

Haydn sprach im breiten Österreichischen Dialecte, und seine Unterhaltung war mit jenen komischen und naiven, dem Österreicher eigenthümlichen Redensarten reichlich ausgestattet. In der Französischen Sprache hatte er wenig Fertigkeit, aber die Italiänische sprach er geläufig und gern; in der Englischen hatte er auf seinen zwey Reisen gelernt sich zur Noth auszudrücken, und von der Lateinischen verstand er alles, was in dieser Sprache bey dem katholischen Cultus vorkommt.

Noch im Jahr 1807 machte sich Haydn gegen gute Bedingungen verbindlich, daß seine Bücher, Musi-

kalien, Manuscripte und Medaillen nach seinem Tode dem fürstlichen Hause von Esterhazy zufallen sollten. Von ungedruckten und vollständigen Sachen findet sich unter den Manuscripten, außer einigen Kirchenstücken, sehr wenig. Das Interessanteste davon sind 46 Canons, meistens auf Deutsche Lieder, die in Haydn's Schlafzimmer unter Glas und Rahmen hingen. „Ich war nicht reich genug, sagte er, um mir schöne Gemählde zu kaufen; ich machte mir daher selbst eine Tapete, die nicht jedermann haben kann." Einst beklagte sich seine Gattinn über Mangel an Barschaft, und sagte ihrem Manne, daß, wenn er heute oder morgen stürbe, nicht einmahl so viel im Hause wäre, um ihn begraben zu lassen. Tritt dieser Fall ein, antwortete Haydn, so trage die Canons zum Musikverleger; ich stehe dir dafür, daß sie so viel werth sind, als mein Leichenbegängniß erfordert.

Haydn war sehr religiös gesinnt, und dem Glauben, in welchem er aufgewachsen war, treu ergeben. Sein Gemüth war von der Überzeugung, daß alle menschlichen Schicksale unter der leitenden Hand Gottes stehen, daß Gott der Vergelter des Guten und Bösen sey, daß alle Talente von oben kommen, auf's lebhafteste durchdrungen. Alle seine größeren Partituren beginnen mit den Worten: In Nomine Domini, und schließen mit: Laus Deo oder Soli Deo gloria. „Wenn es mit dem Componiren nicht so recht fort will, hörte man ihn sagen, so gehe ich im Zimmer auf und ab, den Rosenkranz in der Hand, bethe einige Ave, und dann kommen mir die Ideen wieder." In der Religion fand er auch den kräftigsten Trost für seine körperliche Gebrechlichkeit; er war in den letzten Jahren mit dem Gedanken an seinen Tod ganz vertraut, und bereitete sich dazu jeden Tag. Ohne über Gegenstände des Glaubens zu speculiren, nahm er an, was und wie es seine katholische Kirche lehrte, und sein Gemüth war dabey beruhigt. So ließ er sich in den Jahren 1807 und 1808 am Feste des heil. Peregrinus, des Patrons kranker Beine, vor das Servitenkloster fahren, und eine Messe lesen. In England schrieb er folgendes in sein Tagebuch ein: „Den 26. August 1794 ging ich nach Waverly Abbey, 40 Meilen von London, zum Baron Sir Charles Rich, einem ziemlich guten Violoncellspieler. Hier sind Überreste einer Abtey, die schon 600 Jahre steht. Ich muß gestehen, daß, so oft ich diese schöne Wildniß betrachtete, mein Herz beklemmt wurde, daß alles dieses einst unter meiner Religion stand."

Eine natürliche Folge von Haydn's Religiosität war seine Bescheidenheit; denn sein Talent war nicht sein eigenes Werk, sondern ein gütiges Geschenk des Himmels, dessen er sich dankbar bezeigen zu müssen glaubte. —

Seiner niedrigen Herkunft, seiner armen Verwandten, die zum Theil Schuster, Bauern und andere gemeine Handarbeiter waren, schämte sich Haydn so wenig, daß er vielmehr selbst oft davon sprach. Von seinen eigenen Werken sagte er: „Sunt mala mixta bonis; es sind wohl und übel gerathene Kinder, und hier und da hat sich ein Wechselbalg eingeschlichen."

Niemand war auch geneigter, fremdem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als Haydn. Von Emanuel Bach gestand er laut, das meiste, was er wisse, gelernt zu haben; eben so sprach er von Gluck, von Händel, und von seinen früheren Lehrern immer mit dankbarster Verehrung. „Wo Mozart ist, kann sich Haydn nicht zeigen!" so schrieb er, als man ihn zu gleicher Zeit mit Mozart nach Prag zur Krönung des Kaisers Leopold II. berief, und er wiederhohlte mit tiefer Rührung und thränendem Auge: „Mozart's Verlust ist unersetzlich; sein Spiel am Clavier vergesse ich in meinem Leben nicht; das ging an's Herz." Als Cherubini im März 1806 von Wien nach Paris zurück reiste, erbath er sich von Haydn eine seiner Original-Partituren. Haydn gab ihm die Partitur einer Symphonie, die in Paris besonders beliebt ist, und sagte ihm: „Erlauben Sie, daß ich mich Ihren musikalischen Vater, und Sie meinen Sohn nenne." Cherubini zerfloß in Thränen der Wehmuth.

Eine arglose Schalkheit, oder was die Britten Humour nennen, war ein Hauptzug in Haydn's Charakter. Er entdeckte leicht und vorzugsweise die komische Seite eines Gegenstandes, und wer auch nur eine Stunde mit ihm zugebracht hatte, mußte es bemerken, daß der Geist der Österreichischen National-Heiterkeit in ihm athme. In seinen Compositionen zeigt sich diese Laune ganz auffallend, und besonders sind seine Allegro's und Rondo's oft ganz darauf angelegt, den Zuhörer durch leichtfertige Wendungen des anscheinenden Ernstes in den höchsten Grad des Komischen, zu necken, und fast bis zur ausgelassenen Fröhlichkeit zu stimmen. Eben so ist die früher erwähnte Abschieds-Symphonie ein durchgeführter musikalischer Scherz.

Selbst körperliche Leiden konnten Haydn's heitern Sinn selten ganz niederschlagen, und wenn man ihn auch anfangs verdrießlich fand, und eben mit gepreßtem Herzen Abschied nahm, so rief er wenigstens bey

dem Weggehen noch: „viele Grüße an alle schönen Weiber!" oder irgend einen drolligen, mit seiner Lage contrastirenden Einfall nach. Den Frauenzimmern hatte er immer etwas Artiges zu sagen; es ergötzte den alten Mann, wiewohl ganz in den Schranken der Bescheidenheit, die Rolle eines verliebten Näschers mit ihnen zu spielen, und dann setzte er hinzu: „das gehört schon zu meinem Metier!" —

Haydn hielt in allem, was er that und was ihn umgab, viel auf Ordnung und Regelmässigkeit. Seine Zimmer waren immer reinlich und sauber, jedes Geräthe stand an seiner Stelle, und sogar auf dem Fortepiano lagen die Papiere und Noten nicht verworren unter einander. Er kleidete sich des Morgens gleich nach dem Aufstehen ganz an, so daß er nur Hut und Stock zu fordern brauchte, um überall sogleich erscheinen zu können; eine Gewohnheit, welche er sich in früheren Jahren zu eigen machte, wo ihn sein Fürst öfters unvermuthet zu sich rufen ließ. Wenn er Besuche erwartete, so steckte er einen brillantenen Ring an den Finger, und schmückte sein Kleid mit dem rothen Bande, woran die Bürger-Medaille getragen wird. Alle Abende sah er seine Wirthschaftsrechnungen selbst durch, „damit meine Leute nicht aus den Schranken treten." Ihm, der bey aller Anstrengung und Fleiß doch nur in seinem hohen Alter zu einiger Wohlhabenheit gelangt war, schien überflüssiger Aufwand eine Thorheit. Er hatte wenig Bedürfnisse, eine einfache Lebensweise war ihm von Jugend an zur andern Natur geworden, und er setzte eine Ehre darein, seine Ausgaben immer nach seiner Einnahme zu beschränken. Mit den Sparpfennigen unterstützte er seine Blutsfreunde. Seinem Bruder Michael in Salzburg (gestorben den 8. Aug. 1806.) hatten die Franzosen im Jahr 1800 seine wenige Barschaft und zwey silberne Uhren genommen. Haydn schickte ihm dafür eine goldne Uhr und Dose, und versprach auch Geld, sobald seine Interessen einlaufen würden. In seinem Testamente waren alle Nachkommen seiner Geschwister bedacht; seiner Wärterinn und seinem Bedienten, dem Sohn eines Notenschreibers bey der fürstlich Esterhazyschen Kapelle, der ihm seit 18 Jahren diente, war ein 2jähriger Gehalt und eine lebenslängliche Pension ausgesetzt.

Haydn's ästhetischer Charakter war das Werk einer glücklichen Naturgabe und des anhaltenden Studiums. Wer ihn von seiner Kunst reden hörte, hätte in ihm den großen Künstler nicht geahnet, und die Bemerkung Kants, „daß der Urheber eines Products, welches er dem Genie verdankt, selbst nicht wisse, wie sich in ihm die Ideen dazu herbey finden, auch es nicht in seiner Gewalt habe, dergleichen nach Belieben oder planmäßig auszudenken, und andern in Vorschriften mitzutheilen, die sie in den Stand setzten, gleichmäßige Producte hervor zu bringen," zeigte sich bey Haydn vollkommen bestätiget. Seine theoretischen Raisonnements waren höchst einfach; nähmlich: ein Tonstück soll haben einen fließenden Gesang, zusammenhängende Ideen, keine Schnörkeleyen, nichts Überladenes, kein betäubendes Accompagnement u. dgl. m. Wie diesen Forderungen Genüge zu leisten sey? das, gab er selbst zu, lasse sich durch keine Regeln erlernen, und hänge bloß von der natürlichen Anlage und von der Eingebung des innern Genius ab.

Er tadelte es auch, daß jetzt so viele Tonmeister componiren, die nie singen gelernt hätten; „das Singen sey beynahe unter die verlornen Künste zu rechnen, und anstatt des Gesanges lasse man die Instrumente dominiren." Dem Italiänischen Gesang räumte Haydn den Vorzug ein, und er rieth angehenden Künstlern, in Italien den Gesang, in Deutschland die Instrumental-Musik zu studieren. Schon das Klima Italiens trage zur Biegsamkeit der Stimme bey. Italiänische Sänger und Sängerinnen, welche bey der fürstl. Esterhazyschen Kapelle angestellt waren, änderten ihre Stimmen nach dem Aufenthalt von einigen Jahren in Ungarn; mehrere reisten nach Italien zurück, sie kamen wieder, und siehe da, ihre Stimmen hatten ihre vorige Schönheit wieder erlangt.

Händel sey groß in seinen Chören, aber mittelmäßig im Gesange; Gluck sey wegen seiner richtigen Intentionen und seiner Stärke, Piccini wegen seiner Anmuth und seines lieblichen Gesanges vorzuziehen. In der Kirchenmusik verdienen die Arbeiten seines Bruders Michael Haydn, eine der ersten Stellen: es sey aber nur Schade, daß dieses Fach so schlecht bezahlt werde, denn man könne sich mit einem Dudelsack mehr verdienen, als mit Offertorien und Messen. —

Aus der Menge seiner Compositionen sollte man schließen, daß Haydn sehr leicht gearbeitet haben müsse. Das war aber nicht der Fall. „Ich war nie ein Geschwindschreiber, und componirte immer mit Bedächtlichkeit und Fleiß. Solche Arbeiten sind aber auch für die Dauer, und einem Kenner verräth sich das sogleich aus der Partitur. Wenn Cherubini einige meiner Manuscripte durchsah, so traf er immer auf die Stellen, welche Auszeichnung verdienen."

Auf jede der zwölf Symphonien, welche Haydn in England componirte, verwendete er, freylich neben andern Beschäftigungen, einen Monath, auf eine Messe drey Monathe; doch erinnerte er sich, eine auch in einem Monath geschrieben zu haben, weil er damahls Krankheits halber nicht ausgehen konnte.

Haydn verfertigte seine Compositionen immer in einem Guß; er legte bey jedem Theil den Plan zur Hauptstimme ganz an, indem er die hervorstechenden Stellen mit wenigen Noten oder Ziffern bezeichnete; nachher hauchte er dem trockenen Skelett durch Begleitung der Nebenstimmen und geschickte Übergänge Geist und Leben ein. Seine Partituren sind rein und deutlich geschrieben, und es finden sich nur selten Correcturen darin; „das rührt daher, weil ich nicht eher schreibe, als bis ich meiner Sache gewiß bin."

Es wäre sehr interessant, die Veranlassungen zu kennen, aus welchen Haydn seine Compositionen dichtete, so wie die Empfindungen und Ideen, welche dabey seinem Gemüthe vorschwebten, und die er durch die Tonsprache auszudrücken strebte. Um es bestimmt zu erfahren, hätte man ihm aber eines seiner Werke nach dem andern vorlegen müssen, und das fiel dem betagten Manne lästig. Er erzählte jedoch, daß er in seinen Symphonien öfters — moralische Charaktere geschildert habe. In einer seiner ältesten, die er aber nicht genau anzugeben wußte, ist „die Idee herrschend, wie Gott mit einem verstockten Sünder spricht, ihn bittet, sich zu bessern, der Sünder aber in seinem Leichtsinn den Ermahnungen nicht Gehör gibt."

Er setzte im J. 1796, als die Franzosen in Steyermark standen, eine Messe, welcher er den Titel: „In tempore belli" gab. In dieser Messe sind die Worte: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, auf eigene Art mit Begleitung der Pauken vorgetragen, „als hörte man den Feind schon in der Ferne kommen." Bey den darauf folgenden Worten: dona nobis pacem, läßt er auf einmahl alle Stimmen und Instrumente rührend einfallen. Diese Messe ist Nro. 2. der gedruckten Partituren.

Haydn empfahl jedem Tonsetzer, die practischen Übungen nicht zu vernachlässigen, weil er aus eigener Erfahrung wußte, wie sehr dieses der Theorie zu Statten komme. „Ich war auf keinem Instrument ein Herenmeister, aber ich kannte die Kraft und die Wirkung aller; ich war kein schlechter Clavierspieler und Sänger, und konnte auch ein Conzert auf der Violine vortragen."

Als seine besten und dankbarsten Schüler pflegte er die Hrn. Pleyel, Neukomm und Lessel zu rühmen.

Notizen.

Wien, den 24. Dec. — Vorgestern und gestern wurde in dem k. k. Hof-Theater nächst der Burg, von der musikalischen Pensions-Gesellschaft, zum Vortheile ihrer Witwen und Waisen, des unsterblichen Haydn's vortreffliches Oratorium: Die Jahreszeiten, durch ein aus mehr als 200 Tonkünstlern bestehendes Orchester, und unter der neuen, für den Total-Effect sehr vortheilhaften Resonanz-Kuppel, ausgeführt. Die Hauptstimmen hatten Mlle. Fischer, Hr. Gottdank, und der k. k. Hofsänger, Hr. Weinmüller; die Direction aber der erste k. k. Hof-Kapellmeister Hr. Salieri übernommen.

Dieses Oratorium hatte Haydn, der seine rühmliche, und man kann sagen, einzige Laufbahn mit seinem Meisterwerke, die Schöpfung, schließen wollte, auf dringendes Ansuchen mehrerer Musikliebhaber von hohem Range, und vorzüglich auf Veranlassung des gelehrten Freyherrn van Swieten, dem Verfasser des Textes, componirt. Die Composition war auf die damahls singenden Hauptpersonen, Mlle. Ther. Saal (dermahlige Madame Gawet), Hrn. Doctor Rathmayr, und Hrn. Saal, eigends berechnet. Jeder Musikverständige weiß, wie viel Tonsetzer und Sänger dabey gewinnen, wenn ein großes Musikwerk mit vollständiger Vorauskenntniß der, zu dessen Ausführung gewählten Stimmen, geschrieben werden kann. Diesen großen Vortheil vorausgesetzt, denke man sich nun Mlle. Saal in der zartesten Blüthe der Jugend, ihre Silberstimme in der glänzendsten Periode, und jenen — zu dieser Gattung Vocalmusik einzigen Vortrag, der sein Verdienst nur in einfachem, aber höchst treffendem Ausdruck der Gefühle suchte. Das reitzende, unverdorbene, naive Hannchen hörte man nicht nur, man sah es auch, so wie der Dichter und der Tonsetzer es sich gedacht haben könnten. Man stelle sich ferners Hrn. Rathmayr vor, der damahls unstreitig der erste Deutsche Tenorist hier, und vielleicht in Europa war; seine männlich schöne Stimme, seinen energischen Vortrag. Man erinnere sich endlich des Hrn. Saal, dessen sonorer, biegsamer Baß damahls noch nicht durch die nachherige allzu große Anstrengung im Opern-Theater geschwächt war. Man wisse, daß alle diese drey Sänger, nebst ihren individuellen Kunstvorzügen, den unschätzbaren, jetzt so seltenen, Vorzug einer durchaus leicht verständlichen, classisch-richtigen Declamation hatten, und man wird begreifen, daß alle, welche die Jahrszeiten so aufführen hörten, durch die gegenwärtige Production derselben unmöglich ganz befriediget werden können. Zwar hat uns Hr. Weinmüller, dieser vortrefflichste aller bekannten Baßsänger, durch seine unvergleichliche Stimme (die der seltenste Verein von Kraft und Sanftheit so besonders auszeichnet), durch seinen schönen Vortrag und seine herrliche Declamation, das höchste Vergnügen gewährt; allein Mlle. Fischer — obschon sie in ihrer Art schön sang — und besonders Hr. Gottdank, der zwar gegenwärtig auf unseren Theatern als der beste Deutsche Tenor gelten kann, konnten die bittersüße Erinnerung an die einstmahlige,ersterwähnte Aufführung dieses Oratoriums nicht verwischen!

Das Orchester und die Chöre ließen uns das sonst gewohnte Ensemble hie und da vermissen. M.

Verbesserungen. Im vorhergehenden Blatte S. 619, Zeile 15 von oben, lies statt Petrnpolitana — Petropolitana. S. 620, Zeile 20 von unten, lies statt singen — spielen.



